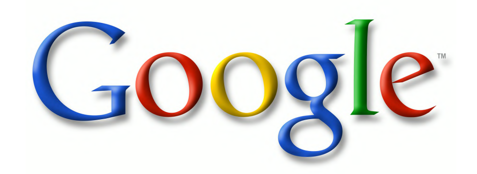
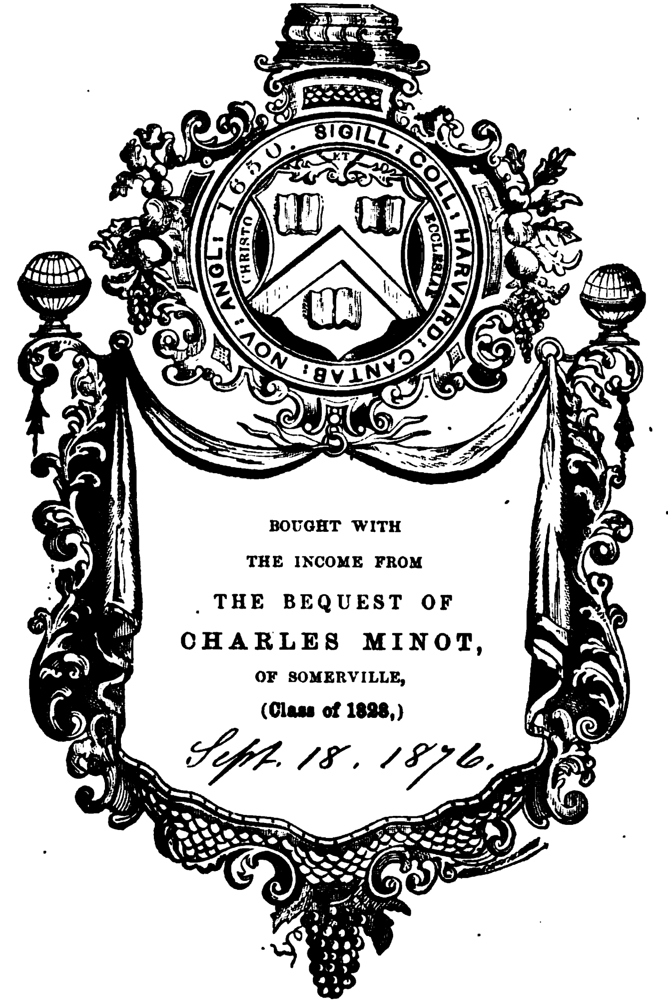
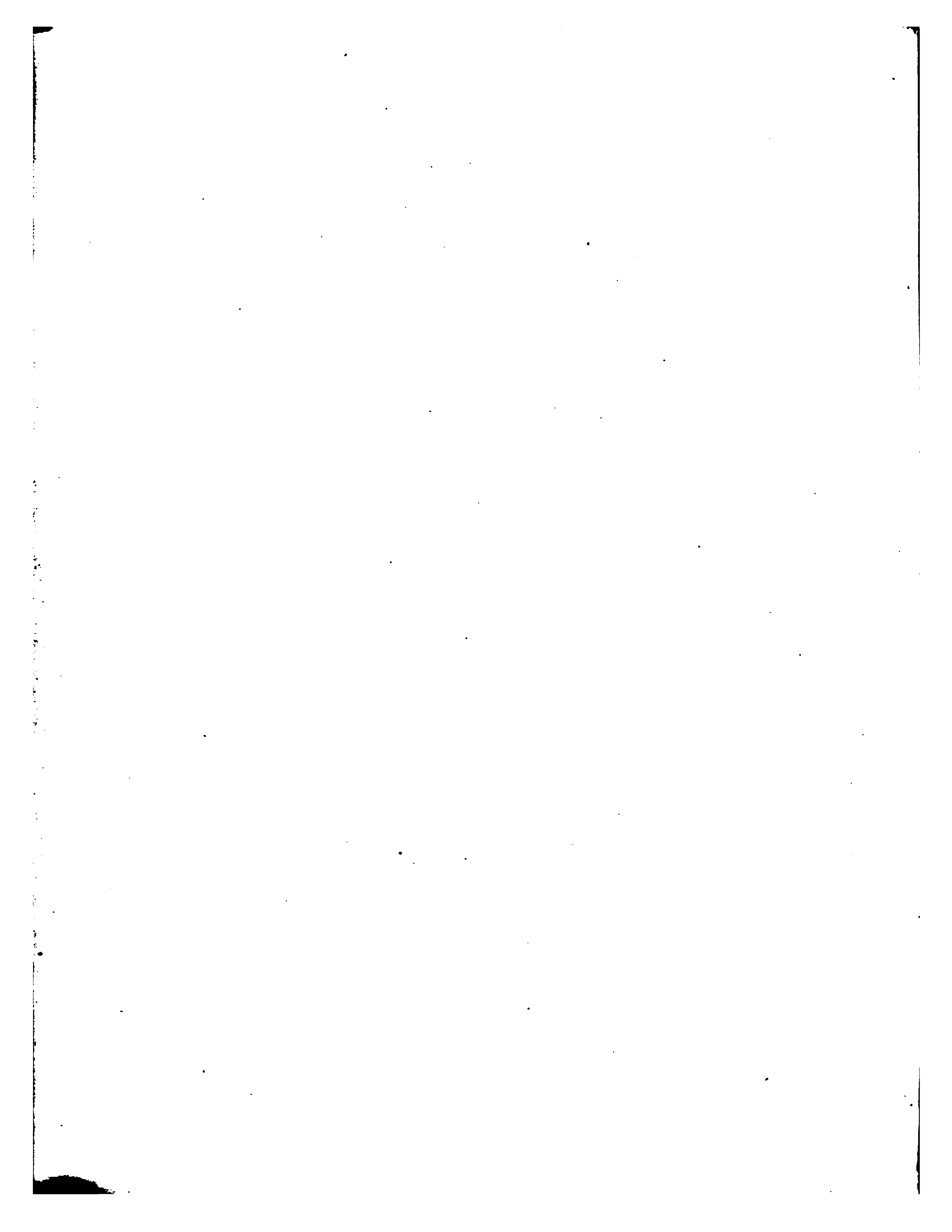
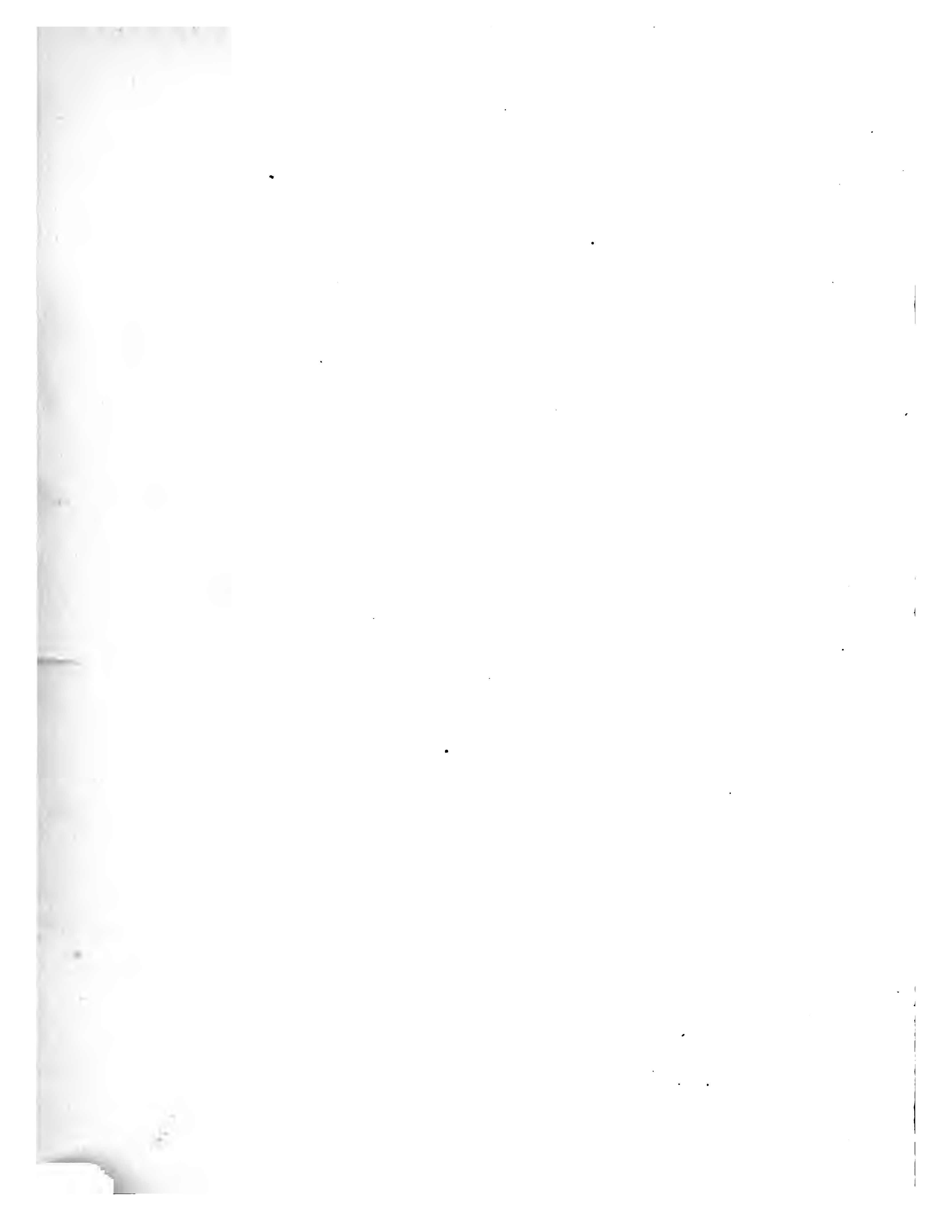



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
Sept. 18, 1876.





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1876.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1876.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1876.

1876, Sept. 18.
Minot Fund.
(No. 1 - 26.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1876.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1875.

Das Jahr der Baisse an der Börse ist auch kein Jahr der Hausse in der Literatur. Die beachtenswerthen poetischen Erscheinungen sind im Jahre 1875 an Zahl geringer als in den Vorjahren; das Drama zeigt allerlei Experimente und nur wenig Treffer, und auch auf dem Gebiete des Romans wird das Durchschnittsniveau nur von wenigen überschritten. Die Theilnahme des Publikums an den Dichtwerken droht sich noch zu verringern; im Theater sucht es nur Zerstreuung und Unterhaltung; selbst das Lustspiel wird vom Schwank verdrängt, und im Roman gilt das Schlechte ihm fast soviel als das Beste, wenn es nur gehörig mit Effecten zubereitet und gewürzt ist. Das große Publikum war allerdings auch in unserer classischen Epoche wenig anders geartet; das heutige hat wenigstens Respect vor der Tradition und bewundert dort, wo es von Jugend auf dazu angehalten wurde. Bedauerlich wäre nur, wenn sich die kleinere Gemeinde der Verständnißvollen, welche den poetischen Genius, wie aus den Erzeugnissen alter Zeiten, auch aus denen der Gegenwart herauszufühlen vermögen, verringern sollte.

Die namhaftern Dichter ruhten meistens in diesem Jahre auf ihren Lorbern aus. Es ist dies kein Unglück; denn die Lyrik kann man eben nicht fuderweise auf den Markt fahren. Im ganzen wird auch von den bessern Lyrikern eher zu viel gedichtet als zu wenig. Des zu früh verstorbenen Wolfgang Müller von Königswinter „Dichtungen eines Rheinischen Poeten" sind mit dem fünften und sechsten Bande, „Rheinisches Märchenbuch", „Rheinische Idyllen", abgeschlossen. Der talentvolle schlesische Platenide Konrad von Prittwitz-Gaffron hat „Neue Lieder" herausgegeben; von den „Gedichten" Hieronymus Lorm's, deren Gedankenschwere und düstere Weltanschauung bekannt sind, erschien eine zweite Auflage, ebenso von Theodor Fontane's frischen kernhaften „Gedichten". Der formgewandte Feodor Löwe gab „Neue Gedichte" heraus; Felix Dahn „Zwölf Balladen", die in allen Jahrhunderten spielen, A. Moeser anmuthige „Idyllen". Liebenswürdige Heiterkeit bei gefälliger Form athmen die „Gedichte" von Hermann Grieben. W. Constant ließ Dichtungen „Aus dem Psalter eines Poeten" erscheinen, der patriotische G. von Meyern „Balladen vom Elsaß".

Eine große Zahl von Lyrikern, welche dem Dienst der Musen mit stiller Lyrik huldigen, darunter manche, die sich zum ersten male auf ein Gebiet wagen, wo die selbstgepflückten Rosen oft für die fehlenden Lorbern Entschädigung bieten müssen, mögen hier in Reih und Glied folgen: E. Zabel: „Nocturno"; G. von Oertzen: „Liebeslieder aus jungen Tagen"; K. H. Ulrichs: „Auf Bienchens Flügeln"; E. Albrecht: „In sieben Farben"; O. Fleischmann: „Was ihr wollt"; S. Kohn-Herzfeld: „Liebe und Leben"; W. Kopp: „Bilder aus der Mark"; E. Leyden: „Schlichte Gedichte"; H. Lauer: „Rheinische Lieder"; O. Merres: „Glück auf!"; W. A. Jordan: „Anklänge und Reime"; F. W. J. Schröder: „Lieder aus verschiedenen Zeiten"; L. Werner: „Jugendträume"; E. Meyer: „Poetisches Vermächtniß"; H. Rocholl: „Aus der Stille"; E. F. Wyneken: „Verse und Reime"; A. Formey: „Nach Hause"; K. Telmann: „In der Einsamkeit"; U. Marbod: „Stechpalmen"; H. Helmers: „Das Buch der Prologe"; H. Heine, ein Namensvetter des gefeierten Dichters, falls der Name nicht ein Pseudonym mit anzufechtender Berechtigung ist: „Durch Nacht zum Licht", „Rom und Golgatha", „Taunuslieder"; G. Ueblin: „Aus dem Wiesenthale"; O. E. Ehlers: „Kornähren der Poesie"; F. Blum: „Rhein-, Wein- und Liebeslieder"; H. Müller: „Gedichte, erster Band: Lieder in Lust und Leid"; „Lieder eines Gefangenen"; P. Hörner: „Träume und Trümmer"; F. Kirchner: „Durch Kampf zum Sieg"; N. Tschudi: „Der

Friedensfreund"; K. Krez: „Aus Wiskonsin"; A. Baumann, M. Schaffrath, J. Hoffmann, J. Britzelmayr, M. Angely, A. von Rosenberg-Lipinsky, R. Plüß, F. Giese, C. W. T. Fischer, J. Pape: „Gedichte" (3. Aufl.). Auch an neuen Corinnen und Sapphos fehlt es nicht: Freiin Josephine von Knorr: „Neue Gedichte"; Josephine Lippert von Granberg: „Minne-Sinnen"; Karoline Gräfin Terlago, Gräfin Prokesch-Osten (Friederike Goßmann): „Rosenlieder"; Auguste Hyrtl, Fernande Gottschalk.

Auf der Warte der politischen Dichtung, die heutzutage nicht mehr die Herwegh'sche Warte der Partei ist, stehen einzelne Dichter, welche theils Gelegenheitsgedichte bei nationalen Gedenktagen spendeten, theils im Kampfe zwischen Staat und Kirche das Ghibellinenbanner tragen: E. Rittershaus: „Zur Sedanfeier"; H. Eckert: „Zur Weihe des Hermanns-Denkmals"; M. Evers: „Die Hermannsschlacht"; W. Krüer: „Ein deutsches Lied am Hermanns-Denkmal"; F. Höfmann: „Das Vaterlandsfest"; C. W. Schultze: „Deutsch und welsch"; W. Kopp: „Lorber und Cypresse"; A. Katsch: „Auf der Wacht am Rhein zu Kehl"; C. A. Heer: „Germanien und Italien"; H. Köhler: „Kuttenklopfe und Kuttenstaub"; H. Pröhle: „Neue Lieder aus Wittenberg gegen Rom" (2. Aufl.); F. Körner: „Hie Waiblingen, deutsche Lieder zu Schutz und Trutz"; W. Kopp: „Aus Sturmeszeit, 1813—15"; Michael Reichstreu: „Sonettensträuße"; O. von Schaching: „Blumen und Disteln", religiös-politische Lieder; „Bismarcklieder". G. Schwetschke hat seine deutschen und lateinischen Zeitgedichte 1866—75, die „Bismarckias", „Varzinias" und andere, gesammelt herausgegeben. Andere Anthologien sind: N. Hocker: „Das deutsche Vaterland"; M. W. Götzinger: „Deutsche Dichter" (5. Aufl.); „Worte der Liebe" von Elisabeth von Beckendorff und Ernst Leistner; F. C. Metzger: „Blüten für Herz und Haus"; „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger in Poesie und Satire"; „Poststammbuch, eine Sammlung von Liedern und Gedichten"; „Perlen deutscher Poesie"; A. Müldener: „Das Weib, Epigramme deutscher Dichter".

Der thätige Volksliedersammler F. W. Freiherr von Ditfurth hat „Einhundert unedirte Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren Singweisen" herausgegeben; G. Böse: „Walther's von der Vogelweide patriotische Dichtungen"; F. Miltner: „Die Dichtungen der Elisabeth Kulmann".

Unter den episch-lyrischen Gedichten finden sich diesmal mehrere Schlachtschilderungen: K. Schottmüller: „Fehrbellin"; E. R. Neubauer: „Nogaia oder die Steppenschlacht"; E. von Wildenbruch: „Sedan". Auch an Sagengedichten und Gedichten aus dem Mittelalter fehlt es nicht. A. Edzardi: „Schön-Helga und Gunnlaug"; H. Kleimon: „Die Rheinfahrt der Lore Lei"; J. Bernard: „Isidore von Lohma". Das gefährliche Gebiet der literarhistorischen Dichtung, welche großen Dichtern poetische Worte in den Mund zu legen gezwungen ist, bebaut M. Horn: „Goethe in Straßburg und Sesenheim". Wir erwähnen ferner: L. Freytag: „Graf Tankred"; Johannes Nordmann: „Eine Römerfahrt", eine größere epische Dichtung, von welcher bisher nur der erste Gesang erschien: „Der Bauernkrieg in Oberösterreich"; F. Pichler: „Runen und Reime, ein episches Liederbuch"; C. Telmann: „Meraner Herbsttage"; K. V. Ritter von Hansgirg: „Orient und Occident", epische Dichtungen; Gräfin Wilhelmine von Wickenburg-Almásy: „Marina"; A. Friedmann: „Biblische Sterne, drei Idyllen"; Wernine Zimmermann: „Auf Flügeln des Gesanges"; J. F. Ratschky: „Melchior Striegel". Einen heinisirenden, kecken, oft genialen Ton schlägt der „Tanhäuser in Rom", vom Verfasser des „Neuen Tanhäuser" an; während eine launige Färbung die Dichtungen von J. Wolff: „Der Rattenfänger von Hameln" und „Till Eulenspiegel redivivus, ein Schelmenlied" charakterisirt.

Was die dramatische Literatur betrifft, so ist die Muse unserer Dichter nach wie vor ebenso unerschöpflich in Trauerspielen, wie die Bühnen hartnäckig sind in der Versagung der Aufführungen. Von der großen Zahl der Trauerspiele, die wir hier anführen, sind nur drei bis vier auf die Bühnen gedrungen. Wer die Dichter warnt vor Stoffen, die einer der Gegenwart fremden Culturepoche angehören, muß sich mit der traurigen Rolle des Predigers in der Wüste zu trösten suchen; ja man wird ihm mit Grund entgegnen, daß einzelne Theaterdirectionen, wie z. B. die wiener, den antiken Stoffen besondere Vorliebe schenken und daß sich ein „Gracchus der Volkstribun" und „Arria und Messalina" von Wilbrandt, zu denen in neuer Zeit noch ein „Nero" des letztern Dichters und der „Tiberius" von Grosse getreten sind, auf den Repertoires der beiden Haupttheater der Donaustadt erhalten; ja man wird außerdem entgegnen, daß sich aus der mittelalterlichen Geschichte, wie „König Roderich" von Felix Dahn beweise, die frappantesten Tendenz- und Spektakelstücke schöpfen lassen, die auf der Bühne großes Glück machen und den ganzen kirchenpolitischen Conflict der Neuzeit in gothischem Costüm auf die Scene bringen und durch die Brecheisen der Königsknappen die Kirche aus allen ihren Verstecken jagen. Wir können indeß weder in den Cäsartragödien, in der Vorliebe für eine Epoche raffinirter Wollust und Grausamkeit, noch in einer das Mittelalter durch die herausforderndste moderne Tendenz illustrirenden Dichtung einen Fortschritt unserer dramatischen Literatur erblicken. Dort erscheint das Tragische als hypertragisch, als krankhaft raffinirt, hier als der polternde Ausdruck einer verkleideten Modephraseologie: beides arbeitet auf den Effect ohne tiefere Begründung hin; es gibt auch psychologische Decorations- und Coulisseneffecte.

Aus dem Alterthum entlehnt sind, außer den erwähnten Wilbrandt'schen Dramen, welche alle die Spur eines starken, aber künstlich erhitzten Talents tragen, das Trauerspiel „Brutus" von Heinrich Kruse, über dessen Verhältniß zu Shakspeare's „Julius Cäsar" die Kritik vielfach sehr nachdenkliche Betrachtungen angestellt hat; K. Kossack: „Iphigenia in Aulis"; E. Gervais: „Valerius Publicola"; H. Maaßen: „Der Tod des Patroklus" und „Die Korinthierinnen"; „Lukretia" von A. Offermann; Paul Höfer: „Armin"; H. Rahn: „Hermann der Cherusker". Zur antiken Sage greift A. Beer zurück in seinem „Phaeton", zur biblischen Tubalkain in dem Schauspiel „Der Thurm zu Babel", sowie C. Thomas in „Samson" und die anonymen religiösen Schauspiele „Ruth" und „Esther". Am kühnsten in seiner Stoffwahl erscheint Graf

N. Rehbinder, welcher ein Trauspiel „Jesus von Nazareth" gedichtet hat. Der deutschen Sagen- und Märchenwelt gehören an: T. Piderit: „Schön-Rothtraut"; Felix Dahn: „Markgraf Rüdeger von Bechelaren"; Arnd: „Kriemhild"; K. Säldemann: „Wineta". Andere Dramen mit historischen Stoffen oder wenigstens mit historischem Hintergrund sind des preisgekrönten und talentvollen Dramatikers Albert Lindner „Don Juan d'Austria"; Hermann: „Franz von Sickingen"; A. Prowe: „Copernicus"; des genialen Albert Dulk „Willa"; A. S. C. Wallis: „Johann de Witt" und „Der Sturz des Hauses Alba"; H. Schmidt: „Columbus"; A. Kohts: „Conradin"; L. Spach: „Heinrich Waser"; A. Petrick: „Konrad von Marburg"; J. Teutsch: „Sachs von Hartenech"; E. Gervais: „Ingiald der Skalde"; Gräfin Adele Bredow: „Diana von Lavergne"; P. Sirano: „Cesare Borgia"; E. Koppel: „Savonarola"; G. C. Hermann: „Schill"; W. Goldschmidt: „Der Gouverneur von Darien"; J. del Sotto: „Jacoba von Holland"; H. Bolze: „Messenhauser" und L. Zeitwart: „Maximilian von Mexico". Eine reiche, aber noch zu verschwenderische Phantasie beweist das Trauerspiel „Die letzten Tempelherren" von A. Saleck, während M. L. F. Mohr von seinem schon vielfach bewährten Talent in dem Trauerspiel „Die Unverantwortlichen" eine neue Probe gibt.

Von geschichtlichen Schauspielen fanden den Weg auf die Bühne das im beliebten Ton derbpreußischer Heldensprache gehaltene Stück von Emil Brachvogel: „Alte Schweden", und J. Werther's in moderner Zeit spielende und zeitgeschichtliche Motive ohne Ort- und Zeitangabe verwerthende Drama „Der Fürst von Isolabella"; von modernen Schauspielen besonders die elegante „Sirene" von S. Mosenthal und F. Spielhagen's patriotisches Schauspiel „Liebe für Liebe".

Andere Trauerspiele und Schauspiele sind: S. Kolisch: „Die Christin", A. Fitger: „Die Hexe"; C. Spruner: „Die Wege des Glücks"; J. Prott: „Parzival und Liasse"; das Volkstrauerspiel L. Anzengruber's „Hand und Herz"; G. Kastropp: „Helene"; M. Goldstein: „Aus Liebe"; H. J. Smith: „Ein Festtag"; F. Hofmann: „Dichterweihe" und „Drei Kämpfer"; das letztere ein Festspiel, welchem sich H. Helmer's „Am Tage von Sedan" anschließt.

Daß es an Buchtrauerspielen nicht fehlt, ist weniger auffallend, als daß es auch eine große Zahl von Buchlustspielen gibt, welche niemals das Licht der Prosceniumslampen erblicken; denn das Lustspiel hat ein lebhafteres Bedürfniß, die Puppenhülle der Buchdramatik zu sprengen und als Schmetterling um jenes Licht zu flattern. Doch gerade von den bühnenbeherrschenden Dichtern erscheinen die Hauptwerke verhältnißmäßig spät im Buchhandel. Von Paul Lindau's „Theater" ist der zweite Theil erschienen. Lustspiele, die bisjetzt noch mehr der Buchdramatik angehören, obschon für einige derselben die Stunde der Erlösung bereits angekündigt ist, sind: Ernst Eckstein: „Der russische Diplomat"; A. Günther: „Lustspiele"; E. Gervais: „Der neue Bruder aus dem Elsaß"; J. C. von Wieser: „Eine Liebe des Alcibiades"; T. Gesky: „Eine Frau, die schnupft" und „Eine hübsche Ueberraschung"; Baronin Elisabeth von Grotthuß: „Zwei Onkel aus Amerika"; E. Breisgauer: „Die Ungalanten"; F. W. Grimme: „Die Kinder aus der Musengasse"; W. W. Freiherr von Grasshoff: „Prinzeß Kätherle"; C. Mallachow: „List gegen Vorurtheil". H. Herhold hat zwei französische Lustspiele, „Im schwarzen Frack" von Dreyfus und „Station Elm" von Guillemot, für die deutsche Bühne bearbeitet. Von größern dramatischen Sammelwerken sind neue Lieferungen erschienen, so von Wallner's „Allgemeiner Schaubühne" die achtunddreißigste mit dem Lustspiel „Farbe halten" von Max Bauermeister, und die neununddreißigste mit dem Soloscherz „Ein Frühlingstraum" von M. Kahlen; von E. Bloch's „Volkstheater" Nr. 46, welche das ältere, aber frische Lustspiel von Arthur Müller „Die Verschwörung der Frauen" bringt. Von L. W. Both's „Bühnenrepertoire des In- und Auslandes" enthält die Nr. 287 das Lustspiel: „Das bewußte Wort", nach dem Französischen von T. Rose. Die Nr. 45 des „Neuen wiener Theaters" enthält das bereits erwähnte Anzengruber'sche Stück „Hand und Herz", die Nr. 48 den dramatischen Scherz „Er kann nicht lachen". Das von C. A. Görner herausgegebene „Deutsche Theater" bringt in dem einunddreißigsten Bändchen den localen hamburger Schwank „Hamburger Leiden" von J. Stinde, im zweiunddreißigsten das plattdeutsche Lustspiel „Tante Lotte" von demselben Verfasser. Die „Universal-Bibliothek", die es bis zu Nr. 690 gebracht hat, theilt ein Lustspiel von Ernst Wichert mit: „An der Majorsecke"; E. Bloch's „Theater-Correspondenz" in Nr. 64 ein komisches Genrebild von Ottfried Mylius: „Beim Standesbeamten".

Wir ersehen daraus, wie groß die Zahl der Sammlungen ist, welche die umherflatternde dramatische Atomistik unter Schloß und Riegel bringen. Die meisten dieser Sammlungen haben ein sehr ehrwürdiges Alter, wie die Zahl der bereits erschienenen Hefte beweist. Gleichwol werden noch immer neue derartige Repertoire-Albums unter den verschiedensten Titeln veröffentlicht. So liegen uns die ersten Hefte von A. Kühling's „Album für Soloscenen", „Declamationshalle" und „Theaterspecialität" vor, sowie ein erstes Heft „Socialistischer Theaterstücke", welches unter dem vielverheißenden Titel „Ein Schlingel" eine national-ökonomisch-sociale Humoreske bringt.

Daneben gibt es noch allerlei dramatische Imponderabilien, oder mindestens hermaphroditische, derartig zwischen dem Drama und andern Gattungen schwankende Erzeugnisse, daß sich ihr Geschlecht schwer bestimmen läßt. Wir rechnen dahin: die dramatisch bearbeiteten „Grundzüge der Schweizergeschichte" von J. Feierabend; die im vierten Band der „Dramatischen Werke" der Gisela von Arnim enthaltene dramatische Erzählung „Wie es unterdessen daheim war"; C. Engel's „Deutsche Puppenkomödien", von denen der dritte Theil vorliegt, welcher „Don Juan oder der steinerne Gast" und „Cyrus, König von Persien" enthält; das „Lustige Komödienbüchlein" von W. Pocci, von dem das fünfte Bändchen vorliegt; mundartliche Lustspiele von E. Streff: „Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund".

Wenn die Buchdramatik sich der stiefmütterlichsten Theilnahme des deutschen Publikums zu erfreuen hat, welches nicht einmal die beliebtesten Bühnenstücke namhafter Autoren seiner Privatbibliothek einzuverleiben pflegt,

so ist es in Bezug hierauf besser mit dem **Roman** bestellt, obschon auch hier ein großer Theil der Leser sich an die Leihbibliotheken hält. Der Novellist Paul Heyse hat seinen „Kindern der Welt" einen zweiten Roman: „Im Paradiese", folgen lassen, der in den Kreisen der münchener Künstlerwelt spielt und die Berechtigung sittlicher Licenzen nach der alten Theorie der romantischen Schule für die künstlerischen Genies in Anspruch nimmt. Bei graziösen Schilderungen im einzelnen erwecken doch die Hauptpersonen kein spannendes Interesse, und die Ergüsse eines localen Künstlerhumors sind viel zu zahlreich und langathmig. Ein anderer, meist in Rom spielender Künstlerroman ist „Benvenuto" von Fanny Lewald; auch E. Pasqué hat einen Künstlerroman veröffentlicht: „Aus dem Leben eines Sängers". Im vorigen Jahrhundert spielt Alfred Meißner's „Die Bildhauer von Worms". Andere Romane aus unserm gesellschaftlichen Leben sind: „Die zweite Frau" von der productiven Novellistin der „Gartenlaube" E. Marlitt; „Das Majorat" und „Ideal und Wirklichkeit" von dem jüngst verstorbenen Gustav vom See, der im letzten Jahre trotz seines hohen Alters eine größere Fruchtbarkeit entwickelte als je zuvor; C. M. Sauer: „Reclame" und „Die Loge zur brennenden Fackel"; E. Werner: „Gesprengte Fesseln", ebenfalls in dem Weltblatt „Die Gartenlaube", wie die Marlitt'schen Romane, zuerst mitgetheilt; Max Ring: „Der große Krach" und „Eine unversorgte Tochter"; L. Habicht: „Schein und Sein"; L. Kompert: „Zwischen Ruinen"; J. Rank: „Im Klosterhof"; E. A. König: „Unter den Frommen" und „Haus Friedberg"; H. Wachenhusen: „Im Bann der Nacht"; E. Wichert: „Das grüne Thor"; Levin Schücking: „Feuer und Flamme"; Wilhelmine von Hillern: „Die Geier-Wally"; Graf S. Grabowski: „Silber und Scheidemünze" und „Die Erbin"; P. Galen: „Der Einsiedler vom Abendberge"; E. Schlieben: „Hinter der Front"; E. Eisler: „Sein eigner Anwalt"; E. Freiherr von Bibra: „Wackere Frauen"; F. Kürnberger: „Der Haustyrann"; G. Hartwig: „Metamorphosen"; Marie Calm: „Leo"; J. Mühlfeld: „Kleine Romane"; F. Lilla: „Das Geheimniß von Telworth Castle"; A. Brennecke: „Verschiedene Stände"; O. Bach: „Nationale Gegensätze"; A. Feldberg: „Süd und Nord"; A. Schaeffer: „Angeboren"; Anny Albert: „Harte Gesetze"; „Ein Frauenherz", Roman vom Verfasser der „Christine"; E. Lenneck: „Der Erbe von Bedford"; H. Tharau: „Ein erloschenes Geschlecht"; A. Ohorn: „Der Klosterzögling"; T. Hermann: „Allein und frei"; J. Hallervorden: „Gleich und Gleich"; Graf A. Baudissin: „Das Damenstift"; A. Stutzer: „Drei Städte"; J. van Dewall: „Graumann" und „Ein Frühlingstraum"; M. Elton: „Erziehungsresultate"; A. von Winterfeld: „Die Unzertrennlichen"; Helene von Hülsen: „Traum und Wahrheit"; C. Köhler: „Exportirt"; F. Henkel: „Aus Langeweile"; G. Hesekiel: „Der Schultheiß von Zeyst"; Freiin Ferdinande von Brackel: „Die Tochter des Kunstreiters"; E. M. Vacano: „Der Roman der Adelina Patti"; M. Wassermann: „Judah Touro"; Mariam Tenger: „Drei Cassetten"; E. A. von Dedenroth: „Jesuitenränke"; B. Möllhausen: „Die Hyänen des Capitals".

Eine stattliche Reihe von Romanen, theils von bewährten Autoren, theils von jüngern Anfängern verfaßt! Der Eindruck dieser Production wird noch imposanter, wenn man erwägt, daß fast jeder dieser Romane einen Umfang von drei Bänden hat, mindestens die ein- und zweibändigen sich entschieden in der Minorität befinden.

Etwas weniger angebaut ist der historische Roman, obschon sich das von ihm beherrschte Terrain von der Urgeschichte bis zur neuesten Zeitgeschichte erweitert hat. Für den Roman der altersgrauen Zeit ist Freytag's Vorbild entscheidend gewesen, obschon die neueste Abtheilung der „Ahnen": „Die Brüder vom deutschen Hause", keineswegs die gelungenste dieser Erzählungen, bereits in der Hohenstaufenzeit spielt. Weiter zurück greifen die Romane von E. A. Quitzmann, der die dritte Abtheilung seiner „Götterwanderung und Götterdämmerung" unter dem Titel „Der Hain der Nornen" erscheinen ließ. Von A. Kotte erschien ein Roman: „Die große Sünderin Maria von Aegypten", der im 4. und 5. Jahrhundert spielt. Andere historische Romane sind: F. C. Schubert: „Wlasta"; A. Otto-Walster: „Braunschweiger Tage"; O. Müller: „Diadem und Maske"; R. Hellbach: „Das Ende des Hauses Frangipani"; Mariam Tenger: „Der Koppenteufel"; F. Trautmann: „Die Glocken von Sanct Alban, Stadt- und Familienroman aus bewegten Zeiten des 17. Jahrhunderts"; Anna Löhn-Siegel: „Die Kinder der Clarize Strozzi", Roman aus dem 16. Jahrhundert; A. E. Brachvogel: „Der Schlüssel"; C. Müller: „Verkaufte Seelen"; R. Gottschall: „Im Banne des Schwarzen Adlers". Zahlreich sind die Romane, welche die neueste Zeitgeschichte behandeln, darunter ein neunbändiger Roman von A. Mels: „Unsichtbare Mächte", die dritte Abtheilung des G. Samarow'schen Romans „Um Scepter und Kronen", von dem die dritte Abtheilung den Titel „Zwei Kaiserkronen", die vierte den Titel „Kreuz und Schwert" führt; „Des Cäsars Ende", Zeitroman von S. J. Retcliffe, auch Abschluß des Romans „Der Todesgruß der Legionen" von Gregor Samarow, also eine Fusion der beiden Linien, welche den Zeitroman beherrschen. Von dem Roman der Luise Mühlbach: „Von Königgrätz bis Chislehurst" erscheint eine Volksausgabe.

Der Lieferungsroman, eine Form, in welcher indeß auch einzelne Erscheinungen von einem nicht aus der Literatur herausfallenden Gepräge erscheinen, wie C. Müller's „Verkaufte Seelen", steht in vollster Blüte; einer eingehenden Besprechung bedürfen diese Romane nicht, sie sind ziemlich alle nach derselben Schablone verfaßt. Möglichst packende Stoffe, starke Sensationsmotive, die bei einigen so stark sind, daß sie an die bluttriefenden Meßtableaux erinnern, eine hin- und herflackernde grelle Beleuchtung in Stil und Darstellung: das sind ihre unverkennbaren gemeinsamen Merkmale. Die beliebtesten Stoffe ergibt der folgende Index: H. von der Sieg: „Harold der Zigeunerkönig"; L. Mühlfeld: „Das Testament des Freimaurers"; G. von Brühl: „Suleika, die Perle des Harems"; „Frau von der Meeden und die schöne Jüdin aus Gumpelt's Stift", hamburger Sittenroman; B. Heßlein: „Fünf Milliarden", social-politischer Roman aus Berlins Gegenwart; C. Etlar: „Der Landesfeind", geschichtlicher Roman aus Dithmarschens Vergangenheit; C. Reinfels: „Ein

fürstlicher Brudermörder oder die Schreckensnacht der Bastille"; G. F. Born: „Die Stumme von Portici oder das Blutbad von Neapel"; K. Schmeling: „Ein falscher Fürst und Jesuitenzögling"; „Der Geisterbeschwörer oder vom Tode auferstanden"; M. Herz: „Vom Bettelstab zur Million, historischer Sensationsroman"; „Das graue Haus oder die neuen Geheimnisse von Wien"; W. Grothe: „Die Kinder des Glücks oder Deutschlands Erhebung"; A. Sondermann: „Preciosa, das Zigeunermädchen, oder Kindesraub und Mutterliebe"; Ludwig: „Der kühne Pascher-Toni vom Böhmerwalde"; G. Berthold: „Die Päpstin Johanna, genannt der Papst im Unterrocke"; W. G. Nicolai: „Kaiserkrone und Todtenkranz, oder Jesuitenränke und Frauenliebe"; A. Sondermann: „Der Prophet", Volksroman aus der neuesten Zeit.

Schon bei den meisten Titeln dieser Romane weht uns der Hauch einer meßbudenartigen Romantik an; doch steht die große Production auf diesem Gebiete mit der Consumtion, wie es scheint, im Einklang, was immerhin als ein culturgeschichtliches Phänomen gelten mag.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Karl Gutzkow's „Gesammelte Werke".

Erster Artikel.

1. Gesammelte Werke von Karl Gutzkow. Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie. Erster bis zehnter Band. Jena, Costenoble. 1875. 8. In Lieferungen zu je 60 Pf.
2. Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. Berlin, Hofmann u. Comp. 1875. 8. 6 M.

Daß ein Schriftsteller von Ruf durch eine Gesammtausgabe seiner Werke die Summe seiner literarischen Leistungen, seiner geistigen Lebensthätigkeit zieht, ist so berechtigt, daß er gewiß die wärmste Theilnahme des Publikums erwarten darf. Die Eigenart des Autors selbst fällt indeß dabei immer ins Gewicht. Nur bei wahrhaft reichen und schöpferischen Geistern entsteht in solcher Weise ein Gesammtbild, dessen einzelne Züge sich ergänzen und das dem Autor dadurch erst eine zweifellose, der einzelnen Schöpfung gegenüber oft verkannte Bedeutung gibt. Bei einseitigen Köpfen und Dichtern, welche etwa nur auf einem Gebiet, z. B. demjenigen der Lyrik, fruchtbar waren, wird eine solche Sammlung vielleicht durch die Wiederholung des Gleichartigen ermüden, mindestens nicht dazu dienen, den Eindruck geistiger Bedeutung zu erhöhen.

Es sind in letzter Zeit mehrfach größere Gesammtausgaben erschienen, von Grillparzer, Alfred Meißner, Paul Heyse, Gerstäcker, Moritz Hartmann; doch scheint nur die Ausgabe von Grillparzer einen buchhändlerischen Erfolg errungen zu haben. Gleichwol sollte das Publikum, das schon so lässig ist im Ankauf der einzelnen literarischen Producte eines Schriftstellers, solchen Gesammtausgaben gegenüber seine Unlust im Bücherkauf aufgeben; denn gerade in solchen Ausgaben besteht ein vorzüglicher Schmuck jeder Privatbibliothek, und es sollte in der That in Deutschland für ein Zeichen von Bildung gelten, wenigstens die namhaften deutschen Autoren der neuesten Zeit mit ihren Sämmtlichen Werken zu besitzen. Leider ist dies bisjetzt noch nicht zur Mode geworden; es fehlt an den tonangebenden Beispielen, und man begnügt sich im besten Fall mit diesem oder jenem Dichtwerk, das dem Besitzer zufällig ins Garn gelaufen ist.

Solche Gesammtausgaben haben für die Autoren indeß noch eine andere Bedeutung, und auch insofern hat die Nation die Verpflichtung, diese geistige Summe ihres Wirkens für sie oder ihre Verleger nicht zu einem finanziellen Deficit werden zu lassen. Es ist die Arbeit ihres ganzen Lebens, die hier zu einem Kapital geworden ist, welches der Familie hinterlassen wird, damit dieselbe von den Renten desselben lebe, und es ist in der That die würdigste Nationalbelohnung für einen verdienten Schriftsteller, wenn viele Tausende, die sich einmal an diesem oder jenem seiner Werke erfreuten, durch Anschaffung der Gesammtausgabe den Dank für den gewährten geistigen Genuß aussprechen. Wie oft ist schon solche Nationalbelohnung durch Sammlungen und Subscriptionen für die Familien beschafft worden; uns erscheint es aber weit würdiger und einzig angemessen, wenn die Schöpfungen der Talente selbst die dauernde Grundlage eines solchen Ertrags bilden. Doch die jetzt herrschende Mode ist eben literaturfeindlich, und alle Proteste werden dies nicht ändern.

Die Gesammtausgaben bieten indeß auch ihre besondern Gefahren; man kann sagen, daß die Goethe'sche Gesammtausgabe hierin ein bedenkliches Vorbild gewesen ist. Es sind nicht nur die Gedichte, die poetischen und dramatischen Hauptwerke, die hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten in dieselbe aufgenommen worden, nicht blos die Maximen und Betrachtungen, in denen ein so schwerwiegender Theil seiner Lebensweisheit enthalten ist; nein, man hat auch alle seine vereinzelten Kritiken und so viele fliegende Blätter von ihm, als man nur immer erhaschen konnte, gesammelt, so der Ausgabe wol das Ansehen großer Vollständigkeit, aber auch einen beträchtlichen Umfang gegeben, und es gehört die deutsche Pietät gegen die „fertigen" Classiker dazu, um so viel Werthloses mit in den Kauf zu nehmen. Wir erinnern nur an die Goethe'schen Hoffestgedichte und Hoffestspiele, die zu dem Unerquicklichsten gehören, was unsere classische Literaturepoche aus der Feder schlafender Homere hervorgebracht hat. Doch was bei unserm literarischen Olympier erlaubt war, wird unerlaubt bei den diis minorum gentium, und die neuern Schriftsteller, denen nicht der Heiligenschein goldener Classicität die Stirne schmückt, mögen wohl erwägen, was von ihren Schriften der Aufbewahrung werth erscheint, und dafür Sorge tragen, daß sich die Gesammtausgabe nicht aus Schriften rekrutirt, die nur im Papierkorb eine Stätte finden sollten.

Wenige unserer neuern Autoren dürften mit solchem Recht die Theilnahme des deutschen Publikums für ihre „Gesammelten Werke" in Anspruch nehmen wie Karl Gutzkow, der vier Jahrzehnte hindurch im Mittelpunkte

der literarischen Bewegung stand und stets einen Ausfall an Erfolg, welchen einzelne seiner neuern Werke hatten, durch den Ueberschuß nachhaltiger Wirkungen deckte, den er mit frühern Dichtungen davongetragen. Hierzu kommt, daß Gutzkow immer demjenigen, was die Zeit geistig erfüllte, mit glühendem Eifer zugewendet war, daß sich daher mehr oder weniger die ganze Geschichte jener Jahrzehnte in seinen Schriften spiegelt. Ist doch von der ganzen lichtfreundlichen Epoche kaum etwas anderes als dauerndes Denkmal übriggeblieben außer Gutzkow's „Uriel Acosta", in welchem er dem Märtyrerthum der Rationalisten tragische Bedeutung gab; und jene Epoche, deren Höhenpunkt durch die Idee der Märztage 1848 bestimmt wurde, hat in den „Rittern vom Geiste" die erschöpfendste dichterische Darstellung gefunden. Auch in den verschiedenartigsten Fächern poetischer Production, mit Ausnahme der Lyrik, hat Gutzkow Hervorragendes geleistet, im Trauerspiel und Lustspiel, im Roman und in der Novelle, vor allem aber auch in jenen jungdeutschen Grenz- und Mischgattungen der kritischen Betrachtung, der touristischen Schilderung, der publicistischen Charakterzeichnung, und wenn ihm auch der höhere Schwung der großen Dichter meistens fehlt, so bewahrt er doch die seltenste Feinfühligkeit und Feinspürigkeit, eine eigenartige Welt- und Lebensanschauung, große Gewandtheit in der Beherrschung der Technik der von ihm gepflegten dichterischen Gattungen, einen umfassenden Geist, ein weiches Gemüth, und keinem unserer neuen Autoren ist es wie ihm gelungen, das zu schildern, was wir als geistige Atmosphäre bezeichnen möchten, sei es diejenige, welche als ein feinerer Dunstkreis über einzelnen großen Städten schwebt, sei es das Fluidum, welches von politischen und religiösen Richtungen ausströmt und mit einem besondern geistigen Lichtschein ihre Vertreter umgibt.

Wir freuen uns daher, alle Documente einer so reichen geistigen Thätigkeit in der neuen Gesammtausgabe vereinigt zu finden, möchten aber allerdings auf unser oben ausgesprochenes Bedenken zurückkommen, daß dem Flüchtigen und Vergänglichen und dem Mislungenen, welches ja bei einer so unermüdlichen Productivität nicht fehlen kann, nicht ein allzu breiter Raum gewährt würde, schon um die Zumuthung an die Genußfähigkeit des Publikums und an seine finanzielle Leistungsfähigkeit nicht auf eine zu gewagte Probe zu stellen. Ueberhaupt soll bei einer Gesammtausgabe die Kritik mit unerbittlicher Strenge präsidiren und gerade das Wesentliche, Bleibende, Bedeutende allein zulassen. Uns scheint die Ansicht verkehrt, als müsse dieselbe ein erschöpfendes Bild der dichterischen Entwickelung geben, sodaß auch das Verfehlte, die künstlerische Verirrung, alles Beiläufige, was im dichterischen Atelier abfällt, mit auf die Nachwelt gebracht werde. Im Gegentheil, wer sein Interesse für den Autor in so eingehender Weise bewähren möchte, wird immer in der Lage sein, sich die einzelnen Schriften nachträglich zu verschaffen, welche als Krankheitssymptome oder als eine Sammlung von Gedankenschnitzeln oder allerlei Curiositätenkram für den Forscher oder Liebhaber oder besondern Verehrer, der mit dem Autor gleichsam durch dick und dünn geht, ein pretium affectionis besitzen. Eine Gesammtausgabe soll aber immer nationale Geltung haben und die literarhistorische Curiosität ausschließen. War dies bei Goethe nicht der Fall, so vergessen wir nicht, daß es sich hier eben um Goethe handelt.

Die uns vorliegende erste Serie der Gutzkow'schen Werke enthält meistens Erzeugnisse seiner ersten schriftstellerischen Epoche, der jungdeutschen Sturm- und Drangepoche, denen hin und wieder spätere Ergänzungen beigefügt sind, sowie an die kleinern Erzählungen sich die spätern Erzeugnisse auf novellistischem Gebiete anschließen. Jene Thätigkeit war eine vorwiegend journalistische und kritische, auf Erforschung des Zeitgeistes, auf die stereoskopische Darstellung der politischen und socialen Gruppirungen, auf die Porträtirung hervorragender Persönlichkeiten gerichtet; auch der größere mitgetheilte Roman „Basedow und seine Söhne" hat eine vorzugsweise tendenziöse Bedeutung und muß als eine pädagogische Satire betrachtet werden. Ein großer Theil dieser Schriften hat jetzt historischen Werth: einen zeit- und culturhistorischen in Bezug auf die Geschichte der damaligen Gegenwart, einen literarhistorischen in Bezug auf die Entwickelung des Dichters selbst.

Die Gesammtausgabe schließt sich in ihrer Anlage diesem Entwickelungsgang an und unterbricht die Folge nach chronologischem Princip nur hin und wieder durch Hinzufügungen, welche eine Zusammenstellung des Gleichartigen ins Auge fassen. Wir glauben, daß es für den buchhändlerischen Vertrieb derselben günstiger gewesen wäre, wenn die Hauptwerke gleichsam wie Grundpfeiler des ganzen Unternehmens die erste Stelle in dieser Gesammtausgabe eingenommen hätten; denn die Theilnahme des Publikums knüpft sich an einzelne Namen und Titel, an die Haupterfolge eines schriftstellerischen Lebens, und es wird leicht verstimmt, wenn es nichts davon in den ersten Bänden findet. Mindestens wäre das gleichzeitige Erscheinen mehrerer Serien wohl zu empfehlen gewesen. Der Autor hat es vorgezogen, die leichten journalistischen Tirailleurs aus dem ersten Jahrzehnt seiner literarischen Thätigkeit dem Gros vorauszuschicken; aber diese zerflatternden Schützenlinien lassen zu lange auf ihren gewichtigen Soutien warten. Die Gesammtausgabe gewinnt dadurch einen skizzenhaften Zug; manche Bände gemahnen wie eine verspätete Sammlung von Journalartikeln. Wir meinen, daß die großen Romane den kleinen Novellen und Erzählungen hätten vorausgehen, daß die „Säcularbilder", die „Oeffentlichen Charaktere" und ähnliche Sammlungen erst hinter den dichterischen Schöpfungen hätten folgen sollen, ähnlich wie dies in den Ausgaben der Goethe'schen Werke der Fall ist; alles, was dem Gebiete des Studiums, der Kritik, der flüchtigern Unterhaltung angehört, folgt hier erst auf die Dichtungen, welche die Souveränetät des Goethe'schen Genius wie „einen rocher de bronze stabilirt haben". Die zerstreuenden Lichter einer vielseitigen Bildung dürfen erst den Nachschimmer bilden zu dem vollen Glanz der künstlerischen Schöpfung. Die Chronologie hat nur Werth für die Literaturgeschichte; das Publikum geht von Haus aus auf das Große und Ganze, auf die Werke von dauernder Bedeutung und wird ungeduldig, wenn ihm dieselben zu lange vorenthalten werden.

Nachdem indeß eine solche Anordnung einmal beliebt worden ist und wir nach dem Grundsatze dramatischer Steigerung von der Exposition dichterischen Schaffens zu

seinen Höhepunkten emporsteigen sollen, so fügen wir uns einem Fortgang, welcher dem Kritiker für die Darlegung innerer Entwickelung nicht unwillkommen ist, und weisen gern auf die reichen Schätze hin, welche der fortflutende Goldfluß des Gutzkow'schen Geistes bei seiner wachsenden Strömung ablagert. Es wird wenig deutsche Autoren geben, welche sich mit Gutzkow in Bezug auf geistigen Reichthum messen können, und darum sind uns auch alle einzelnen Blätter in Prosa und Vers genehm, welche in das große Album der Gesammtausgabe eingefügt sind. Keins derselben ist inhaltleer, und alle athmen den geistig würzhaften Duft dieses eigenartigen Talents.

Gutzkow hat mehrere Anläufe zu einer Autobiographie gemacht; sie sind jedenfalls das erste, was eine Kritik seines gesammten Schaffens ins Auge fassen muß. Der erste Band der Sammlung bringt die Schrift „Aus der Knabenzeit", welche in der zweiten Ausgabe durch Zusätze bis zum Jahre 1831 fortgeführt worden ist. Gutzkow selbst weist in der Vorrede auf die spätere Ergänzung, den Aufsatz „Das Kastanienwäldchen in Berlin" hin, der zuerst im „Salon", dann in der Sammlung „Die schönern Stunden" erschien. Doch durfte dieser in einer Gesammtausgabe wol nicht fehlen; er mußte sich unmittelbar an die Erinnerungen der Gymnasialzeit anschließen, da er die Universitätsepoche behandelt. Wahrscheinlich machten buchhändlerische Rücksichten vorläufig die Verwerthung dieses Aufsatzes unmöglich, was für eine Gesammtausgabe immerhin ein mislicher Ausfall bleibt, da die spätere Ausfüllung einer hier am Anfang klaffenden Lücke die Zerreißung des innern Zusammenhangs nicht aufheben würde. Diese unvermeidliche Lücke wird aber durch das fortgehende Schaffen des Dichters ins Licht gesetzt, der an seiner Autobiographie rüstig weitergearbeitet hat, seitdem die ersten Lieferungen der Gesammtausgabe erschienen sind. Die „Rückblicke auf mein Leben" schließen sich dort an, wo der Aufsatz über „Das Kastanienwäldchen in Berlin" aufhört und reichen bis zum Jahre 1849, sodaß für die Folgezeit wol eine abermalige autobiographische Ergänzung in Aussicht steht.

Gutzkow hat entschiedenen Beruf zur Autobiographie; die außerordentliche Vielseitigkeit seiner Bildung, seine feine Beobachtungsgabe, sein ungewöhnliches Darstellungstalent befähigen ihn wie wenige zur Schilderung des Selbsterlebten. Nur bleibt zu bedauern, daß die Abfassung der einzelnen Bruchtheile der Selbstbiographie zu verschiedenen Zeiten den einheitlichen Geist, ja auch den einheitlichen Grundton stört. „Aus der Knabenzeit" ist ein reizendes Buch, und wenn die Realisten Gutzkow nicht zu den Ihrigen zählen dürfen, so muß man wenigstens bekennen, daß keiner von ihnen eine Schrift mit größerer Lebenswahrheit und wärmerer Belebung alles Details der Wirklichkeit verfaßt hat. Diese Schilderungen sind in jene wehmüthige Beleuchtung gerückt, welche der Rückblick auf die Knabenzeit wol bei allen normalen Gemüthern erweckt. So macht das Werkchen den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Kunstwerks, und diese Idylle, die nicht wie die Idyllen Jean Paul's in einem ländlichen Arkadien spielt, sondern mitten in einer großen Stadt, unter dem Treiben des Hofgesindes, ruft dennoch dieselbe Stimmung hervor wie die Landschaft und das Dorfleben im Fichtelgebirge, die uns der wunsiedeler Pfarrerssohn schildert.

Die „Rückblicke auf mein Leben" (Nr. 2), die uns in das Atelier der literarischen Thätigkeit Gutzkow's versetzen, schlagen natürlich einen ganz andern Ton an; die Harmlosigkeit und Unbefangenheit, womit uns die Geschichten der Kindheit erzählt werden, machen hier einer schärfern Auffassung und Darstellung Platz; ja der Grundton der Schilderung ist nicht nur ein anderer, sondern sogar ein entgegengesetzter. Er hat etwas Angesäuertes, das Vorherrschen einer polemischen Stimmung ist unverkennbar; die Charakterköpfe einzelner Schriftsteller und Darsteller sind mit scharfen Linien gezeichnet, und es würde schwer fallen, in dem ganzen Buche die warme Beleuchtung der Pietät andauernd zu finden. Zum großen Theil liegt dies in unsern literarischen Verhältnissen, wo der Kampf ums Dasein, das heißt um die schriftstellerische Existenz fortwährend mit tausend Bedrohungen und Feindlichkeiten jeder Art zu ringen hat; doch auch die Grundstimmung des Schriftstellers an und für sich erscheint als eine bittere und trübe. Ein Bild kann indeß in düsterer Beleuchtung ebenso anziehend sein wie in freudig heller, und selbst ein Höllenbreughel kann hohes Interesse gewähren. Wir wollen den Werth der „Rückblicke" damit nicht herabsetzen, sondern nur hervorheben, wie die Grundirung und Beleuchtung dieser Lebensbilder eine himmelweit verschiedene ist von derjenigen, die uns in den Erinnerungen „aus der Knabenzeit" entgegentritt.

Karl Gutzkow ist aus niedrigem Stande hervorgegangen; seine Wiege stand in der ärmlichen Dienstwohnung des Hofgesindes. Sein Vater war, als ihm der Sohn geboren wurde, Bereiter in den Ställen des Prinzen Wilhelm in Berlin, die sich in dem Akademiegebäude befanden. Von den merkwürdigen Einrichtungen dieses Bauwerks, in welchem die Lehr- und Zeichensäle der Kunstjünger sich zugleich mit Roß und Reiter und dem prinzlichen Dienstgefolge befanden, erhalten wir ein sehr anziehendes Bild:

> Dies abenteuerliche, seltsame, lichte und dunkle, classische und romantische Gebäude, ein Pegasusstall nach Hufbeschlag und Flügelschwung, mußte einem in demselben am 17. März 1811 geborenen Kinde, das ohnehin wie jedes Kind in einem Spahn geschnitzter Baumrinde Silberflotten, in einem blitzenden Kiesel dresdener Grüne Gewölbe sieht, so gut wie das halbe Universum erscheinen. Ihr Armen, die ihr hier nur die Uhr, die Kunstausstellungen, die akademischen Leibniz-Sitzungen, die Bopp'schen Sanskritlettern, die funkelnde Kometenwarte, den Rudolphi'schen Cursus über Splanchnologie nebst den demonstrativen Spirituseingeweidegläsern, die königlich preußischen Wagenremisen und die Hauptwache der Ulanen seht, wie viel ist euch von der noch übrigen wahren Poesie dieses Pantheons oder Pandämoniums entgangen! Die innern Höfe, die Pluvien dieses Tempels, die lauschigen Mysterien innerhalb dieser vier Straßen, unzugänglich allen Neugierigen, streng gehütet von den Kastellanen mit Rohrstöcken, von den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, von den Schildwachen mit dem Sarras — da gab es erst zu schauen, zu lauschen, zu schleichen, zu naschen, zu wühlen, mit romantischen Hülfsmitteln zu spielen! Inmitten dieser vier Langseiten gab es allerlei wirres Gemäuer. Düstere, grasbewachsene Gänge führten zu schauerlichen viereckigen oder runden Thürmen. Ohne Zweifel war das Innere des Quadrats dem Kinde wichtiger als die akademischen Säle, wo Schleiermacher zu Friedrich's des Großen Geburtstag über Plato, Wilken über die Kreuzzüge las, oder Gottfried Schadow neuangekom-

mene vespasianische Badewannen mit seiner kostbaren, allerweltbekannten Hausverstandslogik balneologisch und vom Standpunkte moderner Bequemlichkeit musterte. Hier zeichneten die künftigen Düsseldorfer, die Julius Hübner, Hopfgarten, später die Bendemann, Sohn, Hildebrandt als erste Studienklässer nach Gipsabgüssen, dort wurden eben von Italien Gemäldekisten zur Kunstausstellung ausgepackt und das Campagna-Romana-Stroh wie gemeines pommersches oder ukermärker Stroh vom Gensdarmenmarkt behandelt. Hier ordnete man die Bücher der Akademiker, oder zog von der Presse ein neues Werk von W. von Humboldt über die Kawisprache, in deren von einem Mustersetzer leise vor sich hin buchstabirte Gurgellaute sich das Roßwiehern einer Reitschulbahn für Gardecavalerie mischte. Dort krächzten um die Himmelskugel der Bode'schen Sternwarte Scharen von Raben, die der vergoldete blitzhelle Glanz des großen Globus ebenso anlocken mochte, wie der Leichengeruch von der grauenvollen, jeden Abend mit frischen Leichen versorgten Anatomie her. Aber wichtiger waren dem Knaben die schmetternden Trompeten, die Signale und Ablösungen von einer der Mittelstraße gegenüber gelegenen Wache, das Wiehern und Kettenrasseln von hundert Pferden, die durch Trommelschlag und Pistolenschüsse an kriegerischen Lärm gewöhnt wurden. Wichtiger waren ihm die kleinen Gartenplätze, die grünen Rasenbänke, die Lauben von wildem Wein und türkischer Bohnenblüte, die Fenster mit Terrassen von Goldlack, Levkoien, Astern, die großen Kästen mit Kresse, die ihre zinnoberrothen, beizendduftenden Blüten an Bindfäden bis hoch über die Fensterrahmen hinaus prangen ließ, welche Idyllenwelt dann von Kutschern, Bereitern, alten pensionirten Hofdienern griesgrämlich gehütet wurde. Da stand ein einziger, aber riesengroßer Nußbaum, der dem ersten Rossellenker des Königs gehörte und mit den drastischsten Mitteln gehütet wurde vor den lüsternen Blicken der Knaben, die schon glücklich waren, nur ein einziges duftendes Blatt von ihm zu erhaschen, das sie mit sanftem Fingerstrich in seinem zarten Geäder von dem Blattgrün befreiten und als übriggebliebenes zierliches Geripp in den „Brandenburgischen Kinderfreund" legten. Hier war alles Idylle. Die reizendsten Lockungen der Natur lagen in diesem stillen Seitenhof mit seinem einzigen Nußbaum, einzigem Blumenbret und einziger grüner Rasenrabatte. Die Wohnung des so bevorzugten Selbstherrschers vom allerhöchsten Wagenbock lag mit jenem schattigen, früchteschweren Nußbaum, unter dem eine grüngestrichene Bank die Geduldeten zur Ruhe einlud, so versteckt, so malerisch, so dicht gelehnt an einen großen, pittoresken Thurm, von dessen eisengegitterten Fenstern oft mit Sehnsucht hinuntergeblickt wurde wie auf ein Landschaftsbild.

Und mit so warmer Hingebung, so poetischer Beleuchtung einer so farbenreichen, das Detail erschöpfenden Darstellung sind alle diese Rückerinnerungen abgefaßt, die würdig neben ähnliche Schriften von Jean Paul und Bogumil Goltz gestellt werden müssen. Es gibt viele Menschen, für welche die Poesie ihrer eigenen Kindheit längst durch spätere Lebenserfahrungen wie mit einem großen Schwamme fortgelöscht ist, sodaß nur hier und dort noch einzelne verblaßte Züge stehen geblieben sind; doch gerade bedeutende Männer, denen von Kindheit an die Gabe schärferer und tieferer Auffassung eigen war, und welche treu bewahrte Bilder zu jeder Zeit aus dem Grunde ihres Gemüths heraufbeschwören, vermögen nicht blos die Träume der Kindheit wie das Spiel einer Aeolsharfe in wehmüthigen Schwingungen ertönen zu lassen, sondern auch alle einzelnen Bilder mit einer Treue festzuhalten und wiederzugeben, als handele es sich nur um Erlebnisse aus jüngstvergangener Zeit. Wir sehen die beiden Bereiter, den Lorenz und Gutzkow's Vater, den Karl, mit ihrer Freundschaft, die Gattinnen mit ihrer Feindschaft, welche durch eine gemeinsame Küche stets neue Nahrung erhielt, bis der Tod eines Kindes zur Versöhnung führte; wir sehen den Knaben träumen, wenn durch ein verpapptes, in den Stall gehendes Fenster die Rosse des Prinzen schnobern und an ihren Ketten reißen, oder wenn die Trommel lärmt und die Thiere an die kriegerische Welt gewöhnt.

Durch die Erzählungen des Vaters werden wir in die frühern Familienverhältnisse und in die letzten Kriegserlebnisse eingeführt, die auf das Gemüth des Knaben einen tiefen Eindruck machten. Der Stammbaum der Gutzkow weist auf die Grafen Gutzkow zurück, welche die Stadt gleichen Namens, außerdem auch Greifswalde und Stralsund anlegten und eine Zeit lang Rügen beherrschten; sie kamen mit den Ottonen und waren geborene Franken. Die Königin Margaretha, die alle drei Kronen Skandinaviens zugleich trug, war Enkelin des rügenschen Stammes. Nun war aber der Bereiter Gutzkow kein legaler Abkomme dieser fränkischen Grafen, sondern die Vermuthung, daß eine Cölibatsüberschreitung eines bischöflichen Grafen ein bürgerliches Bastardgeschlecht dieses Namens erzeugte, gewinnt dadurch Bestand, daß die Nachkommen sich meistens als Schreiber und Schulmeister in der Nähe der Kirchen und Klöster aufhielten. Auffallend würde es doch immer bleiben, daß die Bastardsöhne den Namen des Vaters führten und nicht den Namen der Mutter. Gutzkow's Vater war eine arme Schulmeisterswaise aus Vorpommern, lernte dann in Hinterpommern das Maurerhandwerk, kam als Maurer nach Berlin und trat dann in Dienste bei dem Grafen Brühl. Wenn Goethe nach seinem eigenen Bekenntniß die Lust zu fabuliren von seiner Mutter geerbt hat, so scheint Gutzkow das Erzählertalent von seinem Vater überkommen zu haben; denn er berichtet von diesem, daß er wunderbar erzählen konnte:

Sheheresade hätte an ihm ihren Meister gefunden. Sein Erzählen war kein bloßes Berichten von Allgemeinheiten, Erinnern von Unbestimmtheiten; alles war Leben, die Wirklichkeit selbst, handgreiflich die Thatsache vors Auge gerückt; nun sieh dich satt und vergiß dich selbst darüber! Wie käme es anders, daß der Knabe das niegesehene, autochthonische, spickaal- und gansbrustgesegnete Urland der Pommern kennt wie den Rhein oder seine Tasche! Säen, ernten, heuen, dreschen, das konnte auch die Umgebung Berlins, ja Berlin selbst lehren, in dessen Ringmauern damals noch gesäet, geerntet, geheuet und gedroschen wurde wie auf dem flachen Lande. Aber du treues Pommerland, das du gar zu langsam und bedächtig dem Geist der Zeit nachschleichst, woher lebt denn der abtrünnige Halbpommer wie leibhaftig in jenen „Bruuchen", die so viel Heu für die Rindviehzucht abwerfen, sieht im Geiste diese Scharen von Gänsen, die „mit den Flügeln jauchzend", wie Homer singt, deine Stoppelfelder wie weiße Linnen bedecken und Winters mit ihren geräucherten Brüsten die Tafeln der Kenner schmücken? In des Vaters Schilderungen glänzte das dem Pommerland nahegelegene Boytzenburg, die Stammburg der stolzen Arnim, als das Land der agronomischen Fabel, wo die Bodenkrume so fett wie mit Butter bestrichen ist, die Kühe in ihrer Milch schwimmen, das Gras von selbst auf ihre Heuböden hinaufwächst, das letzte Korn aus Mangel an Säcken ungeerntet bleibt und die Knechte vom Hofe mittags „kübelweise" Linsen und Speck aufgetragen bekommen. Wie gegenwärtig bist du Pommerland dem geistigen Auge bis hinab an die Niederungen der Insel Usedom und Wollin, wo am Strande die Kibitze dahinschießen, deren beinunterschlagenes Wie-der-Wind-laufen in guten Stunden der Vater dem Sohn im Felde vormachte, dieselben Kibitze, die uns die kleinen delicaten grünen Eier mit dem goldgelben Dotter und grünlichen Eiweißgallert geben. Woher

stammt alles das so gegenwärtig her, als aus der Erzählerphantasie des Vaters, der schon seiner kranken Mutter Kunde aus der Welt zwischen Löckenitz, Klempenow und Dortenwalde hatte bringen müssen?

Die Eindrücke des großen Königs, wie sie sich in der Seele des Knaben spiegelten, sowie die Bilder des damaligen Berlin, welches vor unsern Augen wie vor denen des Knaben wächst, sind mit eindringlicher Lebendigkeit entworfen; ebenso einzelne Porträts damaliger Familienbekanntschaft wie der wilde Lorenz, des Vaters Busenfreund, der sich zuletzt in der Rüstkammer erhängte, vor allem aber der philosophische Vetter, ein theologischer Mystiker wie Jakob Böhme, sind trefflich ausgeführt. Wie frisch sind die militärischen Genrebilder, das Kasernenleben, die soldatischen Abenteuer erzählt! Welch ein Hauch von Poesie schwebt selbst über den Schilderungen Spandaus; die erste Berührung mit der gebildeten Welt im Hause des Malers Cleanth mit allen Anregungen, welche sie zur Folge hatte, ist so psychologisch fein dargestellt, wie es nur bei einem Seelenmaler möglich ist, der schon früh die Gabe hatte, in die eigene Seele zu schauen. Eine große Zahl sinniger Reflexionen über das Kindesleben schlingt sich wie ein Kranz geistreicher Arabesken um die einzelnen Lebensbilder:

Ein Kind wird krank. Dann der leise Ton der Stimme, die Ergebung, der zehrende, liebesuchende Blick! Sonst der wilde frohe Uebermuth und nun ein solches Gebändigtsein! Bei den Krankheiten entwickelt sich das Gemüth und der Geist der Kinder. Sie erstehen reifer vom Lager, innerlicher als sie sich legten. Die Entwickelung des Körpers steht still und läßt dem Wachsen der Seele Raum. Dem Knaben machte schon das Klingen im Ohr eine wunderbare Wirkung, es war ihm wie das Rauschen eines unsichtbaren Meeres, das halb dem Leben, halb der Geisterwelt angehörte. Melodie und Farbe zugleich, Sehnsucht ins Unendliche, Anzustrebendes oder Geahntes weckte dieser Ton. Die grünen, blauen, rothen Flecken vor einem Auge, das zu lange in die Sonne gesehen hatte, verzauberten ihm nicht minder die Welt. Den Träumer reizte es, sich die Augen zuzudrücken und sich an jenen kaleidoskopischen Bildungen zu weiden, an den bunten Formen und Lichtern, gestickten Teppichen, gemalten Fensterscheiben, die dann aus dem Dunkel aufstiegen in den reichsten symmetrischen Mustern, schöner als die zum Sticken bestimmten, die am Wittich'schen Laden in der Jägerstraße hingen. Bei Erkältungsfiebern begann das „Phantasiren", das bis in die Jünglingszeit eine Plage der Aeltern blieb. Dann schien dem Erkrankten das Bett umzingelt von kleinen dicken Männern mit langen, greulichen Nasen, einer drängte den andern; oder es begann ein Gefühl des Schwebens, des Aufsteigens in die Luft, das jammernde Hülferufen um Rettung vor dem jähen Niedersturz. Dies Schweben in den Lüften und Niederfallen aus den Wolken wiederholte sich bei jedem Unwohlsein. Der Knabe wußte, daß ihn Vater und Mutter in den Armen hielten, und doch jammerte er, er müßte ins Unendliche sinken und könnte sich nicht halten....

Nach einem Gewitter in einen Garten zu treten, wenn die sandigen Wege rasch die herabgestürzten Güsse aufgesaugt haben und die Rosen und Nelken und Levkoien alle wie gebadet stehen, das ist ein besonders fesselnder Genuß. Die Blumen sind dann wie neugeboren und durchwürzen die gereinigte Luft. Jetzt erst haben sie Kraft, gleichsam durch alle Räume in Farbe und Duft ihren Unterschied zu zeigen. Tritt dann die Sonne hervor, so kommt nichts den nassen Blumen gleich. Am Jasmin hängen die Tropfen wie gebannt. Sie müssen lange ihre Kraft sammeln, bis sie schwer genug sind, auf die grünen Blätter zu rollen. Je ölhaltiger die Blume, desto länger glitzert das Naß in solchen Einzeltropfen auf ihrem Kelch. Eine hundertblätterige Rose, sich eben entfaltend aus der stachlichten grünen Hülle, besäet von kleinen Regentropfen, die nicht weichen wollen und in der wolkenfrei wieder heraustretenden Sonne blitzen, ist wol das lieblichste Bild der Blumenwelt, das kein Mignon, kein Redouté vollkommen treffend wiedergeben würde.

Auch die Schilderungen aus dem Schul- und Kirchenleben des damaligen Berlin sind von großem Reiz. Die feine Auffassung aller Schattirungen des geistigen Lebens, besonders auf dem Gebiete der Theologie und Pädagogik, wie sie Gutzkow in seinen großen Romanen bewährt hat, zeigte sich schon im Knaben und Jüngling. Denn die Rückblicke, welche der Autor auf jene Zeit wirft, mögen zwar von späterer Entwickelung die stärkere Sehkraft erhalten haben; in ihren Grundzügen war diese Hingabe an die Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens schon in dem Knaben vorhanden, wie besonders die Schilderung des Gymnasiallebens in dem Abschnitt 1821—29, die Charakteristik des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, seiner Rectoren und Lehrer beweist. Die Zeichnung Ribbeck's, welche dem Autor anonyme Angriffe zuzog, ist ganz vortrefflich, und die einleitenden Betrachtungen, mit denen er diesen Charakterkopf illustrirt, sind durchaus geistreich:

Von manchen Menschen könnte man sagen, sie seien zum Geheimrathwerden geboren. Schon auf der Schule unterscheiden sie sich von den andern. Sie schließen keine Freundschaften, sie gerathen nicht in die Lage, zu den Excessen ihrer Mitschüler gute Miene machen zu müssen, sie legen den Lehrern, was hinter dem Rücken derselben geschehen ist, sofort offen und klar zu Tage. Nicht gerade, daß sie angeben oder aus misgünstigem, heimliche Schliche und Tücke liebendem Gemüthe heraus liebedienerische Gesinnung zeigen; nein, ihre Haltung ist eine ihnen angeborene, in der Regel durch die Erziehung vervollkommnete. Sie besitzen von Hause aus das Talent für eine sociale Tugend, die man das „correcte Denken" nennt. Der „correcte Denker" tritt nur alle Jubeljahre einmal, wenn die Dinge und Personen etwa auch allzu arg werden sollten, in die Opposition. Seine Wahl ist bei jedem Dilemma bald getroffen. Wo die gebieterische Macht der Umstände steht, dahin tritt der „correcte Denker". Werden Hypothesen erörtert, Meinungen durchgesprochen, selbst solche, die noch keineswegs im Parteienstreit aufs Tapet gebracht worden sind, die also noch Links und Rechts offen lassen, immer wissen diese glücklichen Naturen des „correcten Denkens" die Auffassung zu finden und zu wahren, die, wenn die Frage parlamentarisch werden sollte, die Ansicht der Ministerbank ist. Das Musterbild eines „correcten Denkers" im Gegensatz zur fahrigen Leidenschaftlichkeit, zur Verkennung des geziemenden Bewußtseins seiner Lebensstellung, zur Geltendmachung seiner subjectiven Begriffe vom Zukömmlichen ist der Staatssecretär Antonio in Goethe's „Tasso". Da ist der Hofton nicht etwa verkörpert als die tyrannische Regel des Ceremoniells, als die gedankenlose Gesetzgebung einer willkürlichen Anordnung der Standesunterschiede, sondern als die reine Urweisheit und Goethe's eigenstes Erfassen von Welt und Zeit überhaupt. Der Minister des Herzogs von Ferrara hat die gleich respectvollen Worte über den Papst, über die Nepoten, über Ariost, ohne sich für den einen oder den andern dieser Namen ganz zu verbürgen. Er würde auch Tasso von einer gewissen Seite anerkannt und ihm das Seinige gelassen haben, wenn dieser die Schranke seines Standes innegehalten hätte. Der „correcte Denker" weiß jeden unterzubringen, wohin er gehört. Nicht, daß im innern Mechanismus seines Urtheils nicht Pro und Contra zu einem momentanen Anprall gekommen sein könnten, ein kurzer Kampf wird gekämpft, und servil erscheint an ihm nichts. Bald aber hat er sich gefunden, und dann wird die durchgängige Begleiterin seines Wesens, wie bei Antonio Montecatino, die immer triumphirende Ironie sein. Die „correcten Denker" sind Ironiker. Ständig haben sie in ihren Mienen ein sardonisches Lächeln.

Bei ihrem Zustimmen zur Macht der Verhältnisse, das manche Menschen so gewöhnlich erscheinen läßt, wissen sie immer die Grazie zu wahren. Wilibald Pirkheimer und Erasmus von Rotterdam waren solche „correcte Denker" der Reformationszeit, während Hutten und Luther mit der Thür ins Haus fielen.

Es würde nach dieser Definition nicht uninteressant sein, die „correcten Denker" unserer Literaturgeschichte zu einer Gruppe zu versammeln. Wie der Rector August Ferdinand Ribbeck mit seinem vornehmen Schliff und seiner vornehmen Geringschätzung, der Fülle und Vielseitigkeit seines Wissens, seiner gewandten kunstvollen Rede: so werden auch die andern Lehrer der Anstalt porträtirt, und es fehlt auch nicht an jenen humoristischen Zeichnungen, wie sie Ernst Eckstein als Specialist des Schulhumors neuerdings mit solchem Erfolg entworfen hat:

Der Zeichenunterricht war in den Händen eines alten Professors K. Auch diese Reliquie aus den Zeiten der Nützlichkeitstheorie war ohne jeden idealen Aufschwung. Sowie der alte Graubart mit seiner großen Zeichenmappe und einem Kasten voll Zeichenmaterialien eintrat, verwandelte sich die Stunde in eine jener Schülerorgien, wo man die himmlische Geduld eines Lehrers bewundern muß. Jede Ordnung schien aufgelöst. Tollheit und Bosheit gingen durcheinander; denn von Gutmüthigkeit ist bei den Ostentationen der Skandalsucht der Jugend nie die Rede. Der alte K. theilte abgegriffene schmuzige Vorzeichnungen, Handzeichnungen, Kupferstiche, Nasen, Lippen, Augen in Aquatinta, Pferde, Hunde, alles durcheinander zum Copiren aus und sprach dabei mit den Quartanern ihren vaterstädtischen Dialekt. Rief einer: „Ach der dumme Kuhstall! Den hab' ick ja schon zweemal gezeechnet!" so antwortete K.: „Junge, det ist 'ne Landschaft nach 'm Niederländer!" — „Ach wat!" lautete die Replik, „so sieht's bei Moabit ooch aus!" Jeder zankte um das ihm bestimmte Blatt. „Zerreißt mir meine Zeechnungen nicht! Verdammte Bengels! Wer sich untersteht hier in meine Mappe zu greifen!" — „Ach, Herr K., geben Sie mir da den Kopp! Der ist schön!" — „Junge, der ist vor dir zu schwer!" — „Nee, ick werd'n schon fertig kriegen!" Von den Köpfen war ihm besonders einer von Werth, der Kopf des Mörders Heinrich's IV. von Frankreich, Ravaillac's. Regelmäßig empfahl er gerade diese Vorzeichnung. Dauerte ihm das Suchen der ihn umlagernden Quartaner nach Vorzeichnungen in seiner Mappe zu lange, so rief er: „Na, nimm doch Ravaillac!" Worauf er oft genug mit Indignation geantwortet bekam: „Herr Jeses! Ravaillakken hab' ick ja schon dreimal gezeechnet! Lassen Sie sich doch Ihren Ravaillac sauer kochen!" Die Möglichkeit, daß dieser alte Mann eine solche Behandlung aushielt, lag in seiner Gewinnsucht. In jenem Kasten mit Zeichenmaterialien fand sich alles, was die Schüler zur Zeichenstunde nöthig und nicht von Sarre am Werder'schen Markte mitgebracht hatten, Papier, Lineale, Bleistifte, Reißfedern, schwarze Kreide u. s. w. Da gab es ein Feilschen und Schachern. „Ne, Sie sind 'mal wieder theuer! Ick habe nur en Zweegroschenstück bei mir, Herr Professor!"

Was die eigene Entwickelung des Schülers betrifft, so zeichnete er sich durch Fleiß aus, arbeitete oft noch in den ersten Nacht- und in den frühesten Morgenstunden. Seine Hauptlectüre waren Jean Paul und Walter Scott, und namentlich die Spuren seiner Neigung für den ersten großen Autor verleugnen sich nicht in Gutzkow's Schriften, ja gerade diese Jugendbilder tragen oft ein Jean Paul'sches Gepräge:

Jean Paul wurde ein Liebling des Jünglings, der allmählich die Zeit des sonntäglichen Kirchenbesuchs zu opfern und mit dem Verweilen auf einer Bank im stillen Thiergarten zu vertauschen anfing. Jean Paul hatte damals die gläubigsten Leser. Kanzelt ihn herab, ihr Literarhistoriker, nennt ihn mit Goethe einen „Tragelaphen" — er versetzte beim Lesen den ganzen Menschen in Mitthätigkeit! Seine Bilder- und Witzsprache griff bald in dies, bald in jenes Gebiet des Wissens über, wo wir zugleich, während nur die Unterhaltung, die Befriedigung des Herzens gesucht wurde, Belehrung fanden. Brauchte der Dichter Vergleiche mit den Erfahrungen der Alltäglichkeit, die jedermann selbst macht, wie erging sich da die noch nicht blasirte Jugend im gesundesten Lachen! Wie gerne hätten wir uns so ganz in Titan — Liane — Roquairol vertieft —! Aber die Griechen und Römer ließen uns nicht los.

Das Theater stand dem Gymnasiasten fern; nur bisweilen besuchte er das Königsstädter Theater, wo damals Beckmann und Schmolka glänzten. Die Abneigung seines streng kirchlich gesinnten Vaters, welcher den Theaterbesuch für den geraden Weg zur Hölle erklärte, erschwerte dem Sohn diesen Kunstgenuß. Doch schon früh gerieth er in das literarische Treiben des Tags hinein; der Kampf zwischen Saphir und Rellstab, der damals in den Journalen ausgefochten wurde, erregte seine Theilnahme. Am meisten Eindruck machte auf ihn Wolfgang Menzel's „Literaturblatt", an welches alles, was in ihm nach Licht und Gestaltung rang, wie mit organischer Nothwendigkeit und Zugehörigkeit anschoß. Menzel's „Deutsche Literatur" wurde von dem Siebzehnjährigen sofort käuflich erworben und verschlungen. Schon als Primaner hat Gutzkow an Journalen mitgearbeitet, wie er überhaupt eine sehr frühe Entwickelung zeigte und zu denjenigen deutschen Autoren gehört, die bereits in früher Jugend größere Werke verfaßt und Ruhm errungen haben.

Seine Antipathie gegen Heine ist von altem Datum; schon aus seiner Schulzeit berichtet er:

Wer sich wie der Erzähler in Ludwig Uhland vertiefen, diesen geliebten Sänger der Naturschönheit und der Ritterzeit in den Park der „Bellevue" mitnehmen, ihn dort auf einer Bank oder am „Schafgraben" auf einem Rasenfleck mit romantischer Schwelgerei genießen konnte, war unfähig, an Heinrich Heine Gefallen zu finden. Die „Reisebilder", so manche Heine'sche Mittheilung im „Gesellschafter" widerstanden. Die Empfindung, die in dem einen seiner mir viel zu „loddrig" gearbeiteten Gedichte herrschte (der Philologe hielt auf Reim und Rhythmus), wurde im andern wieder aufgehoben, ja oft am Schluß der Gedichte selbst schon. Die französelnde Spitze mit „Madame" und ähnlich, erschien dem jungen Kritiker albern, nur für Commis voyageurs berechnet, denen er überließ, darüber zu lachen. Dazu wurde die ganze Haltung des Heine'schen Liedes von ihm für ein Plagiat erklärt. Des „Knaben Wunderhorn" war eins der Bücher, die sich auf unserer defecten Bibliothek aus der Bernhardi-Zeit des Gymnasiums erhalten hatten. Darin standen ja alle diese Rosen und Lilien und blitzten alle diese Thautropfen und waren auch alle diese Balladenwendungen zu lesen: „In Straßburg auf der Schanz" — und auch sonst schien das Gehabe und Gethue vom Tanhäuser und von der Frau Minne u. s. w. nur erborgt. Heine's Judenthum ergänzte das Bild von alten erborgten Kleidern. Noch drei Jahre später nannte ich seine Blumen in einer meiner ersten Kritiken gemachte und sprach von Tafft, aus dem sie gefertigt, und von Odeur, den sie verbreiteten aus darauf geträpfelten Essenzen. Im wesentlichen ist das meine Meinung immer geblieben, ungeachtet der Compositionen von Schumann und Mendelssohn, deren Schönheit dem Dichter zugute gekommen. Ich zog mir freilich damit den Haß und die Verfolgung des Mannes bis an sein Ende, ja noch bis über sein Grab hinaus zu.

Die Actenstücke dieser Antipathie finden sich theils in den „Xenien", welche der erste Band enthält und die allerdings mehr Ingrimm als Witz athmen, aber vor den übrigen Xenien den Vorzug haben, daß ihre Distichen

scandirbarer sind und darin nicht so tief unter den jena-weimarischen stehen, wie diese unter dem Manso'schen Ideal.

Den Spaziergang im „Berliner Kastanienwäldchen" können wir nicht unternehmen, da dies „Wäldchen" nicht in das Forstrevier der gesammten Werke mit aufgenommen ist; es bleibt also hier eine Lücke übrig für die Charakteristik in Gutzkow's Universitätsstudien, welche durch die nachfolgenden Erinnerungen, die letzte Publication des Autors, nur zum Theil ausgefüllt wird.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Lyrik und Epik.

1. Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Kassel, Jungklaus. 1875. 8. 2 M.
2. Aus Sturmeszeit. 1813—15. Nationale Dichtungen von Dr. W. Kopp. Berlin, Springer. 1875. Gr. 8. 80 Pf.
3. Gedichte von Konstanze Monter. Franzensbad, Sämann. 1875.
4. Wächterrufe von Johannes Hüll. Stuttgart, Greiner. 1875.
5. Gesammelte Gedichte von Hermann Grieben. Heilbronn, Henninger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Barbarossa's Brautwerber von Ludwig Laistner. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Dichtung „Goethe in Straßburg und Sesenheim" von Moritz Horn (Nr. 1) wird durch eine Widmung eingeleitet, die aus Zittau datirt ist. Wir werden somit nicht umhin können, den früher in Zittau lebenden, vor einiger Zeit verstorbenen Dichter der „Pilgerfahrt der Rose" für den Verfasser der in Rede stehenden Dichtung zu halten; und wenn wir in dieser Annahme nicht irren, so können wir nur bedauern, daß die Dichtung aus dessen Nachlaß herausgegeben worden ist. Schon der Stoff erscheint als Gegenstand einer versificirten Dichtung von vornherein sehr fragwürdig. Nicht als ob wir denselben an sich für unpoetisch hielten. Wol aber glauben wir, daß die von Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" gegebene Darstellung der betreffenden Zeit seines Lebens eine so vollendete dichterische Verklärung der allbekannten Ereignisse enthält, daß jede weitere dichterische und vollends versificirte Behandlung mindestens als überflüssig gelten muß. Aber selbst wenn man eine erneute dichterische Verwerthung nicht als ausgeschlossen erachten wollte, so steht doch auf alle Fälle fest, daß jede Dichtung ein einheitlich gedachtes und componirtes Kunstwerk mit einem bestimmten, die ganze Dichtung beherrschenden Mittelpunkte sein muß, und gegen diesen Grundsatz verstößt die vorliegende Dichtung in bedenklichster Weise, indem sie die ganze, keineswegs einen einheitlichen Mittelpunkt bietende straßburger Zeit behandelt und sich dadurch von vornherein jede künstlerische Composition unmöglich macht. Da wird im ersten Abschnitt „Die Ankunft", im zweiten „Die Tischgesellschaft" behandelt; der dritte ist überschrieben: „Goethe in Gesellschaft" (war die „Tischgesellschaft" nicht auch eine „Gesellschaft"?); die Heldin des vierten ist die Tanzmeisterstochter „Lucinde", der fünfte heißt „Herder und Goethe", und der sechste und letzte behandelt den jedenfalls dankbarsten Stoff „Friederike". Vielleicht hätte eine aparte dichterische Behandlung des in diesem letzten Abschnitt verwertheten Stoffs noch am ersten Erfolg versprochen. Wie die Dichtung jetzt vorliegt, kann die Composition derselben nicht befriedigen, sofern sie der wünschenswerthen Abrundung und des dadurch zu erzielenden harmonischen Eindrucks entbehrt. Und nun erst die Behandlung im einzelnen! Die Dichtung ist in Hexametern geschrieben, und es gehören dieselben entschieden zu den schlechtesten, die je von einem deutschen Poeten geschrieben worden sind. Nicht nur, daß die allenfalls scandirbaren sehr holperig sind; nein, es findet sich sogar eine nicht geringe Zahl einerseits von vier- oder fünffüßigen, andererseits von sieben- oder achtfüßigen Versen vor, die jeder Metrik Hohn sprechen und fast zu der Annahme nöthigen, daß die Dichtung in ihrem jetzigen Zustande noch gar nicht fertig gewesen ist und der höchst nöthigen letzten Feile und Ueberarbeitung entbehrt. Hier zunächst einige zu lange Verse:

> Ihn zu besuchen, so oft mir gefällt, so will ich die Glücksgunst genießen. —
> Ruheplatz Friederikens. So tritt denn immer und immer ihr Bildniß. —
> Und im langen Kusse der Schönheit und Liebe vereinten die Lippen. —
> Wo er am Herbstabend im Lichte des Mondes am Weiher geruhet. —
> Vieles hab' zu berichten ich, Freund, vernehmen Sie alles der Reih' nach. —
> Weyland betrachtete lang mich unverändert, nachdem ich geendet. —
> Uebermüthig gewordenen Vögel auf tanzgefälligen Zweigen. —

Von zu kurzen Versen seien folgende Beispiele angeführt:

> Warum holdseliger Gegenwart gatten die Zukunft? —
> Schmücken den Ast, ob Blumen erglänzen zu Füßen? —
> „Sprichst du die Wahrheit?" — „Wie sollt' ich mit Lügen dich täuschen?" —
> Wie gewöhnlich am Tische das spielende Kleeblatt. —

Außerdem theile ich als wahrhaft halsbrechende Hexameter noch folgende mit:

> Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer sammeln, auch krämern —
> Hört' ich medicinischen Vortrag, ich wollte zugleich auch —
> Als er die neue Melusine, das Märchen, erzählte —
> Steuerte: „Wie, Herr Candidat, ei, verkleidet schon wieder?" —
> Nirgends Natur, nur manierirte Darstellung von jemand —
> Was er über Herder durch Hartknoch früher erfahren —
> Sprach mit lächelnder Miene Goethe, doch sie darauf versetzte —
> Ebenso accurat, so nett, so sauber, einnehmend —
> Das ist die Schattenexistenz der frühern Bewohner —
> Meyer, gutmüthig, geistreich, aufrichtig, von sprudelndem Witze. —

Am tollsten nimmt es sich aus, wenn der Verfasser sich gar herausnimmt, in andern Versmaßen geschriebene Partien aus Goethe'schen Dichtungen in das Prokrustes-

bett seines Hexametermaßes zu zwängen. So lautet hier die bekannte Frühlingsschilderung aus „Faust“ also:

Wann vom Eise befreit der Strom, die rauschenden Bäche
Durch des holden belebenden Frühlings gewaltiges Machtwort,
Wann in den Thälern und Auen erblühte die Hoffnung im Lenzglück,
Und in die Berge geflohen der alte vergrämelte Winter.
Mocht' er senden von dort noch Schauer körnigen Eises,
Wen bekümmerte des ohnmächtigen Herrschers Ergrimmen?

Schopenhauer nennt das Potpourri einmal „eine musikalische Schändlichkeit, die polizeilich verboten werden sollte“. Mich dünkt, man könnte nicht minder scharf eine derartige Umschmelzung und Verballhornung classischer Verse verurtheilen, gegen welche todte und längst im Grabe liegende Dichter gleichfalls durch die Polizei geschützt werden sollten. Und nicht minder polizeiwidrig ist es, wenn der Verfasser in der häufigen Anwendung des Dialogs und der directen Rede es wagt, schlechte Verse eigener Erfindung, wie wir solche oben angeführt, dem größten Classiker der Deutschen ganz naiv in den Mund zu legen. Goethe spricht oft seitenlang in den stümperhaftesten Hexametern, und nach allem Angeführten ist es klar, daß eine derartige Dichtung nicht danach angethan ist, das Andenken des großen Mannes in würdiger Weise zu feiern. Mit der verspäteten Herausgabe dieses Werks ist dem Angedenken des sonst so begabten Poeten kein Gefallen geschehen.

Das Buch: „Aus Sturmeszeit. 1813—15. Nationale Dichtungen“ von Dr. W. **Kopp** (Nr. 2), gibt mir zunächst zu der schon wiederholt gemachten Bemerkung Veranlassung, daß es sehr wenig angebracht ist, dem Namen des Verfassers dichterischer Werke den Doctortitel und sonstige auszeichnende Prädicate hinzuzufügen. Die dichterische Begabung ist ein angeborenes Talent, welches keiner akademischen Censur unterliegt und für dessen Vorhandensein der Doctortitel gar nichts beweist, wie es denn auch in Betreff eines Dichters sehr gleichgültig ist, zu wissen, wie hoch derselbe auf der Staffel bürgerlicher Ehrenstellungen emporgestiegen ist. Gehen wir weiterhin zu den Gedichten selbst über, so habe ich mich von der Existenzberechtigung derselben nicht überzeugen können. Ich bin der Ansicht, daß die wahrhaft poetischen Momente der Freiheitskriege von den allbekannten Dichtern jener Zeit bereits ganz richtig herausgefunden und in wahrhaft national gewordenen Dichtungen erschöpfend verwerthet und verherrlicht worden sind. Die von ihnen bereits besungenen Momente noch einmal zu besingen, dürfte überflüssig erscheinen und wenig Aussicht auf Erfolg haben, und das von ihnen Uebergangene und noch nicht Behandelte dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach zu dichterischer Darstellung überhaupt wenig geeignet sein. Höchstens könnte es sich fragen, ob gewisse Großthaten der Freiheitskriege, z. B. die Schlacht bei Leipzig, nicht noch eine grandios groteske Behandlung im Sinne des Schlachtendichters Scherenberg erlauben und herausfordern. Ein Irrthum aber ist es, zu glauben, daß alles, was in der Geschichte einen poetischen Anhauch hat, auch sofort mit Erfolg zum Gegenstand dichterischer Darstellung gemacht werden kann. Ein Gedicht, auch das kleinste, soll ein Kunstwerk sein; als solches unterliegt es den Gesetzen künstlerischer Composition und erfordert zum Zweck der Herstellung eines harmonisch geordneten Ganzen symmetrische Gruppirung des Stoffs, Rundung und Abschluß. Gegen eine derartige Behandlung aber verhält sich der historische Stoff in vielen Fällen nur allzu spröde. Und doch, wo die geschilderte künstlerische Durcharbeitung fehlt, da erhalten wir nimmermehr wirkliche historische Romanzen und Balladen, sondern höchstens mehr oder weniger geschickt versificirten historischen Rohstoff, und etwas Weiteres können wir auch in den Kopp'schen Dichtungen nicht sehen. Der Verfasser besingt in einem Hefte von 53 Seiten 1) „York's Abfall von den Franzosen“; 2) „Lützen“; 3) „Bautzen“; 4) „Großbeeren“; 5) „Die Katzbach“; 6) „Dresden“; 7) „Kulm“; 8) „Dennewitz“; 9) „Wartenberg“; 10) „Leipzig“; 11) „Paris“; 12) „Ligny“; 13) „La Belle-Alliance“, wozu noch ein Einleitungs- und ein Schlußgedicht kommen. In der Reihenfolge des historischen Verlaufs besingt er somit ziemlich alle Großthaten der Freiheitskriege, die historische Vollständigkeit scheint für ihn maßgebender gewesen zu sein als die Gesetze historischer Epik, und deshalb ist denn von einer eigentlich künstlerischen Gestaltung und Durcharbeitung des Stoffs nicht viel zu merken. Die Verse sind formell genommen nicht schlecht und sind, getragen von dem an sich schon schwunghaften Stoffe, oft selbst nicht ohne Schwung. Doch finden sich immerhin auch viele Prosaismen und sonstige sprachliche Härten. Gleich das erste Gedicht: „An das deutsche Volk“, bietet in Vers 5: „Die Ernte wird dir werden, das sehe ich im Geist“, einen sehr unschönen Hiatus. Weiterhin ist die Rede von Kriegern, „die ein mildrer Boden trug“, welches Verbum man doch höchstens von Producten des Pflanzenreichs, aber nicht von Menschen gebrauchen kann. Dann heißt es:

Todgetroffen sank hernieder,
Der das Schwert so scharf geführt —

wo statt „hernieder“ offenbar das sprachlich einzig richtige „nieder“ stehen muß. An einer andern Stelle lesen wir:

Wo die Spree der Lausitz Berge
Nordwärts fließend letzt durchbricht
Und ein Kranz von grünen Zügen
Ihre Ufer schön umflicht —

wo sich die gesperrt gedruckten Worte („Zügen“ für „Höhenzügen“) sehr hart ausnehmen. Recht prosaische Verse finden sich in dem Gedicht „Großbeeren“; z. B.:

Die Landwehr, noch mit der Pike bewehrt,
Hat im Anlauf den Feind nach Jühnsdorf gekehrt.

Oder:

Von Kleinbeeren her zieht Borstell heran,
Auch hier kommt's zum Ringen Mann gegen Mann.

Oder:

Denn Hirschfeldt's Landwehr, in Zorn entbrannt,
Hat alle bei Hagelberg niedergerannt.

Oder:

Seinen Dank sagt Berlin, das gerettet sie hat,
Durch treuester Pflege sich opfernde That.

Andere derartige Stellen sind:

„Vorwärts, ihr Jungen!“ Wie leuchtet so heiter
Abends manch morgens noch finster Gesicht! —
Auf dem breiten Wege zog Ney heran,
Wollte reißenden Zugs auf Berlin,
Doch vor Jüterbogk stand, ihm entgegengestemmt,
Der wackere Tauenzien.

Von Eisen ein Schlagbaum gebietet hier Halt,
Quer über die Straße gespannt.
Ihn im Flug zu durchbrechen, eh' Hülfe erscheint,
Packt ihn Bertrand mit stählerner Hand.

Solche und ähnliche Verse sind doch nichts als in Verse gebrachte Geschichte ohne alle künstlerische Verarbeitung. Und wenn es heißt:

Mit des holden Frühlings Maße messen
Die Verbündeten den Winterschmerz —

so weiß man nicht, was man mit einer so gezwungenen Redensart anfangen soll.

Albert Moeser.

(Der Beschluß folgt in Nr. 3.)

Zur Metaphysik.

System der Metaphysik. Dargestellt von Wilhelm Kaulich. Prag, Tempsky. 1874. Gr. 8. 8 M.

In Beziehung auf Metaphysik herrscht in unserer Zeit ein merkwürdiger Gegensatz. Die einen erklären alle Metaphysik für unmöglich; die andern halten sie nicht nur für möglich, sondern wollen sogar eine Metaphysik gefunden haben, die Glauben und Wissen versöhnt, die dem langen Kampfe beider ein Ende macht.

Zu den erstern, die Metaphysik für unmöglich erklären, gehört z. B. A. Spir, der am Schlusse seines Werks „Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie" (Leipzig 1873) sagt: „Leute von gesundem Menschenverstande bedürfen keiner principiellen, in den Grund der Sache eindringenden Erörterungen, um einzusehen, daß eine Metaphysik nicht möglich ist. Daher ist die Metaphysik bei Menschen von Verstand schon seit lange außer allen Credit gekommen."

Zu den andern, welche Metaphysik nicht nur für möglich halten, sondern sogar sich einer Glauben und Wissen versöhnenden Metaphysik rühmen, gehört der Verfasser des vorliegenden „System der Metaphysik", Wilhelm Kaulich, k. k. außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Graz, correspondirendes Mitglied der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Schon das Vorwort gibt uns zu erkennen, weß Geistes Kind dieser Professor der Philosophie ist. Da lesen wir:

In der weitaus größern Zahl der philosophischen Schriften der Gegenwart, Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" inbegriffen, wird ein naturalistischer Pantheismus gelehrt, also eigentlich nur ein uralter Kohl aufgewärmt. Berücksichtigt man dieses, so muß man wol die Frage aufwerfen, ob denn die menschliche Vernunft an sich selber irre geworden sei, denn Jahrtausende hindurch haben Vernunft- und Autoritätsglaube an der Idee eines persönlichen Gottes festgehalten, und nun suchen die Vertreter der Wissenschaft das Publikum zu überreden, dieser Vernunft- und Autoritätsglaube gehöre nur in die Kinderstube, der in den Vollbesitz seiner Denkkraft gelangte Mann müsse sich von diesen Ammenmärchen emancipiren und nur der eigenen Vernunft vertrauen. Wollte man nur der Vernunft Vertrauen schenken und nicht ohne alle Kritik den angedeuteten Behauptungen beistimmen, so würde die Sache gewiß bald eine andere Wendung nehmen: denn der richtige Vernunftgebrauch müßte sicher zu dem Resultate führen, daß ohne die Idee eines persönlichen Gottes, verbunden mit der Creationsidee, und ohne Anerkennung des Gegensatzes von Geist und Natur im Bereiche des geschaffenen Seins kein Verständniß des Menschendaseins wie des kosmischen Ganzen gewonnen werden könne. Aufgabe der vorliegenden Schrift ist es, dieses zur Evidenz zu bringen. Der Verfasser kann es dabei nur als einen Beweis der allgemein herrschenden Denkfaulheit ansehen, wenn man bei der Berufung auf die Vernunft nicht zur Anerkennung der angedeuteten Resultate gelangt.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man meinte, es handle sich in der Kaulich'schen Metaphysik blos um Restitution des persönlichen Gottes; nein, es handelt sich in ihr sogar um Wiedereinsetzung des dreipersönlichen Gottes. Die Kaulich'sche Vernunft postulirt Vater, Sohn und Geist und demonstrirt das Dasein dieser drei göttlichen Personen. Das Dasein Gottes darf nach Kaulich nicht in abstracter Einheit weder im Sein noch im Dasein gedacht werden.

Denn Liebe als persönliche Liebe erfordert eine Person als ihr Object, und sie würde unbefriedigt sein und bleiben, wenn die geliebte Person sich nicht wieder der liebenden zuwenden und mit ihr zu einer Lebens- und Liebesgemeinschaft sich vereinigen würde. Die absolute persönliche Liebe Gottes erfordert daher die Setzung der zweiten göttlichen Person, als des mit sich selbst gleichen Objects der Liebe, aber diese Liebe wäre beiderseits eine unbefriedigte Liebe, so lange nicht von beiden göttlichen Personen die wesenhafte Vereinigung, der reale Zusammenschluß zu Einer Lebens- und Liebesgemeinschaft in der dritten absolut gleichen göttlichen Person durchgesetzt wäre.

Wir wollen unsern Lesern die nähern qualvollen Ausführungen dieses trinitarischen Grundgedankens der Kaulich'schen Metaphysik ersparen. Trotzdem daß dieselbe vom kirchlichen Dogma inspirirt und durchdrungen ist, gibt sich der Verfasser doch den Anstrich eines freien, unabhängigen, voraussetzungslosen Denkers und fordert für die Philosophie vollständige Unabhängigkeit vom Autoritätsglauben. Denn er sagt im Vorwort:

Der wahre philosophische Denker kann nicht durch eine äußere Autorität zum Aufgeben seiner gewonnenen Ueberzeugungen bestimmt werden; sondern nur durch Aufweisung der begangenen Verstöße gegen die Forderungen der Denkgesetze. Es muß ja auch die Philosophie sich ihre vollständige Unabhängigkeit wahren, sie darf sich nie zur dienenden Magd einer positiv kirchlichen Theologie herabwürdigen lassen.

Dies klingt recht schön. Aber der Verfasser fügt gleich hinzu:

Diese Selbständigkeit, welche die philosophische Forschung jedenfalls für sich in Anspruch nehmen muß, schließt aber noch keineswegs die Nothwendigkeit in sich, daß die Philosophie in einen Conflict mit der wahren positiv kirchlichen Theologie gerathe, vielmehr kann die wahre philosophische Forschung dahin führen, die Wahrheit einer positiv kirchlichen Theologie anzuerkennen, da ja die Wahrheit überhaupt nur Eine ist, wenn auch die Wege verschieden sein können, auf denen man zur Anerkennung derselben gelangt.

Diesen Glauben an die Vereinbarkeit der selbständigen philosophischen Forschung mit dem Dogma der positiv kirchlichen Theologie theilen wir nicht. Was der orthodoxen Theologie für wahr gilt, wird von der selbständig forschenden Philosophie nimmer als wahr anerkannt werden können, sie müßte sich denn solcher unbewiesenen Prämissen bedienen und solcher Trugschlüsse schuldig machen wie die Kaulich'sche Metaphysik.

Solchen Theologen der Gegenwart, die sich gern über den klaffenden Riß zwischen Glauben und Wissen in Schlaf lullen möchten, können wir die Kaulich'sche „Metaphysik" empfehlen, desto weniger aber solchen, die kein Interesse haben, sich über diesen zu verblenden oder einzuschläfern. Die Kaulich'sche Metaphysik ist ein schreiender Anachronismus; sie gehört in das Mittelalter und nicht in die Neuzeit. **Julius Frauenstädt.**

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Für die deutschen Schriftsteller und ihre Beziehungen zum Staate sind zwei jüngst erschienene Werke, die sich gegenseitig ergänzen, von besonderer Wichtigkeit: das „Lehrbuch des deutschen Preßrechts", von Albert Friedrich Berner (Leipzig, B. Tauchnitz) und „Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht", systematisch dargestellt von Oskar Wächter (Stuttgart, F. Enke). Das erstere gibt eine Geschichte des deutschen Preßrechts zur Zeit des alten Deutschen Reichs, des Deutschen Bundes und des neuen Deutschen Reichs, und in dem letzten Abschnitt eine höchst willkommene, durchsichtige Analyse der jetzt geltenden Preßbestimmungen. Sehr wichtig sind die Erläuterungen über die Ordnung der Presse, die Beschlagnahmen, die thatsächlichen Berichtigungen u. a. Wenn es sich hier mehr um die Verpflichtungen und die Verantwortlichkeit der Autoren handelt, so gibt dagegen Oskar Wächter eine Darstellung der ihnen zustehenden Rechte und des Rechtsschutzes, den ihnen die Gesetzgebung gewährt. Er behandelt das literarische Autorrecht, seine Begründung, die Succession in dasselbe, seine Bedingungen, Grenzen, sein Erlöschen und vor allem seine Verletzung, dann das „musikalische Autorrecht" und „Die Aufführung dramatischer und musikalischer Schriften". Die Darstellung ist klar und einleuchtend, das Urtheil auch bei controversen Fragen meistens der Zustimmung sicher. Nur daß Wächter in Betreff der Uebertragbarkeit des Autorrechts bei dem Wechsel einer Theaterdirection sich auf Grundlage des verfehlten Nissen'schen Aufsatzes dafür entscheidet, daß dasselbe ohne weiteres von einem Director auf den andern übergeht, wird stets den Protest einer das jus strictum beachtenden Rechtsanschauung herausfordern.

Theater und Musik.

Zum ersten male ist der Versuch gemacht worden, die deutschen Historien Grabbe's auf die Bühne zu bringen. Und warum nicht? Haben sie doch vor den Historien Shakspeare's das voraus, daß sie auf deutschem Boden spielen, und der alte Friedrich Barbarossa erweckt doch mindestens die Theilnahme, wie sie ein Heinrich IV. oder Heinrich V. von England in deutschen Herzen hervorruft. Es ist interessant, daß die Raupach'schen „Hohenstaufen", von denen der fleißige Autor alle vier Wochen einen fünfactigen vom Stapel ließ, jetzt gänzlich von der Bühne verschwunden sind, obschon sich einige, wie „König Enzio", ziemlich lange auf derselben behaupteten, und daß nun die früher ausschließlich zur Buchdramatik gerechneten Grabbe'schen „Hohenstaufen", deren Werth damals literarische Schätzung weit über denjenigen der Raupach'schen stellte, auf der deutschen Bühne auftauchen. Den Versuch damit hat der literarisch feingebildete Intendant der schweriner Hofbühne Alfred von Wolzogen gemacht und zwar mit Erfolg, denn einzelne Funken des Grabbe'schen Genius übten eine zündende Wirkung aus. Der Dichter hat bekanntlich eine Abhandlung über die Shakspearomanie geschrieben und besonders den Mangel an Einheit und Concentration in den Historien Shakspeare's gerügt; um so auffallender ist es, daß diese Fehler auch seinen eigenen Hohenstaufen-Tragödien anhaften, und so geschickt die Bearbeitung einzelne Scenen zusammenrückte und die Acte wirkungsvoller eintheilte, der Mangel an Steigerung blieb schon in der ersten Tragödie „Friedrich Barbarossa" empfindlich, indem der letzte Act matt und historienhaft austönt; doch hat das Stück einige große und packende Scenen. In der zweiten Tragödie „Heinrich VI." ist schon der dramatische Conflict nicht so zusammengerafft wie in der ersten, in welcher sich der Kaiser Rothbart und Heinrich der Löwe gegenübertreten; auch ist vielleicht der schöne poetische Hauch, der einzelne Scenen durchweht, nicht mächtig genug, um die Segel der Tragödie auf der Bühne zu schwellen. Solche Aufführungen sind jedenfalls interessant; auf der Bühne erst erprobt sich das Talent des Dramatikers, und wir gewinnen selbst bei Autoren, die auf die Bühne verzichten und absichtlich die Rücksichten des Theaters mit Füßen treten, einen Maßstab für ihre dramatische Bedeutung. Was wahrhaft dramatisch ist, wird stets auch auf der Bühne wirken. Das Umgekehrte ist nicht der Fall; der theatralische Effect kann ein äußerlicher sein, der nicht aus dem dramatischen Leben des Stücks hervorgegangen ist.

Die Mahnungen, die wir selbst unserer Grabbe-Ausgabe, besonders in Bezug auf „Don Juan und Faust", vorausschickten, scheinen nicht spurlos verhallt zu sein. Wie wir erfahren, hat Schubert in München dies Grabbe'sche Drama bearbeitet und ist diese Bearbeitung an der dortigen Hofbühne zur Aufführung angenommen worden. Ein Drama wie „Don Juan und Faust" bedarf indeß so gut wie Byron's „Manfred" der musikalischen Einkleidung, wenn es auf der Bühne wirken soll; es sind Gedankensymphonien darin, die einen bedeutenden Componisten herausfordern. Auch Karpeles in Breslau hat „Don Juan und Faust" für die Bühne eingerichtet. Einzelne Bearbeiter, wie Rudolf Bunge, haben sich auch an „Herzog Theodor von Gothland" gewagt, jene wild geniale Monstreproduction des jungen Dichters, die aber in ihren grellen Gestalten und Situationen über das menschliche und also auch über das Bühnenmaß hinauswächst, obgleich die Handlung an und für sich spannender ist als in den spätern Dramen des Dichters.

— Das Drama „Mirabeau" von Murad Efendi ist am wiener Stadttheater mit sehr günstigem Erfolg in Scene gegangen. Solche Revolutionsdramen sind von dem Burgtheater principiell ausgeschlossen, und das Stadttheater erfüllt mit Vorführung derselben eine Mission, die mehr als alles andere die Nothwendigkeit seiner Existenz beweist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Zwei berühmte Historiker, der objectivste und der subjectivste von allen, Leopold von Ranke und Thomas Carlyle, haben vor kurzem ihren achtzigjährigen Geburtstag gefeiert. Mögen beide, noch schöpferisch thätig, lange wirken als Zierden der deutschen und englischen Literatur!

— Wir haben einem Autor noch einen Nachruf zu widmen, der eine interessante, wenn auch befremdende Entwickelung durchgemacht und nach seinem ersten Auftreten als Apostel einer genußfreudigen Sinnlichkeit zuletzt dem Los des Lucindendichters und des wüsten Sängers der „Weihe der Kraft" verfiel und zur alleinseligmachenden Kirche überging. Georg Friedrich Daumer, geboren 1800 zu Nürnberg, besuchte hier das Gymnasium, das unter Hegel's Leitung stand, später die Universität Erlangen, wo er anfangs dem Pietismus huldigte. Doch gab er das Studium der Theologie bald gänzlich auf und wurde Gymnasiallehrer seiner Vaterstadt, eine Stellung, die er bis zum Jahre 1830 einnahm, wo er wegen Verfeindung mit dem Director der Anstalt und wegen Kränklichkeit aus dem Amte schied. Jetzt widmete er sich ausschließlich literarischen Arbeiten. In einer Reihe philosophischer Schriften, die er in den Jahrzehnten von 1830—50 veröffentlichte,

und unter denen die „Geheimnisse des christlichen Alterthums“ (2 Bde., 1847) einen hervorragenden Rang einnehmen, suchte er den Molochcultus im alten Christenthum nachzuweisen. Wenn diese Schriften Aufsehen erregten durch die Herbheit ihrer antichristlichen Tendenzen, so erwarb sich Daumer durch seinen „Hafis“ (2 Bde., 1846—51), durch freie formgewandte Aneignungen des persischen Dichters, welcher das Evangelium einer gesunden Sinnlichkeit predigte, die Theilnahme des großen Publikums. „Hafis“ lehnte sich an Rückert und Platen an, von denen er sich nur durch mehr herausfordernde Tendenz unterschied; er ist der Vorgänger von Bodenstedt's „Mirza-Schaffy“, der ihn in Bezug auf den Erfolg überflügelte. Aehnlichen Charakter trug die Gedichtsammlung: „Mohammed“ (1848). „Die Religion des neuen Weltalters“ (3 Bde., 1850), eine Religion der Liebe, des Friedens und freier Sitten, wurde als der Abschluß des geistigen Bildungsprocesses der Neuzeit durch eine Anthologie aus den entsprechenden Stellen der großen Dichter und Denker hingestellt. Die Verherrlichung des Weibes, die in dieser Anthologie zu Tage tritt, bildet den Wendepunkt in der Entwickelung Daumer's; der Mariencultus führte ihn zur katholischen Kirche, zu welcher er 1858 in Mainz übertrat. Seitdem war seine literarische Thätigkeit eine Polemik gegen den Protestantismus, die am schärfsten in seinen sechs Heften: „Aus der Mansarde“ (1860—62) hervortrat; auch dichtete er „Marianische Legenden und Gedichte“ (1859). Er lebte nach seiner Conversion theils in Frankfurt, theils in Würzburg und starb am 14. December in dieser Stadt. Als Daumer Professor in Nürnberg war, wurde ihm einige Zeit der Findling Kaspar Hauser zur Erziehung anvertraut, über den er interessante psychologische Studien machte. Nach einer ihm in Daumer's Hause von unbekannter Hand beigebrachten Verletzung wurde Kaspar Hauser einem nürnberger Stadtrath ins Haus gegeben und von zwei Soldaten bewacht.

— Die englische Copy-right-Association erweist sich in vieler Hinsicht als sehr thätig, und die Wirkungen dieser Thätigkeit kommen mittelbar oder unmittelbar auch den deutschen Schriftstellern zugute. Dies gilt besonders von dem auf Anregung der Association in der vorigen Parlamentssitzung angenommenen Gesetz zur Verbesserung des internationalen Urheberrechts. Wie Dr. Gerhard in der „Neuen Zeit“ berichtet, war nach §. 6 des Gesetzes von 1851 jede Nachahmung und Verbreitung von dramatischen und musikalischen Werken, die im Auslande erschienen waren, auch so lange sie noch nicht Gemeingut geworden, erlaubt. Diese Bestimmung ist jetzt aufgehoben. Eine besondere königliche Regierungscommission, die jetzt ernannt ist, soll alle bisher noch unentschiedenen Fragen des Urheberrechts entscheiden. Zu diesen gehört auch die wichtige, selbst in Deutschland noch immer ungelöste Frage, ob die ohne Genehmigung des Autors erfolgte Dramatisirung von Romanen und Novellen fernerhin noch statthaft sein solle. Bei Lösung dieser Frage spielen ästhetische Rücksichten eine große Rolle, sie ist nicht nach einer blos juristischen Schablone zu entscheiden.

Bibliographie.

Beyschlag, W., Griechenthum und Christenthum in ihrer ersten Wechselwirkung. — Die ersten deutschen Christen. Zwei Vorträge. Berlin, Rauh. 1875. Gr. 16. 1 M.

Bodenstedt, F., Album deutscher Kunst und Dichtung. 3te gänzlich umgearbeitete Aufl. Berlin, Grote. 1875. Gr. 4. 13 M. 50 Pf.

Bresslau, H., Actenstücke zur Geschichte Joseph August du Cros', einem abenteuernden Diplomaten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Berlin, Weidmann. 1875. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Gottschall, R., Im Banne des schwarzen Adlers. Geschichtlicher Roman in vier Büchern. 3 Bde. 2te Aufl. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 16 M.

Hellwald, F. v., Oscar Peschel. Sein Leben und Schaffen. Mit dem photographischen Bildnisse Peschels. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Hoffmann, C., Occident und Orient. Eine kulturgeschichtliche Betrachtung vom Standpunkt der Tempelgemeinden in Palästina. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1875. Gr. 8. 3 M.

Hoffmann v. Fallersleben, Unser Weinhaus. Weinlieder und Sprüche. Auf Wunsch des Dichters herausgegeben von G. Dresden, E. Arnold. 1875. 8. 1 M.

Kern, T. v., Geschichtliche Vorträge und Aufsätze. Tübingen, Laupp. 1875. 8. 4 M.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Träger. 19ter Jahrg. 1876. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 4. 13 M.

Lampert, F., Im Herbst gesammelt. Bunte Fahrten. 2 Bde. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 6 M.

Ein edles Leben. Von der Verfasserin von „John Halifax“. Leipzig, E. J. Günther. 1875. 8. 4 M.

Marty, A., Ueber den Ursprung der Sprache. Würzburg, Stuber. 1875. Gr. 8. 4 M.

Merkens, H., Friedrichs des Grossen Philosophie, Religion und Moral. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 80 Pf.

Merx, E., Schlesische Gutsnachbaren. Roman. 2 Bde. Leipzig, Richter. 8. 5 M.

Meyer, E., Poetisches Vermächtniß. Hamburg, Gräbener. 16. 2 M.

Meyern, G. v., Balladen vom Elsaß. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M. 50 Pf.

Michelangelo's sämmtliche Gedichte, in Guasti's Text mit deutscher Uebersetzung von Sophie Hasenclever. Eingeführt durch M. Jordan. Leizig, A. Dürr. 1875. Lex.-8. 20 M.

Möllhausen, B., Die Hyänen des Capitals. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Müller, A., Preussens Verdienste um das deutsche Reich. Festrede. Oberlahnstein, Chun. 1875. Gr. 4. 50 Pf.

Meine Mutter und ich. Von der Verfasserin von „John Halifax“. Aus dem Englischen von Anna Wünn. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 M.

Ohly, E., Erinnerungen aus dem Leben eines hessischen Pastors. Barmen, 1875. Gr. 16. 1 M.

Olfers, Marie v., Neue Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Oliva. Von der Verfasserin von „John Halifax“. Aus dem Englischen. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1875. 8. 8 M.

Oswald, E., Aus Heimath und Fremde. Drei Erzählungen. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 M.

Parameny, K. (A. Kempe), Aus der Perückenzeit. Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Pestalozzi. Idee und Macht der menschlichen Entwickelung. Bearbeitet von Josephine Zehnder, geb. Stadlin. 1ster Bd. Gotha, Thienemann. 1875. Gr. 8. 15 M.

Pfleiderer, O., Die deutsche Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Theologie der Gegenwart. Eine Einleitungsvorlesung. Berlin, G. Reimer. 1875. Gr. 8. 30 Pf.

Pohl, C. F., Joseph Haydn. 1ster Bd. 1ste Abth. Berlin, Sacco Nachfolger. 1875. Gr. 8. 9 M.

Pro nihilo! Vorgeschichte des Arnim'schen Processes. 1stes Heft. Zürich, Verlagsmagazin. Gr. 8. 2 M.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 8ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. Gr. 8. 9 M.

Rahn, H., Hermann, der Fürst der Cherusker. Schauspiel. Zur nationalen Jubelfeier der Enthüllung des Hermanns-Denkmals auf der Grotenburg. Quedlinburg. 8. 1 M. 50 Pf.

Rasch, G., Aus vergangenen Tagen. Historische Bilder und Skizzen. 1ste Reihe. Dresdener berühmte Häuser und Skizzen. Dresden, Kaufmann. 8. 1873. 3 M. 50 Pf.

Reich, E., Studien über die Volksseele. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Riemann, H., Musikalische Logik. Hauptzüge der physiologischen und psychologischen Begründung unseres Musiksystems. Leipzig, Kahnt. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Ring, M., Eine unversorgte Tochter. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 M. 25 Pf.

Rocholl, H., Aus der Stille. Gedichte. Barmen, Klein. 1875. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Ruß, K., Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben. Mit 36 in den Text gedruckten Holzschnitten. 2te verbesserte u. vermehrte Aufl. Breslau, Trewendt. 8. 3 M.

Russell, Graf J., Erinnerungen und Rathschläge 1813—1873. Autorisirte deutsche Uebersetzung nach der 2ten Auflage des Originals. Halle, Gesenius. Gr. 8. 8 M.

Rydberg, V., Römische Sagen über die Apostel Paulus und Petrus. Aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Theile. 8. 2 M.

Sauer, C. M. (M. Alland), Die Loge zur brennenden Fackel. Roman. 2 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 7 M.

Schenk zu Schweinsberg, G. Freih., Das letzte Testament Landgraf Wilhelm II. von Hessen vom Jahre 1508 und seine Folgen. Ein Beitrag zur Geschichte Hessens während der Minderjährigkeit Landgraf Philipp des Großmüthigen. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schlagintweit, R. v., Die Prairien des amerikanischen Westens. Leipzig, Mayer. 8. 3 M. 60 Pf.

Schlieben, E., Hinter der Front. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1875. 8. 15 M.

Schomburgk, W., Die Geschichtschreibung über den Zug Karl's V. gegen Algier 1541. Leipzig, Rossberg. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Shakespeare's Macbeth, übersetzt und kritisch beleuchtet von G. Meßmer. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1875. 8. 2 M.

Stein, L. v., Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft Deutschlands. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Vincenti, C. v., Wiener Kunst-Renaissance. Studien und Charakteristiken. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 M.

Vogel, A., Wissenschaft und Leben. Bilder aus dem Gebiete der Natur und Technik. Eine Gabe für Naturfreunde. Nördlingen, Beck. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Werther, J., Der Fürst von Isclabella. Schauspiel. Stuttgart, Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

Als 18. Band erschien soeben:

Die Schmarotzer des Thierreichs.

Von

P. J. van Beneden,

Professor an der Universität zu Löwen.

Mit 83 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.

Zu den interessantesten Stoffen, womit die neuere Zoologie sich beschäftigt, gehören die Untersuchungen über Eingeweidewürmer, über Parasiten und Mitesser. Die Resultate dieser Untersuchungen werden hier von einem hervorragenden belgischen Gelehrten mitgetheilt und durch treffliche Abbildungen zur Anschauung gebracht.

Band 1—17 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ enthalten:

1. **J. Tyndall.** Das Wasser in seinen Formen. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
2. **Oscar Schmidt.** Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.
3. **A. Bain.** Geist und Körper. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
4. **W. Bagehot.** Der Ursprung der Nationen. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
5. **H. Vogel.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.
6. 7. **E. Smith.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 Mark. Geb. 10 Mark.
8. **E. Lommel.** Das Wesen des Lichts. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.
9. **Balfour Stewart.** Die Erhaltung der Energie. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
10. **J. Bell Pettigrew.** Die Ortsbewegung der Thiere. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.
11. **H. Maudsley.** Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.
12. **J. Bernstein.** Die fünf Sinne des Menschen. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.
13. **J. W. Draper.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.
14. 15. **H. Spencer.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Geh. 8 Mark. Geb. 10 Mark.
16. **Josiah P. Cooke.** Die Chemie der Gegenwart. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.
17. **K. Fuchs.** Vulkane und Erdbeben. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Verrath von Breisach 1639. Ein Beitrag zur Geschichte des Verlustes der Landgrafschaft im Elsaß nebst Breisach und Sundgau an Frankreich im Dreißigjährigen Kriege von Karl Molitor. Preis 2 M.

Jena, 1. December 1875.

Hermann Dufft.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ernst Hallier, Naturwissenschaft, Religion und Erziehung. Preis 4 M.

Jena, 1. December 1875.

Hermann Dufft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Romane

von

Heinrich Koenig.

Neue wohlfeile Ausgabe.

In 15 Bänden. Zwölfter Band. 8. Jeder Band 2 Mark.

Heinrich Koenig's Romane gehören zu dem Hausschatz der deutschen Unterhaltungsliteratur; sie sind von nachhaltiger, dauernder Wirkung, und stets kehrt man mit erneutem Genuß zu ihrer Lektüre zurück. Auf vielseitigen Wunsch veranstaltet die Verlagshandlung eine neue wohlfeile Ausgabe seiner besten Romane zu dem Preise von nur 2 Mark für den Band, um ihre Aufnahme in den Privatbesitz, in Haus- und Familienbibliotheken zu fördern.

Inhalt der 15 Bände. 1—3. Die Clubisten in Mainz. 4. Regina. 5—6. Hedwig, die Waldenserin. 7—9. Die hohe Braut. 10—11. William Shakspeare. 12. Eine Pyrmonter Nachcur. 13—15. König Jerôme's Carneval.

Im Verlage von **Erich Koschny** (L. Heimann's Verlag) erschien soeben:

Der Gottesbegriff

und

das geistige Princip

oder

die Philosophie und die Religion der Zukunft

von

L. R. Landau.

Motto: Es ist ebenso thöricht den von der Natur gesteckten Grenzen unserer Vernunft gar nicht Rechnung zu tragen, und sich zuzutrauen, alles ergründen und erklären zu können, als umgekehrt: weil man nicht alles wissen und begreifen kann, gar nichts anerkennen und glauben zu wollen. Dies heisst, wie Locke sagt, die Füsse nicht gebrauchen, weil man nicht fliegen kann.

Preis 1 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Phaeton.

Tragödie in fünf Acten

von **Arnold Beer.**

8. Geh. 2 Mark 40 Pf.

Die Mythe von Phaeton, dem Sohne des Helios, der sich den Sonnenwagen zu lenken vermaß und von Zeus durch einen Blitzstrahl herabgeschleudert wurde — ein auch von den alten Tragikern behandelter Stoff — erhielt in der vorliegenden Tragödie eine neue poetisch-dramatische Gestaltung.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Pf.
Andrea del Castagno. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 6. Januar 1876.

Revue des Literaturjahres 1875.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Nicht minder productiv als im Roman ist die schriftstellerische Arbeit auf dem Gebiete der Novelle. Wir möchten es als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß die von Tromlitz und Blumenhagen mit Vorliebe gepflegte historische Novelle immer mehr in den Hintergrund tritt; in der diesmaligen Jahresübersicht haben wir nur sehr wenige derselben zu verzeichnen. In der That verlangt die historische Darstellung auf diesem Gebiete die breitere Grundlage des Romans.

Von den Novellisten von Fach, welche größere Novellensammlungen erscheinen lassen, und für welche die Novelle nicht blos gelegentlich als Schnitzel von der poetischen Hobelbank abfällt, sind die namhaftesten mit neuen Bänden hervorgetreten. Paul Heyse hat „Neue Novellen", die zehnte Sammlung seiner „Novellen" veröffentlicht; ebenso Adolf Stern; Elise Polko unter dem Titel „Weiße und rothe Rosen" die sechzehnte Folge ihrer Novellen; Julius Grosse drei Bände „Neue Erzählungen"; Adelheid von Auer eine „Neue Novellensammlung"; E. Fels drei Bände Novellen „Tropfen im Meere"; F. L. Reimar drei Bände Novellen „Wechselnde Lichter"; Otto Roquette den zweiten Band seiner Novellen „Welt und Haus"; A. Ritter von Tschabuschnigg drei Bände „Novellen"; Robert Byr vier Bände Novellen unter dem Titel „Quatuor"; die von Freytag hochgestellte Luise von François drei Bände „Erzählungen". Von Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" ist die dritte, um einen vierten Band vermehrte Auflage erschienen. Andere Autoren geben zwar keine Sammlungen heraus, aber ihr Detailverkauf ist desto bedeutender. So läßt der auch als Verfasser von Lieferungsromanen oben erwähnte A. Sondermann folgende Erzählungen erscheinen: „Das Kartenorakel", „Kaspar, der Brandstifter", „Die Macht der Liebe", „Der Mensch denkt, Gott lenkt", Erzählungen, deren Titel nur zu deutlich an die Physiognomie des Lieferungsromans gemahnen. Ebenso fruchtbar ist E. von Waldow; außer einer Sammlung Novellen erwähnen wir: „Hildegard", „Blaues Blut", „Falsche Ehre", „Ohne Geleit", „Das Kreuz am Wege", „Eine romantische Liebesgeschichte", „Ein Schrei", „Moderne Sirenen", „Bon voyage".

Eine eigenthümliche Art der Novellistik ist die stimmungsvolle, in Aquarellfarben und mit poetischem Hauch; dazu gehören Theodor Storm: „Novellen und Gedenkblätter", G. Vely: „Assunta", Villamaria: „Wellenträume", H. Limbach: „Ferienträume, ein Märchenkranz".

Die übrige Novellistik können wir nur in Reih und Glied aufmarschiren lassen, ohne die einzelnen Fähnlein besonders zu gruppiren: E. Müller-Samswegen: „Dunkle Blüten"; Ida Gräfin Hahn-Hahn: „Vergib uns unsere Schuld"; E. Norden: „Es werde Licht"; G. Pasig: „Der Bildhauer von Rom"; Ritter L. von Polzer: „In Mußestunden"; O. Mylius: „Der Mensch denkt, Gott lenkt"; C. Reinfels: „Edelmuth oder der Frauen Königreich"; P. K. Rosegger: „Aus Wäldern und Bergen. Stille Geschichten"; B. J. Marschall: „Wie und warum man liebt"; Paula Herbst: „Verfolgt und gerettet" und „Susanne oder treu bis in den Tod"; E. Bauernfeld: „Die Freigelassenen, Bildungsgeschichte aus Oesterreich"; Mariam Tenger: „Bischof und König", „Sophie von Hohem"; M. Albert: „Traugott"; K. Telmann: „Auf der Heide"; C. Zastrow: „Kronprinz Friedrich und sein Freund Katte"; L. Maurice: „Sonnenschein"; J. del Sotto: „Christine"; M. Deleuwa: „Ad majorem Dei gloriam"; A. Wilbrandt: „Fridolin's heimliche Ehe"; A. Bertram: „Eine Verirrung"; G. Nessel: „Elsbeth"; J. D. H. Temme: „Auf grauer Heide"; Marie Freiin von Ebner-Eschenbach: „Erzählungen"; Gräfin Josephine Schwerin: „Janusbilder"; Gräfin Eufemia Ballestrem: „Blätter im Winde"; Johanna Schäffer: „Die schöne Großmutter oder Bete und arbeite"; Marie von Roskowska: „Ein Kleeblatt.

Drei Novellen"; T. Almar: „Weichsel-Novellen"; „Ein Zweikampf in der Steppe. Windstille. Zwei Erzählungen"; A. Gasser: „Der Andres und das Ammichen"; F. von Seeburg: „Cyclame"; R. Schulz: „Sophie"; E. Taubert: „Am Fuße des Ortler. Die Kriegskameraden. Der Irre"; W. Koch: „Die Tochter der Irrsinnigen"; E. Pasqué: „Der Grenadier von Pirmasenz"; C. Lübeck: „Die Vaterlandslosen"; „Aus der Neuzeit. Dorfgeschichte"; J. Smend: „In die Freiheit. Erzählung aus neuester Zeit"; L. Steub: „Altbairische Miscellen"; J. Dominicus: „Frauenart"; A. Stutzer: „Nicht Gold, nicht Edelstein"; Graf A. Baudissin: „Eine Wanderung durch Jahrtausende, culturgeschichtlicher Novellencyklus aus der schwäbischen Vorzeit"; A. Rodenwolt: „Wahres Glück"; A. Hempel: „In den Fesseln Roms"; E. Streben: „Strandgut"; A. Streckfuß: „Verschwunden"; H. von Schwarz: „Kingsdorf und Kolomin"; K. Telmann: „Margarethe"; O. Ruppius: „Lebenskämpfe"; G. Rühl: „Nach dem 1. October"; E. Hoefer: „Von ihr und mir"; A. Löwe: „Maria und Magdala"; A. Glaser: „Holländische Novellen"; L. Salomon: „Helldunkel"; E. Schmeling: „Janitschar und Serbe"; L. Würkert: „Gesammelte Novellen"; L. von Erlburg: „Verschlungene Pfade"; Marie Olfers: „Neue Novellen"; E. Oswald: „Aus Heimat und Fremde"; O. Scheibe: „Das Geheimniß des Geizhalses" und „Prophet und Betrüger"; F. Brentano: „Am Erlenbach"; H. Presber: „Rudolf"; K. Stein: „Die Rache des Marchesen" und „Die Tochter des Züchtlings"; F. Stengel: „Novellenbuch".

Die Sammlungen und Repertorien für Unterhaltungsliteratur sind nicht minder zahlreich als diejenigen für dramatische Schriften. Da gibt es: „Eisenbahnunterhaltungen", von denen in diesem Jahre die Hefte 91—97 erschienen mit Beiträgen von H. Hirschfeld, Graf Grabowski, C. Spielmann, E. Fritze, F. Steinebach, A. Reichner; eine „Unterhaltungsbibliothek für Reise und Haus", von welcher die Bände 18—21, besonders mit Beiträgen von Habicht, vorliegen; eine „Bibliothek für Haus und Reise", von der in diesem Jahre die Bände 25—27 erschienen mit Erzählungen von J. Mühlfeld, J. D. H. Temme und L. Schücking; ein „Neues belletristisches Lesecabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen", Lieferung 1495—1530 mit Novellen von Noë, Guntram und Aneignungen aus fremden Literaturen; „Amüsante Boudoirgeschichten", zweiter und dritter Band, mit Novellen von F. Heinrich und H. Rosenberg, und eine „Deutsche Novellenflora", Sammlung der neuesten, fesselndsten Romane und Novellen der beliebtesten Volksschriftsteller der Gegenwart, erstes bis zehntes Heft. Für die Unterhaltung des deutschen Publikums ist also in der ausgiebigsten Weise gesorgt.

Der Humor in Vers und Prosa behauptet nach wie vor in Deutschland sein gutes Recht und findet stets Autoren, die ihm eine besondere Pflege zutheil werden lassen. Der komische Roman und die Militärhumoreske werden von A. von Winterfeld vertreten, welcher diesmal mit dem Roman „Schwarze Menschenbrüder", mit „Drollige Soldatengeschichten für Haus und Reise", dem achten Band seiner „Humoresken für Sofa und Eisenbahncoupé" und einem ersten Band „Schnurren" den Literaturmarkt beschickt hat. Sehr productiv ist auch der in d. Bl. nach Verdienst gewürdigte Humorist Ernst Eckstein, dessen Schriften „Aus Secunda und Prima" und „Der Besuch im Carcer" in neuen Auflagen vorliegen, während er überdies satirische und humoristische Skizzen: „Flatternde Blätter", herausgegeben hat. Ein anderer beliebter Humorist, R. Schmidt-Cabanis, hat einen Strauß neuer Humore unter dem Titel „Veilchen und Meerrettich" herausgegeben, der ebenfalls beliebte W. Busch: „Abenteuer eines Junggesellen". Außerdem erwähnen wir von humoristischen Erzählungen, Skizzen, Gedichten: C. Spielmann: „Humoresken und Burlesken"; O. Moser: „Heitere Blätter" und „Lustige Geschichten"; F. Lilla: „Geplauder. Humoresken und Novelletten"; F. Brentano: „Schnick-Schnack, Humoresken"; F. Hönig: „Geschräppels, Humoresken"; G. E. Barthel: „Scherz und Humor, Gedichte"; O. Girndt: „Gemüthliche Gesellschaft. Humoristische Erzählungen"; A. Löwenstein: „Humor in der Medicin"; Veratrinus Leuchtkäfer: „Der Spiritismus"; A. Moszkowski: „Anton Notenquetscher, ein satirisches Gedicht in vier Gesängen"; „Freuden und Leiden eines Commis-voyageur"; H. Sallmayer: „Für die Frommen, ernste und heitere Skizzen"; A. E. O. Klaussmann: „Der Pump"; G. Asmus: „Amerikanisches Skizzebüchelche"; „Saphiriana, Anekdoten, Witze und Charakterzüge aus dem Leben Saphir's"; „Raddamanthus II. Nadelstiche eines Post- und Eisenbahnsklaven"; C. Fischer: „Aus der Flegelzeit der Liebe"; A. Feschen: „Wiener Reiselektüre, zehn humoristische Erzählungen"; A. Schroeder: „Humoresken-Baedeker für die ganze Welt"; Sterne: „Album unfreiwilliger Komik"; A. Brendel: „Herrn Graf's Reisebriefe und Tagebücher"; „Deutsche Ferien. Erlebtes und Erdachtes"; Muchowsky: „Die Ofenheimiade"; „Junker und Pfaffen im Gewande des Sprichworts und unter der Geisel des Humors"; T. Remlein: „Spielhahnfedern. Gebirgshumoreske". Einen humoristisch-satirischen Criminalroman hat J. Heinemann unter dem Titel „Komödiant und Vagabund" herausgegeben; E. Flinke eine humoristische Dorfgeschichte von J. R. Snieders: „Wie man Bürgermeister wird", aus dem Vlämischen übersetzt, während von der Ausgabe „Amerikanische Humoristen" der vierte und fünfte Band erschienen, mit humoristischen Erzählungen von T. B. Aldrich und M. Twain. Ein eigenthümliches Genre zeitgeschichtlichen Humors unter der Firma „Humoristisch-historische Reminiscenzen" wird gepflegt von Rodowicz von Oswięcinski: „Unter Englands Fahnen zur Zeit des Krimkriegs", und „Aus dem Leben und Treiben des königlich preußischen berühmten und berüchtigten General Staff".

Im Zusammenhang mit den humoristischen Schriften und besonders Gedichten stehen die Dialektgedichte, deren volksthümlicher Reiz doch eigentlich nur in humoristischer Form anziehend hervortritt; wir erwähnen: H. G. Knapp: „Hellauf und glattaweg! Gedichte in schwäbischer Mundart"; H. Wäckerle: „Gau! Stau! Bleiba lau! Gedichte in schwäbischer Mundart"; E. Hobein: „Feldflüchters. Plattdütsch. Leeder un Läuschen in mecklenbörger Mundart"; H. Jürs: „Hoch un platt, for jeden wat"; A. Nowack: „Plattdeutsche Schnurren in ostpreußischer Mundart"; F. Eggers und K. Eggers: „Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburgischer Mundart"; T. Piening: „Hans un Grethen.

Vertelln"; M. Heinzel: „Vägerle, flieg aus! Gedichte in schlesischer Mundart"; M. Lindemayr's „Sämmtliche Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart"; J. Mangold: „Colmererditschi Gedichtler"; K. Eichwald: „Uut'n Flikken-Büdel, Rymels und Vertellsels"; „Waldröserln. Oest'reichische Liada, gemüthli und g'spaßi", von C. Arthur; „Elsaß im Leid. Idyll in der Volksmundart von einem alten Straßburger"; F. W. Grimme: „De Kumpelmäntenmaker oder Hai mott wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart"; M. Barack: „Der Drumbeder vun Wallstadt. Eine Sammlung heiterer Gedichte in pfälzer Mundart"; A. Sommer: „Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart" (sechstes Heft); A. Corrodi: „De Maler. Familiebild". Eine umfassende Sammlung deutscher Dialektgedichte ist vor kurzem erschienen unter dem Titel: „Die deutschen Mundarten im Liede".

Wir schließen hier gleich Schriften an, welche die Volkssage und das Volksleben schildern: A. Hartmann: „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbaiern"; E. Hensing: „Dem malerischen Oberlande. Ein Sträußlein aus Geschichten und Sagen, Bildern und Liedern gebunden"; L. Zapf: „Der Sagenkreis des Fichtelgebirgs"; M. von Strantz: „Die Blumen in Sage und Geschichte"; L. J. Lauff's „Violen und Vergißmeinnicht. Legenden und Sagen" (zweites Heft).

Die Uebersetzungsliteratur steht nach wie vor in Blüte, doch nur ein geringer Theil derselben verfolgt künstlerische Zwecke; die große Mehrzahl der Uebersetzer speculirt auf das Unterhaltungsbedürfniß des großen Publikums; wer selbst keinen Roman schreiben kann, vermag doch einen zu übersetzen. Die englischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller, welche in Bezug auf Sensationsmotive sehr erfinderisch sind und deren Phantasie überhaupt selten in Verlegenheit geräth, werden von unsern Uebersetzern entschieden bevorzugt, wie die folgende Liste der in diesem Jahre übersetzten englischen Romane beweisen mag: W. Collins: „Gesetz und Frau"; M. E. Braddon: „Ein seltsames Leben" und „Geliebt und verloren"; Frau Henry Wood: „Im Dunkel der Nacht" und „Mildred Arkell"; Gertrude Young: „Zehn Jahre"; Miß Yonge: „Ausgewählte Erzählungen"; Florence Montgomery: „Zusammengeführt"; C. M. Caird: „Lady Hetty"; W. Black: „Eine Prinzessin von Thule"; H. Schütz-Wilson: „Philipp Mannington"; „Meine Mutter und ich", „Ein edles Leben" und „Oliva", von der Verfasserin von „John Halifax"; C. Dickens: „Ausgewählte Erzählungen" und „Die Familie Schüsselwitz"; „Kartenhäuser, Roman"; Hesba Stretton: „Des Doctors Dilemma"; E. Chavette: „Die Erbschaft eines Schmarotzers". Da die Mehrzahl dieser Romane drei bis vier Bände umfaßt, so vermag dieses englische Contingent schon einige Fächer einer Leihbibliothek auszufüllen. Hierzu kommen Uebersetzungen der englisch-amerikanischen Literatur. Die amerikanischen Humoristen haben wir schon erwähnt; außerdem führen wir an: B. Harte: „Die Argonautengeschichten" (dritter Band); „Amerikanische Novellisten" (erster Band).

Nach der englischen Literatur bildet die skandinavische ein großes Reservoir, aus welchem die Kanäle unserer Uebersetzungskunst zur Befruchtung unserer Leihbibliotheken den nöthigen Abfluß schaffen. Die französische Literatur steht gänzlich gegen die nordische zurück; es ist dies ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Außer Moléri's „Ein Don Juan auf dem Rückwege", der Gräfin Ségur „Russisch und deutsch" und den Schriften von Jules Verne, von denen der einundzwanzigste Band erschien, liegen keine Uebersetzungen aus dem Französischen vor. Wie stattlich nimmt sich dagegen das Register der übersetzten schwedischen und dänischen Werke aus: R. Müldener: „Auf der Sturmwand"; B. Björnson: „Ein Fallissement. Schauspiel"; V. Rydberg: „Der letzte Athenienser" und „Römische Sagen über die Apostel Petrus und Paulus"; F. Hedberg: „Das Erbe Wasa's. Historisches Schauspiel"; Emilie Flygare-Carlén: „Schattenbilder, Novellen"; Marie Sophie Schwartz: „Novellen"; „Erzählungen von J."; A. Blanche: „Aufzeichnungen eines Geistlichen"; H. F. Ewald: „Waldemar Krone's Jugendgeschichte"; Oskar II.: „Karl XII., ein Lebensbild". Hierzu kommen Uebersetzungen aus dem Holländischen von A. Glaser: „Libeweide" von Hurt, und „Die Arbeiterprinzessin" von J. J. Cremer; aus dem Vlämischen das achtundfunfzigste Bändchen der „Sammlung ausgewählter Schriften von H. Conscience"; aus dem Russischen der achte und neunte Band von „Turgénjew's Ausgewählten Werken"; aus dem Ungarischen S. Toldy: „Zwei Schauspiele. Livia, Cornelia"; M. Jókai: „Mein, Dein, Sein" und „Kunterbunt"; Graf Lónyay: „Graf Stephan Széchenyi"; aus dem Neugriechischen: E. D. Roïdis: „Die Päpstin Johanna"; aus dem Polnischen: J. Korzeniowski: „Der Dorfadel".

Das „Classische Liederbuch" von Emanuel Geibel gibt römische und griechische Dichtung in formenschöner Nachbildung; vielen Anklang fand auch „Der polnische Parnaß" von H. Nitschmann, der in vierter sehr vermehrter Auflage erschien. Noch erwähnen wir die von J. Wenzig herausgegebene „Bibliothek slawischer Poesien", deren erste Hefte böhmische, mährische und slowakische Volkslieder enthalten. „Italienische Liebeslieder" hat E. Engel herausgegeben, Sophie Hasenclever „Michelangelo's Gedichte" und außerdem aus dem Französischen die „Gedichte" von A. Brizeux. Eine sehr formgewandte Uebersetzung ist die der G. Giusti'schen „Gedichte" von Paul Heyse. „Schottische Balladen" hat K. Knortz übertragen, während H. Mensch unter dem Titel „Polymele" eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Dichtungen ins Englische, Französische und Lateinische herausgab.

Ausnehmend productiv erweist sich die philosophische Literatur. Zwar gering ist die Zahl derjenigen, welche neue Gedankenbauten von systematischer Architektonik aufthürmen oder ein neues großes Princip der Erkenntniß proclamiren; desto zahlreicher sind die Darlegungen und Auslegungen, welche ein Bild der ältern Denker zu entwerfen trachten oder gegen die neuern sich polemisch, oft auch verherrlichend verhalten, sodaß die „Geschichte der Philosophie" in ihrem weitesten Sinne, wenn man die philosophischen Modesysteme der Gegenwart mit hereinnimmt, das ganze Gebiet beherrscht.

Was die Philosophie des Alterthums betrifft, so nimmt Plato gegenwärtig ein lebhafteres Interesse in Anspruch als Aristoteles. Von H. von Stein's großem Werke: „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus", ist der

dritte und letzte Band erschienen; außerdem sind anzuführen: A. Krohn: „Studien zur sokratisch-platonischen Literatur“; F. Schulteß: „Platonische Forschungen“; S. A. Byk: „Die vorsokratische Philosophie der Griechen“; J. Walter: „Die Lehre von der praktischen Vernunft in der griechischen Philosophie“; A. Arndt: „Die Ansichten der Alten über Leben, Tod und Unsterblichkeit“; J. Klein: „Das Empirische in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles“. Eine chinesische Philosophie hat R. von Plaenckner übersetzt, die Schrift des Confucius: „Ta-Hio“, während P. Asmus „Die indogermanische Religion in den Hauptpunkten ihrer Entwickelung“ schildert. Die mittelalterliche Philosophie wird in folgenden Werken behandelt: W. Preger: „Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter“; A. Tyszka: „Geschichte der Beweise für das Dasein Gottes bis zum 14. Jahrhundert“; E. Grimm: „Arnold Geulinx' Erkenntnißtheorie und Occasionalismus“; M. Eisler: „Vorlesungen über die jüdischen Philosophen des Mittelalters“; M. Schneid: „Aristoteles in der Scholastik“; W. Redepenning: „Ueber den Einfluß der aristotelischen Ethik auf die Moral des Thomas von Aquino“.

Eine „Geschichte der neuern Philosophie“ beginnt der englische Naturforscher und Biograph Goethe's, G. H. Lewes, herauszugeben; die erste Lieferung derselben liegt in einer Uebersetzung vor. Das vortreffliche Werk von Kuno Fischer: „Francis Bacon“, erschien in neuer, völlig umgearbeiteter Auflage. Außerdem behandeln folgende Schriften die Geschichte der neuern Philosophie bis auf Kant: K. Thomas: „Herbart-Spinoza-Kant“; C. Busolt: „Die Grundzüge der Erkenntnißtheorie und Metaphysik des Spinoza“; B. Albert: „Spinoza's Lehre über die Existenz Einer Substanz“; S. Paulus: „Ueber Bedeutung, Wesen und Umfang des Cartesianischen Zweifels“; Spinoza's „Ethik“, mit einer Einleitung herausgegeben von H. Ginsberg; G. W. Leibniz: „Philosophische Schriften“, herausgegeben von C. J. Gerhardt; J. G. Dreydorff: „Pascal's Gedanken über die Religion“; H. Merckens: „Friedrich's des Großen Philosophie, Religion und Moral“; A. Dorner: „Ueber die Principien der Kantischen Ethik“; G. C. B. Pünjer: „Die Religionslehre Kant's“; G. Spicker: „Kant, Hume und Berkeley“; F. Paulsen: „Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnißtheorie“; F. G. Hann: „Ueber den Ausgangspunkt für die metaphysische Einsicht nach Kant“; J. Volkelt: „Kant's kategorischer Imperativ und die Gegenwart“; J. Hildebrand: „Die Grundlinien der Vernunftreligion Kant's“; J. Bergmann: „Zur Beurtheilung des Kriticismus vom idealistischen Standpunkte“.

Der Säculartag eines so genialen Denkers wie Schelling ist durch mehrere Denkreden gefeiert worden, die zum Theil auch in den Druck gegeben worden sind; wir erwähnen als die bedeutendsten: O. Pfleiderer: „Friedrich Wilhelm Joseph Schelling“; Dorner: „Zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag von Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling“; H. Beckers: „Schelling's Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang“. Der einst tonangebenden und alleinherrschenden Hegel'schen Philosophie ist keine einzige Monographie in diesem Literaturjahre gewidmet worden. Mit Herbart beschäftigen sich: F. Bartholomäi: „Johann Friedrich Herbart, ein Lebensbild“; C. A. Thilo: „Johann Friedrich Herbart's Verdienste um die Philosophie“; T. Vogt: „Lott's Kritik der Herbart'schen Ethik“; R. Martin: „Die letzten Elemente der Materie in den Naturwissenschaften und in Herbart's Metaphysik“. Von Schopenhauer's „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ ist die vierte Auflage erschienen, und J. Frauenstädt hat „Neue Briefe“ über die Philosophie des Meisters herausgegeben. Von F. Hettinger erschien ein Lebens- und Literaturbild „David Friedrich Strauß“.

Am zahlreichsten sind die philosophischen Schriften, welche die Modefragen der Gegenwart, den Pessimismus und Materialismus, die Philosophie des Unbewußten und die Darwin'sche Entwickelungslehre oder die daran streifenden Gebiete behandeln. G. P. Weygoldt hat eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift: „Kritik des philosophischen Pessimismus der neuesten Zeit“, herausgegeben. E. von Hartmann sucht inzwischen sein Princip in die einzelnen Disciplinen der philosophischen Wissenschaften hineinzuarbeiten, in die Aesthetik, Pädagogik, Theologie, Naturwissenschaft. Während F. A. von Kirchmann einen Vortrag „Ueber das Princip des Realismus“ veröffentlicht hat, gibt Hartmann eine Kritik desselben: „J. H. von Kirchmann's erkenntnißtheoretischer Realismus“; außerdem liegen von dem productiven Autor vor: „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus“, zweite erweiterte Auflage von „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit“, „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus“, „Zur Reform des höhern Schulwesens“. Hierher gehören auch folgende Schriften: W. Sonntag: „Herr von Hartmann und die Selbstzersetzung des Christenthums“; R. Wirth: „Ueber Monismus mit Berücksichtigung der Philosophie des Unbewußten“; C. F. Heman: „Eduard von Hartmann's Religion der Zukunft in ihrer Selbstzersetzung nachgewiesen“; A. Kluge: „Philosophische Fragmente, mit Bezug auf die von Hartmann'sche Philosophie des Unbewußten“; H. Schwarz: „Das Ziel der religiösen und wissenschaftlichen Gärung, nachgewiesen an Eduard von Hartmann's Pessimismus“; W. Tobias: „Grenzen der Philosophie, constatirt gegen Riemann und Helmholtz, vertheidigt gegen von Hartmann und Lasker“.

Der Kampf zwischen dem Materialismus und Darwinismus auf der einen Seite und den gegnerischen Principien dreht sich vorzugsweise um zwei Fragen, um die Frage der Entwickelung der Menschheit und der Willensfreiheit; es sind in Bezug hierauf folgende Schriften zu verzeichnen: O. Vogel: „Betrachtungen über die materialistische Weltanschauung“; R. G. Hazard: „Zwei Briefe über Verursachung und Freiheit im Willen, gerichtet an John Stuart Mill“; „Der Materialismus der Gegenwart, vom Standpunkte des Rationalismus betrachtet“; J. Huber: „Die ethische Frage“; F. Wollny: „Ueber Freiheit und Charakter des Menschen“; M. Benedikt: „Zur Psychophysik der Moral und des Rechtes“; K. Kodrle: „Die Idee der Freiheit in ihrer Verwirklichung durch das Menschenleben“; „Materialismus und Christenthum“; J. Conring: „Ueber moderne Vorstellungen der Materie“; Freiherr G. von Hertling: „Ueber die Grenzen der mechanischen Weltanschauung“; R. Balliß: „Die Ewigkeit der

Welt"; K. Dietrich: „Philosophie und Naturwissenschaft"; F. Schultze: „Kant und Darwin"; J. W. Spengel: „Die Fortschritte des Darwinismus"; F. Michelis: „Haeckelogonie"; R. Kayser: „Beitrag zur Kosmogenie"; E. L. Fischer: „Ueber das Gesetz der Entwickelung auf psychisch-ethischem Gebiete"; J. Wieser: „Mensch und Thier"; F. Körner: „Instinkt und freier Wille"; J. C. Leuchs: „Schöpfung, Welt und Menschen".

Größere Schriften von mehr systematischer Bedeutung sind, wie schon erwähnt, seltener. Man hat vielfach die Hartmann'sche Philosophie eine Concordanz von Hegel, Schopenhauer und Schelling genannt; eine andere Concordanz strebt L. Noiré in seinen Schriften „Der monistische Gedanke" und „Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie" in mehr aphoristischer als systematischer Weise an. Von C. Göring's nach geschlossener wissenschaftlicher Architektonik strebendem Werke „System der kritischen Philosophie" ist der zweite Band erschienen, ebenso von W. Rosenkrantz' „Principienlehre"; dieser Band behandelt die Principien der Naturwissenschaft. G. Biedermann hat ein umfangreiches Werk „Die Naturphilosophie" erscheinen lassen; von des Engländers H. Spencer „System der synthetischen Philosophie" liegt der erste Band: „Grundlagen der Philosophie", in einer Uebersetzung vor; von B. Riemann: „Grundriß der Philosophie"; von F. A. von Hartsen: „Grundriß der Philosophie", die erste einleitende Abtheilung; C. Radenhausen's „Osiris", von welchem Werke der zweite Band vorliegt, ist durchaus rationalistisch-naturwissenschaftlich. Von psychologischen, logischen, religionsphilosophischen Werken führen wir auf: K. Fortlage: „Beiträge zur Psychologie als Wissenschaft aus Speculation und Erfahrung"; J. E. Erdmann: „Psychologische Briefe", fünfte Auflage; F. W. Hildebrandt: „Der Traum und seine Verwerthung im Leben"; J. Volkelt: „Die Traumphantasie, psychologische Beobachtungen"; M. Katzenberger: „Das apriorische und ideale Moment in der Wissenschaft"; E. Fliedner: „Syllogismus und Induction"; F. Harms: „Die Reform der Logik"; A. L. Kym: „Metaphysische Untersuchungen"; W. von Ulrich: „Die Seele oder das geistige Wesen"; W. Förster: „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit"; Schmitz-Dumont: „Zeit und Raum"; „Einheit und Vielheit"; „Können wir etwas von Gott wissen?" H. K. H. Delff: „Cultur und Religion"; J. Duboc: „Das Leben ohne Gott"; S. Hadrian: „Götter, Götzen und Gott"; R. Schramm: „Die Erkennbarkeit Gottes in der Philosophie und in der Religion"; Charlotte von Schickh: „Auch eine Gottes-Idee"; O. Pfleiderer: „Die deutsche Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Theologie der Gegenwart"; A. Riedel: „Idealer Kreislauf des Lebens in Natur und Offenbarung"; M. Meyr: „Die Fortdauer nach dem Tode" (2. Aufl.); A. von Hartmann: „Gott und Naturwissenschaft, Irrthum und Wahrheit".

Auf dem Gebiete der **Aesthetik** sind bahnbrechende oder umfassendere Werke nicht zu verzeichnen, nur einzelne Monographien: H. Klee: „Grundzüge einer Aesthetik nach Schopenhauer"; F. Sauter: „Aesthetische Excursionen"; E. Pluntke: „Die Aesthetik und ihre Philosophie"; B. Grueber: „Die Elemente der Kunstthätigkeit"; Werner: „Zur Metaphysik des Schönen"; E. Dreher: „Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und Naturwissenschaft"; H. Siebeck: „Das Wesen der ästhetischen Anschauung". Desto eifriger werden einzelne Fächer der ästhetischen Wissenschaften behandelt.

Musiktheoretische Schriften sind: M. Hauptmann: „Opuscula. Vermischte Aufsätze"; H. Riemann: „Ueber das musikalische Hören" und „Musikalische Logik, Hauptzüge der physiologischen und psychologischen Begründung unsers Musiksystems"; F. Hüffer: „Die Poesie in der Musik", aus dem Englischen. Zur Geschichte der Musik und Charakteristik hervorragender Musiker verzeichnen wir folgende Beiträge: H. A. Köstlin: „Geschichte der Musik im Umriß für die Gebildeten"; C. F. Pohl: „Joseph Haydn" (erster Band); G. von Breuning: „Aus dem Schwarzspanierhause, Erinnerungen an L. van Beethoven aus meiner Jugendzeit"; L. Nohl: „Eine stille Liebe zu Beethoven"; B. Vogel: „Robert Volkmann in seiner Bedeutung als Instrumental- und Vocal-Componist"; A. von Meichsner: „Friedrich Wieck und seine beiden Töchter Clara Schumann und Marie Wieck". Von den trefflichen „Musikalischen Studienköpfen" von La Mara ist ein dritter Band erschienen; ebenso hat der geistreiche Musikkritiker der „National-Zeitung", O. Gumprecht, „Neue musikalische Charakterbilder" herausgegeben. Von Richard Wagner sind die Texte oder, um kein Majestätsverbrechen zu begehen, die Dichtungen „Götterdämmerung", „Das Rheingold", „Siegfried" und „Die Walküre" in Einzelausgaben erschienen; eine gekrönte Preisschrift von E. Koch behandelt Richard Wagner's Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen". Vermischte musikalische Schriften sind: H. Pfeil: „Tonkünstler-Merkbüchlein"; F. Wieck: „Musikalische Bauernsprüche und Aphorismen"; F. Oser: „Liederbuch".

Auf dem Gebiete der **bildenden Kunst** ist der vierte Band von Förster's „Geschichte der italienischen Kunst" erschienen, und von dem trefflichen Werke Moriz Carriere's: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", der fünfte Band in zweiter Auflage; G. Kinkel hat eine „Mosaik zur Kunstgeschichte" herausgegeben; K. Woermann ein umfassendes Werk über „Die Landschaft in der Kunst der alten Völker"; H. Mosler: „Kritische Kunststudien". Von J. A. Crowe's und G. B. Cavalcaselle's „Geschichte der altniederländischen Malerei" liegt eine deutsche von A. Springer behandelte Originalausgabe vor; R. Dohme gibt Biographien namhafter Künstler unter dem Titel „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" heraus. Ein einheitliches Werk ist der erläuternde Text zu „Die Classiker der Malerei", herausgegeben von P. F. Krell; die Sammlung selbst enthält die berühmtesten Werke der großen Maler. Andere Schriften, welche vorzugsweise biographischen Inhalts sind oder die Kunstkritik mehr oder weniger an die Biographie anknüpfen, sind: C. E. Luthardt: „Albrecht Dürer"; M. Thausing: „Dürer"; A. Rosenberg: „Sebald und Barthel Beham"; C. F. Wilckens: „Züge aus Thorwaldsen's Künstler- und Umgangsleben"; G. Wustmann: „Der Leipziger Baumeister

Hieronymus Lotter". Andere vermischte Schriften über bildende Kunst sind: Freiherr F. von Mettingh: „Abende über Kunst und Dichtung"; M. A. von Bethmann-Hollweg: „Christenthum und bildende Kunst"; Vanderhelden: „Darmstadts vier Perlen"; F. Schlie: „Zwei populäre Vorträge aus dem Gebiete der Kunst- und Alterthumswissenschaft"; J. H. Schulz: „Die Kunst und die Schönheit"; G. F. Waagen's „Kleine Schriften"; H. Dütschke: „Antike Bildwerke in Oberitalien"; J. E. Wessely: „Anleitung zur Kenntniß und zum Sammeln der Werke des Kunstdrucks"; Schiller: „Die Künstler, mit Anmerkungen von J. Imelmann"; C. von Vincenti: „Wiener Kunst-Renaissance". Von Prachtalbums, welche selbst Proben der bildenden Kunst geben, führen wir an: A. Traeger: „Deutsche Kunst in Bild und Lied"; das von Ernst Scherenberg herausgegebene „Deutsche Künstler-Album" und die jetzt vollendet vorliegende „Shakspeare-Galerie" mit Text von F. Pecht.

Dramaturgische Schriften oder solche, welche die neueste Geschichte des Dramas und Theaters betreffen, sind folgende: H. Laube: „Das Wiener Stadttheater"; C. Fiedler: „Das deutsche Theater"; G. Hübner: „Theatergeschichtliche Feuilletons"; Karoline Bauer: „Komödiantenfahrten", herausgegeben von Arnold Wellmer; A. Herzfeld: „Die nationale Entwickelung der dramatischen Kunst in Europa in ihren Glanzepochen"; H. Müller: „Chronik des königlichen Hoftheaters zu Hannover, ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte"; H. Uhde: „Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt"; E. Gervais: „Dichter, Schauspieler und Kunstrichter im Alterthume und in der Neuzeit". Von J. L. Klein's umfassendem Werk: „Geschichte des Dramas", ist die zweite Abtheilung des elften Bandes erschienen, welche die „Geschichte des spanischen Dramas" zu Ende führt, mit großem Geist und vielem Fleiß, aber auch wiederum mit einer Fülle oft sehr curioser Arabesken, polemischer und sonstiger Excurse; G. H. Haring schildert in einer Monographie die „Blütezeit des englischen Dramas". **Rudolf Gottschall.**

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Humoristika.

1. Humoresken und Burlesken. Skizzen und Studien von C. Spielmann. Berlin, Denicke. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Reihe von humoristischen Miniaturen des liebenswürdigen und bereits durch manche sinnig-heitere Gabe in weitern Kreisen beliebt gewordenen Autors. Spielmann (Kerkow) lebt seit längern Jahren in einer kleinen Stadt in Fritz Reuter's Heimatlande; nicht wenige seiner Charaktere sind diesem mütterlichen Boden entsprossen und tragen den Stempel echt mecklenburgischen derben Wesens, gesunden Humors, eines frischen, warmdurchströmten Herzens an sich.

Uebrigens bewegte sich der Verfasser nicht etwa ausschließlich in dieser immerhin engen und den Blick mehr oder weniger beschränkenden Sphäre. Er hat Länder und Menschen gesehen, und darunter interessante genug, wie wir aus der Skizze „Meine erste Reise" erfahren; er hat sich zu einem feinen Beobachter des beseelten Lebens emporgeschwungen aus eigener Kraft, und nicht nur des beseelten, sondern auch des beseligenden. Für diese letztere Behauptung darf als vollgültiger Beweis Spielmann's reizende potatorische Studie „Der Mensch ist, was er — trinkt" gelten, die, vom Weine handelnd, natürlich nur Wahrheit enthält. Mit scharfem Kennerblick klassificirt der Autor in dieser geistvollen Abhandlung die Trinker nach den Weinen und läßt uns dabei manch tiefen Schluck — Pardon! — manch tiefen Blick in das geistige Leben der geistigen Getränke thun.

Von den „kleinen, gelblich blassen, säuerlichen Weißweinen" behauptet Spielmann, daß sie fast ausschließlich von

> hausbackenen Pfahlbürgern, guten Leuten und schlechten Musikanten getrunken werden; von braven Bürgern, die etwas beschränkt und sehr ehrlich, ebenso sitt- als sitzsam sind, ihr leidliches Auskommen haben, damit sich bescheiden und zufrieden hinleben läßt, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die nicht weiter sehen als ihre Nase reicht, denen hinterm Schöppchen Staats- und Stadtregiment stets und immer misfällig erscheinen, ihnen überall Anlaß zu Klagen und Kritteleien geben, die aber dessenungeachtet schließlich mit allem zufrieden sind und vor jedem Minister und Bürgermeister, Stadtrath und Geheimrath in tiefstergebener Devotion ersterben! Philister mit rindsledernen Stiefeln und rindsledernen Seelen. Trinker in „kleinen Weißweinen" gibt's nicht.

Nachdem Spielmann sich über die Trinker in Rothweinen, welche „bereits einer ganz andern, bei weitem höher organisirten Menschenklasse" angehören, verbreitet hat, alsdann auf die Rheinweintrinker, die eigentlichen Aristokraten unter den Weinvertilgern, zu sprechen gekommen ist, geht er zu den Helden aus „Burgondenland" über:

> Die Burgundertrinker und die Trinker des dem Burgunder stammverwandten und an Adel gleichen rothen Asmannshäuser, das sind Leute, die satirische Verse machen, an Witzblättern schreiben, Redacteure großer politischer Zeitungen und tonangebender Literaturblätter, Professoren der neuern Literatur, Maler des Nackten, Bildhauer, welche Leda mit dem Schwan modelliren, Lustspieldichter und Sänger von reizend-frivolen Trink- und Schelmenliedern, alte Junggesellen, die schillernde, pikante Histörchen und gastronomische Mittheilungen schreiben, Romanciers und Novellisten, die Liebhaber von feinen Soupers mit geistvollen dramatischen Künstlerinnen en petit comité sind, mit einem Worte: Leute, die Herz im Leibe, Haare auf den Zähnen und Grütze im Kopfe haben, Leute von feinem Geist und feiner Zunge, die den materiellen Genuß zu vergeistigen wissen, indem sie ein Studium daraus machen.

Endlich, nach mehrern gelehrten Excursionen ins Ungar- und Capland, nach Spanien und Italien, kommt Spielmann zum Champagner, dem er als „echter deutscher Mann" den Vorwurf der Leichtfertigkeit und Frivolität nicht ersparen kann; doch läßt er auch ihm zum Schluß Gerechtigkeit widerfahren:

> Champagner auch trinkt der weise genießende „Philosoph für die Welt", wenn er mit einer reizenden Tänzerin speist; aber er beginnt dann mit ihm, fährt damit fort und hört

damit auf, vielleicht nur, daß er die Masken wechselt, weil für eine Tänzerin sich kein anderes Getränk schicken würde als Champagner und nur Champagner und immer wieder Champagner. Denn eine Tänzerin kann wol entzücken, mit Lust und Glut für Momente sogar Körper und Seele durchhauchen, was der Champagner auch kann; aber weder eine Tänzerin noch der Champagner können imponiren und mit Achtung erfüllen — nur mit Liebe!

2. Aus der Flegelzeit der Liebe. Humoristische Novellen von Konrad Fischer. Manheim, Schneider. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Ob es die Flegeljahre der Liebe gewesen sind, in welchen der Autor die vier unter obigem Titel zusammengerafften Novellen ausgebrütet hat, wagen wir nicht zu entscheiden; Flegeljahre aber waren es nach dem Stil zu urtheilen, mit dem Konrad Fischer gegen unsere arme deutsche Muttersprache losquintanert, sicher! Indessen, wie kein Ding in dieser „besten aller Welten" zwecklos und ohne irgendwelchen Nutzen ist, so hat auch Konrad Fischer's schlechter Stil seine besondere schöne Bestimmung. Es wäre in der That kaum möglich, die 203 Seiten in Octav, darin der Autor seinen Humorvorrath niedergelegt hat, zu Ende zu lesen, und noch viel weniger möglich, über deren im ganzen hausbackenen Inhalt ein Wort zu verlieren, wenn nicht jene seltsamen, von keinem Grimm oder Daniel Sanders, keinem Adelung oder Heinsius mit rauher Hand berührten stilistischen und syntaktischen Formationen hier und da eine angenehme Abwechselung in das steppenartige Flachland brächten, durch welches sich die vier Humoresken aus der Fischer'schen „Liebesflegelzeit" mühsam dahinschleppen.

Wir können nicht umhin, eine kleine Auswahl besonders werthvoller Fischer'scher Wendungen und Ausdrücke hier wiederzugeben — zu Nutz und Frommen humoristischer Epigonen.

Gleich die erste Novellette, „Die Brautjagd" betitelt, in welcher durch 67 Seiten (à 34 Zeilen) hin ein Hauptmann seiner auf einem wild gewordenen Esel vor ihm hertrabenden Dulcinea nachsetzt, beginnt mit den denkwürdigen Worten:

> Der verwitwete Major hieß Wilhelm von Reben, seine Tochter und einziges Kind nannte er und die ganze übrige Welt einfach Greta, anstatt Gretchen. Hätte er sie Kreide genannt, so hätte sie auch diesem Namen Ehre gemacht, denn ihr ovales, bleiches Gesicht, umwallt von einem aschgrauen, deutschen Lockenwald, in dem zwei muntere kluge Augen strahlten, schien aus Kreide, Blut und Laune zusammengesetzt zu sein.

Dieser angenehme Sproß mit den im Lockenwald strahlenden Augen wird weiterhin folgendermaßen charakterisirt:

> War sie bei bitterer Laune, waren die Lippen fest aufeinandergekniffen, sah das Auge griesgrämig in die Welt, ragte die Nase mit einem kleinen röthlichen Anhauch aus dem Gesichtchen hervor, dann ward es dem Major unbehaglich zu Muthe ... und er behauptete dann immer, er habe Leibweh.

Glücklicherweise dauern diese pessimistischen Anwandlungen Greta's nicht lange: „Der Himmel hellte sich auf, die Dämpfe (der verschiedensten Sorten Thee, darin «die gute Tochter» in solchen Momenten den Major «förmlich zu baden pflegte») verzogen sich, und die Lippen sprangen wieder auf (sic!) wie ein thaufeuchter Rosenmund" u. s. w.

Vater und Kind gestatten sich nun auf den nächsten Seiten in einem Zwiegespräch noch folgende grammatikalische Freiheiten: „Der Major wandte sich ärgerlich von ihr los." „Greta sagte: Papachen, sind Sie doch so nicht grausam!" „Sie lehnte hier die Arme übereinander"; bis endlich, um mit dem Herzog Theseus zu reden, „zwei edle Thiere hereinkommen", aber nicht „ein Mond und ein Löwe", sondern ein Rittmeister und ein Hauptmann, die beiden Freier Greta's, deren „klebriges Schmachten" aber dem lieben Mädchen nichts weniger als angenehm ist.

Bei dieser Gelegenheit wird der übeln Gewohnheit Greta's erwähnt, „beiden Herren zugleich einen sehr bedeutsamen Seufzer, der dem Anschein nach aus dem Herzen kommen sollte, entgegenzuschicken. Und beide Herren bemächtigten sich mit wahrem Heißhunger dieses seltenen Objects. Der Rittmeister erwischte dieses sanfte, verfängliche Ding von einem Seufzer mit seinen Zähnen, während ihn der rothe Hauptmann mit einem sentimentalen Blick verzehrte". Da wandelt es denn „Greta in diesem Augenblick lustig an; ein heiterer Ton glitt über ihr Gesicht und wühlte muthwillig um ihre Lippen". Der Rittmeister inzwischen „schwitzte dem entscheidenden Worte seiner Angebeteten entgegen", und der Major fände es allerliebst, wenn die Herren noch „einige Wortgefechte auswetzen" wollten. Greta aber hat plötzlich „eine Idee", in welcher Form sie zwischen den beiden Bewerbern die Entscheidung treffen wird, und theilt darüber Folgendes mit: „Da habe ich wieder eine neue Idee, die die erste Idee wirksam unterstützen soll. Ich will nämlich meinen ganzen Plan zu Papier bringen. Sie können es dann lesen und überlegen. Diese Art sich zu erklären soll einer klugen Handlungsweise sehr zuträglich sein." — „Bis wann dürfen wir das Schriftstück erwarten", fragt hierauf der Rittmeister, und die herzige Maid gibt zur Antwort: „Bis heute Abend, ich setze mich gleich zu Papier!" Daß im Laufe der Begebenheiten der Hauptmann „keinen glücklichen Gedanken auf die Füße bringt", der Papa Major „das Unglück seiner Tochter mit Schelmerei bemalen wird", daß ferner selbst ein minder „launiges, verliebtes und verstimmtes Herz, wie das Greta's, wie eine Dampfnudel hätte aufgehen müssen", daß endlich eben diese Greta, welche gegen den Schluß der Erzählung hin „wie ein Häufchen sanften Unglücks" auf dem Rücken des Esels „hängt", sich von dem Hauptmann noch „recht oft die heiligsten Betheuerungen seiner Liebe erklären läßt", ehe sie ihm sagt: „Herr Hauptmann, ich will Ihnen sein!" — all das wird nach dem früher Mitgetheilten niemand wundernehmen!

Sollte übrigens irgendein skeptischer Geist den Gedanken auszusprechen wagen, diese humoristische Geschichte von der „Brautjagd" sei eigentlich eine recht traurige: so entkräftet sicherlich schon die Thatsache, daß fast auf jeder Seite des Buchs — auf mancher sogar mehrfach — in den verschiedensten Tonarten und mit Anwendung aller nur denkbaren Epitheta „gekichert", „gelächelt" und „gelacht" wird, solche boshafte Behauptung auf das vollständigste. Da finden wir das „liebenswürdige", das „heiterste" und das „unbefangenste" Lachen von seiten Greta's; gleich darauf lacht der Major „laut", und zehn Zeilen weiter „herzlich". Es folgen alsdann das „humoristische", das „komische" und das „ironische" Lachen. Der Rittmeister

lacht „sarkastisch", worauf erst „alle lachen" und sodann abermals der Major in ein „heftiges Gelächter" ausbricht. Von den beiden Nebenbuhlern heißt es: „Sie lächeln sich heute noch wie vor langen Jahren nach alter Sitte und Gewohnheit witzig einander an, als könnten sie mit diesem burschikosen Lächeln alle Situationen klären.... Und doch war dieses Lächeln heute grün und verdrießlich" u. s. w.

Auf derselben Seite ist noch ein „bedeutungsvolles Lächeln" der „immer heitern" Kammerjungfer Greta's zu verzeichnen, auf der nächsten ein „Lächeln" des Rittmeisters, ohne besondere Zuthat, und auf der folgenden ein „homerisches" und ein „breites und behagliches" Gelächter. Endlich wird noch bei diversen passenden und unpassenden Gelegenheiten „schallend", „aus vollem Halse", „ins Gesicht", „munter", „im geheimen", „mit merkwürdigem Lächeln", „boshaft", „freundlich", „heftig" und „leise" gelacht — kurz, man kommt aus dem Lachen gar nicht heraus, und das ohne jede Bemühung des eigenen Zwerchfells!

Leider müssen wir darauf verzichten, die in den drei übrigen Erzählungen (übrig sind sie eigentlich alle vier): „Die Entführung des Edmund", „Die Müllerin im Unglück" und „Das Phänomen", enthaltenen stilistischen Goldkörner in gleicher Fülle dem geschätzten Leser darzubieten, obgleich auch deren Anzahl Legion ist. Nur einige der werthvollsten, deren Verlust unersetzlich wäre, seien hier zu Tage gefördert: „Ihre lange, spitze Nase, einst die Bezauberin ihres Antlitzes, steckte mit verzweifelter Resignation in den zähen bittern Dämpfen" — „sie griff zur Glocke, die neben ihrem Sessel die Schlinke herabreicht" („Schlinke" ist nicht etwa Erfindung eines kühnen Setzerknaben, sondern findet sich, wie die obenberegte „Angebetene" „im Wiederholungsfalle"!). — „Die von den Katzen umschnurrte Dame zwickerte ihm nun schlau mit den Augen zu...: ich werde da meine Löwin an Sie hetzen, damit die Ihnen in die Hosen kratzt". — „Sie floh mit allen Zeugen (sic!) des Entsetzens an die Stubenthür." Eine junge anständige Dame schlägt eine ihr angebotene Partie mit den Worten aus: „Sein Kopf ist so weit oben und er hat so lange Ohren dran!", wofür der Zurückgewiesene sich allerdings mit der Bemerkung revanchirt: „Ich kann die Ella doch nicht heirathen, schon wegen dem Edmund: der schmeißt mir den Rücken durch!"

In diesem Tone geht es fort. Dazwischen wird „mit brausendem Kopf" auf „die geschwellten Lippen" geküßt, oder allenfalls der Abwechselung wegen einmal „ein rauschender Kuß auf die auffliegenden Lippen gedrückt"; eine „beinahe runde Nase schwitzt Freude und Glück" und einigen „blaufarbenen Pinschern stößt ein Bedenken zu".

Aber was wollen Kleinigkeiten wie diese sagen, gegen den in Konrad Fischer's „Flegeljahren" wörtlich zu lesenden Passus: „Dein Ambrosius, Kind! jubelte die liebenswürdige Frau glücklich, und die Freude bäumte Arm und Beine zu ihren Augen heraus!" Oder gegen die Stelle: „Thu' Er doch die Hände aus den Hosentaschen, sonst knabbern Ihm ja die Flöhe die Nägel von den Fingern!" Oder: „Seppel spitzte die Ohren, denn da war's ihm doch grad, als wollt' ihm die ängstlich girrende Hühnerthür etwas verrathen." Oder: „Ha! machte Lina, als habe ihr ein süßer Gedanke in das sehnende Herzchen gebissen!" Ja, das ist noch Humor, das noch graziöse Schalkhaftigkeit und sprühender Witz, über deren stetiges Abnehmen in der modernen Literatur jedermann klagt, und wie wir eben gesehen haben, doch gewiß mit Unrecht klagt.

Hoffen wir nur, daß Herr Fischer des intimen Umgangs mit der heitern Muse nicht allzu häufig pflege: die Welt könnte gelegentlich an dem homerisch-sarkastisch-ironisch-herzlich-witzig-leise-schallenden Gelächter über eins der Producte jenes gesegneten Bundes ersticken, und das wäre doch schade um eine Welt, in der so etwas geschrieben und — gedruckt wird!

3. Stimmungsbilder aus dem Gymnasium. Humoresken von Ernst Eckstein. Fünfte Auflage. Leipzig, Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts. 1876. 8. 1 M.

Der liebenswürdige Dichter und geistvolle Feuilletonist hat sich durch seine in zahlreichen Auflagen verbreiteten köstlichen Gaben: „Der Besuch im Carcer" und „Aus Secunda und Prima", den Titel eines Schirmherrn und Mehrers des Schulhumors verdient; er zuerst hat diesem frischesten, unbefangensten und darum ergötzlichsten aller Humore siegreich den Weg in die Literatur gebahnt. Auch diese neueste Sammlung heiterer Bilder aus der Gymnasialzeit enthält, wie jene frühern, treffliche, lebenswahre Skizzen, bei deren Entwurf die gute Laune in eigener Person den Griffel des Autors geführt zu haben scheint. Namentlich ist „Das Familienereigniß", die erste der fünf zu einem Bändchen vereinten „Pennalhistorien", von einem wahrhaft erfrischenden Hauch durchweht. Wir sehen ihn vor uns, den unglückseligen Doctor Brömmel, den das ewig-waltende Fatum dazu auserſehen hat, die Welt mit einer Unzahl junger Brömmelinnen zu versehen, und der alljährlich mindestens einmal mit einem „glücklichen Familienereigniß" in den Inseratspalten des ***schen Moniteur debutirt. Wir hören den unendlichen Jubel, mit welchem die versammelte Secunda des diensteifrigen Pedells Quaddler Meldung vernimmt: bei Herrn Doctor Brömmel (den ancilla soeben eilfertigst aus der Stunde nach Hause executirte) sei wieder „etwas vorgefallen"; wir versetzen uns ganz in das Empfinden der Klassenpoeten, die aus voller Seele, wenn auch in den unterschiedlichsten Versmaßen, die neueste Vermehrung des Brömmel'schen Hausstandes metrisch verewigen.

Da ergeht sich ein Balladendichter in folgenden schwungvollen Reimen:

Herr Brömmel ist von Töchtern
Allmählich ganz umringt;
Er denkt und sinnt und dichtet,
Wie er sie unterbringt.

Schon sind Amandens Locken
Mit zartem Grau melirt,
Und Ostern wird die Jüngste,
So Gott will, confirmirt.

Im weitern Verlauf der Dichtung schiebt nun poeta laureatus „dem unglückseligen Lehrer eine endlose Reihe von Machinationen unter, von denen keine zum erwünschten Ziele führt". Da ergreift letztern die helle Verzweiflung. Die Hände zum Zeus erhoben, bricht er in die klagenden Worte aus:

O Herr, steh du in Gnaden
Auf meiner Töchter Zahl,
Und hilf mir, Allerbarmer,
Von meiner Vaterqual!

Zeus aber läßt dem erschrockenen Bittsteller folgenden vernichtenden Bescheid, unter Zuhülfenahme der bei solchen Gelegenheiten immer mit Erfolg angewendeten Donnerstimme, zugehen:

Was du dir angerichtet,
Ertrage mit Geduld:
Hast du zu viele Töchter,
So bist du selber schuld!

Kürzer, dafür aber auch schärfer und mit xenienhafter Rücksichtslosigkeit wird das Brömmel'sche „glückliche Familienereigniß" von einem angehenden Heinrich Heine besungen:

Wie zärtlich strahlt dein Angesicht,
Und wonnig glüht der Liebe Feuer;
Doch eines, Kind, bedenkst du nicht:
Das Geld ist rar, das Leben theuer!

Und noch ironischer und beißender von einem Dritten in den Strophen:

Flocken, Flocken streut der Winter
Zahllos wie der Sterne Heer,
Zahllos wie der Sand am Meer,
Zahllos wie Herrn Brömmel's Kinder!

Ach ja, sie versetzen uns so recht mitten hinein in die eigene „Pennalepoche", diese Eckstein'schen Schulhumoresken, und wer gäbe sich nicht gern und mit vollem Herzen der Erinnerung an diese schönste, freudenreichste Zeit unserer Wanderschaft durch die dornenvolle Erdenwüste hin!

Richard Schmidt-Cabanis.

Karl Gutzkow's „Gesammelte Werke".

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Gesammelte Werke von Karl Gutzkow. Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie. Erster bis zehnter Band. Jena, Costenoble. 1875. 8. In Lieferungen zu je 60 Pf.
2. Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. Berlin, Hofmann u. Comp. 1875. 8. 6 M.

Die „Rückblicke auf mein Leben" umfassen die Epoche von 1832—49 und schließen ab mit der Darstellung der Märzrevolution und der dresdener dramaturgischen Wirksamkeit. Die Darstellungsweise ist eine gänzlich veränderte gegen die Schilderung der Jugendeindrücke. Mit Recht konnte Gutzkow in der Vorrede zu seinem Werke „Aus der Knabenzeit" sagen:

Die an der Darstellung vielleicht auffallende, zuweilen scherzend übertreibende Wort- und Bilderwahl möge die Thatsachen selbst nicht verdächtigen, die ohne Ausnahme factisch sind und niemanden anders als bereits Verstorbene treffen. Der bekannte aufgebauschte Ausdruck des komischen Heldenepos schlich sich hier und da nur deshalb in die Prosa ein, weil eine innere Besorgniß den in der Würdigung seiner Herzensmotive selten glücklich gewesenen Verfasser bestimmte, überall da, wo bei alledem seine eigene Person zu sehr hervortrat, lieber sogleich selbst Gelegenheit zu einem Lächeln zu geben, das er überhaupt in diesem Buche selbst bei den wohlwollenden Lesern desselben immer wird voraussetzen müssen.

Der Frühthau, der auf diesen Blüten der ersten Gutzkow'schen Darstellung ruhte, die lachende Thräne des Humors ist von der spätern Schilderung abgestreift. Der elegische Ton weicht hier vielfach dem satirischen. Die Personalkritik kehrt alle ihre Schärfen hervor, und sehr viele Büsten im Pantheon unserer modernen Literatur werden im Vorübergehen mit Nasenstübern bedacht. Gutzkow gab schon als Student in Berlin ein „Forum der Journalkritik" heraus; er trat zuerst als Antikritiker auf und war gar ein Schüler Menzel's, wofür ihn Hegel gelegentlich zurechtwies. Zum Abfall von Menzel verlockte ihn besonders Heinrich Laube in Leipzig. Gutzkow entwirft von ihm folgendes Porträt:

Laube, der einige Artikel, einige noch unreife Bücher geschrieben hatte, bekam die „Zeitung für die elegante Welt" in die Hand. „Elegante Welt!" Unter den Friseuren, Tailleuren, Modistinnen von „Klein Paris", in den Spalten einer Zeitung, die später Modekupfer brachte, konnte die Burschenschaft allein nicht leben wollen. Wenigstens Heinrich Heine, Goethe, die Götter Griechenlands mußten noch neben der Turnerei beibehalten bleiben. Laube hat zur Burschenschaft gehört und wurde dafür noch später vom Geist der karlsbader Beschlüsse gemaßregelt; aber sein Wesen war nicht Menzelisch altdeutsch, sondern eher slavisch. Wohlgefallen fand er weniger am entblößten Halse mit aufgeschlagenem Hemdkragen, als an der polnischen Kurtka mit hängenden Schnüren, Trodeln. Er schien sich schon früh zu rüsten, eine neue Nationaltracht zu erfinden, geniale Mützen, Ueberwürfe, Schöpfungen, die lange in Leipzig seinen Namen getragen haben und von General von Havelock in Indien nur nachgeahmt zu sein scheinen.

Weiterhin heißt es:

Heinrich Laube besaß die Kunst, im Kreise seines nächsten persönlichen Wirkens enthusiastische Freunde zu gewinnen. Wer je mit ihm eine Cigarre geraucht oder an der Table-d'hôte des Hôtel de Bavière in Leipzig seinen maßgebenden Aussprüchen gelauscht hatte, ging für ihn durchs Feuer. Es war der Zauber der Anlehnung an eine sichere Beherrschung des Lebens. Wer möchte sich nicht im Gedränge und unter den Stürmen des Geschicks mitzuhalten suchen am Saume eines Mantels, den er kräftig angezogen weiß.

Mit Menzel kam Gutzkow wegen einer unvorsichtigen Aeußerung bald gänzlich auseinander; das anfänglich so freundschaftliche Verhältniß verwandelte sich in erbitterte Feindschaft. Menzel klagte nach dem Erscheinen der „Wally" Gutzkow förmlich bei der Bücherpolizei an. Der Autor hatte inzwischen in Heidelberg, statt der Theologie, Jura studirt, um sich die Waffen für die Kämpfe der Neuzeit zu schärfen. Zu einem Oberlehrerexamen, zu dem er schon Arbeiten geliefert hatte, kam es nicht, da Gutzkow, nachdem auch sein Roman „Maha Guru", welchen Schlesier auf eine Linie mit Voltaire's und Wieland's Erzählungen stellte, erschienen war, sich ganz der literarischen Laufbahn hingab, anfangs unter wenig erquicklichen Verhältnissen, da auf den Kampf mit der Noth des Lebens allerlei literarische Kämpfe und zuletzt eine Verurtheilung zur Gefangenschaft folgte. Was Gutzkow über seine damaligen Liebesverhältnisse mittheilt, besonders über

seine zu keinem Resultat führende Liebe in Berlin, ist nicht ohne poetischen Reiz; wir erfahren auch, daß der erste Theil seiner „Seraphine" selbst erlebt ist und daß die dort geschilderte Beklagenswerthe Leopoldine Spohn hieß. Gutzkow fand später die Hand eines Mädchens, die sich ihm im Unglück bewährt hatte. Wir fügen hier gleich noch einige Federproben bei, mit denen Gutzkow einige gleichstrebende Autoren aus jener Zeit charakterisirt:

Ludolf Wienbarg konnte schon seit lange für verschollen gelten; denn dieser Aelteste unter uns allen war hinter den Hoffnungen, die sein erstes Auftreten hatte erwecken dürfen, weit zurückgeblieben. Als der Bedauernswerthe vor einigen Jahren starb, forderten mich vier unserer ersten Zeitungen auf, ihm einen Nekrolog zu schreiben. Allen stand das Bild vor Augen, das einst gerade von ihm der Mann der „Männer der Zeit" entworfen. Am Strande der Nordsee stehe reckenhaft Ludolf Wienbarg mit im Sturm flatternder Locke, Möven umkreisen ihn u. s. w. So oder ähnlich war seine Erscheinung stereotypirt. Jahrelang hieß es zu meinem Nachtheil: „Wie anders dagegen Ludolf Wienbarg —!" Nun wohl! Ich mußte die Aufforderung jener Zeitungen ablehnen. Was mir der Dahingegangene durch schnöde Undankbarkeit an persönlichem Leid zugefügt hatte, konnte in dem Nekrolog verschwiegen bleiben, nicht aber der traurigste Verfall im Streben und Leisten, ein geistiger Schwund, der ganz Hamburg zum Zeugen hatte. Gesagt mußte werden, ob Immermann bei gesunden Sinnen gewesen, als er in seinem von Putlitz veröffentlichten Tagebuche über die Wienbarg'schen Augen gesagt haben soll, „sie müßten viel geweint haben!" Geweint —! Die Kenner der betreffenden Augen werden mit Mühe die Bemerkung unterdrücken, daß hier ohne Zweifel eine Abbreviatur in Immermann's Tagebuch gestanden und diese nicht richtig gelesen ist. Hamburger Erinnerung sieht den „Nordlandsrecken", für welchen einst Freunde die Subscription für sechs Vorlesungen zu Stande gebracht hatten, im Kreise von zehn bis zwölf Zuhörern auf der hamburger Börsenhalle, sieht ihn eintreten statt um 12 um halb 1, mit allen Zeichen bedeutungsvoller Erinnerung an seine kieler Docentenschaft sich räuspern, ein Glas Zuckerwasser leeren, ein Manuscript entfalten, es langsam ablesen und sich nach 15 Minuten schon wieder mit den Blättern, die ein plötzliches Leersein gezeigt hatten, entfernen! Vom Thurm der Katharinenkirche hatte es eben erst ¾ geschlagen! Ludmilla Assing's treues Gedächtniß wird die Richtigkeit dieser Scene, der sie beiwohnte, bestätigen. Näherte man sich aber dann dem „Nordlandsrecken", so schlug er seine oben geschilderten Augen auf, sprach mit lispelnder Stimme einzelne bedeutungsvolle Worte und hätte glauben machen können, daß er der Mittelpunkt der Literatur des Tages sei. Später gab ihm noch die Sache seines engern Vaterlandes, Schleswig-Holstein, einigen Aufschwung, doch verlief sich auch dieser, wie die Kenner nur zu gut wissen, anders, als in den „Männern der Zeit" zu lesen sein wird. Nur um zu zeigen, daß ich trotz der Empfindungen, deren ganzen Unmuth ich über die stereotype Willkürlichkeit in den Urtheilen und Parallelen des Literaturgeschichtsgeschwätzes zurückdränge, doch für etwas Poetisches auch in diesem mir von der löblichen Collegenschaft damals Vorgezogenen nicht blind gewesen bin, erwähne ich, daß ich ein Drittheil des Stoffs, aus welchem ich später meinen Klingsohr im „Zauberer von Rom" formte, von eben jenes Wienbarg's Naturell entlehnt habe. Die Herkunft der beiden andern Drittheile, nicht minder typisch für norddeutsche Richtungen, bezeichne ich gelegentlich.

Von Friedrich Hebbel erwähnt Gutzkow, auf Anlaß einer Aufführung seines „Werner" in Hamburg:

Bei der fünften oder sechsten Vorstellung begegnete mir im gedrängtvollen Parterre Friedrich Hebbel, der eben bei der Direction seine „Judith" eingereicht hatte. Auch er hat es der eben bezeichneten Kritik nie recht machen können. Nur daß Hebbel damals auf dem Gipfel der Verblendung über seinen Beruf stand. Mit Orsina zu reden, möchte ich's bezeichnen: „In einem Tone — in einem Tone —" der auch nur Friedrich Hebbeln eigen gewesen, wenn der gewiß Geniale von der Cheopspyramide seines Selbstbewußtseins herab verachtend und doch die Höflichkeit fast wie „Elias Krumm" nicht aus den Augen verlierend, sprechen wollte — warf er mir vorübergehend ein langgezogenes „Guten Abend!" entgegen. Es war nach dem dritten Acte, wo die Darstellerin der Julie eben dreimal gerufen worden war, dieselbe Dame, Christine Enghaus, die später — Hebbel's Gattin werden sollte und bei hereinbrechender Beeinträchtigung ihrer Stellung am Burgtheater sich jahrelang mit dieser einzigen so frisch von ihr erfaßten Rolle in ihrem Werth geltend zu machen wußte und gewiß dann zur Freude des Mannes, dem 1839 die blinde Vergötterung einiger Leute in Hamburg vorgeredet hatte, er allein sei der „Messias" des deutschen Theaters und der denn auch damals für mich nichts hatte als sein hämisches „Guten Abend!", das mir durch die Seele schnitt.

Später wurde Hebbel's „Judith" aufgeführt, und der Autobiograph meint, sie sei ihm zum Stein des Anstoßes gemacht worden, über den er fallen sollte:

Karl Töpfer, taub und gewohnt, so nachdrücklich zu sprechen, als wenn alle Welt taub wäre, raunte mir zuerst wie mit Fracturschrift ins Ohr: „Das gibt den neuen Shakspeare!" Da hatte ich den Stoß, ertrug ihn aber ruhig; denn ein Messias der deutschen Bühne hieß ja auch ich in auswärtigen Kritiken. Hatte ich doch die Sprache der Neuzeit, das war mein unbestreitbarer Ruhm, die Sprache der neuen Ideen zum ersten male in den Mund der Schauspieler gelegt. Was waren diese bisher von modernem prosaischen Dialog zu sprechen gewohnt gewesen? Blum, Raupach, Töpfer und die Weißenthurn. Die Schauspieler bekannten selbst, mit meinem Dialog geistig zu wachsen. Das Shakspeare-Fieber grassirte allerdings, gehörte aber mehr der Buchästhetik an. Vollends ein „neuer Shakspeare" für die Bühne sein zu wollen, hatte ich keine Prätension, um so weniger, als ich bei täglichem Besuch des hamburger Theaters alle Versuche von Dichtern, mit dem Schwan von Avon zu wetteifern, scheitern sah. Auch die gepriesene „Judith" wurde ohne jeden Erfolg gegeben. Das Haus war erschreckend leer, niemand von den Bewunderern, die nach vier Wochen Bewunderung in der fünften schon wieder neidisch auf den Erfolg ihrer Bewunderung geworden waren, rührte die Hand; selbst die Juden, denen doch der Stoff hätte sympathisch erscheinen sollen, fanden die Ausführung desselben zu unbiblisch, in „Judith", ihrem französischen Ursprunge gemäß, die moderne femme incomprise. Ich war nicht der Einzige, der das Werk in der Presse lobte; aber eine Kritik durch zwei volle Nummern meines Journals über die darauf folgende und gänzlich „abfallende", nirgends berücksichtigte „Genoveva" Hebbel's war eine mit ihrem Wohlwollen so alleinstehende, daß sie mir in spätern Jahren öffentlich und mündlich des Verfassers Dank eintrug. Als dann Hebbel auf der Höhe seines wohlbegründeten Rufs in Wien stand, als er wohlgemuth diese „Genoveva" — horribile dictu! — in eine „Magellone" umgedichtet hatte, etwa so, wie man einen verbotenen Operntext, die „Hugenotten" in die „Ghibellinen von Pisa" umänderte, und dann noch die Magellonenfabel selbst dem Burgtheaterpublikum zu Liebe mehrmals umwarf, sagte er mir beim Spazierenschlendern am Stephansplatz: „Lieber Freund, ich bin von manchen Dingen zurückgekommen! Ich rede mit den Menschen menschlich und gestehe alles zu, was man nur will! Nur Geld! Geld! Alles Uebrige ist mir gleichgültig!" Alles Uebrige war ihm natürlich nicht gleichgültig, und die Devise „Geld! Geld!" galt ihm wie uns allen nur für gewisse Augenblicke, wo man keins hat. Aber die Wandlungsfähigkeit selbst des Titanen, die Accommodation selbst des geborenen Michel Angelo war doch constatirt, und ich konnte darin eine Genugthuung für jenes verurtheilende „Guten Abend" finden, das ich nicht etwa dem Mangel an Gemüth (Hebbel hätte Ursache haben können, mir damals mehr als höflich, sogar dankbar zu sein), nicht der eigenen Ueberschätzung zuschreibe, sondern lediglich dem Verranntsein in jene Principien, die auch Otto Ludwig ruinirt haben. (Vgl. seinen „Nachlaß" und die

achtmalige Veränderung seiner „Agnes Bernauer"!) Dem Messiaswahn, der leider im Publikum und unter den jungen Nachwuchsköpfen nicht aussterben will, werden immer wieder neue Opfer fallen. Die Pietätlosigkeit der Intendanten gegen ältere Dramatiker hat ihre Ursache in dem Wahn, der Theaterdiener könnte alle Augenblicke in einem Postpacket das Erstlingsdrama des „neuen Messias" bringen.

In diesen Bemerkungen liegt gewiß sehr viel Wahres, aber doch keine unbefangene Porträtirung der Dichter, sondern ihre Beurtheilung hat immer den leisen Beigeschmack, den eine unbequeme Concurrenz mit sich bringt.

Der erste Abschnitt dieses Theils der Gutzkow'schen Selbstbiographie gibt eine allgemeine Uebersicht, die in den folgenden Kapiteln weiter ausgeführt wird. Hier lernen wir das Leben in Stuttgart, wo Wolfgang Menzel der Gönner des jungen, am Literaturblatt mitarbeitenden Autors wurde, das Leben in Heidelberg, Manheim, Hamburg, Frankfurt, Hannover kennen. Die literarischen Charakterköpfe sind die hauptsächlichste Ausschmückung, die Medaillons in dem autobiographischen Fries, z. B.:

Wolfgang Menzel, ein geborener Schlesier, hieß den schon lange erwarteten blassen, magern, blonden berliner Ankömmling willkommen. Ihn selbst hatte die Natur mit breiten Schultern, kräftiger Brust, dunkelm Haar ausgestattet. Sein Kopf hätte einem katholischen Geistlichen gehören können. Um den Mund, dessen Zähne vernachlässigt waren, spielte ein satirisches Lächeln, das sich bei manchem seiner Einfälle ins Sardonische verlieren konnte, während seine kurzsichtigen Augen, so oft die Brille, die solche regelmäßig bedeckte, abgenommen wurde, Trotz, strengen Ernst, ja zuweilen etwas Verklärtes oder Feierliches bekommen konnten. Sein Temperament schien das heftigste zu sein; der einmal ausgesprochene Wille unbeugsam. Selten mögen in einem Charakter so viel Widersprüche gepaart gewesen sein, wie in diesem vielseitigen Schriftsteller, diesem damals den Ton angebenden Kritiker. Sogar bis zum Faunischen konnte sich der Ausdruck seiner Mienen steigern, wenn ihm die Erinnerung an Thümmel's „Wilhelmine" kam oder sonst eine erotische Schrift des abgewichenen Jahrhunderts, über die er mit ebenso viel Interesse sprechen konnte, wie dann wieder über Jakob Böhme's oder Jung Stilling's Schriften. Feierlichen Ernstes zog er historische Parallelen zwischen Charakteren der Geschichte oder Zuständen von Sonst und Jetzt. Der Mann, der so vieles tadelte, hatte ohne Zweifel an seinem Schädel den „Verehrungssinn". Ihm war das Gegentheil des nil admirari Bedürfniß. Düster blickte er in die Zukunft, gläubig starrte er vor dem Räthselhaften, Unentschleierten. Bald bemerkte ich neben stereotypen Stichblättern seiner Satire ebenso viele Namen und Verhältnisse, wo bei ihm die Kritik sich entwaffnet gab.

Von Nikolaus Lenau, einer kleinen, schwächlichen, ausdruckslosen Gestalt, von Friedrich Creutzer, dem mit einer rothen aufgethürmtem Perrüke ausgestatteten Symboliker, von Joseph Görres, dem langen hagern Mann mit dem ebenfalls rothen Haar, von Saphir, August Lewald, Theodor Mundt, besonders von Frau Charlotte Birch-Pfeiffer erhalten wir ansprechende Bilder, welche zu unserer obigen Randbemerkung weniger Veranlassung geben. Einzelne Touren in den bairischen Bergen, eine Reise nach Venedig, ein Aufenthalt in Wien werden mit lebendigen Farben geschildert.

Von besonderm Interesse ist, was Gutzkow dabei über seine eigene literarische Thätigkeit mittheilt. Sein Roman: „Maha Guru" wurde von Menzel im „Literaturblatt" vergöttert. Lange schrieb er an seinem „Nero", ein Stück, welches als „Nero der Kettenhund" von den jungdeutschen Genossen kritisch verketzert wurde. Seine Betrachtungen über den Charakter Nero's, der neuerdings ein Liebling der bildenden und dichtenden Kunst geworden und selbst auf die weltbedeutenden Breter gekommen ist, zeigen, wie auch das mit Unrecht gescholtene Drama, eine geniale Auffassung:

Die mildeste Form, wie sich Nero erklären ließ, war die, daß sein Handeln, sein Brennen und Morden für Eruptionen eines bewußtlosen Traumwandelns genommen wird, während sein Geist nur wach war, wenn er dichtete, sang oder die Andromeda (doch wol sprechend?) spielte. Konnte er sich bei seinem öffentlichen Auftreten in Rom, bei seinen Gastspielreisen nach Griechenland als Künstler selbst genügen (und seine letzten Worte waren: „Welch ein Künstler geht mit mir zu Grunde!"), so hatte er in jedem Augenblick der Kunstweihe doch die Aufforderung, dem Edelsten nachzuleben, nachzufühlen, dem ahnungsvollen Klange der Töne, dem Schmerzensschrei der betrogenen Liebe, die Aufforderung, dem Edelmuth der Heroen und Götter seinen ganzen Menschen zu weihen —! Und doch trat er die Menschheit, nachdem diese applaudirt hatte, mit Füßen! Das ist der Virtuose! Das ist das schaudervolle Zerrbild des Künstlers — die Ironie des Satan! Auch der Dichter, der ein Trauerspiel schreibt und dabei selbst keine Thräne vergießt, erschien mir eine Ironie Satans. Unwahrheit im Können und Fühlen beschäftigte mich sogar in Traumgestalten.

Ueber Gutzkow's Verhältniß zur Lyrik geben seine „Rückblicke" mancherlei Aufschlüsse, auch nach anderer Seite hin als diejenige, die von dem Verfasser selbst betont wird. Er kam in die stuttgarter Kreise, als die schwäbische Dichterschule in voller Blüte stand, Uhland der gefeierte Lyriker des Tags war, und Gustav Schwab die erste kritische Autorität, bei der man anklopfen mußte, um Zutritt in dem Musentempel zu erhalten. Der junge Autor kam in der That eines Tags mit einem Manuscript „Gedichte" zu Menzel, mit der Frage, ob er sie bei Schwab unter das Joch der Prüfung schicken könnte. Sehr spät gab sie ihm dieser wie etwas bei einem Besuch Vergessenes zurück, mit den hingemurmelten Worten: „Gott, das bringt ja nichts ein!" Dieser Ausspruch hatte viel für sich bei einem Mitarbeiter, der monatlich 30 Gulden Gehalt hatte, und Gutzkow verzichtete damals auf die Lyrik als Specialität. Seitdem hat er indeß stets eine Geringschätzung lyrischen Schaffens zur Schau getragen. So sagt er von sich im Verhältniß zu den Lyrikern:

War ihm auch die Production nun schon Existenzfrage geworden, so ergriff sie doch innerlich seinen ganzen Menschen. Sie war wie die Anwendung angeborener Organe. Diese Organe waren kämpfende, angreifende, abwehrende. Immer galt es die Sache. Sinnen dagegen über die Form, ein Bild, ein Gleichniß, wie die Lyriker pflegten, sich immer nur ein Segment von jenem Globus abschneiden, den Titanenkräfte zu wälzen glaubten, und diesen nur auspntzen zum Reiz der Formenschöne, das wurde nicht genährt durch die Richtung, in welche ich gerathen war. An mir selbst fühlte ich den Proceß einer werdenden neuen Literatur sich vollziehen. Den Trieb dieser Uhland-Schwab'schen Sänger, Balladenstoffe aufzustöbern oder sich interessant genug vorzukommen, jede sich abgelauschte Stimmung zu Reime zu bringen, dem Feilen der Worte nachzuhängen, der Wahl, ob hier Gold- oder Silberglanz besser am Orte wäre, und dabei nebenbei und ganz praktisch Obersteuerprocurator oder Professor oder Consistorialrath zu bleiben — diesen glücklichen Ego- und Dualismus wagte ich mir nicht zu gönnen. Ich gönnte ihn mir nicht dem Rauschen der Zeit gegenüber, den von überall her vernommenen Mahnungen an den, der die Feder führte, daß er das Nothwendige sagen sollte, daß er die Aufgaben, die mir an die Stirne geschrieben schienen

> (nicht an die Flügeldecken der Mücken und Käfer des Justinus Kerner'schen Kreises), rasch aussprechen und zu lösen helfen suche. Im Kreise dieser schwäbischen Dichter herrschte in erster Reihe das Wort, das Bild, das Adjectiv. Ich sah ein Einzelnes im Schriftwesen einer Nation über die Gebühr hervortreten. Die gesammte Literatur sollte auf den Vers gestellt werden und wurde es später in der That. Denn entfessele nur einer den Dilettantismus, und dieser macht sich bald seine Altäre und Tempel! Alle, die dasselbe treiben was der Dilettant treibt, sind seine Ausschließlichen, seine Classiker. Der Dilettant kann zeigen, daß er schwäbeln und schwäbisch lesen, schwäbisch vorlesen kann — es lebe die Dorfgeschichte vom Schwarzwald! Der Dilettant kann zeigen, daß er plattdeutsch reden und mit plattdeutschem Vorlesen seine Eitelkeit befriedigen kann — es lebe alles, was plattdeutsch! Ueberall, wo man über den Schweif des Pferdes mitaufhocken kann, geht die Mode vorwärts im Galop.

So schildert Gutzkow auch Karl Beck und Georg Herwegh:

> Beide hatten Aehnlichkeit in dem beständigen Grübeln und Versunkensein in ihre Aufgaben. Immer waren sie zerstreut, zählten Silben oder suchten ein erhaschtes Bild nicht zu vergessen. Ich muß bekennen, daß ich um solchen Preis, in Gesellschaft immer stumm zu bleiben und an meine Reime zu denken, froh bin, lyrischen Anwandlungen nur selten nachgegeben zu haben. Der jugendlich anziehende Herwegh, mit Augen wie reife schwarze Kirschen, mit einem Teint wie ein Armenier, schwarzen Haars, einem Antinous bis auf die allzu starke Nase nicht unähnlich, war gerade das vollkommene Gegentheil eines „Lebendigen", wie sich der junge Poet mit seltsamer Ueberschätzung der Bedeutung Semilasso's, des damals längst „Verstorbenen", als Gegensatz genannt hatte. Man mußte ihm die Worte abkaufen. Ein Kreis von Frauen, hingerissen von dem schönen Gedicht: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth", und nicht minder gefesselt vom Eindruck der Persönlichkeit des Dichters, umstand ihn in Frankfurt in getäuschter Erwartung; immer hoffte man, seine buddhistische Versenkung in sich selbst möchte endlich einmal aufhören. Welchen Grund hatte Endymion gerade für sein Schweigen damals in Frankfurt? Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze", gewandter Bearbeiter spanischer Dramen, Lohnpublicist Metternich's, hatte in der „Allgemeinen Zeitung" ein scharfes Epigramm wider Herwegh ergehen lassen, und die Lösung des Räthsels einer Sprechpause, die eine volle Stunde dauerte, wo ich mit drei für Herwegh schwärmenden Damen eine gemeinschaftliche Fahrt von Frankfurt nach Rödelheim, um dort zu diniren, machte, war die, daß der bei alledem immerfort innerlich Arbeitende, als er befragt wurde, warum er denn so lange geschwiegen, in seinem schwäbischen Ton erwiderte: „Ich suchte einen Reim auf Zedlitz!"

Ein anderes mal hebt er die großen Vortheile des jugendlichen Lyrikers vor dem gleichaltrigen Autor hervor, der in Roman, Novelle, mit wissenschaftlichen Erörterungen auftritt:

> Glücklich zu preisen ist dann freilich derjenige Sohn der dichtenden Muse, der mit den ersten Kundgebungen seiner Feder Haus zu halten versteht. Und noch glücklicher der, der sofort in eine Bahn geräth, die jede Unreife der Erfahrung, jede Jugendlichkeit des Geschmacks und des Urtheils so lange verbirgt, bis die Jahre dem Geiste die größere Reife gegeben haben. Die Novelle, der Roman, die Beschreibung und vollends die Erörterung, das politische Raisonnement, alles das, was ein damals plötzlich hereinbrechender Cultus der Prosa (im Gegensatz gegen die schwäbische Schule und förmlich von Theodor Mundt als Evangelium der neuen Literatur angekündigt) in seinen Kreis zu ziehen anfing, es konnte nur unvollkommen ausfallen. Wenn sich ein junger Privatdocent in einer Monographie seines Fachs bewährt, wird er sich in einem umfassenden Lehrbuch nur Blößen geben. Wer lebensklug ist, lernt bei zeiten die Kunst, seine Unwissenheit, seine Unreife zu verbergen, wie ich schon bei meiner Begegnung mit Seydelmann schilderte. Der lyrische Dichter ist dem Publikum tabula rasa. Ein lyrisches Gedicht kann nur das sein wollen, was es ist. Bringt es den Eindruck des Mondscheins, wie sich dieser auf einem stillen Wasser spiegelt, so wird davon niemand, weder Müller noch Schulze, noch Alexander von Humboldt oder Schelling eine andere Anschauung haben, als diese allen gemeinsame Feierstunde der Natur. Jahre lang kann ein lyrischer Dichter so im Incognito seiner sonstigen vielleicht schwachen und zu einem befriedigenden Buche in Prosa nicht im mindesten ausreichenden Geistesgaben hinleben. Seine Unreife ist vielleicht sogar noch das Reizende, das an ihm gefällt.

Wenn Gutzkow weiterhin behauptet, daß auch der Dramatiker sich dem Lyriker anreihe, daß auch dieser einen Stoff wähle, der sich selbst in Opposition setze, daß Uebertreibungen unreifer Anschauungen ihm nicht so sehr zur Last fallen, so muß man doch gegen diese Auffassung Protest einlegen. Das Drama als Kunstwerk verlangt neben einer hohen künstlerischen Technik doch auch Tiefe der Weltanschauung, wenn es Dauer finden soll. Der Mangel daran kann bei jungen Dichtern nur durch den Schwung einer darüber hinwegtragenden Inspiration verdeckt werden. Dieser Schwung der Inspiration, insoweit er sich auch bestimmend der Rhythmik der Verse mittheilt, fehlte dem jugendlichen Gutzkow, bei dem ein reflectirender sinnender Zug neben einer aus geistreichen Motiven schöpferischen Empfindung vorwog. Die „Gedichte", welche der erste Band von Gutzkow's gesammelten Werken mittheilt, beweisen diesen Mangel durchweg. In vielen dieser Gedichte finden sich geistreiche Wendungen; die „Bilder am Comersee" haben ein lebhaftes Colorit; aber es fehlt ihnen die stilvolle Haltung; der Vers hat überall offene Luken, durch welche die Prosa ihren Kopf steckt; es fehlt die Form und Inhalt in eins verschmelzende Weihe der Begeisterung. Ein poetischer Brief an König Wilhelm von Preußen zur Conflictzeit und zur Zeit der polnischen Erhebung 1863, zeigt, wenn man sie mit Herwegh's poetischer Epistel vergleicht, den großen Unterschied zwischen dem geborenen Lyriker und dem mehr reflectirenden Versbändiger. Unter den „Xenien", deren Form zum Theil eine sehr mangelhafte ist, finden sich schlagkräftige satirische Wendungen. Am stimmungsvollsten sind die einzelnen Gedichte aus den größern Romanen, obwol es hier und dort nicht an Wendungen fehlt, welche an die Schiller'sche Anthologie erinnern.

Ueber die Entstehungsgeschichte der Gutzkow'schen Dramen und ihrer ersten Schicksale auf den Bühnen geben uns die „Rückblicke" mancherlei Aufschlüsse, und zwar erwähnt der Autor weniger seine Erfolge, als seine Miserfolge, wie z. B. die Niederlage, welche sein Stück „Die Schule der Reichen" in Hamburg erlebte. Die erste Aufführung seiner Dramen überhaupt war die des „Richard Savage", welche in Frankfurt a. M. am 18. Juli 1839 stattfand; man möge dies Datum sich merken, es bleibt von literargeschichtlicher Bedeutung; denn mit diesem Drama betrat die jüngere Schule, die Schule der modernen Richtung, zuerst die Bühne, die sie in ihren Hauptwerken bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Auch trat bei der dritten Vorstellung in dem Stück zuerst ein Darsteller von der Bedeutung Emil Devrient's auf, der damit eine an Lorbern reiche Bahn eigentlich erst inaugurirte. Mit Recht rühmt Gutzkow diesem Darsteller nach, daß er für die Vermehrung seines Repertoire Sorge getragen habe und überhaupt einer der lebhaftesten Beförderer der jün-

gern dramatischen Literatur geworden sei, ein Ruhm, welchen sein Bruder Eduard in die Annalen seiner Geschichte des Schauspiels einzutragen vergessen hat. Der Schauspielerruf Emil Devrient's ist von gleichem Datum wie das Erscheinen der modernen Literatur auf der deutschen Bühne. Den „Uriel Acosta", die Umarbeitung seiner alten Novelle „Der Sadducäer in Amsterdam", hatte der Dichter in Paris geschrieben im Winter 1845 auf 1846. Sein Interesse am Theater wurde durch die Erfolge der drei glücklichsten Stücke, die er verfaßt hatte: „Das Urbild des Tartuffe"' „Zopf und Schwert" und „Uriel Acosta", ein so lebendiges, daß er die Stelle als Dramaturg am dresdener Hoftheater annahm. Was er hier erlebte und leistete, schildert er in lehrreicher Weise, nicht ohne Selbstgefühl, doch ohne die übertreibende Einbildung eines epochemachenden Wirkens. Sehr heftig ist Gutzkow's Polemik gegen Eduard Devrient und dessen Lehre vom modernen Virtuosenthum, die er auf einen Bruderzwist zurückführt. Das Ensemble, das Eduard Devrient verlangt, nennt Gutzkow die wechselseitige Garantie der Mittelmäßigkeit. Ueber Eduard Devrient's Spielweise und künstlerische Leistungsfähigkeit fällt unser Autor ein entschieden ungünstiges Urtheil. Mitten in die dramaturgische Thätigkeit Gutzkow's fallen die Ereignisse der Märztage, bei denen er in Berlin selbst als improvisirter und improvisirender Volksredner eine kleine Rolle spielte.

Die „Rückblicke" enthalten, neben den Charakteristiken aus der Literatur und der Theaterwelt, auch diejenigen von Gelehrten und Staatsmännern, wir erinnern nur an die Schilderung Alexander von Humboldt's und Metternich's, und in der Schärfe der Umrisse der Zeichnung verleugnet sich die Begabung eines Autors nicht, der schon in noch jugendlichem Alter durch seine „Oeffentlichen Charaktere" eine seltene Gabe der Auffassung und Darstellung hervorragender Zeitgenossen bewährte. Ebenso enthalten diese Erinnerungen allerlei Bekenntnisse, welche uns in das Innere Gutzkow's, mindestens in den Spiegel, in dem er sein eigenes Wesen zu erblicken glaubt, einen Einblick verstatten. So sagt er gegen den Schluß des Werks:

> Die Zeit, wo der Mensch geflissentlich die Eindrücke des Lebens wahrnimmt, um danach seinen Charakter zu modeln, war für den Erzähler vorüber. Eine einzelne neue psychologische Entdeckung konnte noch nutzenbringend gemacht werden; aber im wesentlichen war der Mensch fertig. Ich sah ein, daß ich mir sagen mußte: Du bist eine contemplative Natur, Sinnpflanze sogar, die bei jeder Berührung mit der Außenwelt leidet! Willst du dich in der Außenwelt halten und bewähren, so mußt du herrschen können! Das Parlamentiren mit dem Unverstand verringert deinen Werth! Bei alledem war ich entschlossen, auszuharren auf dem Boden, dem Boden des Dünkels und der Doppelzüngigkeit. Ich fühlte wohl, ich war ein fünftes Rad am Wagen. Ich konnte meine Inspirationen nicht so rasch, wie meinem Naturell entsprach, ins Leben rufen. Schleichen und Diplomatisiren, Bitten und Betteln um die Machthaber am Theater herum widerstand mir. Aber für die Zukunft hatte ich immer noch Hoffnung. Von einer Ueberzeugung zu lassen, kostete mich die größte, schmerzlichste Ueberwindung auf jedem Gebiete. Ein Fehltritt vollends erzeugte eine Reue, die mich auf Wochen einem Schatten gleich machte. Der kategorische Imperativ hat mich nie, selbst nicht bei einer Verirrung der Phantasie, verlassen. Leider kann ich nicht vom Augenblick sagen, daß er mein Unterthan war, aber über die Stunde war ich Herr. Regelmäßigkeit in den Anforderungen der Welt an mich erschien mir eine Schuld, die ich schon allein der bürgerlichen Stellung der Literatur zu Ehren abzutragen hatte. Der Hausstand, die Wurzeln und Aeste der Existenz, hatten sich nie über mich zu beklagen.

Zu den Erlebnissen, die auf die Bildung seines Geistes wichtigen Einfluß ausübten, gehörten auch seine mehrfachen pariser Reisen; besonders diejenige im Jahre 1842, die er wie die folgenden auch beschrieben hat. Eine Sammlung dieser „französischen Reiseberichte" füllt den siebenten Band der „Sämmtlichen Werke"; sie bildet eine Ergänzung der autobiographischen Mittheilungen.

Als Gutzkow das erste mal nach Paris kam, hatte er Empfehlungen, welche ihm die Cabinete der damaligen tonangebenden Staatsmänner und sonstigen Berühmtheiten öffneten. Er verdankte dies seinen Beziehungen zu Therese von Bacharacht, welche nach dem Miserfolg der „Schule der Reichen" in Hamburg die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte und, um ihn zu trösten, ihn in ihr Haus einlud:

> Ich folgte der Einladung und erlebte, daß mein hamburger Schicksal der „Schule des Reichen" der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung meiner Lebensbeziehungen werden sollte. Ich lernte die höhere Gesellschaft kennen, Diplomaten, die in spätern Jahren an die ersten Gesandtschaftsstellen Europas kamen, Senatoren, Bürgermeister, durchreisende Staatsmänner, berühmte Gelehrte. Der Vater meiner neuen Gönnerin und Freundin war ein anerkannter Mineralog. Oft saß ich in seinem Häuschen an der Kaffamacherreihe und debattirte an seiner Tafel über Krieg und Frieden, Wissenschaft und Kunst, Preßfreiheit und Censur, Rußland und Deutschland. An eine ihm zu Gefallen zu modificirende Aeußerung meiner Ansichten dachte der gütige alte Herr nicht. Daß sich der Dank, den ich für eine so zarte Aufmerksamkeit und Vertiefung in eines andern Leben und Stimmung auszusprechen und zu bethätigen hatte, nicht mit dem kalten Ton des Verstandes aussprechen konnte, daß sich dieser vielmehr von Tag zu Tag mehr in der Region des Herzens bewegte, wird jeder begreifen, dessen Gefühlsweise nicht ganz durch unsere socialen Vorurtheile unterjocht ist. Was auch die folgenden Seiten bringen werden, es denke sich der geneigte Leser darunter gleichsam nur den Notensatz der obern Stimme. Die untere, der Grundton, fehlt.

So wurde dem Dichter sein erster pariser Aufenthalt besonders fruchtbringend gemacht; er fiel in die Zeit der Julidynastie und schon in die Epoche des Niedergangs derselben. Um dieselbe Zeit etwa schrieb Heinrich Heine für die augsburger „Allgemeine Zeitung" Briefe, welche zur Verherrlichung Ludwig Philipp's und seines Régime dienen sollten und deren Zusammenhang mit den Regierungskassen wol eine zugegebene Thatsache ist. Gutzkow's Schilderungen sind durchaus unparteiisch; sie übersehen nicht die Schattenseiten jener Regierung, so wenig wie diejenigen des Franzosenthums überhaupt, dem er mehrfach mit nachdrücklicher Betonung, im scharfen Unterschied von Heine und auch von Börne, die Berechtigung des deutschen Nationalgefühls entgegenstellt.

Als Interviewer sah er die hervorragendsten Persönlichkeiten, Thiers und Guizot, Mignet und Odilon Barrot, unterhielt sich mit ihnen und theilte diese Unterhaltungen mit. Damals machte man ihm deshalb den Vorwurf der Indiscretion; heutzutage, wo Staatsmänner von Ruf gewohnt sind, Interviewern aller Nationen Audienz zu ertheilen, mit dem vollen Bewußtsein, sich dabei im Brennpunkt eines photographischen Kastens zu befinden, der Bilder für eine literarische Weltausstellung sammelt, hätte

ein solcher Vorwurf keinen Sinn mehr. Die Art, wie Gutzkow diese Charaktere schildert, ist durchaus eigenthümlich; sie hat nicht den Schlagwitz Börne's und Heine's, sie unterscheidet sich wesentlich durch einen in die Tiefe dringenden Zug von der gewöhnlichen Feuilletonplauderei, sie ist von seltener Schärfe in der Darlegung der Contraste, die sich oft in einer Persönlichkeit vereinigt finden, und von großer Feinspürigkeit im Auffinden geheimer Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und den geistigen Richtungen des Zeitalters. Die Schulung, welche der junge Autor in dem Studium des Hegel'schen Systems gefunden hat, zeigt sich in der unerschrockenen Beherrschung des anscheinenden Widerspruchs, in jener Dialektik, die ohne steifen Formalismus doch das geistige Leben flüssig zu machen weiß. Auch der Inhalt der damaligen Unterhaltungen ist für die Gegenwart noch immer lehrreich; die Anschauungen der Franzosen haben sich in Bezug auf ihre Politik im Grunde wenig geändert; es sind immer dieselben Gesichtspunkte für die innere Parteibildung sowie dem Ausland gegenüber gültig geblieben. Von besonderem Interesse sind die Gespräche Gutzkow's mit Thiers sowie die Charakteristik dieses Politikers, der später noch einmal berufen war, in Frankreich eine so große Rolle zu spielen. Wir verweisen in Betreff dieser eingehenden Schilderungen auf das Buch, wollen aber den Lesern die Charakterköpfe der beiden Männer, welche in den letzten Jahrzehnten über Frankreich geherrscht haben, nicht vorenthalten. Von Ludwig Philipp sagt Gutzkow 1842:

Louis Philippe ist der leitende Denker, aber auch der einzige Gedanke des Staats. Die Kunst zu regieren hat der Mann des absoluten Selbstzwecks ohne Zweifel gelernt, als er im stillen die Fehler beobachtete, die Napoleon und die Bourbonen machten. Er war Privatmann und besitzt die große Kunst, sich seiner selbst zu entäußern, sich mit unvergleichlicher Verstellung in zwei Hälften zu spalten: die eine, welche handelt, die andere, welche beurtheilt; die eine, welche repräsentirt, die andere, welche ihr den Spiegel vorhält; die eine, welche König ist, die andere, welche sich nicht von Vorurtheilen absolut gefangen nehmen läßt und vollkommen in jeder Lage das gesunde Urtheil der Unbefangenheit und das allgemein Menschliche erkennt. Man würde sich irren, wenn man Louis Philippe's vielbesprochene Präsidentschaft des Conseils in einer ersichtlich activen, entschiedenen Thätigkeit erblicken wollte; im Gegentheil, sie ist passiver Natur; sie besteht darin, daß man sich von der einen Partei bedienen läßt und sich gegen die andere so stellt, als wenn man es lieber von ihr zu werden wünschte. Es ist dies die Zweideutigkeit eines Kunden, der alle Dinge gut findet und sich für sein Geld doch nur diejenigen kauft, die ihm am besten gefallen. Louis Philippe regiert passiv durch seine Geistesüberlegenheit, durch sein Stillschweigen, wo er viel reden, und seine Geschwätzigkeit da, wo er vorziehen sollte, zu schweigen; er wird jedes neue Ministerium mit Enthusiasmus aufnehmen, es aber so entlassen, als hätte er nie die Absicht gehabt, es lange zu behalten. Louis Philippe hat wahrscheinlich ein sogenanntes System. Aber das System ist Er selbst, seine Familie, und von der Monarchie gerade so viel Unbeschränktheit als nur irgend noch zu behaupten ist. Doch wird er dies nie aussprechen; er würde sich gekränkt fühlen, wenn ihm jemand seine persönlichen Dienste anbieten, ihm als Menschen, nicht als Monarchen dienen wollte; er wird in jeder Lage von Allgemeinheiten sprechen, wo es ihm doch nur auf eine Specialität ankommt. Gegen die Nationalgarde, die Soldaten, die Bürger ist er ein wortreicher Redner; gegen die Minister stumm. Und dennoch wird er von jedem unter diesen, der ihm misfällt, sagen: Der Mann versteht mich nicht! Als wenn der Schlaue je zu ihm vertraulich gesprochen hätte!

Von Ludwig Napoleon aber entwirft unser Autor im Jahre 1852, in seinen „Skizzen nach dem 2. December", eine durchaus feine und geistreiche Schilderung, die wir in ihren Hauptpunkten mittheilen wollen, weil sie doch charakteristischer ist, als die übliche Porträt- und Caricaturenmalerei, die sich mit dem Machthaber in den Zeiten seines Glanzes und nach seinem Tode beschäftigte. Ludwig Napoleon erscheint in der großen Oper:

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, mir ziemlich nahe. Von allen Porträts sind die frühern im „Charivari" die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satirikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen ganz in jenem Verhältniß, das ein groteskes Ansehen gibt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe....

Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo sich der Adel auf so manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos viele gesehen. Man denkt eine Weile an Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich später in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken ebenso kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tische der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein nach dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst hat sich vielleicht aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; Frankreich zu regieren ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt ja das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir pointiren kann: es bleibt von der Würde der Aufgabe immer etwas haften....

Wer tausend Menschen in die Verbannung schickte und in dem Augenblick, wo er da eben die Locke an seinen Schläfen kräuselt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Changarnier's und Lamoricière's denken muß, kann sein Leben nicht mehr oberflächlich fassen. Die Situation muß ihn heben. Trügen nicht alle Zeichen, so liegt hinter diesen ausdruckslosen Augen, die nur deshalb ausdruckslos scheinen, weil sie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palast des Geistes stehen, ein fatalistischer Glaube an sich selbst. Man sieht ein Va banque! ein Aeußerstes, das ihm nicht etwa die Befestigung einer Dynastie, die ihm persönlich gleichgültig ist, sondern ein Va banque! der Geschichte ist. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, sich den Namen Alexander's, Cäsar's, Cromwell's und seines Oheims anzureihen. Tief in seinen Augen knistern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm, wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln sicher erhalten scheinen. Warum sollte er sich nicht durch die Benutzung seiner Stellung einen Namen in der Geschichte erwerben? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen welche der zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks nur Bagatellen sind....

Louis Bonaparte hat den Cultus der Namen zerstört, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Ursache aller Leiden der Völker darzustellen gewußt und ihnen das Piedestal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß für seine Zukunft einst Talent und besonders die Feder der Geschichtschreiber und die Leier der Dichter werde da sein müssen. Er würde Victor Hugo sein Buch über

ihn vergeben, wenn sich der Sänger der „Orientalen" entschließen könnte, die Saiten seiner Leier für die Thaten zu stimmen, die er versuchen wird auszuführen, trotz aller Versicherungen vom Frieden. Denn wer in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht eher, bis sie angewendet ist.

Die letzte Wendung ist eine schneidende Kritik des politischen Systems, welches gegenwärtig Europa beherrscht.

Wer über Paris schreibt, der schreibt über die Staatsmänner, die Schriftsteller, die Theater, die Frauen. Das ist zur Zeit Heine's, Gutzkow's, Theodor Mundt's ebenso gewesen wie in der Gegenwart. Allerlei sogenannte culturhistorische Betrachtungen über Essen und Trinken, Wohnen, das Leben auf den Straßen laufen da mit unter. Früher besuchte man wie Gutzkow die Pairskammer und die Deputirtenkammer, von denen beiden er lebendige Schilderungen gibt; jetzt sucht man Zutritt in die Assemblée nationale zu erhalten. Was Gutzkow über die pariser Frauen sagt, ist auch nach allen Detailschilderungen von Wachenhusen und andern Touristen, welche die pariser Eva in jeder Verkleidung und Entkleidung studirt haben, durchaus beachtenswerth; er sagt:

Die Französinnen waren erstens niemals so biegsam-schmiegsam-hold-süß-sirenenhafte Geschöpfe, wie sie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte haben ihnen dafür viel zu sehr geschmeichelt. Ihr Selbstgefühl machte sie schon längst kalt, bitter; aber jetzt — haben sie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die sie dem Amazonengeschlechte einreiht. Ich sage noch mehr, sie sind nicht nur kälter, sondern tugendhafter geworden. In Paris haben sich die Laster verringert, die sittlichen Begriffe haben sich gehoben, durch Stolz haben sie sich gesteigert, nicht gerade aus Liebe zur Tugend. Selbstschätzung und die Verachtung der Männer haben zugenommen. Die Französin von heute ist ernst, reflectiv, apathisch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt die Drohung des Dolches. Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Es ist eine Tradition, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir fügen uns dieser Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenschaftslos; aber wehe dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, möchten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie! Wehe dem, der sich über die Rechnungen beklagt, die ich für meine Toilette brauche!

Ein Besuch bei George Sand, den Gutzkow in seinen ersten pariser Briefen schildert, beweist uns die Gabe des Autors, wie sein Seckendorff zu combiniren und aus einer Mosaik von unbedeutenden Einzelheiten doch ein von geistigem Hauch durchwehtes Bild zusammenzusetzen. Man hat den Eindruck, daß das Gespräch im ganzen ein nichtssagendes und vielfach stockendes war, und doch weiß der Autor für eine geistreiche Darstellung selbst aus diesem Schweigen und Stocken Kapital zu schlagen. Ein geistreiches Residuum des pariser Aufenthalts ist die phantastisch-satirische Humoreske: „Speculantia in Paris", in welcher ebenfalls George Sand (merkwürdigerweise immer Georges Sand geschrieben) eine große Rolle spielt, und sich jedenfalls geistreicher äußert, als in der wirklich gepflogenen Unterhaltung mit dem deutschen Autor. Dieser legt auf sein Capriccio „Speculantia" großen Werth; er glaubt darin die schwebenden Fragen der damaligen Literatur, die Stellung der Parteien, die Entschuldigung für Uebertreibungen, die Wahrung der persönlichen Ansicht in einer Weise durchgeführt zu haben, für welche er aus Bescheidenheit verschmäht, das schmückende Beiwort zu wählen. Wir meinen indeß, daß dies Capriccio, wie mehr oder weniger alle Phantasiearabesken, eine etwas schielende Bedeutung hat und keine volle Befriedigung gewährt. Das gilt auch von den andern Abschnitten der „literarischen Elfen". Die phantastische Literaturkomödie und -Satire hat sich in Deutschland nie recht einbürgern können, mit so vielem Geist sie auch von Tieck, Platen und hier von Gutzkow inscenirt wurde.

Auf die kleinen Romane und Erzählungen, auf „Maha Guru" und „Blasedow" sowie auf die „Oeffentlichen Charaktere" und „Säcularbilder" wollen wir in einem zweiten Artikel näher eingehen.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Guido and Lita: a Tale of the Riviera", ist der Titel einer vom Marquis von Lorne, dem Schwiegersohne der Königin von England, verfaßten epischen Dichtung, welche sich jedoch seitens der Kritik keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Seine Muster waren eher die Zeitgenossen Byron's als die heutigen Sänger Englands, sein Versmaß aber ist das, welches Pope in seiner Uebersetzung des Homer zur Anwendung gebracht hat. Es zeugt für die Selbständigkeit der englischen Presse, daß sie, unbestochen vom Range und der nahen Verwandtschaft des Dichters mit der Königin, treu dem Horazischen: „. . mediocribus esse poetis non homines, non Di, non concessere columnae", ihre Verurtheilung des mislungenen Versuchs ungescheut ausgesprochen hat. Die columnae freilich werden trotzdem ihr Geschäft dabei machen, da schon die Neugier des großen Publikums einen guten Absatz sichert. Der Lord — bekanntlich ältester Sohn des gelehrten Herzogs von Argyll — ist übrigens schon im Jahre 1867 mit einer Schrift: „A Trip to the Tropics, and Home through America" aufgetreten, die indessen ebenfalls von keiner Bedeutung ist. Immerhin ist das Streben des hochgestellten jungen Mannes (er ist erst 30 Jahre alt) anzuerkennen.

— Der Dichter William Morris hat soeben eine Uebersetzung der „Aeneide" von Vigil in dem von G. Chapman in dessen Uebertragung der „Ilias" angewandten Versmaß veröffentlicht, welche das „Athenaeum" für die gelungenste, die englischen Lesern je gebotenen worden, erklärt, und welche die „Saturday Review" zu dem Ausspruche veranlaßt: „Wir könnten sogar hoffen, obgleich classische Uebersetzungen in letzter Zeit etwas häufig geworden sind, Morris möchte noch andere Welten zu erobern finden, wie er sich diese erobert hat."

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XIX: Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze von K. F. Peters. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Scheibe, O., Das Geheimniß des Geizhalses oder getrennt und gefunden. Historische Erzählung. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Prophet und Betrüger, oder die Nichte des Rosenkreuzers. Historische Erzählung. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 75 Pf.

Diese bereits weit verbreitete und rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine „Deutsche Revue“, die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet ihren Lesern in größern zusammenhängenden Artikeln und in Specialrevuen ein umfassendes **Zeitgemälde der Gegenwart.** Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Bewegungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch in Leselocalen und Journalcirkeln nicht zu entbehren.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, das erste Heft des neuen Jahrgangs vorzulegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Zweite Folge.

12 Bände. 8. Geh. 24 Mark. Geb. 29 Mark.

Inhalt der Zweiten Folge:

1.—3. Verschlungene Wege. 2. verbesserte Auflage. 3 Theile. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
4.—7. Schloß Dornegge. 2. umgearbeitete Auflage. 4 Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
8.—11. Die Malerin aus dem Louvre. 2. verbesserte Auflage. 4 Theile. Geh. 8 M. Geb. 9 M.
12. Der Kampf im Spessart. 2. durchgesehene Auflage. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die allgemeine und stetig wachsende Theilnahme, welche die Erste Folge (12 Bände) der „Ausgewählten Romane“ von Levin Schücking gefunden hat, bestimmte die Verlagshandlung, in vorliegender Zweiten Folge vier neue Romane dieses vorzüglichen Erzählers und Sittenschilderers darzubieten. Durch diese **wohlfeilen Ausgaben** der besten Romane Schücking's sind dieselben dem **Privatbesitz** in weiterm Umfange zugänglich geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Deutsch-Französische Krieg 1870 und 1871.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt von

Karl Junck.

Mit Karten und Plänen.

Zwei Theile. 8. Geh. 16 M. Geb. 19 M.

Der Verfasser, Militär von Fach, durch seine Artikel in „Unsere Zeit“ dem Publikum aufs vortheilhafteste bekannt, bietet mit vorliegendem Werke eine politisch-militärische Geschichte des jüngsten Kriegs in anziehender, Fachmänner wie Laien gleich befriedigender Darstellung, wie eine solche bisher nicht vorhanden war.

Als das beste Conversations-Lexikon ist anerkannt:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Zwölfte Auflage.

In 15 Bänden geh. à 6 M., geb. in Halbfranz à 7 M. 50 Pf. oder in 180 Heften à 50 Pf.

☞ Bei allen Buchhandlungen kann auf dieses Werk in Bänden oder in Heften subscribirt werden. Jeden Monat erscheinen regelmäßig 3 Hefte; bis Ende 1875 liegen bereits Band 1—3 (Heft 1—36) vor.

Ganz vorzügliche, systematisch geordnete Abbildungen und Karten zum Conversations-Lexikon bietet der soeben vollständig gewordene

Bilder-Atlas.

Atlas von 500 Tafeln. 8 Bände. Querfolio. Geh. 75 M. Geb. 105 M. (Oder in 100 Lieferungen à 75 Pf.)

Erläuternder Text. 2 Bände. Lexikon-Octav. Geh. 15 M. Geb. 20 M. (Oder in 20 Lieferungen à 75 Pf.)

Jeder der 20 Abtheilungen, aus denen der „Bilder-Atlas“ besteht, ist auch in einer **Separat-Ausgabe,** Tafeln und Text enthaltend, einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Panacee und Theodicee.

Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung.

Von

Alexander Jung.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Ein neues Werk des bekannten königsberger Dichters und Kritikers, in welchem sein scharfer Humor die Geisel schwingt über so manche Thorheiten und Widersprüche des Zeitgeistes, in dem aber auch die höchsten Angelegenheiten der Menschheit mit origineller, durchaus selbständiger Auffassung behandelt werden.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. Geh. 11 M. Geb. 13 M.

Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 20 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870.

Volksausgabe.

Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithogr. Tafeln.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Diese **wohlfeile Volksausgabe** des Werkes über die Zweite Deutsche Nordpolarexpedition liegt nun in einem Bande, geheftet und gebunden, **vollständig** vor. Sie hat bereits weite Verbreitung gefunden und empfiehlt sich namentlich auch als unterhaltendes und belehrendes Festgeschenk für Jung und Alt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 13. Januar 1876.

Zur Urgeschichte des Menschen.

1. Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 12 M.
2. Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Von Sir John Lubbock. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von R. Virchow. Jena, Costenoble. 1875. 8. 18 M.

Die Bestrebungen, den üppig blühenden und reiche Frucht tragenden Baum der menschlichen Cultur an seiner Wurzel zu erforschen, folgen sich heutzutage mit einer staunenerregenden Schnelligkeit. So weit die Menschheit schreitet, zu so riesigen Entdeckungen, Erfindungen und Werken sie sich ermannt, so sehr sie nur noch die Zukunft im Auge zu haben scheint, so wenig hat sie doch die Frage nach ihrer Herkunft vergessen. Das Woher interessirt sie stets mächtiger, und es scheint demnach, als ob die Antwort, welche auf diese Frage doch schon seit Jahrtausenden in einem für heilig geachteten Buche mit so verführerischen Farben hingezaubert ist, die Menschheit immer weniger befriedigte, je mehr diese den Kinderschuhen entwächst. Ja, es läßt sich nicht leugnen, die Sage vom Garten Eden hat ihren Nimbus bei den leiblich und geistig Erwachsenen eingebüßt und ist von ihnen in die Märchenwelt verwiesen. Man will nicht mehr von den sechs Schöpfungstagen, von Adam und Eva und der Schlange und von dem Engel mit dem flammenden Schwert hören, sondern von der Eis- und Gletscherperiode, von den Höhlenwohnungen, von den Pfahlbauten, von der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, von den Waffen und Geräthen der Urmenschen, wie sie in jetzt entdeckten Gräbern gefunden werden. Wer fragt nach den vier mythischen Strömen des Paradieses, wenn die Quellen wahrer und unleugbarer Urzeit so reichlich sprudeln? Wer glaubt noch an einen idyllischen glücklichen Urzustand, wenn mit Feuersteinmessern abgeschabte Menschenknochen zu uns sprechen?

Und dennoch gibt es noch Gelehrte, welche sich die undankbare Mühe nehmen, den wirklichen Urzustand der Menschen, wie er aus wissenschaftlichen Funden hervorgeht, mit der Vorstellung in Einklang zu bringen, welche sich die alten Juden von demselben machten. Wir glauben aus einem Traum zu erwachen, und dennoch ist es so. Und warum? Um die gläubigen Leser zu beruhigen. Als ob gläubige Leser, die eine Beruhigung nöthig hätten, urgeschichtliche Studien machen würden! Oder als ob durch solche Beruhigung die archäologischen Thatsachen etwas anderes würden, als was sie sind!

Es ist das unter Nr. 1 genannte Werk François Lenormant's: „Die Anfänge der Cultur", dessen trefflicher Inhalt durch Ausfälle und Abschweifungen dieser Art unterbrochen, dessen Genuß durch solche fromme Anwandlungen, die nicht zur Sache gehören, gestört wird. Lenormant's Buch füllt eine wirklich vorhandene bedeutende Lücke in der Literatur aus, denn es gibt eine geistreich zusammengestellte Uebersicht aller neuen Erforschungen im Gebiete der ältesten Menschengeschichte. Wie schon aus dieser Andeutung erhellt, ist das Werk kein einheitliches und zusammenhängendes; es besteht vielmehr aus mehrern für sich unabhängigen Abhandlungen über Gegenstände der genannten Natur. Was man sonst mühsam in zerstreuten Aufsätzen gelehrter Zeitschriften zusammensuchen müßte und nur schwer, ja vielleicht gar nicht finden würde, ist hier auf gefällige Weise und in anziehender Sprache in zwei eleganten Bänden vereinigt.

Die erste Abhandlung betrifft den fossilen Menschen. Als im vorigen Jahrhundert der Naturforscher Scheuchzer einen versteinerten Saurier für den Rest eines Menschen ansah und als homo diluvii testis in die Wissenschaft einführen wollte, hätte sich die ihn verhöhnende Welt nicht träumen lassen, daß nach hundert Jahren der fossile Mensch eine Thatsache sein würde. Er ist jetzt eine solche und ein Gegenstand tiefer Studien und Forschungen und der überraschendsten Resultate. Lenormant hält sich hierbei

[illegible] an das Wort seines Freundes Lamy: „Verbain [illegible]". Wir erfahren hier, daß die urgeschichtlichen Forschungen eigentlich gar nicht so neu sind, wie man glauben dürfte, sondern daß sie bis in das 16. Jahrhundert hinaufreichen und im 18. Jahrhundert schon bedeutende Vertreter hatten, wie z. B. namentlich Antoine de Jussieu, bis das Machtwort Cuvier's eine Zeit lang den fossilen Menschen für Fabel erklärte. Seitdem hat sich die Sache geändert. Die ältesten Spuren des Menschen sind in der Mitte der tertiären Schichten und zwar im obern Theile der miocänen Ablagerungen gefunden worden. Damals hatten die europäischen Länder ein tropisches Klima, worin Riesenelefanten, Riesennashörner, Riesenlöwen, Riesenbären u. s. w. hausten. Diese ältesten bisjetzt bekannten Culturspuren finden sich an der mittlern Loire, haben jedoch nur wenig Ausbeute geliefert, Feuersteine und etwas irdenes Geschirr, aber doch auch schon Spuren eines Herdes. Bekannter und ausgiebiger sind die Funde Boucher de Perthes' an der Somme aus der pliocänen Zeit; die Temperatur ist bereits kühler geworden, denn es war die erste Eiszeit vorübergegangen, welche ihre Gletscher über ganz Europa gebreitet hatte, und während welcher alle Spuren von Menschen aus unserm Erdtheil verschwunden waren.

Weniger bedeutend ist die zweite Eiszeit. Damals lebten in Mitteleuropa die Thierarten, welche jetzt für die Polarzone charakteristisch sind, wie das Renthier, und die Thiere der Alpen, Gemse und Steinbock, hausten in den Ebenen. Das war das Zeitalter der Höhlenmenschen in Europa, wahrer Wilden, deren Lebensart uns ihre hinterlassenen Geräthe verrathen, deren Race uns aber dunkel ist. Es befanden sich sogar Menschenfresser unter ihnen. Mit ihren Steinwaffen waren sie in beständigem furchtbaren Kampfe mit den Höhlenbären und andern riesigen Thieren ihrer Zeit. Es gibt Zeitgenossen dieser Menschen, [illegible] aus den geologischen Schichten ihrer Ueberreste geschlossen werden kann, in [illegible] und Nordamerika, und die Menschheit muß sich daher schon [illegible] Doch schon in jenen alten Zeiten machte der Fortschritt sein Recht geltend. [illegible]

zu den bereits angedeuteten Abschweifungen des Verfassers über. Er sagt:

> Vor den Thatsachen der Urgeschichte scheint sich noch immer eine große Zahl religiöser Menschen, und das Geschrei, das die Gegner der Aufklärung bei jeder neuen Entdeckung auf diesem Gebiete erheben, ist wohl im Stande, einigen Christen, denen es nicht geboten war, selber diese wichtigen Fragen eingehend prüfen zu können, ein Gefühl der Befürchtung und des Mistrauens in Bezug auf die Nachforschungen über den fossilen Menschen einzuflößen.

Wir finden, F. Lenormant hätte diese seltsamen Christen ruhig sich scheuen und schreien lassen sollen, und es hätte seinen Forschungen und Darlegungen nur genützt, wenn er es unterlassen hätte, gegen die Freigeister zu declamiren, welche die biblische Tradition (was sie übrigens gar nicht thun) zu schmähen sich unterstehen. Sein Versuch, an der Hand dieser und jener Abbés zu beweisen, daß die Berichte der Bibel, d. h. die Ansichten der jüdischen Schriftsteller über die Urgeschichte, mit den neuentdeckten Thatsachen der letztern übereinstimmen, kann nur Lächeln hervorrufen. Das Merkwürdigste ist aber: Lenormant glaubt selbst nicht an den Wortlaut der Bibel, sondern legt sie nach seinem Belieben aus, er sucht aus der Dichtung Wahrheit hervorzuzaubern. Wie ärmlich ist der Nothbehelf, sich einzureden: die Verfasser der Bibel hätten mit den Schöpfungstagen Jahrtausende oder beliebige längere Zeiträume und mit den Jahren der Patriarchen beliebige kürzere Zeiten gemeint! Nein, die menschlichen, hebräischen Verfasser dieser Bücher meinten mit den Schöpfungstagen wirkliche Tage von 24 Stunden und mit den Patriarchenjahren Jahre von 365 Tagen: es ist aber alles Dichtung, die mit der Wissenschaft nichts zu schaffen hat! Diesen Umstand müssen die meisten französischen und englischen Schriftsteller erst noch kennen und begreifen lernen; sie müssen lernen, daß die Bibel wol Quelle für die historische Zeit der Geschichte Israels, nicht aber für die Schöpfungs- und Urgeschichte, und daß die Rücksichtnahme auf die „Offenbarung" Sache der Theologen und nicht der wissenschaftlichen Forscher ist. Wahrlich, es ist schade um so viel von dem Verfasser zum Schutze der jüdischen Vorstellung von der Schöpfung verschwendeter Gelehrsamkeit! Derselbe widmet auch dem System Darwin's eine nicht leidenschaftslose Polemik, auf die wir jedoch uns nicht einlassen können, da wir das Buch nicht als Kampfmittel betrachten. Dafür, daß der Verfasser den [illegible] Zustand der Menschen in der Urzeit, wie er aus den neuesten Entdeckungen hervorgeht, [illegible]

[illegible]

häufungen von Speiseresten, besonders Muscheln, von seiten der Urbewohner), die Pfahlbauten u. s. w., und geht dann auf das Bronzezeitalter über, hinsichtlich dessen er eigenthümliche Hypothesen aufstellt, die wir ihrer Seltsamkeit wegen näher betrachten müssen. Der Umstand der verhältnißmäßig späten Wahrnehmung der Metalle in den urgeschichtlichen Funden Mitteleuropas, zusammengestellt mit dem schon sehr alten Gebrauche derselben in Asien, veranlaßt den Verfasser, mit der in der Bibel erzählten Erfindung der Metallurgie durch Tubalkain sich näher zu beschäftigen. Er stellt die Behauptung auf, daß diese Culturthat an drei Orten stattgefunden, in Asien, Afrika und Amerika. Es handelt sich nun für den Verfasser, in diesen Erdtheilen dasjenige Volk zu finden, welches den Gebrauch der Metalle zuerst gekannt hat, und er versucht dies nach dem Vorgange d'Eckstein's, eines französischen Forschers mit deutschem Namen. Die gesuchten Volksstämme müssen solche sein, fährt er fort, welche Götter der Metallurgie verehren. Dies soll bei den türkischen Stämmen im Altai und bei den finnischen im Ural der Fall sein, in zwei Gebirgen, welche beide durch unberechenbar alte Erzbergwerke hervorragen. Diese Völkerstämme gehören einem gemeinsamen Sprachstamme an, dem turanischen, welcher früher in weit südlichern Gegenden zu Hause war. Namentlich waren die Turanier die alten Bewohner von Medien, Assyrien und Babylonien. In den letzten beiden Ländern lebten sie als Akkadier neben den semitisch-hamitischen Kumeriern. Der Verfasser läßt sich da in ein sehr dunkles und bestrittenes Gebiet ein; aber er bewegt sich darin mit großer Zuversichtlichkeit und erklärt, daß jene turanischen Akkadier die Erfinder der Keilschrift und der Magie Chaldäas seien. Diese Akkadier-Turanier, fährt der Verfasser fort, bei denen das rein materielle Streben der bezeichnende Charakterzug ist, sind vorzügliche Metallarbeiter, Verehrer der Götter des Bergbaues und der Schmiedekunst, die als unterirdische Hüter verborgener Schätze (Kobolde) vorgestellt werden. Der Verfasser sucht dies bei den einzelnen turanischen Völkern nachzuweisen; er kann zwar nicht umhin, zu gestehen, daß die chaldäische Religion, bezüglich welcher er zeigt, daß jedem Gotte ein Metall als Attribut gegeben, ein Werk semito-hamitischer Völker ist, hilft sich aber damit, daß jene religiösen Vorstellungen aus Einwirkungen der Magie auf die Landesreligion hervorgegangen seien.

Es fragt sich nun, um die Heimat der Metallbereitung zu ergründen, wo, da die Bronze zuerst verarbeitet worden, deren Bestandtheile Kupfer und Zinn sich nahe beisammen und zugleich Spuren alter Ausbeute derselben finden. Dies nun soll nur am Paropamisus der Fall sein, wohin denn also jene Erfindung verlegt wird, und zwar zu einer Zeit, da die verschiedenen Völkerstämme, welche die Metallbearbeitung nicht erfunden, nämlich die Hamiten, Semiten und Indogermanen, ihre Wanderungen noch nicht angetreten hatten. Denn sie alle haben die Metalle seit undenklicher Zeit gekannt, müssen sie also am Ursitze der Menschheit kennen gelernt haben, wohin auch die semitische Ueberlieferung den Erfinder Tubalkain verlegt. Jene drei Völkerfamilien schreiben in ihren Sagen die Bearbeitung der Metalle stets misgestalteten Persönlichkeiten zu, also einer untergeordneten Rasse. Diese bringt der Verfasser nun mit den Nachkommen Kain's in Parallele, deren letzter Tubalkain sei (ohne zu bedenken, daß dieselben Namen für Namen blos eine Wiederholung der Nachkommen Adam's durch Seth sind), und die Stadt im Lande Nod, welche Kain gegründet haben soll, wird in der uralten Stadt Khotan in Ostturkestan gesucht. Um aber seinen Tubalkain zu retten, welcher nach dem Wortlaut der Bibel sammt allen Nicht-Noachiden in der Sündflut jämmerlich ertrunken wäre, muß der Verfasser zu seinem großen Leidwesen der hebräischen Tradition abermals Gewalt anthun und auf die Allgemeinheit jener Ueberschwemmung verzichten. Er bedenkt aber nicht, daß, wenn dieses Verfahren einmal als erlaubt angenommen wäre, von der „Tradition" bald nichts mehr übrigbleiben würde, und daß die endliche Consequenz seiner Methode keine andere ist als die freie Kritik, die in den biblischen Büchern nur Menschenwerk findet, das aus Dichtung und Wahrheit gemischt ist, ohne daß die Grenze beider genau erkannt werden kann. Fragen wir aber, welches der Nutzen seiner Darlegung bezüglich der Erfindung des Metallschmiedens sein soll, so können wir darin bei der Schwäche der Beweismittel nichts finden als die Bereicherung der Welt um eine Hypothese, und zwar um eine sehr wenig interessante. Zum Schluß seiner Ausführungen stellt der Verfasser noch die bereits hinlänglich bekannten Ansichten über den Zinnhandel der Phönizier nach Europa zusammen, auf welche Nilsson u. a. ihre Hypothesen über unsere Bronzezeit stützten. Wir sind aber durch alle diese Geschichten über die Entstehung und ursprüngliche Verbreitung der Bronze noch keineswegs zu einer klaren oder auch nur wahrscheinlichen Ansicht gelangt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1875.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Die Literaturgeschichte ist eins der vom deutschen Publikum bevorzugten Gebiete der literarischen Production; für alles, was aus zweiter Hand ihm zugeht, für alles Orientirende, Zusammenfassende herrscht ein lebhafter Sinn in der deutschen Lesewelt. Von der trefflichen „Allgemeinen Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr ist eine fünfte Auflage erschienen. Auch die beliebtern deutschen Literaturgeschichten erscheinen in immer neuen Auflagen; diejenige von A. F. C. Vilmar bereits in der siebzehnten. Die von J. Hillebrand liegt in der dritten, von K. Hillebrand durchgesehenen und vervollständigten Auflage vor; diese Vervollständigung hat aber nicht den Werth des ursprünglichen Werks; sie ist einseitig, ohne durchgreifende Kenntniß und maßgebendes Urtheil in Bezug auf die neuern Dichter. Von R. Gottschall's „Deutscher Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" ist die vierte vermehrte und verbesserte

Auflage erschienen; von K. von Gerstenberg's „Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart" eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. E. Grisebach hat „Die deutsche Literatur von 1770 bis 1870", K. J. Schröer populäre Vorlesungen: „Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendern Erscheinungen" herausgegeben, J. Nehry einen „Auszug aus der deutschen Literatur" und einen „Auszug aus der Literatur, Kunstgeschichte und Weltliteratur".

Die ältere deutsche Literatur ward von den germanistischen Philologen angebaut und gehört mehr in das Gebiet der Sprachstudien. Von W. Wackernagel sind „Althochdeutsche Lesestücke" und „Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften" erschienen; Karl Bartsch hat „Diu Klage" und mehrere Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters" in neuen Auflagen, W. Braune ein „Althochdeutsches Lesebuch" herausgegeben. Von W. Wackernagel's „Kleinern Schriften" bringt der dritte Band „Abhandlungen zur Sprachkunde", von W. Scherer's „Deutschen Studien" behandelt der zweite „Die Anfänge des Minnegesangs". Ueber „Wald- und Feldculte" veröffentlicht W. Mannhardt ein umfassendes Werk, dessen erster Theil den „Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" behandelt. Ueber die deutsche Götter- und Heldensage handelt G. A. B. Schierenberg: „Deutschlands Olympia"; Nathay: über den „Unterschied zwischen Lied und Spruch bei den Lyrikern des 12. und 13. Jahrhunderts". Von des zu früh verstorbenen Heinrich Rückert „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" ist der zweite Band erschienen, der vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts reicht. Freiherr von Liliencron hat „Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts" herausgegeben; L. Geiger „Mittheilungen aus Handschriften, Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte", und Sorgenfrey einen Beitrag „Zur Charakteristik des Otto von Freising als Geschichtschreiber"; J. Knipfer behandelt „Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwickelung", A. Schönbach „Die Marienklagen", L. Schmid untersucht „Des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht". Von den „Deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann, ist der siebente und achte Band erschienen, welcher Grimmelshausen's „Simplicissimus", von J. Tittmann herausgegeben, enthält.

Den Mittelpunkt biographischer und literarisch-kritischer Forschungen bildet nach wie vor unsere classische Epoche, und so hat die Goethe-Schiller-Literatur auch in diesem Jahre wesentliche Bereicherungen erfahren. Von Goethe's und Schiller's „Sämmtlichen Werken" sind neue Ausgaben in zehn und vier Bänden mit Einleitungen von Karl Goedeke erschienen. Michael Bernays hat zu einem dreibändigen Werk: „Der junge Goethe, seine Briefe und Dichtungen von 1764—76", meistens aus dem Material hervorgegangen, welches der größte Goethe-Sammler, der Verleger des Werks, S. Hirzel in Leipzig, darbot, die Einleitung geschrieben. Zur Säcularfeier von Goethe's Eintritt in Weimar veröffentlichte R. Keil eine Schrift: „Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genieperiode", welche im ersten Bande die Tagebücher des Dichters aus jener Zeit, im zweiten eine Biographie der Corona Schröter enthält. W. Freiherr von Biedermann ließ eine Schrift erscheinen: „Goethe und Dresden", A. Rugo „Weimars Erinnerungen", H. Baumgart eine Schrift über „Goethe's Märchen", H. Vaihinger eine Festrede „Goethe als Ideal universeller Bildung", G. Schlosser zwei Vorträge über „Goethe's Iphigenie". „Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer" hat L. Ulrichs, „Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt" F. Th. Bratranek herausgegeben, eine Schrift über „Goethe als Freimaurer" A. Brenneke. Mehr dem Gebiet der schönen Literatur gehört R. Springer: „Anna Amalie von Weimar und ihre poetische Tafelrunde", an. E. Schmidt gab eine Monographie über „Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse" heraus. Die bekannte Karl Hoffmeister'sche Biographie Schiller's hat H. Viehoff einer so vollständigen Umarbeitung unterzogen, daß sein Werk „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke" durchaus als selbständig betrachtet werden kann. Außerdem hat Karl Goedeke „Schiller's Geschäftsbriefe" gesammelt, erläutert und herausgegeben, W. von Maltzahn „Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald", E. E. Redlich den „Versuch eines Chiffernlexikon zu den Göttinger, Vossischen, Schiller'schen und Schlegel-Tieck'schen Musenalmanachen", O. Brosin eine Schrift über „Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit". J. Schmidt schreibt über „Leibniz und Baumgarten", T. Zermelo über „August Ludwig Schlözer", F. Sintenis gibt „Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern" heraus. Was neuere Dichter und Schriftsteller betrifft, so hat F. Notter eine Schrift über „Eduard Mörike", L. Smolle ein biographisch-literarisches Charakterbild „Charles Sealsfield" herausgegeben. Von O. Glagau's Schrift „Fritz Reuter und seine Dichtungen" liegt eine völlig umgearbeitete neue Auflage vor, während ein neues Werk über „Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke" von H. Ebert erschienen ist und eine andere Biographie von Adolf Wilbrandt in dem vierzehnten Bande von Fritz Reuter's Werken. „Paul Lindau" ist anonym und pseudonym, einmal vom freundlichen, einmal vom feindlichen Standpunkte aus (von E. O. Konrad) aufgenommen worden. Betty Paoli behandelt „Grillparzer und seine Werke", während ein Anonymus eine Studie „Parallelen. Rousseau, Schopenhauer, Grillparzer" veröffentlicht. H. Gaedcke gibt Beiträge „Aus Heine's Dichterwerkstatt". Von dem „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel" ist der fünfte und sechste abschließende Band erschienen; von dem „Briefwechsel und den Tagebüchern des Fürsten Pückler-Muskau", den Ludmilla Assing-Grimelli herausgibt, der sechste, siebente und achte Band. Von A. Stahr's geistvollen „Kleinen Schriften zur Literatur und Kunst" liegt der dritte und vierte Band vor.

In Bezug auf die ältere und ausländische Literatur verdient Erwähnung, daß von K. O. Müller's „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's" eine neue dritte Ausgabe mit Anmerkungen und Zusätzen von E. Heitz erschienen ist. Als Beiträge zur Shakspeare-Literatur sind zu erwähnen: das „Shakspeare-Jahr-

buch", von dem der zehnte Jahrgang vorliegt; F. Bodenstedt: „Shakspeare's Frauencharaktere"; K. Weber: „Vorlesungen über Shakspeare's «Hamlet», gehalten an der Universität zu Berlin". Von H. Freiherrn von Friesen's „Shakspeare-Studien" ist der zweite Band erschienen: „William Shakspeare's Dramen vom Beginn seiner Laufbahn bis 1601"; K. Fulda: „William Shakspeare, eine neue Studie über sein Leben und sein Dichten". Die „Erläuterungen zu den ausländischen Classikern" enthalten im dritten, vierten und fünften Bändchen Erklärungen Shakspeare'scher Dramen von R. Prölß. Außerdem sind anzuführen: E. Schmidt: „Richardson, Rousseau und Goethe"; Albrecht Deetz: „Alexander Pope"; W. Berblinger: „Das Hotel Rambouillet und seine culturgeschichtliche Bedeutung"; L. Brunier: „Ein edles Frauenbild. Julie Recamier"; J. Harang: „Racine und Victor Hugo als dramatische Dichter"; F. Nippold: „E. J. Potgieter".

Ueber die „humoristische Prosa des 19. Jahrhunderts" hat A. Schönbach eine größere Schrift herausgegeben; H. Wuttke's Schrift: „Die deutschen Zeitschriften", hat eine dritte fortgeführte Auflage erlebt. Einzelne mehr lexikographische Arbeiten, wie W. R. Schultze: „Die reichsrechtliche Literatur seit Entstehung des Norddeutschen Bundes", E. Baldamus: „Die Erscheinungen der deutschen Literatur auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft", vor allem Verlagskataloge, die mit biographischen und literarhistorischen Notizen ausgestattet sind, wie das „Vollständige Verzeichniß der Verlagswerke von F. A. Brockhaus in Leipzig, von 1805 bis 1872", nehmen ebenfalls eine literarhistorische Bedeutung in Anspruch.

Unsere Historiker de pur sang pflegen nach wie vor mit besonderm Eifer die Specialgeschichte, welche mehr verlockend für die Forschung als der darstellenden Kunst günstig ist; die stilvolle Geschichtschreibung tritt in den Hintergrund. Der achtzigjährige Altmeister Leopold von Ranke ist der einzige von den Historikern ersten Ranges, welcher in diesem Literaturjahr activ erscheint, der vorderste auf dem Plane. Von seiner unermüdlichen Thätigkeit zeugt seine gänzlich umgearbeitete und mit einem einleitenden Band vermehrte Geschichte Preußens: „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", und sein Werk „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792". Von größern Geschichtswerken führen wir diejenigen von G. F. Hertzberg an, der sich die Geschichte Griechenlands von der Römerzeit an zu seiner Specialität erkoren hat. Von seiner „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer" ist der dritte Theil erschienen: „Von Septimius Severus bis auf Justinian I." Außerdem verfaßte er eine in die von Heeren-Ukert-Giesebrecht'sche „Geschichte der europäischen Staaten" aufgenommene „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart", deren erster Theil von „Kaiser Arcadius bis zum lateinischen Kreuzzuge" reicht. Ein sehr gründliches und werthvolles Werk ist R. Usinger's „Die Anfänge der deutschen Geschichte". A. Jahn gibt eine umfassende „Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie" heraus, der welfisch gesinnte Historiker Onno Klopp ein Geschichtswerk über den „Fall des Hauses Stuart". Die deutsche Kaiserzeit behandeln: W. Girschner: „Deutschlands große Kaiserzeit"; R. Pöhlmann: „Der Römerzug König Heinrich's VII."; T. Lindner: „Geschichte des Deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation". Die Zeit vor und während der Reformation, vor und während des Dreißigjährigen Kriegs bietet den Historikern fleißig ausgebeutete Lieblingsstoffe: F. Stieve: „Der Ursprung des Dreißigjährigen Kriegs 1607—19"; A. Czerny: „Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich 1626, 1632, 1648"; G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg: „Das letzte Testament Landgraf Wilhelm's II. von Hessen vom Jahre 1508 und seine Folgen"; O. Scholz: „Hubert Languet als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich während der Jahre 1560—72"; R. Brendel: „Die Schlacht am weißen Berge zu Prag"; F. Schroller: „Die Wahl Sigmund's zum römischen Könige"; F. von Bezold: „König Sigismund und die Reichskriege gegen die Hussiten"; M. Smets: „Wien im Zeitalter der Reformation"; J. Jung: „Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol"; H. von Zwiedineck-Südenhorst: „Geschichte der religiösen Bewegung in Inner-Oesterreich im 18. Jahrhundert"; „Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts".

Dem 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts gehören an: das Werk von A. Ritter von Arneth: „Geschichte Maria Theresia's", von welchem der fünfte und sechste Band vorliegt: „Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg"; ferner E. Freiherr von Wulffen: „Die kurpfalzbairischen Truppen während der französischen Revolutionszeit"; B. Becker: „Geschichte der revolutionären pariser Commune in den Jahren 1789—94"; A. Beer: „Zur Geschichte der österreichischen Politik in den Jahren 1801 und 1802", und „Oesterreich und Rußland in den Jahren 1805 und 1806". Die neueste Geschichte, die nicht blos wegen der naheliegenden Zeit, sondern als die Geschichte einer großen und ereignißreichen Epoche ein besonderes Interesse bietet, wird mehrfach behandelt. Von W. Müller's „Politischer Geschichte der Gegenwart" liegt der achte Theil vor, welcher das Jahr 1874 zum Inhalt hat; von C. Bulle's „Geschichte der neuesten Zeit 1815—71" der erste Band, welcher die Zeit von 1815—40 darstellt. Außerdem gehören hierher: W. F. C. Schmeidler: „Geschichte des Osmanischen Reichs im letzten Jahrzehnt", C. Sander's „Geschichte des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von Amerika 1861—65", von welchem Werke eine zweite von F. Mangold vervollständigte Ausgabe erscheint; K. Eggenschwyler: „Geschichte der pariser Revolution vom Jahre 1871".

Von dem „Historischen Taschenbuch", welches jetzt W. H. Riehl redigirt, liegt der fünfte Jahrgang der fünften Folge vor, von H. Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender" der funfzehnte Jahrgang, von H. A. Niemeyer's „Allgemeinem ausführlichen Geschichtskalender" das zehnte und elfte Heft. Vermischte geschichtliche Schriften, darunter einige historisch-ethnographischen, andere quellenkritischen Inhalts sind: W. Obermüller: „Die Hessenvölker"; J. Heinsch: „Die Reiche der Angelsachsen zur Zeit Karl's des Großen"; J. Karabacek: „Beiträge zur Geschichte der Mazjaditen"; Bestushew-Rjumin: „Quellen und Literatur zur russischen Geschichte"; H. Welzhofer: „Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts";

C. Klimke: „Die Quellen zur Geschichte des vierten Kreuzzugs"; J. Loserth: „Studien zu böhmischen Geschichtsquellen"; F. G. von Bunge: „Baltische Geschichtsstudien"; W. Schwartz: „Bilder aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte"; H. Keck, O. Kallsen und A. Sach: „Bilder aus der Weltgeschichte"; E. Harteck: „Historische Bilder aus dem deutschen Ordenslande"; W. Wattenbach: „Stockholm. Ein Blick auf Schwedens Hauptstadt und Schwedens Geschichte". In Betreff älterer Geschichtsquellen wurden herausgegeben von J. von Watt: „Deutsche historische Schriften", erster Band: „Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen", und von J. Lossius die livländische Historie oder Kriegs- und Friedensgeschichte von 1690—1705 des C. Kelch; M. Perlbach: „Preußische Regesten bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts". Eine volksthümliche „Illustrirte Geschichte des deutschen Volks" hat F. Hirsch herausgegeben.

Eine Thatsache, welche die Statistik der Geschichtschreibung festzustellen vermag, ist das Ueberwiegen der Städtechroniken über alle andern Specialzweige der Historik, das sich in den letzten Jahren schon anbahnte, in diesem Jahre aber entschieden zu Tage tritt. Auch die Wissenschaft hat ihre Moden. Das folgende Register mag beweisen, daß im Jahre 1875 die Historik die Geschichte der einzelnen Städte, an welche wir die einiger Abteien und Landschaften anschließen, in einer auffallenden Weise bevorzugt hat: „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert", zwölfter Band; auch unter dem Titel: „Die Chroniken der niederrheinischen Städte", erster Band; O. Waltz: „Die Flersheimer Chronik"; L. Würdig: „Chronik der Stadt Dessau", H. von Feder: „Geschichte der Stadt Manheim", zweites und drittes Buch; O. Hartwig: „Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Florenz"; W. Stricke: „Neuere Geschichte von Frankfurt a. M."; H. Berghaus: „Geschichte der Stadt Stettin"; Westphal: „Geschichte der Stadt Metz"; A. Wyss: „Die Limburger Chronik untersucht"; H. Dürre: „Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter"; F. L. Dammert: „Freiburg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts"; „Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark"; A. Beck: „Geschichte des gothaischen Landes"; J. G. Iskraut: „1500 Jahre im Dosselande"; F. Rick: „Stuttgarter Chronik und Sagenbuch"; J. P. Sax: „Beitrag zur Geschichte der Abtei und Stadt Echternach"; J. Rathgeber: „Die Herrschaft Rappoltstein"; G. Bornemann: „Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf"; C. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande"; A. Ipolyi: „Geschichte der Stadt Neusohl"; P. Schwartz: „Kurland im 13. Jahrhundert".

Die Geschichten der einzelnen Städte haben in der Regel mehr culturgeschichtliche als geschichtliche Bedeutung und bilden daher ungezwungen den Uebergang zu den culturgeschichtlichen Werken. Von Karl Biedermann's werthvollem Werke: „Deutschland im 18. Jahrhundert" ist die zweite Abtheilung des zweiten Theils des zweiten Bandes erschienen. Dieser zweite Theil behandelt die deutsche Culturgeschichte von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Ein für die Geschichte des Geistes wichtiges Werk ist das von H. Reuter: „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter, vom Ende des 8. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts". Von der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" ist der funfzehnte Band erschienen, welcher die „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860" enthält. Zur deutschen Culturgeschichte der Neuzeit gibt lehrreiche und ergötzliche Beiträge Karl Braun in den „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei", von denen die zweite stark vermehrte Auflage vorliegt. Andere culturgeschichtliche Schriften sind: F. Parkman: „Frankreich und England in Nordamerika"; F. Lenormant: „Die Anfänge der Cultur", aus dem Französischen; H. Rau: „Culturgeschichtliche Vorlesungen"; R. F. Grau: „Ursprünge und Ziele wahrer Culturentwickelung"; A. Fahne: „Livland, ein Beitrag zur Kirchen- und Sittengeschichte"; J. Lossius: „Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des 16. Jahrhunderts"; P. Norrenberg: „Aus dem alten Viersen. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Niederrheins"; E. Günthert: „Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts"; O. Rüdiger: „Die ältesten hamburger Zunftrollen und Brüderschaftsstatuten"; F. Schlögl: „Alte und neue Historien von wiener Weinkellern, Weinstuben und vom Weine überhaupt"; K. W. H. Stein-Gröpperhof: „Ein deutsches Fürstenhaus im Lande der Rose am Teut"; M. A. Feierabend: „Geschichte der eidgenössischen Schützenfeste"; G. Rasch: „Aus vergangenen Tagen, historische Bilder und Skizzen"; S. J. Bloch: „Die Juden in Spanien"; A. von Kremer: „Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen"; H. Vámbéry: „Der Islam im 19. Jahrhundert".

Die Biographie und die Memoirenliteratur nimmt ebenfalls einen breiten Raum ein in den Meßkatalogen, doch es sind nicht gerade die welthistorischen Charaktere, welche die Federn unserer Biographen anlocken; die bescheidensten und wenig bekannten Existenzen werden oft mit dem Magnesialicht der Biographie beleuchtet. Der Philosophen, Künstler, Dichter, Musiker, welche biographischer Behandlung theilhaft wurden, haben wir schon bei der Registrirung der andern Werke auf ihrem fachwissenschaftlichen Gebiete gedacht. Wenn die Mehrzahl der einzelnen Biographien durch die Dürftigkeit ihrer Objecte, oder durch eine theils skizzenhafte, theils archivarische, oft schlotterige Behandlung nur geringes Interesse in Anspruch nimmt, so sind es namentlich zwei Sammlungen, welche sich von dieser haltlos umherschweifenden Biographik durch klare Tendenz und die geschlossene Form ihrer Darstellung auszeichnen: die auf Veranlassung und mit Unterstützung der historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München von R. Freiherrn von Liliencron und F. X. Wegele herausgegebene „Allgemeine deutsche Biographie" und der von R. Gottschall edirte „Neue Plutarch, Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst", von welchem zwei Bände vorliegen. Die „Allgemeine deutsche Biographie" will eine Lebenschronik aller mehr oder weniger hervorragenden und genannten Feldherren und Staatsmänner, Gelehrten, Künstler und Dichter Deutschlands in encyklopädischer Form geben, sie erscheint also

als eine deutsche „Biographie universelle“. Der „Neue Plutarch“ will mehr ein Pantheon sein, wo die bedeutsamen Charaktere der neuern Geschichte aller Völker nach freier Wahl und in harmonischem Wechsel ihre künstlerisch gemeißelte Büste erhalten. Beide Werke treten in eine Lücke unserer Literatur und werden hoffentlich Nachfolge in biographischen Werken von geläuterter Form finden. Von einer „Sammlung historischer Bildnisse“ bringt das erste Bändchen der dritten Serie eine Biographie des Papstes Alexander III.; von F. Arndt's „Müttern berühmter Männer“ liegt das fünfte und sechste Heft vor; von den „Badischen Biographien“, herausgegeben von F. von Weech, die erste Lieferung.

Die bunte Fülle der einzelnen Biographien aus allen Zeiten mag das folgende Verzeichniß ergeben: Wiedemeister: „Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie geschildert an den Kaisern Tiberius, Caligula, Claudius, Nero“; K. Werner's: „Beda der Ehrwürdige und seine Zeit“; T. Henner: „Bischof Hermann I. von Lobdeburg“; F. X. Wegele: „Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht“; A. Werner: „Bonifacius“; K. Benrath: „Bernardino Ochino von Siena“; H. Zeißberg: „Johannes Laski, Erzbischof von Gnesen“; A. Franz: „Dr. Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau“; „Freiherr G. von Derfflinger, biographische Skizze“; „Die Kronprinzessin Charlotte von Rußland, Schwiegertochter Peter's des Großen“, „Maximilian's I. vertraulicher Briefwechsel mit Siegmund Prüschenk Freiherrn zu Stettenberg“; H. Bauer: „Hadrian VI. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation“; E. Schebek: „Wallensteiniana in Memoiren, Briefen und Urkunden“; R. Baumstark: „König Philipp II. von Spanien“; A. Petrick: „Zur Geschichte des Grafen Bothwell“; Kähler: „Der große Kurfürst“; A. Hartmann: „Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory“; E. Bely: „Herzog Karl von Würtemberg und Franziska von Hohenheim“; R. Reinhard: „Zwei Herren von Bülow“; Ritter B. von Meyer: „Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer“; Bertsch-Sailer: „Landammann Sailer oder drei Jahrzehnte Sanct-Gallischer Politik“; „Joseph Ritter von Führich, Lebensskizze“.

Sehr zahlreich sind die Biographien der Männer und Frauen aus der Gelehrtenrepublik: K. B. Stark: „Friedrich Creuzer, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung“; J. H. Leimbach: „August Fr. Chr. Vilmar“; F. Kern: „Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann“; J. Christinger: „Thomas Bornhauser“; J. Rothlauf: „Dr. Johann Lukas Schönlein“; B. Kühne: „P. Gall Morel. Ein Mönchsleben aus dem 19. Jahrhundert“; T. Pyl: „Pommersche Geschichtsdenkmäler, fünfter Band: Dr. jur. Augustin Balthasar's Leben und Schriften“; H. Müller: „Anna Christina von Balthasar's Bedeutung als Gelehrte und Schriftstellerin“; L. Kastner: „Martin Deutinger's Leben und Schriften“; R. Schöll: „Karl Nipperdey“; B. Bolzano's Selbstbiographie; F. von Hellwald: „Oskar Peschel“.

Andere Biographien sind: E. Schiele: „Friedrich Friesen“; „Lebensskizze Sr. Excellenz des Geheim-Raths Dr. Hans Conon von der Gabelentz“; O. Dambach: „Gedächtnißrede auf Geheimen Justizrath Professor Ludwig Eduard Heydemann“; A. Kleinschmidt: „Jakob III., Markgraf zu Baden und Hochberg, der erste regierende Convertit in Deutschland“; E. Dubois-Reymond: „Lamettrie“; „Erinnerungen aus dem Leben des kaiserlich russischen Generallieutenants Johann von Blaramberg“; T. Hansen: „Die Familie Rambach“; A. Horawitz: „Michael Hummelberger“; E. Schüller: „Jugenderinnerungen“; E. Ohlig: „Erinnerungen aus dem Leben eines hessischen Pastors“; Armin Werherr: „Lebenslauf eines verunglückten Poeten“; E. Frommel: „Aus einem Kellnerleben“.

Die letzten Werke zeigen, daß auch private Existenzen sich autobiographischer Darstellung würdig halten, wenn ihr Lebenslauf irgendeine allgemein gültige Moral enthält. Von historischem Interesse dagegen sind die Actenstücke „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön“, aus welchen auch ein neues Licht auf „Freiherrn Karl von Stein“ fällt, dem E. Röhn ein kurzes biographisches Denkmal gewidmet hat. Von zeithistorischem Interesse sind die Memoiren der abenteuerlichen Prinzessin Felix zu Salm-Salm: „Zehn Jahre aus meinem Leben 1862—72“, von denen der erste Band vorliegt. Sehr interessant sind die Erinnerungen der Gräfin Sophie Marie Voss: „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe“. Von volksthümlicher Haltung und elegantem Stil ist Fedor von Köppen's Zeit- und Lebensbild „Fürst Otto von Bismarck, der deutsche Reichskanzler“; eine andere Biographie des Fürsten Bismarck hat W. Görlach verfaßt.

In der militärwissenschaftlichen Literatur nimmt natürlich der große deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 den ersten Platz ein. Durch die officiellen Berichte wird das vielfach noch über den Ereignissen schwebende Dunkel immer mehr gelichtet. Von dem großen Generalstabswerk „Der deutsch-französische Krieg“ liegt das siebente, achte und neunte Heft des ersten Theils vor. Das achte Heft schildert die Schlacht von Sedan, das neunte holt die Ereignisse an der deutschen Küste und vor den Festungen in Elsaß und Lothringen sowie die Schlacht bei Noisseville nach, und gibt einen Ueberblick der gesammten Operationen bis Anfang September. Damit ist die Darstellung der ersten Hälfte des Kriegs abgeschlossen. Auf Befehl der General-Inspection des Ingenieurcorps und der Festungen sind folgende Schriften erschienen: E. Heyde und A. Froese: „Geschichte der Belagerung von Paris im Jahre 1870—71“; H. Müller: „Die Belagerung von Soissons im Jahre 1870“; von Hellfeld: „Die Cernirung und Beschießung von Verdun im Jahre 1870“; A. Castenholz: „Die Belagerung von Belfort im Jahre 1870—71“; P. Wolff: „Geschichte der Belagerung von Belfort im Jahre 1870—71“; G. Paulus: „Die Cernirung von Metz“.

Abgesehen von diesen officiellen Werken finden sich auch andere Darstellungen des großen Kriegs und aus demselben. Von Theodor Fontane's „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71“ ist die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen; das Werk empfiehlt sich durch eine frische und lebendige Darstellung. Von des französischen Generals d'Aurelle de Paladines Werk „Feldzug von 1870—71: Die erste Loirearmee“, ist die zweite Abtheilung einer

deutschen Uebersetzung von La Pierre erschienen. Andere Werke zur Charakteristik jenes Kriegs sind: H. Koneberg: „Der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870—71“; G. Lang: „Die Schlachten am 14., 16. und 18. August 1870“; B. von Quistorp: „Der Ausfall aus Paris am 30. September 1870“; Freiherr von der Goltz: „Die Operationen des zweiten Armeecorps an der Loire“; E. Niepold: „Die Kämpfe zwischen der Seine und Marne vom 30. November bis zum 4. December 1870“; von Werder: „Die Unternehmungen der deutschen Armeen gegen Toul im Jahre 1870“; Wolf: „Die Belagerung von Longwy im Jahre 1870“; F. von der Wengen: „Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871“; C. Dufourny: „Die Schlacht bei Beaumont und die Armee Mac Mahon's“, übersetzt von Reuter. An die Geschichte einzelner Armeecorps und Regimenter knüpfen die folgenden Schriften eine Darstellung einzelner Ereignisse des Kriegs: G. Schubert: „Das 12. (königlich sächsische) Armeecorps während der Einschließung von Paris im Kriege 1870—71“; H. von Loos: „Zur Geschichte des 1. Rheinischen Infanterieregiments“; Th. Becker: „Aus unsern Tagebüchern. Geschichte des 2. Nassauischen Infanterieregiments Nr. 88 während des Feldzugs 1870—71“; M. Gottschalck: „Theilnahme des 1. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 31 am Feldzug 1870—71“; H. Scherf: „Die Theilnahme der großherzoglich hessischen (25.) Division an dem Feldzuge 1870—71 gegen Frankreich“; von Trapp-Ehrenschild: „Das 1. großherzoglich badische Leibgrenadierregiment im Feldzuge 1870—71“; Gisevius: „Das Hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40 im Kriege 1870—71 gegen Frankreich“. Andere mehr feuilletonistische oder biographische Schriften zur Schilderung des letzten Krieges sind: „Kriegstagebuch eines deutschen Reservemannes“; B. Berlit: „Vor Paris und an der Loire 1870 und 1871, Feldpostbriefe“; „Grabstätten und Denkmäler mecklenburgischer Krieger aus den Jahren 1870 und 1871“; L. Schneider: „Kaiser Wilhelm, militärische Lebensbeschreibung, 1867—71“ und „Erdient und verdient, die Orden des Kaisers Wilhelm“; G. von Glasenapp: „Die Generale der deutschen Armee“, ein großes Lieferungswerk; A. von Crousaz: „Das Offiziercorps der preußischen Armee“. Umfassender in Bezug auf den Zeitraum, den sie behandeln, sind folgende Geschichten einzelner Truppentheile: M. Graf: „Das sächsische Heer, chronologische Uebersicht aller Feldzüge und wichtigsten Ereignisse desselben in dem Zeitraum von 1618—1871“; Kühne: „Die Geschichte der braunschweigischen Artillerie von ihrer Entstehung bis auf die heutige Zeit“; W. von Hassell: „Die hannoversche Cavalerie und ihr Ende“; „Geschichte der königlich sächsischen Jägerbrigade und des daraus hervorgegangenen königlich sächsischen Schützenregiments Prinz Georg von 1859—71“; Mayer: „Geschichte des hamburgischen Contingents von seinem Stiftungstag 1814 bis zu seiner Auflösung 1867“.

Unter den sonstigen kriegsgeschichtlichen Werken nimmt des Fürsten N. S. Galitzin „Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker“, von welcher der dritte Band der dritten Abtheilung: „Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit“, erschienen ist, in der Uebersetzung von Eichwald, den hervorragendsten Rang ein. Außerdem sind erschienen: Kühne: „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen 1866“, viertes und fünftes Heft: „Das Gefecht von Soor“; C. Mehnert: „Rathenow und Fehrbellin“; L. Brock: „Der Tag von Fehrbellin“; E. Schmidt: „Die Expedition gegen Chiwa“; H. Stumm: „Der russische Feldzug nach Chiwa“, erster Theil; C. Ritter von Schönhals: „Der Krieg 1805 in Deutschland“; Freiherr T. von Troschke: „Der preußische Feldzug in Holland 1787“; E. Wertheimer: „Zur Geschichte des Türkenkrieges Maximilian's II. 1565 und 1566“; E. Leopold: „Spaniens Bürgerkrieg“. Von dem gründlichen Werke L. Schneider's: „Der Krieg der Triple-Allianz gegen die Regierung der Republik Paraguay“, ist der dritte Band erschienen. Einen „Atlas des Kriegswesens“ gaben K. G. von Berneck und J. Schott heraus. Schriften zur militärischen Statistik und Heereskunde sind: Freiherr A. von Fircks: „Die Volkskraft Deutschlands und Frankreichs“; G. Edler von Löw: „Vergleichende Darstellung der Wehrverhältnisse Oesterreichs, Deutschlands und Rußlands“; G. Hiltl: „Preußens Heer, seine Laufbahn in historischer Skizze“, ein größeres Lieferungswerk; „Unsere Reichsbefestigung“. Militärische Biographien sind: J. von Wickede: „Leben, Thaten und Abenteuer des Freiherrn Gustav von der Ostau“; E. von Schaumburg: „Generallieutenant z. D. Freiherr Wilhelm von der Horst“. Zur Militärpolitik gehören: J. Debelak: „Die orientalische Frage vom militärischen Standpunkte“; A. Osseg: „Der europäische Militarismus“; H. von Gauvain: „Wegen des Kriegs 1866“.

Die Schriften zur **Politik und Staatswissenschaft** selbst sind nicht allzu zahlreich; namentlich tritt in diesem Jahre die Broschürenliteratur zurück, die fliegenden Blätter, welche bei heftigen politischen Stürmen durch die Lüfte zu wirbeln pflegen. Dagegen haben wir mehrere schwerwuchtige Werke auf diesem Gebiete zu verzeichnen, so dasjenige von L. von Stein: „Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft Deutschlands“. Das „Lehrbuch der Finanzwissenschaft“, das dieser Autor herausgegeben hat, liegt in dritter vermehrter und verbesserter Auflage vor. Von L. von Rönne ist „Das Staats-Recht des Deutschen Reiches“, erster Band, von A. Koller „Die Verfassung des Deutschen Reichs, historisch, juridisch und pragmatisch erläutert“, erstes Heft, erschienen. C. Dieterici hat ein größeres Werk: „Zur Geschichte der Steuerreform in Preußen von 1810—20“, herausgegeben; L. Bamberger: „Reichsgold, Studien über Währung und Wechsel“; M. Wirth: „Die Reform der Umlaufsmittel im Deutschen Reiche“; F. Dahn: „Handelsrechtliche Vorträge“; H. Stabenow eine „Sammlung der deutschen Seeschiffahrtsgesetze“. Ueber die politischen Zustände einzelner Staaten handeln folgende Schriften: F. J. Celestin: „Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft“; C. K. Adams: „Demokratie und Monarchie in Frankreich“, aus dem Englischen; A. Koscheleff: „Unsere Lage“, aus dem Russischen; G. Cohn: „Ueber parlamentarische Untersuchungen in England“; „Der wirthschaftliche Verfall Oesterreichs“; C. Hilty: „Ideen und Ideale schweizerischer Politik“ und „Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft“; J. L. Farley: „Der finanzielle und

politische Verfall der Türkei", aus dem Englischen. Andere publicistische Darstellungen und Streitschriften sind: H. von Treitschke: „Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—74"; J. Graf Russell: „Erinnerungen und Rathschläge 1813—73", aus dem Englischen; W. von Kardorff-Wabnitz: „Gegen den Strom. Eine Kritik der Handelspolitik des deutschen Reichs"; M. M. Freiherr von Weber: „Nationalität und Eisenbahnpolitik"; „Die Nationalitätsfrage der polnischen Bevölkerung unter preußischer Herrschaft"; J. Most: „Die pariser Commune vor den berliner Gerichten"; „Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im neuen Reichsland"; A. M. Cleß: „Die Aufgabe des Staats gegenüber dem Verbrecherthume"; W. E. Knitschky: „Das Verbrechen des Hochverraths"; „Die Wunden Europas"; Rößler: „Die Sprache der Verträge seit dem Westfälischen Frieden". Zwei interessante Schriften in Bezug auf Autorrecht und Presse sind: O. Wächter: „Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht", und Albert Friedrich Berner: „Lehrbuch des deutschen Preßrechts". Von einer der berühmtesten publicistischen Schriften handelt F. Brockhaus: „Die Briefe des Junius".

Am meisten Staub wirbeln noch immer die kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen auf. Wir erwähnen hier in erster Linie die Hauptwerke deutscher Philosophen, welche das Terrain des Kampfes recognosciren und beherrschen: J. Frohschammer: „Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart"; J. B. Meyer: „Zum Bildungskampfe unserer Zeit"; F. Reiff: „Der Glaube der Kirche und Kirchenparteien nach seinem Geist und innern Zusammenhang"; J. Hamberger: „Christenthum und moderne Cultur", dritter Theil; F. H. Geffcken: „Staat und Kirche, in ihrem Verhältniß geschichtlich entwickelt"; J. H. von Kirchmann: „Der Culturkampf in Preußen und seine Bedenken"; C. Walcker: „Kirchenpolitische, volkswirthschaftliche und politische Zeitfragen". In den eigentlichen Kampf führen uns die aus dem Englischen übersetzten Schriften W. E. Gladstone's: „Die vaticanischen Decrete nach ihrer Bedeutung für die Unterthanentreue" und „Vaticanismus, eine Antwort auf Erwiderungen und Vorwürfe"; ferner die Schriften des kampflustigen und kampfgeübten Freiherrn W. E. von Ketteler: „Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen" und „Der Bruch des Religionsfriedens"; während auf der andern Seite entgegnen: F. Michelis: „Die Verblendung Ketteler's und der Gewissenskampf deutscher Katholiken gegen Rom"; T. Braun: „Gegen Kirchenmisbräuche"; J. Friedrich: „Der Kampf gegen die deutschen Theologen und theologischen Facultäten in den letzten zwanzig Jahren". Hierher gehören auch folgende Schriften: G. J. N. Pejacsevich: „Das Papstthum und der Rechtsstaat"; H. W. J. Thiersch: Ueber den christlichen Staat"; L. M. E. Stoff: „Wissen und Glauben"; W. Molitor: „Brennende Fragen"; Baron C. Dirckinck-Holmfeld: „Das Unfehlbarkeitsdogma oder römische Politik und deutsches Reich"; E. Laur: „Bossuet und die Unfehlbarkeit"; Freiherr H. von der Goltz: „Bildung und Heiligung"; „Ueber den Cölibatszwang"; P. Gschwind: „Die Priesterehe und der Cölibatszwang"; P. Laicus: „Wohin mit diesem Culturkampf?"; R. Schramm: „Für 1848!", „Gegen Rom!", „Kirchenpolitische Verantwortlichkeiten"; O. Mejer: „Um was streiten wir mit den Ultramontanen?"; „Ein Opfer des Culturkampfes"; M. H. Romhold: „Die letzten Tage eines Altkatholiken"; J. Gihr: „Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration".

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Lyrik und Epik.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Kassel, Jungklaus. 1875. 8. 2 M.
2. Aus Sturmeszeit. 1813—15. Nationale Dichtungen von Dr. W. Kopp. Berlin, Springer. 1875. Gr. 8. 80 Pf.
3. Gedichte von Konstanze Monter. Franzensbad, Sämann. 1875.
4. Wächterrufe von Johannes Hüll. Stuttgart, Greiner. 1875.
5. Gesammelte Gedichte von Hermann Grieben. Heilbronn, Henninger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Barbarossa's Brautwerber von Ludwig Laistner. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Die „Gedichte" von Konstanze Monter (Nr. 3) sind Frauenzimmerpoesie in des Wortes alltäglichster und unerfreulichster Bedeutung, und man fragt sich bei der Lektüre derselben verwundert, ob denn der Verfasserin nicht ein einziger vernünftiger literarischer Freund zur Seite stand, der die allem Anschein nach noch sehr junge Dame von der Herausgabe solcher in jedem Sinne mittelmäßigen Producte abmahnen konnte. Der Inhalt der Gedichte, die auf dem wundervollsten Papiere gedruckt sind, ist Liebe, lauter Liebe. Der Band zerfällt in „Liebesahnen", „Liebesglück" und „Liebesleid", und die Harmonie dieser schönen Dreitheilung wird nur unterbrochen durch drei „Frühlingsklänge", welche die Verfasserin zwischen Theil 1 und 2 eingeschoben hat und folglich für besonders wichtig und preiswürdig gehalten haben muß. Sehen wir uns den ersten dieser „Frühlingsklänge" einmal etwas genauer an. Er lautet:

> Knospen traut im Rosenhain,
> Laue Lüfte zittern,
> Mit der Nachtigall Gesang,
> Wonnereich Erschüttern!
>
> Knospen traut im Rosenhain,
> Heimliches Bewegen
> Euch durchzieht, und sehnend will
> Sich's im Kelche regen.
>
> Knospen traut im Rosenhain,
> Seid schon halb erschlossen;
> Kommt ins Herz dann leis und lind
> Eine Perl' geflossen.

Auch ohne auf eine specielle Analyse dieses Poems einzugehen, werden wir wol auf keinen Widerspruch stoßen,

wenn wir behaupten, daß der Inhalt dieses Gedichts gleich Null und die Sprache „die gestotterte Phrase der Unkunst", ein vollständiges dichterisches Stammeln ist. Setzen wir auch noch den zweiten „Frühlingsklang" hierher:

Wie das Bächlein rauscht und bebet —
Spiegelt ja die Schönste ganz,
Spiegelt hold das Sonnenbildniß
Wunderbar im Frühlingsglanz!

Und die kleinen goldnen Wellen
Netzen warm den grünen Rand,
Und wo sie berührend zogen,
Ein Vergißmeinnicht entstand.

Man sieht, die Nichtigkeit ist dieselbe wie im vorigen Gedichte, und wir dürfen versichern, daß es mit dem dritten „Frühlingsklange" sich ebenso verhält. Was nun aber den Hauptinhalt des Bandes, die Trias der lediglich der Liebe gewidmeten Abtheilungen angeht, so ist das früher einmal von mir in d. Bl. gebrauchte Emil Kuh'sche Bild von „einem Gewitter, das in einem Landregen niedergeht", für diese Gedichte noch viel zu schmeichelhaft. Hier ist nicht die entfernteste Erinnerung an einen Blitz, kein Wetterleuchten, kein Aufzucken der echten Leidenschaft, sondern lediglich wässeriges Gefühl in wässerigen Versen. Wir sind weit davon entfernt, Liebespoesien als nachgerade zu abgedroschen aus der Literatur verbannen zu wollen: die Liebe ist und bleibt ein ewiges, nie ausgesungenes Thema, und wir sind überzeugt, daß der letzte Dichter, der aus der Welt geht (ehe die Erde von dem drohenden großen Weltwinter erreicht wird), ganz sicherlich auch noch ein Liebeslied singt. Wir sind sogar bereit, auf absolute Originalität in der Liebespoesie zu verzichten; verlangen müssen wir aber doch, daß sich wenigstens überall ein ehrliches und bis zu einem gewissen Grade tiefes Gefühl in lesbarer und rhythmisch nicht stümperhafter Form ausspricht, und daß man uns nicht fortwährend wieder die alte Leier von den Blümlein und den Vögelein und dem Sehnen und den Thränen u. s. w. auftischt. Was namentlich die letztern betrifft, so leistet die Verfasserin im Vergießen derselben das Unglaublichste; vermuthlich aber sind dieselben lediglich hier in Versen geflossen, denn das zum Ausdruck kommende Gefühl macht trotz aller Thränen den Eindruck der Lauheit und Mattheit, und vergebens würde man sich nach einem echten Brusttone, einem rückhaltlos hervorbrechenden Naturlaute des Herzens umsehen. Es ist alles dünne, matte Wassersuppe. Greifen wir das erste beste Lied heraus:

Blümchen klein, es darf enthüllen
Ach, sein Herz in Düften ganz,
Gießen in die weiten Welten
Darf's die Sonn' mit ihrem Glanz!

Und das Vöglein darf es singen
In die Lüfte laut, so laut,
Sein Geheimniß wehend leise
Hold das Lüftchen auch vertraut!

Nur mein Herz, das übervolle,
Webt geheim nur Träume sacht,
Und darf nur in leisen Thränen
Sich enthüll'n der dunkeln Nacht! —

Das war ein Gedicht aus der Abtheilung „Liebesahnen"; sehen wir nun auch, wie die Verfasserin „Liebesglück" besingt. Da heißt es:

Unterm Blütenbaum.

Unterm Blütenbaum wir standen,
Und ein Vöglein sang darein;
Worte nicht, nur Blicke fanden
Da den Weg zum Herzensschrein!

Lauschten selig zu dem Singen,
Das uns wunderbar beseelt —
Als das Vöglein hob die Schwingen,
Hatten wir uns still erwählt.

Und auch ihr „Liebesleid" mag uns die Verfasserin beichten:

Versenket hab' ich meinen Blick
In deinem tief hinein,
Und seitdem ist's als läg' mein Glück
In diesem Blick allein!

Denn ferne jenem Wunderlicht,
Das dorten ich erschaut,
Mein Auge nimmer Glanz umflicht,
Wo auch sich's hinvertraut!

Du schönster Blick, an Wonne reich,
In weiter Ferne jetzt,
Du hast mir grausam auch zugleich
Die schöne Welt verletzt!

Wollten wir anfangen, einzelne sprachliche Unmöglichkeiten und komische Einzelheiten aufzuzählen, so könnten wir einige Seiten füllen. Gleich am Anfang ist die Verfasserin „versenkt im dunkeln Herzensraum" (ihrem eigenen). Dann wird es auch wol möglich sein, daß sich der Baron Münchhausen an seinem eigenen Schopfe aus dem Wasser gezogen hat. Weiterhin „schwellt" (statt „schwillt") im Busen ein Sehnen. Bei Konstanze Monter heißt es stets: das Herz „sehnt" (statt „sehnt sich"); Prägnanz ist in der Poesie eine schöne Sache, wir glauben aber nicht, daß diese Nachahmung finden wird. Ferner heißt es:

Ich möcht' es gern verbergen (die Liebe),
Oft sperrt' ich mich schon ein,
Doch hör' ich kaum seine Stimme,
So sterb' ich fast vor Pein.

Und dann, dann weiß ich niemals,
Wie das geschieht so schnell:
Trotz allen Versperrens bin ich
Doch wieder gleich zur Stell'!

Ein andermal möchte die Dichterin ein süßes Geständniß „üben". Dem würde es etwa entsprechen, wenn jemand sagte: Konstanze Monter hätte ihre Gedichte „verbrochen". Noch einige Proben:

Warum der Lenz so wunderschön,
So wie ich ihn noch nie gesehn,
Das hat die Lieb' gethan.

Wo bleibt hier das logische Verhältniß zwischen Frage und Antwort?

Secunden hab' ich gezählt,
Gefeilscht mit Zeitatomen,
Sollt' ich bestimmen dir
Die Zeit zum Wiederkommen!

Auf der letzten Seite des Buchs heißt es:

Habe nun Befehl ertheilt
Diesem widerspenst'gen Herzen,
Zu vergessen froh in Lust
Seine dummen Liebesschmerzen.

Hoffentlich gehorcht das Herz diesem Befehle und überhebt uns der Nothwendigkeit, den „dummen Liebesschmer-

zen" der Verfasserin zum zweiten male in gereimter Gestalt zu begegnen.

Die „Wächterrufe" von Johannes Hüll (Nr. 4) besagen schon durch ihren Titel, daß der Verfasser sich als einen auf der Wacht Stehenden und für bedrohte Güter Kämpfenden ansieht. Fragen wir, welches die Güter sind, für die er mit seinen Gedichten eintritt, so gibt uns das Vorwort darüber im allgemeinen Auskunft:

Der Freiheit gilt mein Wunsch, zu glauben,
Was jedem selber wohlgefällt,
Die nicht gestattet, ihm zu rauben,
Was er für wahr und heilig hält;
Der Freiheit, die in weisen Schranken
Für aller Wohlfahrt kämpft und ringt,
Auf daß in Worten und Gedanken
Der Geist sich frei zum Himmel schwingt.

Das Recht soll auch mein Lied erheben,
Der freien Völker Hochgenuß,
Das nicht mit Zittern, Angst und Beben
Vor Thronen kniet und betteln muß,
Das Recht, verbrieft und zugestanden,
An dem kein Schranze rütteln kann,
Das, wenn Parteienwogen branden,
Vor Schmach beschützet jeden Mann.

Die Bruderliebe laßt mich preisen,
Die uns allein zu Menschen macht,
In Fesseln auch vermag zu schweißen
Den Haß, der sich zur Flamm' entfacht;
Sie möge jedes Banner schmücken,
Stehn die Parteien im Gefecht,
Und wachen, daß wir niederdrücken
Den Gegner nicht zum Sklavenknecht.

Das ist nun gewiß, wenn wir die vorstehenden Verse zunächst nur auf den Inhalt hin ansehen, ein durchaus lobenswerthes Programm, gegen welches wir Einwendungen nicht zu erheben brauchen, und es würde sich weiterhin nur fragen: ist der Verfasser diesem von ihm aufgestellten Programm auch durchweg selbst getreu geblieben? und hat er es vermocht, diesem seinem Stoff auch wirkliche Poesie abzugewinnen? Beide Fragen sind wir nicht in der Lage unbedingt bejahen zu können. Denn die mit kirchlichen und politischen Fragen sich beschäftigenden Gedichte des Verfassers schlagen doch gegen Andersdenkende oft einen bedenklich zeternden und rechthaberischen Ton an; mit der „Freiheit, zu glauben, was jedem selber wohlgefällt", scheint es dem Verfasser denn doch nicht so recht Ernst zu sein, und auch die gepriesene „Bruderliebe" tritt mitunter nicht eben deutlich zu Tage. Sodann aber ist die poetische Potenz, die sich in diesen Gedichten verausgabt, keineswegs eine hervorragende; die Tendenz tritt im allgemeinen in ziemlich nackter und wenig poetischer Weise zu Tage; und im einzelnen finden sich Prosaismen, sprachliche Incorrectheiten und harte Wendungen in großer Fülle. Theilen wir zum Beweise dessen einige Gedichte mit:

Sagt, was ihr wollt, mit unheilvollem Tritte
Geht um die vielgepriesne neue Zeit,
Wie manche Blüte fällt von ihrem Schnitte,
Die auf dem Beet der Liebe nur gedeiht.

War's auch Gewinn, daß wir den Sinn befreit
Von manchen Wahnes hergebrachter Sitte,
Betrübt es doch, daß Glaubenslosigkeit
Zu brechen sucht jetzt alles aus dem Kitte.

Dem wirft man Hohn und Spott heut' an die Stirne,
Der treulich will an dem Erprobten halten
Und eisern stehen wie die stolze Firne.

Laß, Himmel, doch kein treues Herz erkalten,
Wenn mancher tobt mit ausgebranntem Hirne
Und übermüthig leugnet, keck, dein Walten.

Gewiß wird sich ein Anhänger des orthodoxen Glaubens „Spott und Hohn" verbitten können; denn jede ehrliche Ueberzeugung verdient Achtung. Die Anwendung desselben Grundsatzes wird aber hoffentlich auch der moderne Naturforscher für sich in Anspruch nehmen können, der die Resultate seiner Forschungen und den alten Glauben unvereinbar findet und sich deshalb ohne Frivolität von dem letztern lossagt, und hier von einem „Toben mit ausgebranntem Hirne" zu reden, das scheint uns sehr wenig angemessen und sachgemäß. Außerdem fehlt dem Sonette durchaus die Formenglätte, die man von dieser Dichtungsgattung verlangen muß. Namentlich die zweite Strophe erscheint sehr wenig gelungen, und im letzten Verse nimmt das Wort „keck" innerhalb der Construction eine ziemlich fragwürdige Position ein. Ein anderes Gedicht trägt die Ueberschrift „Das Reich Gottes":

Ewig brausen Zeitenwogen,
Ruhelos und kampfgewohnt,
Immer noch auf Felsenbogen
Stolz die Burg des Höchsten thront.

Kein Jahrhundert ist vergangen,
Das den Streiter nicht gebar,
Der zu brechen trug Verlangen
Gottes Burg, selbst mit Gefahr;

Das nicht ausposaunt die Meldung,
Nicht zu dem Ergebniß kam:
Für uns hat mehr keine Geltung,
Was die Vorzeit übernahm.

Kein Jahrhundert ist verglommen,
Das nicht den Gedanken schuf:
Zu der Menschen Nutz und Frommen
Ward mir einzig der Beruf u. s. w.

Die gesperrt gedruckten Stellen enthalten eine Reihe von Prosaismen und sprachlichen und metrischen Unzuträglichkeiten, die auf so kleinem Raume kaum zahlreicher gedacht werden können. Und nun noch ein drittes religiöses Gedicht:

Nur Christus ist der Kirchen Haupt, es gilt kein andres Licht,
Und wie man seinen Heiland glaubt, das kümmert Fürsten nicht;
Unmittelbar mit ihrem Gott die Kirche nur verkehrt,
Die jeder wahre Patriot sein Leben lang verehrt.

Und wen die Kirche von sich stößt, der trage seine Noth,
Wer sich freiwillig von ihr löst, den fesselt kein Gebot;
Sie setzet ihre Normen fest in ihrem eignen Haus,
Und wem darum sein Herz gepreßt, der scheide von ihr aus.

Wo ist im Lande ein Verein, dem nicht das Monopol,
Ohn' fremde Hülfe ganz allein zu sorgen für sein Wohl?
Die heil'ge Kirche soll zuletzt gewahren stumm im Harm,
Wie Feindschaft ihr Gewand zerfetzt mit wuthgestähltem Arm?
— — — — — — — — — — — — —
Drum gib, du Staat, die Kirche frei und löse den Verband,
Dann endet jeder Klageschrei und Friede kehrt ins Land;
Laß frei die Kirche, die nur Magd bisher am Throne war,
Und ende jede Hatz und Jagd durch Normen frisch und klar.

Hier tritt die Tendenz ziemlich unverhüllt und poesielos hervor, und im einzelnen verstoßen Ausdrücke wie: „Pa-

triot", „Normen", „Monopol", „Hatz" durchaus gegen die dichterisch zulässige Ausdrucksweise. Auch auf politischem Gebiete huldigt der Verfasser der „Rückwärtserei" — wie Johannes Scherr sagen würde —, zum Beispiel die „Volkstribunen" (der Verfasser scheint die Nationalliberalen zu meinen) greift er in einem Gedichte an, das also lautet:

Gar viele suchen stets nur zu regieren,
Die sonst geheim die größten Unterdrücker,
Sie wissen sich mit Redeschmuck zu zieren
Und gelten als des Vaterlands Beglücker.

O fliehet die gefährlichen Berücker,
Die doch nach eignem Vortheil immer gieren,
Statt Einheitsmänner sind sie oft Zerstücker,
Durch die das Volk nur immer wird verlieren.

Wohl hat regieret einer, doch befohlen
Die Strenge gegen uns auch einzuhalten,
Nicht nachzujagen luftigen Idolen.

Und nimmermehr wird sein Befehl veralten,
Solange Selbstsucht bläht sich unverhohlen
Und eitler Prunk und Ehrgeiz weiter schalten.

Die Art und Weise, wie Kaiser Wilhelm als „Wirth zum neuen Deutschen Reich" angesungen wird, scheint uns sehr geschmacklos und wenig würdig. Von einzelnen Härten heben wir noch folgende hervor: einmal „trauert das Gold durch Beschneiden", dann soll Genügsamkeit unser Sein „umschranken"; die Sterne heißen „des Zufalls Uratome", die Fürstenknechte tragen „Hochgelüst", „es kleistern und flicken unberufene Hände am Weltenbau, doch die reinen Harmonien bieten sie uns nicht zur Schau"!

„Ich sehe Land", sagte einst der bekannte Philosoph Diogenes, als er nach einer Vorlesung wässeriger Verse die letzte unbeschriebene Seite des Buchs erblickte. „Ich sehe Land", so möchte auch ich ausrufen, indem ich nach der bisherigen Sündflut mittelmäßiger oder schlechter Verse endlich an die „Gesammelten Gedichte" von **Hermann Grieben** (Nr. 5) komme. Dieselben sind nicht blos relativ — im Vergleich mit den vier bisjetzt besprochenen Erscheinungen —, sondern auch absolut und an und für sich eine durchaus erfreuliche Erscheinung, und die Lektüre derselben wird jedes empfängliche Gemüth mit wohlthuendem Behagen erfüllen. Am besten lesen sich dieselben, wenn man dabei, wie Referent, am Muschelstrande von Rügen sitzt und die Wogen jener Ostsee, die in den Versen von Grieben (er ist von Geburt ein Stettiner) mehrfach dichterisch verherrlicht ist, in schönem Einklang mit den melodischen Rhythmen im Glanze der Augustsonne blitzen und wallen sieht. Melodisch sind diese Rhythmen in der That, und Grieben's Sprachbehandlung und metrische Kunst läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Um einige sprachliche Kleinigkeiten anzumerken, so kann ich nicht umhin, in den Worten:

Nur eins will ich behalten:
Der Liebe heil'gen Geist —

den Ausdruck „behalten" einigermaßen prosaisch zu finden. Gleichfalls einen Anflug von Prosa hat der Schluß des Gedichts „Bergfahrt", welches in die Worte ausläuft: „Die Reise war doch schön". Die Wendung: „Willst du dich wieder mit dem Jetzt vermitteln", scheint mir gleichfalls nicht poetisch gewählt. Beanstanden möchte ich auch das „otternzüchtige Volk". Und in den Versen: „So gehst auch du, der letzte der Genossen, der unsern Umgang auseinanderbricht", will mir das gesperrt gedruckte Zeitwort wenig behagen. In dem Verse: „Und doch nur hab' ich Haß gesät", scheint mir das Wörtchen „nur" an falscher Stelle zu stehen und gelesen werden zu müssen: „Und doch hab' ich nur Haß gesät". In dem Verse: „Wenn sie betroffen solch Verlust", bedünkt mich die Weglassung des unbestimmten Artikels (solch ein Verlust) hart. Vielleicht gibt eine zweite Auflage, welche die Gedichte unbedingt verdienen, dem Dichter Gelegenheit, die beregten Kleinigkeiten zu tilgen. Im übrigen und im großen Ganzen ist dem Genius der deutschen Sprache nirgends Gewalt angethan, nirgends findet sich ein stümperhaftes Lallen, vielmehr zeigt sich überall die sicherste Beherrschung des Sprachmaterials, und in metrischer Beziehung haben die Gedichte — abgesehen von einer Anzahl „Sonette" durchweg aus gereimten Strophen bestehend — überall Guß und Fluß und einen sehr wohlthuend ins Ohr klingenden Tonfall, der zur musikalischen Composition auffordert und bei vielen Gedichten eine solche bereits herbeigeführt hat. Was den Inhalt angeht, so enthält der Band die Resultate eines ganzen Menschenlebens. Grieben ist kein Jüngling und kein Anfänger mehr, und die Gedichte umspannen den Zeitraum von 1840 bis 1875, also volle 35 Jahre. Der Mann aber, der in diesen Gedichten zu uns spricht, zeigt sich in denselben überall als eine tüchtige, frische, kernhafte Natur, empfänglich für alles Schöne in Natur, Kunst und Menschenleben, fremd aller Sentimentalität, von des Gedankens Blässe in keiner Weise angekränkelt, ohne Weltschmerz, wenn auch keineswegs ohne rührende Klänge der Trauer, und von dieser bis zum ausgelassensten Humor alle Tonarten beherrschend und in sympathischer Weise anschlagend. Die Sammlung zerfällt in neun Hauptabtheilungen, alle bieten in ihrer Art Vorzügliches, und sollten wir gegen eine derselben Bedenken erheben, so wäre es höchstens die siebente: „Bildermappe". In dieser Abtheilung hat Grieben diejenigen Gedichte vereinigt, welche er in den Jahren 1867—74 als poetische Illustrationen zu Bildern im „Salon" und in Traeger's „Deutsche Kunst in Bild und Lied" veröffentlicht hat; und jeder, der dieselben dort gelesen, wird nicht umhin gekonnt haben, die Virtuosität zu bewundern, mit welcher Grieben es verstanden hat, sich dem jedesmal gegebenen Stoffe feinfühlig anzuschmiegen und denselben mit gewandten Versen sinnvoll zu deuten. Nichtsdestoweniger kann nicht verschwiegen werden, daß in solchen Gedichten die Poesie nicht aus eigener Initiative arbeitet; der Impuls kommt dem Dichter nicht aus selbsteigener Begeisterung, sondern lediglich von außen; die Poesie ist hier nicht souverän, sondern gleichsam blos eine ancilla der malenden und plastischen Kunst; sie wird sich daher dieser als bloße Dolmetscherin nur unterzuordnen haben, aber nur selten wird es ihr gelingen, Gedichte hervorzubringen, die auch abgesondert von den bildlichen Darstellungen, die sie dichterisch commentiren sollen, noch einen selbständigen Werth in Anspruch nehmen können und auch ohne Bild verständlich und genießbar sind. Wir wiederholen: die Virtuosität Grieben's in der Composition derartiger Gedichte ist keine geringe, trotzdem aber gehören gerade diese Gedichte aus dem eben

angeführten Grunde zu denjenigen, die wir in der Sammlung am ersten würden vermissen können. Um nun aber schließlich den Dichter auch für sich selbst reden zu lassen, so seien einige besonders gelungene Gedichte der Sammlung als Proben hier mitgetheilt:

Waldidyll.

Ich weiß ein stilles Thal am Rhein,
Am Rheinstein führt der Pfad hinein
Bei vier versteckten Mühlen;
Da plaudert unterm Blätterdach
Des Waldes laut der Morgenbach,
Da wandr' ich gern im Kühlen.

Da wandr' ich durch die grüne Welt,
Wohin der Kukuk mich bestellt,
Zum Stelldichein im Grunde;
Da hält die Waldgenossenzunft
Am Morgenbach Zusammenkunft
Zu früher Morgenstunde.

Gott grüß' euch alle, groß und klein,
Am Morgenbach, ihr Vögelein,
Eichkätzchen, Hirsch' und Rehe!
Ihr freut euch, daß ich wiederkomm',
Ich freue mich, daß ich so fromm
Euch alle wiedersehe.

So gingst du heim.

So gingst du heim, du süße Frau,
Und ließest uns allein;
Wohin ich jetzt auf Erden schau',
Ich finde nichts als Pein.
Dich such' im Schmerz
Ich allerwärts,
Liebfrauenherz.

Im Schoß der Erde mußt du ruhn,
Verlorner Herzensschatz;
Wie bin ich arm geworden nun!
Wer gibt mir nun Ersatz!
Die Thräne quillt
Um dich, du mild
Liebfrauenbild.

Ich weiß nicht, was nun werden soll,
Nun mir mein Lieb geraubt;
Das Herz ist mir so übervoll,
So überschwer das Haupt.
Starr schaut mein Blick
Auf dich zurück,
Liebfrauenglück.

Für immer soll's zu Ende sein?

Für immer soll's zu Ende sein?
Wie that uns Gott nur das zu Leide!
Da stehn wir mutterseelenallein
Am Rosenbeet, am Marmorstein,
Am Stamm der Trauerweide.
Die Thräne quillt;
Liebfrauenbild,
Du gingst zu früh zur Ruhe.
Wo find' ich nun in meinem Schmerz
Ein Mutterherz,
Das meinen Kindern Gutes thue?

So steh' ich rathlos an der Gruft;
Wer ist, der mir die Zukunft deute?
Da schwimmt zu mir wie Klang und Duft
Im Hauch der milden Sommerluft
Fernher das Domgeläute:
„Auf Gott vertrau!,
Die rechte Frau
Wird dir von ihm beschieden.
Was er dir nahm, er gibt's zurück:
Liebfrauenglück
Und Herzenslieb' und Seelenfrieden."

Indem ich meine diesmalige Rundschau mit „Barbarossa's Brautwerber", eine würtemberger Sage, von Ludwig Laistner (Nr. 6) beschließe, freut es mich, auch dieses Werk als eine durchaus erfreuliche Erscheinung auf poetischem Gebiete empfehlen zu können. Der bisher so gut wie unbekannte Verfasser (nur das „Deutsche Dichterbuch" von Max Kalbeck hat bisher einige Beiträge von ihm gebracht) tritt mit dieser Dichtung bereits ziemlich fertig und ohne die sonst unverkennbaren Anzeichen eines Anfängers und Neulings in den Kreis der deutschen Poeten ein und documentirt in derselben ein sehr achtbares und zu weitern Hoffnungen für die Zukunft berechtigendes Talent. Die Dichtung — bereits früher in einem Journal des Hallberger'schen Verlags erschienen — behandelt in kurzen Reimpaaren die Aventiure, wie der junge Konrad, ein Ritter am Hofe des Hohenstaufen Friedrich's des Einäugigen, von letzterm ausgesandt wird, um bei Graf Berthold, Herzog im Breisgau, für Friedrich Barbarossa (Sohn Friedrich's des Einäugigen) um dessen schöne Tochter Odilia zu werben. Der Werber aber verliebt sich selbst in den Gegenstand seiner Werbung und führt die schöne Herzogstochter mit Zustimmung des jungen Barbarossa, seines Freundes, der sich für sie nicht erwärmen kann, auch wirklich als glückliche Gattin heim. Der Ton ist — angemessen den geschilderten Begebnissen — durchaus schlicht und einfach, und über dem Ganzen liegt der unverfälschte Hauch jenes undefinirbaren Etwas, welches wir Poesie nennen. Wir heißen die auf historischem und speciell deutsch-patriotischem Hintergrunde sich abspielende Liebesnovelle in Versen (aus welcher als einem zusammenhängenden Ganzen sich einzelne wirksame Proben nicht gut mittheilen lassen) herzlich willkommen und erhoffen von dem Dichter derselben in Zukunft noch manche schöne poetische Blüte.

Albert Moeser.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Die Veröffentlichung des Werks «Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen» ist das literarische Tagesereigniß in Deutschland", sagt die „Saturday Review" vom 20. November 1875, „und über den Werth des Werks kann keine Meinungsverschiedenheit obwalten. Möglicherweise jedoch würde es weniger Erwartung erregt haben, hätte man deutlich erfahren, wie wenig wirklich Neues es enthalten würde. Die Bedeutung des Werks liegt nicht sowol in irgendwelcher thatsächlichen Bereicherung der vorhandenen Masse von Goethe-Literatur, als darin, daß es alle schriftstellerischen Hervorbringungen und andere Urkunden, welche geeignet sind, Goethe in seiner Eigenschaft als eifrigen, strebsamen Jüngling, voll von Feuer und Verwegenheit — eine Eigenschaft, die ihm nicht weniger mit Recht zugehört, als die olympische Heiterkeit seiner spätern Jahre, die aber unvermeidlich von diesen verdunkelt wird — darzustellen, in eine einzige genau begrenzte Gruppe zusammenrückt. Es ist

sein Geschick gewesen, einen seiner eigenen tiefen Aussprüche in sich selbst zu veranschaulichen, nämlich, daß die Hingeschiedenen uns stets so erscheinen, wie wir sie zuletzt gesehen haben. Die gegenwärtige Veröffentlichung verdankt ihren Ursprung dem Eifer des Verlegers, S. Hirzel, eines unermüdlichen Sammlers alles zu Goethe gehörigen Materials, der allmählich eine Anzahl ungedruckter Briefe und anderer Handschriften nebst einer in ihrer Art einzigen Sammlung älterer Ausgaben von Goethe's Werken, von denen einige bemerkenswerth von den gewöhnlichen Ausgaben und voneinander abweichen, angehäuft hat. So viele von diesen Seltenheiten haben indessen bereits nach und nach das Licht der Welt erblickt, daß das Werk wenig absolut Neues enthält.... Das Hauptinteresse der Sammlung besteht in der Deutlichkeit ihrer Darstellung des jugendlichen Goethe zu einer Zeit, wo der spätere Lauf seiner Entwickelung nicht hätte vorhergesehen werden können." Am Schluß des Referats werden die schöne Ausstattung und die Einleitung des Herausgebers lobend hervorgehoben.

Ueber „Geschäftsbriefe Schiller's", herausgegeben von K. Goedeke, sagt das genannte Blatt: „Haben auch nur wenige dieser Briefe verdient, ihrer wirklichen Bedeutung wegen erhalten zu werden, so war der Briefwechsel gleichwol werth, als ein Beitrag zur Geschichte des Schriftstellerstandes in Deutschland in seiner Gesammtheit veröffentlicht zu werden. Schiller war sein Leben lang der Typus eines mit der Noth kämpfenden Schriftstellers, zu populär und sich selbst zu sehr achtend, um des Mitleids oder der Nachsicht zu bedürfen, aber nichtsdestoweniger dürftig, zuweilen in Verlegenheit und zu einer fortwährenden Reihe von finanziellen oder andern Auskunftsmitteln verdammt, im ganzen ziemlich in der Lage, in welcher Johnson sich befand, ehe er seine Pension erhielt. Wie Goedeke mit Recht hervorhebt, hatte er keine Ursache, sich über seine Verleger zu beschweren; einige von ihnen waren seine persönlichen Freunde und alle zeigten sich freigebig und hatten ein schmeichelhaftes Vertrauen zu seinen Gaben.... Die Correspondenz, welche sich auf die von ihm redigirten Zeitschriften bezieht, ist natürlich ausführlicher und interessanter als die, welche seine eigenen Schriften betrifft." Anlangend Schiller's Verurtheilung der romantischen Schule bemerkt der Referent, es beweise diese zur Zeit der Veröffentlichung von Wordsworth's und Coleridge's „Lyrical Ballads" ausgestoßene Klage über den Mysticismus und Mangel an Wahrheit in jener Schule, wie selbst das gesundeste Urtheil seiner Beschränkung unterliege.

Ueber „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe von Sophie Marie Gräfin von Voss" sagt das Blatt, es lieferten diese „Erinnerungen" wichtige Materialien zur Geschichte des preußischen Hofs während eines Zeitraums von beinahe 70 Jahren; es sei nur zu bedauern, daß der Herausgeber nicht freigebiger mit seinen Auszügen in Betreff politischer Ereignisse, besonders der Wirkung, welche die Französische Revolution in Berlin hervorgebracht, gewesen sei. Die Selbstschilderung übrigens in den „Erinnerungen" sei sehr gewinnend; es werde kein Versuch darin gemacht, pikant oder geistreich zu sein, es zeige sich aber überall die Würde und Einfachheit einer echten Edelfrau.

Ueber die „Römische Tragödie im Zeitalter der Republik" von Otto Ribbek heißt es ebendaselbst: „Eine Vergleichung mit den Werken der letztern (der griechischen Dramatiker), wenn solche vorhanden sind, oder mit den Bruchstücken derselben, wenn dies nicht der Fall ist, hat Ribbek in den Stand gesetzt, viele der zerstreuten und verstümmelten Verse denen, die sie wahrscheinlich gesprochen, zuzuweisen und in vielen Fällen einen plausibeln Umriß der Reihenfolge der Scenen und der wahrscheinlichen Anlage des Stücks zu bieten. Solche Wiederherstellung muß natürlich größtentheils muthmaßlich sein; doch fordern des Verfassers Gewandtheit und Scharfsinn da häufig Bewunderung heraus, wo sie nicht Zustimmung finden können."

Unter Werken über schöne Kunst werden „Donatello, seine Zeit und Schule" von Hans Semper, „J. Neudörfer's Nachrichten", herausgegeben von G. W. K. Lochner, „Antike Bildwerke in Oberitalien" von H. Dütschke und „Kleinere Schriften" von G. F. Waagen besprochen. Dann heißt es: „Wir verdanken einem Schriftsteller, welcher den passenden Namen Strauß trägt oder angenommen hat, ein sehr hübsches Buch über «Die Blume in Sage und Geschichte». Es ist ein geschmackvolles Buch für den Salon und noch etwas mehr. Nicht blos werden die mit den Blumen zusammenhängenden Sagen nebst den hauptsächlichsten Thatsachen, ihre Einführung und Pflege betreffend, anmuthig erzählt, sondern es wird auch hinreichender Bezug auf anerkannte botanische Autoritäten genommen, um wenigstens als Grundlage zu genauer wissenschaftlicher Kenntniß zu dienen. Auch wird reiche Belehrung über den commerciellen und medicinischen Gebrauch der Pflanzen und die besten Methoden ihrer Pflege mitgetheilt."

„«Im Paradiese» von Paul Heyse", sagt dasselbe Blatt, „ist in der Hauptsache eine Geschichte aus dem Künstlerleben.... Einige der Scenen sind sehr hübsch, des Verfassers Talent jedoch ist zum Bau langer Erzählungen schlecht geeignet, und das Ganze bringt eher den Eindruck einer Reihe von Novellen hervor. Der Stil ist durchweg höchst anmuthig, und das Interesse des Ganzen ist durch eine fortlaufende untere Strömung von Anspielungen auf die politischen und socialen Ideen, welche Deutschland jetzt bewegen, erhöht."

E. Marlitt's „Zweite Frau", von welcher Annie Wood eine englische Uebersetzung veröffentlicht hat, wird von den drei englischen maßgebenden kritischen Zeitschriften beurtheilt. Das „Athenaeum" vom 30. October schließt seine Besprechung mit folgenden Worten: „Es würde nutzlos sein, ein Wort über den schlechten Geschmack hinzuzufügen, religiöse Streitigkeit mit vorsätzlicher Dichtung zu vermischen. Vielen deutschen Lesern scheint es zu gefallen; möge es ihnen wohl bekommen."

Die „Saturday Review" vom 6. November widmet dem Buche einen besondern Artikel und sagt unter anderm: „Dieses «Die zweite Frau» ist ein entschieden geschicktes (clever) Buch, doch zweifeln wir, ob es geschickt genug ist, englischen Lesern zu gefallen. Die Mängel desselben sind mindestens ebenso augenfällig wie dessen Vorzüge, und es mag eins seiner Verdienste sein, daß es echt deutsch in seiner Erfindung wie seinem Gedankengang ist. Die Handlung ist etwas locker zusammengefügt, die Zwischenfälle, von welchen das sensationelle Interesse darin abhängt, sind weit hergeholt und mehr als unwahrscheinlich, während die verschiedenen Charaktere mit sehr ungleicher Begabung geschildert sind.... Man wird hieraus ersehen, daß die Verfasserin reichliches Material zu einer Reihe von spannenden und anmuthigen Situationen herbeigeschafft und es im ganzen gut verwendet hat. Der Fehler liegt in dem Mangel an Vollendung, und die Erzählung leidet an lockerm Zusammenhang.... Es mag fraglich sein, ob das Buch das Uebersetzen lohnt, wir können aber wenigstens sagen, daß es weit geschickter und eigenartiger ist als die große Mehrheit unserer einheimischen Romane."

In dem Urtheile der „Academy" vom 6. November befindet sich folgende Stelle: „Es ist viel Polemik über die Falk-Gesetze in der Geschichte, und viele vortreffliche Ausdrücke protestantischen Gefühls fallen von den Lippen der Helden. Es ist zwar unmöglich, die Geschichte natürlich oder wahrscheinlich zu nennen; es geht jedoch immer etwas vor, irgendjemand wird geschlagen, erdrosselt, geküßt, mit dem Fuße gestoßen oder sonst gewaltsam behandelt."

Während Julian Schmidt ein sehr ungünstiges Urtheil über Sacher-Masoch's neuestes Werk „Die Ideale unserer Zeit" in dem Decemberhefte der „Preußischen Jahrbücher" fällt oder doch entschiedene Verwahrung gegen dessen Darstellung deutscher Zustände in diesem Werke einlegt, die „Revue des deux mondes" vom 15. December v. J. hingegen begreiflicherweise ihm großes Lob spendet und dem Verfasser überhaupt eine große Zukunft voraussagt, urtheilt die „Saturday Review" in objectiverer Weise als beide über ihn und sagt: „Sacher-Masoch ist, wie wir glauben, ein österreichischer Pole. Gewiß schreibt er nicht wie ein gewöhnlicher deutscher Novellist, und sein Beispiel könnte vielleicht die Wirkung haben, die Dunkelheit und das Nebelhafte, die er mit Recht an seinen Collegen tadelt, zu vermindern, wäre es die Frucht eines tiefern ästhetischen Grundsatzes, als nur Geschmack an der französischen Schule der Dichtung. Als Nachahmung des geistreichen Stils französischer

Romandichter ist sein Werk sehr lobenswerth, nur ist zu bedauern, daß die Nachahmung sich bis auf deren verwerflichste Eigenthümlichkeiten erstreckt. Er ist auch Franzose in seiner Politik; die Ideale der Zeit in Deutschland sind seiner Auffassung nach unedel und selbstsüchtig; der Durst nach Freiheit ist gegen Eroberungssucht vertauscht: mit einem Worte, sein Ton ist nahezu der eines französischen Novellisten, der seinen Schauplatz nach Deutschland verlegt hat.“

In der „Academy" vom 4. December bespricht der durch sein Werk über Shakspeare schnell berühmt gewordene Dowden Werder's „Hamlet-Vorlesungen". Sein Urtheil lautet dahin, daß diese neue Auslegung zwar zum erneuerten Studium des Stücks anrege, die Wahrheit aber nicht für sich habe.

Bibliographie.

Bergmann, J., Grundzüge der Lehre vom Urtheil. Marburg, Elwert. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Berkow, K., Die wilde Rose. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 8 M.

Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet unter Mitwirkung von K. G. v. Berneck, F. Bischoff, K. Bruhns rc. 500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Erläuternder Text. 20ste (Schluß-)Lfg. Leipzig, Brockhaus. 1875. Lex.-8. 75 Pf.

Bläser, K., Die Revolution und die Jesuiten. Linz, Ebenhöch. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 47: Gewonnene Herzen. Volksstück von H. Müller. Nr. 48: Der Bucklige oder die Macht der Arbeit. Original-Schauspiel von E. A. Paul (B. Scheiden). Nr. 49: Pech-Schulze. Original-Posse von H. Salingré. Berlin, Lassar. 1875. Gr. 8. 10 M.

Braddon, M. E., Verbrechen und Liebe. Roman. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1875. 8. 10 M.

Brendel, R., Die Schlacht am weissen Berge bei Prag, den 8. November 1620. Eine Quellenuntersuchung. Halle, Gesenius. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Brentano, F., Am Erlenbach. Eine Künstlergeschichte. Mannheim, Schneider. 16. 2 M.

Busch, W., Abenteuer eines Junggesellen. Heidelberg, Bassermann. 1875. Gr. 8. 3 M.

Cron, Clara, Regina. Ein Charakterbild für die Frauenwelt. Magdeburg, E. Baensch. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Dalton, H., Ein Gang durch Londoner Wohlthätigkeits-Anstalten und Streiflichter aus dem kirchlichen Leben Hollands der Gegenwart. Reiseeindrücke. Wiesbaden, Niedner. 1875. 8. 1 M. 35 Pf.

Daudet, A., Fromont junior und Risler senior. Preisgekrönter Roman. Autorisirte Uebersetzung. 1ste u. 2te Aufl. Berlin, Grosser. 1875. 8. 5 M.

Detlef, K., Die geheimnißvolle Sängerin. Roman. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 4 M.

Doedes, J. J., Der Angriff eines Materialisten (Dr. Ludwig Büchner) auf den Glauben an Gott. Uebersetzt und bevorwortet von W. Weiffenbach. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Flammberg, G., Hugenottengeschichten. (Mas d'Azil. — Der Flüchtling.) Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1875. 8. 4 M.

Grabowski, S. Graf, Die Erbin. Roman. 3 Bde. Leipzig, Dege. 1875. 8. 12 M.

Gumprecht, O., Neue musikalische Charakterbilder. Leipzig, Haessel. 8. 5 M.

Günther, A., Lustspiele. 1ster Bd. Oldenburg, Schmidt. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Pangerl, M., Die Choden zu Taus. Ein Beitrag zur Geschichte der Unterthänigkeits-Verhältnisse im Böhmerwalde. Prag. 1875. Gr. 8. 1 M.

Partsch, J., Die Darstellung Europas in dem geographischen Werke des Agrippa. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Breslau, Koebner. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Perlen deutscher Poesie. Eine Auswahl. Leipzig, Matthes. 1875. 32. 50 Pf.

Polko, Elise, Nicolo Paganini und die Geigenbauer. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M. 50 Pf.

Presber, H., Rudolf. Novelle. Leipzig, Thomas. 8. 3 M. 60 Pf.

Quitzow, W. A., Mecklenbörger Geschichten. Vertellt för Jung un Olt. As Wisme wedder mecklenborgsch wird. Leipzig, C. A. Koch. 1875. 8. 2 M.

Strassburger Räthselbuch. Die erste zu Strassburg ums Jahr 1505 gedruckte deutsche Räthselsammlung, neu herausgegeben von A. F. Butsch. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 4 M.

Riedel, A., Idealer Kreislauf des Lebens in Natur und Offenbarung. Kempten, Kösel. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 8ter Thl. — A. u. d. T.: Vom Geiste der Geschichte. Würzburg, Stuber. 8. 3 M.

Schleiden, M. J., Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben. Eine monographische Skizze. Leipzig, Engelmann. 1875. Gr. 8. 6 M.

Scholz, O., Hubert Languet als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich während der Jahre 1560—1572. Halle, Gesenius. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schroller, F., Die Wahl Sigmund's zum römischen Könige. Nach den Quellen bearbeitet. Breslau, Trewendt u. Granier. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Schüller, E., Jugend-Erinnerungen, nebst einem Nachtrag des Herausgebers. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 M.

Schwetschke, G., Bismarckias, Varzinias und andere Zeitgedichte, deutsch und lateinisch. 1866—1875. Halle, Schwetschke. 8. 1 M. 50 Pf.

Söndermann, A., Das Karten-Orakel. Novelle. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Kaspar, der Brandstifter, oder wie Gott will. Eine schlesische Dorfgeschichte. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Die Macht der Liebe. Eine Erzählung. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Der Mensch denkt, Gott lenkt oder gebrochener Starrsinn. Eine wahre Dorfgeschichte. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Unschuldig gerichtet. Erzählung aus der Zeit Ludwig XIV. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

Spruner, C. (Ritter v. Merz), Die Wege des Glückes. Drama. Nördlingen, Beck. 1875. 8. 3 M.

Stahr, A., Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. 3ter u. 4ter Bd. Berlin, Guttentag. 1875. 8. à 3 M.

Stein, H. v., Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus. Untersuchungen über das System des Plato und sein Verhältniss zur späteren Theologie und Philosophie. 3ter und letzter Theil. — A. u. d. T.: Verhältniss des Platonismus zur Philosophie der christlichen Zeiten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1875. Gr. 8. 8 M.

Stein, K., Die Rache des Marchesen. Erzählung. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

— — Die Tochter des Züchtlings. Erzählung aus dem Leben. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

Stengel, F. v., Novellenbuch. 2 Bde. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 6 M.

Tagfrey, P., Neue Räthsel. Breslau, Trewendt. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.

Thausing, M., Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 22 M.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Gesammelte Werke. 1ster bis 3ter Bd. Novellen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 12 M.

Tubalkain, Der Thurm zu Babel. Schauspiel. Leipzig, Zechel. 8. 1 M. 50 Pf.

Unruh, H. V. v., Die volkswirthschaftliche Reaction. Berlin, Stilke. 1875. Gr. 8. 75 Pf.

Unverklungen. Heilige Lieder aus alter Zeit und ihre Dichter. Gütersloh, Bertelsmann. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Vacano, E. M., Dorfbilder. Wien, Klič u. Spitzer. 1875. Gr. 8. 3 M.

Vollny, F., Ueber Freiheit und Charakter des Menschen. Eine philosophische Betrachtung. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wachenhusen, H., Im Bann der Nacht. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Wackernagel, W., Althochdeutsche Lesestücke. Basel, Schweighauser. 1875. Gr. 8. 2 M.

— — Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften. Gesammelt und zur Herausgabe vorbereitet. Mit Abhandlungen und einem Anhang. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 12 M.

Vaihinger, H., Göthe als Ideal universeller Bildung. Festrede. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.

Vogel, O., Betrachtungen über die materialistische Weltanschauung. Berlin, Weber. 1874. 4. 1 M.

Volkelt, J., Die Traum-Phantasie. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1875. 8. 3 M.

Waldow, E. v., Blaues Blut. Erzählung. Königsee, Oertel. 1875. 8. 30 Pf.

— — Falsche Ehre. Eine Geschichte aus dem Leben. Königsee, Oertel. 1875. 8. 80 Pf.

— — Ohne Geleit. Erzählung. Königsee, Oertel. 1875. 8. 40 Pf.

— — Das Kreuz am Wege. Novelle. Königsee, Oertel. 1875. 8. 50 Pf.

— — Eine romantische Liebesgeschichte. Königsee, Oertel. 1875. 8. 25 Pf.

— — Ein Schrei. Novelle. Königsee, Oertel. 1875. 8. 60 Pf.

— — Moderne Sirenen. Federzeichnungen nach lebenden Originalen. Königsee, Oertel. 1875. 8. 60 Pf.

— — Bon voyage. Die Geschichte einer Brautfahrt. Königsee, Oertel. 1875. 8. 80 Pf.

Wegeler, J., Coblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten. Coblenz, Hergt. 8. 2 M.

Werder, v., Die Unternehmungen der deutschen Armeen gegen Toul im Jahre 1870. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Voss. 1875. Gr. 8. 2 M.

Wessely, J. E., Anleitung zur Kenntniss und zum Sammeln der Werke des Kunstdruckes. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Westphal, Geschichte der Stadt Metz. 1ster Thl.: Bis zum Jahre 1552. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1875. Gr. 8. 6 M.

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Marina. Ein erzählendes Gedicht. Heidelberg, Weiß. 16. 3 M. 60 Pf.

Wirth, M., Oesterreichs Wiedergeburt aus den Nachwehen der Krisis. Wien, Manz. Gr. 8. 10 M.

Wolf, Die Belagerung von Longwy im Jahre 1870. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Voss. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Wollny, F., Ueber Freiheit und Charakter des Menschen. Eine philosophische Betrachtung. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Woltmann, A., Geschichte der deutschen Kunst im Elsass. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 10 M.

Wyneken, E. F., Verse und Reime. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Geschichte der religiösen Bewegung in Inner-Oesterreich im 18. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1875. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Orthographisches Wörterbuch

oder

alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung

von **Daniel Sanders.**

Zweite durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Mark.

Sander's „Orthographisches Wörterbuch", das für alle deutschen Wörter mit schwieriger oder bisher fraglicher Schreibweise eine feste, allgemein anzunehmende Norm aufstellt, fand so überaus großen Anklang, daß die erste Auflage in überraschend kurzer Zeit vergriffen wurde. Vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser sorgfältig durchgesehen und von Fehlern gereinigt worden, während im übrigen das Buch in unveränderter Gestalt erscheint.

Ein den Bedürfnissen der Schüler angepaßter Auszug aus vorstehendem Werke erschien gleichzeitig unter dem Titel: **Orthographisches Schul-Wörterbuch** von Daniel Sanders. 8. Geh. 1 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Zehnter Band. Drittes Heft.

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Inhalt: Die Nonne von Monza. Eine Klostergeschichte aus dem 17. Jahrhundert. — Ferdinand Gump und Eduard Gänzwürger. Ein modernes Räuberpaar. (Baiern. 1871—73.) — Die Ermordung des Rittergutsbesitzers Gicht. (Sachsen. 1837—40.) — Criminalistische Miscellen.

Der „Neue Pitaval" ist in Heften zu 1 M. 50 Pf., die auch einzeln verkäuflich sind, oder in Bänden zu 6 M. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Vierte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. in 3 Bänden 12 M.

Geb. in 1 Bande 10 M. 50 Pf.

Das berühmte Werk ist in dieser vierten Auflage wieder sorgfältig revidirt, dabei aber die ursprüngliche Fassung des Textes unverändert beibehalten worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achtzehnter Band.

8. Geh. 4 Mark.

Der vorliegende achtzehnte Band dieser Sammlung der besten Werke Varnhagen's bildet den zweiten Theil der „Vermischten Schriften", in welchen die erstaunliche Vielseitigkeit des Verfassers sowie seine stilistische Meisterschaft sich besonders glänzend bekunden.

Inhalt des 1.—16. Bandes:

Band 1—6: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Dritte vermehrte Auflage. 6 Theile. Geh. 24 M. Geb. 27 M.

Band 7—16: Biographische Denkmale. Dritte vermehrte Auflage. 10 Theile. Geh. 40 M. Geb. 45 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Sechs Bände.

Jeder Band (auch einzeln) geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

1. **Mein Herz ist am Rheine.** Liederbuch.
2. **Rheinfahrt.** Ein Gedicht in neun Gesängen.
3. **Lorelei.** Rheinisches Sagenbuch.
4. **Im Rittersaal.** Rheinische Historien.
5. **Rheinisches Märchenbuch.**
6. **Rheinische Idyllen.**

Diese nun vollständig vorliegende Sammlung bietet die beliebtesten lyrischen und epischen Gedichte des inzwischen verstorbenen Sängers vom Rheine in neuen wesentlich vermehrten Auflagen. Freunde einer lebensheitern, gemüthvollen Poesie finden in Wolfgang Müller's Dichtungen einen unversieglichen Quell der anmuthigsten Lieder, Sagen und Märchen, Balladen und historischen Erzählungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der polnische Parnaß.

Ausgewählte Dichtungen der Polen.

Uebersetzt von **Heinrich Nitschmann.**

Nebst einem Abriß der polnischen Literaturgeschichte und biographischen Nachrichten.

Vierte sehr vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Diese Sammlung von Uebertragungen polnischer Gedichte hat sich bereits einen ausgedehnten Leserkreis erworben. Vorliegende vierte Auflage erscheint um das Dreifache vermehrt, sodaß sie in Verbindung mit dem vorangeschickten Abriß der Literaturgeschichte und den mitgetheilten Nachrichten aus dem Leben der einzelnen Dichter einen vollständigen Ueberblick über das in Deutschland noch so wenig bekannte Gebiet der poetischen Nationalliteratur der Polen gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 20. Januar 1876.

Neue Dramen.

1. Der Gouverneur von Darien. Trauerspiel in fünf Acten von Wilhelm Goldschmidt. Leipzig, O. Wigand. 1875. 8. 2 M.

Der Gouverneur von Darien ist Vasco Nuñez de Balboa, bekannt aus der Geschichte der Entdeckung von Amerika. Er war es, der nach einer mit den größten Beschwerlichkeiten ausgeführten Reise zuerst das Stille Meer erblickte und für Spanien von dem großen Wasser Besitz nahm. Er selbst schildert diesen Act folgendermaßen:

Wie so ich lag, das Haupt gepreßt ins Moos,
Hauchend der tauben Erde meine Seufzer,
Im Urwaldsschatten, von den schlingenden
Ranken umstrickt und duftig übergossen —
Wildvögel sangen; in dem knatternden
Gezweig erhoben schnellbefußte Affen
Gedehnten Klagelaut; von ferne brüllte,
Blut heischend, warnend vor sich selbst, des Waldes
Panther; dazwischen kreischten, Kreise ziehend
In hoher Luft, weit über Baumeswipfel,
Raubvögel — drang durch das Gestöhn des Waldes,
In das sich mildernd meine Seufzer mischten,
Ein Ton, sanft murmelnd. Und ich hob mein Haupt.
Bereitet der Allgüt'ge eine Quelle
Feindlicher Wildniß, daß der Wandrer kühle
Die fiebernd heißen Lippen? Ueberall,
Allüberall, wohin das Auge gleitet,
Und dort, wohin kein Auge dringt, nur schüchtern
Ein kühnes Sinnen seine Fasern streckt,
Die langsam Wurzeln treiben, waltet Gott.
So dachte ich. Die Büchse lud ich auf,
Ergriff den Hakenstock mit Eisenspitze,
Der Pfad mir schafft in dräuendem Gestrüpp,
Griff nach dem Schild und nach dem wucht'gen Schwerte,
Aufhorchend ging ich lockendem Gemurmel
Mit neubelebten Kräften nach. Ich ging
Und ging. Am Gaumen klebt die Zunge,
Die Gier nach Wasser hält mich übermannt
Und deutlich fühl' ich, wie aus ihren Höhlen
Die Augen kriechen. Auf verschlung'ne Ranken,
Die sich am Boden schlangengleichend ballen,
Tropft meiner Füße Blut; Stechblätter, dolchgleich,
Zerreißen mir die Brust, um deren Wunden
Beißend Insekten spielen. Weh' mir, wehe!
Da ich schon wähnte, knieend den zu ehren,
Der dich mir gab in seiner Güte Vollheit,
Lindernde Quelle — ist dein Ton entschwunden.
War es ein Windhauch, der mich lieblich täuschte
Für eine Spanne, um mit Wahnsinnsgraus
Mein kindliches Vertrauen zu vergelten?
Zusammenbrach ich. . . . Eine Quelle rieselt,
Mit Klagelaut des Waldes Moos befeuchtend,
Aus Thränen ward sie, die Balboa weinte.
Wie ich hinbrütend liege, wird zu Sinn mir,
Ob eine weiche Hand von meiner Stirn
Das blutgesträhnte Haupthaar sänft'gend streiche.
Ich blicke aufwärts. Mir zur Seite steht
Lichtüberflossen unsre liebe Frau;
Dieselben Züge, die das Bildniß trägt
Am Hochaltar des Domes zu Sevilla;
Von ihren Lippen, die geschlossen lächeln,
Scheint sich des Himmels Seligkeit zu breiten —
Sie deutet rückwärts mit der Hand und schwindet.
Und wieder, meine Schritte rückwärts lenkend,
Zu Tode matt, doch wundersam erhoben
Durch der Erscheinung Grüßen, brech' ich Bahn mir
In jener Richtung, welche vorgezeichnet,
Durch wehrendes Gestrüpp. . . . Und wieder, leis erst,
Dann immer lauter, ruft mir froher Ton,
Ganz in der Nähe muß die Quelle hüpfen.
Das leiht mir neuen Muth. Der Ton wird voller;
Erbrausend schallt es, wie ich vorwärts strebe,
Als faßten Wasser sich in Tanzeswirbel
Und jauchzten in die Tiefe; frischer Windzug
Jagt durch die Haare und durchkühlt mein Antlitz.
Ein weißer Vogel flattert mir zu Häupten,
Schlägt mit den Flügeln, daß er sich entwinde
Dem aufwärts strebend üpp'gen Schlinggewächs,
In das er sich verlor. Da — eine Lichtung,
Und als ich die erreicht, noch wen'ge Schritte:
Unendlich dehnt sich aus zu meinen Füßen,
Vom Abendschein buntflammend überflogen,
Das Weltmeer.
Ich breitete die Hände,
Indem die Kniee sich dem Boden neigen,
Als könnt' ich pressen diese Herrlichkeit
An meinen Busen; stieg vom Bergesgipfel,

Der schroff, doch niedrig, zum Gestade abfällt,
Und ließ die Wasser meine Knie umtosen.
So, langsam schreitend, vorgestreckten Schildes,
Nach Ost und West, nach Süd und Norden neigend
Mein gutes Schwert, nahm rechtlich ich Besitz
Vom großen Wasser für die Krone Spanien;
Daß es in Vaters, Sohnes, Geistes Namen,
Im Namen unsrer Fraue von Antigua
Und aller Heil'gen, die Psalmeien singen,
Sei Don Fernando erb- und eigenthümlich.

Er glaubt sich damit um König und Vaterland verdient gemacht zu haben und auf Dank rechnen zu dürfen, und derselben Ansicht sind seine Freunde, unter welchen sich Pizarro befand. Seine lange Abwesenheit von der Colonie ist jedoch benutzt worden, um andere Leute an die Regierung zu bringen und ihn in der Heimat zu verschwärzen. Avila, ein zum Bösen und Guten lenkbarer Mensch, ist erwählter Gouverneur, Enciso, ein ehrgeiziger, vor keiner Gemeinheit zurückschreckender Bube, Oberrichter. Enciso will selbst Gouverneur werden und intriguirte daher zugleich gegen Avila und Balboa, einen durch den andern zu vernichten. Er überredet Avila, den kühnen und seinem Ansehen gefährlichen Entdecker gefangen zu nehmen, was denn auch geschieht. Das genügte ihm aber noch nicht: der Gouverneur soll sich auch durch voreilige Vollstreckung des Todesurtheils gegen Balboa verantwortlich machen und um sein Amt bringen. Davor schreckt Avila zurück und sucht Bundesgenossen bei den Freunden Balboa's, kann aber nicht mehr hindern, daß ein Aufstand zu Gunsten des letztern erregt und dessen gewaltsame Befreiung herbeigeführt wird. Balboa, der sich bis dahin äußerst loyal bewiesen hat, läßt sich nun doch bestimmen, sich selbst wieder zum Gouverneur einzusetzen und damit die königliche Autorität zu verletzen. Darüber macht er sich die schwersten Gewissensskrupel:

Treu war mein Sinnen, mein Gebet war rein,
Und heut — weh mir, was habe ich gethan!
Rebell ward ich und deutete den Willen
Der Majestät nach eigenem Verlangen.
Da hilft kein Deuteln.

Wenn aber diese Eigenmächtigkeit, die ihm den Umständen nach gar nicht verargt werden kann, seine tragische Schuld bedeuten soll, so geht er doch an ihr nicht zu Grunde, und ebenso wenig an einer von Enciso vorgebrachten Anklage auf Ketzerei. In Spanien hat ein Regierungswechsel stattgefunden, der ihm günstig ist, und das Schiff, das diese gute Nachricht bringt, kommt schon in Sicht, als Enciso Mörder dingt und ihn meuchlings ums Leben bringen läßt. Das hätte auch schon im ersten Act geschehen können; es liegt nicht einmal in dem Charakter des Oberrichters etwas, das diesen Aufschub nothwendig machte. Wenn der Held schließlich durch den Dolch eines gedungenen Mörders fällt, während Gründe, die uns seinen Tod als eine sittliche Nothwendigkeit erscheinen lassen, entweder überhaupt nicht vorhanden gewesen oder beseitigt sind, so ist dies ein trauriges Ereigniß, an dem wir keinen größern Antheil nehmen können, als wenn etwa schließlich der Held durch einen vom Dach fallenden Ziegel ums Leben kommt. Man wird nicht warm für Balboa; oder wenn man es während seiner ersten großen Erzählung wird, erkaltet man bald wieder. Er hat keine Beschwerde gescheut, sein Reiseziel zu erreichen, und er hat es erreicht: er zuerst hat den großen Ocean mit Augen geschaut! Das erweckt unser Interesse, aber es macht kein Drama. Was dann folgt, ist ein ziemlich armseliger Streit darum, wer einen Gouverneurposten haben soll. Auch das Liebesverhältniß zu Elvira geht nur nebenbei. Die Diction ist, wie schon die Probe zeigt, schwungreich, aber nicht frei von geschmacklosen Verirrungen. Balboa fühlt, „wie aus ihren Höhlen die Augen kriechen"; Insekten „spielen beißend um die Wunden der Brust". Von einem Knaben, der seinem Herrn anhängt, heißt es: „Gleichend der Erde, kreist er um den Hauptmann, der freudestrahlend seine Sonne ist." Elvira „küßt thränenleer". „Den frechen Oberrichter trägt das gefäll'ge Meer mit Lust zurück." Enciso unterwühlte wie ein Maulwurf beim König „so emsig kratzend seine feste Stellung". „Dieser Boden wankt und wankend wölbt sich der gestirnte Himmel." Das ist nur eine Blumenlese aus dem ersten Act, die leicht vermehrt werden könnte; ich glaube den Beweis für meine Behauptung nicht schuldig geblieben zu sein.

2. Wlasta oder der Mägdekrieg. Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1874. 8. 2 M.

Ein Drama von guter Composition und festem Bau, bühnenmäßig gedacht und durchgeführt, wobei schon anerkennenswerth ist, daß die Acte ohne Verwandlungen fortgehen. Es enthält viel, und dazu spannende Handlung, ermangelt auch eines ethischen Grundgedankens nicht, insofern der Autor mit Wärme für die Würde und Gleichberechtigung der Frauen eintritt, den unweiblichen Kampf mit den Waffen in der Hand aber als unnatürlich verwirft und die Liebe auch da siegen läßt, wo ihr Sieg Entsagung der Herrschaft und sogar Verzicht auf das Dasein bedeutet. Die Sprache ist plan und glatt, aber auch ohne originelle Fügung, und selbst bei leidenschaftlicher Bewegung der Handlung nicht sonderlich kräftig. Mitunter finden sich Gemeinplätze und verbrauchte Sentenzen, die bei strengerer Selbstkritik leicht hätten vermieden werden können, wie denn überhaupt das Lehrhafte im Ton der Auseinandersetzungen, wenn es sich um Klarlegung des Themas handelt, mehr auf das Bemühen des Autors, seine Meinung direct zu äußern, hinweist, als aus der charakteristischen Auffassung der redenden Personen hervorzugehen scheint. Trotz starker Verwendung der slawischen Mythologie ist doch kaum ernstlich der Versuch gemacht, dem Zeitbilde historische Färbung zu geben, womit nicht gerade ein Tadel ausgesprochen sein soll, da ein Zuviel in jener Richtung bei entlegenen Stoffen dieser Art leicht übler wirken kann als ein Zuwenig. Bedenklicher ist es schon, daß sich eine moderne Empfindungs- und Anschauungsweise bei der Behandlung der Frauenfrage geltend macht, denn hierzu contrastirt unter allen Umständen das mittelalterliche Costüm und mehr noch die Thatsache, daß die Frauen Waffen tragen. Freilich wird uns dadurch andererseits der Stoff wieder näher gebracht, indem die Berechtigung des Mägdekriegs weniger aus den besondern historischen Verhältnissen, welche zu bestimmter Zeit eine übermäßige Bedrückung des weiblichen Geschlechts

durch das männliche nachweisen, als aus dem allgemeinen Drange nach Gleichberechtigung motivirt wird.

Die Exposition ist sehr lobenswerth. Libussa, Herzogin von Böhmen, hat ihre weiblichen Unterthanen aus der Knechtschaft befreit und zur bessern Wahrung der schwererstrittenen Rechte einen Frauenbund gestiftet, dessen Mitglieder gelobt haben, der Liebe zu entsagen und als Waffenjungfrauen ihre Freiheit zu vertheidigen. Ihre vertrauteste und anscheinend ganz von ihrem hohen Beruf erfüllte Freundin ist Wlasta. Wlasta hat aber — eine sehr verzeihliche menschliche Schwäche, aber ein schweres Vergehen gegen das Bundesgesetz — ein heimliches Verhältniß mit Primislaw, einem edeln Böhmen, unterhalten. Selbst ihre Herrin weiß davon nichts. Nun ist Libussa von ihren Unterthanen gedrängt, dem Lande einen Herzog zu geben; sie hat versprochen, nach einem glücklich beendeten Kriege sich einen Gatten zu wählen. Sie wählt — Primislaw, und dieser ist schwach genug, seine Liebe zu Wlasta zu verleugnen:

Das höchste Erdenlos ist mir beschieden.
An Wlasta's Seite winkt ein friedlich Leben,
Doch kleinlich auch, alltäglich. (?)
Kein Sterblicher vermag
Das Glück von seiner Schwelle fortzuweisen,
So unverdient und unverhofft es naht. (?)
Das Wohl des Landes ruft, das Herz muß schweigen —

und „der geliebte Mann" nimmt die Krone aus Libussa's Hand an. Mit Recht empört über diesen Verrath, beruft Wlasta sich nun auf ihren dem Bunde geleisteten Eid, als Libussa auch ihr in Dmitri, der sie leidenschaftlich liebt, einen Gatten geben will. Damit ist, dramatisch wirksam, der Grund zum tragischen Conflict gelegt. Der zweite Act spielt ein Jahr später. Libussa hat ihrem Gatten einen Sohn geschenkt, aber das Verhältniß zwischen beiden ist dadurch nicht herzlicher geworden. Dmitri hat wenig Mühe, Libussa's Eifersucht gegen die frühere Freundin zu hellen Flammen anzufachen. Es kommt zur Aussprache zwischen den Gatten, wobei Primislaw wieder nach Scheingründen für seine klägliche Handlungsweise sucht und mit seinem wahren Gefühl Versteckten spielt. „Du liebst mich nicht", ruft ihm Libussa zu; und er darauf: „Gib diesen Argwohn auf." Andererseits hat Dmitri Wlasta nicht vergessen. Er bestürmt sie mit der Bitte um Liebe. Sie weist ihn mit dem Geständniß zurück, daß sie vertrauend Primislaw ihr Herz geschenkt habe, von ihm der Krone wegen verrathen sei und nun nicht einmal gegen Libussa, die sie hasse und verfolge, in Schutz genommen werde. Im Folgenden kommt es auf die Worte an:

Dmitri.
Dein Leben gilt's, du darfst nicht länger zaudern.

Wlasta.
Mag sie es nehmen — es hat keinen Werth —
Ich stell' mich ihrer Wuth — sie soll mich tödten —;
Vielleicht gewinn' ich sterbend seine Liebe
Zum zweiten male. (Will gehen.)

Dmitri (hält sie auf).
Ich beschütze dich.

Wlasta.
Mit Worten? — Worte hat auch Primislaw
Und Klagen, Seufzer und verbuhlte Blicke.
Auf in den Forst!

Dmitri.
Wenn man dir Nachricht brächte:
Libussa, deine Feindin, lebt nicht mehr?

Wlasta.
Wenn, wenn und wieder wenn! Sie lebt und ich
Bin ihre Sklavin. Grimmer Neid ist Gift
Für kranke Seelen; ich bin maßlos elend.

In diesen Antworten sieht Dmitri die versteckte Aufforderung, die verhaßte Gegnerin aus der Welt zu schaffen; er geht mit Mordgedanken zur Jagd. Nun folgt ein Auftritt zwischen Primislaw und Wlasta. Er warnt sie vor seinem Weibe und gesteht ihr seine fortdauernde Liebe. Es gebe ein Mittel, sagt er ihr, wie sie ihm heimlich angehören und zugleich Libussa's Verdacht ablenken könne: „Werde Dmitri's Weib!" Diese wahrhaft empörende Zumuthung weist sie mit der Erklärung zurück, daß sie sich nun gänzlich von ihm lossage. Indeß wird Libussa im Forst durch einen Pfeil aus dem Hinterhalt tödlich getroffen. Sie klagt Wlasta der Mitschuld an dieser Mordthat an und stirbt. Primislaw schenkt ihr Glauben, eine neue Kränkung für Wlasta. Als nun die Frage aufgeworfen wird, ob mit dem Tode der Herzogin auch des Herzogs Herrscherrecht erloschen sei und eine neue Wahl stattfinden müsse, stellt Wlasta sich an die Spitze seiner Gegner: der Mägdekrieg beginnt.

Halb Böhmen fällt nun der Heldin zu (Act 3), man reicht ihr die Krone; zugleich aber wünscht man einen friedlichen Ausgleich mit Primislaw, der noch in Prag gebietet. Die Geistlichkeit proponirt eine Ehe, zu der Wlasta jetzt ohne Entwürdigung schreiten könne, da sie Herzogin sei. Sie geht auf den Heirathsplan ein, nachdem Dmitri ihr gestanden, daß er Libussa umgebracht habe. Seine Behauptung, er sei durch sie selbst dazu ermuthigt worden, weist sie mit sittlicher Entrüstung zurück und läßt ihn in Ketten legen. Auf der Priester Rath wird er an Primislaw ausgeliefert, der durch ihn von Wlasta's Unschuld überzeugt werden soll. Der erwartete Erfolg trifft aber nicht ein (Act 4). Dmitri bekennt zwar den Mord, verdächtigt aber auch hier Wlasta der Anstiftung. Primislaw erklärt sich daher unversöhnlich. Wlasta beschließt nun, den Kampf bis zur Vernichtung des Gegners fortzusetzen. Eine Schlacht (sehr geschickt arrangirt) wird geschlagen und von ihr gewonnen. Act 5: Eine der kämpfenden Mägde hat des Herzogs Sohn geraubt und zu Wlasta gebracht. Sie droht nun, den Knaben zu tödten, wenn er sich nicht unterwerfe. Aus Vaterliebe beugt er sich. Wlasta demüthigt ihn, wird aber besänftigt, als sie erfährt, daß Dmitri schließlich doch widerrufen habe, Primislaw an ihre Unschuld glaube und sie noch liebe. Sie setzt nun edelmüthig seinen Sohn auf den Thron, ihn daneben und gibt sich selbst den Tod, damit aber dem Lande den Frieden. Diese Scene gibt einen erhebenden und versöhnenden Abschluß. Daß die Heldin, auch wenn sie den Mann, der sie so tief gekränkt hat, noch liebt, ihm nach dem Geschehenen die Hand zu einem Ehebunde nicht reichen kann, wird jeder Zuschauer fühlen: Primislaw ist ihrer durchaus unwürdig. Daß sie stirbt, ist also nicht dichterische Willkür, um die Tragödie zu Stande zu bringen, sondern die nothwendige Folge ihres Siegs über den Mann, den sie lieben möchte und verachten muß.

Leider geht der Dichter einen nicht zu billigenden Schritt weiter: er läßt nicht nur die Person der Heldin, sondern auch die Idee unterliegen, für die sie mit ihrem Leben eintrat. Sie sagt:

Gefrevelt hab' ich, dem Gesetz getrotzt,
Wodurch Natur dem Mann die Herrschaft gab.
In seiner ganzen Größe überschaue
Ich jetzt, was ich verbrach ...
Gehorcht dem Mann, ihr Frau'n und Mägde, wieder,
Und Demuth, treue Liebe sei euch Pflicht!
Nur eine Freiheit kann die Frau erringen,
Sie lerne es, sich selber zu bezwingen.

Es ist dem Dichter nicht genug, ihre tragische Schuld in dem Uebermaß von Leidenschaftlichkeit, mit dem sie das ihr persönlich angethane Unrecht bekämpft, und in der unnatürlichen Wahl der Waffen zu finden: ihre Schuld ist, daß ein Weib, dem von Natur allein Gehorsam, Demuth, Duldsamkeit gebührt, für die Gleichberechtigung ihres Geschlechts einzutreten wagte. Diese Apostrophe an die Frauen im Parterre, die an die Bußpredigt der bezähmten Widerspenstigen in Shakspeare's Lustspiel erinnert, wird noch überboten durch die auffallend trivialen Sentenzen der Schlußscene:

Primislaw.
Gemeinsam sei des Manns und Weibes Bahn.

Vrela (an der Leiche).
Selbständigkeit des Weibes ist ein Wahn.

Ctirad.
Auch die des Mannes ohne euch. Was bliebe
Im Dasein lebenswerth, wär' nicht die Liebe!

Das klingt so spießbürgerlich vernünftig, daß wir ganz und gar das Gefühl für die vorangegangene Tragödie verlieren. Wenn hier durch einige Striche zu helfen ist, so dürfte sich ein anderes Bedenken nicht so leicht beseitigen lassen. Es ist oben schon angedeutet: Wlasta's Reden zu Dmitri (Act 2) werden, so willig sie sich auch als Ausfluß ihres Schmerzes geradehin auslegen lassen, dem Leser und Zuschauer so zweideutig klingen müssen, daß er mindestens Dmitri entschuldigt, wenn er sie misversteht. Ist das aber der Fall, so frappirt uns später ihre Entrüstung über seine Beschuldigung, daß sie ihn zu der That ermuthigt habe. Mit ihrem sonst so streng sittlichen Wesen stimmt es nicht, wenn sie Dmitri, der aus Liebe für sie, und um sie nicht nur „mit Worten" zu beschützen, einen Mord begangen hat, in Ketten legen und dem beleidigten Gatten ausliefern läßt. Der Dichter hat hier die Wahl, entweder auch den Schein zu vermeiden, als sei Wlasta mit Dmitri einverstanden, oder ihr wirklich eine Mitschuld aufzubürden, für die sie dann zu büßen hat. Daß der poetischen Gerechtigkeit am Schluß kein volles Genüge geschieht, indem Primislaw, eigentlich der allein Schuldige, Leben und Krone behält, wird man dagegen kaum verletzend finden, da man ihn schon durch den Tod der noch immer geliebten Wlasta schwer gestraft, wie vorher durch ihren Edelmuth gedemüthigt sieht. Unbemerkt mag endlich nicht bleiben, daß die Episoden geschickt in die Handlung eingewebt sind und dieselbe im ganzen fördern, nicht verwirren. Von dem Drama läßt sich eine gute Bühnenwirkung erwarten.

3. De Maler. Familiebild i drei Acte vum August Corrodi. Zürich, Schabelitz. 1875. 8. 1 M. 40 Pf.

Dieses im schweizer Dialekt geschriebene, nicht ganz leicht lesbare kleine Stück hat eine ungemein einfache Fabel, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Der Verfasser gibt ihm wol auch in richtiger Einsicht dieses Mangels die weite Bezeichnung „Familienbild". Dazu paßt dann freilich nur der erste Act, in dem einem Präsidenten von seiner Pflegetochter Lina, der Magd Frau Lisebeth und dem Maler Schmid eine Geburtstagsbescherung ausgerichtet wird, und der dritte, der ein frohes Verlöbniß herbeiführt, nachdem der Maler mit einem Bilde auf der Ausstellung Glück gehabt hat. Der zweite ist eine zwischengelegte harmlose Posse, die Stöffi, der Sohn der Frau Lisebeth, der päpstlicher Soldat gewesen ist und nun in die Heimat zurückkehrt, recht lustig mit einigen leichtgläubigen Kunstenthusiasten aufführt. Es fehlt das dramatische Gegeneinander; die mitwirkenden Personen sind eigentlich von Anfang an einig, oder wo sie es nicht sind, liegt doch in ihrer Sinnesart und ihrem Charakter, nicht einmal in ihrer äußern Stellung ein Hinderniß, es sogleich werden zu können. Aber es geht durch das Stück ein gemüthlicher Zug von schalkhaftem Humor, der es nicht langweilig werden läßt, auch wenn es nicht spannt, und der züricher Dialekt trägt nicht wenig dazu bei, durch sich selbst schon dieses Element zu verstärken und dem ansprechenden Gesammtbilde Wahrheit zu geben. Der Verfasser, der sich schon wiederholt im Idyll versucht hat („De Herr Professer" — „De Herr Vikari" — „De Herr Dokter"), gibt hier ein Bühnenidyll, das wol auch von der Bühne herab da, wo man die Sprache versteht, erheiternd wirken kann.

4. Die letzten Tempelherren. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adalbert Saleck. Jena, Costenoble. 1875. 8. 2 M.

Der Verfasser besitzt eine sehr lebhafte Phantasie und dazu die Fähigkeit, ihren Bildern durch Worte einen farbenprächtigen Ausdruck zu geben. Man darf ihn nicht nach dem einleitenden Gedicht beurtheilen, das dem eigentlichen Drama gegenüber auffallend schwach und trocken gerathen ist. In diesem selbst haben die Verse durchweg guten Fluß und meist auch poetischen Gehalt. Aber gerade die Lebhaftigkeit, mit der ihm die dichterischen Vorstellungen zudrängen, und die Leichtigkeit, ihnen sprachliche Form zu geben, scheinen den Verfasser zu verführen, dem Pegasus fortwährend den Zügel schießen zu lassen. Nicht nur daß er charakterisirendes Beiwerk zugesellt, wodurch die Rede pomphaft, aber zugleich für das Drama schleppend wird, es finden sich auch sehr häufig bloße Variationen desselben Gedankens, die zwar das Thema vielseitig beleuchten, aber den zu rascherm Gange drängenden Dialog hindern, selbst Handlung zu werden. Es macht den Eindruck, als ob die Personen mehr zum Publikum als zueinander sprechen, oder wie in der Oper, wo der erste Tenor oder die Primadonna sich vor die Lampen stellen und eine Weile singen, ohne zu spielen, weil der Componist eine Arie einzulegen beliebt hat. Der Vergleich mit der Oper wird denn auch dadurch noch näher gelegt, daß der Dichter einen wahrhaft verschwenderischen Ge-

brauch vom Reime macht. Nicht nur läßt er, wie sonst mitunter üblich, bei Abgängen ein Verspaar reimen, sondern an vielen Stellen, wo lyrische Stimmungen vorwalten, oder wo die Rede einen leidenschaftlichern Charakter annimmt, oder wo in sich abgeschlossen ein Thema abgehandelt werden soll, zeigt sich sofort ein solches Declamationsstück von manchmal beträchtlicher Länge, zu dem man sich beim Lesen eine Musikbegleitung denken möchte. So z. B. bei der Zusammenkunft des Ordensmeisters Jakob von Molai mit König Philipp von Frankreich — die Scene gehört übrigens sonst zu den besten im Drama und charakterisirt mit großen Zügen den ungemessenen Stolz des Ritters wie die Ränkesucht des auf das Verderben des Ordens sinnenden Königs — legt Molai nach kurzem Recitativ eine solche Arie ein, die sich denn auch sogar durch den Ausfall einer Zeile abhebt:

Nein, Sire, der Templer weiß in Kampf und Strauß
Bescheid, sein Schwert ist jede Stunde kriegs-
Bereit, sein Arm bedarf, das Fechten zu
Erlernen, nicht der Schule erst.
Laßt Euch
Erzählen von den Sarazenen! Wo
Die Tempelritter ihre Schwerter schwingen,
Da naht der Tod auf blutgefärbten Schwingen,
Da sinkt der Feind, wie vor dem Blitz die Eichen,
Da hilft nicht Flehn und flüchtiges Entweichen.
Fragt an auf Akkons und auf Gazas Fluren!
Da zeigt man unsrer Siege blut'ge Spuren,
Jerusalem rühmt ewig unsern Muth,
Da färbte jeden Stein der Templer Blut.
Sei hochgepriesen, o Jerusalem!
Um deinen Tempel rankt sich unser Ruhm,
In dir erblühte unser Heldenthum!
Der Templer ist das Muster aller Ritter,
Die deutschen Herren und die Johanniter
Verdunkelt unser königlicher Glanz —
Ziehn wir mit ihnen aus zum Waffentanz,
Den Tempelherren wird der Siegeskranz,
Sie sind das Vorbild ritterlicher Pflicht —
Es hieße Molai sonst ihr Meister nicht!

Act 2, im Kerker, fällt Molai, sobald er beschlossen hat, trotz der von neuem drohenden Folter alles zu widerrufen, was er gegen den Orden ausgesagt, sogleich „mit wiederkehrender Kraft" in die Reimsprache und enthusiasmirt sich selbst durch muthige Worte, bis er „erschöpft zurück aufs Lager sinkt". Daß Papst Clemens mit einer vollen Reimseite die Tragödie schließt, kann schon nicht mehr auffallen.

Man fragt sich, warum der Verfasser nicht lieber geradezu einen Operntext gedichtet hat. Und das muß man leider auch noch aus einem andern Grunde fragen: der Handlung, so glänzend sie mit allerhand Schmuck ausgestattet ist, fehlt das feste Knochengerüst, sie ist theatralisch wirksam (ein Vorzug für die Oper!), aber nicht sonderlich dramatisch. Sie hat den Dichter zu sich herangelockt durch die blendende Erscheinung einer Waffenbrüderschaft, die ruhmreiche Thaten im Heiligen Lande vollführt, kolossale Reichthümer erwirbt, auf Kronen herabsieht und selbst noch in der Entartung durch Genußsucht und Gottlosigkeit, kurz vor ihrem jähen Fall, eine imponirende Größe zur Schau stellt. Diese Herrlichkeit und diese innere Fäulniß konnte die Phantasie üppig ausmalen. Wie in Act 1 der Orden sich mit allen seinen Schätzen in Cypern einschifft, um auf Einladung König Philipp's des Schönen mit ihm und dem Papst einen neuen Kreuzzug zu planen, und wie in Act 5 die Scheiterhaufen lohen, auf denen nach einer unerhört frivolen Verurtheilung die edeln Templer ihr Leben enden: dieser Fall von der Höhe des Glücks zum tiefsten Elend, nicht ganz unverschuldet, schien ein tragischer Vorgang, wie ihn die Historie nicht oft bietet. Aber für das Drama ergaben sich daraus doch nur zwei bedeutende theatralische Momente, und was dazwischenliegt, füllt eine Tragödie nicht aus. König Philipp, berathen durch seinen Kanzler Nogaret, einen gewissenlosen Schurken wie er, hat aus den gemeinsten Motiven, hauptsächlich gestachelt durch Habsucht, den Untergang des Ordens beschlossen; nur das Wie der Ueberwältigung kommt noch in Frage, interessirt aber im Grunde wenig, da ihm jedes Mittel recht ist, das zum Ziele führt. Er ladet die Ritter zu einem Fest, läßt sie gefangen nehmen, fabricirt eine Anklage, foltert und brennt. Die Templer handeln nicht, sondern sind nur da, und leiden dafür daß sie da sind — nicht einmal vor unsern Augen, denn den Act der Gefangennahme hat sich der Dichter entgehen lassen (er gibt die Erzählung als Declamationsstück, noch dazu in einem Monolog, unmittelbar vor dem Fallen des Vorhangs, also ganz undramatisch). Auch das Erleiden der Folter ist ebenso wenig darstellbar als das Verbrennen von vierzig Menschen auf drei Scheiterhaufen; schon die Schilderung hat etwas Widerwärtiges, und die letzte Scene, in der wir die Vollstreckung des Urtheils vom Zimmer aus in der Gesellschaft des ganz entmenschten, mit seinem buhlerischen Gelüst beschäftigten Königs und der wahnsinnigen Nora, Molai's Tochter, miterleben, ist in ihrer Gräßlichkeit für unser Gefühl kaum erträglich: wir möchten die gesprochenen Worte am liebsten gar nicht verstehen, wir sehnen uns nach einer das Ohr betäubenden Musik.

Aber mit einer Hinrichtung schließen viele Trauerspiele und wir erhalten auf der Bühne immer nur den Bericht. Er genügt uns auch vollkommen für einen äußern Vorgang, der uns nur die Gewißheit gibt, daß der Held, wie wir es ihm beim Scheiden mit ganzer Theilnahme wünschten, ausgelitten hat. Hier ist aber die Hinrichtung selbst ein Leiden, das uns erschüttern soll. Vierzig Menschen leiden einen martervollen Tod für Verbrechen, die sie nicht begangen haben und für die sie, wenn sie ihnen zur Last fielen, von dem nicht bestraft werden dürften, der sich an ihren Qualen ergötzt. Und wer sind diese vierzig Leidenden? Zum größten Theil bloße Schatten im Drama, Statisten, die wir vielleicht einmal die Scene haben füllen sehen. Hier zeigt sich deutlich die Unbrauchbarkeit des historischen Stoffs: wir haben es von Anfang an nicht mit einem Helden, sondern mit einer Vielheit von Personen zu thun, die sämmtlich, weil sie dasselbe bedeuten, dasselbe erleben, dasselbe erdulden (Gefangennahme, Folter, Feuertod), auch gleichen Anspruch auf Beachtung und Mitleid haben. Nicht der einzelne Templer, sondern der Orden ist die tragische Person. Eine tragische Person aber, die sich nicht individuell äußert, ist undramatisch.

Das hat der Verfasser wohl gefühlt, und er ist deshalb bestrebt gewesen, einzelne Templer auszusondern und gleichsam beispielsweise an ihnen zu zeigen, was für den ganzen Orden galt. Aber damit war wenig gewonnen: die

Vielheit wurde nur der Zahl nach beschränkt, die Charakteristik gilt immer hauptsächlich der moralischen Person, die auf der Bühne unvorstellbar ist. Jakob von Molai, der Ordensmeister, hat freilich eine Hauptrolle, aber auch das ist nur scheinbar. In der ersten Hälfte des Dramas repräsentirt er, in der zweiten steht er an Heldenhaftigkeit hinter denen zurück, die mit ihm leiden. Er, er allein wird schwach auf der Folter und macht falsche Bekenntnisse, die den Orden schwerer Schuld bezichtigen. Nun ist diese Schwäche zwar an sich eine sehr menschliche, und wir würden sie Molai nicht übel nehmen, wenn wir es mit ihm allein zu thun hätten, ihm auch gern seinen Widerruf als eine heldenhafte sittliche That anrechnen; aber hier wird unser Urtheil gegen ihn durch die Thatsache beeinflußt, daß alle seine Ordensbrüder, denen doch die Folter denselben Schmerz verursacht, standhaft bleiben, daß also jeder von denen, die uns nicht einmal mit Namen genannt sind, die für uns nur eine Zahl in einer Summe bedeuten, heldenhafter leiden als er. Unser Mitleid gerade für den, der uns individuell am nächsten tritt, wird abgeschwächt.

Der geschichtliche Vorgang an sich bietet also keinen ausreichenden Tragödienstoff. Es fragt sich, ob der Dichter in ihn eine Fabel hineinzulegen vermochte, die den Mangel ergänzt. Hier ist Adalbert Saleck nicht über den Versuch einer dramatischen Composition hinausgekommen. Der Versuch freilich fehlt nicht: Molai ist, dem Ordensgelübde entgegen, heimlich verheirathet gewesen; ein Kind dieser Ehe ist Nora, die er in der Verkleidung eines Knaben bei sich hat. Nora wieder geht eine heimliche Ehe mit dem Templer Odo von Montbar ein, und dieser läßt sich in die Netze der Maitresse des Königs, der Prinzessin Brunissenda verstricken, wie sich ermittelt, einer Schwester des Ritters Squin von Flexian, der aus Haß gegen Molai falsches Zeugniß wider den Orden ablegt; endlich verfolgt der König Nora mit der Zumuthung, ihm anzugehören. Das aus allen diesen Fäden hergestellte Gewebe ist bunt genug, aber es deckt die Blößen der Tragödie nicht, sondern erscheint ihr überall nur lose angehängt. Für den Roman könnten diese Erfindungen genügen, im Drama sind sie müßige Episoden, wenn sie sich nicht in die Haupthandlung so einfügen, daß dieselbe wesentlich durch sie ihren Fortgang hat. Das ist hier nicht der Fall. Wenn Molai's unerlaubte Ehe wirklich den Grund zu seiner Anklage und Verurtheilung hergäbe, wenn Montbar's Verhältniß zu Nora und Brunissenda irgendwie bestimmenden Einfluß auf das Schicksal der Templer hätte, wenn Flexian's Tod und die Entdeckung, daß Brunissenda seine Schwester, eine Wendung hervorbrächte, wenn Nora durch ihre Hingabe an den König in dem Geschick ihres Vaters und Gatten etwas ändern könnte, sodaß nun ihre sittsame Standhaftigkeit deren Urtheil besiegelte — dann hätte ein Drama entstehen können. Was der Dichter jetzt gegeben hat, ist eine Reihenfolge von theilweise sehr wirksamen und meist in sich gut durchgearbeiteten dramatischen Scenen, die man sich aus einem Roman zusammengesetzt denken kann. Bei seinem unzweifelhaft bedeutenden Talent für die Schilderung und ausmalende Charakteristik wäre vielleicht von der epischen Behandlung des Stoffs eine befriedigendere Leistung zu erwarten gewesen. Was jetzt an derselben erfreut, ist nur mit Vorbehalt zu loben.

Ernst Wichert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Urgeschichte des Menschen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

1. Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 12 M.
2. Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Von Sir John Lubbock. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von R. Virchow. Jena, Costenoble. 1875. 8. 18 M.

Ehe wir zu den übrigen Partien des Lenormant'schen Werks übergehen, gebietet uns die Reihenfolge der culturgeschichtlichen Entwickelungen, hier den Inhalt des zweiten der obengenannten Werke zu besprechen.

Der als Naturforscher wie als Culturhistoriker gleich geschätzte britische Forscher Sir John Lubbock läßt hier seinem Werke „Ueber die vorgeschichtliche Zeit" ein dasselbe ergänzendes folgen. Das vorliegende Werk: „Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts" (Nr. 2), deckt sich seinem Inhalt nach beinahe genau mit Tylor's berühmten „Anfängen der Cultur", und eine Vergleichung mit dem letztern müßte daher sehr interessant sein. Vorläufig scheinen uns beide Werke einmal den ungeheuern Reichthum an gesammeltem Material über die Naturzustände der Völker, dann aber auch den Mangel an durchgreifender Systematik, strengem wissenschaftlichem Zusammenhang und an dem Streben nach einem bestimmten Ziele gemeinsam zu haben. Es sind dies, wie uns scheint, überhaupt Eigenheiten der englischen Darstellungsweise, welche mit der Sammlung reicher Einzelheiten bereits einen Zweck, freilich einen praktischen, erreicht zu haben glaubt, aber in Verlegenheit wäre, wenn man fragte, wozu dies alles nun dienen und führen solle.

Die von dem Verfasser im vorliegenden Buche gesammelten Materialien beziehen sich auf die Familienverhältnisse und geistigen Gaben des Menschen. Ein zweiter Band soll die materiellen Zustände (Wohnung, Kleidung, Geräthe u. s. w.) vorführen. Uns dünkt, die beiden Bände wären besser in umgekehrter Ordnung erschienen, um das Vollkommenere dem Unvollkommenern folgen zu lassen. Der Hauptzweck des Verfassers ist, durch die Sitten und Gebräuche der Wilden auf die Zustände unserer Vorfahren Schlüsse zu ziehen, obschon er zugibt, daß das Leben der letztern durch jetzige Wilde keineswegs genau veranschaulicht werde; denn diese erhalten ihre Lebensweise auf dem nämlichen Standpunkte durch äußerst strenge Vorschriften über Sitte und Glauben, während die Urmenschen, von

denen wir stammen, sich von Stufe zu Stufe entwickelt haben, indem sie sich nicht an bestimmte Schranken des äußern Verhaltens fesselten. Der Verfasser glaubt aber, daß bei Nichtberücksichtigung der stationär bleibenden Zustände bei den Wilden sein Zweck in mehrfacher Beziehung erreicht werden könne. Die Annahme, daß die Zustände der Wilden auf einer Entartung beruhen, verwirft er entschieden.

Der Verfasser beginnt mit mehrern allgemeinen Charakterzügen wilder Völker, welche sehr viel Interesse darbieten, so z. B. die Unzuverlässigkeit der Aeußerungen von Wilden, nicht aus bösem Willen, sondern aus der Unfähigkeit, die Europäer richtig zu verstehen und aufzufassen, weil der Gedankengang beider ein ganz verschiedener ist. Er zeigt ferner, wie oft merkwürdigerweise ganz die gleichen Gebräuche, Vorurtheile und Ansichten bei weit voneinander entlegenen Völkern getroffen werden, so z. B. das Verbot des Verkehrs zwischen Schwiegerältern und Schwiegerkindern, die Couvade oder die Pflege des Vaters eines neugeborenen Kindes statt der Mutter, das Verzehren von Thieren und Menschen zu dem Zwecke, ihre Eigenschaften zu erben, die Furcht vor Zauber u. s. w.

Von den speciellen Momenten der Cultur, welche der Verfasser behandelt, betrifft das erste die darstellende Kunst, „Abbildungen und Verzierungen". Im Anfang ist die Rede von den Kunstleistungen der europäischen Steinzeit, namentlich der Renthierzeit, woran sich gleich Renthierzeichnungen der Eskimos schließen, was hier wieder an die völlige Unfähigkeit anderer Völker erinnert, auch nur zu erkennen, was diese und jene Bilder vorstellen, oder sich von schriftlicher Mittheilung eine Idee zu machen. Dies führt wieder auf verschiedene Arten der Mittheilung, auf die Quizus oder Knoten mit gewisser Bedeutung bei den Peruanern, und auf die Bilderschrift mancher wilden und halbwilden Völker, namentlich nordamerikanischer Indianer, von welcher bildliche Proben beigegeben sind. Es reiht sich hieran der verschiedenartige, oft höchst barocke Schmuck der Wilden, der nach unsern Begriffen nicht selten eher eine Verunstaltung ist. Namentlich werden die Tätowirungen und die Haartrachten berücksichtigt.

Es folgen nun die Ausführungen über „Ehe und Verwandtschaft", welche einen bedeutenden Theil des Werks einnehmen. Der Verfasser bestreitet, daß die Ehe ein Gemeingut der Menschen sei. Es soll Rassen geben, welche keine Verbindung dieser Art kennen und in dem sogenannten Hetärismus leben, der auch im Alterthum hinsichtlich mancher Völker bekannt war. Andere Völker wieder gibt es, denen die Liebe fremd ist, so die Hottentotten, manche Kaffern-, Indianer-, indische und andere Stämme, sowie die Samojeden und Australier. Bei diesen Völkern dient die Verbindung zwischen Mann und Frau blos zur Befriedigung des Geschlechtstriebes und dazu, dem Manne eine Dienerin, ja Sklavin zu verschaffen, die für ihn arbeitet. Letzteres ist zwar richtig; aber diese Verbindungen, die allerdings nicht kirchlich getraut sind, darum nicht Ehen nennen zu wollen, ist entschieden fehlgegriffen. Es ist doch eine bleibende Verbindung, wenn auch keine unauflösliche, und knüpft Bande der Verwandtschaft. Auf die Form der Eheschließung kommt es nicht an, diese ist ohnehin bei allen Völkern verschieden. Es gibt allerdings Verirrungen in dieser Hinsicht, welche für den gewissenhaften Menschen grauenerregend sind, so z. B. die Stellvertretung, indem in Indien z. B. ein Mädchen einen kleinen Knaben heirathet und dann mit dessen Vater oder auch einem andern Manne ehelich lebt; dann die bekannte Polyandrie und die noch bekanntere Polygamie. Aber was sind diese gegen in Europa vorkommende Skandale? Auf der andern Seite erfahren wir auch höchst seltsame Beweise von Keuschheit, indem bei vielen Völkern der Anstand es erfordert, daß Eheleute nach geschlossener Verbindung noch einige, oft sogar längere Zeit getrennt leben oder sich nur insgeheim und bei Nacht treffen dürfen.

Hochzeitsgebräuche finden sich bei manchen Völkern gar keine (im alten Aegypten auch nicht), und bei andern wieder höchst sonderbare. Sehr merkwürdig sind die nun folgenden Forschungen des Verfassers über die Benennungen der Verwandtschaftsgrade, welche leider auf zwei entlegene Stellen des Buchs vertheilt sind. Es geht daraus hervor, daß die Völker niederer Culturstufen für diese Grade höchst mangelhafte Ausdrücke haben. Im Hawaiischen bedeutet z. B. kupuna: Großvater, Großmutter, Großonkel, Großtante, und alle diese Grade noch mit Ur-, also nicht weniger als acht verschiedene Begriffe, und ähnlicher Ausdehnung auf theilweise sehr weite Verschwägerungen hinaus erfreuen sich die Benennungen, welche im engsten Sinne Vater, Mutter, Sohn, Mann und Frau bedeuten. Das Sonderbarste ist aber, daß alle mit dem gleichen Namen beehrten Verwandten mit der Person, auf welche sich die Verwandtschaft bezieht, als gleich nahe verwandt gelten. So ist z. B. die Frau des Sohnes des Bruders der Mutter eines Mannes mit diesem ebenso nahe verwandt wie seine eigene Frau. Aehnliche Systeme haben die Indianer Nordamerikas und unzählige Völker in allen Erdtheilen, auch gebildetere, wie die Japanesen. Meistens wird sogar mit den Namen Ernst gemacht und die damit verbundenen Rechte in der That ausgeübt. Allmählich gehen jedoch die Bezeichnungen der Verwandtschaft in die unsrigen über, und je höher ein Volk in der Cultur steht, desto mehr sind ihm die Grade der Verwandtschaft verschieden. Der Verfasser unterscheidet in dieser Hinsicht drei Stufen. Auf der ersten richten sich die verwandtschaftlichen Begriffe nach der Organisation des Stammes und gar nicht nach dem Blute; auf der zweiten ist die mütterliche (als die sicherere) die maßgebende Verwandtschaft, auf der dritten und civilisirtesten aber die väterliche. Der Verfasser begründet dies näher durch einen staunenswerthen Reichthum an Beispielen von Sitten und Unsitten der Völker, namentlich vom Mädchenraub, der zuerst zur Einzelehe führte, und von dem wir erfahren, daß er bei den rohesten Völkern noch stets als roher Gewaltact, bei nur halbrohen zum Schein besteht und selbst bei den gebildetsten noch vor erinnerlicher Zeit zum Schein geübt wurde, mithin einst offenbar ganz allgemein gewesen ist. Als Folge des Weiberraubes stellt der Verfasser die Exogamie dar, d. h. das Gesetz mancher Völker, nach welchem nur Glieder verschiedener Stämme sich heirathen dürfen, was sogar bei rohen Nationen merkwürdige Familienstatuten hervorruft, und behandelt dann das seltenere Gegenstück, die Endogamie, welche die Ehe auf Stammesglieder beschränkt.

Mit seinem nächsten Kapitel kommt der Verfasser auf die Religion zu sprechen, indem er sich unnöthigerweise gleich anfangs entschuldigt, wenn dabei etwas vorkommen sollte, das den Glauben seiner Leser unangenehm berühren könnte. Ob Thatsachen dies thun, ist vollständig gleichgültig; sie bleiben nichtsdestoweniger Thatsachen. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, wie schwierig es ist, einen durchgreifenden Unterschied zwischen Aberglauben und Religion aufzustellen, und ebenso, die einzelnen Religionen in bestimmte Abtheilungen zu bringen, um so mehr, als eigentlich jeder Mensch seine eigene Religion habe. Die Frage, ob es Menschen und Völker ohne alle Religion gebe, bejaht der Verfasser, obschon er zugeben muß, daß es hier darauf ankommt, was man unter Religion verstehe. Und hier ist allerdings schwer eine Grenze zu ziehen, namentlich da hierüber so viele verschiedene Ansichten obwalten. Doch sind verschiedene Stämme in allen außereuropäischen Erdtheilen als vollständig religionslos und höchstens mit Aberglauben behaftet nachgewiesen, so z. B. Australier, Hottentotten, Andamanen, brasilianische Stämme, Californier, manche Eskimos u. s. w. Denn Religion ist jedenfalls, fügen wir bei, nur vorhanden, wenn der Mensch mit Wissen und aus Gründen höhere Wesen verehrt. Der Glaube der rohesten Menschen besteht lediglich in Traumdeutung und Furcht vor bösen Geistern. Die Seele ist nach Ansicht dieser Völker ein Schatten oder Hauch des Körpers, jedenfalls etwas durchaus Materielles. Die Zauberer sind die Priester solcher Stämme. Wo sich dieselben bis zur Verehrung von sogenannten Fetischen erheben, halten sie dieselben nicht für etwas Höheres und schlagen sie oder werfen sie weg, wenn sie ihre Wünsche nicht erhören. Spukt ja diese Richtung noch unter Anhängern großer Culturreligionen, unter Buddhisten und Katholiken, die dasselbe mit ihren Götzen und Heiligenbildern thun. Nur allmählich entsteht die Vorstellung von einem künftigen Leben, worüber bei den verschiedenen wilden Völkern die abenteuerlichsten Anschauungen vorkommen. Manche Stämme glauben zwei oder mehr Seelen zu haben und fabeln über deren Schicksal sonderbare Dinge. Die Wahrsagerei, der sie ergeben sind, erinnert gar oft an unser modernes Tischrücken und Geisterklopfen, das auch allerdings jener primitiven Quelle entspringt und nichts als ein Rückschritt zum crassesten Aberglauben ist. Es werden sodann die rohesten Cultushandlungen besprochen, welche in wilden Tänzen bestehen. Nun kommt der Thierdienst an die Reihe, der oft mit Pflanzen-, besonders Baumverehrung verbunden ist. Bei den nordamerikanischen Indianern wird eine Pflanze oder ein Thier als der Totem (eine Art Schutzgeist) des einzelnen Menschen verehrt. Auch in Theilen von Indien, Polynesien und anderswo hat jeder Mensch seinen eigenen Thiergott. Eine besondere Rolle spielen die Schlangen im Besitze dieser Würde, oft bei ganzen Völkern. Die nächsten Ausführungen gelten dem Wasser- und dem Steindienst, wobei es interessant ist zu vernehmen, daß ähnlich den sogenannten Menhirs und Dolmen aufgestellte Steine in Ostindien göttlich verehrt werden, und daß daher dies um so mehr auch bei den Riesensteinen in Europa der Fall gewesen sein mag, als alte Chroniken in der That berichten, daß das Christenthum die größte Mühe hatte, in Frankreich die Steinverehrung zu unterdrücken. Die Feueranbetung gibt ebenfalls Anlaß zu interessanten Erörterungen, ebenso der Sonnen- und Mondienst.

Der Verfasser geht hierauf zu einer Betrachtung der Religionen der Wilden nach Völkern statt nach Gegenständen der Verehrung über, um dann dem Fetischismus und Totemismus besondere Berücksichtigung zu schenken, ferner dem Schamanismus, der Idolatrie, den Opfern, besonders den Menschenopfern, den Vorstellungen über die Wanderung nach der andern Welt, über die Schöpfung und über die Gottheit selbst. Man sieht leicht aus dieser Inhaltsangabe, daß die Mittheilungen des Verfassers über die Religion, so schätzenswerthe Materialien sie enthalten, leider ohne alle Ordnung vorgebracht sind, sodaß Zusammengehöriges mühsam an verschiedenen Orten gesucht werden muß (glücklicherweise ist dem Buche ein alphabetisches Register beigegeben).

Auf drei Kapitel, die sich mit der Religion beschäftigen, folgt ein solches, welches den Charakter und die Sittlichkeit zum Gegenstande hat. Wir ersehen daraus, daß viele rohe Völker für mehrere der wichtigsten Tugenden keine Ausdrücke besitzen, dagegen die schwersten Verbrechen für erlaubt halten. Wir blicken hier in einen furchtbaren Abgrund, besonders wenn wir erfahren, wie manche dieser angeblich harmlosen „Kinder der Natur" das Morden, selbst wehrloser Menschen, für Tapferkeit ansehen und als solche beloben und belohnen. Auf dem als ein Paradies besungenen Tahiti wurden z. B. früher zwei Drittel der Kinder von den Aeltern geopfert. Solches zerstört denn doch gründlich die Annahme angeborener moralischer Begriffe, und auch der Verfasser ist dieser Ansicht und erklärt die Moralität mit Recht als ein Ergebniß der Erziehung bei civilisirten Völkern.

Das nächste Kapitel handelt von der Sprache der wilden Völker. Es gibt zwar kein Volk, das der Sprache entbehrte; dessenungeachtet spielt aber bei rohen Stämmen die Zeichensprache eine große Rolle, wenn sie ihre gegenseitige Sprache nicht verstehen. Außer derselben erwähnt der Verfasser eingehend die onomatopoetischen Ausdrücke, die Wörter für Vater und Mutter in den Sprachen der Wilden (hier finden wir auffallend oft Papa und Mama), das Fehlen dieser und jener Begriffe bei solchen Völkern und die mangelhaften Zahlwörter bei denselben.

Das letzte Kapitel enthält Angaben über die Rechtszustände bei Wilden und widerlegt namentlich das Vorurtheil, als ob die Wilden frei wären; sie sind vielmehr Sklaven zahlloser Gebrauchsregeln, Speise-, Trink-, Umgangs- und anderer Gesetze. Ferner ist die Rede von den Eigenthumsverhältnissen, vom Erbrechte, von der Blutrache und vom Strafrechte. Der Verfasser schließt mit der Hoffnung auf einen stetigen Fortschritt der menschlichen Cultur zum Bessern und Vollkommenern.

Wir kehren nun zu Lenormant's Buch zurück, indem wir den einzelnen Culturstaaten der orientalischen Welt des Alterthums, mit welchen sich dasselbe beschäftigt, unsere Aufmerksamkeit schenken. Zuerst kommt „Aegypten", und zwar voran ein Bericht über das ägyptische Alterthum auf der pariser Weltausstellung von 1867, welchen der Verfasser in der „Gazette des beaux-arts" veröffentlichte. Die betreffenden Alterthümer waren von dem berühmten Forscher

Mariette mit Bewilligung des Khedive aus dem Museum von Bulak nach Paris gebracht und hier in einem unter Mariette's Leitung nach altägyptischer Art aufgeführten Tempel aufgestellt worden. Lenormant dehnt diesen Bericht indessen in dankenswerther Weise zu einer Abhandlung über die neuesten Forschungen in Aegypten aus. Indem er damit beginnt, daß die ägyptische Bevölkerung der hamitischen Rasse angehörte, begeht er jedoch gleich einen großen Fehler durch den Zusatz: „wie die phönizische". Letztere wurde zwar von den Juden aus Nationalhaß der Abstammung von dem „verfluchten" Ham bezichtet; ihre Sprache und Religion beweisen jedoch, daß sie so gut semitisch war wie die Hebräer selbst. Solche Streiche spielt gewissen Gelehrten ihr unwissenschaftliches Vorurtheil, daß die hebräische Nationalmythe lauter historische Thatsachen enthalten müsse. Doch Lenormant gibt dafür mehr als er verspricht. Er erwähnt aller bedeutenden Culturwerke des Nillandes von den grauesten Zeiten an. Als das älteste nennt er den megalithischen, hieroglyphenlosen Tempel bei den großen Pyramiden, älter als diese, schon vom König Cheops als uralt bezeichnet; er spricht vom großen Sphinx (es ist wol Fehler der Uebersetzung, zu sagen: die Sphinx; die ägyptischen Sphingen waren männlich), welcher die Pyramiden an Alter um Jahrhunderte übertrifft; ferner von der großen Pyramide bei Sakkarah; kürzer von den hinlänglich bekannten drei großen Pyramiden von Gizeh der vierten Dynastie, und den gleichzeitigen Gräbern bei Memphis und ihren Inschriften und Wandreliefs aus dem damaligen gesellschaftlichen Leben, welche von einem merkwürdigen Realismus in der Kunst zeugen, den man in der spätern Zeit Aegyptens vergebens sucht. Aus der Zeit der fünften Dynastie wird ein damals abgeschriebenes, also noch älteres Buch über Anstand und Lebenskunst erwähnt, welches in Paris aufbewahrt wird. Nach der sechsten Dynastie nimmt Lenormant eine Umwälzung in Aegypten an, welche drei Jahrhunderte hindurch kein Denkmal aufkommen ließ und die ältere Cultur des Landes begrub. Von der elften Dynastie an beginnt in Theben die Cultur des „mittlern Reichs" (der Zeit nach), die in der zwölften Dynastie ihren Höhepunkt erreichte. Da entstehen unter anderm das berühmte Labyrinth und der Mörissee, welche der Verfasser näher beschreibt, sowie die großartigen Grabstätten von Beni-Hassan, welche das Leben des ägyptischen Volks so treu abbilden. Unter der dreizehnten Dynastie tritt eine neue und größere Krise ein durch den Einbruch der Hyksos, semitischer Nomaden, welche Aegypten jahrhundertelang beherrschen, aber die Landessitten annehmen und daher in ihrer letzten Zeit auch Denkmäler (Sculpturen) hinterließen, unter anderm ganz eigenthümliche Sphingen. Die achtzehnte Dynastie von Theben vertreibt endlich die Fremden und beginnt die dritte Blütezeit Aegyptens, das „neue Reich". Der Verfasser gedenkt hier namentlich Amenophis' IV., welcher die ägyptische Landesreligion durch den Sonnendienst zu verdrängen suchte. Mit der Unterdrückung dieses Versuchs durch seine Nachfolger will der Verfasser die Vertreibung der Hebräer aus Aegypten in Verbindung bringen. Eine längere Darstellung beschäftigt sich mit Ramses II. aus der neunzehnten Dynastie, welchen man für den Sesostris der Griechen hält, mit Ramses III., dem Erbauer des Palastes von Medinet-Abu, und mit spätern Pharaonen, welche wenig Interesse darbieten. Erst jetzt geht der Verfasser auf die ägyptischen Alterthümer der Weltausstellung auf dem Marsfelde über. Die ausführliche Kritik des dort errichteten ägyptischen Tempels übergehen wir; der Verfasser knüpft daran eine Besprechung der ägyptischen Baukunst. Er beschäftigt sich mit den Malereien jenes Tempels, die sämmtlich nach Originalen des Nillandes gearbeitet waren. Dann beschreibt er die einzelnen Alterthümer: Hausgeräthe, Schmuckgegenstände (darunter Zeichen, welche man für Orden hält), Statuen u. s. w.

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß der Khedive von Aegypten der französischen Regierung einen prachtvollen Sarkophag aus rothem Granit schenkte, welchen aber die französische Regierung in Alexandria liegen ließ, ohne ihn abholen zu lassen, sodaß ihn der gekränkte Vicekönig wieder nach Kairo schaffen ließ. Eine der interessantesten Partien des Lenormant'schen Buchs ist nun aber die Beschreibung jener erst in neuester Zeit durch Mariette bekannt gewordenen naturtreuen Statuen aus den alten Zeiten der vierten und fünften Dynastie, namentlich der aus Holz geschnitzten eines ägyptischen Beamten und seiner Frau, welche als ein wahres Wunder der Kunst geschildert werden und eigentlich ein Geheimniß der Kunstgeschichte enthüllen. Eine allgemeine Vergleichung der Kunstleistungen Aegyptens, sowol der Zeit als dem Raume nach, schließt den interessanten Aufsatz.

Ein zweiter enthält Untersuchungen über die Geschichte einiger Hausthiere, besonders in Aegypten. Behandelt werden: der Esel, ein im Nillande seit den ältesten Zeiten heimisches Thier; das Pferd, erst seit den Hyksos eingeführt, im neuen Reiche aber von bedeutender Zucht, doch selten zum Reiten verwendet, im Kriege nur für die im Alterthum so sehr beliebten Kriegswagen; die als Hausthiere gezähmten Antilopenarten, besonders die Gazelle, deren Verwendung aber schon früh aufgegeben wurde; das dem Typhon geweihte und als unrein verachtete Schwein, das erst seit den Zeiten der Hyksos gezüchtet wurde; die verschiedenen Hunderassen, besonders die Jagdhunde und andere zur Jagd abgerichtete Thiere, wie der Hyänenhund, der Gepard, die Katze (auf Vögel), der Löwe als Begleiter des Königs im Kriege, und die Hauskatze.

Den Rest der Mittheilungen über Aegypten bilden Abhandlungen über zwei Dichtwerke. Das eine ist das Gedicht des Schreibers Pentaur, worin eine kriegerische Heldenthat des jungen Königs Ramses' II. verherrlicht wird, woraus aber wenig Poesie und große Servilität spricht. Das andere gleicht einem Märchen und heißt „Die zwei Brüder"; es ist aber eine Combination von Mythen verschiedener Völker, des lydischen Atys, des phönizischen Adonis und des ägyptischen Osiris. Freilich müssen wir auf Treue und Glauben annehmen, daß die (durch den französischen Aegyptologen de Rougé gefertigten) Uebersetzungen richtig sind.

Der zweite Band von Lenormant's Werk enthält Mittheilungen über Chaldäa und Phönizien. Den Anfang machen chaldäische (babylonische) Dichtungen, und zwar voran diejenige über die Sündflut.

Revue des Literaturjahres 1875.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Was die sociale und nationalökonomische Literatur betrifft, so sind hier mehrere Werke von Bedeutung zu verzeichnen. Eine originelle Auffassung verräth A. Samter's „Sociallehre, über die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft". Von P. von Lilienfeld's „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft" ist der zweite Band erschienen. Ein umfangreiches Werk ist das von A. E. F. Schäffle: „Bau und Leben des socialen Körpers", wovon der erste Band: „Allgemeiner Theil", erschienen ist. Von E. Dühring's „Cursus der National- und Socialökonomie" liegt die zweite Auflage vor; von J. J. Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft" ist der achte und neunte Band erschienen. Werke von Wichtigkeit für die Zeitgeschichte sind: F. Perrot: „Der Bank-, Börsen- und Actienschwindel", von welchem die dritte Abtheilung: „Das Actienunwesen", vorliegt, und M. Wirth's „Oesterreichs Wiedergeburt aus den Nachwehen der Krisis". Für den Streit zwischen Hrn. von Treitschke und den Kathedersocialisten liegen zwei Actenstücke vor: H. von Treitschke: „Der Socialismus und seine Gönner", und G. Schmoller: „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke". Ein sehr gründliches Werk ist: T. Freiherr von der Goltz, „Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich". Andere hierher gehörige Schriften sind: Rodbertus-Jagetzow: „Zur Beleuchtung der socialen Frage"; H. V. von Unruh: „Die volkswirthschaftliche Reaction"; R. Schuster: „Die Socialdemokratie"; T. von der Goltz: „Das Wesen und die Bedeutung der deutschen Socialdemokratie"; B. Becker: „Karl Fourier"; H. Martensen: „Socialismus und Christenthum", aus dem Dänischen; „Die Quintessenz des Socialismus"; P. Kroll: „Vegetarianische und sociale Fragen"; J. Minoprio: „Einleitung in die Volkswirthschaftslehre"; E. Walcker: „Lehrbuch der Nationalökonomie"; A. Steinmann: „Die Fabrikgesetzgebung und die Arbeiterfrage"; H. Contzen: „Die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gegenüber der socialen Frage"; C. Sickinger: „Das alte Zunftwesen und die moderne Gewerbefreiheit"; H. Polke: „Die deutschen Gewerkvereine und die Socialdemokratie"; G. von Falck: „Die Thünen'sche Lehre vom Bildungsgesetz des Zinsfußes und vom naturgemäßen Arbeitslohn"; F. Schuler von Libloy: „Der Socialismus und die Internationale"; A. Meitzen: „Die Mitverantwortlichkeit der Gebildeten und Besitzenden für das Wohl der arbeitenden Klassen". Das zehnte Heft der „Schriften des Vereins für Socialpolitik" behandelt „Die Reform des Lehrlingswesens". Die socialen Verhältnisse anderer Staaten behandeln: F. Kleinwächter: „Zur Geschichte der englischen Arbeiterbewegung"; E. J. Jones: „Schweden und seine Entwickelung in volkswirthschaftlicher und geistiger Beziehung während des letzten Jahrzehnts"; R. Meyer: „Der Socialismus in Dänemark"; G. von Pacher: „Die Enthusiasten des Exports. Eine wirthschaftliche Studie aus Oesterreich". Beiträge zur Frauenfrage sind: L. von Stein: „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie"; M. Beeg: „Idee einer Frauenarbeitsschule in Nürnberg".

In mancher Hinsicht kann man zur socialen Literatur auch die Pädagogik rechnen, denn von der Erziehung des jüngern Geschlechts hängt wesentlich die sociale Gestaltung der Zukunft ab; doch auch für die Gegenwart ist die Schule von hoher Wichtigkeit, sie ist die sociale Frage der Jugend. Ueber Gymnasien und Realschulen, Volksschulen und Kindergärten haben denn die Pädagogen stets vieles auf dem Herzen, was sie in mehr oder minder dickleibigen Werken, oft auch in leichtgeflügelten Schriftchen verkünden. Ein umfassendes Werk, von welchem der erste Band vorliegt, ist: H. Loehnis, „Unterricht, Erziehung und Fortbildung. Ein Buch für Aeltern". Beiträge zur Geschichte der Pädagogik sind: L. Grasberger: „Erziehung und Unterricht im classischen Alterthum", der in diesem Jahre erschienene zweite Theil behandelt den „Musischen Unterricht oder die Elementarschule bei den Griechen und Römern"; A. Kluckhohn: „Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Baiern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert"; „Beiträge zur Pädagogik. Erstes Heft: Ueber die historische Darstellung der pädagogischen Ideen". Von Lauckhard's „Bildern aus dem Schulleben" ist eine neue Folge erschienen. Allgemeine Betrachtungen enthalten: K. A. Schmid: „Aus Schule und Leben"; W. R. Hoffmann: „Pädagogische Lichtblicke"; M. G. W. Brandt: „Blicke in die Erziehung. Fremdes und Eigenes"; A. Meer: „Vater und Mutter in der Erziehung". Andere, meistens kleinere Schriften zur Schulfrage sind: G. Weck: „Das deutsche Gymnasium"; P. Schramm: „Liberalismus und Schule in Deutschland. Schulpolitische Briefe aus der Vogelperspective"; G. Nesselhauf: „Ein Wort über die dringend nothwendige Neugestaltung des Schulwesens"; B. Kaißer: „Die nationale Aufgabe der Volksschule"; F. Harkort: „Die preußische Volksschule und ihre Vertretung im Abgeordnetenhause von 1848—73"; H. Schürmann: „Gedanken über die confessionelle und die confessionslose Volksschule"; Maria Rebe: „Die Schule kann helfen, die Schule muß helfen"; K. Staedler: „Utopistisches humanistisch-realistisches Universalgymnasium. Unmaßgebliche Einfälle"; H. Jastram: „Zur Geschichte und Praxis des Realunterrichts in der Volksschule"; L. Illing: „Die organische Verbindung des Kindergartens mit der Schule"; A. Vogel: „Gegen den Bildercultus. Eine wissenschaftlich-pädagogische Abhandlung"; C. Balzer: „Beiträge zur Realschulfrage"; A. Lang: „Ueber Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Realschule"; A. Treichler: „Ueber die Reform des Schulunterrichts in Bezug auf Kurzsichtigkeit"; C. Nohl: „Mängel und Misstände im höhern Schulwesen"; „Die Simultanschule in ihrer Bedeutung für die Gegenwart"; F. Glauning: „Der französische Schulunterricht und das nationale Interesse"; K. H. Holtsch: „Die volksthümliche Literatur der deutschen Volksschullesebücher, Jugend- und Volksschriften"; T. Eckardt: „Die Arbeit als Erziehungsmittel". E. von Hartmann, der als Philosoph alle Disciplinen zu beherrschen sucht, hat ebenfalls eine Schrift „Zur Pädagogik" herausgegeben, während von Herbart, der die Erziehungslehre mit Vorliebe behandelte, die „Pädagogischen Schriften" herausgegeben werden.

Die Reiseliteratur theilt sich wie immer in die geographisch-ethnographischen Reisewerke, welche zum Theil neue Entdeckungen darstellen, und in die touristischen Schriften, in denen die Auffassung des Reisenden, sein Darstellungstalent, seine Beobachtungsgabe das oft Geschilderte in ein neues Licht zu rücken suchen. Die Polargegenden und das Innere Afrikas sind gegenwärtig die Hauptziele für neue Forschungen. In Bezug auf die erstern ist zu erwähnen: „Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Karl Koldewey", herausgegeben von dem Verein für deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. Von diesem Werke erschien der Schluß, die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welcher die „Wissenschaftlichen Ergebnisse" der Reise behandelt, und eine Volksausgabe in Einem Bande, bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Gleichzeitig veröffentlicht J. Payer ein Werk über „Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition in den Jahren 1872—74". Hierher gehört auch A. Krisch: „Tagebuch des Nordpolfahrers Otto Krisch, Maschinisten und Offiziers der zweiten österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition", und R. von Drasche-Wartinberg: „Reise nach Spitzbergen im Sommer 1873". In Betreff Afrikas sind anzuführen: H. Waller: „Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873, deutsche Ausgabe von J. M. Boyes"; E. Mohr: „Nach den Victoriafällen des Zambesi"; A. Merensky: „Beiträge zur Kenntniß Südafrikas"; A. Steinwenter; „Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des Stromsystems des obern Nil"; G. Rohlfs: „Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschadsee und zum Golf von Guinea", zweiter Theil; „Drei Monate in der Libyschen Wüste, mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel" und „Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas, Berichte aus den Jahren 1870"; G. Schweinfurth: „Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes centralafrikanischer Völker"; K. A. Zittel: „Briefe aus der Libyschen Wüste". Interessant für die zahlreichen Anhänger des großen Gelehrten ist: C. Darwin, „Reise eines Naturforschers um die Welt", ins Deutsche übersetzt von J. V. Carus. Von M. Eyth's „Wanderbuch eines Ingenieurs" ist der vierte Band erschienen: „Aus drei Welttheilen".

Schriften, welche über Asien Auskunft geben, sind folgende: J. G. Plath: „Die fremden barbarischen Stämme im alten China"; C. H. von Geyersburg: „Meine Reise in den Kaukasus in den Jahren 1871 und 1872"; A. Zehme: „Arabien und die Araber seit 100 Jahren"; F. Wüstenfeld: „Bahrein und Jemâma, nach arabischen Geographen beschrieben"; J. Seiff: „Reisen in der asiatischen Türkei"; P. R. Klinger: „Reise der österreichischen Pilgerkaravane nach dem Heiligen Lande"; A. Grießl: „Pilgerbriefe aus dem Heiligen Lande"; H. Prutz: „Aus Phönizien, Geographische Skizzen und historische Studien"; H. Meister: „Bilder aus Java"; M. Multatuli: „Havelaar oder die Holländer auf Java"; A. B. Mitford: „Geschichten aus Alt-Japan", aus dem Englischen von J. G. Kohl; Dalton: „Beschreibende Ethnologie Bengalens", deutsch von O. Flex.

Ueber Amerika berichten: T. Kirchhoff: „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", erster Band; M. von Versen: „Transatlantische Streifzüge"; R. von Schlagintweit: „Die Prairien des amerikanischen Westens". Eine geographische Monographie über Australien von C. E. Meinicke: „Die Inseln des Stillen Oceans", behandelt im ersten Theile „Melanesien und Neuholland". Außerdem erscheint von J. E. Polek ein Natur- und Culturbild: „Australien".

Die Türkei, die türkischen Slawenländer wie überhaupt die Südslawen nehmen gegenwärtig ein erhöhtes Interesse in Anspruch, welches in folgenden Werken Ausdruck und Befriedigung findet: F. Kanitz: „Donau-Bulgarien und der Balkan"; W. Runge: „Reisebriefe aus Serbien"; Freiherr C. du Prel: „Unter Tannen und Pinien, Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro"; G. Rasch: „Vom schwarzen Berge. Montenegrinische Skizzen, Bilder und Geschichten"; T. Schiff: „Aus halbvergessenem Lande, Culturbilder aus Dalmatien"; F. V. Sasinek: „Die Slowaken. Eine ethnographische Skizze".

Ein stets lebhaftes Interesse bewahrt auch die deutsche und die schweizer Alpenwelt: H. Noë: „Deutsches Alpenbuch, die deutschen Hochlande in Wort und Bild. Erster Band: Naturansichten und Gestalten aus Salzkammergut, Oberbaiern und Allgäu"; P. K. Rosegger: „Das Volksleben in Steiermark, in Charakter- und Sittenbildern dargestellt". Beide Autoren haben auch Werke veröffentlicht, in denen das Touristische in das Novellistische übergeht: H. Noë: „Robinson in den Hohen Tauern. Ein Sittengemälde aus dem Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs", und P. K. Rosegger: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen". Diesen Schriften schließen sich an das gemüthvollere von A. Silberstein: „Deutsche Hochlandsgeschichten". Hierher gehören auch die Reiseskizzen von J. A. R.: „Fahrten in den Hohen Tauern"; E. Lechner: „Thusis und die Hinterrheinthäler"; „Reiseskizzen. Gr. Bernhard, Montblanc, St.-Gotthard, Italien".

Ueber Italien, das Lieblingsland der Touristen, liegen folgende Schriften vor: W. Lang: „Transalpinische Studien"; E. Castelar: „Erinnerungen aus Italien, deutsch von J. Schanz"; Karl Hillebrand: „Zeiten, Völker und Menschen", zweiter Band: „Welsches und Deutsches"; K. A. Dempwolff: „Mittelitalienische Fahrten". Von K. Hillebrand's „Italia" liegt der zweite Band vor; das Prachtwerk „Italien" von K. Stieler, E. Paulus und W. Kaden ist vollendet worden. Von F. Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" erschien der dritte Band: „Siciliana", in vierter Auflage. Ueber Rußland berichten Graf T. von Leublfing: „Wanderungen im westlichen Rußland"; „Eine Reise in Finnland von V. Topelius, deutsch von H. Paul", und O. Beta: „Russische Bilderbogen".

Andere touristische Schriften, meistens leichten Kalibers, sind: K. Braun-Wiesbaden: „Reisebilder und Reisestudien"; F. Wallner und A. Wallner: „Aus Süd und Nord. Reiseplaudereien und Studien"; P. Lindau: „Vergnügungsreisen. Gelegentliche Aufzeichnungen"; J. Weller: „Neue Sprudelsteine"; H. Wachenhusen: „Geschichten aus dem Badeleben"; die anonym erschienenen „Erinnerungen aus dem Badeleben"; F. Lampert: „Im Herbst gesammelt, bunte Fahrten"; T. Pyl: „Vom Hildagestade"; F. Schlögl: „Wiener Luft"; F. von Krogh: „Erinnerungen

aus Griechenland"; Bettina Ringseis: „Drei Monate in Spanien"; G. Heyse: „Zur Geschichte der Brockenreisen" (vierte Auflage); A. Natorp: „Eine Rhein- und Schweizerreise"; G. von Berg: „Zwischenahn und seine Umgebung"; D. Fischer: „Wangenburg, Freudeneck, Schacheneck und Haselburg"; F. Hey'l: „Vom deutschen Strom"; F. Rauchfuß: „Reise nach Deutschland im Jahre 1874"; L. Siemerding: „Norddeutsche Skizzen"; R. Glaß: „Nach Süden, empfindsame Reise".

Die deutschen Reichslande werden geschildert von E. H. Th. Huhn: „Deutsch-Lothringen. Landes-, Volks- und Ortskunde"; Margaretha Spörlin: „Elsässische Lebensbilder"; H. T. Luks: „Das Reichsland Elsaß-Lothringen".

Rein wissenschaftliche Schriften sind: A. Ulrici: „Die Völker am Ostseebecken", und J. Pertsch: „Die Darstellung Europas in dem geographischen Werke des Agrippa".

Von den **naturwissenschaftlichen Werken** sind diejenigen, welche der strengen Fachgelehrsamkeit angehören, überhaupt aus dem Rahmen dieser Blätter ausgeschlossen. Die Darstellung von der Entwickelung der Welt und des Menschen, die Schöpfungsgeschichten und was damit zusammenhängt, finden in der Gegenwart besondern Anklang: E. Haeckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte"; A. Dodel: „Die neuere Schöpfungsgeschichte"; C. Sterne: „Werden und Vergehen"; L. Agassiz: „Der Schöpfungsplan", von C. G. Giebel in Deutschland eingeführt; J. Kuhl: „Die Anfänge des Menschengeschlechts"; G. Seidlitz: „Die Darwin'sche Theorie"; A. Weismann: „Studien zur Descendenztheorie"; G. Jaeger: „In Sachen Darwin's besonders contra Wigand"; A. Rauschenbusch: „Sind Mensch und Affe stammverwandt?" J. Huber: „Zur Kritik moderner Schöpfungslehren"; A. W. Volckmann: „Zur Entwickelung der Organismen"; P. Gerhard: „Der erste Mensch"; Sir J. Lubbock: „Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts", deutsch von A. Passow; E. Hallier: „Die Weltanschauung des Naturforschers"; F. Körner: „Die Erde, ihr Bau und organisches Leben"; A. Boué: „Einige Bemerkungen über das Alluvialgebiet"; R. Mallet: „Ueber vulkanische Kraft"; F. Kerz: „Die Entstehung des Sonnensystems"; H. Baumgärtner: „Die Weltzellen".

Andere naturwissenschaftliche Werke sind: E. Mach: „Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen"; H. Scheffler: „Die Theorie der Wärme"; A. Krczmár: „Bemerkungen und Erläuterungen zur kurzen Darstellung der Mechanik der Wärme"; C. Neumann: „Vorlesungen über die mechanische Theorie der Wärme"; B. Riemann: „Schwere, Elektricität und Magnetismus"; J. Mach und J. Wosika: „Ueber einige mechanische Wirkungen des elektrischen Funkens"; J. F. J. Schmidt: „Studien über Erdbeben"; E. Sueß: „Die Erdbeben des südlichen Italien"; C. Riel: „Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden"; F. W. Looff: „Geschichte der Astronomie"; A. Secchi: „Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphilosophie, deutsch von L. R. Schulze"; J. G. Lüdde: „Die Sonne im Dienste der Kartographie"; R. Martin: „Die letzten Elemente der Materie"; J. Diekmann: „Ueber das Verhältniß zwischen Kraftaufwand und geleisteter Arbeit in Natur und Technik": W. His: „Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung"; L. Büchner: „Physiologische Bilder", zweiter Theil; F. A. von Hartsen: „Neue chemische Untersuchungen" und „Die philosophischen Grundlagen der Chemie"; E. Straßburger: „Ueber Zellbildung und Zelltheilung"; M. J. Schleiden: „Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben"; K. Ruß: „Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben" und „Durch Feld und Wald", zweite Auflage.

Von den **Sammelwerken** auf diesem Gebiete haben „Die Naturkräfte, eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek", es bis zum dreiundsechzigsten Bande gebracht: „Macht des menschlichen Körpers" von J. Kollmann. Von der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" ist der achte bis siebzehnte Band erschienen, welche theils Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts, theils solche zur socialen Frage enthalten: E. Lommel: „Das Wesen des Lichts"; B. Stewart: „Die Erhaltung der Energie"; J. B. Pettigrew: „Die Ortsbewegung der Thiere"; Henry Maudsley: „Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken"; Julius Bernstein: „Die fünf Sinne des Menschen"; John William Draper: „Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft"; Herbert Spencer: „Einleitung in das Studium der Sociologie"; Josiah P. Cooke: „Die Chemie der Gegenwart"; Karl Fuchs: „Vulkane und Erdbeben".

Von dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" liegen die ersten drei Bände der zwölften Auflage vor, während der „Bilder-Atlas" nebst dem „Erläuternden Text" in zweiter vollständig umgearbeiteter Auflage zum Abschluß gelangt ist.

Außer Gutzkow's „Gesammelten Werken", deren Ausgabe bis zum zwölften Band gediehen ist, liegt auch der erste Band von Heinrich Laube's „Gesammelten Schriften" vor, welche auf 15 Bände berechnet sind. Paul Heyse hat die „Gesammelten Werke" von Hermann Kurz in zehn Bänden herausgegeben. Von Levin Schücking und Heinrich Koenig sind „Ausgewählte Romane" erschienen. Von „Friedrich's des Großen ausgewählten Werken" in der deutschen Uebersetzung von H. Merckens liegt die erste Abtheilung der zweiten Hälfte des zweiten Bandes vor. A. Geiger's „Nachgelassene Schriften" sind in fünf Bänden von L. Geiger herausgegeben worden Von den gesammelten prosaischen Schriften von A. Knapp liegt der zweite Theil biographischen Inhalts vor. Der „Allgemeine deutsche Verein für Literatur" veröffentlicht Bände der zweiten Serie. Der erste Jahrgang (1875) der „Bibliothek deutscher Originalromane" umfaßt 24 Bände. Außerdem erschienen H. Schaumberger's „Gesammelte Werke" (meistens Erzählungen), R. Kilchsperger's „Sämmtliche Dichtungen", C. G. J. Sailer's „Ausgewählte Werke", Bertram's „Gesammelte Schriften".

Zahlreich sind die Anthologien. Von T. Storm's „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" erscheint eine illustrirte Ausgabe. Außerdem erwähnen wir: J. Hartmann: „Liederschatz der deutschen Mutter"; R. von Belzig: „Frauenliebe und Leben"; W. Lindemann: „Blumenstrauß aus geistlichen Gedichten des deutschen Mittelalters"; K. Walcker: „Aussprüche der deutschen Classiker

und Friedrich's des Großen über Politik, Nationalökonomik, Kirche und Heerwesen"; „Fürstliche Poeten", herausgegeben von F. X. Seidl.

Zahlreich sind auch die Studien, Essays und Sentenzensammlungen, welche dem weiten Gebiet einer vermischten Literatur angehören, aus der wir zum Schluß folgende Werke herausheben: Karl Rosenkranz: „Neue Studien"; G. Rümelin: „Reden und Aufsätze"; F. Frank: „Auf der Warte. Zeitgemäße Studien und Betrachtungen"; L. Robert: „Erlebnisse und Studien in der Gegenwart"; H. Seidel: „Aus der Heimat. Studien"; H. Dorn: „Ostracismus, ein Gericht Scherben"; E. Reich: „Studien über die Volksseele"; J. G. Kohl: „Kleine Essays"; A. Jung: „Panacee und Theodicee"; Mises: „Kleine Schriften"; Siegmey: „Feurige Kohlen"; J. Wimmer: „Aphorismen über Zeitfragen"; O. Blumenthal: „Allerhand Ungezogenheiten"; J. Janssen: „Zeit- und Lebensbilder"; M. Brasch: „Moses Mendelssohn. Lichtstrahlen aus seinen philosophischen Schriften"; Marianne Beyer: „Das kleine Laienbrevier für sinnige Frauen und Jungfrauen"; „Nach der Hochzeit. Der Ehe Wohl und Wehe, deutsche Dichterstimmen"; und eine recht sinnige Sammlung: J. Tandler's „Spruchbüchlein".

Diese Uebersicht, die nur für die schöne Literatur, Geschichte und Philosophie darauf Anspruch macht, erschöpfend zu sein, soweit dies auch der fleißigsten Zusammenstellung bei der Unvollkommenheit alles Irdischen möglich ist, auf den übrigen Gebieten aber alles hervorgehoben hat, was nicht ganz im strengen Gewande der Wissenschaft erscheint oder sich überhaupt für feste Rubriken einfangen läßt, beweist den unermüdlichen Fleiß der schaffenden, ordnenden, aneignenden und sammelnden deutschen Kräfte; ob sich aber zufällig ein unsterbliches Werk in Reih und Glied dieser aufmarschirenden Bücherbataillone verirrt hat: dies zu entscheiden, erklären wir uns für incompetent.

Rudolf Gottschall.

Pädagogische Literatur.

1. Von der Wiege bis zur Schule an der Hand Friedrich Fröbel's. Von Bertha Meyer. Berlin, Staude. 1874. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Bilder aus dem Schulleben. Von Lauckhard. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Gesammeltes und Eigenes aus dem Tagebuche eines alten Schulmannes. Ausgewählt, geordnet und herausgegeben von H. M. F. Otto. Eisenach, Bacmeister. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Ueber die Poesie in der Schule. Ein Wort an Lehrer und Schulfreunde von G. Huyssen. Barmen, Klein. 1874. 8. 75 Pf.

Daß Erziehung und Lehre, in weitester Bedeutung genommen, nicht erst mit dem sprechenden oder gar dem schulbesuchenden Kinde, sondern schon mit dessen Eintritt in die Welt zu beginnen habe, ist eine Wahrheit, die jetzt wol kaum mehr bezweifelt wird. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie der noch vegetirende kleine Säugling genährt, gekleidet und gebettet wird; schon in den ersten Monaten kann das Kind auf Lebensdauer hinaus verwöhnt werden, schon in den ersten Monaten kann mangelhafte Pflege und mangelhafte Beobachtung einen Keim zu späterm Siechthum legen oder ihn reifen lassen und so auch das intellectuelle und moralische Gedeihen beeinträchtigen. Es wird heute kein rationeller Pädagog eine Erziehungslehre schreiben, ohne der physischen Erziehung ein ganz besonderes Kapitel zu widmen. Diese erste Erziehung des kleinen Weltbürgers ist aber vor allen Dingen Aufgabe des Hauses und ganz besonders Aufgabe der Mutter, welche die Natur ja mit einem so reichen Schatz von Liebe ausgestattet hat, alle die Mühen und Sorgen, die das Kind verursacht, freudig und willig zu ertragen, ja sogar die größte Freude an den mannichfachen Sorgen zu finden.

Eine auf dem Gebiete der Kindererziehung wohlbekannte Dame, Vorsteherin der Anstalt zur Ausbildung von Kindermädchen in Berlin, Bertha Meyer, wendet sich in ihrer Schrift: „Von der Wiege bis zur Schule" (Nr. 1), an die Mütter und erwachsenen Töchter des deutschen Volks, sie über die Pflege des Kindes und über die Anregung seiner geistigen Fähigkeiten im Sinne Fröbel's zu belehren.

In liebevoller und anmuthiger Weise führt Frau Meyer ihre Schülerinnen, die gewiß gern den Worten der verständigen Lehrerin lauschen, an die Wiege — nein, an die Bettstelle des Neugeborenen, Lehren über die richtige Körperpflege ertheilend; sie läßt jetzt aber das Kind nicht aus den Augen, es gibt immer etwas Neues in Betreff des mehr und mehr heranwachsenden Kindes zu lernen. Was die Mutter zu thun hat, wenn das geistige Leben des Kleinen sich regt, wie sie mit ihm spielen und tändeln soll, wie jetzt der Keim zur Sittlichkeit gelegt werden soll, alles dies versteht Frau Meyer schön vorzutragen. Das dritte Lebensjahr soll nun das Kind über die Schwelle des Kindergartens treten sehen, damit durch das nach Angabe Fröbel's geordnete Spiel das Kind sich anregend und angenehm beschäftige. Die Verfasserin, welche zwar den Besuch des Kindergartens sehr warm empfiehlt, meint jedoch nicht, daß an jeden der Anspruch gestellt werden solle, seine Kinder in den Kindergarten zu schicken, doch hält sie es für sehr empfehlenswerth, daß jede Mutter sich die Lehren Fröbel's anzueignen und sich mit dessen System, welches die Verfasserin uns ziemlich ausführlich vorführt, vertraut zu machen suche, damit sie im Hause ihre Kinder im Geiste dieses großen Erziehers leite. Eine recht anschauliche Darstellung der Thätigkeit im Kindergarten beschließt dieses schöne Buch.

Haben wir jetzt das Vorschulleben kennen gelernt, hat eine Frau uns Kinderstube und Kindergarten vorgeführt, so gewinnen wir durch meisterhafte Zeichnungen eines bewährten Schulmannes einen Einblick in das eigentliche Schulleben. Was die Schule sein, wie sie geführt, wie in derselben gelehrt und erzogen werden soll, machen uns die „Bilder aus dem Schulleben" (Nr. 2) anschaulich. Der Name Lauckhard ist dem Buche Empfehlung genug;

die Form der Essays, welche der Verfasser für die Besprechung seiner pädagogischen Anleitungen gewählt hat, werden das Buch zu einer beliebten Lektüre der Lehrerwelt machen. Auch der bereits erfahrene Lehrer wird nicht, ohne manches Neue und Treffliche für seinen Beruf gelernt zu haben, das gediegene Buch aus der Hand legen.

„Gesammeltes und Eigenes" (Nr. 3) enthält eine Reihe von Aussprüchen über Erziehung, welche, wie der Titel andeutet, theils den Werken unserer Classiker und pädagogischen Schriftsteller entnommen sind, theils des Verfassers, des Vaters des Herausgebers, Eigenthum sind. Dieselben sind unter vier Rubriken gruppirt: „I. Bildung"; „II. Erziehung"; „III. Unterricht"; „IV. Für das innere Leben des Lehrers". Der Verfasser steht auf streng kirchlichem Boden und bekennt offen seinen Gegensatz zu Pestalozzi und Diesterweg. Nichtsdestoweniger erkennt er die hehre Bedeutung des letztern an und widmet diesem einen warmen Nachruf.

Ein gutgemeintes, wenn auch nicht eben viel Neues bietendes Schriftchen ist das von G. Huyssen: „Ueber die Poesie in der Schule" (Nr. 4). Es will zeigen, daß die Schule „so recht eine Pflanz- und Pflegstätte wie für die Religion des Herzens, so für die Poesie des Lebens, und zwar nicht blos für die Kinder, sondern auch für den Lehrer" ist. Den Kindern bietet die Schule mit ihren schönen und saubern Räumlichkeiten ein liebes Heim, in welchem der Schmerz der oft ärmlichen Häuslichkeit vergessen wird. Durch liebevolles Verhalten möge aber der Lehrer dafür sorgen, daß die Schule den Kindern stets eine neue Lust bleibe und nicht zur neuen Last werde. Er sei deshalb rücksichtsvoll in seinen Anforderungen. Die Lehrgegenstände sollen die poetische und ideale Seite, die ein jeder derselben hat, hervortreten lassen, und selbst in der Strafe werde jede Härte vermeiden. Daß auch die kleinen Festlichkeiten, die im Schulleben vorkommen, zur Poesie der Schule gehören, ist natürlich, und gewiß wird jeder Pädagoge derselben nicht entrathen wollen, doch möchten wir uns entschieden dagegen aussprechen, daß der Geburts- oder Namenstag des Lehrers in die Reihe der Schulfeste aufgenommen werde. Wir glauben, daß nichts so sehr die Autorität des Lehrers schädigen kann, als das Feiern seines Geburtstags, bei welcher ja das Geschenkegeben, wenigstens von seiten der Kinder als unerlaßlich angesehen wird. Der treue Lehrer wird aber auch an sich die Macht der Poesie, welche in dem Schulleben liegt, empfinden, er selbst wird in der Umgebung der Kleinen ewig frisch und jung bleiben. „Freilich", meint der Verfasser aber, „muß der Lehrer, um dieses Segens theilhaftig zu werden, die Sorgen seiner äußerlich oft ungünstig gestalteten Lebensverhältnisse überwinden und den Undank der Welt, der ihm oft entgegentritt, vergessen können, wenn er in die geweihten Hallen seiner Schule eintritt." Ja, das ist allerdings ein sehr guter Rath und gewiß beherzigenswerth; das ist aber das Traurige, daß der Rath gar so schwer befolgt werden kann. Die Prosa des Lebens ist nur zu oft zu mächtig, als daß die Poesie zu ihrem Recht kommen könnte. Die hungernden Kinder, das darbende Weib und den eigenen knurrenden Magen mitten im Lärmen einer achtzig Köpfe starken Schuljugend zu vergessen, dessen sind leider zu wenig Menschen fähig, und wenn sie auch Lehrer wären. Es ist sehr schön, jemand mit seinem Berufe auszusöhnen, ihm die Lichtseiten desselben zu zeigen, um ihn die Schattenseiten vergessen zu lassen, und gewiß eine That, würdig eines evangelischen Divisionspfarrers; doch außer dem köstlichen Hinweis auf den innern Lohn und den im Jenseits wäre wol eine Apostrophe an die Regierungen am Platze gewesen, die ungefähr folgendermaßen hätte lauten können: Das Lehrerleben kann reich an Poesie sein; thut ihr das Eurige in Besserstellung der Lehrer, daß diese Poesie zu ihrem Recht gelange!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine Prachtausgabe der „Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen", deren Text Edmund Zoller neu bearbeitet hat, ist mit Illustrationen von Gustav Doré, und zwar schon in zweiter Auflage, im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen. Die Illustrationen, welche die schwierige Aufgabe haben, phantastisch Unmögliches sichtbar darzustellen, sind mit der gewohnten Gewandtheit des Höllenillustrators ausgeführt, dessen Griffel vor keinem gewagten Kapitel in der Aesthetik des Häßlichen zurückschreckt. Man sieht den Helden auf der Kanonenkugel reiten, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen u. s. f. Das Werk selbst, dieser naive Münchhausen, hat in neuer Zeit ein erneutes Interesse gefunden, seitdem die Münchhausiaden auf dem breiten Grund der naturwissenschaftlichen und mathematischen Kenntnisse, also aus einem himmelschreienden Contrast heraus in den Schriften von Jules Verne eine Wiedergeburt gefeiert haben, durch welche sogar die deutsche Bühne unsicher gemacht wird.

— Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" liegen der einunddreißigste und zweiunddreißigste Band: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" und „Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790", in zweiter Auflage vor. Interessant ist es, wie der greise Historiker in der Vorrede seine Darstellungsweise rechtfertigt. „Unmöglich wäre es", sagt er, „unter allen Kämpfen der Macht und der Ideen, welche die größten Entscheidungen in sich tragen, keine Meinung darüber zu haben. Dabei aber kann doch das Wesen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben, denn dies besteht nur darin, daß man die agirenden Mächte in ihrer Stellung anerkennt und die einer jeden eigenthümlichen Beziehungen würdigt. Man sieht sie in ihrem besondern Selbst erscheinen, einander gegenübertreten und miteinander ringen; in diesem Gegensatze vollziehen sich die Begebenheiten und die weltbeherrschenden Geschicke. Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit."

Theater und Musik.

Friedrich Hackländer's Lustspiel „Diplomatische Fäden" ist in neuer, gekürzter und umgearbeiteter Gestalt am leipziger Stadttheater zur Aufführung gekommen, hat aber wenig angesprochen. Die Häufung des Unwahrscheinlichen, das Grobkörnige der kleinstaatlichen Intriguen und die wenig glückliche Mischung der sich vordrängenden possenhaften Motive mit der ernstern Haupthandlung ließen keinen vollen Erfolg zu.

— Ernst Eckstein wendet sich jetzt auch der Bühne zu. Sein Schwank „Ein Besuch im Carcer" hat in Hannover große Heiterkeit erregt, und sein fünfactiges Lustspiel „Der russische Diplomat" ist am gratzer Stadttheater mit durchschlagendem

Erfolg gegeben worden. Die Kritik nennt es ein Stück, das hauptsächlich für das gebildete Publikum geschrieben ist, ein distinguirtes Bühnenwerk von feinem, gentlemanlikem Humor.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein Comité, in welchem sich Emil Rittershaus und Dr. Levin Schücking neben Vertretern des westfälischen Adels, der Regierung und der Wissenschaft befinden, beabsichtigt der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ein Denkmal zu setzen, eine auf ein geschmackvolles Postament erhobene Büste in Erzguß, und fordert zu Beiträgen auf. Mit Recht wird der Dichterin in dem Aufrufe besonders der hohe Seelenadel ihrer Anschauungen und die unübertroffene Meisterschaft ihrer Naturdarstellung nachgerühmt.

— Otto Friedrich Gruppe ist am 8. Januar in Berlin gestorben, nachdem er seit 24. October v. J. an den Folgen eines Schlagflusses erkrankt war. Er war 1804 zu Danzig geboren, studirte seit 1825 in Berlin, wurde 1830 Mitarbeiter der „Allgemeinen preußischen Staatszeitung", arbeitete 1842 im Cultusministerium und wurde 1844 zum außerordentlichen Professor an der Universität in Berlin ernannt, 1863 zum ständigen Secretär der königlichen Akademie der Wissenschaften. Gruppe war ein vielseitiger Gelehrter. Als Philosoph war er ein Eklektiker, Gegner der philosophischen Systeme, besonders Hegel's, den er in seinem „Antäus" (1831) und mehrern andern Schriften bekämpfte. Als Dichter zeigte er Talent für epische Darstellung, besonders in „Königin Bertha" (1848), „Theudelinde" (1849), „Firdusi" (1856). Weniger glücklich war er im Drama, in der Fortführung des Schiller'schen „Demetrius" (1861), in „Otto von Wittelsbach" (1860). Am bedeutendsten war Gruppe wol als Kritiker und Literarhistoriker. Sehr werthvoll ist sein Werk über „Die römische Elegie", „Ariadne, über die tragische Kunst der Griechen" (1834) und sein unvollendetes literarhistorisches Werk „Leben und Werke deutscher Dichter" (1864 fg.).

Bibliographie.

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. Ausgabe für Bücherfreunde. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 6 M.

Broughton, Miß Rhoda, Esther. (Red as a rose is she.) Roman. Aus dem Englischen von Julie Dohmke. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Butler, Frau Josephine E., Oeffentliche Moralität. Eine Stimme in der Wüste. Neuchâtel, Sandoz. 1875. Gr. 8. 90 Pf.

Candidatenfahrten. Aus den Papieren eines schwäbischen Pfarrers. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dahn, F., Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875. 8. 3 M.

Dewall, J. van, Else Hohenthal. Roman. Stuttgart, Hallberger. 1875. Gr. 8. 5 M.

Dittes, F., Schule der Pädagogik. Gesammtausgabe der Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 10 M.

Döring, Maria, Hauspoesie. Festspiele und Gelegenheitsgedichte, Fremdes und Eigenes. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 16. 3 M.

Dreyer, L., Savonarola. Trauerspiel. Pinneberg. 1874. 8. 1 M.

Dufour, G. H., Der Sonderbunds-Krieg und die Ereignisse von 1856. Eingeleitet durch eine biographische Skizze. Basel, Schwabe. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Eberhardt-Bürck, Adelheid, Hildegarde. (Drama.) Nach einer Rheinsage gedichtet. Basel, Riehm. 8. 2 M.

Eckstein, E., Initium fidelitatis. Humoristische Gedichte. Leipzig, Hartknoch. 16. 1 M.

— — Lisa Toscanella. Novelle. Stuttgart, Richter u. Kappler. Gr. 16. 3 M.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. 4ter Thl.: Genoveva. Hans Wurst als Teufelsbanner. Almanda, die wohlthätige Fee. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Engelhardt, E., Das Bekenntniß auf dem Todtenbette. Eine Criminalgeschichte. Dresden, Lohse u. Kadler. 8. 40 Pf.

Ernst, A., Tournüromanie. Vertraulicher Briefwechsel zwischen zwei jungen Frauen. München, Braun u. Schneider. 1875. 8. 1 M.

Fiedler, C., Das deutsche Theater, was es war, was es ist, was es werden muß. Leipzig, T. O. Weigel. 1875. Gr. 8. 6 M.

Forstenheim, A., Caterina Cornaro. Historisches Drama. Wien, Wallishausser. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gaborian, E., Zwölf Millionen. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 9 M.

Plattdeutsche Gedichte zum Declamiren, von J. F. Ahrens, D. Bartels, A. Bielfeld 2c. Hamburg, Richter. 8. 1 M. 20 Pf.

Gerok, K., Jugenderinnerungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 5 M.

Gottschall, R., Erzählende Dichtungen. 1ster Bd.: Carlo Zeno. 3te Aufl. Breslau, Trewendt. 16. 1 M. 50 Pf.

Govean, F., Jesus Christus. Drama. Aus dem Italienischen. Leipzig, Schulze u. Comp. Gr. 16. 60 Pf.

Grabowsky, S. Graf, Die Entführung. Criminal-Novelle. Berlin, Brigl. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.

Grabowska, Thekla, Frauenhaß und Frauenliebe. Erzählung. Dresden, Lohse u. Kadler. 1875. 8. 40 Pf.

Grotefend, H., Ueber Sphragistik. Beiträge zum Aufbau der Urkundenwissenschaft. Breslau, Max u. Comp. 1875. Gr. 8. 1 M.

Grimm, H., Funfzehn Essays. Neue Folge. Berlin, Dümmler. 1875. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Grosmann, J., Kaiserin Bertha. Cultur-historische Abhandlung. Thorn, E. Lambeck. 1875. Gr. 8. 75 Pf.

Groth, K., Ut min Jungsparadies. Dree Vertellen. Berlin, Stilke. 8. 2 M. 70 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Vier Lebensbilder aus dem Tagebuche einer Schwester des dritten Ordens. Augsburg, Schmidt. 1875. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Verbotene Früchte. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 6 M.

Hallier, E., Naturwissenschaft, Religion und Erziehung. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 4 M.

Hansjacob, H., Herimann, der Lahme von der Reichenau. Sein Leben und seine Wissenschaft. Mainz, Kirchheim. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Helfert, J. A. Freih. v., Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Der ungarische Winter-Feldzug und die octroyirte Verfassung. December 1848 bis März 1849. 1ster Thl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 10 M.

Heßlein, B., Jüdische Geschichten. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoefer, E., Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 7 M.

Horn, O., Aus zwei Feldzügen. Drei bairische Geschichten. 2 Bde. Leipzig, Dege. Gr. 8. 9 M.

Amerikanische Humoristen. 6ter u. 7ter Bd.: Das vergoldete Zeitalter. Roman von Mark Twain und C. Dudley Warner. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. 2 Thle. Leipzig, Grunow. Gr. 8. à 6 M.

Hunziker, O., Wallenstein als Landesherr, insbesondere als Herzog von Meklenburg. Zürich, Schabelitz. 1875. 8. 2 M.

Jäger, A., Meine Bildungsgeschichte. Herausgegeben von L. Schlesinger. Prag. 1874. Lex.-8. 1 M.

Kind, A., Teleologie und Naturalismus in der altchristlichen Zeit. Der Kampf des Origenes gegen Celsus um die Stellung des Menschen in der Natur. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 1 M.

Lange, H., Atlas der Geographie. 28 Karten in Lithographie und Farbendruck nebst erläuterndem Texte von O. Ule. Leipzig, Brockhaus. 1875. Folio. 11 M.

Romantische Lesehalle. 1ster Bd. 7tes Heft: Das Ende des Hauses Frangepani. Historischer Roman aus den Tagen Kaiser Leopold's I. von R. Hellbach. Wien, Wenedikt. 1875. Gr. 8. 30 Pf.

Löher, F. v., Griechische Küstenfahrten. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M.

Miller-Hauenfels, A. R. v., Die Gesetze der Kometen abgeleitet aus dem Gravitationsgesetze. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1875. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. (1795—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Mueller, v., Geschichte des Grenadier-Regiments Prinz Carl von Preußen (2tes Brandenburgisches) Nr. 12. 1813—1875. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 11 M.

Obentraut, A. Ritter v., Kleine Gedanken über eine grosse Frage. Eine Studie über unsere Verwaltungsreform. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Oehlmann, G., Die jüngsten religiösen Bewegungen und ihre Würdigung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die staatsrechtliche Opposition in Oesterreich. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 75 Pf.

Ottmann, M., Deutsches Heldenbuch. Den Helden zur Erinnerung, den Hinterbliebenen zum Trost, der Jugend zum Vorbild. 1stes Heft. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 50 Pf.

Das Papstthum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart. Dargestellt von H. M. E. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 M.

Pfaff, A., Heinrich Moser. Ein Lebensbild. Schaffhausen, Brodtmann. 1875. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Pfleiderer, O., Die deutsche Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Theologie der Gegenwart. Eine Einleitungsvorlesung. Berlin, G. Reimer. 1875. Gr. 8. 30 Pf.

Roepell, R., Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Scheffer-Boichorst, P., Die Chronik der Dino Compagni. Kritik der Hegel'schen Schrift „Versuch einer Rettung". Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 3 M.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. XI. Verhandlungen der dritten Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik am 10., 11. und 12. October 1875. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom ständischen Ausschuß. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Vischer, F., Göthe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1875. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 27. Januar 1876.

Zur Politik und über Tagesfragen.

1. Die hohe Bedeutung der neuern Rechtsphilosophie im allgemeinen und insbesondere für den Rechtsstaat. Eine Berufung an die Denkenden des Volkes und seine Vertreter von H. Freih. von Leonhardi. Prag, Tempsky. 1874. Gr. 8. 60 Pf.
2. Das Princip der Strafe in seinem Ursprung aus der Sittlichkeit. Eine philosophisch-juristische Abhandlung von Arnold Kitz. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Abhandlungen zur Reform der Gesetzgebung. Von Heinrich Jaques. I. Grundlagen der Preßgesetzgebung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 2 M.
4. Der Kampf ums Recht. Von Rudolf von Jhering. Vierte Auflage. Wien, Manz. 1874. 8. 1 M.
5. Institutionen des praktischen Völkerrechts in Friedenszeiten mit Rücksicht auf die Verfassung, die Verträge und die Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Von Adolf Hartmann. Hannover, Meyer. 1874. Gr. 8. 5 M.
6. Die Civilehe vom kirchlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte aus beleuchtet und vertheidigt. Von G. Huyssen. Köln, Römke u. Comp. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Die Schlagwörter Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in ihrer ethischen, socialen und politischen Anwendung. Von James Fitzjames Stephen. Aus dem Englischen übersetzt von Ernst Schuster. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1874. Gr. 8. 4 M.

Der Anhänger Krause's, der vor kurzem verstorbene Professor von Leonhardi, spricht in der Schrift Nr. 1 von der hohen Bedeutung, welche die Rechtsphilosophie ihrem Begriffe nach für die Rechtswissenschaft und für das Rechtsleben hat, beleuchtet von diesem Standpunkte aus das wirkliche Leben und fragt, ob die Staaten der gebildeten Völker den Anforderungen eines Rechtsstaats vollständig genügen, oder denselben in vielen Punkten widersprechen. In dem Verhalten der einzelnen Staaten zueinander findet er den Mangel einer bleibenden schiedsrichterlichen Veranstaltung als den „ärgsten Verstoß" gegen das Recht; er bekämpft die allgemeine Wehrpflicht und die stehenden Heere und plaidirt für Friedenscongresse. Auch in den innern Verhältnissen der Staaten sieht er, besonders in der Finanzgesetzgebung und im Polizeiwesen, mehr eine Herrschaft der Macht als des Rechts. Als das beste Mittel, um die rechtlosen Zustände aus dem modernen Staate zu verbannen und dieselben ihrem Ziele, wirkliche Rechtsstaaten zu sein, näher zu bringen, empfiehlt er die Ausdehnung des Unterrichts in der Rechtsphilosophie, natürlich zunächst in ihren Grundzügen, auf die Volksschulen und noch mehr auf die mittlern und höhern Schulen. Hier sollen in allgemeinfaßlicher Weise die allgemeinen Rechtsbegriffe dargelegt und das Verständniß derselben geweckt werden. Um zur Ausarbeitung einer zum Schulunterricht brauchbaren Schrift über Rechtsphilosophie aufzumuntern, erklärt sich der Verfasser bereit, für eine als preiswürdig befundene Schrift von etwa zehn Druckbogen ein Honorar von 200 Gulden zu bezahlen. Daß übrigens Leonhardi bei aller Vorliebe für Unterrichtsfreiheit dieselbe nicht von den Klerikalen in französischer Manier ausbeuten lassen wollte, zeigt er bei verschiedenen Gelegenheiten und an verschiedenen Beispielen aus der neuern österreichischen Geschichte, wozu ihm die innsbrucker Zustände ein günstiges Material lieferten.

In seiner Schrift über „Das Princip der Strafe" (Nr. 2) schickt Arnold Kitz zuerst einige Bemerkungen voraus, um seinen allgemeinen Standpunkt klar zu stellen. Da das Recht in der Sittlichkeit wurzelt, so hat das Verbrechen als Rechtsverletzung zugleich auch die Zuwiderhandlung gegen das Sittengesetz zur Voraussetzung. Und da das Princip der Sittlichkeit aus dem göttlichen Willen abzuleiten ist, der uns durch die Aussprüche unsers Gewissens kundgegeben wird, so ist das Verbrechen auch eine Verletzung der göttlichen Gebote. Die „Wiederaufhebung der unsittlichen Handlung überhaupt" findet statt durch die Willensumkehr, die Wiederaufhebung der unsittlichen Handlung als Rechtsverletzung erfolgt durch das Strafgericht des Staats. Es ist die Aufgabe des letztern, den Zuwiderhandlungen gegen die Postulate der sittlichen Freiheit entgegenzutreten, und er erfüllt dieselbe, indem er

dem Verbrecher ein seinem Verbrechen entsprechendes Leiden zum Zweck der Willensumkehr auferlegt. Mit dieser Theorie steht am meisten im Einklang die Freiheitsstrafe, da bei dieser mit den Leiden die Einwirkung auf den Verbrecher zu seiner Besserung von selbst gegeben ist; am wenigsten läßt sich damit vereinigen die Todesstrafe, sofern sie ein Leiden auferlegt, über dessen Maß und Tragweite dem Gesetzgeber das genaue Verständniß fehlt und das dem Verbrecher die Möglichkeit der Besserung abschneidet. Daher erklärt der Verfasser die Todesstrafe für verwerflich. Hierüber denken bekanntlich Juristen und Nichtjuristen sehr verschieden, und es ist zu bezweifeln, ob diese Frage je ihre endgültige Lösung finden wird, da immerhin gesagt werden kann, daß der Verbrecher von der Gefangennehmung bis zur Hinrichtung eine geraume Zeit hat zur Bewerkstelligung seiner Willensumkehr, und daß der Staat nicht blos die „absolute Verpflichtung" hat, auf den Willen des Verbrechers in dieser Richtung einzuwirken, sondern auch diejenige, die bürgerliche Gesellschaft vor den Attentaten der Mörder zu schützen.

Interessant ist in Heinrich Jaques' Schrift „Abhandlungen zur Reform der Gesetzgebung" (Nr. 3) die historische Einleitung, in welcher er die Kämpfe um Preßfreiheit von der Römerzeit bis auf unsere Tage nach ihren wesentlichsten Momenten schildert. Das Maß der Freiheit in Rede, Schrift und Presse ist ihm der Gradmesser für die gesammte politische Freiheit. Er beginnt mit den Zeiten des Kaisers Tiberius, geht über auf die kirchliche Büchercensur, spricht von der veränderten Stellung der Presse infolge der Erfindung der Buchdruckerkunst, von der Reaction der weltlichen und kirchlichen Behörden gegen die dem einzelnen Schriftsteller erwachsende Macht, von der Opposition englischer Schriftsteller und Parlamentsmitglieder gegen die Censur, von der Aufhebung der Censur in England, in den Vereinigten Staaten und in Frankreich während der Revolution sowie von ihrer Wiedereinführung in der Restaurationsepoche, und schließt mit den Errungenschaften des Jahres 1848 und der darauffolgenden Reaction. Als Fundamentalprincip der Preßgesetzgebung bezeichnet er das Recht des Einzelnen und der Gesammtheit auf freie Meinungsäußerung, sei es auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, sei es zum Zweck der Ueberwachung und Kritik der staatlichen Gewalten oder zur Feststellung neugeforderter Berechtigungen, wogegen er dem Staate das Recht wahrt, die Ausschreitungen der Presse zu bestrafen, doch soll die Bestrafung nicht unter die Willkür der Verwaltung, sondern unter das Gebot des Gesetzes und der nach demselben urtheilenden Gerichtsbehörden gestellt sein. Darauf spricht der Verfasser von der Natur der Preßdelicte, von den polizeilichen Bestimmungen, von der Beschlagnahme, von der Verantwortlichkeit der bei Preßdelicten betheiligten Personen und gibt schließlich in einem Anhang geschichtliches und gesetzgeberisches Material zu der Frage wegen der strafrechtlichen Verantwortlichkeit der Verfasser, Herausgeber, Verleger u. s. w. von Preßerzeugnissen.

Im Frühjahr 1872 hat Rudolf von Ihering in der Juristischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag: „Der Kampf ums Recht" (Nr. 4), gehalten und denselben bald darauf der Oeffentlichkeit übergeben. Es war ihm dabei weniger um den theoretischen als um den ethisch-praktischen Standpunkt, weniger um die wissenschaftliche Erkenntniß des Rechts als um die Förderung derjenigen Gesinnung zu thun, aus der dasselbe seine letzte Kraft schöpfen muß, der Gesinnung einer muthigen und standhaften Behauptung des Rechtsgefühls. Das Recht in seiner historischen Bewegung ist dem Verfasser ein Bild des Suchens, Ringens, Kämpfens, kurz mühseliger Anstrengung. Jahrhunderte sind nöthig, bis ein Volk den Banden der Rechtlosigkeit sich entwindet und durch feste Bestimmungen über privat-, staats- und völkerrechtliche Fragen das bildet, was man den modernen Rechtsstaat nennt. Um aber denselben in seiner Integrität zu erhalten, erklärt der Verfasser es durchaus für nothwendig, daß das einzelne Individuum zu der Einsicht kommt, der Widerstand gegen das Unrecht sei eine Pflicht, und zwar eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst wie gegen das Gemeinwesen. Die Wahrheit dieses Satzes wird vom Verfasser an mehrern Beispielen klar gemacht und dann übergegangen auf die Pflicht des Staats, der, wenn er geachtet dastehen will nach außen, fest und unerschütterlich im Innern, das nationale Rechtsgefühl als sein kostbarstes Gut zu hüten und zu pflegen hat. Doch wird dasselbe nicht blos durch auswärtige Feinde verletzt, sondern die Staatsgewalt verletzt es selbst durch jede willkürliche oder ungerechte Bestimmung, welche sie erläßt oder aufrecht erhält. Zum Schluß stellt der Verfasser noch die Frage auf, ob das heutige gemeine römische Recht den von ihm entwickelten Anforderungen entspreche; er verneint diese Frage entschieden, wobei er im einzelnen seine Gründe in praktischer Weise geltend macht.

„Institutionen des praktischen Völkerrechts" (Nr. 5) nennt Adolf Hartmann sein Buch, weil er nur die wesentlichen Grundzüge und die hauptsächlichsten Rechtssätze entwickeln und darstellen will, und weil er hauptsächlich das Leben der Jetztzeit im Auge gehabt und seine Beispiele möglichst der Geschichte unsers Jahrhunderts entnommen hat. Von dem Begriff, der Begründung und Entstehung des Völkerrechts ausgehend, spricht er zuerst von den Objecten des Völkerrechts oder den Staaten, sodann von den Beziehungen der Staaten zueinander, wie sie sich in der Person der Souveräne, in den Gesandtschaften, in dem Abschluß von Verträgen, in der Aufrechthaltung oder Beeinträchtigung gegebener Zustände und Verhältnisse und endlich in der Störung des friedlichen Verkehrs manifestiren. Das mit vielen gelehrten Citaten ausgestattete Buch ist mit wünschenswerther Klarheit geschrieben und erregt durch Mittheilung zahlreicher historischer Beispiele, welche der neuesten Zeit angehören, besonderes Interesse.

Huyssen's Schrift „Die Civilehe" (Nr. 6) ist auch jetzt, nachdem durch Reichstagsbeschluß die Civilehe im ganzen Deutschen Reiche obligatorisch eingeführt ist, noch lesenswerth. Werden sich doch die Gegner derselben nicht so bald beruhigen und immer wieder die alten Einwürfe geltend machen! Der Verfasser wirft einen historischen Rückblick auf die Eheschließungsform in früherer Zeit, bespricht die Entwickelung der bürgerlichen Eheschließung, die Conflicte, welche zu einer solchen nöthigen, das Interesse der Kirche an der Civilehe, den Unterschied

zwischen Noth-Civilehe, facultativer und obligatorischer, und vertheidigt letztere gegen die verschiedenen von allerlei Seiten gemachten Einwände. Dieselben bestehen hauptsächlich dariu, daß behauptet wird, die Civilehe sei eine irreligiöse, ja antireligiöse Einrichtung, die kirchliche Trauung werde dadurch ganz in Abgang kommen, die Einwirkung des Geistlichen auf die Familie, überhaupt die Stellung der Kirche zum Volke werde dadurch Noth leiden, der Staat dadurch entchristlicht werden. Der Verfasser weist auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse alle diese Einwürfe zurück, gibt statistische Belege dafür, daß auch bei der obligatorischen Civilehe die kirchliche Trennung nur sehr selten nicht begehrt wird, und kann es nicht begreifen, daß die evangelischen Geistlichen der östlichen Provinzen Preußens den etwaigen Verlust an Stolgebühren als Moment gegen die Civilehe in die Wagschale werfen möchten. Er ist vielmehr überzeugt, daß, sobald die Kirche ihre Aufgabe erkennt und erfüllt und keine Gelegenheit versäumt, um in Predigt, Unterricht und Seelsorge für die Hochhaltung des christlich-sittlichen Charakters der Ehe zu wirken, der Beispiele, wo die kirchliche Trauung verschmäht wird, gar wenige sein werden, und daß, wo dies, wie in den großen Centralpunkten der Arbeiterkreise, doch der Fall sei, die Ehe nicht deswegen eine irreligiöse ist, weil sie des Segens der Kirche entbehrt, sondern nur deswegen und insofern, als die Eheleute durchaus irreligiöse Grundsätze haben; denn, sagt der Verfasser mit Recht, eine Ehe kann religiös oder antireligiös sein und geführt werden, abgesehen von der Form, in welcher sie abgeschlossen worden ist.

In seiner Schrift: „Die Schlagwörter Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" (Nr. 7), stellt der Engländer Stephen zuerst eine allgemeine Betrachtung über die Freiheitslehre an, spricht dann über Gedanken- und Discussionsfreiheit, über die Trennung der weltlichen von der geistlichen Macht, und unterzieht ferner die Freiheitslehre in ihrer Anwendung auf die Moral, die Lehre von der Gleichheit und der Brüderlichkeit einer eingehenden Kritik, die Ansichten John Stuart Mill's zu Grunde legend und berichtigend. Der Verfasser leugnet nicht, daß die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" in einem Sinne aufgefaßt werden können, welcher die Einführung derselben als wünschenswerth erscheinen ließe, setzt aber hinzu, daß heutzutage selbst diejenigen, welche jene Worte in der vernünftigsten Auffassung annehmen, sehr geneigt seien, deren Vortheile zu überschätzen, die Nachtheile nicht gehörig zu würdigen, und daß, welche Bedeutung auch diesen Worten untergelegt werde, dieselben nicht geeignet seien, das Glaubensbekenntniß einer Religion zu bilden oder einen Zustand der Gesellschaft zu charakterisiren, welchen ein einsichtsvoller Mensch mit Begeisterung und Aufopferung erstreben sollte. Dabei erweist er sich als einen conservativen Mann, der z. B. Opposition macht gegen die Theorie und Praxis des allgemeinen Stimmrechts, da dasselbe die Tendenz habe, das Verhältniß zwischen Weisheit und Thorheit, das er für das richtige halte, umzukehren. Darin stimmt er mit den Ausführungen des gegenwärtigen Premierministers von England, D'Israeli, überein, wenn derselbe am 13. Mai 1874 sich dem Antrag, das Stimmrecht auf die Landbevölkerung auszudehnen, widersetzte, die Vertheilung des Stimmrechts nicht eine Sache des Rechts, sondern eine Sache des Uebereinkommens nannte und vor Ueberstürzung auf dem Gebiete der politischen Reformen und vor Beförderung des Radicalismus warnte. Die Schrift leidet übrigens an englischer Breite und Weitschweifigkeit und wäre faßlicher und überzeugender, wenn sie mindestens um die Hälfte kürzer wäre.

8. Das Land der Freiheit. Ein Zukunftsbild in schlichter Erzählungsform. Von Ferdinand Amersin. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 1874. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.
9. Die Jesuitenverfolgung in England. Geschichtsbilder aus den Zeiten Elisabeth's und Jakob's I. Von einem Mitglied der Gesellschaft Jesu. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. 1874. 8. 2 M. 70 Pf.
10. Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion. Von Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ferdinand Amersin (Nr. 8) fühlt sich in der Gegenwart unbehaglich: der alte Glaube genügt ihm nicht mehr, und der neue beglückt ihn zu wenig. Er gibt sich darüber keinem Weltschmerz, keiner Verzweiflung hin, sondern der Hoffnung auf die Zukunft. Wenn wirklich Fortschritt im Gang der Welt ist — und das läßt sich ja nicht leugnen —, so muß, denkt er, das Ideal, die Vollendung, die Freiheit oder der Himmel, kurz das höchste Schöne allein in der Zukunft zu suchen sein. Darin liegt nun gleich der Irrthum. Das Ideal, die Vollendung, bringt die Zukunft sowenig, als es die Gegenwart und die Vergangenheit gebracht. Diese und jene Einrichtungen und Zustände werden vervollkommnet werden und ihrem Ideal sich mehr nähern, aber erreichen werden sie es nie; es gibt aber bekanntlich in der Geschichte auch Rückschritte zu verzeichnen, es gibt zuweilen Haltpunkte, wo die Locomotive rückwärts geht und die Arbeit, wenigstens in einigen Culturzweigen, wieder von vorn angefangen werden muß. Auf diese Weise kommt man nicht so schnell vorwärts, namentlich auf dem Gebiete des politischen und socialen Lebens, das eine ganz andere Entwickelung hat als etwa das Gebiet der Physik. Wenn dann der Verfasser als das höchste Gut, nach dem wir alle streben sollen, die Freiheit, die persönliche wie die allgemeine, bezeichnet, dieselbe als die innere Fähigkeit und die äußere Gelegenheit zur Erlangung alles dessen, was uns noththut und was uns gefällt, als die möglichst ungestörte Gelegenheit zu unserer naturgemäßen Entwickelung definirt und sodann sagt, daß der Zukunftsgedanke sich unmittelbar mit dem Gedanken der Freiheit verbinde, oder daß die Zukunft unfehlbar die goldene Zeit der geordneten Freiheit mit sich bringen müsse: so kommt uns dies doch etwas naiv vor. Erscheint uns die goldene Zeit des Alterthums als ein Märchen: so kommt uns die goldene Zeit der Zukunft als eine Phantasie vor, trotz des „unfehlbar", welches Epitheton ohnedies seit dem 18. Juli 1870 sehr an Gewicht verloren hat. Selbst das alttestamentliche Paradies gilt ja nicht mehr für unfehlbar. Wie wenig orthodox klingt die Antwort des Dichters Wieland auf die Frage eines Freundes, wie es ihm auf seiner Rathsschreiberstelle in Biberach gehe! Der Dichter erwiderte: „Ich lebe hier wie im Paradies, nämlich unter lauter Bestien." An letztern wird es, wie im vorigen Jahrhundert in Biberach, so in den weitern

Jahrhunderten auch an allen andern Orten der Welt nie fehlen, und damit wird eine hübsche Portion Schlackenwerk auch der goldenen Zukunft beigegeben sein.

Diese Zukunftsphantasien kleidet der Verfasser in die Form eines social-politischen Romans, in welchem er seinen Helden Heinrich verschiedene Wanderungen und Wandlungen durchmachen läßt und einem Ziele zuführt, wo die schwierigsten Probleme gelöst sind, die politischen, socialen und kirchlichen Fragen sich so einfach beantworten und abwickeln wie ein Mädchenspiel, die Kriege aufhören, der Stuhl St.-Peter's „auf Nimmerwiederaufstehen" fällt, der Deutsche Kaiser seine Krone dem Volke freiwillig zurückgibt, da er im freien Vaterlande kein Herrscher mehr sein wolle, und zum Dank dafür durch die freie Wahl seines ganzen Volks zur Leitung des großen deutschen Vereinsstaats berufen wird. Einen Dr. Jörg von Landshut darf es dann freilich nicht mehr geben.

Wenn der Verfasser der „Jesuitenverfolgung in England" (Nr. 9) sagt, daß „die Christenverfolgung zu zeiten des Heidenthums nicht rücksichtsloser und unmenschlicher gegen die Braut Christi wüthen konnte", als die Regierung der Königin Elisabeth und Jakob's I. gegen die Katholiken, so gibt er sich der nämlichen Uebertreibung hin, wie wir dies von Reichensperger, Windthorst und Consorten längst gewohnt sind. Daß die deutschen Bischöfe für ihren Ungehorsam gegen die Staatsgesetze ein paar hundert Thaler zahlen müssen, in eine höchst anständige Haft abgeführt werden und auf einmal in Scheveningen als Badegäste auftauchen, das stellen diese Herren auf gleiche Linie mit Neronischer und Diocletianischer Christenverfolgung, mit dem Aufenthalt in den Katakomben, mit einem Zusammensperren mit wilden Thieren, mit einer Umwandlung ihres Leibes zu einem Modell für Pechfackeln. Mit diesem übertreibenden Urtheil, das auf der ersten Seite der Vorrede zu lesen ist, hat sich der Verfasser bereits als einen Mann eingeführt, welcher es mit der Wahrheit nicht genau nimmt, bei welchem man also nie weiß, wo die Wahrheit anfängt und die Dichtung aufhört. Seine Glaubwürdigkeit wird dadurch nicht in ein günstigeres Licht gerückt, daß er von dem dritten seiner drei Jesuitenhelden, dem Pater Darbyshire, erzählt, derselbe habe ein hartnäckiges Uebel am Schienbein gehabt, das die Aerzte nicht zu heilen vermochten, und wie sie nun das kranke Glied hätten amputiren wollen, habe der Pater zu dem Apostelfürsten, an dessen Feste die Operation vorgenommen werden sollte, um Hülfe gebetet, worauf er durch dessen wirksame Vermittelung urplötzlich geheilt worden sei. Ja er muthet dem Leser sogar zu, zu glauben, Gott habe dem Pater die übernatürliche Gabe verliehen, zukünftige Dinge vorauszusehen, und führt als Beispiel dafür an, daß Darbyshire die Erwählung eines ihm unbekannten Paters, Namens Claudius, zum Jesuitengeneral voraussagte.

Das Buch enthält eine Lebensskizze der drei in den Jesuitenorden aufgenommenen Engländer Thomas Pounde, George Gilbert und Thomas Darbyshire, schildert deren Gefangennehmung, Verhöre und Kerkerleben und ihre rohe Behandlung durch die Richter. Selbst wenn alles Erzählte auf Thatsachen beruht, müssen wir denn doch bemerken, daß zwischen den Zeiten der Königin Elisabeth und unsern Zeiten hinsichtlich der religiösen Aufregung und Gefahr und hinsichtlich des Bildungszustandes ein großer Unterschied ist, daß man also sehr unrecht thut, den Maßstab unserer Humanität an die Anglikaner und Puritaner des 16. Jahrhunderts anzulegen, und daß die Herren Jesuiten um so mehr Grund hätten, über die Katholikenverfolgung unter der Regierung Elisabeth's wenig Aufhebens zu machen, da unter deren Vorgängerin Maria, welche ihnen doch gewiß sehr sympathisch ist, binnen drei Jahren gegen 300 Protestanten, darunter 55 Weiber und 4 Kinder, auf dem Scheiterhaufen gestorben sind. Wer in einem Glashause wohnt, thut bekanntlich nicht gut, mit Steinen zu werfen.

In seiner Schrift „Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion" (Nr. 10) sucht Hase nachzuweisen, daß ohne dieses Geschichtliche die Religion und der Glaube nicht bestehen könnten. Ausgehend vom Begriff der göttlichen Offenbarung, wonach die Welt mit allem, was darin ist und geschehen ist, als Offenbarung Gottes aufzufassen sei, geht der Verfasser über zu den einzelnen Offenbarungsthatsachen, welche innerhalb dieser großen und allgemeinen Offenbarung das bilden, was man Heilsthatsachen oder das Geschichtliche in der Religion nennt, gottgewollte, bedeutungsvolle Thatsachen, welche das menschliche Geschlecht jedesmal einen Schritt näher zum Heile bringen. Diese Heilsgeschichte hat sich in einer Reihe von geschichtlichen Thatsachen vollzogen, von denen das Auftreten Jesu Christi die bedeutendste ist, und die Urkunde dieser Heilsgeschichte ist die Heilige Schrift als das heilige Geschichtsbuch der Offenbarung. Dieselbe ist nicht blos vom grammatisch-historischen Standpunkte aufzufassen, sondern die den geschichtlichen Thatsachen zu Grunde liegenden ewigen Ideen sind zum Bewußtsein und zum Verständniß zu bringen. Unleugbar, sagt der Verfasser, hat die Bibel ein menschliches Gepräge, finden sich in ihr Irrthümer auf dem Gebiete der Astronomie, Geographie und Weltgeschichte; aber dadurch hat sich der Glaube nicht irremachen zu lassen, denn die göttlichen Wahrheiten hängen davon nicht ab. Darauf spricht der Verfasser vom kirchlichen Dogma, in welchem die geschichtliche Thatsache und die ewige Wahrheit, der Inhalt und die kirchliche Formulirung zu unterscheiden sind; er warnt ebenso sehr vor dem das Dogma einseitig überschätzenden Dogmatismus als vor dem dasselbe unterschätzenden Subjectivismus und erklärt, daß kein Dogma seinem Offenbarungsinhalt nach preisgegeben werden könne ohne Schädigung der Religion, daß aber das Verständniß, die persönliche Auffassung und die wissenschaftliche Darstellung desselben dem Wechsel unterworfen seien. Das auch für Laien verständlich geschriebene Buch macht durch das Maßvolle seiner theologischen Haltung einen guten Eindruck, der wol noch erhöht worden wäre, wenn auf die kirchlichen Streitigkeiten, bei welchen das Geschichtliche und das Erdichtete, vulgo Erlogene, auch eine große Rolle spielt, mehr Rücksicht genommen worden wäre.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 4.)

5. Heinrich Waser. Ein Drama in fünf Aufzügen mit Gesängen von Ludwig Spach. Straßburg, Trübner. 1875. 8. 2 M.

Wir begegnen hier einmal einer ganz eigenartigen Schöpfung; Wahl des Stoffs und Formweise verrathen eine ungewöhnliche Selbständigkeit. Schon deshalb müßte unsere Aufmerksamkeit auf dieses Drama gelenkt werden. Es ist demselben aber auch nachzurühmen, daß es nicht nur einen Anlauf nimmt, sondern im ganzen erreicht, was es anstrebt, und uns nicht ohne jene tiefe und nachhaltige Bewegung von sich läßt, die der künstlichen Mache nie herbeizuführen gelingt und die immer ein Zeichen wahrhaftigen dichterischen Gestaltens ist. In der That ein merkwürdiges, unendlich schwermüthiges Stück, das mir den Eindruck gelassen hat wie etwa Hermann Kurz' Roman „Der Sonnenwirth", wenn schon in den Begebnissen hier und dort nicht die mindeste Aehnlichkeit zu finden ist: der gewöhnliche Mensch, aber doch ein Mensch, im Kampf mit der Verzopftheit und bornirten Convenienz seiner Umgebung, vergebens bemüht, ein paar Quadratfuß Luftraum zum freien Aufathmen zu gewinnen, auf Wege gedrängt, die er gern gemieden hätte, verschuldet mehr durch die Jämmerlichkeit der Zustände um ihn her als durch Mangel an sittlicher Kraft, und zuletzt für ein verpfuschtes Dasein mit dem Tode büßend, weil der Buchstabe des Gesetzes tödtet. Kaum hundert Jahre schreiten wir mit dem Dichter rückwärts, und wir sehen uns wie in einer ganz fremden Welt. War es denn möglich, fragen wir uns mit wachsendem Staunen, in der drückenden Enge dieser politischen und gesellschaftlichen Zustände zu existiren? Freilich, nur noch ein Jahrzehnt, und die Französische Revolution reinigt mit Strömen von Blut den mittelalterlichen Augiasstall! Das Drama versetzt uns in das Zürich von 1780, das sich eine freie schweizer Republik nennt, in Wirklichkeit aber ein Aristokratenregiment herbergt, wie es nach dreihundertjähriger Herrschaft nicht despotischer, verknöcherter, jeder Neuerung abgewandter, herzloser gedacht werden kann. Heinrich Waser ist keineswegs ein Freigeist, nicht einmal ein sonderlich bedeutender, weit über sich selbst hinausdenkender Mensch; er hat nur den Muth, seine Meinung zu vertreten, gegen das Unrecht in dem Kreise vorzugehen, in den er amtlich gesetzt ist: das macht ihn schon verdächtig, bringt ihn schon um das Recht auf bürgerliche Existenz. Er war Pfarrer in Kreutz bei Zürich und behauptete, daß Unordnungen und Veruntreuungen bei der Verwaltung des Kirchenvermögens vorgekommen seien, konnte aber keinen unumstößlichen Beweis führen und wurde deshalb selbst angeklagt und abgesetzt. Man sucht ihm überdies das Leben in Zürich und womöglich überall, wohin der patricische Einfluß reicht, unmöglich zu machen. So kann er auch in Straßburg, wohin er sich wendet, keine Anstellung finden: die Kunde von seiner Staatsgefährlichkeit ist ihm schon vorausgeeilt. Dort lernt er aber den berühmten göttinger Professor Schlözer, den Herausgeber der „Correspondenznachrichten", und seine gelehrte und geistreiche Tochter Dora kennen, welcher von der Universität die Doctorwürde ertheilt ist. Schlözer sucht ihn in sein Interesse zu ziehen; er braucht „zu seiner täglich sich häufenden Arbeit jugendliche Kräfte"; Waser könnte ihm Nachrichten über die züricher Verhältnisse, namentlich statistisches Material über Verwaltung, Finanzen, Kriegswesen aus dem Archiv verschaffen. Waser hat schon zu kirchengeschichtlichen Zwecken dort gearbeitet: der Archivar Landolt ist sein Freund. Aber er zweifelt an dessen Willfährigkeit. „Ich glaube kaum, daß es sich mit seinem Amt und mit geleistetem Eide vertragen sollte. Vielleicht, wenn ich ihm andeutete, zu welchem Zwecke und für wen" — Das will aber Schlözer nicht, „Mittheilungen sub rosa" wünscht er. „Was ich ohne Indiscretion gegen meinen Freund . . ." antwortet Waser, „aber es wird nicht wohl gehen. Veröffentlichen Sie, wie natürlich, solche Notizen, so steigt man zu der Quelle hinauf: verheimlichen ließe sich am Ende nichts." Schlözer bricht vornehm ab: „Das ist Ihre Sache, mein werther Herr Pfarrer. Ich glaubte Sie aus temporärer Verlegenheit zu ziehen . . . Macht man Ihnen in Zürich das Leben allzu schwer, und finden Sie hier in Straßburg keine Auskunft, so ziehen Sie nach Göttingen." Waser schwindelt's schon. „Welche Aussicht eröffnen Sie mir, gütigster Herr Geheimerath!" Es ist nicht so ernst gemeint. Nun aber sieht er Dora, und sie bezaubert ihn durch die Anmuth, Einfachheit und Aufrichtigkeit ihres Wesens, dem ein sympathisch melancholischer Zug nicht fehlt. Sie „vernimmt mit Freuden, daß er ihrem Vater in seiner Riesenarbeit beizustehen gedenke"; sie meint, er müsse ihn falsch verstanden haben, wenn er an etwas Unerlaubtes denke; sie redet freundlich zu, gestattet, daß die Notizen durch ihre Hand gehen. „Sie gießen Oel in eine erlöschende Lampe — Sie eröffnen mir eine goldene Aussicht", versichert Waser, dem schon der Boden unter den Füßen schwankt.

Es trifft sich gut (oder schlecht), daß er zugleich auch von Johannes Müller ersucht wird, für dessen Schweizergeschichte im Archiv zu forschen: ein ganz unverfänglicher Auftrag, der ihm bei seinem Freunde Landolt leicht das Archiv öffnet. Voran geht eine Scene mit dem aufgeklärten und doch unglaublich beschränkten, warmherzigen, schwachen, vor allem bekehrungseifrigen Lavater, der ihm mittheilt, daß man ihn in der albernsten Weise verdächtige, in Kreutz die Hostien vergiftet zu haben. Uns wird beklommen zu Muth: in diesem Zürich haben alle Dinge ein ganz anderes Maß als anderswo. Und nun treten wir in das Archiv, in dem der brave, vorsichtige Landolt mit seinem Gehülfen Schnitz haust, dessen Gedächtniß immer erst angestoßen werden muß, damit es seinen Dienst thut. Der Bücherstaub fällt uns auf die Brust. Wir lernen hier auch den Bürgermeister Heidegger kennen, die Seele des verknöcherten Aristokratenregiments, den conservativen Gewalthaber, für den Waser nur „ein verrufenes Subject" ist, „ein Schuft", und was schlimmer: „ein Libellist", dem er auch ohne Beweis ein vor Monaten nächtlicherweile an das Rathhaus angeheftetes schmach-

volles Plakat „gegen den Bürgermeister“ zutraut. Es beängstigt uns nun um so mehr, wenn Waser dem Archivar seine Absichten verheimlicht und dessen Vertrauen misbraucht. Er misbraucht es, indem er Schlözer nun wirklich Notizen über die nicht ordnungsmäßige Verwendung der züricher Kriegsgelder zuführt. Das ist seine Schuld, eine Schuld gegen den arglosen Freund. Nein, auch gegen den Staat. Heidegger beruft sich auf ein altes Gesetz, nach dem eine Handlung dieser Art als Landesverrath auszulegen und — mit dem Tode zu bestrafen ist. Wir möchten lachen. Mit dem Tode? Eine unerlaubte archivalische Forschung? Aber Heidegger versteht keinen Spaß; er hält das ganze Verfassungsgebäude der Republik bedroht, wenn man ungestraft auch nur den kleinsten Stein ihres Fundaments ausbrechen läßt, und Waser ist ihm nun einmal verhaßt. Wie er als Inquirent die Untersuchung führt — nicht einmal boshaft, sondern nur mit Benutzung aller seiner richterlichen Machtmittel in den Schranken seiner amtlichen Befugnisse —, begreift man sogleich, daß er einen Schuldigen haben will, und daß es ihm nicht schwer werden wird, ihn zu finden. Das wahrhaft Unerhörte geschieht: trotz mehrfacher Verwendung von außen her, trotz Lavater's und Geßner's Einsprache, trotz Dora Schlözer's Intervention wird Waser, nach einem durch letztere eingeleiteten aber misglückten Fluchtversuch, zum Tode verurtheilt und — hingerichtet. Das erscheint so ungeheuerlich, daß man nicht genug den Muth des Dichters bewundern kann, ein Drama zu formen, welches mit einer so brutalen Thatsache zu rechnen hat. Und er zwingt den Stoff, das verdient noch größere Anerkennung; die historische Wahrheit wird auch eine künstlerische. Wir begreifen die Möglichkeit eines solchen Geschehens aus den politischen und gesellschaftlichen Zuständen heraus, die lebenswahr dargestellt sind. Der Dichter declamirt gar nicht gegen das Publikum hin, stattet seinen Helden nicht mit modernen Empfindungen aus, macht aus seinen Gegnern keine Bösewichter mit rother Perrüke; ganz schlicht und wahrhaftig aus der Zeit heraus gibt er alles, ohne anhetzende Uebertreibungen, frei von Parteilichkeit, nur immer Menschen gegen Menschen stellend. So machen sich scheinbar ganz von selbst die Thatsachen mit der vollen Wucht eines tragischen Ereignisses geltend. Und auch an der sittlichen Erhebung fehlt es nicht. Der Dichter weiß seinen schlichten Helden dem Dunstkreise zu entrücken, in dem ihm sein Leiden unerträglich erscheinen müßte. Mit feinem Verständniß für das Bedürfniß des Zuschauers nach einem befreienden Element idealisirt er das Verhältniß Waser's zu Dora, läßt er ihn im Gefängniß froh werden seiner Liebe zu der Herrlichen, die ihm wie ein überirdisches Wesen vorleuchtet, mit dem eine Vereinigung hier auf Erden doch nicht möglich ist. Das zieht ihn zum Tode, der ihm nun eine Erlösung bedeutet. Auch hier hält sich der Dichter taktvoll von jeder Ueberschwenglichkeit und Verhimmelung des Gefühls frei; auch diese letzten Scenen fallen nicht aus dem Rahmen, der sich fest um das Gesammtbild schließt. Ob das Stück bei der Aufführung dem Publikum gefallen würde —? Gefallen! Das ist hoffentlich noch nicht das einzige Kriterium für die Frage, ob ein Drama annehmbar.

6. Willa. Schauspiel in drei Handlungen von **Albert Dulk.** Wien, Rosner. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.

Albert Dulk wendet sich mit diesem Drama wieder der praktischen Bühne zu, der er nach einigen wenig erfolgreichen, aber unzweifelhaft talentvollen Jugendarbeiten absichtlich aus dem Wege zu gehen schien — zum Schaden beider Theile; denn was er innerhalb der nothwendigen Beschränkungen, die nun einmal die moderne Bühne dem dramatischen Autor auflegen muß, zu leisten vermag, zeigt das vorliegende Werk, zu dem man dem Autor und dem deutschen Theater nur aufrichtig gratuliren kann. Sein „Jesus der Christ“ in neun Handlungen mit einem Nachspiel war von ihm selbst als „ein Stück für die Volksbühne“ bezeichnet worden, und diese Volksbühne gehörte ganz und gar der Zukunft an, auch in der Vorstellung des Dichters. Sein „Konrad der Zweite“, ein historisches Schauspiel in zwei Theilen, in der Charakteristik der Zeit und der handelnden Personen sowie in einzelnen Scenen von unverkennbarer Mächtigkeit des dramatischen Ausdrucks, überschritt leider jedes zulässige Bühnenmaß nicht nur in der Länge, sondern auch in den Anforderungen an die Darstellungsmittel und konnte deshalb nur ein Buchdrama bleiben. Als ob Dulk beweisen wolle, daß es nur in seinem Willen liege, sich in Stoff und Form zu beschränken und, ohne von der Höhe herabzusteigen, siegreich mit denen zu concurriren, die bei ihren Arbeiten zunächst die Bühne im Auge haben, schenkt er uns nun ein Werk, das bei tiefem poetischem Gehalt so durch und durch bühnenmäßig gedacht und ausgeführt ist, daß der Rothstift des Regisseurs kaum etwas zu ändern finden wird. Letzterer muß nur nicht, wenn er sich beim Anblick des Titelblattes etwa eingebildet haben sollte, diese Willa sei eine Dame aus der modernen Gesellschaft, über die Notiz auf der ersten Seite erschrecken: „Zeit: 864 unter Ludwig dem Deutschen“. Der Autor hat wol absichtlich sein Stück nicht ein historisches Schauspiel genannt, und das mit gewissem Recht. Denn wenn auch sein großer Vorzug darin besteht, daß es erstaunlich getreu die Zeitfarbe trägt, so behandelt es doch nicht ein historisches Ereigniß als solches, sondern eine Liebesgeschichte, bei der wir wenig Neigung haben nachzufragen, ob sie historisch beglaubigt ist oder nicht. Für die Fabel, wie sie sich zur dramatischen Ausgestaltung anbot, lag die gewählte Zeit bequem; ist sie in ihren Grundzügen der Chronik entlehnt, um so besser. Um es übrigens gleich hier zu sagen, neu ist sie nicht, wenn man nur ihre Grundidee beachtet, aber in jedem neuen Gewande wieder in neuer Weise anziehend und wirksam: Liebe wirft die Schranken nieder, die Rang und Stand in der Gesellschaft aufrichten, und überzeugt zuletzt auch die lange Unbeugsamen von ihrem höhern Recht.

Der Herzog Liudolf von Sachsen, ein auf seine fürstliche Geburt und seine Verschwägerung mit den Karolingern stolzer, sehr strebsamer Herr, hat mehrere Söhne. Er bevorzugt den zweitgeborenen Otto, weil er ihm der gefügigste ist und der tauglichste zur Nachfolge im Herrscheramte scheint. Der älteste, Brun, der Lehn vom König hat und der Gründer Braunschweigs ist, geht seinen eigenen Weg mit dem jüngern Bruder Dankward, einem wilden treuen Gesellen, der sein festes Schloß in

die Stadt Brun's gebaut hat. Auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Nachbarn im Norden bleibt Brun schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen und wird dann unerkannt zu dem edeln Ordulf von Bardewyk gebracht und in dessen gastlichem Hause geheilt. Seine Frau Wulfhilde und seine Tochter Willa erweisen sich als treffliche Pflegerinnen. Nach wenigen Tagen ist es Brun schon gewiß, daß er Willa liebt. Nothdürftig wiederhergestellt, will er fort, und mit diesem Abschiede beginnt das Stück. Die Art, wie die Hausgenossen ihn bitten noch zu bleiben, zeigt, wie man den tapfern Ritter schätzt und ehrt, er füllt nun noch einen Becher und spricht:

Schenkt ein, edle Jungfrau! Denn es ist euer Lob, das ich im Herzen trage und das auf die Lippen soll, damit ich durch mein Bekenntniß genese! Ja, Ritter Ordulf, ich sah weit im deutschen Reich die Jungfrauen der Sachsen und Schwaben, der Franken und Baiern — aber nicht in den Gütern der Freien, nicht in den Burgen der Grafen und Herzoge hat's mich gefaßt, daß ich Eine begehrte — bis ich ein Licht scheinend fand wie von oben herab, milde, klar, himmlisch ... das ist eure Willa. Und darum erkläre ich euch nun, ich kann mich von Willa nicht mehr trennen, und begehre sie frei, ehrlich und adelich von euch zum Weibe!

Da braust der Alte, der auf seine Verwandtschaft mit Widukind nicht weniger stolz ist als Liudolf auf seine Schwägerschaft mit den Karolingern, gegen den „Ritter Namenlos" auf: „Zum Weibe! — Und das sagt der junge Fant, als wär' er ein Graf oder ein Herzog!" Er soll seine Sippe nennen, aber das steht ihm nun nicht an; „männiglich" will er beweisen, daß er Willa liebe. Es kommt zum heftigen Streit; Ordulf verletzt ihn mit Worten, Brun wirft ihm den Handschuh hin: „Und so wahr ich dir dieses Pfand lasse, so wahr hol' ich das Mädchen mit diesem meinem Arme, der heute noch wund ist, aus deinem Hause!" Damit schreitet er hinaus. Nun aber fügt sich's gut, daß er draußen gleich Dankward findet, der nach mannhaften Kämpfen zurückkehrt, um den geliebten Bruder zu suchen. Der nimmt nun Brun's Zorn anfangs für Ernst und fährt in seiner heftigen Art darein, bis er merkt, daß er gefoppt ist. Und das ist nun wunderschön, wie die brüderliche Liebe sich traurig beweisen will über ihren Verlust und zugleich ihre Freude ausdrücken über des andern Glück:

O Brun, Brun — dahin unsere Träume! Ist das deine Treue? Haben wir uns nicht versprochen, selbander zu bleiben, ohne Weib, ohne Sippe? alle Werke gemeinsam zu thun? Habe ich nur darum mein Schloß Dankwarderode gebaut, in dein Brunswyk hinein, daß wir hausen sollten an einem Herd?

Brun. Sieh sie an, Dankward. Blicke in dies klare, weltenredende Antlitz — und dann schilt mich, wenn du Muth hast. Willa!

Willa. Brun! Darf ich euch die Binde ordnen?

Dankward. So fliegt er über einen ganzen Abgrund von Untreue hinweg. Aber ich lass' es nicht zu — ich fliege mit! Wenn ihr den Unhold, Jungfrau, entwaffnet wie er nun ist, hier pflegt mit denen Heilnetzen und Zaubergespinsten eurer Anmuth, mit denen ihr mir ihn entrissen: so bleibe ich auch hier! Ihr müßt mich mit pflegen. Und wenn ihr ihn heirathet, wahrlich, so heirathet ihr mich mit, oder es ist keine Treue im Lande mehr!

Der kluge Abt Warin von Corvey, Brun's Ohm, mahnt von einem Ehebündniß ohne des Vaters Zustimmung ab. Brun will aber seinem Vater kein Recht geben, in seine Herzensangelegenheit einzusprechen — er weiß, wie er denkt. Lieber sein Glück festmachen und dann des Vaters Anerkennung ertrotzen, wär's auch mit den Waffen in der Hand. So gibt er sich zusammen mit Willa vor zwei Zeugen, nach Sachsenrecht: sie sind Mann und Weib. In Braunschweig wird das Hochzeitsfest gefeiert. Köstlich, wie der Knappe Kurs mit den Landleuten zur Begrüßung in den Saal tritt: „Ihr dürft alles besehen — aber nicht ausspucken." Das fängt so heiter an. Aber schon naht Liudolf, der Nachricht erhalten, in Eilmärschen mit Heeresmacht, um die Hochzeit zu hindern. Dankward räth, den Vater in einem Engpaß zu überfallen und zu zwingen; Brun möchte sich lieber angreifen lassen, gibt aber klugen Vorstellungen nach. Es ist wenig Hoffnung auf Sieg, nicht die mindeste auf Versöhnung. Da faßt die hochherzige Willa den Plan, ohne ihres Mannes Wissen dem Herzog entgegenzugehen:

Warin. Du zum Herzog? — auf Gnade und Ungnade dich ergeben?

Willa. Nein, Oheim — ich bettle nicht. Ich bin nicht die ehrgeizige Dirne, an die er glaubt. Aber Gerechtigkeit will ich suchen bei ihm, Milde und Liebe —

Warin. Kind, die ist nicht auf dem Kampfplan der Großen, solange man nicht Trauben lesen kann von den Dornen, und Feigen von den Disteln. Liudolf ist wie die andern. Hast du an Brun nicht Beispiels genug?

Willa. Nein, nein; Brun will kein Unrecht. Er liebt mich nur zu sehr, Oheim, das macht ihn starr und heftig — ich fühle es, ich sehe es klar.

Warin. Weil du mit Taubenaugen siehst.

Sie läßt sich nicht einschüchtern und geht, als Knabe verkleidet. Und wie sie nun den alten Grimmbart, der von keinem Frieden wissen will, endlich doch zwingt und mit den Söhnen, die in Waffen gegen ihn vor dem Engpaß stehen, versöhnt, das wird niemand ohne tiefe Rührung, ohne Thränen in den lachenden Augen lesen. „Wenn aller Wald Eiche wäre", sagt Warin, „wo bliebe die Linde, wo die bunte Kraft und der Schmuck des Waldes? Laß Brun seinen Weg gehen!" Liudolf überlegt noch. „Auf deiner Stirne, Mädchen, ist ein Gedanke, ein Wort, schwer zu fassen, das viel verspricht." Warin legt's aus: „Ich will es dir sagen das Wort — Mir hat sie's verrathen, unbewußt, in Nacht und Noth und Trübsal . : es heißt: Sei gut!" Und das schlägt ein; darauf vereint man sich. Gut sein — in dem Wort steckt freilich auch der Weltfriede. Die wenigen Proben zeigen schon, wie frisch und markig, wie immer aus der wärmsten Empfindung heraus die Diction ist. Das Stück strotzt recht von Lebensfülle und — hat fast nur „Rollen" in der besten Bedeutung des Worts. Die Gegensätze sind so scharf und verstärken sich scheinbar im Verlauf der Handlung so sehr, daß ein glückliches Ende fast undenkbar scheint. Um so gespannter erwartet man die Lösung, und um so wohlthuender wirkt dann der mit den einfachsten, weil innerlichsten Mitteln herbeigeführte versöhnende Abschluß.

7. Die Sirene. Komödie in vier Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1875. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Gegenüber der großen Zahl von Dramen, die im Buchhandel erscheinen, bevor sie sich auf einer Bühne zu

bewähren Gelegenheit gehabt haben, ist die Buchausgabe eines Stücks, über das die Theaterkritik längst abgesprochen hat, eine seltene Erscheinung. Ein sehr beträchtlicher Theil aller der Erzeugnisse, die als gute oder schlechte Bühnenwaare bei den Directionen vorzugsweise Berücksichtigung finden, ist literarisch so ganz ohne Werth, daß er sich in Buchform dem Publikum gar nicht einmal anzubieten wagt. Um so erfreulicher ist es, wenn der Leser für eine Gabe danken kann, die sich schon dem Zuschauer erprobt hat, und das ist hier der Fall. Wenn die Theaterkritik der Novität eines namhaften Autors nur in seltenen Fällen ganz gerecht werden kann, weil ihr nie das Stück allein Object der Betrachtung ist, sondern der Eindruck immer wesentlich durch die Darstellung bestimmt wird, die wieder von der Qualität der Darsteller abhängt, und weil gewöhnlich zugleich das Verhältniß des Kritikers zu der speciellen Bühnenleitung, die beeinflußt werden soll, mitspricht: so versteht es andererseits die Buchkritik leicht darin, daß sie lediglich das literarische Erzeugniß ins Auge faßt und an dasselbe Anforderungen stellt, die sich über die Frage, wie das Werk zur Bühne stehe (nämlich zur praktischen, nicht zu einer idealen Bühne), völlig hinwegsetzen. Es scheint mir dies aber ein ebenso unbilliger als unfruchtbarer Standpunkt einem Drama gegenüber zu sein, das in der ganz bestimmten Absicht erzeugt ist, eine Bühnenwirksamkeit äußern, für die Darstellung mit gebotenen Kräften möglich sein zu sollen. Wer freilich deshalb, weil Mosenthal seine „Sirene" eine „Komödie" nennt, sofort einen Vergleich mit Aristophanes oder Molière anzustellen sich für berechtigt und verpflichtet hält, kann nur enttäuscht werden: gerade was den Werken dieser beiden berühmtesten Komödiendichter ein specifisches Gepräge gibt, die Tendenz politischer Einwirkung und satirischer Bloßstellung einer Lächerlichkeit, ist hier nicht vertreten oder ganz in den Hintergrund gerückt. Offenbar hatte der Autor nur die beiden großen Gattungsunterschiede von Tragödie und Komödie im Auge und wählte die letztere Bezeichnung für sein Stück, weil es ihm weder genau ein Schauspiel noch genau ein Lustspiel in modernem Sinne zu sein schien, weil es somit bei einer dieser Bezeichnungen entweder den, der die Verwickelung und Lösung romanhafter Lebensschicksale erwartete, oder den, der über ein lustiges Spiel zu lachen gedachte, irreführen könnte. Vielleicht wollte er auch auf die sittliche Tendenz seines Stücks hinweisen, die sich unverkennbar darin ausspricht, daß zwei Menschen, allen äußern Einwirkungen kräftig widerstehend und nur der innern Stimme des Gewissens und des Herzens folgend, selbst ihren Lebensweg bestimmen und so zu glücklicher Vereinigung gelangen. Friedrich von Eggenburg, ein ernster und etwas schwerer Charakter, hat die beste Aussicht, auf einen Ministersessel erhoben zu werden, nicht weil er denen, die ihn fördern, besonders geeignet für diesen Posten erscheint und das Staatswohl seine Thätigkeit in demselben fordert, sondern weil seine Gönner dabei persönlich interessirt sind. Präsident von Waltersdorf und seine ehrgeizige, im Hause dominirende Frau wünschen ihre Tochter Hedwig glänzend verheirathet; die Generalin von Wallsee, eine junge Witwe, rechnet auf Dank; Saftgrün, Redacteur eines feilen Blattes, poussirt ihn bei seiner Partei aus unlautern Motiven. Er aber fühlt sich als den Mann, der solcher Protection nicht bedarf, der seiner Natur Zwang anthun müßte, wenn er sie benutzte, der aus sich selbst etwas machen kann, der nur glücklich zu sein vermag, indem er wahrhaft beglückt. So bricht er mit seinen Gönnern, verzichtet auf die Beförderung zum Minister und geht nach Amerika. Er sagt:

> Ich bin fest entschlossen, keinen Ruf anzunehmen, den ich nicht mir selbst, meinen Leistungen verdanke! Das Volk hat mich fallen lassen — aus Rücksichten auf andere; der Hof beruft mich — aus Rücksichten für andere. Das eine wie das andere verletzt mich so tief in meinem gerechten Selbstgefühl, läßt mich so tief in die Verhältnisse meiner unglücklichen Heimat blicken, daß jene Berufung nach Boston, die ich mir selbst und meinen Arbeiten verdanke, mir wie ein tröstender Leitstern erscheint. Noch heute telegraphire ich meine Zusage.

Es ist noch hier hinzuzufügen, er heirathet ein armes, bürgerliches Mädchen, Elise Jung, die Gesellschafterin der Generalin. Und diese Elise wieder ist eine ebenso selbständige, wenn auch ganz anders geartete Natur, ein warmblütiges Geschöpf, das sich das Leben nicht verkümmern lassen will durch gefügige Rücksichtnahme auf die Schwächen und Jämmerlichkeiten der durch äußere Glücksumstände unverdient Bevorzugten. Viermal ist sie schon „fortgejagt" — sie schildert sehr ergötzlich, aus welchen Veranlassungen —, und zum fünften mal passirt ihr dieser Vorfall im Stücke selbst, indem die vorher in sie ganz vernarrte Generalin sie plötzlich überaus garstig und widerwärtig findet, als sie Eggenburg's Neigung zu ihr entdeckt. Daß sie nicht nur ein leichtes Blut, ein neckischer Kobold ist, sondern ein tiefes Gemüth besitzt, auf das der Mann, der sie liebt, fest vertrauen darf, zeigt der letzte Act. Wie diese beiden Menschen verdienen, ein glückliches Paar zu werden, das will die Komödie darstellen. Ob sie sich in den Mitteln nicht mitunter vergreift, ist eine andere Frage. Es kommt Eggenburg nicht wenig zu statten, daß Hedwig ihn nicht liebt, durch den Bruch wenig betrübt wird oder vielmehr im Gegentheil die Freiheit erhält, eine wirkliche Neigung zu erwidern. Liebte sie ihn, so wäre er der Abtrünnige, dem sich unsere Sympathie schwerlich zuwenden könnte, so reizend auch Elise lachen möchte. Daß er dann bis zum Schluß des dritten Actes hin nicht eigentlich in seinem Gefühle schwankt, aber sich durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden hält, Hedwig seine Hand ohne sein Herz anzubieten und auf einen Korb ihrerseits zu warten, stimmt nicht recht mit seinem sonst so geraden Charakter. Elise andererseits benimmt sich in den ersten Acten so frei, daß man wiederholt versucht wäre, ihr mehr gesellschaftliche Bildung zu wünschen, und jedenfalls bei Eggenburg viel Verliebtheit und blinden Glauben voraussetzen muß, wenn man seine rasche Annäherung begreiflich finden soll. Der Dichter macht durchweg der „Rolle" sehr starke, mitunter unerlaubte Concessionen. Elise tritt zuerst am Schluß des ersten Actes auf: sie kommt da mit der Generalin als deren Gesellschafterin in ein ihr ganz fremdes Haus. Die Generalin erinnert Eggenburg an die Sirene in der Villa Albani. „Den Namen haben Sie mir aufgebracht, Herr Baron", ruft sie lachend

hinein. „Mir scheint, gnäd'ge Frau, jetzt hält er mich gar für die Medusa." „Sie hier, mein Fräulein?" fragt Eggenburg, und sie antwortet: „Gesellschafterin der Frau Generalin, seit meine Lady mich in Sorrent davongejagt hat. O das muß ich Ihnen einmal erzählen, das war himmlisch!" Und in dem Ton geht's in den folgenden Acten weiter. Das ist doch am Ende „das heitere Sonnenlicht" nicht, in dem die Schwermuth eines ernsten Charakters hoffen könnte „aufzuthauen". Dergleichen Extravaganzen sind doch wol nicht der berechtigte Ausfluß natürlicher und naturgemäßer Empfindung; man kann Eggenburg nur Glück wünschen, daß ihn diesmal das „silberhelle Lachen" des reizenden Geschöpfs nicht an einen Abgrund gelockt hat. Dieses silberhelle Lachen und diese zufällige Aehnlichkeit mit der Sirene in der Villa Albani: das ist die Beigabe, die uns nach des Dichters Willen über alle Bedenken hinwegheben soll. Ein dämonisches Element wirkt mit und übt seinen unwiderstehlichen Zwang. Elise ist keine Sirene (eher ein Kobold), sie ähnelt nur zufällig einem antiken Bildwerk, das mit diesem Namen im Katalog getauft ist, und bei Betrachtung desselben hört Eggenburg sie zum ersten mal lachen. Hatte der Dichter danach das Recht, sein Stück „Die Sirene" zu nennen? Warum nicht, so leicht der Titel auch irre leiten kann (und das hat er redlich gethan). Shakspeare hat seine Komödien größtentheils noch viel willkürlicher betitelt. Es sei endlich noch darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Virtuosität Mosenthal das anwendet, was man in der Technik des Dramas die Abbreviatur nennt. Schlagen wir die letzte Seite auf: Eggenburg und Elise sind ein glückliches Paar, aber Hedwig ist sitzen geblieben. Wir wissen, daß sein Freund Rechtern sich für sie interessirt, und ahnen, daß sie ihm nicht abgeneigt ist, aber zur Aussprache ist's nicht gekommen, und das Drama hat keinen Raum mehr für diese beiden. Was thut da der bühnenkundige Dichter? Er läßt Rechtern seinen Freund, der seine Abreise nach Boston ankündigt, fragen: „Und wann kommst du zurück?" und Eggenburg antworten: „Zu deiner Hochzeit!"

Ernst Wichert.

Neue Romane und Novellen.

1. Verfolgt und Gerettet. Originalnovelle von Paula Herbst. Leipzig, Dege. 1875. 8. 4 M.
2. Weichselnovellen. Von Th. Almar. Berlin, F. Duncker. 1875. 8. 3 M.
3. Iphigenie. Roman von Otfried Mylius. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Ad majorem Dei gloriam. Erzählung aus der Gegenwart von M. Deleuwa. Zwei Bände. Zürich, Verlagsmagazin. 1875. 8. 6 M.
5. Das Trudchen von Potlitz. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Armin Stein. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 2 M.
6. Vater und Sohn. Eine oberfränkische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 2 M.
7. Von der Wahlstatt der Liebe. Geschichten aus aller Zeit und Welt. Von Isidor Gaiger. Wien, Hartleben. 1875. 8. 1 M. 80 Pf.
8. In den Dschungeln. Romantisches Sittengemälde aus Turkestan. Von N. Karasin. Nach dem Russischen bearbeitet von H. von Lankenau. Mit 12 Originalzeichnungen des Autors. Wien, Hartleben. 1875. 8. 2 M. 70 Pf.
9. Die Geschichte einer Frau. Von Louis Enault. Aus dem Französischen von Franziska von Sirany. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1875. 8. 6 M. 75 Pf.

Die Schriften, die uns heute zur Besprechung vorliegen, gehören zum größern Theil der Gattung jenes literarischen Mittelgutes an, welchem gegenüber die Kritik in Abwägung ihres Lobes und Tadels nur zu leicht in Verlegenheit gerathen kann. Denn die Herbigkeit des Tadels muß sich mildern, da aus den Kapiteln der Verfasser und Verfasserinnen fast überall ein redliches Bestreben und ein ernster Wille hervorleuchten, und die Anerkennung des Lobenswerthen muß sich verringern, da die guten Anläufe, die hier und dort nicht zu verkennen sind, auf halbem Wege stehen bleiben und zu keinem befriedigenden Resultate führen. Für einen bloßen Dilettantismus wird zu viel, für ein wirkliches Kunstwerk zu wenig geboten. Solche Arbeiten gemahnen wie halbreife Früchte, deren Genuß uns zweifeln läßt, ob das Süße oder das Bittere überwiege.

Der Novelle von Paula Herbst (Nr. 1), die sich als gewandte Erzählerin schon längst einen Namen erworben, fehlt es vor allem an Einheit und Uebersichtlichkeit der Composition. Ein langes, fast ein Drittel des Buchs füllendes „Tagebuch" zerreißt den Faden der Erzählung, die bald in Deutschland, bald in Amerika sich abspielt. Eine bunte Fülle von Figuren tritt uns entgegen, aber wir haben die Empfindung, als wenn es diesen Gestalten an Raum gebräche, sich voll und frei zu entwickeln und zu bewegen; sie stoßen aneinander und hindern sich in ihrer Menge wie auf einem Maskenball, ohne daß es der Autorin gelungen wäre, ihre Geschöpfe aus der Verwirrung in einheitlichere Gruppen aufzulösen, ein Misstand, der durch die oft wenig geglättete, dazu etwas nüchterne Ausdrucksweise noch gesteigert wird. Namentlich der in Amerika spielende Theil der Novelle leidet an den erwähnten Unklarheiten. Willig jedoch wollen wir anerkennen, daß das Erfindungstalent der Verfasserin sich auch in dieser Erzählung bewährt, die immerhin durch die Verschlingung und Verkettung der Ereignisse zu interessiren vermag. Und dies ist ja das wesentlichste Moment der Novelle überhaupt, den Leser, auch in dem knappesten Rahmen, durch die mannichfaltigen Wechselfälle der Handlung bis zur Lösung des geschürzten Knotens in Spannung zu erhalten.

Größern künstlerischen Werth dürfen die „Weichselnovellen" von Th. Almar (Nr. 2) beanspruchen. Beide Erzählungen des Buchs, „Die Ruine von Schwetz" und „Margaretha", bekunden ein jedenfalls beachtungswerthes Talent. Während uns in der „Ruine von Schwetz" ein Bild mittelalterlichen Culturkampfes entrollt wird, in welchem die Pionniere des Ostens, die Ritter von Sancta-Maria, die Barbarei der heidnischen Urbewohner an der

Weichsel zu bekämpfen streben, werden wir in der zweiten Novelle in moderne bürgerliche Verhältnisse eingeführt. Den Gestalten fehlt es nicht an natürlichem Leben, der Handlung nicht an spannendem Verlauf, dem Ausdruck nicht an Wärme und Kraft. Wenn wir an der Novelle von Paula Herbst ein gewisses Durcheinander der handelnden Personen rügen zu müssen meinten, so scheint Almar in seiner „Margaretha" nach der andern Seite hin fast des Guten zu viel gethan zu haben. Hier begegnen wir einem auf die Dauer und bei der Ausdehnung der Erzählung etwas ermüdenden Parallelismus der Hauptpersonen, in denen wir zwei verlobte Paare kennen lernen, welche sich gleichsam über Kreuz lieben, bis die gezwungene Verbindung gelöst wird und das geistig Verwandte sich zusammenfindet. Die Charakteristik der beiden Paare ist indessen gut durchgeführt in ihrem Gegensatze; namentlich haben uns die Gestalten Margaretha's und des Musikers Tasso Fenstädt recht zugesagt. Somit dürfte der Verfasser keinen Grund haben, bei der vorwiegenden Trefflichkeit seiner Erzählungen seine anscheinende Pseudonymität aufrecht zu erhalten.

Der Roman „Iphigenie" von Otfried Mylius (Nr. 3) scheint uns nicht auf der Höhe früherer Leistungen desselben Autors sich zu behaupten. Vornehmlich verkümmert eine allzu große Breite und Gedehntheit bei verhältnißmäßig geringer Handlung unsere Freude an der Lektüre des in vielen Stücken tüchtigen Romans. Auch nimmt der dialogische Theil der Erzählung bei der vorherrschenden Nüchternheit desselben einen viel zu großen Raum ein. In den letzten Decennien ist in Dramen sowol wie in Romanen der gebildete Hauslehrer zu einer mit Vorliebe ausgebeuteten Lieblingsfigur der Schriftsteller geworden, während früher die Gouvernante oder Gesellschafterin jenen Platz einnahm. Mylius hat nun in seiner „Iphigenie" den Typus der deutschen Gouvernante wieder zu Ehren zu bringen gesucht, aber seine Jenny ist ein so tugendsames, engelreines, allen Anfechtungen und Versuchungen nicht um ein Härchen weichendes Geschöpf, daß sie gleichsam aus einer andern bessern Welt in diese irdische verirrt erscheint. Da nun nach einem berühmten Wort ein jeder auch die Fehler seiner Tugenden besitzen soll, so hätten wenigstens diese Fehler mehr in den Vordergrund gestellt werden müssen, um der Iphigenie, die lauter Glanz und Licht ist, auch den nothwendigen Schatten zu geben. Wir hätten dann diese Gouvernante nicht nur mit kalter Bewunderung anstaunen, wir hätten auch an sie glauben können. Keine Lebenslaufbahn wie kein Feldzug verzeichnet nur Siege: irgendeine Schlappe, wenigstens irgendein zeitweiliges Schwanken des Sieges bleibt auch dem kundigsten Führer nicht erspart.

Im übrigen sind die Verhältnisse und die Familien, in welche der Dichter seine Iphigenie führt, nicht ohne mannichfaches Interesse und bezeugen überall eine gesunde Beobachtungsgabe der großen und kleinen Welt. Namentlich ist das, was sich auf Pensionen und Erziehungsanstalten bezieht, mit großer Anschaulichkeit lehrreich geschildert. Erwähnen wollen wir noch den nicht genugsam motivirten Umstand, daß die Mutter Iphigeniens ihre einst fremden Leuten übergebene Tochter trotz aller Familienähnlichkeit so gar spät wieder erkennt.

Die Erzählung aus der Gegenwart „Ad majorem Dei gloriam" von W. Deleuwa (Nr. 4) ist, wie der Verfasser im Vorwort sagt, gegen diejenigen gerichtet, die da in Lammesgestalt umherwandeln, inwendig aber reißende Wölfe sind. Es werden uns hier, oft in grellen Farben, die Schicksale, Erlebnisse und das Wirken eines Mädchens geschildert, das, wider seinen Willen in den Orden der Gesellschaft Jesu hineingerissen, eine Beute desselben wird, ein willenloses, vom blinden Gehorsam getriebenes Werkzeug in der Hand der Patres, das die schändlichsten Verbrechen zu begehen, den verderblichsten Einfluß in glücklichen Familien zu üben, Haß- und Gift zu der größern Ausbreitung der Ordensmacht zu säen gezwungen wird. Es ist ein düsteres Nachtbild, das wir empfangen, das der Verfasser indeß durch Einführung einer recht anmuthigen Liebesgeschichte zu mildern bestrebt ist. Je mehr die Erzählung durch ihren Stoff spannt, und je mehr das Vorgetragene nicht das Werk einer ausschweifenden Phantasie zu sein, sondern auf eigenster Beobachtung und Erfahrung zu beruhen scheint, um so empfindlicher tritt uns gleichwol der Mangel an künstlerischer Klärung und Abrundung der Darstellung entgegen. Die Wahrheit als solche kann zwar der künstlerischen Zuthat wol entrathen, aber erst im Gewande der Schönheit erzielt sie ihre vollkommenste Wirkung.

Die unter Nr. 5 und 6 aufgeführten zwei Erzählungen bilden das zweite und dritte und das siebente und achte Bändchen des von der Zwißler'schen Verlagsbuchhandlung in Braunschweig herausgegebenen „Schatzes deutscher Volkserzählungen". „Das Trudchen von Potlitz" von Armin Stein (Nr. 5) erhebt sich in Ausdruck und Composition nicht eben viel über das Niveau einer fließend geschriebenen Unterhaltungslektüre, der indessen der historische Hintergrund des Dreißigjährigen Kriegs sowie die Figur Gustav Adolf's ein erhöhtes Interesse verleiht.

Dagegen begrüßen wir in der oberfränkischen Dorfgeschichte „Vater und Sohn" von Heinrich Schaumberger (Nr. 6) ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Hier ist ein kräftiges Localcolorit, eine außerordentlich tüchtige Charakterzeichnung, lebensvolle Schilderung und eine reiche, von Kapitel zu Kapitel spannende Handlung. Dabei ist besonders rühmenswerth, daß diese Dorfgeschichte wirklich den Horizont des Dorfs, wie es so oft geschieht, nicht überschreitet. Kein Salongespräch, keine falsche städtische Ueberfeinerung birgt sich unter den schlichten kernigen Reden der Schaumberger'schen Dorfinsassen. Sie bleiben was sie sind, ohne zu Caricaturen herausgeputzt zu werden. Wie der Schreinersfrieder allmählich, durch egoistischen Stolz und böse Einflüsterungen verführt, von Stufe zu Stufe sinkt, zum Ehebrecher wird, mit Weib und Sohn zerfällt und schließlich Haus und Hof in Schmach verläßt, und wie dann endlich der brave Johannes den Vater im Elende aufsucht und eine Aussöhnung mit der Mutter herbeiführt: das ist in ergreifenden Zügen lebenswarm geschildert, treu und empfindungsvoll, ohne auf wohlfeile Rührung speculirende Empfindsamkeit.

Die unter dem wunderlichen Titel „Von der Wahlstatt der Liebe" veröffentlichten Geschichten aus aller Zeit und Welt von Isidor Gaiger (Nr. 7) können im ganzen

nur wenig befriedigen. Das erste Stück, „Mutter Lenchen. Ein Dorfroman aus dem Schwabenland", ist ein crasses Zerrbild ungeheuerlicher Art. Noch abstoßender, weil ohne jede psychologische Wahrscheinlichkeit, ist das letzte Stück der Sammlung: „Rosa's Wahnsinn". Das Frühlingsmärchen „Prinz Sonnenschein" ist anmuthend, so weit es die Geschichte vom Prinzen, der seine Braut, die im Winter erstarrte Quelle, befreit, erzählt. Unter den übrigen Erzählungen erscheint „Die braune Genoveva" noch als die erträglichste. Der Verfasser erzählt zu aphoristisch, um den Leser in eine harmonische Stimmung zu versetzen. Ein starker Zug des Wunderlichen trübt seine Geschichten.

Wir haben zum Schluß noch zweier ausländischen Werke Erwähnung zu thun. Die von H. von Lankenau nach dem Russischen des Karasin bearbeitete Erzählung „In den Dschungeln" (Nr. 8) bietet ein „romantisches Sittengemälde aus Turkestan". Die Geschichte, die uns hier erzählt wird, ist einfach, doch nicht ohne Spannung. Das Hauptinteresse des Buchs besteht in der lebendigen Schilderung der fremdländischen asiatischen Natur, der Sitten und Bräuche der eingeborenen Stämme in Turkestan. So darf besonders das zweite Kapitel „In den Dschungeln" sowie das fünfte und neunte einen besondern Werth beanspruchen. Nicht mit Unrecht hat man Karasin, der sich vornehmlich die Schilderung Centralasiens zur Aufgabe gestellt hat, den Gerstäcker des Ostens genannt. Die Treue und der Farbenreichthum, die Lebendigkeit der Beobachtung, mit der der Verfasser auch hier die Gegenden Turkestans aus eigener Anschauung zu schildern weiß, rechtfertigen diesen Vergleich. Zwölf Illustrationen nach Originalzeichnungen des Autors sind dem interessanten Werke beigegeben.

Der aus dem Französischen übersetzte Roman „Die Geschichte einer Frau" von Louis Enault (Nr. 9) behandelt, allerdings mit einer unermüdlichen Redseligkeit, ein interessantes psychologisches Problem. Hektor von Melig hat das Unglück gehabt zu erblinden. Seine Gattin Gabriele, einst eine gefeierte Schönheit und die Zierde des Salons, der Stolz ihres Gemahls, hat nach der Erblindung des letztern infolge schweren Siechthums ihre Reize eingebüßt, sodaß Blatternarben ihr Antlitz entstellen. In dem Herzen der liebenden Frau lebt der geheime egoistische Wunsch, daß Hektor das Licht der Augen nicht wiedererlangen möge; in ihrer frühern Schönheit und Anmuth will sie ihr Bild ungetrübt in der Erinnerung des Gatten fortleben lassen, in der eifersüchtigen Besorgniß, dem Sehenden nicht mehr zu gefallen und einer andern weichen zu müssen. Valentine Dorville, eine Bekanntschaft aus dem Badeleben, hat durch ihre Unterhaltung einen tiefen Eindruck auf den unglücklichen Blinden gemacht; einsame Spaziergänge und Rendezvous fesseln ihn mehr und mehr an die geistreiche Frau, über deren Antlitz seine Hand gleiten zu lassen dem Umnachteten ein ahnungsvoller Genuß ist. Valentine führt einen geschickten Arzt in Hektor's Schloß, durch dessen Kunst er das Augenlicht zurückerlangt. Der Sehende vergöttert Valentine, und Gabriele sieht ihre schlimmsten Befürchtungen verwirklicht. Der Gatte entfremdet sich seiner aufopferungsvollen Pflegerin vollends und trinkt mit Valentine in Paris die lange entbehrten Ströme gesellschaftlicher Freuden, während Gabriele größtentheils auf dem einsamen Landschlosse ihren Mutterpflichten lebt. Gewagte Speculationen und unsinnige Verschwendung zerrütten das Vermögen und die Gesundheit Hektor's, der zum zweiten male unheilbar erblindet. Die pflichttreue Gattin zieht ihn vom Rande des Verderbens, vom Tode durch Vergiftung zurück, während die flatterhafte Frau Dorville plötzlich vom Schauplatze verschwindet. Und doch hätte es die Harmonie des Romans verlangt, auch ihr Geschick den Lesern nicht vorzuenthalten. Und schwer begreift man, daß sich der Dichter die pikante Aufgabe entgehen lassen mochte, das falsche, verführerische Weib dem zum zweiten male Erblindeten noch einmal gegenüberzustellen. Welche ergreifende Scene hätte sich aus dieser Begegnung nicht gestalten lassen! Der Autor hat sich eben seine Arbeit etwas leicht gemacht.

Einzelne Partien des Buchs sind mit außerordentlichem Geschick behandelt, so das Wachsthum der Liebe des Blinden, die auflodernde Leidenschaft des dem Lichte Zurückgegebenen, vor allem aber das Erwachen des Verblendeten zu einer zweiten ewigen Nacht. Der Gegensatz zwischen der pflichttreuen Gabriele und der leichtsinnigen, ihr Opfer umgarnenden Valentine ist sehr wirksam durchgeführt. Auch die meisten der Nebenpersonen sind ungemein lebenswahr und anschaulich geschildert. Der Roman bietet zwar von neuem das beliebte Thema des Ehebruchs, aber man muß gestehen, in einer ebenso originellen wie fesselnden Variation.

Emil Taubert.

Zur Charakteristik Ludwig Feuerbach's.

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung dargestellt von Karl Grün. Erster und zweiter Band. Mit dem Bildnisse Feuerbach's. Leipzig, C. F. Winter. 1874. Gr. 8. 15 M. 60 Pf.

Zu den erfrischendsten Erscheinungen in der deutschen Literatur gehört Ludwig Feuerbach. Daß er seit den vierziger Jahren andern, wie Schopenhauer und seiner Schule, seinen Platz in der Gunst des Publikums hat räumen müssen, das hängt damit zusammen, daß die Zeit zwar auch praktisch geworden ist, wie er es wünschte, aber bisjetzt noch in anderer Weise, als er es wünschen konnte, wobei sie manches von Frische und Jugendlichkeit eingebüßt hat. Es ist deswegen nur zu billigen, daß Karl Grün dem nüchternen verständigen Realismus der Gegenwart das Bild des ungestümen Idealisten vorführt, der das „Selbst ist der Mann", das hic Rhodus, hic salta, der ganzen Menschheit, der heutigen Gesellschaft, dem über seine persönliche und sittliche Lebensaufgabe oft noch so ungewissen Individuum so kräftig zugerufen hat. Der Herausgeber der vorliegenden Schrift hatte von Frau und Tochter des Vollendeten den „ehrenvollen" Auftrag

angenommen, dessen Nachlaß zu veröffentlichen. Er macht sich an seine Aufgabe, indem er den Leser in dem Gebiete, das sich ihm erschließen soll, durch eine philosophische Charakterentwickelung, welche weit über ein Drittheil des ersten Bandes einnimmt, mitunter mit Zuhülfenahme kleinerer ungedruckter Aeußerungen des Philosophen, zu orientiren sucht. Dem Verfasser fehlt es nicht an tieferm Verständniß seines Helden, ohnedem nicht an einem herzlichen Einverständniß mit ihm; auch hat er Einzelnes, worunter wir die Beziehungen Feuerbach's zu dem schöpfungsgläubigen Materialisten Dorguth in Magdeburg, einem wunderlichen Heiligen, die Anklänge desselben an Jean Paul's urwüchsige Bilder- und Beispielsprache, dessen allgemeine Bedeutung in der Culturgeschichte rechnen, gut und richtig hervorgehoben. Aber wegen der desultorischen, anscheinend unmethodischen, launenhaften Schriftstellerei Feuerbach's hätten wir ein tieferes Furchenziehen bei Bestimmung seiner einzelnen Entwickelungsphasen gewünscht. Es hätte sich bei seiner literarischen Laufbahn ohne Zwang eine erste Periode der Contemplation („Gedanken über Tod und Unsterblichkeit") und vorherrschenden Reproduction (Darstellungen aus der Geschichte der Philosophie), eine zweite der gärenden Production unter fortwährendem Schwanken zwischen dem Standpunkt der θεωρία, dem Habitus des selbstlosen Denkers, und dem Standpunkt des praktischen Zwecke setzenden Strebens, („Wesen des Christenthums", Kritik Hegel's und des bisherigen Philosophietreibens), eine dritte der entschiedenen Action, der Verwirklichung der von der richtigen Betrachtung der Dinge gebotenen Ideale („Wesen der Religion" und Nachfolgendes) unterscheiden lassen. Für die dritte Periode liegt in der Vorrede zu den „Sämmtlichen Werken" (1846) eine eigene Proclamirung durch den Philosophen selber vor. Hiernach wäre es das Andringen der Zeit, die, angewidert von den religiösen und philosophischen Dingen, politische und sociale Reformen verlangte, gewesen, was ihn auf das Gebiet des Lebens und der Praxis hinübergedrängt hätte. Es hatte freilich zu dieser weltreformatorischen Tendenz noch ein anderer, ein innerer Impuls mitgewirkt. Die subjectiv praktische Richtung, die er in die Religion hineingelesen hatte, hat es nach und nach ihm selbst angethan. Er ist, seit er nicht blos das „Wesen des Christenthums", sondern auch seit 1845 das „Wesen der Religion" zu seinem Vorwurf gemacht hatte, auf dem Wege, eine allgemein menschliche, objectiv vorhandene Naturabhängigkeit und Bedürftigkeit anzuerkennen und die Forderungen dieser Situation im Jugendalter der Menschheit durch die Religion, im Mannesalter derselben durch die Cultur erfüllen zu lassen. Eine Einsicht in den Sachverhalt, die ihm dazu verhilft, dem religiösen Gebiete mehr, als es früher der Fall war, gerecht zu werden und seine philanthropischen Consequenzen für die fernere Culturentwickelung mit allem Nachdruck zu ziehen.

Das Material, das dem Herausgeber zur Veröffentlichung vorlag, sind theils Correspondenzen, theils ungedruckte, mitunter auch schon zum Druck gekommene, aber in die Gesammtausgabe nicht aufgenommene und deshalb schwer zugängliche Arbeiten des Verfassers. Daß er Briefe anderer und darunter auch einseitige Schreiben, d. h. solche, zu denen Feuerbach's Anfrage oder Antwort fehlt, aufgenommen hat, und daß er auch die Deos minorum gentium, die sich an das Parteihaupt oder den Menschen- und Volksfreund Feuerbach gewendet haben, zum Wort hat kommen lassen, wird niemand tadeln. Unter dem Ungedruckten hätte besser gesichtet werden können; es gehören doch nicht alle Gedankenspäne und Splitter, zumal nicht solche, die sonst Gesagtes wiederholen, hierher. Dagegen sind die Berichtigungen zu Hegel's „Geschichte der Philosophie", der Auszug aus der lateinischen Dissertation „De ratione" 1828, die Excerpte aus den erlanger Vorlesungen, der artige Versuch über Zinzendorf und die Herrnhuter (1865), vor allem die posthumen Excurse über Moral (vom Winter 1866—67) hochwillkommen. Ebenso ist die Wiederauflegung früherer wichtiger Publicationen dankenswerth. Derart sind: die im Jahre 1858 im „Jahrhundert" erschienene Recension von dem auf naturwissenschaftlichen Sensualismus sich gründenden „System der Rechtsphilosophie" von Ludwig Knapp; der Nachruf an den Urheber der physiologischen Therapie, Freund Heidenreich in Ansbach, von demselben Jahr am selben Ort; vor allem die aus d. Bl. wieder abgedruckte politisch-satirische Anzeige von Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk", vom Jahre 1850. Die Eintheilung seines Materials hat Grün in der Art vorgenommen, daß er im persönlichen und wissenschaftlichen Leben Feuerbach's fünf Perioden unterschieden hat. Die erste Periode von 1804—28 umfaßt das Knaben- und Jünglingsalter, die zweite von 1829—39 die Durchkämpfung des Hegelthums, die dritte von 1840—50 die Aufstellung einer eigenen Philosophie, die vierte von 1850—60 die Mensch und Natur gewordene Philosophie, die fünfte von 1860—72 Leidens- und Krankheitszeit und das moralische Problem. Jede Periode erhält eine schätzbare biographische und bibliographische Einleitung, auf welche sodann die Briefe und nach ihnen der Nachlaß folgen.

Der aufgenommenen Briefe ist bei dem Umstand, daß die empfangenen Zuschriften fast die ausgegebenen überwiegen, Legion. Und doch möchte man nicht leicht etwas von dem Mitgetheilten missen. Unter den Familienbriefen sind die des Vaters, der ganz Bureaukrat und ganz Geist und Charakter ist, sowie die zarten Brautbriefe die bedeutendsten. Unter den Geschäftsbriefen nimmt zuerst die Correspondenz mit den Berlinern in der Zeit der „Berliner Jahrbücher", deren Mitarbeiter eine Zeit lang Feuerbach war, dann in noch höherm Grade die mit dem frischen, kecken Ruge als Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher" eine hervorragende Stelle ein. Gern läßt man sich wieder in die Jahre der Jung-Hegel'schen Strebungen und Velleitäten zurückversetzen. Freundesbriefe werden mit den Landsleuten F. Kapp, E. G. von Herder, Daumer, Heidenreich gewechselt. Mehr noch als früher läßt uns in das tägliche Leben und Treiben Feuerbach's der Briefwechsel des zweiten Bandes vom Jahre 1850 an hineinsehen. Wir kennen keine frischere und gemüthlichere Schilderung eines Tagewerks, als die dem Joseph Schibich in Lehwiz bei Znaim in Mähren abgegebene Rechenschaft Feuerbach's von seinem täglichen esse. Es scheint, die Reactionszeit, weil sie die Thätigkeit nach außen hemmte, weckte das

Bedürfniß nach herzlichem Anschluß und freiem Aufschluß der Gemüther gegeneinander, und ungeachtet das größere Publikum sich von ihm zurückzieht, lehnen sich die ihm und der Sache der Freiheit treu Gebliebenen enger an ihn als eine Art Haltpunkt an. Wir begegnen nun nicht mehr blos den Huldigungen von Studentenverbindungen, wie in den Jahren 1848 und 1849; radicale Vereine dies- und jenseit des Oceans, stille Verehrer aus Süd und aus Nord bringen Documente und handgreifliche Zeichen ihrer Verehrung dem Gefeierten dar. Als Gesinnungsgenossen offenbaren sich Namen wie F. Lassalle, Ludwig Pfau, Eduard Vaillant, Jakob Moleschott, dessen Briefe der Herausgeber mit Recht als „kerngediegen und herzinnig" bezeichnet. Vor allem aber erregen unsere Aufmerksamkeit einige Gelehrtencorrespondenzen, der briefliche Verkehr mit Hausfreunden und die Annäherungen, welche Männer, die in der Wissenschaft Laien, in der Geistesfreiheit Helden sind, mit Feuerbach suchen, um ihre Liebe zu ihm erwidert zu sehen. Die Briefe, die Feuerbach an Dr. J. Duboc geschrieben hat, unter ihnen ein für die Ethik sehr wichtiger, sind zum Theil schon in der „Deutschen Warte" mitgetheilt worden, mit Recht aber hier wieder aufgenommen. Auch mit Joseph Schibich und dem spätern Epilogisten Feuerbach's, Dr. H. Benecke, ist eine Zeit hindurch der Verkehr nicht lahm; ungleich bedeutender aber und länger, nämlich von 1857 bis 1870 dauernd, ist der mit einem jungen strebsamen Schweden, Wilhelm Bolin, jetzt Bibliothekar in Helsingfors, der Feuerbach malgré lui in das wissenschaftliche Discutiren hineingezogen hat. Bolin war Hausfreund von Feuerbach. Ein Hausfreund etwas anderer Art war der naturwüchsige Feuerbachianer Konrad Deubler, Bäcker und Wirth im lieblichen Geisern bei Ischl, nach Grün „eine wahre Prachtnatur", in dessen Hause der gealterte Feuerbach die herrlichste Sommerfrische genossen hat. Der Verfasser bringt den urgemüthlichen Briefwechsel mit ihm unter der Extraaufschrift: „Philosophisches Idyll, oder Ludwig und Konrad." Deublern gibt nicht viel nach der grundbiedere Gemeindevorsteher Konrad Haag aus Huttenweil, Canton Thurgau, der die glühendste Verehrung, die rührendste Dankbarkeit gegen den Geistesemancipator Feuerbach an den Tag legt. Dafür aber, daß auch die komische Figur nicht fehle, hat ein katholischer Subprior gesorgt, der gegen den radicalen Denker nach einigen Lobsprüchen für seine Ehrenfestigkeit den Wunsch ausspricht: utinam, cum sis talis, noster esses! Feuerbach könne doch gewisse unabweisbare Herzensbedürfnisse einzig nur „durch das Christenthum, wie es in der katholischen Kirche fortlebt und segenspendend fortwirkt", gestillt sehen!

Ist es im allgemeinen mehr Genuß als Bereicherung unsers Wissens, was uns die Briefe bieten, so bietet uns diese, wie oben bemerkt, der Nachlaß. Die gründliche Besprechung der Punkte: Freiheit und Nothwendigkeit, Selbstmord, buddhistisches und Schopenhauer'sches Nirwana, Glückseligkeitstrieb, Gewissen — in den Excursen eine ganz reife Frucht —, ist ein höchst schätzbarer Beitrag zur Lösung des ethischen Problems. In der Zeichnung des Gewissens, der „Blendleuchte des eigenen bösen Thuns", des „Echos vom Wehgeschrei des von mir Verletzten", des „in den Eingeweiden meines eigenen Glückseligkeitstriebes wühlenden, gekränkten Glückseligkeitstriebes des andern", erhebt sich der Verfasser zu dem ethischen Pathos und der dramatischen Kraft eines Dante und Shakspeare. Mit seinem Versuch, alle menschliche Pflicht auf den Glückseligkeitstrieb zu gründen, dürfte er nicht durchdringen; die Selbstpflichten fordern den Succurs des Vollkommenheitstriebes; die Nächstenpflichten können sich nicht mit dem unzuverlässigen Beistand menschlicher Empfindlichkeit fürs eigene und also auch fürs fremde Leiden zufrieden geben, sondern sprechen die Hülfe eines kategorischen Imperativs an. Aber zwei Dinge sind es, die den Feuerbach'schen Forschungen auf ethischem Gebiet ihre große Bedeutung geben. Einmal: sie reihen sich ebenbürtig in den bisherigen Entwickelungsgang der deutschen Philosophie ein. Das Gute soll, das Gute muß geschehen, ist das ceterum censeo der Entwickelung der Ethik seit Kant. Dieser Parole ist wahrlich Feuerbach mit seinem Bestreben, das sittlich Gebotene zum „Product herzlicher, sinnlicher Nothwendigkeit" mittels der Befriedigung des Glückseligkeitstriebes zu machen, den Patrioten z. B. das Glück des Vaterlandes als eigenes Glück, das Unglück des Vaterlandes als eigenes Unglück fühlen zu lassen, gebührend nachgekommen. In Zusammenhang mit dem Spruch: Das Gute soll, das Gute muß geschehen, liegt das Wort an das Individuum: und wenn du's thust, so thust du nichts Sonderliches; wolle also nicht schön thun damit, daß du deine Schuldigkeit leistest, begib dich alles groben und feinen Pharisäismus! Unterm Hohn des selbstsüchtigen und selbstgefälligen Zeitgeistes hat die deutsche Philosophie ihre saure pädagogische Aufgabe ausgeführt, eine Repräsentantin des tiefern sittlichen Gewissens der Menschheit zu sein, hat sie den Menschen selbstlosen, seiner selbst vergessenden Dienst des Guten und Rechten gelehrt. Kant hat sich mit seiner kalten, kahlen Pflicht als den Urtypus der Prosa, Hegel hat sich mit seiner Reduction der romantischen Tugend auf die nüchterne Rechtschaffenheit, mit seiner berufs- und geschäftsmäßigen Sittlichkeit als einen Philister, als einen Legalitätsmenschen verschreien lassen müssen; was Feuerbach mit seinem bestgemeinten Bemühen blüht, ist unschwer vorauszusagen. Er, der zum voraus Verschriene, wird, soweit man überhaupt noch von ihm Notiz nimmt, als Eudämonist cursiren! Mag er noch so strenge Anforderungen an menschliches Thun und Lassen stellen, mag er dem Menschen in seiner Pflichterfüllung nicht das mindeste schenken: das hilft ihm nichts, er erklärt ja den ordinären Trieb, die nicht verdienstliche Neigung für die Quelle des Guten und Rechten; er läßt dem Subject nicht die Ehre sublimer sittlicher Selbstüberwindung! Wie Kant, wie Hegel degradirt er menschliches Verdienst, gibt sich nicht dazu her, dem moralischen Größenwahn des modernen Ichs zu schmeicheln. Das ist seine Schuld vor der Welt.

Außerdem aber bezeichnen Feuerbach's moralische Aufstellungen ihn als den ausgeprägtesten Menschenfreund. Börne nennt in der frankfurter Denkrede Jean Paul den „Dichter" der Armen; man ist versucht, Jean Paul's fränkischen Landsmann, Ludwig Feuerbach, den „Denker" der Armen zu nennen. So lernt man ihn durchweg aus

dem vorliegenden Werk erkennen. Er verleugnet seine Sympathien mit dem Schneider Weitling nicht, er läßt sich von der Frage der Frauenemancipation gewaltig umtreiben; er wäre zwar persönlich so blutscheu, wie der Sturmläuter der Revolution J. J. Rousseau war, aber er hört einen Vaillant mit seinen Weissagungen einer socialen Umwälzung geduldig an, es wird ja dann den Armen geholfen. Er richtet an Deubler auf eine Einladung unterm 10. Juli 1866 die ergreifenden Worte: „Wer kann jetzt an sein Vergnügen denken, wo Tausende seiner Mitmenschen elendiglich um ihr Leben oder ihre Glieder kommen!" Besonders aber will er als Philosoph und als Mensch aus dem thatlosen Schopenhauer'schen Mitleiden ein thatkräftiges gemacht wissen und wird nicht müde, den Moralisten zu predigen, daß sie zuerst daran denken sollen, die leidende Menschheit von ihrem Elend zu befreien, und ihr dann erst ihre moralischen Zumuthungen machen mögen.

Wahrhaftig, jener Verehrer aus Jena, der bei der Subscription für Feuerbach seine Gabe mit den Worten begleitete: „Dem Vorkämpfer für wahre, echte Religion, d. i. die Liebe", hatte seinen Mann genannt!

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der bekannte, in Rom lebende Dichter und Bildhauer amerikanischen Ursprungs, W. W. Story, hat sich an dem schwierigen Thema „Nero" versucht und diesen Kaiser mit genauem Anschluß an Tacitus zum Helden einer Tragödie gemacht. Der Versuch scheint jedoch nach dem ziemlich übereinstimmenden Urtheile der englischen maßgebenden Kritik mißlungen zu sein.

[illegible]

Jahre 1793 geschriebener, bisher noch nicht veröffentlichter, sehr interessanter Brief Wordsworth's an den Bischof von Llandaff über die französische Revolution. Auch der übrige Inhalt des Bandes ist politischer Natur. Der zweite ist literarischen Inhalts, und von besonderer Bedeutung darin [illegible] über die wahren Grundsätze der Poesie. Der dritte Band enthält [illegible]

— [illegible] über Hamlet hat F. A. Marshall [illegible] „A Study of Hamlet" [illegible]

— [illegible] „Revue des deux mondes" vom 15. December [illegible]

[illegible]

(denn wir wissen nicht, wann er zuerst veröffentlicht worden) den ähnlichen Ansichten Fergusson's zuvorgekommen ist. . . . Daß er die Periode zwischen dem Abzug der Römer und der sächsischen Eroberung als eine Zeit großer Duldung und des Eklekticismus in religiösen Dingen darstellt, um die Errichtung eines heidnischen Tempels in christlichen Zeiten zu erklären, ist der schwächste Theil seiner Beweisführung."

Ueber die Schrift „Zum Bildungskampf unserer Zeit von Jürgen Bona Meyer" wird gesagt: „Die Meinungen des Verfassers sind stets der Aufmerksamkeit würdig, besonders wenn er als Vermittler zwischen extremen Ansichten auftritt. In dieser Eigenschaft erscheint er im größern Theile seiner Abhandlungen über den Culturkampf unserer Zeit, ein Thema, welches er nicht geneigt ist, auf die besondere Phase, unter welcher dieser Kampf sich gegenwärtig in seinem Vaterlande kundgibt, zu beschränken. Seine Sympathien sind gänzlich auf seiten des Fortschritts; doch wenn einerseits die schamlose Wunderkrämerei der römisch-katholischen Geistlichkeit seinen verachtungsvollen Tadel hervorruft, so kann andererseits eine lange und anziehende Skizze des allmählichen Wachsthums der Duldung bis auf unsere eigene Zeit als eine Mahnung an seine Landsleute gedeutet werden, sich nicht ihrer Gegner Stellung anzueignen, unter dem Vorwande dieselbe anzugreifen. . . . Im ganzen sind die Essays die Erzeugnisse eines bemerkenswerth billig denkenden und unparteiischen Denkers, dessen Unparteilichkeit gegen Widersacher indessen durchaus nicht Mangel an entschiedenen Ueberzeugungen seinerseits bedeutet."

„Die «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge» und «Deutsche Zeit- und Streitfragen» setzen ihren nützlichen Lauf fort. Die Gegenstände der erstern mögen zuweilen zu abstrus sein, im ganzen genommen jedoch müssen sie zu den werthvollsten Veranstaltungen für Verbreitung der Resultate und Ideen der vorgeschrittenen Cultur unter das größere Publikum gezählt werden."

„«Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung» von E. Geibel ist eine ebenso angenehme als annehmbare Vermehrung des vorhandenen Vorraths von Uebertragungen aus den Classikern selbst in einer Literatur, die in dieser Hinsicht so reich ist wie die Deutschlands. Bei all seinem Streben nach Vollendung und Ebenmaß machen sich dennoch der Fluß und die Fertigkeit des modernen Lyrikers in hervorragenderer Weise geltend als jene specifisch antiken Eigenschaften, und seine Uebersetzungen aus dem Horaz scheinen uns bedeutend gelungener zu sein als die aus dem Griechischen. Des Uebersetzers Gewandtheit ist in beiden Fällen gleich; doch ist die geistige Verwandtschaft in jenem größer."

Ueber „Phaeton, Tragödie von Arnold Beer" heißt es: „Sein Stil und seine Diction sind sehr geschmackvoll, der Hauptmangel seiner Behandlung ist vielleicht die untergeordnete Stellung, welche Phaeton selbst zuertheilt ist, denn er tritt kaum auf, außer bei der Katastrophe. Und diese würde schwer auf der Bühne darzustellen sein, denn eine der Bühnenanweisungen lautet: «Ein Donnerschlag trifft die Sonne und stößt sie in den leeren Raum.»"

„Die Schrift «Harte Gesetze» von Auny Albert behandelt einen peinlichen Gegenstand, die Leiden nämlich, denen Frauen durch ungerechte Gesetzgebung in einigen Gegenden Deutschlands ausgesetzt sind. Nichtsdestoweniger empfiehlt sich die Erzählung durch ihren ernsten Zweck, ihre Freiheit von Uebertreibung und vollkommene Naturtreue. Diese letztere werthvolle Eigenschaft wird vielleicht in den Gesprächen etwas zu weit getrieben, denn diese werden durch die nackte Wahrheit der Darstellung leicht langweilig."

Bibliographie.

Baumstark, R., Cervantes. Ein spanisches Lebensbild. Freiburg i Br., Herder. 1875. 8. 1 M.

Gladstone, W. E., Reden Papst Pius' IX. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

— — Rom und die neuesten Moden in der Religion. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Nirwana. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1875. 8. 9 M.

Hahn, R. E., Der Zögling des Diplomaten. Roman. 3 Bde. Leipzig, Dege. 8. 12 M.

Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. 7te, erweiterte Aufl. 2 Bde. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 12 M.

Haushalter, B., Ein Schwarzburger Dichter (Berthold Sigismund). Festrede. Rudolstadt, Müller. 1875. Gr. 8. 20 Pf.

Hennes, J. H., Stolberg in den letzten Jahrzehnten seines Lebens. Mainz, Kirchheim. 1875. Gr. 8. 3 M.

Hermann, C., Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System. Leipzig, Fr. Fleischer. 1875. Gr. 8. 6 M.

— — Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhange mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie. Leipzig, Teubner. 1875. Gr. 8. 6 M.

Heß, W., Erinnerungen an Sylt. Naturwissenschaftliche und historisch-geographische Skizzen. Hannover, Feesche. 8. 2 M.

Hoffmann, E. C. F., Gregor VII. und Heinrich IV. Vortrag. Prag, Steinhauser. 8. 40 Pf.

Horn, G., Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 12 M.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrg. 1875. Wiesbaden, Niedner. 1875. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Jensen, W., Um meines Lebenstages Mittag. (Nel mezzo del cammin di nostra vita.) Terzinen. Berlin, Stilke. 1875. Gr. 16. 2 M.

Justus, E., Diana. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 9 M.

Kalisch, L., Gebunden und Ungebunden. München, Braun u. Schneider. 8. 4 M. 50 Pf.

Kavanagh, Julia, Johannes Dorrien. Roman. 6 Bde. in 3 Thln. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hartknoch. 1875. 8. 16 M.

Keller, F., Erdbörln os'm Wald. Gedichte in schwäbischer Mundart. Kempten, Kösel. 16. 1 M.

Keller, G., Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. Stuttgart, Cotta. 16. 3 M.

Kessel, K. v., Lebensrichtungen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dege. 1875. 8. 9 M.

Kießling, F., Pro Germania! contra pro Nihilo! Entgegnung auf Arnim's Opus. Dem deutschen Volke gewidmet. Leipzig, Götze. 1875. Gr. 8. 25 Pf.

Das Kind. Tagebuch eines Vaters. Leipzig, Hartung u. Sohn. 8. 3 M.

Knortz, K., Amerikanische Skizzen. Halle, Gesenius. 8. 4 M.

Kramer, G., Neue Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1871. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Laicus, P., Die Petroleuse. Nach dem Französischen des A. Téram. Mainz, Kirchheim. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.

Langer, E., Eine Romfahrt. Prag, Steinhauser. 1874. Gr. 8. 1 M.

Lankenau, H. v., und L. v. d. Oelsnitz, Das heutige Rußland. 1ster Bd.: Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Europäischen Zarenreichs. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Lehmann, M., Knesebeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 7 M.

Leupoldt, J. M., Zur Orientirung über unsere Gegenwart und nächste Zukunft. Vermächtniß eines Greises. Erlangen, Deichert. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Liebeslieder aus alter und neuer Zeit. Leipzig, Matthes. 1875. 32. 50 Pf.

Liebmann, O., Zur Analysis der Wirklichkeit. Philosophische Untersuchungen. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 9 M.

Lorm, H., Geflügelte Stunden. Leben. Kritik. Dichtung. 2ter u. 3ter Thl. Leipzig, Hartknoch. 1875. 8. à 3 M.

Meyer, F., Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. II. Friedrichs des Großen Zeitalter. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Berlin, Weile. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Molitor, K., Der Verrath von Breisach 1639. Ein Beitrag zur Geschichte des Verlustes der Landgrafschaft im Elsaß nebst Breisach und Sundgau an Frankreich im 30jährigen Kriege. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 2 M.

Müller, A., Ueber den französischen Dichter François de Malherbe. Oberlahnstein, Chun. 1873. Gr. 8. 50 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der neuesten Zeit 1869—1875 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Supplement zu des Verfassers Geschichte der neuesten Zeit 1816—1868. Stuttgart, Neff. 1875. Gr. 8. 1 M.

Oechelhäuser, W., Die wirthschaftliche Krisis. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M.

Stöpel, F. M., Dramatische Versuche. 3 Bdchn. in 1 Bd. Frankfurt a. M., Winter. 1875. 8. 3 M.

Storm, T., Waldwinkel. Pole Poppenspäler. Novellen. Braunschweig, Westermann. 1875. 16. 3 M. 60 Pf.

Strackerjan, L., Deutscher Sprüche Ein Tausend. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 2 M. 25 Pf.

Sturm, A., Culturbilder aus Budapest. Leipzig, Fues. Gr. 8. 5 M.

Tellkampf, J. L., Vorschläge zur Verbesserung des Actien-Gesellschaftswesens. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M.

Temme, J. D. H., Im Amthause zu Sinningen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 7 M. 50 Pf.

Thümmel, J., Die Gavotte der Königin. Lustspiel. Halle, Lippert. Gr. 8. 1 M.

Tissot, V., Reise in das Milliardenreich. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Thle. in 1 Bd. Bern, Körber. 1875. Gr. 8. 3 M.

Treutlein, P., Geschichte unserer Zahlzeichen und Entwickelung der Ansichten über dieselbe. Eine Studie. Karlsruhe, Müller u. Gräff. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Uhlhorn, G., Vermischte Vorträge über kirchliches Leben der Vergangenheit und der Gegenwart. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1875. 8. 5 M.

Unruh, H. B. v., Volkswirthschaftlicher Katechismus. Ein ABC- und Lesebuch für Volkswirthe und solche, die es werden wollen. Berlin, Stilke. Gr. 8. 1 M.

Waitz, G., Deutsche Verfassungsgeschichte. 7ter Bd. — A. u. d. T.: Die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. 3ter Bd. Kiel, Homann. Gr. 8. 11 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 3. Februar 1876.

Schriften über den Deutsch-Französischen Krieg.

1. Die Schlacht bei Beaumont und die Armee Mac Mahon's von Defourny. Uebersetzt von Reuter. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1875. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Das Buch trägt sein Empfehlungszeichen an der Stirn. Die Uebersetzung desselben ist von dem kaiserlichen Hauptmann im Seebataillon, Hrn. Reuter, verfaßt, als ein Zeichen der Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft, welche die Bewohner von Beaumont unverändert ihren verwundeten Feinden selbst da noch zeigten, als dicht umher die Kunde von angefallenen Krankentransporten, Beunruhigungen durch Fanatiker u. s. w. laut wurde. Es ist sicher, sagt Hauptmann Reuter, daß dem Autor dieser Schrift, Pfarrer Defourny, kein geringer Theil dieses Verdienstes gebührt. Der Ertrag der Uebersetzung wird einem von dem Herrn Pfarrer gegründeten Waisenhause überwiesen werden, und schon aus diesem Grunde wünschen wir der Schrift eine freundliche Aufnahme durch das Publikum.

In der That bietet dieselbe auch vielfach Interessantes dar. Mit vielem Gefühl geschrieben, spiegelt sie treu die Gesinnungen des Autors und läßt stellenweise eine bittere Ironie durchblicken, die eine tiefe Wehmuth verdeckt. Vom achten Kapitel an, wo der Verfasser die Leiden seiner Pfarrgenossen schildert, wird seine Sprache oft recht bitter. Doch wir wollen nicht über ihn richten, er hat so oft den Tod in seiner schrecklichsten Gestalt, er hat so viel menschliches Elend gesehen, dessen Anblick er sich in der treuen Ausübung seiner priesterlichen Pflichten nicht entziehen konnte, daß wir uns nicht wundern können, wenn bei einer so außergewöhnlichen Aufregung der Nerven seine Empfindungen eine gewisse Reizbarkeit zeigen. Gehen wir darüber hinweg und erinnern wir uns lieber seiner aufopfernden Barmherzigkeit und des vielfachen Guten, das er in reichem Maße gestiftet hat. Jedenfalls hat das Buch das Verdienst für sich, daß der Verfasser in demselben mit einer Offenherzigkeit sondergleichen Anklagen ausspricht, die niemals ohne Gefahr auszusprechen sind, namentlich aber nicht in einer Zeit, wo in seinem Vaterlande eine so fieberhafte Erregung gegen den verhaßten Feind bestand. Und gerade diesem Feinde läßt er in so vielfacher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren; er lobt seine militärischen Tugenden, seine Unerschrockenheit, seine Disciplin, seine Umsicht und Kenntnisse, die Weisheit und Thätigkeit seiner Führer, wenngleich er andererseits als Franzose seine Gesinnungen nicht zu verleugnen vermag und die Fortsetzung dieses Kriegs nach den ersten siegreichen Schlachten preußischerseits als eine „grause Missethat" bezeichnet, wie er auch ferner die Fortnahme von Elsaß und Lothringen geradezu als einen Raub ansieht.

Was die sonst in dem Buche ausgesprochene persönliche Anschauungsweise des Pfarrers Defourny anbetrifft, so vermögen wir dieselbe in keiner Weise zu billigen. Ultramontan in des Wortes äußerster Bedeutung, Anhänger der in seinen Augen unsterblichen Encyclica, sieht er alles Unglück, das sein Vaterland getroffen hat, in dem Vergessen der Zehn Gebote und in der Huldigung, welche die modernen Geister den Götzen erzeigen, die unter den Namen: „Grundsätze von 89, Bildung und Fortschritt" die Gegenwart beherrschen. Indessen „ländlich, sittlich"! Die Grundsätze, die der Pfarrer Defourny in seinem Werke ausspricht, sind ja gegenwärtig in seinem Vaterlande zur vollständigsten Herrschaft gelangt. Wer weiß, welche Rolle zu spielen ihm die Zukunft vorbehalten hat? Es sei uns schließlich vergönnt, aus der Schrift selbst einzelne kleine Mittheilungen zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

Sechs preußische Ulanen, von der Straße von Stenay kommend, durchreiten, den Carabiner in der Hand, im Galop Beaumont, besichtigen in Eile die Eingänge der Straßen nach Mouzon und Chesne-Populeux, und kehren alsdann zurück. Der eine steigt vom Pferde, geht in

einen Cigarrenladen, kauft und bezahlt seine Cigarren; zwei andere lassen sich in dem Gasthause von Beauregard ein Glas Branntwein geben und bezahlen ebenfalls. Während dieser Zeit untersucht ein anderer mit peinlicher Genauigkeit die Spuren, welche zwei französische Cavalerieregimenter und ein Regiment Artillerie hinterlassen haben, die Tags vorher eine Recognoscirung um Beaumont unternahmen. Dies alles dauert kaum zehn Minuten, worauf die Ulanen fortreiten. Nachdem die Einwohner sich ein wenig von dem Schrecken erholt hatten, machten sie einstimmig ihre Bemerkungen über die stolze und kühne Haltung der deutschen Reiter. Man war überrascht und bezaubert von ihrem guten Aussehen und der Kraft und Gewandtheit ihrer Pferde. Und dennoch hatten die französischen Zeitungen seit vierzehn Tagen behauptet, die Preußen seien entmuthigt, krank, zerlumpt! Die Zeitungen, fährt der Pfarrer fort, logen! „Gewohnheitssünde!" Aber es steht geschrieben: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!"

Gegen 11 Uhr waren nach und nach sechs französische Offiziere, darunter ein junger Oberst mit einem Ordonnanzoffizier, nach Beaumont gekommen und begaben sich zum Maire. Dieselben waren kaum eine Viertelstunde im Orte, als die Ulanen wieder erschienen und den Ort von neuem nach allen Richtungen durchritten, dieses mal indessen langsamer.

Die französischen Offiziere, von dem Pfarrer benachrichtigt, betrachteten sich geradezu als von den Ulanen belagert, und beschlossen, den Ordonnanzoffizier an den Generalstab zu schicken, um von ihrer Situation Meldung zu machen. Der Pfarrer erbot sich, dem Offizier einen Weg zu zeigen, auf welchem er die Begegnung mit den Ulanen vermeiden könne, und begleitete ihn selbst. In dem Augenblick, als der Offizier in eine vor ihm liegende Straße reiten sollte, stutzte er und bog rechts ab. Der Pfarrer drehte dem Offizier den Rücken und setzte den Weg nach dem Pfarrhause fort. Nach kaum dreißig Schritten indessen befand er sich dem Führer der Ulanen gegenüber. Die lange, vergoldete Pistole und sein distinguirtes Gesicht kennzeichnen den Offizier. Die starre Betrachtung des Pfarrers veranlaßt den Offizier den Kopf etwas zu wenden, und diese Wendung rettete den französischen Offizier, dem man in demselben Augenblick eine Scheune geöffnet hatte, wohin er sich, ohne daß dies von dem Ulanen bemerkt wurde, flüchtete.

Beunruhigt durch die Unentschlossenheit des französischen Offiziers und erregt über die Haltung der vereinigten berittenen und bewaffneten fünf andern französischen Offiziere, welche die sechs Ulanen zu fürchten schienen, kehrte der Pfarrer zum Maire zurück, wo er die Offiziere in einem abgelegenen kleinen Cabinet vorfand. Seine Erregung nach Kräften verbergend, redete sie der Pfarrer an: „Meine Herren, Sie sind fünf, und es sind draußen sechs, die vereinzelt in Beaumont herumreiten!" Man antwortete durch allgemeines Stillschweigen.

Wir geben jetzt einige Mittheilungen über das französische Heer, um darzuthun, welche Muthlosigkeit und welche Fahrlässigkeit in demselben herrschte. Am Sonnabend, den 27. August, hatte Napoleon III. morgens Tourteron verlassen. In Chesne-Populeux angelangt, nachdem er die Strecke von zehn Kilometern durchritten hatte, mußte er frühstücken. Es dauerte länger als zwei Stunden, ehe das Küchengeschirr, der Mundvorrath und der Champagnerwein Seiner Majestät abgeladen war. Während dieser Thätigkeit saß Mac-Mahon auf einer Bank in der Hauptstraße, eine Landkarte in der Hand, die er von Zeit zu Zeit zerknitterte und dreimal zur Erde warf, sagend: „Wir kennen dieses Terrain nicht, wir dürfen uns hier nicht schlagen!" Der Verfasser fährt fort:

Ich will hieraus durchaus nicht folgern, wie der Verfasser einer bekannten Schmähschrift, daß der Kaiser auf dem Marsche nur Sorge trug, sein „geliebtes Ich" zufrieden zu stellen, wie er bei Sedan nur Sorge trug, sein „geängstetes Ich" in Sicherheit zu bringen. Verhüte Gott, daß ich die Absichten irgendjemandes auf boshafte Weise auslege, aber man wird mit mir übereinstimmen, daß das bien-être und das Trachten nach Wohlbefinden, dieses Princip von 89, welches so oft von Napoleon verkündet war und das sich in seinen öffentlichen und privaten Gewohnheiten aussprach, im Kriege sehr lästig ist.

Ueber die Unordnung im fünften Corps, unter Befehl des Generals de Failly, spricht sich der Autor mit voller Entrüstung aus. Ordres und Contreordres hatten ein wahres Wirrwarr geschaffen, der Intendant hatte die sämmtlichen Lebensmittel an einen andern Ort hingewiesen, und für die Unterkunft war gar keine Sorge getragen. So rückten denn von 8 Uhr abends bis morgens 3 Uhr die Truppen unaufhörlich in Beaumont ein. Sie klopften die ganze Nacht an alle Thüren und baten um Brot. Das war etwas Trauriges und drückte jedermann das Herz ab. Man hätte eine geschlagene Armee vermuthen können; solche Mühe verursachte es, diese ausgehungerten und ohne Leitung kommenden Mannschaften zum Sehen und Hören zu bringen.

Von der Sorglosigkeit und Feigheit französischer Offiziere führt er entsetzliche Beispiele an:

Ein gewisser Jean Potron, ein alter Landwirth und ehrenwerther Mann, beherbergte einen Bataillonscommandeur und seinen Adjutanten. Er hatte einigermaßen Sorge gehabt, als er sie bis Mittag das Zimmer nicht verlassen sah. Als er den ersten Kanonenschuß hörte, klopfte er mit achtungsvoller Vertraulichkeit den Commandanten auf die Schulter und sagte mit traurigem Tone, durch den ein gewisser Vorwurf klang: „Ach Gott, mein Freund!" „Das hat nichts zu sagen", erwiderte der Commandant, „wahrscheinlich üben unsere Artilleristen."

Ein in Civilkleidern sich befindender Offizier hatte dem Generalstabe einige Minuten vor dem ersten Kanonenschuß die Meldung von dem Ueberfall der Preußen gemacht, und augenblicklich hörte man mehrere Stimmen ausrufen: „Ueberfallen!" — „Was wird man von uns sagen!" — „Ehrlos!" — „Unsinn! wenn man uns hängt, wird man sicher auch andere hängen!"

Wir übergehen andere Beispiele, in denen die Feigheit französischer Offiziere in so grellen Farben geschildert wird, daß es unserer Feder widerstrebt, dieselben wiederzugeben!

Gegenüber so vielen Beispielen niedriger Gesinnung, macht es einen wohlthätigen Eindruck, das Benehmen eines braven Offiziers, des Obersten de Béhagle, erwähnt zu sehen. Derselbe hatte als Commandeur des

elften Linienregiments, in Abwesenheit sämmtlicher Generale vom Schlachtfeld, den Befehl über die Division Goze übernommen. Der Pfarrer sagt von ihm:

Er fiel, durch die Leber geschossen, als ein christlicher Soldat. Am Tage des Gerichts wird er seine Wunde zeigen und wird Zeugniß ablegen über die Pflicht derer, welche die Verantwortung über das Leben ihrer Soldaten tragen. Und sein Zeugniß wird angenommen werden!

Mit Bezugnahme auf die vielfachen Härten, die der Verfasser den preußischen Truppen nach der Einnahme von Beaumont vorwirft und die er den „guerre aux paysans nennt, sei uns vergönnt, nur einen Punkt mitzutheilen und denselben zu widerlegen. Er sagt:

Die Preußen schrieben an alle Brunnen, oder Thüren wo Brunnen waren: Zutritt untersagt! Wenn man je von einer Schrift sagen kann, daß es kein todter Buchstabe war, so ist es jene; der Sinn stand nicht allein geschrieben, sondern Schildwachen, wachsam und stramm wie die preußische Disciplin, ließen ihn nachdrücklich respectiren!

Nun wohl, sollte es denn dem Pfarrer, der in seinem Werke ja mannichfache militärische und selbst strategische Kenntnisse entwickelt, wirklich unbekannt sein, daß unter Umständen im Kriege die Besetzung von Brunnen eine durchaus gebotene Maßregel ist? Hat er nie gehört, daß Brunnen von Fanatikern verdorben, verschüttet, verunreinigt, ja selbst vergiftet wurden? Und möchte er wol dafür Bürgschaft übernehmen, daß sich in seinem Vaterlande keine derartigen Fanatiker vorfanden? Wir glauben kaum. Ueberdies kann diese Maßregel der Brunnenbesetzung um so weniger als Härte angesehen werden, als durch den Ort Beaumont, seiner ganzen Länge nach, der Ruisseau de Beaumont fließt, von einem eigentlichen Mangel an Wasser also keine Rede sein konnte.

Wir haben dem Leser mit diesen Mittheilungen hinreichend gezeigt, daß das Werk in vielfacher Beziehung interessant und lesenswerth ist, und wir haben uns bestrebt, dem Verfasser, wenn wir auch seine Ansichten oft nicht theilen, trotzdem vollkommen gerecht zu werden. Nur eine Bemerkung sei uns noch erlaubt. In seinem zehnten Briefe schreibt der Verfasser:

Die Völker werden sehen, wie ihre Regierungen im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit Verträge zeichnen, und wenige Jahre später werden sie sehen, wie sie ihre Unterschrift öffentlich verleugnen. Man wird sich aus Schamgefühl begnügen, einen alten Ausdruck in neuer, unerhörter Fassung anzuwenden. Anstatt geradeheraus zu sagen: „Ich habe falsch geschworen", sagt man: „Ich kündige den Vertrag."

Und weiter unten sagt er:

Ach, mein Vaterland, du hast deine Verbrechen bereits bekannt und hast deinen ungerechten, verbrecherischen ersten Anfall bereut. Nicht aus Feigheit hast du dies Bekenntniß abgelegt, weil du dich von dem Augenblicke an unter den Krallen des schwarzen Adlers wandest, den Gott gegen dich geschickt hat. Vollende dein Bekenntniß! Bekenne alle deine schweren Vergehungen, du Volk, ungläubig und gläubig zugleich, du Volk der Gottesleugner und Apostel, Volk Voltaire's und der Jeanne d'Arc, streife ab alle deine Verderbniß und reinige dich von allen modernen Schlacken! Alsdann bitte Gott um die Gnade, den Eindringling, der dich erdrückt, zu verjagen und den Adler in sein Luftrevier zu verscheuchen! Aber vor allem bitte ich dich inständig, wenn der Herr dir einst diese Gnade schenkt, vor allem bitte ich dich um das Eine: Denke niemals daran, ihm seinen Rhein zu nehmen, und gib von neuem der Welt das Beispiel von Gerechtigkeit!

Wir möchten den würdigen Herrn an die sechste Bitte in dem Gebet des Herrn erinnern: „Führe uns nicht in Versuchung!" Denn wahrlich, wir befürchten recht sehr, die Versuchung könnte ihm sehr nahe treten, uns die „Verträge wegen Elsaß und Lothringen zu kündigen". In diesem Falle jedoch, Herr Pfarrer, bitten wir Sie ferner, sich geneigtest Ihrer eigenen Worte zu entsinnen!

2. Erinnerungen und Erfahrungen eines Feldpredigers aus dem Kriege des Jahres 1870—71 von Edmund Pfleiderer. Stuttgart, Kirn. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Buch hebt zunächst hervor, daß es ein gar eigenes Ding sei um die militärische Religiosität. Dieselbe darf jedenfalls als eine besondere Klasse unter den vielfachen Schattirungen bezeichnet werden, welche die eine Grundstimmung bei verschiedenen Menschen annimmt. Der Verfasser schildert sodann die Eigenarten des Soldaten, hebt seine Vorliebe für den Feldgottesdienst hervor, erwähnt den Hang zum Aberglauben, kommt aber dann zu dem Schluß, daß es unverkennbar sei, wie die militärische Zucht bis auf dieses scheinbar ganz entlegene Gebiet ihren wohlthätigen Einfluß erstreckt habe. Ueber die Thätigkeit des Feldgeistlichen bemerkt er, daß dieselbe mit einer taktvollen Weisheit ausgeübt werden müsse, bei der ein allzu eifriges Hervortreten nicht geboten erscheine, was zu dem Witzworte Anlaß gegeben habe: „Das Opfer fällt, die Raben steigen nieder!" Wir können in diesem Punkt der Ansicht des Verfassers nicht beitreten, im Gegentheil, wir können ihm aus Erfahrung versichern, daß es immerhin einen außerordentlich erhebenden Eindruck auf die Truppen macht, ihren Geistlichen auf dem Schlachtfelde selbst die erhabenen Pflichten seines Berufs ausüben zu sehen. Das Schiller'sche Citat, selbst als Witzwort gebraucht, mag ja wol in heiterer Gesellschaft seine Wirkung nicht verfehlen, auf dem Schlachtfelde aber, dafür bürgen wir, verfehlt es seine Pointe, denn dafür ist die Situation doch zu ernst.

Im weitern Verlauf seiner Erzählung geht der Verfasser alsdann auf die Zustände vor Paris über. Er schildert die Lage der Truppen, ihre vielfache Noth, die zu entschuldbarer Selbsthülfe führen mußte, einen Zustand, der sehr richtig und treffend mit dem Ausdruck „Vandalismus der Noth" bezeichnet wird. Mit aufrichtiger Freude stimmen wir alsdann der Behauptung zu, daß von einer Verwilderung der Truppen und einem sittlichen Herunterkommen derselben nicht die Rede sein konnte, daß im Gegentheil diese so ernste Lebens- und Leidensschule nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die Mannschaften war.

Im weitern Verlauf seiner Mittheilungen wirft der Verfasser immer mehr das Gewand des Feldpredigers ab und entpuppt sich in seiner spätern Eigenschaft als Professor der Philosophie. Wir sind seinen verschiedenen Abhandlungen mit wachsendem Interesse gefolgt, wenn wir auch seine Ansichten in mehrfacher Beziehung nicht theilen.

3. Civil im Kriege. Studien und heitere Skizzen zum Versuch einer Reorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde und Daheim. Von Max Bauer. Berlin, C. Heymann. 1875. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser behandelt in dem ersten Theile des Werks zunächst die freiwillige Krankenpflege, ihre Orga-

nisation und Leistungen, und hebt hervor, daß es der einheitlichen Leitung und Concentration der gesammten Bestrebungen für den großen Gedanken „freiwilliger Krankenpflege" gelang, durch die Sammlungen Resultate zu erzielen, die nach Millionen baaren Geldes zu beziffern waren, und er spricht dabei gleichzeitig auf Grund praktischer Erfolge und Erfahrungen den Wunsch aus:

neben diesem einheitlichen und großen Organismus der Concentrirung aller bereiten Mittel, der Decentralisation und dem Specialisiren eine berechtigte Stellung in jenem so wohl gegliederten und so trefflich geleiteten Apparat einzuräumen, jedoch der Art, daß dieselbe eingefügt werde in die staatliche und speciell in die militärische Ordnung!

Um diesem Zwecke zu entsprechen, wünscht der Verfasser weiter, daß

aus einer vorher sorgfältig getroffenen Wahl freier, mit allen denkbaren Befugnissen und Rechten und Legitimationen ausgestatteter Männer ein „fliegender Generalstab" gebildet werde, der dem Militärcommando untergeordnet ist.

Er fügt hinzu:

Ich verlange aber unbedingte Freiheit und persönliche Selbständigkeit in diesem Gebahren. Ich verlange, daß man [illegible]

[illegible]

Sehr wahr! Und warum sollte man nicht jetzt schon in Friedenszeiten an die Aufforderung, die in jenen Worten liegt, herantreten und ihr praktische Geltung geben, indem man freiwillige Vereine bildet, die neben der so großartig angelegten, segensreich wirkenden Thätigkeit der Johanniter ebenfalls in angemessener Weise der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit Ausdruck zu geben vermöchten?

Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser alsdann dem Frauenvereinswesen und hebt hervor, daß der auf der eigensten Anregung der deutschen Kaiserin in Frankfurt a. M. gestiftete Verbandstag aller deutschen Frauen-, Hülfs- und Pflegevereine Maßnahmen vorbereitet habe, die für die anzustrebenden Ziele die vorzüglichsten fundamentalen Vorbedingungen bieten dürften.

Der zweite Theil dieses Buchs enthält Gedichte und Correspondenzen aus Frankreich, die in der dem Verfasser eigenen anziehenden Sprache geschrieben sind. Sind wir denselben schon mit [illegible] Interesse gefolgt, so steigert sich unsere Theilnahme noch mehr bei den „[illegible] Bildern aus ernster Zeit", die uns im dritten Theile vorgeführt werden.

Soeben, nach Schluß unserer Besprechung, erfahren wir, daß seitens der Regierung dem Fürsten von Pleß ein Reglement über die freiwillige Krankenpflege zur Begutachtung zugestellt worden ist. Das Princip, auf welchem [illegible]

4. [illegible]

[illegible]

wurde ein Theil der Verwundeten der Pflege der Barmherzigen Schwestern übergeben. Französische, schweizerische und belgische Oberärzte sprechen sich in anerkennendster Weise über die vortrefflichen Einrichtungen in den Lagern, wie über die ganze Verpflegung und Behandlung der Gefangenen aus. In den kölner Lazarethen starben von 6005 Mann vom 8. August 1870 bis 10. September 1871 560 Mann an verschiedenen Krankheiten, die meisten jedoch an Schwindsucht infolge ausgestandener Strapazen. Durch kriegsministeriellen Befehl vom 2. November wurde die Bestattung der Verschiedenen mit militärischen Ehren angeordnet. In einem weitern Befehl wurde Sorge für die religiösen Bedürfnisse der Gefangenen getragen. Während so einerseits alles geschah, um das Schicksal der Gefangenen zu erleichtern, erwiesen sich dieselben einer derartigen Berücksichtigung unwürdig. Sie versanken in Schmuz, verkauften ihre Uniformstücke, ja selbst ihre Ehrenmedaillen, und in den Lagern waren kleinere Diebstähle an der Tagesordnung. Diese weitgreifenden Unordnungen führten dazu, daß die Gefangenen unter die preußischen Kriegsartikel gestellt werden mußten, welche ins Französische übertragen wurden. Den französischen Offizieren war die freie Bewegung innerhalb der Festung gestattet gegen ihr schriftlich abzugebendes Ehrenwort, die eingeräumte Freiheit nicht zu misbrauchen. Wohlhabende Offiziere, welche ihre eigene Wohnung bezahlen konnten, erhielten die Erlaubniß, sich auch in andern Orten niederzulassen. Mehrfach ungesittetes Benehmen einzelner Offiziere führte in Köln das Verbot von Theater- und Concertbesuchen herbei. Der in Frankreich ausgebrochene Volkskrieg, die Nähe von Belgien und die offen ausgesprochenen Aufforderungen der Gambetta'schen Regierung verleiteten manchen Offizier zur Desertion. Von 450 in Köln detinirten Offizieren desertirten 26, jedoch kein einziger höherer Offizier. Die Namen der Desertirten wurden im „Militärwochenblatt" und in der „Correspondance de Berlin" publicirt, und außerdem durch kriegsministeriellen Befehl am 29. December 1870 angeordnet, daß die in jeder Stadt detinirten Offiziere solidarisch für das Halten ihres Ehrenwortes verpflichtet wurden, und zwar in der Weise, daß eine Anzahl derselben durch das Los als Geiseln bestimmt wurde, welche für jeden desertirten Offizier in Gewahrsam gebracht wurden und zwar der Art, daß für einen desertirten Lieutenant zehn Lieutenants, für einen desertirten Hauptmann zehn Hauptleute verantwortlich gemacht wurden. Die Maßregel des Losens konnte indessen vielfach gemildert werden, da sich viele, besonders höhere Offiziere freiwillig in Gruppen verbanden, die sich solidarisch für das Einhalten des Ehrenworts verbürgten.

Weitere Maßregeln mußten ergriffen werden, um den Wühlereien durch Briefe, durch herumreisende Agenten u. s. w. Einhalt zu thun; hatten ja doch selbst französische Geistliche sich zu einem derartigen Misbrauch ihrer Stellung hergegeben.

Was die Beschäftigung der Gefangenen anbetraf, so setzte das Regulativ fest, daß sie täglich fünf Stunden unentgeltlich zu arbeiten hatten, jede weitere Arbeit aber ihnen vergütet wurde. Die Handwerker erhielten zunächst Facharbeiter, andere Gefangene wurden im Interesse der Menage beschäftigt, noch andere wurden zu fortificatorischen Arbeiten und zu Beschäftigungen in den Zeughäusern und Proviantmagazinen verwendet.

Bei der großen Zahl der Kriegsgefangenen aber stellten sich bald Schwierigkeiten heraus in Bezug auf ihre nützliche Verwendung, und es wurde versucht, sie bei Staatsbauten zu beschäftigen. So gingen im November 1870 Abtheilungen nach Kyllburg und Birresborn zum Ausbau der Eisenbahn. Da der eingetretene Winter die Arbeiten im Freien unmöglich machte, so wurden Handarbeiten in Aussicht genommen, z. B. Anfertigung von Fluß- und Fischernetzen, Strohmatten, Holzschnitzereien, Decken u. s. w. Spiele, namentlich Kegelspiele und Theateraufführungen füllten die übrige freie Zeit aus.

5. **William Russell's Kriegstagebuch**, mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet von Max Schlesinger. Leipzig, Hirzel. 1874. 8. 3 M.

Das Buch enthält, wie der Bearbeiter, Max Schlesinger, selbst sehr richtig sagt, „lose Blätter, die unter dem jeweiligen Eindruck des Augenblicks geschrieben sind und die keinen Anspruch auf fehlerfreie, parteilose Darstellung erheben, deren Reiz aber darin besteht, daß der Verfasser seinen subjectiven Empfindungen niemals Zwang anthut". Wir möchten diesem Urtheil hinzufügen, daß, wenn wir dem Buche auch keinesfalls einen gewissen Reiz absprechen, es sogar nicht ohne Interesse gelesen haben, wir dennoch mit ungleich größern Erwartungen an dasselbe herantraten, zu welchen wir uns bei der exceptionellen Stellung, die der Verfasser als Berichterstatter der „Times" im Hauptquartier Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen einnahm, gewissermaßen berechtigt glaubten.

Nur mit Widerstreben hatte Russell sich dazu verstanden, diese Stellung anzunehmen, da er in frühern Jahren, in der Krim, vielfach in freundschaftlichen Beziehungen zu französischen Offizieren gestanden, überdies 1866 sich bei dem österreichischen Heere in Böhmen befunden hatte. So hatte er denn auch jetzt in seinem Club mehrfache kleine Wetten zu Gunsten einer ersten von den Franzosen zu gewinnenden Schlacht eingegangen. Daher erschien ihm denn auch der Enthusiasmus der auf dem Dampfschiff nach Ostende heimkehrenden Deutschen so zudringlich wie die Seekrankheit, allein schon in Köln ändert sich seine Ansicht, als er die Huldigungen sieht, welche der Königin Augusta auf dem Bahnhofe gebracht wurden. „Königin Elisabeth", ruft er aus, „konnte bei einer Musterung in Tilbury nicht feierlicher empfangen werden!" Als ihm aber dann später in Berlin von einem Buchhändler, von dem er mehrere Karten von der Pfalz und den angrenzenden Gebieten erstand, der bedeutsame Wink gegeben wurde, auch einige Karten von den Ostdepartements Frankreichs zu kaufen, da geht ihm ein Verständniß dafür auf, daß es deutscherseits auf einen Vorstoß in das Herz Frankreichs abgesehen sei. Nur nach vielfachen Irrfahrten und Hindernissen erreicht Russell das kronprinzliche Hauptquartier, erst nach dem Siege bei Wörth. Der Eindruck, den die französischen Gefangenen auf ihn machten, gibt er wieder mit den Worten: „Die Turcos und die Zuaven trugen herausfordernde Mienen zur Schau, die Linienregimenter waren niedergeschlagen; die Cavalerie allein bewahrte die Haltung, die guten, tapfern Soldaten

ziemt." Trotz des erschütternden Eindrucks, welchen die Niederlage bei Wörth auf die Einwohner gemacht hatte, schildert Russell die Stimmung derselben als eine sehr zuversichtliche und fügt hinzu, daß sich der Deutschenhaß infolge der Requisitionen steigere. Die letztern, bemerkt er, treiben das Volk zur Verzweiflung, und die Deutschen müssen ihres Siegs verteufelt sicher sein, daß sie solche Vorräthe von Gehässigkeiten rings um sich häufen, die ihnen im Falle einer Niederlage theuer zu stehen kommen könnten. Er fährt fort:

Wie würde es den Engländern zu Muthe sein, wenn an den Mauern von Dover oder Canterbury Plakate mit der Unterschrift Bazaine's oder Napoleon's III. angeschlagen würden, in denen jedem Landbewohner kund und zu wissen gethan wäre, daß er sofort erschossen würde, wofern er englischen Truppen als Führer dienen, Brücken und Telegraphen zerstören, Spione beherbergen oder selber Spionendienste thun sollte!

Dies alles sind Dinge, meint Russell, die von seinen Landsleuten als höchst verdienstlich angesehen werden würden!

Aus Ligny, in welchem ein dreitägiger Halt des kronprinzlichen Hauptquartiers stattfand, schreibt Russell höchst verzweifelt: „Noch immer Halt in Ligny! Weshalb? wissen nur die Eingeweihten, und diese sind stumm wie gebackene Fische!" Ueber vollständige Stummheit konnte sich Russell indessen doch nicht beklagen, denn am 27. August in Brabant-le-Roi erbarmt sich seines Wissensdrangs der General von Blumenthal, und indem er ihm die Stellung der Franzosen auf der Karte zeigt, fügt er hinzu: „Sehen Sie, wohin können sie sich wenden, die armen thörichten Jungen; entweder sie treten nach Belgien über, oder aber sie halten zwischen Mézières und Carignan Stand und — sind verloren!" Am 31. August reitet Russell in Begleitung des Herzogs von Augustenburg nach Remilly zu dem General von der Tann, den sie auf einer Anhöhe hinter zwei aufgefahrenen Batterien treffen. Der General beobachtete durch ein Fernrohr eine brennende Stadt. Es war dieses das unglückselige, dem Verderben geweihte Bazeilles. Russell schreibt:

Von dem Hügel konnten wir Sedan sehen, und offen lag der Plan, der so bald Schlachtfeld werden sollte, zu unsern Füßen. „Dort sehen Sie die Franzosen", sagte der General von der Tann, „drei vollständige Armeecorps. Sie werden verzweifelt fechten, denn der Kaiser ist bei ihnen, mit Mac-Mahon und ihren besten Generalen!" Und in der That — fügt Russell hinzu — da waren sie vor unsern Augen auf allen Hügellehnen, auf allen den Wald durchkreuzenden Straßen. Man hätte es kaum für möglich gehalten, daß sie von der ihnen drohenden Gefahr keine Ahnung haben sollten. Und doch waren sie in jenem Augenblick nahezu eingeschlossen; der eiserne Ring, der sie vernichten sollte, stand nur mehr gegen Norden noch zur Nothdurft offen.

Russell sah noch eine Unternehmung von der Tann's auf Bazeilles mit an und ritt dann nach Chemery zurück, dem Hauptquartier des Kronprinzen. Daselbst war Se. Majestät der König eingetroffen, um mit dem Kronprinzen zu conferiren. Russell schreibt:

Nach allem, was ich von dem König gesehen, hat es niemals noch einen wirklichern Obercommandanten als diesen greisen König gegeben. Die Geschichte wird ihm einst volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gegenwärtig wird er durch den Ruf Moltke's und Bismarck's überschattet oder verdunkelt, aber er übt den thätigsten Einfluß und die vollständigste Ueberwachung über die militärischen Operationen aus, behält bei Verwaltung des Heeres oder der Leitung des Personals vollständig und absolut das Heft in Händen. Er, der dieses große Heer geschaffen, weiß es auch zu verwenden. Sein Auge ist so klar und scharf, als wäre er 20, nicht 72 Jahre alt, und den Soldaten versteht er vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze.

Die Mittheilungen Russell's über die Schlacht von Sedan sind natürlich nur die eines Laien, allein es sind die scharfsichtigsten Beobachtungen eines Berichterstatters, der seine Aufmerksamkeit nicht blos dem Feinde, sondern auch seiner nächsten Umgebung zuwendet. So sagt er z. B.:

Von dem Zeitpunkte an, als die Garden nördlich von Sedan erblickt wurden, war jede Spur von Sorge aus dem Antlitz des Kronprinzen entschwunden; General von Blumenthal gab sich viel seltener die Mühe, das Schlachtfeld durch das Fernglas zu beobachten. Der ganze Stab athmete auf, und inmitten dieses furchtbaren Trauerspiels wurden die Satteltaschen aufgeschnallt und an Eßwaaren hervorgesucht, was jeder gerade bei sich führte.

Am Abend an der Tafel des Kronprinzen erfährt dann Russell die Gefangennahme des Kaisers und des französischen Heers. „Das Diner", schreibt er, „war einfach und verlief ziemlich schweigsam. Nie sah ich ernstere und bescheidenere Männer beieinander sitzen!"

Aus den spätern Mittheilungen Russell's aus Versailles heben wir nur eine als interessant hervor. Am 16. November war die große Neuigkeit nach Versailles gelangt, Rußland habe erklärt, sich nicht länger an den Vertrag von 1856 gebunden zu betrachten, und vier Tage später traf Odo Russell in einer diesen Gegenstand betreffenden diplomatischen Sendung von London ein. Graf Bismarck hatte dieser ganzen Angelegenheit nie besondere Wichtigkeit beigelegt, und so äußerte er denn eines Tags, als er eben im Begriff stand, sich nach aufgehobener Tafel bei Sr. Majestät dem König nach Hause zu begeben, indem er seinen mit russischem Zobel gefütterten Mantel anzog:

Dies ist keine Frage, die böses Blut oder Krieg oder eine gereizte Sprache veranlassen darf. Wir müssen sie in Ruhe erledigen. Mein Wunsch ist ganz sicherlich nicht, Europa so eingehüllt zu sehen, wie ich eben bin.

Sprach's, zog den großen Kragen seines russischen Zobelpelzes bis über die Ohren herauf und fuhr nach Hause.

Es war Russell noch vergönnt, der Proclamirung König Wilhelm's zum Deutschen Kaiser, wie auch dem Einzuge der siegreichen deutschen Truppen in Paris beizuwohnen. Sodann fuhr er mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten sofort nach London und ermöglichte so das Kunststück, daß die „Times" schon am folgenden Morgen über den Einzug der deutschen Sieger in Paris berichten konnte.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Politik und über Tagesfragen.

(Beschluß aus Nr. 5.)

11. Zur Kritik des Liberalismus. Funfzehn Artikel der Süddeutschen Reichspost. Frankfurt a. M., Zimmer. 1874. 8. 60 Pf.
12. Faule Zustände im Neuen Reiche. Bilder aus der Gegenwart. Beleuchtet von einem alten Patrioten. Dem Volk in Hütten und Werkstätten gewidmet. Basel, Krüsi. 1873. 8. 1 M.
13. Bismarckianismus und Fridericianismus. Von Konstantin Frantz. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1874. Gr. 8. 40 Pf.
14. Was soll aus Elsaß-Lothringen werden? Von Konstantin Frantz. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1874. Gr. 8. 40 Pf.
15. Der Bankrott der herrschenden Staatsweisheit. Von Konstantin Frantz. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1874. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser der gegen den Liberalismus gerichteten Broschüre „Zur Kritik des Liberalismus“ (Nr. 11), einer Partei angehörig, welche als Reichspost-Partei oder nationalconservative Partei bezeichnet wird, besonders aus den orthodoxen Kreisen des protestantischen Mittelfranken sich rekrutirt und bei den letzten bairischen Landtagswahlen einen vergeblichen Versuch gemacht hat, als feste, geschlossene Partei auf den Kampfplatz zu treten und in der Wagschale sich geltend zu machen, ist nicht gerade der schlimmste unter den Gegnern des Liberalismus. Er bekämpft denselben weniger principiell als nach seinen praktischen Consequenzen; denn er erkennt die weltgeschichtliche Bedeutung des Liberalismus für die Entwickelung unsers Staatslebens vollkommen an und würdigt dessen Streben nach freier Entfaltung der menschlichen Kräfte, nach Geltendmachung der Individualitäten, nach gesetzlichem Schutz der politischen Rechte und Freiheiten. Dabei macht er ihm aber den Vorwurf, daß er sich überstürzt habe, daß er das Recht der Individualität einseitig, mit Verkennung der nothwendig ergänzenden objectiven Mächte, mit Hintansetzung des Rechts der Gesellschaft, mit Verleugnung der göttlichen Autorität geltend gemacht und dadurch verderblich gewirkt habe. Diese Einseitigkeit, welche namentlich in der neuern Reichsgesetzgebung ihren Ausdruck finde, sei ein Unglück für Deutschland. Er sucht nun diese Anklage näher nachzuweisen, indem er hervorhebt, daß der Liberalismus die gute Sitte untergrabe, die Orthodoxie bekämpfe, confessionell gemischte Schulen und Civilehe befürworte, Freizügigkeitsgesetz und Gewerbefreiheit eingeführt habe, eine laxe Strafgesetzgebung begünstige auch in der bairischen Gemeindeordnung von 1869 die Controle der Gemeinde- und Stiftungsrechnungen erschwere statt erleichtere. Die Folge davon, daß das Princip des Liberalismus zur Herrschaft gekommen sei und der Gesetzgebung seinen Stempel aufgedrückt habe, zeige sich in den Schattenseiten unsers socialen Lebens: die Genußsucht werde gefördert, das Vagabundenleben begünstigt, Willkür und Zuchtlosigkeit auf allen Seiten erleichtert, das Lehrlingswesen zerrüttet, die Arbeitslust geschwächt, das allgemeine Sittlichkeitsgefühl auf eine tiefere Stufe herabgedrückt, die confessionelle Minderheit ihres Rechts beraubt, die Straflosigkeit vieler Verbrechen vermehrt, öffentliche Unredlichkeit und Betrüglichkeit im Handel geduldet, die sittliche Grundlage des Volks- und Staatslebens den socialdemokratischen Angriffen preisgegeben, die überwachende Thätigkeit der Staatsbehörden geschwächt, Parteijustiz in Gemeindeangelegenheiten ermöglicht, die Majoritätsherrschaft und terroristische Parteiagitation großgezogen. Es ist dies ein langes Sündenregister, und wenn die liberale Gesetzgebung wirklich alle diese Misstände verschuldet hätte, so wäre es an der Zeit, daß man ihrer Maschine die Kohlen entzöge. Allein wenn es auch richtig ist, daß wir gegenwärtig mehr Freiheiten haben, als die Masse des Volks ertragen kann, so sind doch diese Freiheiten nicht Ursachen aller dieser Misstände, und manche der letztern sind von der Art, daß man sagen muß, sie finden sich abgesehen vom Liberalismus überall; denn wo Licht ist, da ist auch Schatten. Es will uns vorkommen, der Verfasser, welcher dem Liberalismus Ueberstürzung vorwirft, habe sich in seinem orthodoxen Eifer selbst etwas überstürzt. Denn wenn er dem Gesetz über Gewerbefreiheit es zuschreibt, daß er zuweilen einen Nähfaden bekommt, welcher „bei der geringsten Anspannung reißt“, oder „Ziegelsteine, welche nicht halten“, so könnte ihn vielleicht seine Großmutter belehren, daß solche Frevelthaten schon in ihrer Jugendzeit ausgeübt worden seien. Auch ist es eine falsche Definition von „Realpolitik“, wenn er dieselbe, gegenüber „der auf Gerechtigkeit schauenden sogenannten Idealpolitik“, als eine Politik der Interessen, als vorherrschende Rücksichtnahme auf den eigenen Vortheil bezeichnet. Es dünkt uns vielmehr, Realpolitik sei diejenige Politik, welche nicht mit dem Kopf durch die Wand renne und nicht in der Weise des Doctrinarismus und der Principienreiterei sich aufbaue, sondern den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung trage und diesen gemäß ihre Operationslinien ziehe.

Der Verfasser der „Faulen Zustände im Neuen Reiche“ (Nr. 12) ist nicht sowol damit unzufrieden, daß der Liberalismus sich überstürzt hat, als daß er dies nicht gethan, daß er ein constitutionelles Erbkaiserthum gegründet und durch eine starke Militärmacht dasselbe nach außen gesichert hat. Er nennt sich einen alten bekümmerten Patrioten, einen Offizier a. D., welcher 1848 aus dem Kampfe für Deutschlands Größe und Freiheit trotz aller gebrachten Opfer nichts weiter als das nackte Leben gerettet habe. Wir dürfen vielleicht aus diesen Andeutungen auf ein sorgenvolles Leben in der Verbannung schließen und glauben, daß sich damit gar vieles in diesem Buche erklären lasse, was theils an sich, theils vollends für einen ehemaligen Offizier nicht zu entschuldigen ist. Seit den vierziger Jahren ist uns kein Buch mehr in die Hand gekommen, das gegen die höchsten allverehrten Persönlichkeiten einen so niedrigen Ton anschlägt, daß man ein Stück Rochefort'scher „Laterne“ vor sich zu haben glaubt. Der Verfasser spricht viel von Gott und Christenthum, von Unsterblichkeit und Moral, und wir glauben, daß es ihm Ernst damit ist; er klagt über die schönwissenschaftliche Literatur und die Zeitungspresse, welche auf irreligiösen Feldern und culturfeindlichen Gebieten der falschen Auf-

klärung entstanden seien und den Schlamm ihrer unreinen Ströme über das Publikum ergossen hätten, führt als besonders verderblich die Erzeugnisse der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung und die „Gartenlaube", die Hackländer'schen Romane und die Benedix'schen Lustspiele an, und vergißt in seinem demokratischen Eifer, seinem eigenen, nicht bei Cotta, sondern bei Krüft erschienenen Buche auch eine Stelle unter den Schlammproducten anzuweisen. In Deutschland ganz besonders soll viel faul sein, meint der Verfasser; Habsucht, Rennen nach Reichthum, Herrschaft des Materialismus, Uebertretung der göttlichen Gebote, Lüge und Verleumdung, Anbetung des goldenen Kalbes, alles das habe sich in Deutschland fest eingenistet. Und anderwärts nicht? Wir sollten doch meinen, daß z. B. die Schweiz, welche der Verfasser gewiß von persönlicher Anschauung kennt, mit dem goldenen Kalbe recht gut umzugehen verstehe; die Reisenden wenigstens, welche von dort zurückkommen, erzählen uns manches Staunenswerthe über ihre finanziellen Abenteuer.

Auf das politische Gebiet übergehend, eifert der Verfasser gegen den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, glaubt nicht, daß das neue Deutsche Reich ohne die Freundschaft Oesterreichs „dauern" könne, und hält es für eine Vermessenheit, daß die Reichsregierung dem Vatican und den Bischöfen nicht zu Willen sei. Den Krieg von 1870 hat nach des Verfassers Ansicht nicht Frankreich verschuldet, sondern Preußen, da ohne dessen Siege über Oesterreich Frankreich sich nicht zum Kriege entschlossen hätte. Als Folge dieser Siege bezeichnet er den „berliner Despotismus und die eiserne Militärdictatur". Mit dem Gebot „Du sollst nicht tödten!" bricht er den Stab über jede Kriegführung; die Kriegswissenschaft ist ihm die „fluchwürdigste" aller Wissenschaften, und in einem Aufruf an das deutsche Volk der Arbeit fordert er dasselbe auf, mit dem Bewußtsein seines Adels jedem Gewaltigen ins Angesicht zu blicken und mit kühnem Trotze die ihm noch gebührenden Genüsse zu fordern, seine vollen Ansprüche an die Güter dieser Erde geltend zu machen und die vollständige Befriedigung seiner berechtigten Ansprüche zu verlangen. Daß diese socialdemokratische Aufforderung günstiges Gehör finden werde, davon ist der Verfasser überzeugt; er sieht im Geiste jene große socialpolitische Revolution anmarschiren, welche alle Throne wegfegt, auf deren Trümmern Republiken gründet und eine allgemeine Völkerverbrüderung veranstaltet.

Mit solchem socialdemokratischen, bairisch-patriotischen Herzenserguß ist unserer geistigen Verdauungskraft viel zugemuthet. Wenn aber der Verfasser über die kaiserliche Familie, über die Staatsweisheit des Fürsten Bismarck sich in cynischer Weise ergeht, so sind wir über eine solche Sprache so sehr mit Ekel erfüllt, daß wir auch kein einziges Wort hinzusetzen möchten.

Nimmt man eine Schrift von Konstantin Frantz in die Hand, so hat man sich darauf gefaßt zu machen, daß die Schlagwörter: Heidenthum, Gewaltthat von 1866, Revolution, sich darin finden. So ist es auch in der Broschüre über „Bismarckianismus und Fridericianismus" (Nr. 13). Des Pudels Kern ist, daß Bismarck kein Friedrich der Große sei, daß er von Natur ganz anders angelegt sei und eine andere Politik befolge. Wir halten die Vergleichung zwischen zwei Männern, welche unter total verschiedenen Verhältnissen auftreten, für eine müßige und höchst ungeschickte; denn die Frage, wenn sie überhaupt aufgeworfen werden soll, ist weit weniger die, wie Friedrich in den Schlesischen Kriegen und im Siebenjährigen Kriege gehandelt habe, und wie Bismarck 1866 und 1870, als die, wie Friedrich unter den Verhältnissen von 1866 und 1870, Bismarck unter denen von 1740 und 1756 gehandelt hätte. Bei der ersten Vergleichung kommt nichts Reelles heraus, weil die Verhältnisse ganz andere sind, bei der zweiten ebenso wenig, weil niemand sagen kann, welche Politik eine bestimmte Person eingeschlagen haben würde, wenn sie in einem andern Jahrhundert gelebt hätte. Da es sich aber nur darum handelt, Bismarck um jeden Preis herunterzusetzen, seine staatsmännische Befähigung und die Erfolge seiner Politik als unbedeutend und verderblich darzustellen, so ist dem Verfasser diese Vergleichung, wie überhaupt jedes Mittel, willkommen. Der rein preußischen Politik Friedrich's, bei der ein Bund mit dem Auslande wol zulässig war, stellt der Verfasser die als deutsche Nationalpolitik verkündigte Bismarck'sche Politik gegenüber, welche vor einem deutschen „Bruderkrieg" sich nicht gescheut habe, den preußischen Rechtsansprüchen auf Schlesien den völligen „Mangel an Rechtsanspruch" im Kriege von 1866, dem zur Wahrung der Reichsverfassung gegründeten Fürstenbund das „revolutionäre Unternehmen gegen die Bundesverfassung", der Duldung des Jesuitenordens den „ohne Noth provocirten Kampf mit der katholischen Kirche" und die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Pius und Kaiser Wilhelm. Der Verfasser behandelt Friedrich und Bismarck phrenologisch, und seine Diagnose lautet dahin, daß Friedrich ein Mann von gewaltigem Willen gewesen sei, diesen Willen aber dem denkenden Princip untergeordnet habe, während Bismarck eine vielleicht noch stärkere Willenskraft besitze als Friedrich, sein Denken aber diesem Willen unterordne, vom Thatendrang sich beherrschen und fortreißen lasse und so allmählich in die niedere Region herabsinke, in welcher der Materialismus walte. Als Zeugniß hierfür führt er Bismarck's größte Schöpfung, das Deutsche Reich an, dessen „banausisches Wesen niemand verkennen werde". Bismarck's Thatendrang gehe so weit, daß er, nicht zufrieden mit der Leitung der deutschen Politik, sich zum „Meister der ganzen europäischen Politik" machen wolle, gerade so wie Napoleon I., mit dem er überhaupt am meisten Aehnlichkeit habe. Neben ihm könne kein Minister bestehen; denn diejenigen, welche diesen Titel führten, seien nur „Commis" für die verschiedenen Zweige des Geschäfts, dessen Chef er sei; fast die ganze Tagespresse habe er in seiner Hand und ziehe arme Journalisten vor Gericht. Zu einem dirigirenden Minister sei Bismarck „von Haus aus kaum geeignet", das Manteuffel'sche Régime sei weit besser gewesen als das heutige; seine Schöpfungen seien lediglich nach seiner Persönlichkeit zugeschnitten, beruhten in Wirklichkeit nur „auf zwei Augen", und würden, sobald diese geschlossen seien, zerfallen. Der „große Krach" könne nicht ausbleiben; derselbe werde zuerst Italien, dann Preußen und Deutschland erfassen. Der Verfasser kann aber nicht blos prophezeien, er ist auch in die tiefsten politischen Geheim-

nisse eingeweiht. Den Bismarck'schen Enthüllungen vom Juli 1870 gegenüber hat er eine ganz anders lautende Serie von Enthüllungen in Bereitschaft, ist aber grausam genug, dieselben uns nicht mitzutheilen; nur die Andeutung gibt er, daß der Krieg weit mehr in Varzin als in Paris geplant worden sei.

Das ist also der langen Rede kurzer Sinn, daß derjenige Mann, welcher seine ganze Existenz eingesetzt hat, um dem zersplitterten und ohnmächtigen Deutschland die Einheit und eine achtunggebietende Stellung zu verschaffen, und welcher durch seine thatkräftige und umsichtige Politik diese großartigen Erfolge erreicht hat, von Konstantin Frantz als „kaum geeignet" prädicirt wird. Wäre er statt vor die Thore von Wien nach Olmütz gegangen und hätte er das vaticanische Unkraut in dem prächtigen Ackerfeld fortwuchern lassen, so würde das Frantz'sche Schulzeugniß ganz anders lauten.

Von ähnlichem Kaliber ist die zweite Schrift von Konstantin Frantz: „Was soll aus Elsaß-Lothringen werden?" (Nr. 14). Die einfache Antwort auf diese Frage wäre: ein deutsches Reichsland; und dies wird es sein, sobald über der jetzigen französirenden Generation Gras gewachsen ist. Aber der Verfasser weiß es anders und verfährt dabei als dirigirender Minister. Zu unserer Verwunderung drückt er seine Freude aus über die Wiedergewinnung der alten Reichslande, bezeichnet dieselbe als die Beseitigung eines geschichtlichen Unrechts und billigt es, daß man nicht nach dem Wunsche der Herren Teutsch und Consorten ein Plebiscit in Scene gesetzt habe. Er findet es aber auffallend, daß trotz der vielen Vortheile, welche die Bevölkerung dieser Restituirung zu verdanken habe, dieselbe uns so wenig sympathisch sei, und weiß sich dies nur so zu erklären, daß die Elsaß-Lothringer entweder von der Zukunft gar wenig Heil für sich erwarten, oder an einen langen Fortbestand ihrer Verbindung mit Deutschland nicht glauben. Das letztere erscheint dem Verfasser als das Wahrscheinlichere, zugleich aber auch als eine solche Demüthigung für unser Nationalgefühl, als eine solche Gefahr für den Frieden mit Frankreich, daß er in seiner patriotischen Angst für die Bismarck'sche Schöpfung nicht umhin kann, sogleich die Karte zur Hand zu nehmen und mit napoleonischer Virtuosität neue Staatsbildungen ins Leben zu rufen. Der Hauptfehler liegt nach der Darstellung des Verfassers darin, daß der Geist von 1866 sich auch 1870 bethätigte, daß man Frankreich Elsaß-Lothringen nur wegnahm, um nach Westen bessere Grenzen zu haben und das übrige Süddeutschland militärisch zu umspannen. Denke man sich in Elsaß-Lothringen eine Bevölkerung von lauter Franzosen: hätte man dann die Provinzen auch weggenommen um der bessern Grenzen willen? In der Rückgabe Belfort's sieht der scharfsichtige Verfasser die Absicht, den Franzosen dadurch einen neuen Anreiz zum Kriege zu geben. Schon das tauge nichts, daß die Reichslande von Berlin aus regiert würden, in dem leipziger Oberhandelsgericht ihren Cassationshof hätten, daß nicht Elsaß und Lothringen jedes seine ganz besondere Verwaltung hätte, und zwar jedes einen Statthalter, in Straßburg und Metz, mit einer Art Ministerium und Notabelnversammlung, welche aber ja nicht unter dem centralisirenden Reichskanzler stehen dürften, sondern unter dem das Föderativsystem vertretenden Bundesrath. Dies wäre blos ein Provisorium. Das Definitivum bestände darin, daß aus Lothringen ein selbständiges Herzogthum gemacht würde, womöglich unter dem Hause Habsburg-Lothringen, daß Elsaß mit Baden vereinigt und zu einem Königreich Alemannien (mit der Residenz in Straßburg) umgewandelt würde, Hessendarmstadt den pfälzischen Theil von Baden als Großherzogthum Franken erhielte, und daß Würtemberg, durch den schwäbischen Theil Badens verstärkt, den Titel „Königreich Schwaben" annähme. So hätte man ein aus fünf selbständigen Staaten bestehendes Südwestdeutschland, durch ein föderatives Band locker an den Norden geknüpft, das Herzogthum Lothringen als wehrlose Beute des nächsten französischen Sturms, das nationaldeutsche, aber verstümmelte Baden durch das französirte und größtentheils katholische Elsaß geradezu geknebelt!

Es gehört eine hübsche Dosis von Selbstgefühl dazu, um auf 32 Seiten so viel politischen Unsinn dem Lesepublikum zu bieten und dem Hause Oesterreich, ja auch dem Hause Frankreich und besonders dem Hause Vatican zu Liebe Plane zu entwerfen, deren Ausführung nur auf den Trümmern des Deutschen Reichs möglich wäre.

Allein eben darauf wartet ja niemand sehnsüchtiger als Konstantin Frantz, und er hat zu seinem Troste einstweilen eine dritte Broschüre: „Der Bankrott der herrschenden Staatsweisheit" (Nr. 15), geschrieben. Dieselbe enthält vorzugsweise eine Polemik gegen das „Deutsche Reichsstaatsrecht" von Robert von Mohl, welcher die große Inconsequenz begangen hat, das Jahr 1866 sammt seinen Consequenzen anzuerkennen, eine Verherrlichung des La Marmora'schen Buchs, vor dessen Wahrheitsliebe und Scharfsinn der Verfasser den nämlichen Respect zeigt, wie seinerzeit die Demokraten vor der Schrift Arcolay's, und eine Verhöhnung der akademischen Weisheit des frankfurter Parlaments, das so wenig Verständniß für das praktisch Mögliche und Nothwendige gezeigt habe. Ob zu solcher Verhöhnung K. Frantz eine Berechtigung hat, ist dem Recensenten nach Durchlesung der Schrift über Elsaß-Lothringen sehr zweifelhaft. Haben die Männer der Wissenschaft 1848 intellectuell bankrott gemacht, so ist 1866 durch die Anerkennung der „Gewaltthat" auch noch der moralische Bankrott hinzugekommen. Bismarck ist der leibhaftige Machiavelli, die moderne Staatsweisheit und Staatswissenschaft datirt von der Renaissance, deren Voraussetzung der Abfall vom Christenthum war. Der socialpolitische Umschwung, der nach dem großen Krach eintritt, ist bedingt durch die Rückkehr zum Christenthum, das den Menschen zu einem überstaatlichen (oder ultramontanen) Wesen gemacht und auf überstaatliche Ziele gerichtet hat. Die Politik, welche unter den Auspicien des Machiavelli-Bismarck von 1866 bis 1875 nichts als Fiasco gemacht hat, schreitet dann fort zur Metapolitik, durch welche die Staatsfragen erst die richtige Beleuchtung erhalten. Bis uns ein anderes Werk des Verfassers das System der Metapolitik in ihrer Anwendung auf den Staat näher beleuchtet und darlegt und wir dieses System als das richtige erkennen, werden wir uns wol mit der gewöhnlichen Politik begnügen und in der Renaissance, im Heidenthum, im Machiavellismus fortleben müssen. Auffal-

lend ist nur, daß trotz dieses Bankrotts der Staatsweisheit dieselbe sich immer noch auf solcher Höhe hält, ihre Papiere an allen Börsen voll angenommen werden und auswärtige Agenten sich ihr Räuspern gehörig abgucken, während die Privatweisheit des Verfassers höchstens in der „Camera-obscura" der bairischen Patrioten, um mit dem „Kladderadatsch" zu reden, Eingang und Abgang findet.

16. Weltgeld und Weltmünzen. Von Karl Knies. Berlin, Weidmann. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
17. Weltpost und Luftschiffahrt. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten von Stephan. Berlin, Springer. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Daß auf die Frage nach der Möglichkeit der Herstellung einer „Weltmünze" (Nr. 16) die Antworten so verschieden lauten, hat nach der Darstellung Karl Knies' seine Ursache darin, daß der Unterschied in der Function des Geldes für internationalen Gebrauch und für binnenländischen Gebrauch nicht gehörig untersucht wird. Das Weltgeld wird repräsentirt durch die edeln Metalle, und die Herstellung derselben ist Sache der Landesgewalt. Zur Erleichterung des Verkehrs sind neuerdings zwischen verschiedenen, voneinander politisch ganz unabhängigen Staaten Verträge abgeschlossen worden, um internationale Münzeinungen herbeizuführen. So gibt es eine germanische, eine lateinische, eine skandinavische Einung, wobei politische Zwecke mit unterlaufen. Bald ging man noch einen Schritt weiter und stellte sich die Aufgabe, eine für alle Culturländer der Erde gleichmäßig gültige Weltmünze herbeizuführen. Diese Frage erhielt durch die von Napoleon III. 1867 in Paris zu Stande gebrachte internationale Conferenz von Delegirten mehrerer Staaten große praktische Bedeutung. Die nächste Frage war, ob man ein schon bestehendes System annehmen oder über die Prägung einer neuen Münze sich einigen solle. Die französische Regierung wünschte und hoffte, ihr Francsystem zur Grundlage der zu vereinbarenden Weltmünze ausgewählt zu sehen. Eine Uebereinstimmung ergab sich darüber, daß die eine Weltmünze nur eine Goldmünze, nicht eine Silbermünze sein könne, daß die decimale Eintheilung auch für die Legirung der Weltmünze beibehalten werden solle, und daß ein Goldstück im Werthe von fünf französischen Francs als Einheit für die Weltgoldmünze in Aussicht genommen wurde. Da kam der Krieg von 1870; mit der Annahme des type français war es jetzt unwiderruflich aus; man mußte eine neue, auf dem Gewichtssystem beruhende Weltmünze zu finden suchen; der Preismaßstab für internationalen Verkehr mußte nicht durch eine besondere Wertheinheit bedingt, sondern in der Gewichtseinheit und der Gewichtsstückelung gegeben sein. Daher verlangt der Verfasser, daß die nationalen Gesetzbücher für Handelsrecht folgenden Rechtssatz aufnehmen sollten:

Geldforderungen aus internationalen Handelsgeschäften können in Gewichtsmengen Goldes und Silbers ausgedrückt und auf solche auch ausschließlich gestellt werden. In diesem Falle gelten jene Gewichtsmengen edeln Metalls als einziges gesetzliches Zahlungsmittel. Prästirt werden können sie auch in Landesgeldmünzen nach dem Verhältniß des gesetzlichen Feingehalts zu dem thatsächlichen Gewichtsquantum derselben.

Eine höchst angenehme und interessante Lektüre ist die von dem Generalpostmeister Stephan verfaßte Schrift über „Weltpost und Luftschiffahrt" (Nr. 17). Der auch im Reichstag vielgenannte und vielgerühmte Mann enthüllt uns einen ganzen Schatz von statistischen Notizen, von mythologischen und historischen Reminiscenzen, von gelehrten Etymologien und technischen Begriffen, und alles das klappt so hübsch ineinander und läuft so glatt weg, daß man meint, der Verfasser brauche das mit Bienenfleiß Zusammengetragene nur aus dem Aermel zu schütteln. Wir lesen hier, daß in Berlin täglich 250000 Briefe und Postkarten ankommen und abgehen, darunter allein 40000 Stadtbriefe, täglich 25000 Stück Packet- und Geldsendungen, jährlich $55\frac{1}{2}$ Millionen Zeitungsexemplare; daß die Reichspost jährlich 75 Millionen Briefe der Staats- und sonstigen öffentlichen Behörden, einige Millionen Staatspackete und mehr als eine Milliarde Thaler an Staatsgeldern befördert, an Privatsendungen aber im letzten Jahre 500 Millionen Briefe, 230 Millionen Zeitungsexemplare expedirt hat; daß die Fahrpost 36 Millionen Packete und 14 Millionen Geldbriefe mit einem declarirten Werthe von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Thalern spedirt hat. In welche Fülle von Freude und von Schmerz sieht man hinein, wenn man liest, daß im letzten Kriege die Feldpost 90 Millionen Briefe, d. i. täglich 315000 befördert hat! Wie glücklich waren doch unsere Soldaten bei einer so trefflichen Feldpostverwaltung gegenüber den französischen, von welchen einige nach der Schlacht bei Sedan dem Verfasser mittheilten, daß sie seit dem Ausrücken aus der Heimat noch gar keinen Brief erhalten hätten! Die Gesammtcirculation im Reichspostgebiete, Briefpost, Fahrpost und Zeitungen zusammengenommen, berechnet der Verfasser für das letzte Jahr auf 800 Millionen Sendungen, darunter 95 Millionen Briefe in auswärtige Staaten, und die Briefpostsendungen auf der ganzen Erde jährlich auf 3300 Millionen Briefe, wobei Europa mit 2355, Amerika mit 750, Asien mit 150, Afrika mit 25, Australien mit 20 Millionen Briefen betheiligt ist. Fragt man, welche Staaten den größten Briefpostverkehr haben, so steht Großbritannien obenan, und diesem folgen die Schweiz, das Deutsche Reich, Frankreich, Belgien, Oesterreich-Ungarn. Die Gesammteinnahmen der europäischen Postverwaltung berechnet der Verfasser auf 125 Millionen Thaler jährlich, die Zahl der Postanstalten auf 43000, die Zahl der Postbeamten auf 180000, wovon 60000 auf Deutschland fallen.

Nach Mittheilung dieser werthvollen Angaben spricht der Verfasser von dem Wechselverkehr der verschiedenen Postgebiete untereinander, der durch die zwischen den Regierungen abgeschlossenen Postverträge ins Leben gerufen wird, und von dem in der Vorbereitung begriffenen Plane eines Weltpostvereins. Derselbe ist bekanntlich seitdem (der Vortrag ist am 24. Januar 1874 gehalten worden) seinem Ziele einen bedeutenden Schritt näher gerückt durch den hauptsächlich infolge der Bemühungen des unermüdlichen Stephan zu Stande gekommenen internationalen Postcongreß, welcher am 15. September 1874 in Bern eröffnet wurde und einen „Allgemeinen Postverband" mit einem Gebiete von nahezu 300 Millionen Menschen schuf. Darauf wirft der Verfasser einen Rückblick auf die ältesten Beförderungsmittel, verfolgt die ganze Reihe der Fort-

schritte vom gegabelten Baumast bis zum ersten Fuhrwerk, und von diesem bis zum Thurn und Taxis'schen Postwagen und zur ersten Locomotiv-Eisenbahn, deren sich nun die Post als ihres hauptsächlichsten Beförderungsmittels bedient. Die Besprechung der Schattenseiten des Eisenbahnreisens führt den Verfasser auf das Gebiet der Luftschiffahrt. Nach einem mythologisch-historischen Rückblick spricht derselbe von den Brieftauben, den Flugmaschinen und den Luftballons, erwähnt ausführlich die mannichfache Anwendung der letztern im deutsch-französischen Kriege und kommt zuletzt zu der hierfür wichtigsten Frage, welche Zukunft die Luftschiffahrt habe. Man kann zwar mit dem Luftballon längere Reisen machen, aber Schnelligkeit und Richtung hängen zur Zeit noch ganz vom Winde ab. Wenn nicht eine hinlänglich starke Kraftmaschine von möglichst geringem Gewicht und möglichst geringer Feuergefährlichkeit erfunden wird, so bleibt die Erfindung des Luftballons von sehr beschränktem Werthe; doch zweifelt der Verfasser angesichts so vieler wunderbarer Erfindungen der Neuzeit nicht an einer günstigen Zukunft der Luftschiffahrt. Fügen wir noch hinzu, daß dieser Vortrag durch eine äußerst gewählte und geistvolle Diction sich auszeichnet und mit köstlichem Humor gewürzt ist, so werden wir wol dem Leser Lust gemacht haben, gern nach der gegen fünf Bogen umfassenden Broschüre zu greifen, deren Ertrag der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der Reichspostverwaltung zugewandt ist.

Vermischte Schriften.

Es liegt uns eine Reihe von populär-wissenschaftlichen Schriften vor, welche wir nachstehend in Kürze kennzeichnen wollen.

1. Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, und herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung der Herren Professoren E. Desor, L. Hirzel, G. Kinkel, Albr. Müller und L. Rütimeyer. Zweiter Band. Basel, Schweighauser. 1874. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Von diesem ausgezeichneten Unternehmen war in Nr. 28 d. Bl. f. 1874 bereits ausführlich und in lobendster Weise die Rede, als der erste Band erschien. Es erübrigt daher für heute nur, zu bemerken, wie auch Band 2 durchaus in den Bahnen seines Vorgängers wandelt. Er bringt zwölf Aufsätze, die ebenso viele verschiedene Stoffe behandeln. „Das Erbe der Antike", von J. Rudolf Rahn. Nachgewiesen wird in kurzen, raschen, geistreich entworfenen Zügen das Herauswachsen der christlichen Kunst und Sitte aus der römischen Vergangenheit, und danach werden die Haupterrungenschaften ermessen, welche der Architektur des Mittelalters aus diesem Zusammenhange verblieben sind. „Die fremden Wörter in der deutschen Sprache", von Tobler, sehr bemerkenswerth eingetheilt in wirklich fremde und in Lehnwörter, eine Unterscheidung, welche wesentliche Vortheile mit sich bringt, wie sich denn überhaupt der ganze Aufsatz durch eine vermittelnde, wohlthuend berührende Haltung auszeichnet, welche nach keiner Seite hin schroff und einseitig vorgeht. Wie zeitgemäß der gewählte Stoff sei, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Salomon Vögelin's Vortrag „Ueber das Verhältniß der Christen zur bildenden Kunst während der ersten vier Jahrhunderte" ist eine höchst anregende, in gewissem Sinne als Ergänzung und Seitenstück der ersten auftretende Abhandlung. Gustav Schönberg's Bemerkungen „Zur Frauenfrage" bringen werthvolles Material, welches Beachtung von zuständiger Seite finden und verdienen dürfte. „Eine Wanderung nach Troja" an der Hand H. Gelzer's (der die Reise 1872 mit dem Professor Ernst Curtius aus Berlin gemacht hat und nun seine Erlebnisse und Eindrücke farbenfrisch zu schildern weiß) angetreten zu haben, wird niemand gereuen; ebenso wie wir Adolf Hirsch gern in die Regionen des Sternenhimmels folgen (in seinem Vortrag über „Die Sternschnuppen") und uns in oft fein humoristischer Art belehren lassen, wie die Erde ohne alle Gefahr mitten durch einen Kometen hindurchsegeln könne, und wie der Weltuntergang ein gar prächtiges Schauspiel sei.

Während sodann Heinrich Steiner in höchst unterrichtender Weise „Ueber hebräische Poesie" handelt, untersucht G. Meyer von Knonau die Ausgangsstelle, das Erwachsen und den Ausbau der „Sage von der Befreiung der Waldstätte", und mit Freude werden wir gewahr, wie warm der berühmte Historiker das großartige Drama des deutschen Dichters, Schiller's „Wilhelm Tell", würdigt und im Herzen trägt. Bemerkenswerth im höchsten Grade sind die Ergebnisse, zu denen Meyer von Knonau kommt; er sagt am Schlusse seiner gehaltvollen Arbeit:

> Immer mehr werden auch weitere Kreise daran sich zu gewöhnen haben, daß die Erzählung von der Entstehung unserer Eidgenossenschaft in ihrer altgewohnten Form als historische Erkenntnißquelle innerlich haltlos, der Wahrheit widersprechend und darum nicht länger der Vaterlandsgeschichte einzufügen sei. Die Episode vom Tell vollends werden sie gänzlich abtrennen, hinsichtlich des Restes, der Sage vom Rütlibunde, zugestehen müssen, daß eine Herausschälung des historischen Kerns, der Erinnerungen an die Ereignisse um 1247, aus der jetzigen Fassung heraus nicht mehr möglich sei. Aber damit werden sie sich trösten, daß nicht alle diese schönen Sagen in Bausch und Bogen, wie das neuerdings vorgeschlagen worden ist zugleich mit jenen lächerlichen Behauptungen vom schwedischen oder friesischen oder römischen Ursprunge, als müßige Erfindung der Gelehrten zu verwerfen seien, daß vielmehr in ihnen ein unschätzbares Denkmal der freigestaltenden Ueberlieferung, die dichterische Arbeit mehrerer Menschenalter unsers Volks erhalten blieben. Ungleich mehr noch wird es sie jedoch erheben, daß statt noch so anziehender, aber in ihren Anfängen nebelhafter Sagen durch die Geschichte ihnen ein Bild der Stifter des Schweizerbundes geboten wird, so schön, wie nur ein Volk es für die Urheber seines Staats wünschen kann. Unentwegtes Festhalten an dem einmal in das Auge gefaßten Ziele, keine Entmuthigung trotz noch so vieler Enttäuschungen, klare Erkenntniß der nothwendigen Vereinigung der bisher ungleich vertheilten Grundlagen des Rechtslebens, weiser Wechsel in der Anwendung kluger Mäßigung und zugreifender Entschlossenheit: das ist es, was die Landleute von Uri, von Schwyz und von Unterwalden zusammenführte, und das lehren uns deren Urkunden, auf denen wir die älteste Geschichte unserer Bünde erbauen. Solcher Gewinn für unsere Geschichtsbücher aber wiegt wol weit die einseitige Hervorhebung des einmaligen Schwirrens einer todbringenden Bogensehne auf.

Von einigen Vorträgen führen wir nur die Titel an: „Das Wachsen der Steine", von Albert Müller, leitet uns auf das Gebiet der Erdkunde; „Erbrechtliche Studien", von Walther Munzinger, auf dasjenige der Rechtswissenschaft; „Ueber Sinnestäuschungen", von G. Huguenin, auf dasjenige der Medicin. Alle drei sind dem Berichterstatter zu fremd, als daß er es wagen dürfte, über diese Abhandlungen hier eingehend zu urtheilen; nur daß sie sich fesselnd lesen, möge hervorgehoben sein. Der gebildete Laie wird sie nicht ohne volle Befriedigung, ja, nicht ohne Dankbarkeit für manche empfangene Anregung und Belehrung aus der Hand legen. Mit besonderer Wärme muß aber zuletzt genannt werden: „Peter Paul Rubens", von Gottfried Kinkel. Schwerlich mag eine kleine Schrift über den großen Maler gefunden, ja nur gedacht werden können, welche die vorliegende zu übertreffen im Stande wäre. Sie ist ein Meisterwerk, von welchem Standpunkte aus man sie auch betrachte. Als Biographie zeichnet sie das Bild des Meisters so lebensvoll, so plastisch greifbar, daß es uns in gleichsam stereoskopischer Rundung und Fülle entgegentritt; als kunstgeschichtliche Studie erfüllt die Abhandlung ihren Zweck in seltenstem Maße, so zwar, daß auf Grund der allerneuesten Quellenforschungen, die Kinkel kritikvoll benutzt hat, theils Aelteres unter einen neuen Gesichtspunkt gerückt, theils ganz Neues geboten wird. Zuletzt verdient noch die freisinnige, herzerhebende Grundanschauung des ganzen Stoffs, nicht minder der Adel und Glanz der Sprache hervorgehoben zu werden: Vorzüge, durch welche die stofflich schon so gediegene Arbeit auch der äußern Form nach zu einer wahren Perle gestempelt wird.

Ueberblickt man so, was der zweite Band des ganzen, der liebevollsten Förderung in so hohem Grade würdigen Unternehmens bringt, so muß man mit einer Goethe'schen Wendung sagen: wir schauen da in „einen wahren Abgrund der Cultur"; und es ist nur zu wünschen, daß diese Vorträge den Wahlspruch „Allzeit voran!" auf ihre Fahne schreiben.

2. Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Von W. H. Riehl. Vierter, unveränderter Abdruck. Dritte Octavausgabe. Stuttgart, Cotta. 1873. 8. 4 M. 20 Pf.

Zum Lobe dieses allbekannten Werks noch etwas sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Binnen funfzehn Jahren vier starke Auflagen; ein Buch, das die erlebt und sich nicht mit seichtem Klatsch an die sommerlichen Eisenbahnfahrer (als Reiselektüre), sondern in wissenschaftlich-gediegener Weise an ernste Leser wendet, bedarf keiner Empfehlung mehr. In der That folgen wir denn auch dem berühmten münchener Professor, der unter Deutschlands Culturhistorikern längst in erster Reihe steht, mit stets wachsender Theilnahme, möge er uns im Geiste in das 17., 18. oder in das Leben des gegenwärtigen Jahrhunderts führen, möge er den Homann'schen Atlas oder vergilbte Briefsteller vor unserm geistigen Auge aufschlagen, möge er in alten Volkskalendern oder in alten und neuen Partituren blättern. So bleibt uns denn nichts übrig, als dem trefflichen Werke zu seiner abermals angetretenen neuen Wanderung ein herzliches „Glück auf!" zuzurufen.

3. Geschichte der Musik im Umriß, für die Gebildeten aller Stände dargestellt von Heinrich Adolf Köstlin. Tübingen, Laupp. 1875. Gr. 8. 5 M.

Ein Buch, welches wir nicht besser empfehlen zu können glauben, als indem wir sagen: es erfüllt seinen Zweck nach jeder Richtung hin. Es ist wissenschaftlich genau gearbeitet, genügend ausführlich, in vernünftiger Weise objectiv, läßt jeglicher Individualität auf dem weiten Gebiete der Tonkunst ihr Recht widerfahren, orientirt rasch, leicht und sicher, und weiß alle bedeutendern Erscheinungen mit einigen markigen Strichen glücklich und deutlich zur Anschauung zu bringen. Der Verfasser setzt die Ziele seines Werks in dessen Vorworte dahin auseinander: wie er die rein historische und biographische Darstellungsweise mit der kritisch-ästhetischen in der Art habe verbinden wollen, daß wenn möglich ein lebensvolles Bild von der künstlerischen Individualität entstehe, welche in den Werken eines Künstlers oder einer Kunstepoche zum Ausdruck gekommen sei. Und wirklich stellt sich Köstlin's Musikgeschichte dem Leser in erster Reihe als die Entstehungsgeschichte der bedeutendsten Musikstile und Musikformen dar, indem sie lehrt, diese aus dem geistigen Boden ihrer Zeit zu begreifen und zu würdigen. Der einzige, immerhin unerhebliche und eine reine Aeußerlichkeit betreffende Einwand, der vielleicht zu machen wäre, ist der: daß die sehr große Zahl von Abtheilungen, die wieder in vielgegliederte Unterabtheilungen zerfallen, die Uebersicht etwas erschwert und bis zu einem gewissen Grade verwirrend wirken kann. Ein mit Fug und Recht beigegebenes Register freilich gleicht diesen Uebelstand zum Theil wieder aus. Jedenfalls führt sich das Buch bestens ein und dürfte schnell im hohen Grade beliebt werden.

4. Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern. Von Hermann Starcke. Leitfaden für Theaterverwaltungen, Regisseure, Opernsänger, Kapellmeister u. s. w. Zweite Lieferung: Die Jüdin, Oper von Halevy. Erfurt, Bartholomäus. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beim Erscheinen der ersten Lieferung dieses lobenswürdigen Unternehmens haben wir dessen Plan: für Theaterverwaltungen, Regisseure, Opernsänger, Kapellmeister u. s. w. einen Leitfaden behufs Erzielung der größtmöglichen Bühnenwirksamkeit darzubieten, bereits als einen sehr glücklichen bezeichnet. Ueber die zweite Lieferung ist daher nur zu sagen, daß das Begonnene zum vorgesteckten Ziele rüstig fortschreitet, und daß auch die sich mit der „Jüdin" beschäftigende kleine Broschüre den Stempel höchster Zweckmäßigkeit an sich trägt.

5. Aussprüche der deutschen Classiker und Friedrich's des Großen über Politik, Nationalökonomie, Kirche und Heerwesen. Zusammengestellt und erläutert von Karl Walcker. Berlin, Haude und Spener. 1875. 8. 3 M.

Diese kleine Schrift ist im höchsten Grade interessant durch den leichten Ueberblick, welchen sie über die das Heerwesen, die Kirche, Politik und Nationalökonomie besprechenden Stellen aus unsern Classikern — zu denen verdienstlicherweise auch der König Friedrich II. mit herangezogen worden — in rasch zurechtweisender Art gewährt. Ihr Schwerpunkt liegt in dem Versuch des Nachweises: wie Goethe trotz der Abgerissenheit seiner politisch-socialen Bemerkungen doch ein Staatstheoretiker ersten Ranges war,

und daß auch Schiller's staatswissenschaftliches Verdienst im allgemeinen unterschätzt wird. Solchem Ziele, zu dessen Erreichung Karl Walcker eine tüchtige Belesenheit ins Treffen führt, ist an sich nur zuzustimmen; wenn aber trotzdem die Gefühle, mit denen wir das Buch aus der Hand legen, gemischte sind, so liegt dies daran, daß der Herausgeber seine persönliche Meinung, mit der er mehr als einmal allein stehen dürfte, oft ungebührlich in den Vordergrund drängt und häufig zu Schlüssen kommt, die doch zu gewagt sind, als daß man sie bedingungslos unterschreiben sollte. Auch das Liebäugeln mit der Firma „Innere Mission" und „Rauhes Haus", daneben gelegentliche Seitenhiebe gegen den Protestantenverein und Aehnliches dürften Auswüchse sein, die nicht nach jedermanns Geschmack sind. Man muß bei manchen Einzelheiten ein Auge zudrücken; unter dieser Voraussetzung aber wird man in Walcker's Schriftchen vieles finden, was beschäftigt und geistig anregt. **Hermann Uhde.**

Uebersetzungen altclassischer Dichter.

1. Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Berlin, Hertz. 1875. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der verlockende Titel, welchen E. Geibel seinem neuesten Werke gegeben hat, ist geeignet, falsche Erwartungen zu wecken. Wer denkt nicht, ein classisches Liederbuch werde uns Lieder bringen, wie sie ehedem unter Hellenen und Römern gesungen wurden! Allerdings führt uns Geibel die berühmtesten Liederdichter des Alterthums vor: da ist Tyrtäos, Archilochos, Alkäos und Sappho, Anakreon, Horaz. Bedenklich aber ist es, lehrhafte Elegien Solon's und Epigramme in ein Liederbuch aufzunehmen. Wollen wir auch gegen die Aufnahme der ebenfalls nicht für den Gesang geschriebenen Elegien eines Tibull, Properz, Ovid keine Einwendungen erheben, so muthet es doch seltsam an, Satiren und Episteln des Horaz unter den „Liedern" zu sehen.

Nun, es ist bekanntlich schwer, einen guten Titel für ein gutes Buch zu erfinden; und sollte Geibel selbst geschwankt haben, ob er seine Uebersetzungen „Classisches Liederbuch" oder, wie uns die einzelnen Druckbogen zu verrathen scheinen, „Classische Lyrik" benenne, so wird immerhin der gewählte Titel mehr Anklang finden als der verworfene, der ja auch nicht ganz zutreffen würde. Aber es ist wol unrecht, über einen Titel zu hadern, der wol nur ein Gegenstück zum „Spanischen" oder „Italienischen Liederbuche" eines berühmten Dichterpaares bilden soll, zumal wenn der Inhalt des Büchleins so überaus gelungen ist. Geibel hat in strenger Form Nachbildungen von classischen Dichtwerken geliefert, die an Klarheit des Ausdrucks, an Glätte und Schönheit der Redewendungen mit den Originalen meist glücklich wetteifern. Ein bekanntes Lied des Alkäos ist folgendermaßen wiedergegeben:

Das lecke Staatsschiff.

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,

Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt;
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut,
Und vom zerborstnen Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

Frei übersetzt, und zwar in Gemeinschaft mit Ernst Curtius, ist das Fragment des Simonides von Keos, welches die Leiden der Danaë schildert. Das Versmaß des Originals ist nicht ganz entwirrt, jedenfalls auch zu complicirt für eine Nachbildung im Deutschen. Die vorliegende Uebertragung in Jamben ist wahrhaft schön:

Als um den kunstgefügten Kasten nun
Der Wind erbraust' und die empörte Welle,
Da sank sie hin in Angst, bethränt die Wangen,
Und schlang um Perseus' Nacken ihren Arm
Und sprach: „O Kind, wie groß ist meine Qual!
Du aber athmest sanft im Schlaf und ruhst
Mit stiller Säuglingsbrust im freudelosen,
Erzfesten, nachterleuchteten Gehäus
Dahingestreckt in tiefe Dämmerniß,
Und lässest ruhig über deinem dichten
Gelockten Haar die Flut vorüberwandeln
Und das Geheul des Sturmes,
In deinem Purpurkleid, ein lächelnd Antlitz.
Ach, ahntest du die Schrecken um dich her,
Gewiß, du lauschtest mir mit bangem Ohr!
Doch schlaf, o Kind, und schlafen soll die See
Und schlafen all das unermessne Leid!
Du aber wandle deinen harten Sinn,
O Zeus! — Und ist ein Frevel dies Gebet,
Vergib mir, Vater, um des Kindes willen!"

Geibel hat seine Sammlung in drei Bücher eingetheilt, von denen das erste „Griechische Lyriker", das zweite „Römische Elegien und Verwandtes", das dritte zweiunddreißig „Oden des Horaz" enthält. Bekanntlich ist es eine der schwierigsten Aufgaben, diese Oden, in denen der römische Dichter oft mühsam mit der Sprache gerungen hat, in ein lesbares Deutsch zu übertragen, wenn man die Kürze und Knappheit des Originals nicht preisgeben will. Als Probe der Geibel'schen Leistung sei hier der Anfang der dritten Ode aus dem dritten Buche: „Die Verklärung des Romulus", mitgetheilt:

Wer treu sich selbst im Dienste der Pflicht beharrt,
Dem wird Gesetzbruch heischende Pöbelwuth,
Dem wird des Zwingherrn finstrer Drohblick
Nie den gelassenen Muth erschüttern,

Noch auch der Sturm, der Adrias Brandungen
Aufrührt, noch Zeus' blitzschleudernder Götterarm;
Der Himmel, stürzt' er ein, begrübe
Unter den Trümmern den Unverzagten.

Irre ich nicht, so hat Geibel's Buch schon einen wohlverdienten buchhändlerischen Erfolg erzielt.

Es liegt auch eine neue Uebersetzung der Horaz'schen Oden in freier Form vor:

2. Die Oden des Horaz. Deutsch gereimt von Rudolf Minzloff. Hannover, Hahn. 1875. Gr. 16. 4 M. 40 Pf.

Ich habe mich in d. Bl. schon öfter für die Berechtigung der freien Uebersetzungsform ausgesprochen und

begrüße dieſe Minzloff'ſchen „Reime“ als eine tüchtige, anerkennenswerthe Arbeit. Der Ueberſetzer hat es verſtanden, in der leichtern Form auch kräftigen Ausdruck zu bewahren, wo es der Inhalt erforderte. So lauten die entſprechenden Verſe der oben angeführten Ode:

Den Mann, der feſten Sinnes nur das Rechte will,
Bewegt kein Volksgeſchrei zu Schlechtigkeiten,
Keines Tyrannen drohendes Geſicht,
Die Stürme nicht, die mit dem Meere ſtreiten.

Selbſt nicht des Donnerers machtvolle Hand,
Bewehrt mit Blitzen, könnte ihn erſchüttern;
Und wenn die ganze Welt aus ihren Fugen ging,
Er würde mit den Trümmern fallen und nicht zittern.

Daß der Ueberſetzer auch leicht hüpfende Verſe bauen kann, zeigt die dreizehnte Ode des dritten Buchs; er hat hier die uns ungeläufigen ioniſchen Vierſilber durch heitere Trochäen erſetzt. Ueberhaupt bekundet Minzloff ein rechtes Verſtändniß ſeines Originals. Daß er darob etwas ſelbſtbewußt iſt und in einer „Epiſtel an die Textkritiker“ harte Worte ſpricht, müſſen wir ihm zugute halten, zumal der Philologen, die ſich am Horaz verſündigt haben, nicht wenige ſind. Nur werden diejenigen, die das Urtheil trifft, ſich ſchwerlich dadurch anfechten laſſen.

Eine eigenartige Stellung in unſerer Ueberſetzungsliteratur nimmt die verdeutſchte Odyſſee von W. Jordan ein:

3. Homer's Odyſſee, überſetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan. 1875. 8. 5 M.

Das Beſtreben Wilhelm Jordan's ging dahin, eine deutſche Odyſſee zu ſchaffen, in welcher ſinngetreue Wiedergabe des Inhalts, Glätte und Schönheit der ſprachlichen Form zugleich mit einer correcten Behandlung des originalen Versmaßes zu finden wäre. Der Weg, den die bisherigen Homer-Ueberſetzer eingeſchlagen haben, iſt verlaſſen worden. Vorab kommen diejenigen nicht in Betracht, welche in Jamben überſetzt haben; denn wir ſind nun einmal durch unſere Schulgewohnheit und durch den mächtigen Einfluß des Voß'ſchen Werks unfähig geworden, einen Homer anders als in Daktylen zu genießen. Hätte Jordan unſern epiſchen Vers angewendet, ſo wäre ſeine Arbeit wol nicht viel geleſen worden. Ueber den Bau des Homeriſchen Hexameters hat er freilich ſeine eigenen Anſichten. Er wird es wol den philologiſchen Homer-Forſchern nicht wahrſcheinlich machen können, daß die Verwendung von kurzen Silben im ſtarken Takttheile oder von langen Vocalen in einer ſogenannten Senkung regelwidrig ſei und nur der mühevollen Noth des Versemachens verdankt werde. Bekanntlich glauben die Philologen durch ihre Entdeckungen über den Zuſtand der griechiſchen Sprache im Homeriſchen Zeitalter dergleichen Unebenheiten als naturgemäß erklären zu können. In dem Punkte hat Jordan recht, daß er der Muſik als Bildnerin des daktyliſchen Rhythmus einen großen Einfluß zuſchreibt. Uebrigens macht er ſich zu viele Mühe, wenn er beſtrebt iſt darzuthun, daß ein Theil der von ihm angewendeten Regeln oder Freiheiten ſchon im Baue des griechiſchen Hexameters begründet ſei. Die Principien unſers Versbaues ſind zu verſchieden von der Homeriſchen Technik, als daß durch Vergleich oder Nachahmung für uns ein praktiſches, nutzbringendes Reſultat erzielt würde. Dagegen wird jeder Unbefangene eingeſtehen, daß Jordan den deutſchen Hexameter ſo handhabt, wie es die Natur unſerer Sprache nicht nur geſtattet, ſondern in den meiſten Fällen fordert. Die Zulaſſung von Trochäen unterliegt keinem Bedenken; lobenswerth iſt es, daß der verſchiedene Werth kurzer oder langer Silben unter ſich, das heißt innerhalb der willkürlich ſo genannten Kürze oder Länge, beobachtet und ſchärfern Regelungen unterworfen iſt.

Der Ueberſetzer verlangt von ſich ausdrücklich, daß ſeine Sprache „ſo gemäß der herkömmlichen Redeweiſe, ſo gemeinverſtändlich von einmaligem Hören ſei, als es für die Rhapſodie nothwendig iſt“. Das hat er erreicht. Alle Alterthümelei iſt ausgeſchloſſen. Auch iſt die Ueberſetzung nicht in dem Sinne getreu, daß griechiſche Redensarten, auf Koſten der Verſtändlichkeit, lediglich durch deutſche Worte erſetzt ſeien. Vielmehr hat der Verfaſſer mit Glück danach geſtrebt, den Sinn zu treffen, ohne ſich an eine ſchwerfällige „Wörtlichkeit“ zu binden.

Unter den Homer-Ueberſetzungen dürfte die vorliegende für ein Kind des 19. Jahrhunderts die lesbarſte ſein. Wer Griechiſch gelernt hat, wird wol überhaupt nicht gern eine Ueberſetzung des Homer leſen, aber Jordan hat auch für die Philologen durch umfangreiche Anmerkungen geſorgt. Daß er die lange vorbereitete Ueberſetzung friſchen Muthes ausgehen läßt, bekundet er durch ein griechiſch gedichtetes Vorwort, in welchem er ſeine poetiſche Miſſion beſingt. Eine Ueberſetzung dieſes Vorgeſanges befindet ſich am Schluſſe.

Es ſei verſtattet, eine Probe der Jordan'ſchen Ueberſetzungskunſt hier anzuſchließen:

Telemach brach nun auf und ging, das Gehöfte verlaſſend
Eifrig und hurtigen Schritts, Verderben brütend den Freiern.
Als er endlich erreicht das Haus, das ſtattlich gebaute,
Setzt' er den Speer beiſeit, an die große Säule ihn lehnend,
Und überſchritt nunmehr zum Saal die ſteinerne Schwelle.

Ihn erblickte zuerſt die Wärterin Eurykleia
Welche die zierlichen Seſſel mit Vließen eben bedeckte.
Weinend ſprang ſie herbei. Des unerſchrocknen Odyſſeus
Andere Mägde zugleich erſchienen, umdrängten den Jüngling,
Grüßten ihn freudig bewegt und küßten ihm Haupt und Schultern.

Aus dem Gemach jetzt trat die ſinnige Penelopeia,
Artemis gleich an Geſtalt und der goldigen Aphrodite.
Um den geliebten Sohn die Arme ſchlang ſie und weinte,
Drückt' ihm Küſſ' auf die Stirn, auf die ſchönen leuchtenden Augen,
Schluchzete laut und redete dann die geflügelten Worte:

Telemach, wonniges Licht, du kameſt? Ach ich verzagte
Je dich wiederzuſehn, ſeitdem du geſegelt nach Pylos,
Heimlich, urlaublos, nach dem lieben Vater zu forſchen.
Alles erzähle mir nun genau ſo wie du's geſehen.

Ihr erwidert' hierauf der verſtändige Sohn des Odyſſeus:
Wecke mir nicht aufs neue den Gram, o Mutter, noch rege
Auf mir das Herz, da ich kaum entronnen dem jähen Verderben.

Wilhelm Brambach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ueber das Autorrecht an Briefen, eine von Dr. Uhde in d. Bl. angeregte Frage, geht uns folgende Zuschrift zu: „Um die soeben im funfzehnten Bande der Reuter'schen Werke veröffentlichten Briefe zu sammeln, hatte der Verleger, Hofbuchhändler Hinstorff in Wismar, in Uebereinstimmung mit der Witwe als Universalerbin des Dichters, alle Besitzer von Briefen desselben um deren Einsendung gebeten, mit dem durch unberufene Publicationen veranlaßten Hinweis, daß das Recht der Veröffentlichung sonst niemand als der Frau Dr. Reuter zustehe. Die Stichhaltigkeit dieser Rechtsansicht wurde in Nr. 44 d. Bl. f. 1875 bestritten, jedoch der Wunsch nach weiterer Erörterung der damit eröffneten Controverse ausgesprochen. Natürlich kann dabei zunächst nur die deutsche Gesetzgebung über das Autorrecht in Betracht kommen. Der im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler 1857 veröffentlichte Entwurf eines Gesetzes über das Urheberrecht hatte die «Briefe» ausdrücklich als gegen Nachdruck geschützte Objecte bezeichnet (§. 4 sub a, und Motive, S. 38). Das Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend das Urheberrecht, läßt sich auf irgendwelche, nach den Motiven immerhin misliche Casuistik nicht ein, sondern bezeichnet in §. 1 als Object des gesetzlichen Schutzes allgemein das «Schriftwerk», welches sich als Ausfluß einer individuellen geistigen Thätigkeit darstellt, wie es in den Motiven zu diesem Paragraphen heißt. Daß hierher auch «Briefe» zu rechnen, diese also selbst vom Empfänger als rechtmäßigem Besitzer nicht ohne Zustimmung des Autors veröffentlicht werden dürfen, bezeugen übereinstimmend die Fachschriftsteller, z. B. Endemann, «Das Gesetz, betreffend das Urheberrecht», S. 22; Jolly, «Die Lehren vom Nachdruck», S. 121; Mandry, «Das Urheberrecht», S. 101; Klostermann, «Das geistige Eigenthum», I, 151."

— Ihren zweiten Jahrgang eröffnet die Monatsschrift „Athenäum" (Jena, Costenoble), ein Organ für die wichtigsten Fragen der Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik, höhere Politik und die Lehre von den Krankheitsursachen, und schon der Umfang und die hohe Bedeutsamkeit der Aufgabe, welche diese neue Zeitschrift sich stellt, läßt es als eine Art Pflicht erkennen, das höher gebildete Publikum auf sie aufmerksam zu machen. Dem Prospecte gemäß hat sich das „Athenäum" als Ziel gesetzt: die Erkenntniß des ganzen Menschen als Individuum, Familie, Volk und Gesellschaft und die Förderung der leiblichen und sittlichen, individuellen und allgemeinen Gesundheit und Wohlfahrt, und will dasselbe in zugleich wissenschaftlicher und praktischer Ausführung auf der Basis der Physiologie und Statistik erreichen. Dieses allgemeinere und höhere Ziel des „Athenäum" unterscheidet es vollständig von den streng fachwissenschaftlichen Zeitschriften für Gesundheitspflege und gerichtliche Medicin, wie sie bei Hirschwald und Vieweg u. s. w. erscheinen, sodaß es thatsächlich ohne Concurrenz dasteht. Es soll ein „von dem Geiste der Parteien, Gesellschaften und Kreise durchaus unbeeinflußtes Organ" sein und wendet sich vorzugsweise an die Philosophen, Staatsmänner, Moralisten, Erzieher, Naturforscher, Aerzte und Hygieiniker. Es will jene Weltanschauung ausbreiten, die, auf wahre Naturerkenntniß sich gründend, allein geeignet ist, umfassender Hygieine, veredelnder Erziehung, beseligender Religion und heilsamer Politik als Medium zu dienen, Zersplitterung in der Wissenschaft, Irrthümer in der Medicin, gefährliche Spannungen im Gesellschafts- und Staatsleben zu verhüten, den steten Fortschritt des menschlichen Geistes zu sichern und immerwährende Harmonie des erkennenden Verstandes mit dem fühlenden Herzen zu verbürgen.

Theater und Musik.

In Leipzig sind zwei neue Trauerspiele zur Aufführung gekommen. Zum Benefiz für den Fonds zur Herstellung des Siegesdenkmals wurde „Perpetua", ein Trauerspiel von Paul Schuster, im alten Theater aufgeführt. So wenig geeignet der Stoff des Dramas, das in der römischen Kaiserzeit, in der Zeit der Christenverfolgungen spielt, für einen Theaterabend war, dessen Tendenz ein Drama von vaterländischer Begeisterung verlangte, so fand doch das Stück den Beifall des Publikums und der Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Das Drama selbst ist von tadelloser Correctheit in seinem Aufbau und seiner Sprache; doch der Stoff liegt der Theilnahme der Gegenwart zu fern. Ebenfalls eine sehr beifällige Aufnahme fand das Trauerspiel „Lorenzino von Medici" von Hans Marbach, in welchem Friedrich Haase die Titelrolle spielte. Diese Rolle erinnert an den „Narciß"; nur ist der Held weniger ein cynischer Philosoph, als ein wüster Roué im Stile der Musset'schen Helden, dessen Erwachen aus dem Traume wilder Orgien, hervorgerufen durch die Zumuthung seines noch wüstern Genossen und Vetters Alexander von Medici, ihm behülflich zu sein, um die junge schöne Schwester seiner Mutter zu erobern, unsere Theilnahme für ihn gewinnt. Das Stück hat dramatische Effectscenen, von denen einige wol zu grell gehalten sind, und ist in einer geistreichen Kraftsprache geschrieben, reich an Ergüssen des Skepticismus und Pessimismus.

Aus der Schriftstellerwelt.

Karl von Holtei in Breslau feierte am 24. Januar seinen achtzigjährigen Geburtstag. Wie viele Strebensgenossen aus den verschiedensten Epochen seines Lebens hat der Veteran der schlesischen Schriftsteller und der deutschen Bühnendirectoren überlebt! Und doch erschien der leichtlebige und bewegliche Romantiker nicht für die Würde hoher Lebensjahre berufen, die er aber, trotz allerlei Erkrankungen und Mahnungen des Alters, mit seltener Frische erträgt.

— Der am 19. Januar d. J. in Nizza verstorbene Franz Wallner, dessen Name in der berliner Theaterwelt durch das Wallner-Theater, das er geschaffen, dauernd eingebürgert ist, verdient auch als Schriftsteller an dieser Stelle erwähnt zu werden. Franz Wallner hat nicht nur deutschen Journalen, besonders der „Gartenlaube", lebendige Theaterskizzen, Albumblätter aus einem vielbewegten Schauspielerleben geschenkt; er hat auch in der letzten Zeit eine große Zahl frischer touristischer Schilderungen theils in Zeitschriften, theils in selbständigen Werken erscheinen lassen, und wenn diese Schriften auch zum „leichtesten Gepäck" der Reiseliteratur gehörten, so beweisen sie doch eine gesunde Auffassung und muntere Erzählungsgabe. Franz Wallner war von Hause aus ein beliebter Darsteller für das Fach österreichischer Genrebilder, in denen Komik und Rührung vermischt ist; man braucht nur an seinen „Viehhändler in Oberösterreich" zu erinnern. Im Jahre 1855 eröffnete er das kleine Theater in der Blumenstraße — die sogenannte Grüne Neune und hatte große Erfolge in der Posse und im französischen Schauspiel, in welchem seine Frau, Agnes Wallner, glänzte. Das Ensemble, das er dort gebildet hatte und in welchem als berliner Localkomiker Helmerding sich auszeichnete, nahm er mit hinüber in sein neugebautes größeres Wallner-Theater, welches mit den Possen von Kalisch, neuerdings mit den Lustspielen von Moser große Erfolge errang. Seit etwa acht Jahren war Wallner selbst von der Leitung dieses Theaters zurückgetreten und hatte sie dem umsichtigen Director Lebrun übergeben.

Bibliographie.

Haeckel, E., Ziele und Wege der heutigen Entwickelungsgeschichte. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Humor und Satire. 1ster Bd.: Die Darwin'sche Theorie in Umwandlungs-Versen von Darwinsohn. Leipzig, C. A. Koch. 1875. 16. 1 M.

Ludwig, Lucie, Die Tochter des Briganten. Romantische Erzählung. Dresden, Lohse u. Kabler. 1875. 8. 40 Pf.

Merzdorf, Zwischen Zirkel und Winkel. Freimaurerische Vorträge. Hannover, Rümpler. 1875. 8. 3 M.

Reinhard, R., Der Tanz zum Tode. Ein Nachtstück aus dem 14. Jahrhundert. Nach urkundlichen Mittheilungen des F. Delitzsch erzählt. Leipzig, Heinersdorff. 1875. 16. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe's Briefwechsel
mit den
Gebrüdern von Humboldt.
(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie
herausgegeben von
F. Th. Bratranek.
8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Alles, was von dem Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt in den beiderseitigen Familienarchiven vorhanden ist, wird hier in getreuem Abdruck und durch den Herausgeber aufs sorgfältigste geordnet der Oeffentlichkeit übergeben. Die Kenntniß unserer classischen Literaturperiode erfährt dadurch eine hochwichtige, viele Lücken ausfüllende Bereicherung.

Dieser Briefwechsel bildet zugleich den dritten Theil der „Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse", deren erste zwei Theile enthalten:

Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. (1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Zwei Bände. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

ATHENÆUM. **Monatsschrift** für **Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs-** und **Culturwissenschaft, Pädagogik,** und **die Lehre von den Krankheitsursachen.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Eduard Reich.** II. Jahrgang. 1876. 12 Monatshefte in gr. 8. Preis 8 Mark *pro Semester.*

Inhalt des 1. Heftes: Ueber das sittliche Kranksein. Von Dr. Eduard Reich. Das Maschinenwesen aus dem Gesichtspunkte der socialen Anthropologie und der Culturwissenschaft. Von Professor Dr. Ernst Kapp. Die sittliche Freiheit. (I.) Von Dr. Eduard von Hartmann. Fragen der Zeit: Die Schule und das Lied. Von Lehrer Karl Stichling. Analysen. Briefkasten.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt an. Probeheft mit Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Briefe des Junius.
Von **Friedrich Brockhaus,**
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.
8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Die Entstehungsgeschichte der berühmten Juniusbriefe, welche seinerzeit ganz England in Aufregung versetzten, sowie die Frage nach der Person ihres Verfassers, des „grossen Unbekannten", wird hier ausführlich behandelt und für weitere Leserkreise anziehend dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).
Fortgeführt von Dr. A. Vollert.
Neue Serie. Zehnter Band. 8. Geh. 6 Mark.

Die in diesem Bande des bekannten Sammelwerks erzählten Criminalfälle, meist der neuern Zeit angehörend, bieten sämmtlich hervorragendes juristisches und psychologisches Interesse.

Der „Neue Pitaval" ist in Bänden zu 6 Mark, oder in Heften (deren 4 einen Band bilden) zu 1 M. 50 Pf. zu beziehen.

Von der Ersten, Zweiten und Dritten Folge des Werks, jede aus 12 Bänden bestehend, erschien eine zweite wohlfeile Auflage zum Preise von nur 3 Mark für den Band.

Zur deutschen Rechtschreibung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sanders, Daniel. Orthographisches Wörterbuch oder alphabetisches Verzeichniß aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung. Zweite durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Mark.

—— Orthographisches Schul-Wörterbuch. 8. Geh. 1 Mark.

Schröer, Karl Julius. Die deutsche Rechtschreibung in der Schule und deren Stellung zur Schreibung der Zukunft. Nebst einem Verzeichnisse zweifelhafter Wörter. 8. Geh. 2 Mark.

Zunz, Leopold. Deutsche Briefe. 8. Geh. 1 Mark.

Gegenwärtig, wo die deutsche Rechtschreibung lebhaft verhandelt wird und durch eine in Berlin tagende Commission berathen worden ist, verdienen obige Schriften die besondere Beachtung aller sich für diese Frage interessirenden Kreise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste.
I. Section. 95. Theil (**Grün—Guano**).
4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Von größern Artikeln in diesem Theile sind besonders hervorzuheben: Grundherrlichkeit, Grundlasten, Grundzehnt, Grundzins (von Heimbach und Sierig); Grundwasser (von Theile); Justus von Gruner (von Pallmann); Grünes Gewölbe (von Reinwarth); Gryphius (von Richter); Guano (von Theile).

☞ **Frühern Subscribenten auf das Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen gewährt.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 10. Februar 1876.

Neue Lyrik.

1. Ein Liederstrauß von Werner Rosenblüth. 1875.
2. Aus jungen Herzen. Gedichte von Adolf Alt und Robert Lutz. Stuttgart, Galler. 1874. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.
3. Gedichte von Eugen Leyden (Eugen Reichel). Zweite veränderte und vermehrte Ausgabe. Zürich, Schabelitz. 1875. 8. 3 M.
4. Aus dem Carneval der Liebe. Gedichte von Hans Grasberger. Stuttgart, Kröner. 1874. 16. 2 M. 40 Pf.
5. Fahrendes Volk. Gedichte von Arthur Fitger. Oldenburg, Schulze. 1875. 8. 5 M.
6. Gedichte von Justus Frey. Erste und zweite Sammlung. Graz, Cieslar. 1874. Gr. 8. 4 M.

Die Lyrik bietet der Kritik den undankbarsten und unleidlichsten Theil ihrer Aufgabe. Die Herren Lyriker besitzen ihr gegenüber unter fast allen Autoren die empfindsamsten Gemüther und sehen in allen Recensenten, die sich doch zum größten Theil aus ihren eigenen Collegen rekrutiren, ihre persönlichen oder gar die Feinde aller wahren Dichtkunst selbst. Wie aber die meisten Dichter selbst die Recensionen ansehen, das erfahren wir überall aus ihren Gedichten: der „Dichter“ ist das große und tiefe Räthsel, dessen Lösung die Kritik zu versuchen hat; das ist die einzige hohe Aufgabe derselben, und der „Dichter“ nimmt jede ihm übersandte neue Recension seiner Gedichte mit dem Gedanken zur Hand: nun laß uns sehen, ob uns dieser kleine Kritikaster wol richtig begriffen und ganz zu würdigen verstanden hat. In den meisten Fällen wird dies aber im Sinne des Poeten nicht stattgefunden haben, da eben das zu lösende Räthsel selbst meistens ein zu fades oder zu mangelhaftes ist. Da ist denn der Kritiker, der nicht alles lobt oder nicht das zu Tadelnde verschweigt, „des Dichters Feind“. Diese Phrase findet sich in fast allen neuern Gedichten jüngerer Autoren; Gott mag wissen, welcher große Dichter sie erfunden hat. Einige andere Dichter dagegen scheinen den Wegfall aller Kritik überhaupt zu wünschen, schicken aber doch ihre Exemplare zur Recension an alle kritischen Journale ein. Ihre Ansicht begründen sie mit dem alten Gleichniß von den Waldvögelein, deren jedes man doch singen lasse, wie ihm der Schnabel gewachsen sei; so z. B. läßt Justus Frey in seinen „Frühlingsstimmen“ die jungen Poeten sprechen:

> Welch ein Regen und Bewegen!
> Welch ein Irren, Girren, Schwirren!
> Ach, in diesen Waldgehegen
> Muß der Sinn sich ganz verwirren!
>
> Wollen wir uns nicht geschwinde
> Auch in diesen Jubel mischen?
> Wahrlich, schweigen wär' hier Sünde —
> Doch was regt sich in den Büschen?
>
> Weh', es ist der Kritikaster
> Mit dem anatom'schen Messer;
> Alle neuen Formen haßt er, (!)
> Das Antike schmeckt ihm besser. (!)
>
> Vöglein an den frischen Quellen,
> Glücklich müssen wir dich preisen;
> Wie sie dir den Busen schwellen,
> Also singst du aus die Weisen.
>
> Uns nur will man ewig meistern,
> Malträtirt uns ganz entsetzlich,
> Tadelt an den Menschengeistern,
> Was am Waldgethier ergötzlich.

Nun, das ist hübsch und fließend gesagt, allein ganz abgesehen davon, daß das Gebaren eines Thieres für den Menschen nicht maßgebend ist, und daß sehr oft das, was an einem „Waldgethier“ ergötzlich, an Menschengeistern zu tadeln ist, so fällt es auch dem singenden Waldgethier nicht ein, einer des andern Gesang zu bewundern und zu loben, oder gar seine Lieder drucken zu lassen und sie zur Begründung seiner Unsterblichkeit in alle Welt hinauszuschicken. Solch Waldgethier singt auch an Orten und zu Zeiten, wo kein anderes Wesen es hört, ebenso gern als in den besuchtesten Lustgärten zur Promenadezeit der Menschen, wo man bekanntlich auch nicht viel nach seinem Gesange hinhört. Aber wie, wenn die Kritik solchem Rathe der „friedliebenden“ Dichter folgen

wollte? Würden diese nicht bald in laute Klage ausbrechen, daß man sie „todt zu schweigen" suche? Oder halten sie unsere jetzige Generation wirklich für so lyrisch gestimmt, daß dieselbe die vielen Bücher voll Lieder ohne die Kritik mehr lesen und — kaufen würde als bisher und jetzt? Schwerlich! Sogar der gerühmte Waldvögelgesang, obgleich er doch nichts kostet, wird in unserer vielgeschäftigen Zeit nur noch wenig beachtet und belauscht. Die Kritiker sind, wie Referent schon früher einmal an diesem Orte bemerkt hat, so ziemlich das ganze und leider oft noch unfreiwillige Publikum des lyrischen Gesanges. Oder wenn die Dichter die Kritik nur als eine buchhändlerische Reclame haben wollen, warum legen sie zu den Druckkosten ihrer Gedichte nicht noch einige Groschen hinzu, schreiben in guter Prosa das Lob, welches sie sich in ihren Versen doch genügend selbst spenden, nieder und schicken es zum Abdruck in den Theil der Tagesblätter, wo es dem dunkelsten und verborgensten Ich möglich gemacht ist, mit seinem gedruckten Namen und Worte vor das Auge und Ohr eines vieltausendköpfigen Publikums zu treten?

Wenn man, wie augenblicklich Referent, sieben Bücher voll lauter lyrischer Gedichte (obgleich die vorliegenden durchaus nicht zu der „schlechtern Waare" gehören), durchgelesen hat, so muß er allerdings mit Justus Frey ausrufen:

> Ach, in diesen Waldgehegen
> Muß der Sinn sich ganz verwirren! —

doch den weitern Zeilen:

> Wollen wir uns nicht geschwinde
> Auch in diesen Jubel mischen? —

ist er nicht aufgelegt beizustimmen.

Werner Rosenblüth (Nr. 1) führt seinen „Liederstrauß" mit den Worten Freimund Reimar's ein:

> Die Liebe ist der Dichtung Stern,
> Die Liebe ist des Lebens Kern;
> Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
> Der hat die Ewigkeit errungen.

Letzteres ist unserm Dichter schwerlich gelungen. Er scheint allerdings eine wahre und glückliche Liebe durchgelebt zu haben, ausgesungen hat er sie aber weder auf den circa 16 Seiten Text noch in der angehängten musikalischen Composition nach „des Sängers eigenem Ton". Den Namen einer Blume, wenn wir diesen Begriff nicht allzu eng fassen, verdient in diesem ganzen Strauße nur das unter dem Namen „Votivtafel" die kleine Sammlung abschließende längere Gedicht.

Nicht viel besser steht es mit den Gedichten von Adolf Alt und Robert Lutz (Nr. 2). Pathos und jugendlich romantische Anschauung oder nur Ausdrucksweise genügen unserm modernen poetischen Geschmacke nicht mehr. Gedichte wie:

> Es ist dein Aug' so sinnig, —
> Dein Fühlen treu und innig —
> Dein Herz, es ist so minnig —
> O schenk es mir, dein bin ich! (A. Alt.)

würden höchstens als schnelle Improvisation in einem kleinen geselligen Kreise vorübergehenden Eindruck machen. Gereimte Worte, wie die des „Postillon":

> Hussah! ich bin der Herr der Welt!
> Mein Scepter ist meine Geißel.
> Nur schade, man zahlt das Steuergeld,
> Statt mir — ins Postamtshäusel.
>
> Hussah! ich bin der Herr der Welt!
> Was wollet ihr machen denn, Leute,
> Wenn mir euer Reiseplan nicht gefällt,
> Sei's morgen oder heute?
>
> Hussah! ich bin der Herr der Welt!
> Hoch thron' ich ob ihnen allen;
> Der Himmel ist mein Königszelt,
> Mein Königsbefehl ist mein Knallen —

wären selbst in der Zeit der unklarsten Romantik als ein ungereimter Gedanke erschienen; wir möchten doch sehen, wohin es mit dem Königsthum eines Postillons kommen würde, der einen andern Reiseplan vorhätte als seine Passagiere. Von ebenso großer Jugend und Unklarheit wie die Gedichte Alt's zeugen die seines Freundes Lutz. Wer kann z. B. folgende Verse verstehen:

> Es tauchen der Augen Sterne
> Tief in einander hinab,
> Als fänden sie so gerne
> Im Schaum versunken ein Grab —?

Referent nicht. Auch die Sprache der in den Vogesen begrabenen deutschen Krieger erscheint uns etwas allzu elsässisch-kauderwelsch:

> „Ruhig können wir nun schlafen",
> Tönt es wie aus Geistermunde,
> „Unsere und Deutschlands Wunde
> Heilt die Grenze der Vogesen."

Also die Grenze heilt auch Wunden? Sonderbar!

Mehr wirklich poetische Gedanken und Formen finden sich in den Gedichten von Eugen Leyden (Eugen Reichel) (Nr. 3). Im vorigen Jahre lag Referenten die erste Ausgabe derselben vor. Ohne die stellenweise sehr schön hervortretende lyrische Begabung des Dichters zu verkennen, mußte die Kritik sich dennoch mehr rügend als lobend gegen denselben wenden ob der leichtfertigen Nonchalance, mit welcher der Autor dem Publikum seine poetischen Producte ohne Wahl und Sichtung darzubieten beliebte. In dieser zweiten Ausgabe hat sich der Dichter nun aber bemüht, die Fehler der ersten möglichst zu beseitigen, und wir gestehen ihm zu, daß sein Blumengarten jetzt einen viel erfreulichern Anblick gewährt als im vorigen Jahre, wo er mehr einer verwilderten und versauerten Wiese glich. Nur ein arges Unkraut, welches ihm selbst freilich nach der Vorrede als solches nicht erschienen ist, nichtsdestoweniger aber doch das ärgste und unschönste Unkraut ist und bleibt, hat der Dichter nicht allein stehen lassen, sondern, wie es scheint, auch noch mit größter Liebe gepflegt, und das ist: ein maßloses Selbstbewußtsein. Kraft gibt hohen Muth und Selbstgefühl, das ist wahr und natürlich, und solch stolzes Selbstbewußtsein kleidet einem Dichter besser als kümmerliche Verzagtheit und heuchlerische Bescheidenheit; aber ebenso zu tadeln ist eine eifrige Selbstverherrlichung. Stellen des Selbstlobes sind sogar bei einem Horaz und Shakspeare Sonnenflecke, nur verdeckt durch den blendenden Glanz ihres Genius. Im höchsten Grade unschön aber sind solche Flecke an einem noch in der Bildung begriffenen Ruhmesgestirn Eugen Leyden'scher Größe. Wenn er z. B. zum Andenken eines

Jugendfreundes, offenbar angeregt durch die Shakspeare-Bodenstedt'schen Sonette, nach einem höchst phrasenhaften Lobe von dessen Körperschönheit, singt:

> Zu frühe nur bist du davongegangen
> Um wieder in das All zurückzufließen,
> In die Natur, an der du so gehangen.
>
> Doch solltest du das Leben nicht genießen;
> Aus diesem Sange, weihevoll empfangen,
> Wird Unvergänglichkeit dir Edlem sprießen —

so glaubt Referent noch nicht den Namen eines Propheten zu verdienen, wenn er jetzt schon weissagt, daß dies Gedicht weder den Sänger noch den Angesungenen unsterblich machen wird; es müßte denn sein, daß nach vielen tausend Jahren dies Gedicht als einzig übriggebliebenes Monument unserer untergegangenen deutschen Sprache einem sehr gelehrten zukünftigen Schulphilologen in die Hände geriethe; ein Glück aber möchte es dann für unsern guten Ruf und für den Namen des Dichters sein, wenn auch ein Exemplar dieser Kritik mitaufgefunden würde. Bei dieser Gelegenheit mag gleich erwähnt werden, daß Leyden, so stolz er auf seine Sonette zu sein scheint, in ihnen am allerwenigsten als Meister hervortritt. Wenn er das Sonett im Sonette ansingt:

> Wer dich beherrscht, der darf sich Meister nennen;
> Wer dich mit Geist beherrscht, nicht blos dich reimet.
> Wie viel Sonettenreimer lernt' ich kennen.
>
> Fast jegliches Talentchen, Fäntchen leimet
> Ein paar Sonettchen, auf den Markt zu rennen
> Und auszuschreien: seht was in mir keimet! —

oder seine lyrischen Collegen:

> Die meisten Dichter, die sich so verflachen,
> Weil sie zum Theil nie recht berufen waren,
> Theils, weil sie praktisch wurden mit den Jahren
> Und sich verlegten aufs „Geschäfte machen";
> Ach, diese Dichter muß ich laut verlachen. —

oder das deutsche Theaterpublikum:

> Noch immer drängt ihr euch zu jenen Stücken,
> Die schmuz'ge Sudler Frankreichs (!?) flach bereiten;
> Vorüber sind noch immer nicht die Zeiten;
> Ihr laßt euch immer noch vom Koth entzücken. (!)
> — — — — — — — — — — — —
> Werft nicht den fremden, unberufnen Machern
> Das Geld entgegen, während euren Geistern
> Kaum Nöth'ges wird, das Leben zu bemeistern —

so sind das wol unter anderm ganz richtige Formen und Gedanken, doch weder die ersten besonders gewandt und poetisch, noch die andern neu und originell, sondern ziemlich landläufige Klagen. Wenn aber Leyden singt:

> O glücklich, wär' als Dichter ich geboren
> In einem Volk, in einem kleinsten Stamme,
> Dem die allspendende Natur noch Amme,
> Dem glühendste Begeistrung nicht verloren!
>
> Wie würde, wär' ich solchem Volk erkoren,
> In allen glühen meine Dichterflamme;
> Nun aber leckt sie nur an einem Damme
> Von Menschenherzen, welche zugefroren —

so ist das ziemlich dasselbe, als wenn heute ein Schuster sagen wollte: Ja, wenn ich in einem Volk geboren wäre, das noch bisher keine Schuhe getragen und bei dem es außer mir gar keine Schuster gäbe, da solltet ihr einmal sehen, wie man sich um meine Schuhe und Stiefel reißen würde! Natürlich würde er ja auch diese dann gerade so machen wie jetzt und nach seinem vorhandenen Leisten, gerade so wie Leyden-Reichel seine Sonette. Manche andere Lieder dagegen, darin der Dichter über sein Schaffen sich selbst und Publikum und Lorberkränze und Kritik mehr beiseite läßt, hat Referent hin und wieder mit wirklichem Vergnügen gelesen. Um der kritischen Gerechtigkeit willen möge deshalb auch eins von diesen bessern Gedichten hier folgen, welches nach einem alten Kirchenliede gedichtet zu sein scheint:

> Was ist mir Gut und Geld,
> Was mir die Lust der Welt,
> Was Ruhm und Ehr'?
> Wenn ich mein' Toni hab', was will ich mehr.
>
> Du meines Herzens Lust,
> Dir selber unbewußt
> Ist deine Kraft,
> Die in der Seel mir groß Wunder schafft.
>
> Drück' ich dich fest an mich,
> Mindern die Schmerzen sich,
> Die mir die Welt
> Zugefügt; deine Näh' ist mir Entgelt.
>
> Litt' ich auch größte Noth,
> Wäre mir trocken Brot
> Nahrung allein;
> An deiner Seit' würd' ich doch glücklich sein.
>
> Unglücklich wär' ich nur,
> Mahnte die Todesuhr
> Mich gar zu laut,
> Daß für die Ewigkeit kein Haus gebaut.
>
> Doch jene böse Zeit
> Liegt von uns wol noch weit;
> Schätzchen, komm' her.
> O Toni, du bist mein, was will ich mehr!

Als einen modernen Minnesänger, dem es schon etwas mehr als dem obengenannten Werner Rosenblüth gelungen ist, „die Liebe auszusingen", lernen wir Hans Grasberger aus dem „Carneval der Liebe" (Nr. 4) kennen. Grasberger hat etwas von den sogenannten Kraftgenies in sich, ebenso wie der vorbesprochene Eugen Leyden. Doch während dieser voll genialer Widersprüche steckt, was nach Justus Frey's Urtheil:

> Je widerspruchsvoller dein Liederbuch ist
> Desto besser ist es; denn es beweist,
> Daß du verschiedenster Stimmungen fähig bist
> Und sie zu verkörpern besitzest den Geist —

löblich erscheint, ist Grasberger ein mehr consequenter und gesetzter Charakter, ohne deshalb an trockener Pedanterie zu leiden. Beide haben aber das gemeinsam, daß sie den Ton des Volksliedes lieben und diesen häufig auch sehr schön zu treffen wissen. Man lese Grasberger's „Wo ist dein Kränzlein?"

> „Röslein am Strauche blühn
> Ewig doch nicht;
> Lieb' ist so lang' nur grün,
> Bis man sie bricht."
>
> Röslein, das hält sich doch,
> Nimmt man's in Acht;
> Liebe, sie grünte noch,
> Hätt' ich's bedacht.
>
> „Röslein am Strauche blühn
> Ewig doch nicht;
> Lieb' ist so lang' nur grün,
> Bis man sie bricht."

Lieben, das hält nicht an,
Lang ist die Reu,
Schmeicheln kann jeder Mann,
Keiner ist treu.

„Röslein am Strauche blühn
Ewig doch nicht;
Lieb' ist so lang' nur grün,
Bis man sie bricht."

Liebe, wie 's Röslein, treibt
Dornen und sticht,
Eh' man dran hängen bleibt,
Glaubt man's doch nicht.

„Wo ist dein Kränzlein, sag',
Hast du's verthan?"
Röslein am Rosenhag,
Schaut mich nicht an!

Röslein, so zart und rein,
Kommt, wenn ich todt,
Denn nur im Todtenschrein
Werd' ich nicht roth.

Das Kraftgeniale des Dichters tritt besonders hervor in den „Socialen Fresken", und gelingt es ihm hier, sehr oft, mit wenigen kräftigen und treffenden Zügen manche Licht- und Schattenseite unsers modernen Lebens zu charakterisiren, so z. B. in „Lisette":

„Lisett', ich bringe Kameraden,
Lisett', und stell' dein Weinen ein;
Wir haben uns zu Punsch geladen,
Lisett', und gib noch Rum darein.
Besser den Abschied verschwärmt,
Als einsam verhärmt —
Das wärmt!

Die sind erst heut' hier eingezogen,
Wir ziehn vom Städtchen morgen fort,
So treibt es uns in Wechselwogen
Von dort nach hier, von hier nach dort.
Scheid' ich, so bietet Ersatz
Vernünftigem Schatz
Der Platz.

Das Herz, ein Posten ist's der Liebe,
Und rosenroth das Schilderhaus;
Es kommt und zieht im Weltgeschiebe,
Wird abgelöst, doch geht nicht aus
Amor's bewaffnete Macht,
Bei Tag und Nacht
Die Wacht.

Ist's nicht der Rothe, nicht der Gelbe,
Vielleicht steht Blau dir zu Gesicht,
Der höchste Kriegsherr ist derselbe,
Ob schwarz der Aufschlag oder licht;
Liebst du nur immer aufs neu,
So liebst du auch treu —
Wie scheu!

Such' Freunde! Kannst den Freund dir wählen,
Nur blick' erst wieder Sonnenschein;
Warum so fremd? Was kann dir fehlen?
Beglückend und beglückt zu sein,
Weiß ich in Freundesarm,
Genesen vom Harm,
Dich warm? —

Ich dank' ihr erste Schäferstunden,
Auch wer mir folgt, ist gut daran,
Der Sorge wär' ich gern entbunden . . .
Die Hand! Wer nimmt sich ihrer an?
Bravo! Erst schone sie noch,
Bald fügt sie sich doch
Ins Joch!"

„„Ha, ha!"" — „Was soll die grelle Lache?
Lisette, sprich, was ficht dich an?" — —
Ihr Herren, trefflich war die Mache,
Wie hier ein Herz ihr abgethan;
Habt sie zum Lachen gebracht,
Nun gebt nur fein Acht,
Sie lacht —

Sie lacht, daß euch's die Lust verleidet,
Sie lacht in Schrecken euch und Graus,
Sie lacht, daß euch's das Herz durchschneidet
Und lacht sich selbst ins Narrenhaus . . . .
„Weibergeschichten! Tschau!
Wer nimmt's so genau?
Tschau!"

Wie an fast allen kraftgenialen Dichtern ist es auch an Grasberger zu tadeln, daß er es mit der Form nicht allzu genau nimmt und um des lieben Reims willen der Sprache hin und wieder Gewalt anthut; z. B.:

Sie will ihr Glück der goldnen Sonne,
— — — — — — — — —
Dem freudetrunknen Plätscherbronne, (n)
Doch nicht den steifen Muhmen zeigen.

In demselben Gedicht später:

Und möcht' ihn doch zu Tode peinen,

für „peinigen" u. a. m.

Ein reiches Talent gibt sich kund in den „Fahrendes Volk" betitelten Gedichten von Arthur Fitger (Nr. 5). Der Dichter zeigt nicht nur „Ernst der Hingabe an seine Kunst", was nach Eugen Leyden jetzt nur noch selten zu finden ist und allein schon einen Autor achtenswerth machen kann, sondern auch die nöthige Kraft und Durchbildung zur trefflichen Uebung und Pflege derselben. Lange hat kein Buch der neuern Lyrik auf den Referenten eine solche Wirkung ausgeübt wie Fitger's „Fahrendes Volk", nämlich von ihm zu manchem Spaziergange in die Tasche gesteckt, um an einsamen lauschigen Orten im Walde oder am Seegestade in heiterer Muße zu Lust und Erbauung gelesen zu werden. Und solche Wirkung, für jede Kunst und zumal für die lyrische dem Publikum gegenüber letzter Zweck und schönstes Ziel, erreicht Fitger nicht allein durch die in seinen Gedichten, besonders in der ersten, „Credo" überschriebenen Abtheilung derselben, hervorleuchtende Weltanschauung, die sich in Herz und Hirn jedes logisch denkenden und wissenschaftlich gebildeten Deutschen wiederfindet und im Leben den Kampf um das Dasein, in dem ewigen Naturgesetz auch das Gesetz und den Begriff aller sittlichen Kräfte und Erscheinungen sucht und findet; diese Weltanschauung ist eine für den Dichter zu wenig originelle, um allein den Reiz, den seine Gedichte auf den Leser ausüben, zu erklären, denn diese Weltanschauung, ein gemeinsamer Besitz unserer modernen Geistescultur, ist eine Voraussetzung, die man von vornherein an jeden Dichter und Künstler, will er als Träger und Verbreiter geistiger Klarheit und Bildung gelten, zu stellen berechtigt ist; auch würde sie weniger den Dichter als den Philosophen in den Vordergrund drängen. Aber der Dichter und nicht der Philosoph Fitger ist es, der uns in dem „Fahrenden Volk" interessirt und anzieht, und an diesem Dichter sind es wieder andere Eigenthümlichkeiten und mehr Seiten als nur jene philosophische, die ihn der

Beachtung werth und des Lobes würdig machen. Vor allem ist es sein ganzer, echt männlicher und fester Charakter, sowie die Form und Weise, darin sich dieser überall kundgibt. Wie schon erwähnt, fehlt es ihm nicht an Ernst in der Hingabe an seine Kunst, allein er liebt es nicht, sich damit ein wichtiges Wesen zu geben und sich als Jünger der Musen ebenso heilig und erhaben zu dünken als diese; er besitzt ein tiefes Gemüth und inniges Gefühl; er klagt über verlorenes Liebes- und Lebensglück, über gebrochene Treue und getäuschte Hoffnungen — aber nirgends eigentlich zeigt er weichliche Sentimentalität und schwächlichen Kleinmuth; nirgends starrt uns aus dem Spiegel seiner Poesie, wie sonst so häufig, eine schwindsüchtige Gestalt, ein bleiches verkümmertes oder verhungertes Gesicht, ein in unheimlicher Glut umherflackerndes oder in trübsinniger Resignation vor sich hinstarrendes Auge entgegen; im Gegentheil, des Dichters Gestalt steht immer hoch und kräftig vor uns, mit ruhigem, klarem Auge, und selbst wo Schmerz und Klage von seinen Lippen bricht, mit wol bewegter und ausdrucksvoller, doch immer energisch beherrschter und selbst heiter lächelnder Miene. Man erkennt in ihm den selbstbewußten Kämpfer ums Dasein, der nicht über das Schicksal klagt und zagt, sondern männlich mit ihm ringt und es darauf ankommen läßt, wer von ihnen beiden als der Stärkere den andern bezwingen wird. Und außer mit solchem männlichen Muthe ist Fitger zu diesem Kampfe mit noch andern löblichen und starken Waffen versehen: während die Muse der Poesie ihn schon an seiner Wiege als freundliche Fee und Norne mit reicher Gabe ausgestattet, hat er sich selbst auch bei der Göttin Wissenschaft eifrig um ihre Huld beworben; und sie, die alte Frau Saga, von jeher die vornehmste Schutzherrin der Deutschen, hat sich freundlich gewährend ihrem Sänger zugewendet. Ihr verdankt der Dichter einen großen Theil der Kraft und Frische, welche durch fast alle seine Dichtungen, zumal durch die erzählenden, hindurchwehen; es ist darin etwas von der realistischen Romantik der grandiosen altheidnischen deutschen Poesie und Sage. In den „Gelegentlichen Gedichten" zeigt sich Fitger zum Theil als ein Nachahmer Scheffel's und erreicht sein Vorbild stellenweise wohl an Naturforscherhumor, drastischer Form und Ausdrucksweise. Besonders lobend ist an fast allen Gedichten Fitger's ein echt deutsches Element hervorzuheben, welches aber nirgends bewußt und äußerlich hervortritt, sondern sie innerlich durchwaltet wie latente Wärme. Obgleich er in keinem Liede, in Gegensatz zu der Mehrzahl unserer jüngern Lyriker, seine Leier zu einer directen Verherrlichung seines Vaterlandes gestimmt hat, erkennen wir ihn doch überall als echten Deutschen und wärmsten Patrioten. Sein letztes und einziges Lied „An das Vaterland" gilt uns deshalb ebenso viel als ein ganzer Band moderner patriotischer Lieder; es lautet:

Ich prüfte meines Liedes Schwingen
Und meiner Harfe vollsten Klang;
Dir, Vaterland, dir wollt' ich singen
Begeistert hohen Preisgesang.

Mir schwoll das Herz, die Seele brannte,
Ein lohend Opfer, dir geweiht,
Und schier zu Thränen übermannte
Mich himmelhohe Seligkeit.

Die Raben flohn, die Adler flogen!
Ein ganzes Meer von Sonnenlicht
Schlug über mir die stolzen Wogen;
Doch sagen, singen konnt' ich's nicht.

Des Busens innerlichstem Fühlen
Versagte scheu der Mund das Wort,
Als schreckt' es schaudernd vor dem kühlen,
Wohl abgemessenen Accord.

So bracht' ich auch der Mutter nimmer
In Liedern meine Liebe dar,
Und aller Formen bunter Schimmer
Schien mir des echten Wesens bar.

Verstummt muß ich mein Antlitz neigen,
Mir sinkt am Saitenspiel die Hand;
Und alle meine Lieder schweigen
Von deinem Preis, o Vaterland!

In der längern Dichtung „König Drosselbart" trifft der Dichter den munter erzählenden, naiv-humoristischen Ton des Volksmärchens aufs glücklichste, und ebenso denjenigen altromantischer Sage in „Roland und die Rose". In der Abtheilung „Via felice", Blätter aus römischen Skizzenbüchern, scheint Fitger sich durch Goethe ebenso oft haben inspiriren lassen, wie in dem „Gelegentlichen" zum Theil durch Scheffel, während er in den Abtheilungen „Singen und Sagen", „Lieder" und „Credo" durchaus selbständig und originell auftritt. Zur weitern, freilich nicht vollständigen Charakteristik des Dichters lassen wir hier noch das erste, die Abtheilung „Credo" einleitende Gedicht „Neue Götter" folgen:

Krachend stürzen deine Sitze
Vor des Mönches frevlem Beil;
Rüste, Donar, deine Blitze,
Triff ihn mit dem Donnerkeil!
Wetter sehn wir wol sich ballen,
Aber ach, kein Strahl entloht;
Schiedet ihr aus Asgard's Hallen,
Ahnen-Götter, seid ihr todt?

Schon habt ihr den Balder zu Grabe getragen
Mit heißen, mit ewig erneuten Klagen;
Nun brach auf euch selber die Dämmrung herein,
Das götterverschlingende schwarze Verhängniß,
Und lodernd als Fackel zum Leichenbegängniß
Verzehrt sich in Flammen der heilige Hain.

Deutet uns der Christen Mahnung,
Was die Sage halb enthüllt?
Ward des Balderliedes Ahnung
In Mariä Sohn erfüllt?
Neues Reich wird er bereiten,
Der vom Tode rein erstand,
Und durch Zeit und Ewigkeiten
Waltet nun der Heiland?

Die Berge versinken, es steigen die Meere,
Die Fülle, sie leert sich, es füllt sich die Leere,
Die Jahre, die Tage verwandeln die Welt;
Das heute geboren, muß morgen veralten;
Selbst Götter gehorchen den dunkeln Gewalten,
Und gründen ihr Reich, und es steht und zerfällt.

Fahret hin, ihr hohlen Larven!
Nimmer tön' euch Festgesang,
Und wir schleudern unsre Harfen
Nach in euern Untergang;
Nimmer ziemt uns mehr des frommen,
Priesterlichen Kranzes Zier;
Denn ein andrer Gott ist kommen,
Der da besser ist denn ihr.

Doch hört es, ihr Enkel, wenn einst das Jahrtausend
Der Zukunft von neuem aufgärend und brausend
Zerschmettert den heute gebauten Altar,
Zerschmettert die Tempel, die ragend sich thürmen,
Dann nahet euch wieder ein Gott in Stürmen,
Dann bringt ihm die Seele, die hoffende, dar.

Denn wie auch die Form sich wandelnd
Stets ein ander Antlitz weist,
Einer ist, der ewig handelnd
Mit sich fort das Weltall reißt.
Bild ist, wie er uns erscheine,
Ach, wer spricht sein Wesen aus;
Doch in unseres Busens Reine
Steht sein unvergänglich Haus.

Störend ist hier nur, daß Fitger die Namen: Donar, Asgard, Balder, Heliand und an andern Orten wieder Hertha, Fricka, Odin zusammenstellt; es ist das eine sprachliche Inconsequenz: Donar und Fricka sind althochdeutsche (südliche), Asgard und Odin altnordische Formen, welche neben den altsächsischen Balder, Hertha und Heliand: Thunar, Freka, Ansgard und Wodan heißen mußten.

Fragt man nun, findet das, was oben in der Einleitung zu diesem Referat im allgemeinen über neueste Lyrik gesagt ist, auch auf diese, sich in mancher Beziehung so sehr auszeichnende Gedichtsammlung Anwendung, so dürfen wir auch hier wol fürchten: zum Theil leider ja. Wie viele werden diese Gedichte lesen oder gar kaufen, um sie nur erst kennen zu lernen; wie viele werden auch nur diese oder andere Kritiken lesen, welche jene dem Publikum auch noch so sehr anempfehlen möchten? Bücher erreichen heutigentags in Deutschland nur noch selten ihren Zweck; als einzig erfolgreiche Säemaschinen für geistige Aussaat auf modernem Boden erscheinen nur noch Zeitungen, mündliche Vorträge und illustrirte Journale.

Dasselbe ist in noch höherm Grade von den ferner zu besprechenden Gedichten zu fürchten, obgleich auch diese sich bedeutend über das allgemeine Niveau neuerer Lyrik erheben.

Den „Gedichten" von Justus Frey (Nr. 6) ist neben einer großen formellen Gewandtheit, welche sogar den Grad der Virtuosität erreicht, auch ein nicht unbedeutender Reichthum an Geist und Bildung nicht abzusprechen. Nichtsdestoweniger, trotzdem man dem Dichter fast überall unbedingt beistimmen und seiner Formgewandtheit und Gedankenwahrheit applaudiren möchte, wie den verständigen und beruhigenden Ausführungen eines ausgelernten erfahrenen Arztes am Bette eines ebenso wissens- wie arzneidurstigen Hypochonders, nichtsdestoweniger fühlt man sich von seinen Gaben weder so ganz durchwärmt noch herzlich und geistig wirklich gehoben und gekräftigt. Die dem Dichter selbst unbewußte Leidenschaftlichkeit fehlt. Man könnte sagen, diese Gedichte, obgleich lauter Kundgebungen eines klaren, gutgeschulten Geistes, sind alle zu sehr Wahrheit, um genug Dichtung zu sein. Ohne es an geistigem Gehalt fehlen zu lassen, legt Frey, wie hierin sein großer Vorgänger Friedrich Rückert, das Hauptgewicht auf die Form, sodaß man bei ihm mehr noch, wie schon häufig genug bei jenem, über dem Wiegen der Rhythmen, über dem Accord der Reime und über der künstlichen Verschlungenheit der Figuren in lauter musikalischer Zerstreutheit und Gedankenschlaffheit den geistigen Faden verliert; der Gedanke ist dabei freilich überall ganz logisch und grammatisch correct durchgeführt, und wer ihn verliert, trägt die Schuld in seiner Zerstreutheit, aber an solcher Zerstreutheit ist wieder der Dichter durch das Uebermaß an Formklang seiner Gedichte schuld. Der einfachste Gedanke ist häufig ebenso aufgeputzt und aufgedonnert wie der originellste und bedeutendste, sodaß man, wie unsere Salondamen untereinander zu thun pflegen, über dem Reichthum, Schnitt und Geschmack der Gewänder häufig kaum beachtet, wer und was darin steckt. Es gibt kaum in unserer ganzen Literatur eine poetische Form, darin sich unser Dichter — und zwar mit großem Geschick in Wahl und Ausführung — nicht versucht hätte. Er tritt damit in die Reihe der Kunstpoeten Opitz, Platen und Rückert, deren Sprachgewalt und Formenelegang wol unsere Bewunderung, aber selten ein herzlich warmes Gefühl zu erwecken im Stande sind. Frey's Gedichte frappiren allerdings oft durch Neuheit und witzige Schärfe des Gedankens wie auch durch Wahrheit der Empfindung, ohne doch den Leser leidenschaftlich zu ergreifen oder eine nachhaltige geistige Erschütterung und Reinigung herbeizuführen. Sie scheinen deshalb mehr das Product ruhiger und geschulter Resignation zu sein als das augenblicklicher Eingebung und warmer Begeisterung. Der Begriff „Dichter" ist darum auch für Frey erschöpfend identisch mit einem „form- und sprachkundigen Denker", denn also singt er:

Daß du vom Denker, Dichter, hast den Namen, das bedenke wohl,
Und überlaß den hohlen Klang gedankenlosen hohlen Wichten.

Und unter der Ueberschrift „Sprachreinheit":

Wenn du ein Dichter willst, ein rechter, sein,
Mußt du des falschen Prunks Verächter sein;
Du mußt nicht, abhold eigenstem Besitz,
Ausländischen Besitzes Pächter sein;
Du mußt nicht heimischen und fremden Klangs
Verworrner Durcheinanderflechter sein;
Fürs Volksthum muß dein Sinn ein feuriger,
Und nicht ein zaghaft abgeschwächter sein;
Denn also mahnt dich Deutschlands Genius:
Du, Dichter, sollst mein Hauptverfechter sein!
Die Sprach' ist ein dir anvertrauter Schatz,
Ihm sollst du ein getreuer Wächter sein!
Fürwahr, so echt ist dieses Glanzgeschmeid,
Daß keins kann glänzender und echter sein;
Magst du dem Zecher gleich, von dem es heißt:
Sein schönstes Hab' und Gut verzecht' er, sein?
Der Thoren Beifall würde doch nur klein,
Und groß der Weisen Hohngelächter sein;
Vergiß nicht, daß dein Sang die Leuchte soll,
Der Stab nachlebender Geschlechter sein:
Und bist du deines Volks gerechter Freund,
So wird es dir auch ein gerechter sein!

Deshalb tragen denn auch fast alle Gedichte Frey's einen vorwiegend philosophisch-didaktischen Charakter, der sich sogar in seinen Liebesliedern nicht ganz verleugnet; z. B.:

Herz liegt gefangen,
Herz liegt in Ketten;
Wie vor den bangen
Leiden mich retten?

Lieb' ist verderblich,
Klag' ich den Winden:
Lieb' ist unsterblich,
Hör' ich verkünden.

Kämpfen und Ringen,
Ringen und Kämpfen
Kann sie nicht zwingen,
Kann sie nicht dämpfen.

Auge, mein Auge,
Sende die Fluten;
Wasser, o sauge,
Sauge die Gluten!

Ach, ob es wasche,
Stromweis entsunken,
Unter der Asche
Glimmen die Funken.

Ach, ob es kühle,
Stromweis entflossen,
Schmerzensgefühle
Wüthen verschlossen.

Herz liegt gefangen,
Herz liegt in Ketten;
Wie vor den bangen
Leiden mich retten?

Wie prächtig sich auch diese Verse lesen, so wird man sich doch gestehen: die Schmerzensgefühle wüthen zu verschlossen, sie bleiben fast ganz latent darin. Als die besten Gedichte Frey's erscheinen darum auch die reflectirenden Inhalts jeder Art; in ihnen ist er wirklich Meister, wie man an folgenden zwei, die zugleich als Probe seiner Formgewandtheit dienen mögen, erkennen wird:

Aus Schmerz wird Lust, aus Lust wird Leid;
Bereit, bereit
Sei deine Brust zu jeder Zeit
Für beides:
Für die Einkehr der Lust wie des Leides;
Kommen und Scheiden,
Suchen und meiden,
Lieben und leiden,
Gewinnen, verlieren; verlieren, gewinnen,
Und immer von neuem den Kreislauf beginnen:
Das Menschengeschick ist's, du kannst nicht entrinnen;
Es ziehen die Eimer hinauf und hinab,
Hinauf und hinab,
Und endlich hinab in das einsame Grab;
Dann, Menschenbrust,
Vorüber die Freud' und der Schmerz, vorüber das Leid und die Lust!

Und zum Schluß: an folgendem Sonett möge Eugen Leyden seine Sonettenmeisterschaft vergleichend prüfen:

Schönheit und Freiheit (1845).

Die Sage lebt noch heut' in aller Munde,
Daß, um das Herz der Menschheit zu besiegen,
Einst Aphrodite sei der Flut entstiegen,
Mit Horen und mit Grazien im Bunde.

Hervorgequollen aus des Meeres Grunde,
Sah sie die Welt zu ihren Füßen liegen:
Wer möcht' an Schönes nicht beglückt sich schmiegen,
Wer prief' es nicht entzückt zu jeder Stunde?

Wie sehr sich auch verdüstern unsre Tage,
Laßt uns darob nicht mit dem Himmel rechten,
Gedenken wir vielmehr der heitern Sage;

Mir steht es fest: den kommenden Geschlechten
Wird so die Freiheit, früher oder später,
Auftauchen aus dem Thränenmeer der Väter.

Vorlesungen von Agassiz.

Der Schöpfungsplan. Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren. Von Louis Agassiz. Deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeführt von C. G. Giebel. Mit 50 Holzschnitten im Text. Leipzig, Quandt u. Händel. 1875. 8. 3 M. 60 Pf.

Zu einer Zeit, wo die Wogen darwinistischer Ideen noch recht hoch gehen, ist es gewiß von Interesse, einen Mann über das Problem organischer Schöpfung sprechen zu hören, welcher unter seinesgleichen wie einer berufen war, ein competentes Urtheil über die sogenannte Descendenztheorie zu fällen. Das Interesse erhöht sich, wenn man weiß, daß Louis Agassiz seinerseits der unmittelbare Vorläufer Darwin's insofern war, als auch ihm die Erforschung des Entwickelungsprincips animalischer Formung in erster Linie stand, ja noch mehr, als er eigentlich derjenige war, welcher die gesetzliche Aufeinanderfolge der Organismen in der Erdentwickelung auf zoologischem Gebiete ebenso zuerst erkannte, wie sie von Adolf Brongniart auf botanischem Gebiete erkannt wurde. Gerade dieses von Agassiz gefundene Gesetz hatte dem Darwinismus wesentlich zur Stütze gedient, und so war es kein Wunder, daß der noch lebende Entdecker sich zur Aeußerung über die fragliche Transmutation der Organismen berufen fühlen mußte, selbst wenn er nicht ausdrücklich, was hier wirklich der Fall war, zu einer solchen Aeußerung von den Anhängern Darwin's herausgefordert worden wäre. Es stand in dieser Beziehung eine ähnliche Scene zu erwarten, wie sie sich am Anfange unsers Jahrhunderts im Schose der pariser Akademie der Wissenschaften zwischen Cuvier und der Saint-Hilaire-Lamarck'schen Partei zu Gunsten des erstern abgespielt hatte. Leider verzögerte eine anhaltende Krankheit bei Agassiz seit 1869 die Ausführung seines Plans, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der eben erst aufkeimenden Descendenztheorie zu äußern. Erst das Jahr 1873 brachte den Plan in Ausführung, und zwar in der Art, daß Agassiz sich vornahm, in einem ersten Cyklus von zwölf Vorlesungen die gegenwärtige „Thierschöpfung" zu behandeln, um in einem zweiten Cyklus eine neue Reihe von Vorlesungen über die untergegangene Thierwelt der frühern „Schöpfungszeiten" zu beginnen. Mitten in diesem Unternehmen ereilte ihn der Tod und machte seiner erstaunlichen Thätigkeit zu früh ein Ende. So kam es denn, daß vorliegende Vorlesungen, in stenographischer Nachschrift, als halbvollendete Arbeit übrigblieben, bis sie von Frauenhand ins Deutsche übertragen, von dem Herausgeber bearbeitet und bevorwortet wurden. Infolge dessen besitzen wir nun von Agassiz ein ähnliches Werk, wie wir es neuerdings durch Professor Wilhelm His in Leipzig in dessen Buche „Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung" (Leipzig 1874) empfangen haben.

Referent erwähnt dieses Buch mit ganz besonderer Absicht. Denn wie das von Agassiz verfolgt es einen ähnlichen Zweck und faßt seine Aufgabe in derselben Weise,

indem es an der Hand der Entwickelungsgeschichte die Frage untersucht, ob es möglich sei, auf diesem wichtigen Gebiete eine entscheidende Antwort für Darwin zu finden. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß His die Frage als Darwinianer in die Hand nahm, während Agassiz den umgekehrten Ideengang verfolgte. Es ließ sich vom erstern erwarten, daß er alles daransetzen werde, sein darwinistisches Lieblingsprincip zu beweisen. Doch legten ihm der wissenschaftliche Ernst sowie ein echtes Forschergewissen Zügel an, und wohin man damit gelangt, ist auf den beiden Schlußseiten seines Buchs ausgesprochen worden:

Sind mit Anerkennung des Descendenzprincips und der zu seiner Stütze herbeigezogenen Sätze wirklich alle jene Probleme für uns durchsichtig geworden, an deren Lösung unsere wissenschaftlichen Vorfahren gearbeitet haben?

So fragt His, und er antwortet bescheiden:

Wer mit Ernst und strenger Wahrheitsliebe an den Problemen der organischen Natur sich versucht hat, der wird sich gar bald der Resignation bewußt werden, die er in Aussicht auf deren Lösung sich auferlegen muß. Es ist ein schweres, dem seiner Natur getreu bleibenden Forscher auferlegtes Geständniß, daß die letzten Ziele, für deren Verfolgung er seine Kraft einsetzt, hier, wie auf allen Gebieten der Forschung, in um so entlegenere Ferne rücken, je weiter er auf dem in ihrer Richtung führenden Wege voranschreitet.

So spricht ein Darwinist, dem es wirklich Ernst ist, auf dem Wege der Forschung und nicht der Speculation die Wahrheit zu finden; er bescheidet sich mit dem Ausspruche, daß er noch gar nichts über das fragliche Problem weiß. Und Agassiz? Wo dieser am Schlusse des Buchs seine Resultate zusammenfaßt, spricht er folgendermaßen:

Eine Darstellung der paläontologischen Thatsachen, welche das ganze Thierreich in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge, beginnend mit dem unvollkommensten und endend mit den höchstorganisirten Thieren, erscheinen läßt, ist eine Fälschung der Natur. Es gibt keine unvermeidliche Wiederholung, keine mechanische Entwickelung in der geologischen Aufeinanderfolge des organischen Lebens.

Nur ganz im allgemeinen können wir sagen, „daß niedere Formen den höhern vorausgingen und die embryonische Entwickelung denselben Fortschritt von der einfachern zur complicirtern Organisation verfolgt“; im einzelnen ist es nicht wahr, „daß alle frühern Thiere unvollkommener organisirt waren als die spätern“. „Im Gegentheil, einige der niedern Thiere erschienen unter höher organisirten Formen, als sie je seitdem sich wieder gezeigt, und sind später verkümmert.“ Das ist freilich ein so niederschlagender Beweis gegen den Darwinismus, daß es uns völlig begreiflich wird, wenn, wie es geschehen, Darwinianer nun nach einer Schwäche in Agassiz suchten. Auch er gesteht, daß er über die Schöpfung selbst nichts weiß. Aber für ihn ruht des Lebens Räthsel in dem Deismus, den er als Antwort an die Stelle des Darwinismus setzt. Er glaubt, daß alle „Beziehungen zwischen den verschiedenen Richtungen des animalischen Lebens die Kundgebungen eines Geistes sind, der vom Anfang bis zum Ende mit Selbstbewußtsein ein Ziel verfolgt“. Denn diese Ansicht stehe im Einklange mit dem Wirken unsers eigenen Geistes; sie sei die instinctive Anerkennung einer geistigen Macht, die sich uns in der Schöpfung offenbare und welche mit unserm eigenen Geiste verwandt sei. Agassiz schloß:

Aus diesem Grunde mehr als aus irgendeinem andern halte ich dafür, daß die gegenwärtige Schöpfung nicht das Resultat der Thätigkeit unbewußter organischer Kräfte, sondern vielmehr das Werk einer geistigen, vom Selbstbewußtsein getragenen Macht ist.

Aus dieser Anschauung allein erklärt es sich auch, daß Agassiz überhaupt von einer „Schöpfung“ und von einem „Plane“ derselben redet. Man hat das von der gegnerischen Seite als Beschränktheit angesehen, und richtig ist, daß damit nichts bewiesen, kein selbstbewußter Plan aufgefunden werden kann. Sonst würde es nicht ein so heilloses Für und Wider auf dem Gebiete der Klassification geben, daß schließlich jedes System in der Natur negirt wurde. Abgesehen aber hiervon, bleibt doch das Eine aus dem Vorstehenden als wahr übrig, daß weder der Darwinist noch der Deist das Problem der Organismenentstehung gelöst hat.

Insofern dürfen wir auch keinen Anspruch darauf erheben, von Agassiz darüber belehrt zu werden, wie er sich jene Entstehung etwa dachte. Das gehört unsers Erachtens nicht mehr in das Gebiet der Naturforschung, sondern in das des Dafürhaltens oder des Glaubens, der Dogmen. Alles, was wir darüber wissen und erforschen können, betrifft nur die Frage, wie es nicht war. Und so schlägt denn auch Agassiz als echter Forscher diesen Weg insoweit ein, als es ihm darauf ankommt, die positiven Antworten des Darwinismus in negative zu verwandeln.

In dem ersten Vortrage über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren zeigt er, wie letztere nicht auf einen „Plan“ gegründet sind, sondern einen solchen nur innerhalb ihrer Sphäre verfolgen, daß also z. B. die Wirbelthiere weder nach ihrer Uranlage noch nach ihrer sichtbaren Ausführung irgendetwas mit den wirbellosen Thieren zu thun haben, wol aber auf dem Wege ihrer Entwickelung vom Ei an Wiederholungen niedriger stehender Organisationen ihres eigenen Wirbelthierkreises vorübergehend zeigen können. Ein Insekt z. B. kann auf keiner Stufe seiner Entwickelung etwa mit einer Auster oder mit einem Fisch verglichen werden;

aber es macht Phasen durch, in welchen es, oberflächlich betrachtet, kaum von einem Wurm zu unterscheiden ist, d. h. es hat eine vorübergehende Aehnlichkeit mit dem reifen Zustande eines Typus der niedern Wirbelthiere, zu denen sie beide, Insekt und Wurm, gehören.

Das ist gewissermaßen der Kernpunkt, welcher den übrigen Vorträgen zu Grunde liegt, indem sich dieselben nun über das Wesen des thierischen Eies, über seine Entwickelung und Veränderungen, über das Leben bei der Geburt, über das Leben im Bienenstocke, über die Beziehungen der geistigen Fähigkeiten zu der Organisation, über die Verschiedenheit der Fortpflanzung, über die wirklichen Formänderungen und über die vier Typen der Thiere aussprechen. Nur gelegentlich verirrt sich der Vortragende dabei in die Descendenztheorie; es kommt ihm wesentlich darauf an, erst einen tüchtigen Grund bei seinen Zuhörern zu legen, damit sie nachher im Stande seien, selbst ein Urtheil zu fällen. Eine dieser gelegentlichen Bemerkungen lautet etwa folgendermaßen. Die Abstammung von einem Urstamme können wir nicht in der Natur verfolgen, also nicht durch Beobachtung ermitteln. Es gibt eben keine Geburtsregister, die uns

sagen könnten, ob die gegenwärtigen Individuen von diesem oder jenem Ahnherrn abstammen. Wir vermögen weiter nichts, als die Thiere anatomisch und physiologisch miteinander zu vergleichen, die Art und Weise ihrer individuellen Entwickelung zu studiren, ihre Lebensweise, ihre geographische Verbreitung und ihre allmähliche Aufeinanderfolge in den verschiedenen Epochen geologischer Entwickelung zu ermitteln und sie nach dem allen nach ihren Verwandtschaften zu gruppiren.

Aber weiter gehen und behaupten, daß, weil die Thiere einander ähnlich sind, sie auch eins von dem andern abstammen, heißt etwas behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntniß haben.

In dieser Beziehung kommt Agassiz genau zu demselben Resultate wie der oben angezogene darwinistische His.

Es ist ja ganz richtig, daß wir hier und da eine Einheit scheinbar sehr verschiedener Thiere wahrnehmen. Eins dieser Beispiele bietet unter vielen andern des sogenannten Generationswechsels die Quallengattung Aurelia, und zwar in höchst drastischem Lichte. Man kannte sie im Systeme als Polypengattung, d. h. in ihrem einfachsten Zustande der Entwickelung als Scyphostoma, in dem zweiten ebenfalls als Polypengattung Strobila, in dem dritten als Quallengattung Ephyra und endlich als ganz gewöhnliche große Qualle Aurelia. Diese Thatsachen beweisen aber nicht im entferntesten, daß eine ganz bestimmte Art aus einer andern hervorgehe, sondern daß die Naturforscher, welche diese Thiere zuerst entdeckten und als verschiedene Gattungen und Arten beschrieben, sich irrten, daß wir jetzt besser wissen, wie dieselben nur Entwickelungszustände eines und desselben Thiers sind. Allerdings, wenn äußere Aehnlichkeiten entscheiden sollen, dann kann der Mensch auch von einem Hunde oder einem Hirsche abstammen; denn der menschliche Embryo gleicht Punkt für Punkt dem jungen Hunde, dem jungen Hirsche. Ein junger Fisch zeigt dieselben physiognomischen Züge, welche wir als charakteristisch im Embryo der Amphibien, Vögel und Säugethiere erkennen. Wie kommt es denn nichtsdestoweniger, daß der Keim einer Schildkröte immer nur diese, der Keim einer Schlange immer nur diese, der Keim eines Hundes stets nur diesen, der Keim eines Menschen ausnahmslos ein menschliches Wesen erzeugt, wenn es nichts Höheres gäbe als diese physischen Aehnlichkeiten, was alle Entwickelung, alles Werden in der ganzen Welt beherrscht?

Ganz ebenso sind, wie Agassiz nun ausführlicher in seiner letzten Vorlesung auseinandersetzt, andere scheinbare Aehnlichkeiten als Bestätigungen der Transmutation aufgefaßt worden, die es doch nur sein können, wenn man höchst oberflächlich und willkürlich die Thatsachen deutet, wie man sie gerade braucht. So z. B. hatte Agassiz darauf hingewiesen, daß die ältesten der uns bekannten fossilen Fische, mehr oder weniger den Haien oder Rochen verwandt, in ihren so durchaus von den lebenden Fischformen verschiedener Arten an den Embryo unserer lebenden Fische erinnern. Man faßte das nun als einen Parallelismus auf, welcher für beide Reihen auf identische Eier hindeute, nur daß der fossile Fisch der ältesten Periode der Erde in der Entwickelung zurückblieb. Er bewahrte, spricht der Franzose Martins, seine embryonische Form, während der jetzt lebende Fisch in der Entwickelung fortschritt und in der Reihe der thierischen Mannichfaltigkeit sich einige Stufen höher erhob. Agassiz zeigt nun, daß ähnliche Beziehungen auch unter den jetzt lebenden Fischen stattfinden, ohne auch nur das Geringste mit der Abstammung zu thun zu haben. Freilich vermag sich hier die Phantasie von selbst zu zügeln, während sie in den weiten Räumen der frühern Entwickelungsperioden der Erde einen freien Spielraum hat, da sie hier nicht durch directe Beobachtung beschränkt wird. Dergleichen Parallelisirungen können eben nichts anderes beweisen, als daß sich auf verschiedenen Stufen der Entwickelung zu verschiedenen Zeiten gewisse Typen ganz einfach wiederholen.

So und ähnlich verfährt Agassiz, ohne etwa danach zu streben, alle Gründe gegen den Darwinismus zu erschöpfen. Vielleicht wäre er auch dazu gelangt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, den zweiten Theil seiner Vorlesungen zu halten, auf welchen er durch die zwölfte Vorlesung bereits hatte überleiten wollen. Es ist das wahrhaft zu beklagen, wenn es auch die Darwinisten wahrscheinlich nicht beklagen werden. Denn wenn ein so exacter Forscher wie Agassiz ruhig und leidenschaftslos sich seinen Gegnern gegenüberstellt, so ist das immer ein Schauspiel bedeutendster Art, mag man über seinen deistischen Ausgang sonst urtheilen wie man wolle. Aber auch abgesehen von den Controversen des Buchs, so ist es doch ein solches, welches in wenigen gediegenen Zügen die Grundlinien der Entwickelungsgeschichte einem Publikum vorlegt, das in dieser Richtung noch nicht vieles empfangen hat, wovon man sagen könnte, daß es vorurtheilsfrei und in passender Weise abgefaßt sei. Auf alle Fälle haben wir darum Grund, von dem vorliegenden Werkchen mehr Notiz zu nehmen als von vielen andern von weit größerm Umfang.

Karl Müller von Halle.

Schriften über den Deutsch-Französischen Krieg.

(Beschluß aus Nr. 6.)

6. **Die Theilnahme der großherzoglichen hessischen (25.) Division an dem Feldzuge von 1870—71 gegen Frankreich.** Auf höchsten Befehl Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig von Hessen und auf Grund officieller Acten dargestellt von H. Scherf. Erste Lieferung. Von der Mobilmachung (16. Juli) bis 17. August 1870. Mit 1 Skizze und 3 Karten. Darmstadt, Jonghaus. 1875. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Das Scherf'sche Werk zeichnet sich durch Klarheit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit in jeder Weise vortheilhaft aus, wie wir dies gegenwärtig bei allen Werken deutscher Generalstabsoffiziere gewohnt sind, und es reiht sich somit würdig den bereits früher veröffentlichten Werken dieser Gattung an. Von den zwei dem Werke beigegebenen Karten enthält die eine den Plan der Umgegend von Metz in zwei getrennten Karten, die andere den Plan der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour mit Angabe der Stellung der beiden Armeen in der fünften

Nachmittagsstunde und der Stellung der großherzoglich hessischen (25.) Division in der achten Nachmittagsstunde. Von den drei versprochenen Skizzen sind zwei einer spätern Lieferung vorbehalten; die der ersten Lieferung beigefügte enthält das Tableau für den Marsch der Ersten und Zweiten Armee vom 5. bis 15. August 1870. Wir theilen in gedrängter Kürze Auszüge aus dem Werke mit.

Die großherzoglich hessische Division bildete einen Bestandtheil des königlich preußischen 11. Armeecorps und hatte eine Friedensstärke von 364 Offizieren, 7656 Unteroffizieren und Mannschaften mit 1964 Pferden und 24 Geschützen. Infolge der im Jahre 1867 mit Preußen abgeschlossenen Militärconvention war alles in der Weise vorbereitet, daß am neunten Tage nach ausgesprochener Mobilmachung die Division in Kriegsstärke marschbereit sein mußte. Der Befehl zur Mobilmachung traf am 16. Juli ein; ihm folgte am 19. Juli ein zweiter Befehl an den Commandeur der Division, Prinz Ludwig von Hessen, dieselbe am zwölften und dreizehnten Mobilmachungstage bei Göllheim zu concentriren. Diesem Befehle entsprechend setzten sich die Truppen am 25. Juli in Marsch, nachdem ihnen der nachstehende Befehl Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs bekannt gemacht worden war:

Friedberg, den 23. Juli 1870.

Soldaten! Der Drang der Ereignisse hat es mir nicht erlaubt, euch alle vor dem bevorstehenden Kampfe noch einmal zu sehen und euch zu danken für die freudige Hingebung an unsere gerechte Sache! Meine heißesten Wünsche begleiten euch! Gedenket des Ruhms, der zu allen Zeiten der herrlichste Schmuck der hessischen Fahnen war; zeigt euch würdig der hohen Aufgabe, die ihr unter Führung des erhabenen Bundesfeldherrn zu lösen berufen seid, und der Sieg wird euch nicht fehlen! Vorwärts denn, mit Gott für Ehre und Vaterland!

Ludwig.

Nach Beendigung der Mobilmachung hatte die Division eine Stärke von 13378 Mann mit 347 Offizieren, 160 Aerzten und Beamten, 1197 Trainsoldaten, 652 Offizier-, 1680 Dienst-, 46 Pack-, 2026 Zugpferden, 36 Geschützen, 169 sechsspännigen, 128 vierspännigen und 73 zweispännigen Wagen. Am 21. Juli wurde die Division dem 9. Armeecorps übergeben und trat am 30. Juli mit diesem Armeecorps in den Verband der unter den Befehlen des Prinzen Friedrich Karl stehenden Zweiten Armee. Diese Armee bestand aus folgenden Corps: dem Gardecorps, dem 3., 4., 9., 10., 12. Armeecorps und der 5. und 6. Cavaleriedivision. Späterhin wurde auch noch das 2. Armeecorps dieser Armee zugetheilt. Die Stärke derselben betrug (außer dem 2. Armeecorps) 156 Bataillone, 148 Escadrons, 546 Geschütze und 18 Pioniercompagnien. Die Kriegsstärke jedes Bataillons belief sich nur auf 1000 Mann, die Stärke einer Escadron 150 Pferde, einer Pioniercompagnie 200 Mann; eine Batterie zählte 6 Geschütze.

Wir unterlassen es, in die nähern Details des Vormarsches einzugehen, und bemerken, daß am 6. August das Hauptquartier der hessischen Division in Landstuhl stand, woselbst sich auch das Hauptquartier des 9. Armeecorps befand.

Am 6. August hatte die Schlacht bei Spicheren stattgefunden, in welcher das 2. französische Armeecorps, unter dem Befehl des Generals Frossard, von dem 7. Armeecorps und der 16. Division angegriffen und zurückgeworfen wurde. Von der Zweiten Armee hatten die 5. Division und einzelne Regimenter der 5. und 6. Cavaleriedivision an der Schlacht theilgenommen.

Aus Anlaß des nun bevorstehenden Einmarsches der Zweiten Armee in Frankreich erließ Prinz Friedrich Karl die nachfolgende Ansprache an seine Truppen:

Hauptquartier Homburg, den 6. August 1870.

Soldaten der Zweiten Armee! Ihr betretet den französischen Boden. Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt; er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wollte; ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserm Jahrhundert zwei Culturvölker, selbst im Kriege miteinander, die Gebote der Menschheit nicht vergessen. Denket stets daran, wie eure Aeltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern daß es auch gesittet und edelmüthig dem Feinde gegenüber ist.

Friedrich Karl.

Am 6. August abends hatte die deutsche Armee folgende Stellungen bezogen: von der Zweiten Armee standen die 5. Infanteriedivision in dem Bivuak bei Spicheren, die 6. Division concentrirte sich bei Neunkirchen, Theile derselben, wie die Corpsartillerie, waren auf dem Schlachtfelde angelangt. Das 10. Armeecorps stand mit seiner Tête bei Klein-Ottweiler, Hauptquartier in Waldmohr, das 4. Armeecorps stand in Zweibrücken, mit der Avantgarde bei Neu-Hornbach. Das Gardecorps stand mit der Tête in Homburg, Hauptquartier daselbst, mit der Queue in Hauptstuhl. Das 9. Armeecorps hatte sein Hauptquartier in Landstuhl und sollte so vorrücken, daß es am 7. August in den Rayon Waldmohr, Ober- und Nieder-Miesau kam. Das 12. Armeecorps stand bei Kaiserslautern. Das Hauptquartier des Obercommandos der Zweiten Armee war in Homburg; die 5. und 6. Cavaleriedivision behielten Fühlung mit dem Feinde.

Von der Ersten Armee befanden sich am 6. August die 13. Division bei Petite-Roselle, die 14. Division, mit der Corpsartillerie, auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes bei Spicheren; die 15. Division war auf dem Marsche nach der Saar; die 16. Division bezog Bivuak zwischen St.-Johann und Mahlstadt. Stab des Obercommandos in St.-Johann. Das 1. Armeecorps erreichte die Gegend bei Tholey und Ramstein.

Von diesen Standpunkten aus erfolgte dann ein gemeinsames weiteres Vorrücken der beiden Armeen in die Gegend der Mosel, das in seinem weitern Verfolge zu einem Zusammenstoße mit dem Feinde führen sollte. Am 13. August, abends 8 Uhr, befahl Prinz Friedrich Karl, daß die Zweite Armee am 14. August gegen die Mosel näher aufrücke und dabei die Entwickelung der Dinge in Metz im Auge behalte. Die 5. Cavaleriedivision sollte auf dem Plateau zwischen Mosel und Maas auf Thiaucourt gehen und in nördlicher Richtung Spitzen vortreiben, welche die Straßen von Metz nach Verdun beobachten konnten; das 10. Armeecorps sollte sich um Pont-à-Mousson auf beiden Moselufern concentriren und mit Infanteriedetachements die Chaussee gegen Metz im Mosel-

thal auf beiden Ufern, sowie den Punkt besetzen, wo die Straßen von Pont-à-Mousson-Fliney und Pont-à-Mousson-Thiaucourt sich trennen; das Corps sollte ferner einen Moselübergang, bei Atton etwa, herstellen. Das 3. Armeecorps wurde angewiesen, über Louvigny-sur-Seille mit der Tête Cheminot, mit der Queue Vigny zu erreichen. Von der 6. Cavaleriedivision sollten einige Escadrons die Sicherung des rechten Flügels der Zweiten Armee gegen Metz übernehmen. Das 9. Armeecorps erhielt Befehl, mit der Tête Bechy, mit der Queue Many zu erreichen; das 12. Corps sollte mit der Tête Solgne, mit der Queue Vatimont erreichen, das Gardecorps mit der Tête bis Dieulouard vorgehen, den dortigen Moselübergang sichern und seine Spitzen bis Novéant-sur-Moselle, Toul und Frouard vorschieben. Das 4. Armeecorps sollte in der Richtung auf Marbache vorgehen und mit der Queue bis Château-Salins aufrücken. Als Hauptquartier des Obercommandos ist Pont-à-Mousson bestimmt.

Infolge obigen Befehls hatte der Corpscommandeur, General von Manstein, befohlen, daß am 14. August die 18. Division, um 7 Uhr früh, mit ihrer Tête an dem östlichen Ausgang von Herny zum weitern Marsche bereit stehe. Die Corpsartillerie bricht um $7^1/_2$ Uhr auf und folgt der 18. Division. Die großherzoglich hessische (25.) Division bricht um 7 Uhr von Fauquelmont auf. Um $6^3/_4$ Uhr früh am 14. August erhielt der Divisionscommandeur folgenden Armeebefehl:

Hauptquartier Herny, den 13. August 1870, 9 Uhr abends.
Nach den bisher eingegangenen Nachrichten haben heute Vormittag noch größere Abtheilungen des Feindes bei Servigny und Borny diesseit Metz gehalten. Se. Majestät befehlen, daß die Erste Armee morgen, den 14. August, in ihrer Stellung an der französischen Nied verbleibt und durch vorgeschobene Avantgarden beobachtet, ob der Feind zurückgeht oder eventuell zum Angriff vorgeht. In Berücksichtigung des letztern Falles wird von der Zweiten Armee morgen das 3. Corps vorerst nur bis in die Höhe von Pagny, das 9. auf Buchy in der Richtung auf die Mosel und Pont-à-Mousson vorrücken, wo sie bei zeitigem Aufbruch in der Entfernung von einer Meile bereit stehen, in ein ernstes Gefecht vor Metz einzugreifen. (Die Straße von Herny über Buchy ist von allen Trains freizuhalten.) Andererseits ist die Erste Armee in der Lage, jedes Vorgehen des Feindes gegen Süden durch einen Flankenangriff zu verhindern. Die übrigen Corps der Zweiten Armee setzen den Vormarsch gegen die Moselstrecke Pont-à-Mousson-Marbache fort. Das 10. Corps nimmt Stellung vorwärts Pont-à-Mousson. Die Cavalerie beider Armeen ist möglichst weit vorzuschieben und hat den eventuellen Rückzug auf der Straße Metz-Verdun zu beunruhigen. Gez. von Moltke.

Der commandirende General hatte diesem Befehl seinerseits hinzugefügt: daß die Division, falls sie Kanonendonner vernehmen sollte, ohne Aufenthalt an den Trains der 18. Division vorbei zu marschiren habe, um in engster Verbindung mit dem fechtenden Theile des Corps zu bleiben. Sobald die Division mit der Tête Bechy erreicht, ohne Kanonendonner gehört zu haben, belegt sie die Ortschaften Bechy, Remilly, Adaincourt u. s. w., hält sich aber bereit, sowie sie Kanonendonner hört, sofort aufzubrechen. Da bei Ankunft der Division in dem vorgesehenen Cantonnirungsrayon Kanonendonner nicht vernehmbar war, so bezogen die Truppen die Quartiere. Es wurden indessen im Laufe des Nachmittags Offizierpatrouillen des 2. Reiterregiments zum Aufsuchen der Verbindung mit der Ersten Armee in der rechten Flanke der Division abgesendet. Lieutenant von Eschwege, von der 5. Escadron des 2. Reiterregiments, meldete nachmittags $5^1/_2$ Uhr, daß bei Pontoy die 1. Cavaleriedivision bivuakire, und daß in der Richtung auf Metz starker Kanonendonner hörbar sei. Derselbe ritt zur Beobachtung nach Sorbey vor und meldete abends $9^3/_4$ Uhr, daß das Geschützfeuer abnehme, das Kleingewehrfeuer aber in nördlicher Richtung zunehme.

Das Geschützfeuer rührte von der um $3^1/_2$ Uhr nachmittags begonnenen Schlacht von Colombey-Nouilly her, welche sich zwischen Theilen der Ersten Armee und Theilen des französischen 2., 3., 4., 6. und Gardecorps entspann. Preußischerseits griffen nach und nach das ganze 7. und 1. Armeecorps in den Kampf ein; ebenso hatte vom 9. Armeecorps die 18. Division theil an dem Kampfe genommen. Infolge jenes Ereignisses erhielt der General von Manstein am 15. August $5^1/_2$ Uhr vormittags den Befehl aus dem großen Hauptquartier, mit dem 9. Armeecorps auf Peltre und Jury vorzugehen, um im Falle eines feindlichen Vordringens bereit zu stehen. Indessen schon um 3 Uhr nachmittags desselben Tags ging dem General durch das Obercommando der Zweiten Armee nachstehende Depesche zu:

Courcelles, den 15. August 1870, 12 Uhr 30 Minuten nachmittags.
Franzosen vollständig nach Metz hineingeworfen und wahrscheinlich jetzt schon in vollem Rückzug auf Verdun. Alle drei Corps des rechten Flügels (das 3., 12. und 9. Corps) stehen nunmehr zur freien Verfügung des Generalcommandos.

Infolge jenes Berichts rückte die 18. Division schon $4^1/_2$ Uhr nachmittags aus ihrer bisherigen Stellung ab und marschirte nach Berny. Die Corpsartillerie folgte um $5^1/_4$ Uhr nach Lichon. Die großherzoglich hessische Division brach um $5^3/_4$ Uhr auf und folgte der Corpsartillerie; der Stab der Division kam nach Cherizei. Der Raum für unsere Mittheilungen gestattet uns nicht, die Details des Vorgehens der Zweiten Armee über Pont-à-Mousson und das weitere Vorrücken derselben gegen die Straße Metz-Verdun zu geben. Ebenso werden wir uns darauf beschränken, nur die Hauptmomente der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour unsern Lesern mitzutheilen.

General von Alvensleben II. hatte mit dem 3. Armeecorps dem Feinde den directen Rückzug auf Verdun verlegt und verharrte jetzt, 12 Uhr mittags, in der Defensive, da sein Corps bereits beträchtliche Verluste erlitten hatte, ihm auch außer den Cavaleriedivisionen Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg keine Reserven zu Gebote standen. Seine Truppen hatten demnach $12^1/_2$ Uhr nachmittags folgende Stellungen inne: die Infanteriedivision Stülpnagel stand im Bois de St.-Arnould, im Bois de Vionville und auf der Höhe westlich dieses Gehölzes; 78 Geschütze waren auf der Höhe des Weges vorwärts Garze-Vionville in einer größern Artillerielinie vereinigt; die Infanteriedivision Buddenbrock stand in dem Terrain Flavigny-Vionville und vorwärts des Ostrandes der Büsche von Trouville bis zur Römerstraße, unterstützt durch im Centrum westlich von Vionville aufgefahrene 42 Geschütze; die Cavaleriedivision

Herzog Wilhelm von Mecklenburg stand hinter Flavigny, die Cavaleriedivision Rheinbaben auf dem linken Flügel des 3. Corps vertheilt. Ein Detachement der 19. Infanteriedivision, bestehend aus vier Bataillonen der 37. Infanteriebrigade, zwei Escadrons, einer Batterie, unter Befehlen des Oberst Lehmann, war bei Chambley eingetroffen und hatte sich dem General Alvensleben zur Verfügung gestellt. Dasselbe wurde bei Trouville aufgestellt. General von Voigts-Rhetz hatte bereits am Morgen die Richtung auf Tonville eingeschlagen und allen Theilen des 10. Armeecorps Befehl ertheilt, auf das Schlachtfeld zu rücken.

Ein gegen 2 Uhr nachmittags gegen Vionville beabsichtigter Offensivversuch des Feindes wurde durch die so berühmt gewordene Cavalerieattake der Brigade Bredow, drei Escadrons des 7. Kürassierregiments und drei Escadrons des 16. Ulanenregiments, zum Stehen gebracht. Um 4 Uhr traf die 20. Infanteriedivision auf dem Schlachtfelde ein, nach einem Marsche von 6 Meilen. Dieselbe dirigirte zwei Bataillone der 39. Infanteriebrigade nach Trouville, drei Bataillone derselben Brigade nebst vier Batterien in der Richtung der 5. Division. Unter Mitwirkung der Batterien des 10. Corps wurden die Trouviller Büsche von Abtheilungen der 39. Infanteriebrigade besetzt und diese Besetzung durch die $4^1/_2$ Uhr bei Trouville aufmarschirte 40. Infanteriebrigade verstärkt. Gegen 6 Uhr abends erschien die 38. Infanteriebrigade auf dem Schlachtfelde und formirte sich zum Angriff auf die Höhen von Bruville, woselbst das Corps Ladmirault angelangt war. Um 4 Uhr erschien Prinz Friedrich Karl in dem Gefechtsbereich der 5. Division und übernahm die Leitung der Schlacht. Die Artilleriemasse zwischen dem Bois de Vionville und Flavigny war auf 17 Batterien angewachsen und unterhielt ein andauerndes Feuer gegen die feindlichen Abtheilungen bei Rezonville zur Verhütung eines Durchbruchs. Ein von der 37. Halbbrigade gegen 4 Uhr unternommener Angriff auf die südlich von Rezonville gelegene Höhe vermochte nur einige hundert Schritte vorzudringen, ebenso ein links davon unternommener Angriff der 10. Infanteriebrigade. Hinter diesen Theilen der Gefechtslinie erschienen um $4^1/_2$ Uhr drei Bataillone der 39. Infanteriebrigade. Die um 4 Uhr bei Gorze angelangte 16. Infanteriedivision griff nunmehr auch in das Gefecht.

Auf dem linken Flügel der Schlachtordnung war der Angriff der 38. Infanteriebrigade gegen die Division Grenier und die im Laufschritt anlangende Division de Cissey gescheitert, und zog sich demnach die Brigade unter dem Schutze des Feuers, welches zwei Pionniercompagnien aus der Nordwestecke der Trouviller Büsche eröffneten, gegen Trouville zurück. Dem vordringenden Gegner warf sich das 1. Garde-Dragonerregiment in brillanter Attake entgegen und veranlaßte ihn zum Zurückgehen. Auf dem äußersten linken Flügel war eine Escadron des 2. Garde-Dragonerregiments mit der 1. reitenden Gardebatterie auf der Chaussée von Jarny, bis zum Kreuzpunkt dieser Chaussée mit dem von Ville-sur-Yron nach der Greyère-Ferme führenden Wege vorgegangen und hatte ihr Feuer eröffnet. Ein Angriff des 2. Regiments Chasseurs d'Afrique auf diese Batterie ward durch die entgegeneilende Dragonerescadron aufgehalten. Das 13. Dragonerregiment, welches zur Hülfe herbeigeeilt war, wendete sich ebenfalls gegen die Chasseurs, welche zurückflohen. General Ladmirault hatte auf seinem rechten Flügel sechs Cavalerieregimenter, und außerdem waren ihm zwei Brigaden der Cavaleriedivision Clérembaut durch den Marschall Leboeuf überwiesen worden. Während des vorher erwähnten Angriffs der Chasseurs d'Afrique gegen die diesseitige Gardebatterie waren die übrigen fünf feindlichen Cavalerieregimenter westlich der Straße von La-Tour-Jarny in mehrern Treffen aufmarschirt, um einen entscheidenden Schlag zu führen. Ihnen warf sich die ganze zwischen Trouville und Puxieux vereinigte Cavalerie, 16 Escadrons, unter General von Barby entgegen. Gegen $6^3/_4$ Uhr erfolgte der Zusammenstoß, der mit der Flucht der französischen Regimenter endete. Die in zweiter Linie zurückstehenden fünf Cavalerieregimenter des Generals Clérembaut wurden theilweise mit in die Flucht der vordern Regimenter gerissen. Dem Vorstürmen der diesseitigen Reiterei wurde durch das aus dem Wäldchen von Ville-sur-Yron und im Thal der Greyère-Ferme sich entwickelnde starke feindliche Feuer halt geboten; doch war die Gefahr für den diesseitigen linken Flügel durch den großartigen siegreichen Reiterkampf beseitigt.

Während so der Kampf auf dem linken Flügel mit eintretender Dunkelheit endete, dauerte er gegenüber dem 3. Armeecorps weiter fort. Marschall Bazaine beschloß einen größern Vorstoß zwischen den Straßen Rezonville-Gorze und Rezonville-Buxières. Es gelang ihm auch, die ihm gegenüberstehenden Truppen in das Bois de Vionville zurückzuwerfen, allein er vermochte nicht infolge des wohlgezielten Artilleriefeuers den Höhenrand zu halten. Derselbe blieb fortan unbesetzt, und auf der ganzen Fronte von Rezonville schwieg fast eine Stunde lang das Infanteriefeuer. Dann aber entbrannte es von neuem und zwar im äußersten Osten.

Von den großherzoglich hessischen Truppen waren das 1. und 2. Bataillon des 1. Infanterieregiments, gefolgt von der 1. schweren Batterie und dem 1. und 2. Bataillon des 2. Infanterieregiments, in das Bois des Chevaux eingedrungen. Als der Oberstlieutenant Stumpf sich überzeugte, welche Schwierigkeiten dem Fortkommen der Artillerie im Walde sich entgegenstellten, führte er die zweite schwere und eine leichte Fußbatterie durch Gorze auf die Höhe, auf welcher die Artillerie der 5. Infanteriedivision in Position stand. Ihr Erscheinen daselbst wirkte um so günstiger, als fast sämmtliche Batterien der Division sich fast vollständig verschossen hatten. Die beiden Batterien, denen sich eine leichte Fußbatterie des 10. Corps angeschlossen hatte, eröffneten ihr Feuer nun auf die südlich von Rezonville stehende Infanterie. Die eingegangenen Meldungen über das Eingreifen von Truppentheilen des 9. Armeecorps hatten den Prinzen Friedrich Karl veranlaßt, eine große Angriffsbewegung, vorzugsweise durch den linken Flügel und größere Artilleriemassen, einzuleiten. Dieselbe erzielte jedoch keine größern Erfolge, wie auch ein Cavalerieangriff der Division des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg von keinen größern Resultaten begleitet war. Oberstlieutenant Stumpf hatte die 2. großherzogliche Fußbatterie mit einbrechender Dunkelheit bis auf 1000 Schritte an den Feind hervorrücken

lassen, und verblieb dieselbe in dieser Stellung bis zur Beendigung der Schlacht. Die in das Bois-des-Chevaux eingedrungene großherzoglich hessische Infanterie verfolgte ihren Vorstoß bis in das Bois des Ognons. General von Wittich befahl, daselbst angelangt, zwei Abtheilungen zu formiren, von denen die erste, bestehend aus der 7., Leib- und 4. Compagnie unter Befehl des Majors Freiherrn Röder von Diersburg, ihren Marsch in nordwestlicher Richtung, die zweite, bestehend aus der 6., 2. und 3. Compagnie, unter Befehl des Majors Anschütz, sich in westlicher Richtung fortbewegte. Beide Colonnen fanden indessen bald erheblichen Widerstand, der ein weiteres Fortschreiten verhinderte. Unterdessen waren gegen 7½ Uhr sowol Prinz Ludwig von Hessen, wie der General von Manstein auf dem Kampfplatze erschienen. Letzterer sprach dem Prinzen seine Ansicht dahin aus, daß es bei der beginnenden Dunkelheit und Dichtigkeit des Waldes, wie auch bei der Unmöglichkeit, sich über die Stärke des Feindes zu orientiren, vorerst nur darauf ankomme, den Platz so lange zu behaupten, bis die gesammte Infanterie herangerückt sei. Nach Eintreffen derselben wurde der Kampf zwar fortgesetzt, der Feind auch zum weitern Rückgehen veranlaßt, jedoch ließ die völlig eingetretene Dunkelheit ein weiteres Gefecht als zwecklos erscheinen. General von Wittich ordnete demnach den allgemeinen Rückzug, behufs Sammelns der Brigade an.

Es war 10 Uhr geworden. General von Manstein hatte sich nach Gorze begeben, um bezüglich der Concentrirung der übrigen Truppentheile des Armeecorps Anordnungen zu treffen. Der Verlust, den die hessische Brigade an Todten und Verwundeten gehabt hatte, betrug 1 Offizier, 5 Unteroffiziere, 67 Mann, 2 Pferde. Der Munitionsverbrauch bestand in 5760 Zündnadelpatronen und 103 Granaten. Die Truppen hatten auf geeigneten Plätzen des Schlachtfeldes bivuakirt, bezogen jedoch am 17. August westlich des Bois de Vionville ein Bivuak. Prinz Friedrich Karl sprach während des Vormittags dem Prinzen Ludwig für das energische Eingreifen einzelner Theile der Division seine Anerkennung aus. Am 17. August nachmittags 1 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl, daß die Armeecorps vorzugsweise auf dem Schlachtfelde lagern sollten. Das auf dem rechten Flügel befindliche 9. Armeecorps erhielt Weisung, daß seine Vorposten im Walde vorwärts die Verbindung mit denjenigen des bei Gorze bivuakirenden 8. Armeecorps zu suchen und sich links bis zur Chaussée Metz-Verdun vorwärts Flavigny auszudehnen hätten. Das 3. Armeecorps sollte bei Vionville und Flavigny lagern und seine Vorposten in Anschluß an das 9. Armeecorps bis zum westlichen Waldrand nördlich von Vionville aufstellen. Das 12. Armeecorps erhielt Befehl zum Beziehen eines Bivuaks bei Mars-la-Tour, seine Vorposten wurden am Yron-Bach aufgestellt, sowie Cavalerie zur Beobachtung der Straße von Verdun über Hannonville-au-Passage entsendet. Das 10. Armeecorps blieb im Lager bei Trouville. Das Gardecorps bezog Bivuak bei Hannonville-au-Passage. Das 2. Armeecorps erhielt Befehl, nach Buxières zu marschiren. Die Garde-Ulanenbrigade erhielt Befehl, gegen St.-Mihiel zu streifen. Das vierte Armeecorps erhielt Befehl, die Linie Boucq-Sanzey-Jaillon einzunehmen.

Die französische Armee hatte auf Befehl des Marschalls Bazaine den Höhenrücken von Roncourt-Amanvilliers-Le-Point-du-jour besetzt.

Hiermit schließt die erste Lieferung des Werks.

Zur Urgeschichte des Menschen.

(Beschluß aus Nr. 4.)

1. Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 12 M.
2. Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Von Sir John Lubbock. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von R. Virchow. Jena, Costenoble. 1875. 8. 18 M.

Es erregte ungeheueres Aufsehen, als der britische Gelehrte Georg Smith seine Entdeckung des Sündflutberichts, den er auf Terracotta-Täfelchen in Keilschrift unter den Ruinen von Ninive fand, bekannt machte. Der ganze von Lenormant über die Auffindung und Beschaffenheit des assyrischen Textes gegebene Bericht, verbunden mit der Thatsache, daß die Keilschriftzeichen eine Menge verschiedener Deutungen zulassen, sowie mit den vielen Lücken im mitgetheilten Texte, bringt in uns den Eindruck hervor, als ob die Acten über die Richtigkeit der Uebersetzung und die Zweifellosigkeit gerade dieser Bedeutung jener Täfelchen noch nicht abgeschlossen wären. Wir zweifeln zwar nicht, daß der Entdecker und Uebersetzer von der Richtigkeit seiner Arbeit überzeugt ist; allein es kam ja schon oft vor, daß der Drang nach einer Entdeckung den begeisterten Forscher gerade das finden ließ, was er zu finden wünschte. Ein großer Theil des Textes ist in der Uebersetzung, der Lücken und der dunkeln Ausdrucksweise wegen, durchaus unverständlich. Jedenfalls ist es auffallend, daß gerade in einer Zeit allgemeinen Interesses für die Kritik der Bibel gerade die assyrische Erzählung gefunden werden mußte, von welcher schon längst bekannt war, daß sie mit der Sage von Noah's Flut Aehnlichkeit habe, und noch viel auffallender und sogar geradezu bedenkenerregend ist die neuere Nachricht, daß nun auch ein Bericht vom „Thurmbau zu Babel“ in Assyrien aufgefunden worden sei. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt!

In mehrern Stellen des Berichts, wie er übersetzt vorliegt, sind die Einwirkungen des Bibeltextes nicht zu verkennen. So ist z. B. folgende Stelle in dem längst bekannten Berichte des Berosos nicht vorhanden, wol aber fast wörtlich in der Bibel und in Smith's Text:

1. Mos. 8, 1. 2:

Da gedachte Gott an Noah .... und ließ Wind auf Er-

den kommen, und die Wasser fielen; und die Brunnen der Tiefe wurden verstopft, . . . und dem Regen vom Himmel ward gewehrt.

Smith, Zeile 122 fg.:

Der Donner, der Sturm und der Orkan hatten die Oberhand. Im Laufe des siebenten Tages legte sich der Orkan . . . Das Meer trocknete aus; der Wind und der Sturm erreichten das Ende.

Wie in der Bibel Noah, so öffnet auch bei Smith Chastsathra (den Smith, ohne seiner Sache sicher zu sein, Sisot nannte), der chaldäische Noah (Xisuthros), ein Fenster, wovon bei Berosos nichts steht. Lenormant selbst, dem sowol Text- als Bibelgläubigen, fällt die Uebereinstimmung zwischen der Genesis und der Keilschrift auf. Allerdings finden sich Abweichungen genug; aber dieselben sind größtentheils schon dem Berichte des Berosos eigen.

Der chaldäische Flutbericht soll ein Bruchstück aus einem Epos sein, dessen Held Izdubar ist, ein chaldäischer Gott, worüber sich Lenormant eines Weitern ausläßt; ebenso dann über die Monatsnamen der Chaldäer und die diesen zu Grunde liegenden Mythen, denen die Namen der Thierkreiszeichen ihre Entstehung verdanken sollen, und welche zusammen eben die Geschichte des Izdubar in zwölf Gesängen ausmachen, wie der Verfasser meint. Der Flutbericht soll natürlich dem Zeichen des Wassermanns entsprechen, und Lenormant ist überzeugt, daß der Gesang, welcher den Zwillingen entspricht, die Geschichte von Kain und Abel enthalten müßte.

Da haben wir's! Sie wird auch gewiß noch aufgefunden werden, und die Schlange im Paradies wird auch nicht auf sich warten lassen.

In der Izdubar-Legende kommt auch die Göttin Istar vor, die babylonische Venus. Von dieser bringt ein Keilschrifttäfelchen ein Gedicht, welches ihren Besuch in der Hölle erzählt. Lenormant bringt eine vollständige Uebersetzung dieses interessanten und, wie es scheint, echter Mythe entstammenden Gedichts, welches auch von Schrader ins Deutsche übersetzt worden ist. Auffallen könnte folgende Parallele, welche die Hölle charakterisirt.

Höllenfahrt der Istar, Vers 5 fg.:

Nach dem Wohnsitz, wo man eintritt, ohne wieder herauszutreten,
Nach dem Pfade, wo man geht, ohne wieder zurückzukommen,
Nach dem Wohnsitz, dessen Eingang getrennt ist vom Lichte,
. . . .
Wo die Schatten gleich Vögeln das Gewölbe durchflattern.

Dante's „Hölle", III, 1—3 und 9:

Durch mich geht ein man zu der Stadt der Trauer,
Durch mich geht ein man zu dem ew'gen Schmerze,
Durch mich geht ein man zum verlornen Volke,
. . . .
Entsaget jeder Hoffnung, die ihr eingeht!

Große Aehnlichkeit hat die Sage von Istar auch mit jener von Idun in der nordischen „Edda". Lenormant weiß übrigens noch mehrere Anklänge an anderweitige Mythen mitzutheilen. Der Verfasser bemüht sich ferner, die indische Sündflutsage von der chaldäischen abzuleiten. Wir sehen nicht ein, warum sich diese Sage nicht bei verschiedenen Völkern unabhängig voneinander hätte sollen bilden können.

In der folgenden Arbeit, „Ein chaldäisches Veda", liefert der Verfasser eine von ihm bearbeitete, freilich sehr lückenhafte Uebersetzung von Hymnen nach Keilschrift-Originalen in akkadischer und assyrischer Sprache.

Der letzte, Chaldäa betreffende Aufsatz beschäftigt sich mit dem „babylonischen Vaterlandsfreunde" Merodach-Baladan im 8. Jahrhundert v. Chr. und mit den Kriegen, welche dieser König und seine Nachkommen lange Jahre hindurch gegen die assyrischen Eroberer führten.

Den Schluß des Buches Lenormant's bildet „Die Kadmossage und die phönizischen Niederlassungen in Griechenland". Kadmos wird hier als Personification der phönizischen Ansiedler in Griechenland und dessen Umgebung aufgefaßt. Der Verfasser verficht diesen Standpunkt gegenüber deutschen Gelehrten, welche den Kadmos als einheimische Mythenperson erklärten. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der bedeutendste lebende Geschichtschreiber Griechenlands, Ernst Curtius, diesen Standpunkt nicht einnimmt, sondern im wesentlichen denselben wie Lenormant, der auch gegenwärtig wol überhaupt nicht bestritten wird. Der Verfasser nimmt alle einzelnen phönizischen Colonien in Griechenland durch und weist die Spuren derselben nach, namentlich im Cultus der Aphrodite-Urania, der phönizischen Astarte. Lenormant hat selbst in Griechenland Ausgrabungen phönizischer Gegenstände vorgenommen. Unfruchtbarer sind seine Bemühungen, die Chronologie der Gründung genannter Colonien sowie der Einnahme von Troja festzusetzen, von mehr Interesse dagegen die Nachweise über semitische Elemente im Griechischen und Lateinischen.

Die Uebersetzung beider besprochenen Werke ist fließend und angenehm zu lesen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem großen, von der A. H. Payne'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig herausgegebenen illustrirten Werke: „Italiens Kunstschätze" mit erläuterndem Text von Ernst Eckstein, liegen uns 21 Lieferungen vor, welche, der Ankündigung des Titelblattes entsprechend, eine Sammlung der hervorragendsten Bilder und Statuen der Galerien von Rom, Neapel, Mailand, Bologna, Venedig u. s. w. sowie der hervorragendsten Architekturen geben; auch Porträts großer Maler, wie dasjenige von Rafael, finden sich in diesem Sammelwerke. Die Illustrationen selbst gefallen sich in einer bunten, oft springenden Abwechselung, was dem Verfasser des Textes seine Arbeit erschwert, der, auch ohne systematisch zu Werke zu gehen, doch einzelnes zusammenfassender erledigen muß. Ueberdies ladet ihn manches zu längerm Verweilen ein, während die Reihe der Illustrationen ihren ungestörten Fortgang nimmt. So bestimmt ihn das Bild der reizenden Beatrice Cenci von Dolce zu einem durch mehrere Hefte hindurchgehenden, anziehenden Essay, in welchem auch Shelley's und Guerazzi's Dichtwerke Beachtung finden und mehrfach citirt werden, während manches Kunstwerk von größerer Bedeutung dem Verfasser des Textes zu so eingehender Behandlung keinen Anlaß gibt. Es erklärt sich dies aus den einleitenden Worten, welche Eckstein seinen Erklärungen vorausschickt, aus dem Grundsatz, der ihm bei Abfassung des Textes besonders vorschwebt und den er in die einzige Formel bringt, nicht langweilig zu werden. „Die

Rolle", sagt er, „die wir bei diesem Rundgange unserm Texte zugedacht haben, ist eine ebenso bescheidene als selbstverständliche. Es liegt uns fern, den aufdringlichen Cicerone zu spielen und auf jeder Seite einen Bergstrom erläuternder Notizen zu entfesseln. Ein echtes Kunstwerk erklärt sich selbst, und die fachgemäße Heranbildung zur ästhetischen Kennerschaft fällt nicht in den Bereich eines Unternehmens, das vorzugsweise für das Haus und die Familie bestimmt ist. Wir erwarten vielmehr, daß man die kleinen Skizzen und Plaudereien, die wir unsern artistischen Blättern in bunter Abwechselung beigeben, im Sinne einer musikalischen Begleitung auffasse, wie sie bei Dioramen, Dissolving views, lebenden Bildern u. s. w. von jeher üblich gewesen. Gelingt es uns aber, eine Vertiefung des künstlerischen Eindrucks zu gewinnen oder in den Zwischenpausen das Interesse auf ein flüchtiges Motiv unserer Melodie hinzulenken, so haben wir mehr erreicht, als wir füglich beanspruchen können." Die Erläuterungen Eckstein's sind mit stilistischer Eleganz und feinem ästhetischen Sinne verfaßt, und geben auch so viel stoffliches Material, als zum Verständniß der Illustrationen erforderlich ist. Diese selbst sind sauber ausgeführt, und wer nicht nach dem Mutterlande Italien zu reisen vermag, der kann sich von den Kunstschätzen der Plastik, Architektur und Malerei, die es enthält, nach denselben ein lebendiges Bild machen, welches zwar nicht die Anschauung genialer Schöpfungen ersetzen, aber doch jede Beschreibung derselben ergänzen kann.

— Von Hallberger's „Illustrated Magazine" liegt der erste Jahrgang 1875 abgeschlossen vor uns. Für alle Freunde der englischen Literatur muß das geschmackvoll ausgestattete Unternehmen, das unter der Leitung eines solchen Kenners derselben steht, wie Ferdinand Freiligrath ist, große Anziehungskraft ausüben. Den Kern der Zeitschrift bilden größere Romane, denen sich zunächst kleinere Novellen, dann Gedichte, Reiseskizzen, Schilderungen von Städten wie Kairo und San-Francisco, allerlei Feuilletonnotizen und auch Bilder aus der humoristischen Mappe anschließen. Die Romane und Erzählungen sind meistens illustrirt. Auch an literarischen Skizzen fehlt es nicht, wir verweisen z. B. auf die interessante Parallele zwischen Dickens und Bulwer. Bisweilen werden auch Uebersetzungen deutscher Gedichte mitgetheilt, so von Annette von Droste-Hülshoff und Herwegh. „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" wird abgedruckt aus den „German lyrics by Charles T. Brooks". Wir theilen den ersten und letzten Vers dieser schwunghaften Uebersetzung mit:

> Be mine to vanish like the gale's last breath,
> Like the old gleam of evening's fading fire!
> O gentle, peaceful, all-unconscious death!
> In the Eternals bosom so to expire. . . .
>
> Yet, thou shalt vanish, vanish without trace,
> Yet first shall failing strength give many a token,
> In Nature only painless death finds place,
> But man's poor heart must be by pieces broken.

So erfüllt das „Illustrated Magazine" sein Programm, dem Englisch lesenden Publikum außerhalb Englands eine regelmäßig erscheinende autorisirte Auswahl aus dem Besten darzubieten, was die belletristische und populär-wissenschaftliche periodische Presse jenseit des Kanals und des Atlantischen Oceans wöchentlich und monatlich zu Tage fördert. Der zweite Jahrgang bringt zwei im Erscheinen begriffene Romane populärer Schriftsteller: „Joslam Haygard's Daughter" von Miß Braddon und „Gabriel Convoy" von Bret Harte.

— Der Jahrgang 1875 der Zeitschrift „Die Natur", herausgegeben von Otto Ule und Karl Müller von Halle (Halle, G. Schwetschke), liegt abgeschlossen vor uns, der vierundzwanzigste Band der Zeitschrift und der erste einer neuen Folge. „Die Natur" hat sich in der deutschen Lesewelt mit Recht eingebürgert; das Bestreben der Redaction, in faßlicher und anziehender Weise das Neue, was auf allen Gebieten der Naturwissenschaften zu Tage getreten ist, darzustellen, ist unverkennbar. Vortrefflich sind namentlich die größern botanischen, zoologischen, geologischen und ethnographischen Aufsätze. Von Jahr zu Jahr hat das Feuilleton der Natur an Ausbreitung gewonnen, überaus stoffreich sind die Mittheilungen verschiedenen Inhalts, sowie die nach einzelnen Gebieten geordneten kleinern Mittheilungen; die literarische Kritik nimmt auf alle beachtenswerthen neuen Erscheinungen der Naturwissenschaft Rücksicht, und die Illustrationen sind dort eingefügt, wo sie ergänzend zu erläutern vermögen, und sauber und correct ausgeführt.

— Wir erwähnen hier noch zwei Blätter, die, obgleich mehr der Specialität angehörig, sich doch an das größere Publikum wenden: „Der Weidmann, Blätter für Jäger und Jagdfreunde, erste illustrirte deutsche Jagdzeitung", herausgegeben von F. von Ivernois (Leipzig, Wolff), und die „Deutsche Heereszeitung, Organ für Offiziere aller Waffen des deutschen Heeres und der Marine", herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Luckhardt'schen Verlagshandlung in Berlin und Leipzig. Die erstere Zeitschrift, die schon seit einem Jahre besteht, bringt vieles, was auch für den Laien und Sonntagsjäger, für den Naturforscher und Naturfreund von Interesse ist: Mittheilungen aus dem Thierleben des Waldes, Jagdabenteuer, Abhandlungen über neue Schußwaffen, und erläutert ihre Darstellungen durch geschmackvolle Illustrationen. Die „Deutsche Heereszeitung" erscheint erst seit Neujahr, von hochgestellten Militärs ins Leben gerufen, und bringt Leitartikel über militärische Tagesfragen z. B. über die Unteroffiziersfrage, militärische Originalberichte aus dem Auslande, instructive Artikel über die Ereignisse auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen, literarische Kritiken und wissenschaftliche Feuilletons.

Bibliographie.

Ahlers, W., Historisch-topographische Skizzen aus der Vorzeit der Vorderstadt Neubrandenburg. 1stes Heft. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 M.

Altrichter, C. F., Erinnerungsblätter, zusammengestellt aus seiner poetischen Studien-Mappe. Leipzig, J. W. Krüger. 8. 2 M.

Asmus, G., Amerikanisches Skizzebüchelche. Zweite Epistel in Versen. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Mayer. 8. 1 M. 60 Pf.

Baur, F. C., Drei Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie und ihres Verhältnisses zum Christenthum. Neu herausgegeben von E. Zeller. Leipzig, Fues. Gr. 8. 8 M.

Belot, A., Artikel 47. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Bilder aus Böhmen. Leipzig, Fues. 8. 5 M.

Bing, G., Ein Eisenbahn-Programm. Wien, Lehmann u. Wentzel. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bolanden, C. v., Urdeutsch. Historischer Roman. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1875. 8. 7 M. 50 Pf.

Börner-Sandrini, Marie, Erinnerungen einer alten Dresdnerin. Dresden, Burdach. 8. 3 M.

Bunsen, E. v., Biblische Gleichzeitigkeiten oder übereinstimmende Zeitrechnung bei Babyloniern, Assyrern, Aegyptern und Hebräern. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1875. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Calinich, R., Aus dem 16. Jahrhundert. Culturgeschichtliche Skizzen. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 4 M.

Contzen, H., Ueber die sociale Bewegung der Gegenwart. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Dawkins, W. B., Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Aus dem Englischen übertragen von J. W. Spengel. Mit einem Vorwort von O. Fraas. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 7 M.

Eichrodt, L., Melodieen. Stuttgart, Metzler. 1875. 8. 3 M. 60 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 98: Gerechte Strafen. Novelle von E. Fritze. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Falb, R., Gedanken und Studien über den Vulcanismus, mit besonderer Beziehung auf das Erdbeben von Belluno am 29. Juni 1873 und die Eruption des Aetna am 29. August 1874. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 1875. 8. 8 M.

Fancher, J., Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel. 2 Bde. Magdeburg, Faber. 8. 6 M.

Benjamin Franklin. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit einem Vorwort von Berthold Auerbach und einer historisch-politischen Einleitung von F. Kapp. Stuttgart, Auerbach. 8. 6 M.

Gampe, T., Lied und Leben. Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 3 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 37ste Lfg. 2te Abth.: Geschichte Toscana's seit dem Ende des Florentinischen Freistaats. Von A. v. Reumont. 1ster Thl.: Die Medici. Jahr 1530—1737. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Goldschmidt, W., Isola. Schauspiel. Leipzig, O. Wigand. 1875. 8. 1 M.

Gottschall, R., Erzählende Dichtungen. 2ter Bd.: Die Göttin. Eine Dichtung. Breslau, Trewendt. 16. 1 M. 50 Pf.

Graefe, J., Meeresstille und wilde Wellen. Gedichte. Leipzig, Hartknoch. 16. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 17. Februar 1876.

Zur Geschichte des deutschen Schauspiels.

Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt. (1772—1841.) Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde. Zwei Theile. Hamburg, Mauke Söhne. 1875. 8. 10 M. 50 Pf.

Für dieses Werk hat man alle Ursache sich dankbar zu beweisen und zwar hauptsächlich deswegen, weil man in ihm ein sehr anschauliches Bild der deutschen Bühnenverhältnisse aus der Zeit von Schröder und Iffland sowie der Verwandlungen erhält, denen jene Bühnenverhältnisse in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts unterworfen gewesen sind. Friedrich Ludwig Schmidt, ein durchaus tüchtiger, ehrenwerther Mann von gediegener, wenn auch etwas hausbackener Gesinnung, voll aufrichtiger Liebe für die Kunst und mit Haut und Haar ein Meister jener guten alten Schule, welcher Naturwahrheit und gesunder Stil die Hauptbedingungen der theatralischen Darstellung waren — Friedrich Ludwig Schmidt verschafft uns, indem er uns seinen Lebensgang in gewissenhaften Tagebuchaufzeichnungen verfolgen läßt, einen, man darf wol sagen beinahe untrüglichen Einblick in das Wesen und Gestalten der deutschen Schauspielkunst unter ihren ersten großen, sie mächtig emportragenden Geistern. Schmidt selbst ward in seiner frühen Jugend durch das Spiel von Schröder als Hamlet und als „deutscher Hausvater" so bewegt und hingerissen, daß eigentlich von dieser Zeit ab schon in ihm die Lust erwacht war, sich der Bühne zu widmen. Zuerst ein kaufmännisches Geschäft zu erlernen beflissen, dann die Wundarzneikunst studirend, ging er 1792 ohne Vorwissen seines Vaters von Hannover nach Braunschweig, um dort die weltbedeutenden Breter zu betreten. Unter Director Tilly und Döbbelin an verschiedenen Orten wirkend, macht er schnell glückliche Fortschritte, und sich durch Bildung, ernstes Streben, Fleiß und ehrbares Leben auszeichnend, gewinnt er bald die Theilnahme und Zuneigung hervorragender Künstler, wie Schröder, Iffland, Beck, und bedeutender Schriftsteller, wie Zschokke, Engel, Klingemann u. a. Nachdem er kurze Zeit in Magdeburg als Regisseur und Director die Bühne geleitet, hier auch am 27. Juli 1801 den bis dahin nur einmal und zwar mit Ungunst in Berlin gegebenen „Nathan" von Lessing mit Glück wieder aufgriff und selbst mit gutem Gelingen als dramatischer Autor auftrat, kam er 1806 als Darsteller nach Hamburg, wo er unter Schröder's zweiter Direction Regisseur und nach dessen Ausscheiden Director wurde, in welcher Stellung er sich bis 1841 erhielt. Nach der Niederlegung derselben verschied er noch in demselben Jahre.

Da er über sein künstlerisches Wirken und seine Bühnenleitung ein gewissenhaftes Tagebuch geführt hat, so wurde es dem Sohne und dem spätern Herausgeber dieser Aufzeichnungen nicht schwer, aus ihnen das vorliegende Werk zu gestalten, das uns einerseits klar die Grundsätze erkennen läßt, nach denen Friedrich Ludwig Schmidt sowol als Darsteller wie als Director verfuhr, und andererseits die Umwandlungen und Veränderungen, die sich nach und nach im Geist und Geschmack des Publikums vollzogen.

Um von alledem unsern Lesern eine annähernde Darstellung zu geben, werden wir ohne Zweifel am besten thun, wenn wir einzelnes Charakteristische daraus hier auszugsweise mittheilen. Ist das Meiste davon doch derart, daß es noch heute eine gewisse Bedeutung beanspruchen darf, wie man sich bald und leicht überzeugen wird. Wie beherzigenswerth z. B. sind die Lehren, welche der berühmte Schauspieler Fleck 1794 Schmidt in Berlin ertheilte. Er sagte ihm:

> Suchen Sie Ihren Geschmack durch ununterbrochene Lektüre zu bilden; hüten Sie sich, bei überhäufter Arbeit nachlässig zu werden; opfern Sie lieber Ihre nächtliche Ruhe, als daß Sie oberflächlich vorbereitet vor das Publikum treten. Ringen Sie nie danach, in Ihrem Spiel aufzufallen, und bilden Sie sich lieber langsamer durch stetes Selbstdenken, als daß Sie dies und jenes einem Lieblingsacteur ungeprüft nachahmten. Studiren Sie auch Ihr Gesicht, damit Sie wissen, welches Mienenspiel Ihnen wohl ansteht, halten Sie überhaupt mehr auf Mimik als auf Gesticulation.

Schmidt selbst, der durch seinen Freund den Musikdirector Pitterlin unterstützt, die fehlende Schulbildung nachzuholen suchte, schreibt bei dieser Gelegenheit:

Es bleibt allemal wahr, daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß gestellt haben; nur die strenge, nie rastende Arbeit an sich selbst kann auch den Schauspieler, dessen Beruf, als Spiel, jedwedem Ernste zu widersprechen scheint, auf die Höhe eben dieses Berufs bringen.

Zu wie curiosen Vorfällen mangelnde Bildung und schlechtes Lernen der Rollen aber Anlaß geben kann, davon erzählt Schmidt ein lustiges Beispiel von dem Schauspieler Hostowsky, einem Böhmen, der als Attinghausen im „Tell" die an Rudenz gerichteten Verse:

Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr! In Seide prangst du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern,
Den Landmann blickst du mit Verachtung an
Und schämst dich seiner traulichen Begrüßung —

folgendermaßen zu Gehör brachte: „Ach, Uly, Uly! Was bist du stolz worden! Tragst Pfauenfeder auf Hut, schlagst Bauer nicht mehr traulich auf Schulter und sagst nicht: «Bon jour», wenn er dir begegnet auf Chaussée."

Mit solchen und ähnlichen Kräften zusammenzuwirken, war für den fleißigen und nach den höchsten Zielen strebenden Schmidt nicht leicht.

Auf der Kunst des Schauspielers ruht der Fluch, daß sie nicht abgesondert und einzeln, sondern nur in Zusammenstellungen geübt und gezeigt werden kann. Wehe dem stillen, bescheidenen Streben, wenn es mit der Dummheit und dem Stolze gewöhnlicher dramatischer Handwerker in Collision kommt! Nur anerkanntes Verdienst oder imponirender Eigendünkel siegt über diese Pest; unscheinbar hervorsprossende Talente werden von ihr vergiftet werden.

Sehr rühmt gegen dergleichen Collegen unser Aufzeichner den manheimer Schauspieler Beck, den er in Magdeburg kennen lernte. Er schreibt von ihm:

Er erschien mir als das Muster eines soliden, einsichtsvollen Mannes. So war das Ideal, das ich mir von jeher vom Schauspieler außer der Bühne entwarf. Wenn dies durchaus erreicht würde — wie ehrenvoll stünde unser Stand da, und wie leicht würden wir alsdann bewirken, was die Schauspielkunst bewirken soll: nämlich den sittlichen Menschen zu heben und zu veredeln.

Die Hebung und Veredlung des sittlichen Menschen durch die dramatische Kunst ist und bleibt der sehnsüchtige Wunsch seines Herzens, der oft und überall in seinen Aufzeichnungen zum Ausdruck kommt. Deswegen erscheint er auch stets beglückt, wenn er ein Stück würdigen und bedeutenden Inhalts auf die Breter zu bringen geholfen hat. Als er den „Nathan" in Magdeburg spielen soll, ist seine rührende Sorge, „ob das deutsche Volk reif dafür sei, und ob er selbst diese Riesenaufgabe nicht allzu unwürdig zu lösen im Stande sein werde", und mit einem wahren Jubel berichtet er:

Welche Freude, welcher Stolz für mich, als die Haltung des Publikums während jener ersten Aufführung mir bewies, daß ich diese Fragen mit Ja beantworten durfte! Wie innig beglückt fühlte ich mich, als ich bei der Vorstellung sah, daß ich mich in meinen Hoffnungen auf den Erfolg dieses Abends nicht geirrt hatte!

Wie ernst war es ihm aber auch um seine Kunst! Er schreibt einmal:

Das möglichst vollständige Aufgehen der Persönlichkeit des Darstellers in dem vorzuführenden Charakter war es aber, was ich zeitlebens als die höchste Aufgabe unserer Kunst angesehen habe. So konnte es mir denn freilich einst in Magdeburg begegnen, daß ich mich mit einer Lieblingsfigur von mir, dem Antoine in dem Schauspiel „Jean Calas", so völlig identificirte, daß ich bei Vavaisse's Worten: „Ich will dir deine verlorene Jugend, die Freuden deiner Kindheit wiedergeben", plötzlich heftig zu schluchzen begann; meine ganze Seele war aufgelöst, ein Thränenstrom rann über meine geschminkten Wangen.

Sehr unbefangen und richtig beurtheilt Schmidt in jener Zeit, also in der Zeit seines frischesten künstlerischen Strebens, das Spiel der Franzosen im Vergleich zu dem der Deutschen:

Schon Iffland sagt in seinen Fragmenten: „Die Franzosen geben Vorstellungen, die Deutschen Darstellungen." Ich finde in diesen Worten, so oft ich sie auch „unbestimmt" habe schelten hören, den ganzen Maßstab für französische Schauspielkunst. Flüchtig und leicht wie die Nation selbst ist auch ihr Spiel. Ich rede hier nicht von jener Leichtigkeit in den Bewegungen, die an sich sehr lobenswerth ist, sondern von jener Leichtigkeit und Flüchtigkeit, mit welcher der Franzose den darzustellenden Charakter berührt. Gibt der Darstellende einen Offizier, so behängt er sich mit der elegantesten Uniform, die auch nach dem neuesten Schnitt gemacht ist, schreitet stolz einher, begleitet die unbedeutendsten Worte mit den bedeutendsten Gesten, ist bis zum Ekel galant, und — der Charakter ist studirt. Kommt es hoch, so heben sie allenfalls eine Tirade heraus, die sie nach ihrer Art unübertrefflich declamiren.

Im weitern Verlauf stellt er, um sein Urtheil zu beweisen, eine Aufführung von „Menschenhaß und Reue" von französischen Schauspielern vergleichend neben eine von deutschen und kritisirt die Hauptmomente von beiden so eingehend und überzeugend, daß man nicht umhin kann, seiner Ansicht beizustimmen. Dabei ist er aber keineswegs blind für fremde Vorzüge und bekennt gern, daß er auch vieles von französischen Acteuren gelernt, wenn er freilich schon mit Vorliebe an allem Vaterländischen hängt und später oft mit schmerzlichem Bedauern beklagt, daß das deutsche Publikum Uebersetzungen französischer Dramen deutschen Originalwerken vorziehe, die allerdings eine Zeit lang leider auch so herzlich unbedeutend ausfallen, daß das Aufgreifen Shakspeare'scher Stücke ihm als eine besonders glückliche Entschädigung gelten muß. Doch bleibt er auch diesem auserlesenen Genius gegenüber der besonnene Praktiker und Mann von Fach. Er meint:

Wortgetreu übersetzt (und aufgeführt) kann Shakspeare nur den Denker befriedigen, nicht den Zuschauer im Theater; ja ich bin überzeugt, lebte der große Dichter jetzt, er selbst würde der erste sein, seine Stücke den Forderungen der modernen Bühne anzupassen.

Im Jahre 1806 nach Hamburg gekommen, beeilt er sich, Schröder aufzusuchen, der, damals bereits von der Bühne abgetreten, in stiller Zurückgezogenheit in Rellingen bei Hamburg lebte. Seine Verehrung und Pietät für den großen Künstler erwirbt ihm dessen besondere Sympathie und Freundschaft, wodurch Schmidt erfreulicherweise in den Stand gesetzt wird, uns manches Anziehende und Bedeutsame aus dessen Leben und künstlerischer Wirksamkeit mitzutheilen. Als Schröder in München den Lear spielte und in der Gewitternacht barhäuptig und schwankend sich auf die Scene schleppte, schrie eine Stimme aus dem Parterre: „So laßt ihn doch niedersitzen, den alten Mann; er kann sich ja nicht mehr auf den Beinen halten."

Wenn er als Hamlet vor dem Geist erschrak, riefen viele im Hause, von diesem Schreck mit erfaßt: „Jesus Maria!"

Schröder, ein genauer Kenner der Breter und ihrer Helden, äußerte sich über die Rollenwuth vieler Darsteller dahin, daß er meinte: sie könne am besten befriedigt werden, wenn man solchen Spielwüthigen einmal gestatte, sich selbst die Rollen zu wählen, welche sie zu besitzen wünschen. „Es ist dann alles zu wetten", schloß er, „daß sie sich in vier Wochen um Ehre und Reputation gespielt haben."

Schröder wollte Iffland nur im Lustspiel und im bürgerlichen Schauspiel anerkennen, nicht in der Tragödie; und daß er darin wol nicht ganz unrecht gehabt haben mag, belegt Schmidt mit einigen brieflichen Auslassungen Klingemann's über Iffland's tragisches Spiel. Seinen Tell und Wallenstein vermag er nur in sehr bedingter Weise zu loben. Er meldet unter anderm:

Ein Beispiel nur von seiner tief prosaischen Ansicht. Das schöne Gemälde des Traums (Wallenstein), worin die Vision selbst so anhebt: „Und mitten in die Schlacht geführt ward ich im Geist!" Wie spricht er diesen Vers? Er hebt ihn bedeutend und mystisch an, bis „ward ich"; hier hält er einen Moment inne, hebt den Zeigefinger und sagt, gleichsam in Parenthese, damit der Zuhörer es wohl bemerke, daß ihm das alles nur geträumt habe: „im Geist!" Ein einziger solcher Zug ist hinlänglich. Fleck hat gewiß diese Rede nicht so gesprochen, oder er ist — nicht Fleck gewesen.

Schröder war mit der damaligen Leitung seines Theaters sehr unzufrieden und ward in seiner Unzufriedenheit durch seinen Freund und Bewunderer Professor Meyer von Bramfeld unterstützt. Letzterer sagte:

Kein Vernünftiger wird der Direction zumuthen, daß sie täglich einen „Egmont" oder die „Iphigenie" geben solle. Wol aber darf man verlangen, daß in einer so großen Stadt die Pächter einer Bühne, die einen sehr bedeutenden Ueberschuß liefert, mindestens einen Tag in der Woche der Darstellung eines Meisterstücks widmen, damit den Gebildeten, und deren gibt es gottlob überall, die Gelegenheit gegeben werde, sich an wahrer Kunst zu erfreuen. Wird eine solche Vorstellung auch spärlich besucht, so ist dies als ein Opfer zu betrachten, welches eine gut situirte Bühne dem bessern Geschmacke bringt — und bringen muß. Sie fahre nur consequent damit fort, und es läßt sich wetten: wenn es bekannt wird, daß an einem bestimmten Tage der Woche nur das kleine Häufchen der Gebildeten das Theater besucht, so wird der Ehrgeiz bald auch andere dahin führen, die zu diesen gerechnet sein wollen, und so veredelt sich unbemerkt deren Geistesrichtung. Eine Theaterdirection ist zur Verweserin des bessern Geschmacks ernannt und muß dieser Verpflichtung entsprechen, will sie sich nicht mit Affen- und Bärenführern in Eine Klasse setzen lassen.

Nach diesem Grundsatze hat später Schmidt als Director des hamburger Stadttheaters verfahren, leider nicht immer zu seinem und dem Vortheil der echten Kunst, denn ein großes Publikum für den bessern Geschmack zu bilden und heranzuziehen, ist eben keine leichte und sich lohnende Sache. Bevor indeß Friedrich Ludwig Schmidt die Leitung des hamburger Theaters übernahm, ging dieselbe noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, in die Hände Schröder's zurück, der leider ein vollständiges Fiasco damit machte. Der verdiente und bedeutende Künstler vermochte sich, zum Schaden seiner Unternehmung, nicht in die neue Zeit und den veränderten Geschmack zu finden. Schmidt schreibt:

Er wollte seinen Stand als den höchsten geehrt wissen, und wähnte, das Publikum müsse den Schauspieler hochachten, wenn es ihn täglich über eine andere Verderbniß der Zeit predigen höre. Dabei übersah er, daß es Sache des Lehrstandes, der Schule, der Kanzel ist, Moral zu predigen; das Theater hat es nicht wie diese mit der Verbesserung, sondern mit der Veredlung des Menschen zu thun.

Die schwungvollen Schöpfungen Schiller's waren ihm geradezu zuwider, für diejenigen Goethe's zeigte er wenig Sinn. Schröder, der einst in jüngern Jahren Shakspeare auf die deutsche Bühne zu verpflanzen mitgeholfen, hatte in seinem Alter beinahe vollständig das Verständniß für die dichterische Größe eingebüßt und bemühte sich, das Publikum mit moralischen Rührstücken zu erheben und zu unterhalten, deren er an hundert nach englischen und französischen Vorbildern selber zurechtgeschnitten. „Er rühmte sich, die meisten in drei bis fünf Tagen geschrieben zu haben." Da dies Bemühen jedoch durchaus fehlschlug, die Kritik es scharf angriff und die Zuschauer ohne Theilnahme dafür blieben, so wurde Schröder darüber mismuthig, verlor Lust und Stimmung für die Sache und zog sich bald für immer von der Direction zurück. Scheidend empfahl er Schmidt dafür, der denn 1815 in dieselbe auch eintrat und sich aufrichtig und nicht ohne Erfolg bestrebte, die Fehlgriffe und Versehen des verehrten Meisters auszumerzen. Er suchte das Repertoire mit den besten und epochemachendsten Werken der Neuzeit zu beleben, gab in rascher Folge: „Die Schuld" von Müllner, „Käthchen von Heilbronn" von Kleist, „Correggio" von Oehlenschläger, Goethe's „Tasso", Grillparzer's „Ahnfrau", endlich auch Calderon's „Der Arzt seiner Ehre" u. s. w., und obschon er mit fast allen diesen Dramen wenig Kasse erzielte, Goethe's „Götz von Berlichingen" sogar auspfeifen hören mußte und schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß „wässerige, fade, mittelmäßige Stücke mehr gefielen als diejenigen, welche sich der Vollkommenheit näherten", so verlor er doch keineswegs den Muth, und es bedurfte nur des glücklichen Einschlagens der „Preciosa" oder des „Freischütz", um ihn wieder mit vollen Segeln dem Bessern zusteuern zu machen. Daneben wurde er nicht müde, unausgesetzt nach der Heranziehung der bessern schauspielerischen und gesanglichen Kräfte zu trachten, welches Trachten auch meist gelang. So gewann er Emil Devrient, Jost, Seydelmann, Döring, Cornet, Kapellmeister Krebs, Baison. In einer Bemerkung erwähnt Hermann Uhde eines Lebensbildes dieses letztern Künstlers und meint: dasselbe rühre von Ludmilla Assing, der bekannten Herausgeberin der Varnhagen'schen Schriften, her. Allein dies ist ein Irrthum, den wir hier berichtigen wollen. Die Verfasserin jener Biographie ist Ottilie Assing, eine Schwester Ludmilla's.

Nach dieser kleinen Abschweifung zu den Denkwürdigkeiten Schmidt's zurückkehrend und uns dem Abschluß unserer Besprechung derselben zuwendend, können wir nicht umhin, Schauspielern, dramatischen Schriftstellern, Directoren und Theaterfreunden das Nachlesen der beiden Bände dringend ans Herz zu legen, weil sie ebenso lehrreich wie unterhaltend sind und uns einen Mann kennen lehren, dessen ganzes Leben und künstlerisches Wirken in dem Satze gipfelt: „daß es nächst der Religion keinen Factor gibt, der auf die Masse mit so ungeheuerm Erfolge wirkt wie die Kunst". Alle Erfahrung und Kenntniß, die sich

der Schauspieler, der Regisseur, der Autor, der Mann von Bildung und Geist in emsiger Thätigkeit und unermüdlichem Streben erworben, findet Schmidt Gelegenheit, in den langen Jahren seiner Directionsführung zu bekunden und zu verwerthen. Diese Verwerthung und Bekundung zu beobachten und zu verfolgen, ist ebenso nützlich als interessant, ja um so interessanter und um so nützlicher, als sie von einem Menschen ausgehen, der in jeder Hinsicht ehrenhaft, ernst und streng sittlich dasteht und schon deshalb unsere volle Achtung und Theilnahme in Anspruch nimmt. Es ist daher wohl begreiflich, daß der Herausgeber die Würdigung, die er am Ende des Buchs Friedrich Ludwig Schmidt als Schauspieler, Bühnenlenker und Schriftsteller (Verfasser von Dramen und dramaturgischen Aufsätzen) zutheil werden läßt, mit schöner Wärme und gutem Takte abzufassen und damit dem ganzen Werke eine wahrhaft wohlthuende und glücklich-harmonische Abrundung zu geben vermochte, für die man ihm unbedingtes Lob zu zollen berechtigt ist.

Feodor Wehl.

Die Fortbildung der Schopenhauer'schen Philosophie.

Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Der verdienstvolle Jünger Schopenhauer's, der durch seine im Jahre 1854 erschienenen „Briefe" über die Philosophie desselben wol das meiste dazu beigetragen hat, das größere gebildete Publikum mit ihm bekannt zu machen, hat uns mit vorliegendem Werke die beste Gabe geboten, die bisher aus seiner Feder geflossen. Waren jene Briefe „hauptsächlich darstellender Art", wie er sie selbst bezeichnet, so wollen die vorliegenden „schwierige Punkte in der Lehre des Meisters erläutern, seine Philosophie gegen ungerechte Angriffe vertheidigen und fehlerhafte Lehren des Systems berichtigen". Ein Theil dieser „Neuen Briefe", das will ich, dem gewissenhaften Verfasser nachahmend, zur Constatirung der Thatsache gleich eingangs meiner Besprechung des Buchs erwähnen, war schon früher vereinzelt und zerstreut in verschiedenen Zeitschriften erschienen, ist jedoch hier verbessert und ergänzt wiedergegeben. Ich will auch gleich hier noch das nachholen, was der Verfasser augenscheinlich in seinem Vorworte zu erwähnen blos vergessen hat, daß er nämlich die Angriffe der meisten bereits auch hier wieder bekämpften Gegner Schopenhauer's in der „Einleitung" zu den Gesammtwerken des Meisters zurückgewiesen hat, wobei jedoch zu bemerken ist, daß er diesmal andere als die dort vorgebrachten Angriffspunkte aus den Schriften jener herausgegriffen hat. Er verfuhr bei der Abfassung dieses Buchs in jeder Hinsicht ganz im Sinne Schopenhauer's, der gleich in seinem ersten an mich gerichteten Briefe *) schrieb: „Erwarten Sie jedoch nicht, daß ich auf die Controverse eingehe **); weil ich dies überhaupt nicht thue, sondern meinem System überlasse, sich selbst zu rechtfertigen und sich durch die Welt zu schlagen, wie es kann: allenfalls mögen die Anhänger nachhelfen." Bei seiner unausgesetzten und eingehenden Beschäftigung mit Schopenhauer's Werken ist Frauenstädt gewiß und unstreitig von allen diesen Anhängern der Berufenste zu einer solchen Aufgabe, und er hat sich derselben mit ebenso großer Umsicht wie Gewissenhaftigkeit entledigt. Dank jener fortwährenden Beschäftigung mit den Werken des Meisters, stehen diesem seinem ältesten Jünger alle in den verschiedenen Schriften Schopenhauer's von ihm niedergelegten Meinungen und Lehren so zu Gebote, hat er sie, wie Schopenhauer sich einst in einem Briefe an mich über einen italienischen Jünger äußerte, „so an der Schnur", daß es ihm möglich war, aus den Werken heraus fast alle Angriffe der Gegner zurückzuweisen und in den meisten Fällen siegreich zu widerlegen. Ich sage in den meisten Fällen; denn nicht überall kann ich dem Verfasser beipflichten, wo er, und das geschieht nur zu häufig, kein anderes Mittel zur Lösung eines von Gegnern angeführten Widerspruchs anzuwenden weiß, als daß er Schopenhauer's Ansicht für eine blos relative, nicht absolute erklärt. Das dürfte jenen eine zu billige, wiewol in vielen Fällen unleugbar gerechtfertigte Lösung erscheinen. Während er aber einerseits, meinem Gefühle nach, manchen Gegner zu schroff behandelt und das auch in der wissenschaftlichen Polemik ebenso wie in der Politik zu empfehlende Princip: „measures, not men", nicht immer im Auge behält, bei Erwähnung Venetianer's sogar den „Nationalcharakter" desselben als Jude mit hineinzieht, was man von Frauenstädt nicht hätte erwarten sollen; während er also eine gewisse Unduldsamkeit an den Tag legt und sich gegen Nichtanhänger Schopenhauer's und deren abweichende Ansichten zu sehr ereifert, auch da nämlich, wo sie eben nur diese letztern geltend machen und die Schopenhauer's nicht anerkennen wollen, ist er es doch selbst, der hier offen genug ist, von unserm Meister zu sagen:

> Ob er aber seinem Begriff der Philosophie und den in ihnen liegenden Voraussetzungen überall in den Ausführungen seines Systems treu geblieben, das ist freilich eine andere Frage, über die ich mich ein anderes mal auslassen werde.

Und siehe da, Frauenstädt scheut sich nicht, den Meister in mehrern wichtigen Punkten berichtigen zu wollen, vorzugsweise jedoch, wie er im Vorworte selbst erinnert, aus seiner eigenen Philosophie, aus deren allseitigen Erwägungen und Ueberlegungen heraus. Die Reste von Dualismus, die, wie er meint, sich noch von Kant her in der Schopenhauer'schen Philosophie finden, lassen sich nach seinem Dafürhalten überall durch den Monismus ihrer eigenen Grundgedanken überwinden. Auch hierin hat er wiederum ganz im Sinne des Meisters gehandelt, der mir im zweiunddvierzigsten Briefe Folgendes schrieb:

> Widerspruch einem Autor vorwerfen, heißt sagen, daß er ein Pinsel ist, der nicht weiß, was er redet. Daher soll man

*) Vgl. „Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn" (Berlin 1871), S. 3.

**) Dies bezieht sich auf mein ihm eingesandtes „Offenes Sendschreiben" (Leipzig 1859), in welchem ich auf einen der Hauptwidersprüche in seinem System aufmerksam machte.

Widerspruch nie annehmen und behaupten, als bis gar keine Möglichkeit ist, die Sache auszulegen. Mir ist oft meine Consequenz nachgerühmt worden. Wenn er (bezieht sich auf Cornill) nur erst etwas Ordentliches gelernt hat, werden die Widersprüche von selbst verschwinden.

Im letztern Satze gibt Schopenhauer also doch zu, daß scheinbare Widersprüche in seiner Lehre enthalten sind. Deshalb zürnte er mir auch nicht, als ich in meinem „Offenen Sendschreiben" an ihn auf den großen Widerspruch aufmerksam machte, den auch Frauenstädt in diesen „Neuen Briefen" hervorhebt, wie nämlich der Wille, der im ersten Theile seines Systems eins und nur eins, nämlich das Leben will und es stets bejaht, auf einmal anders wollen und das Leben verneinen können, also mit sich selbst in Widerspruch treten soll. Denn er sah wol ein, daß ein so warmer Anhänger, als welchen ich mich in jener Schrift zu erkennen gab, sich doch schließlich selbst durch die Schwierigkeiten, welche sein System bietet, hindurcharbeiten und irgendwie über sie hinwegkommen werde. Und diese Siegesgewißheit wurde ihm jedenfalls durch die innere Ueberzeugung, daß er im wesentlichen das Richtige getroffen, daß er die Wahrheit auf seiner Seite habe und kraft dieser seine Lehre endlich doch durchdringen werde.

So sehr es nun aber im allgemeinen den Anschein hat und diese „Neuen Briefe" hin und wieder den Eindruck machen, als schwöre Frauenstädt auf die Worte des Meisters, als wäre ihm dessen System ein unfehlbares Evangelium, oder besser unantastbar wie die Lehre des Alten Testaments, von der man nichts hinwegnehmen noch ihr etwas hinzufügen dürfe, so sind es doch im einzelnen wichtige Punkte, in denen er, wie bereits erwähnt, von Schopenhauer abweicht und ihn berichtigen zu müssen glaubt. So z. B. findet er es einseitig, wenn Schopenhauer den Willen nur zur Quelle des Leidens macht; er sei ebenso die Quelle der Freude; er hält es für unmöglich, daß man das Ganze aus jeder einzelnen Erscheinung erkenne; er bestreitet, daß Raum, Zeit und Vielheit dem Willen als Ding an sich fremd und nur Formen seiner Erscheinung seien, leugnet, daß Raum, Zeit, Vielheit und Causalität bloße Vorstellungsformen seien, und hält sie für real; ist der Ansicht, daß Schopenhauer durch seine Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben in einen unphilosophischen Anthropomorphismus zurückgefallen sei, will auch das Subject, nicht blos das Object, unter den Satz vom Grunde gestellt wissen, und ist der Meinung, daß dem Triebe eine Art von Erkenntniß vorausgegangen sein müsse, oder in deutlichern Worten, daß die äußern Umstände und Verhältnisse, nach denen der Lebenstrieb sich bei der Bildung der Organismen richtet und denen er sich anpaßt, irgendwie von ihm percipirt sein müssen, während es bei Schopenhauer da, wo er von der Zweckmäßigkeit der Organisation der Thiere redet, heißt, die Sache sei gerade so ausgefallen, wie wenn eine Erkenntniß der Lebensweise und ihrer äußern Bedingungen dem Bau vorausgegangen wäre, und er ja bekanntlich die Erkenntniß erst im Menschen auftreten läßt. Ferner widerlegt Frauenstädt die Ansicht Schopenhauer's, nach welcher die ästhetische Auffassung der Dinge es nur mit ihrem Was, nicht mit ihren Relationen zu thun habe, und sagt statt dessen: die ästhetische Contemplation hat es zwar nicht mit den unwesentlichen, das Wesen des betrachtenden Gegenstandes nicht berührenden Relationen zu thun, wohl aber mit den wesentlichen, also mit jenen räumlichen, zeitlichen und causalen Beziehungen, in denen der specifische Charakter, das eigentliche Was der Sache zur Erscheinung kommt; er macht darauf aufmerksam, daß die Schopenhauer'sche Lehre von den Ideen als den ewigen, unwandelbaren species rerum durch die Darwin'sche Theorie von der Entstehung der Arten, wenn man diese gelten läßt, widerlegt wird. Auch findet er noch einen Widerspruch darin, wenn Schopenhauer zu Gunsten des Menschen eine Ausnahme macht und lehrt, daß bei diesem die Freiheit in der Erscheinung eintrete, daß der Mensch, indem er die Phänomene der Heiligkeit und Selbstverleugnung darstellt, sogar allerdings frei genannt werden könne, während er sonst lehrt, daß zwar der Wille frei sei, aber nur an sich selbst und außerhalb der Erscheinung. Er leugnet zwar, daß selbst dem all-einen Weltwillen Freiheit in dem Sinne beigelegt werden könne, daß seine Essenz auch eine andere sein könnte, als sie ist, eine Annahme, welche dem Grundgedanken Schopenhauer's von dem Verhältniß der Essentia zur Existentia widerspreche, also auch jenen von mir oben erwähnten Hauptwiderspruch im System involvirt. Dieses letztere wird im dreiundvierzigsten Briefe erörtert, welcher die Ueberschrift führt: „Der innere Widerstreit des Willens mit sich selbst als ungelöst stehen bleibender Rest in der Schopenhauer'schen Philosophie." Es ist dieser Brief so inhaltschwer, daß ich etwas länger bei ihm verweilen muß.

Der Verfasser, an den vorhergehenden, das Verhältniß der Ethik Schopenhauer's zu seiner Metaphysik behandelnden Brief anknüpfend, läßt zunächst seinen fingirten Correspondenten zugeben, daß das Mitleid, bekanntlich das Grundprincip der Schopenhauer'schen Ethik, die allein richtige, der metaphysischen Einheit des Willens entsprechende praktische Consequenz sei und insofern kein Widerspruch zwischen seiner Metaphysik und seiner Ethik bestehe. Dann aber läßt er ihn fragen, wie es komme, daß wenn der Wille an sich einer ist, Mitleid in einer Welt nöthig sei, die ja nur Objectivation dieses einen Willens ist. Mitleid setze doch Leid voraus, dieses aber entstehe durch den Kampf der Wesen gegeneinander u. s. w. Hier hätte, beiläufig gesagt, auf Rokitanski's „Solidarität alles Thierlebens" hingewiesen werden können, wo das Leiden vom naturwissenschaftlichen Standpunkte begründet wird. Entweder, so läßt er den Correspondenten schließen, sei also die Einheit des Willens keine wirkliche, oder das Leiden bleibe unerklärt, bleibe als ungelöstes Räthsel auch noch in der Schopenhauer'schen Philosophie stehen.

Und Frauenstädt erwidert ihm, er habe mit dieser Frage die schwache Seite nicht blos der Schopenhauer'schen, sondern überhaupt aller pantheistischen Metaphysik aufgedeckt. Das Uebel und das Leiden der Welt reime sich nicht blos mit dem Theismus, sondern auch mit dem Pantheismus nicht zusammen. Das habe zwar Schopenhauer selbst eingesehen, was durch zwei Stellen aus „Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 399, 737, und II, 676, sowie aus den „Parerga", I, 67, 73, belegt wird, er habe aber gemeint, dieser Schwierigkeit dadurch

zu entgehen, daß er dem All-Einen den Titel Gott nahm. Da er jedoch ein All-Eins annehme, so ändere das an der Sache nichts, und es kehre auch gegen ihn noch die Frage wieder, wie das all-eine Grundwesen dazu komme, sich in seinen eigenen Erscheinungen so zu entzweien und zu bekämpfen, daß daraus jene ungeheuern Uebel und entsetzlichen Qualen entstehen, von denen die Welt zu erzählen habe, wie in der Erscheinung des all-einen Wesens überhaupt Egoismus, die Quelle alles Uebels, möglich sei. Nachdem der Verfasser dann Schopenhauer's Lösung dieser Frage aus „Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 391 fg. wiedergegeben und anerkannt hat, daß dort das Wesen des Egoismus vortrefflich charakterisirt sei, kann er doch des Meisters Erklärung, wonach der Egoismus auf einer Verblendung durch das principium individuationis beruhe, nicht gelten lassen, und meint vielmehr, es bleibe diese Verblendung in dem Schopenhauer'schen All-Einen als unerklärter Rest stehen, und er könne daher dem Selbstruhme Schopenhauer's, daß sämmtliche Systeme mit Ausnahme des seinigen Rechnungen seien, die nicht aufgehen, die einen Rest lassen, nicht beistimmen. Der all-eine Weltwille, der trotz seiner All-Einheit im Egoismus der Individuen den „innern Widerstreit mit sich selbst zur fürchterlichen Offenbarung" bringt, der „die Zähne in sein eigenes Fleisch schlägt" u. s. w., sei und bleibe ein ungelöstes Räthsel. Wenn Schopenhauer sage, die Einheit des Weltwillens bleibe im Makrokosmos stecken, sei aber keine durchgreifende, reiche nicht bis zu dem Individuum herab, so fragt Frauenstädt, wie denn aber das All-Eine dazu komme, sich in jedes einzelne Individuum so zu verlieren, daß es in ihm allein zu existiren wähne und von seiner gleichzeitigen Existenz in allen übrigen nichts wisse, sodaß jeder das Dasein und Wohlsein aller Uebrigen seinem eigenen rücksichtslos opfere. (Dieser Schlußsatz hat doch wol eine zu schroffe Fassung.) Dieses Räthsel, meint Frauenstädt, habe Schopenhauer nicht gelöst.

Man wird zugeben, daß dies wesentliche, gewichtige Bedenken sind, die der Verfasser hier gegen das System vorbringt. Wenn ein so erklärter Anhänger desselben, wie Frauenstädt es ist, so viel daran zu berichtigen und zu bemängeln findet, solche erhebliche Ausstellungen daran zu machen hat, so ist die Schule wol im Auflösen begriffen? wird mancher Leser fragen, und die Gegner werden sich drob freuen und, sich ins Fäustchen lachend, denken oder sich im stillen sagen: So ist's doch endlich aus mit dem Schopenhauerianismus: er ist abgewogen und mangelhaft befunden worden; selbst seine Apostel werden ihm untreu! — Keineswegs. Ueber diesen Punkt erklärt sich der Verfasser gleich im ersten Briefe. Dort läßt er seinen fingirten Correspondenten Aehnliches wie das eben Angeführte äußern, und antwortet ihm dann wie folgt:

> Wenngleich ich nicht in den Ton der vulgären Gegner Schopenhauer's, die sich ein Zerrbild von ihm zurechtmachen und dann wacker auf dieses losschlagen, einstimmen kann, so gehöre ich doch gewissermaßen auch zu seinen Gegnern, ja habe ihm dieses, als ich noch mit ihm theils mündlich, theils schriftlich verkehrte, nie verhehlt, wofür meine „Memorabilien" hinlängliche Beweise beibringen.

Er nehme eben eine selbständige Stellung gegenüber der Schopenhauer'schen Philosophie ein; die Zeit sei auch auf ihn, als ehrlichen Wahrheitsforscher, nicht ohne Einfluß geblieben, und er kehre jetzt ein anderer zu ihr (der genannten Philosophie) zurück, als er bei der Herausgabe seiner ersten „Briefe" über dieselbe gewesen. Seine Kenntniß derselben sei jetzt eine vollständigere als damals, und er sei seitdem tiefer in ihren eigentlichen und wahren Sinn eingedrungen. Dann aber heißt es im zweiten Briefe; gesetzt auch, die von den Gegnern nachgewiesenen Widersprüche steckten wirklich alle in Schopenhauer's System — was jedoch bei vielen nicht der Fall sei —, so wäre doch damit nicht die Werthlosigkeit desselben bewiesen. Die größten Philosophen aller Zeiten hätten sich auffallende Widersprüche zu Schulden kommen lassen, und doch enthielten ihre Systeme wichtige Wahrheiten. Der Werth eines Systems bestehe nicht in seiner formalen Harmonie, sondern in seinem materialen Wahrheitsgehalt. Weit verhängnißvoller als innerer Widerspruch sei für die Systeme ihr Widerspruch gegen die Erfahrung, gegen die Thatsachen. Dies, die Uebereinstimmung mit den Thatsachen, mit der Wirklichkeit sei der eigentliche Prüfstein eines philosophischen Systems, und von diesem Gesichtspunkte aus würde man finden, daß das Schopenhauer's trotz aller Widersprüche, die sich in ihm nachweisen lassen, doch werthvoller sei als alle jene a priori construirenden künstlichen Systeme, die zwar innerlich widerspruchslos sein mögen, die aber desto stärker und greller mit den Thatsachen in Widerspruch stehen. Uebrigens, sagt Frauenstädt an einer andern Stelle, sei das gerade ein Vorzug der Schopenhauer'schen Philosophie, daß sie nicht unbedingte Zustimmung erheische, sondern auch dem Anhänger immer noch freie Selbständigkeit lasse; sie verlange keine blinden Nachbeter, sondern selbstdenkende Wahrheitsforscher.

Frauenstädt ist also trotz alledem nicht etwa ein Abtrünniger von der Philosophie geworden, als deren Hauptvertreter man ihn bisher gekannt; wohl aber will er ein Fortbildner derselben sein, und glaubt sie in wahrerm Sinne fortgebildet zu haben als E. von Hartmann, von dessen „Philosophie des Unbewußten" er sagt, sie wolle eine Verbesserung der Schopenhauer'schen Lehre sein, sei aber in Wahrheit eine Verschlechterung derselben; und diese Meinungsäußerung sucht er denn auch in mehrern Briefen, in welchen er auf die Hartmann'sche Philosophie zurückkommt, zu begründen. Namentlich sucht er aus Schopenhauer's Werken im siebenten und achten Briefe nachzuweisen, daß sich die unbewußte Vorstellung nicht erst bei E. von Hartmann, sondern schon bei Schopenhauer finde, dieser aber nicht den Fehler jenes Philosophen begehe, die Vorstellung als gleichberechtigtes metaphysisches Princip dem Willen zu coordiniren oder von einer absolut unbewußten Vorstellung zu reden. Und im achten Briefe sagt er, an den siebenten anknüpfend:

> Allen diesen Nachweisungen gegenüber kann ich in E. von Hartmann's Coordination von Wille und Vorstellung keinen Fortschritt und keine Verbesserung der Schopenhauer'schen Philosophie finden, sondern nur einen Rückschritt und eine Verschlechterung —

und verweist dabei auf Julius Bahnsen's Schrift: „Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv", in welcher jene

Coordination „treffend kritisirt" werde. Auch Johannes Volkelt habe übrigens, obwol von einem falschen monistischen Standpunkte aus, nämlich vom Hegel'schen, den Dualismus, in welchen, wie Frauenstädt meint, Hartmann durch die Coordination beider, des Willens und der Vorstellung nämlich, zurückfalle, scharf bekämpft.

Ebenso aber wie Frauenstädt in Betreff des Ausgangspunktes des Systems Hartmann entgegentritt, so geschieht es auch den Endpunkt desselben anlangend, seinen evolutionistischen Optimismus nämlich, was um so auffallender ist, als er nicht nur selbst die pessimistische Lebensanschauung Schopenhauer's nicht theilt und aus der Lehre desselben von der Aufhebung des Willens oder dessen Verneinung schließen zu dürfen glaubt, Schopenhauer selbst sei kein absoluter, sondern nur ein relativer Pessimist. Er sagt hierüber im fünfundvierzigsten Briefe:

Aber wenn dies sich so verhält, wenn der das Uebel herbeiführende Wille nur relativ, nur in Beziehung auf diese unsere räumlich-zeitliche Welt, wie Schopenhauer ausdrücklich im vierundzwanzigsten Briefe an mich erklärt hat, das Wesen der Dinge ist, dieses Wesen aber verneint werden kann, und dann an die Stelle desselben ein ganz anderartiges, besseres Dasein tritt: so ist er auch gar nicht das metaphysische Urwesen der Welt, und zu einem eigentlichen Pessimismus ist kein Grund mehr, oder es bleibt höchstens noch ein relativer Pessimismus übrig, der aber den Namen Pessimismus eigentlich nicht mehr verdient.

Ferner weist er auf eine Stelle in „Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 468, hin, wo Schopenhauer sagt: „Eine Welt, welche die Erscheinung eines ungleich heftigern Willens zum Leben wäre als die gegenwärtige, würde um so viel größere Leiden aufweisen: sie wäre also eine Hölle", und fügt hinzu: „Also ist die gegenwärtige Welt doch noch nicht die eigentliche Hölle."

Endlich führt er auch die Stelle aus den „Parerga", II, 233 fg. an, wo Schopenhauer von einem guten und erlösenden Princip spricht, welches in diesem Sansara stecke, zum Durchbruch kommen und das Ganze erfüllen und befreien könne, und schließt das Kapitel mit den Worten:

Wer so spricht, wer ein erlösendes Princip in der Welt findet und dessen endlichen Durchbruch für möglich hält, ist schon eigentlich kein Pessimist mehr. Denn der eigentliche Pessimismus endigt mit der Verzweiflung.

In einem frühern Briefe (dem vierundvierzigsten), dies sei noch hier erwähnt, kritisirt der Verfasser den Optimismus trefflich und antwortet den Lobpreisern der Uebel des Lebens, die in den Widerwärtigkeiten nur einen Sporn zur Thätigkeit sehen und meinen, ohne Bedürfnisse würde das menschliche Leben stagniren, in sehr schlagender Weise, indem er unter anderm sagt: „Was ein wirkliches Uebel ist, fördert die Thätigkeit nicht und würzt das Leben nicht. Und was die Thätigkeit fördert und das Leben würzt, ist kein Uebel."

Frauenstädt leugnet also das Vorhandensein von wirklichen Uebeln nicht; wenn er aber trotzdem nicht Pessimist ist, so glaubt er es deshalb nicht sein zu müssen, weil — wenigstens scheint mir dies seine Folgerung zu sein — ja auch Schopenhauer kein absoluter Pessimist sei, und aus dem Pessimismus der Quietismus als nothwendige Folge hervorgehe, da die intuitive Erkenntniß des dem Leben wesentlichen Leidens als Quietiv hervorgehe. E. von Hartmann hingegen wolle die Kunst entdeckt haben, mit pessimistischer Welt- und Lebensanschauung optimistisches Ringen und Streben nach den Gütern und Genüssen dieser Welt, lebendige und thatkräftige Betheiligung am sogenannten „Weltprocesse" zu vereinbaren. Die Unnatürlichkeit dieser Verbindung von Optimismus und Pessimismus springe in die Augen. Sie fordere thatkräftige Betheiligung am Weltfortschritt bei der Ueberzeugung der Werthlosigkeit desselben.

Bisher habe ich mich ganz objectiv verhalten und, mit Ausnahme einiger unbedeutenden eingeschalteten Bemerkungen, einfach referirt und Frauenstädt's Ansichten wiedergegeben. Wie er die Gegner widerlegt, hielt ich nicht für nöthig anzuführen, oder vermied es vielmehr geflissentlich, weil ich ihnen nicht das Durchlesen des Buchs selbst ersparen wollte. Den bereits erwähnten Tadel aber kann ich hier nicht umhin nochmals auszusprechen, daß Frauenstädt um so weniger Veranlassung hatte, unduldsam gegen Andersdenkende zu sein, als er ja selbst in so vielen Stücken vom Meister abweicht. Weshalb z. B. Zange stichelnd den „gekrönten Verfasser" der Preisschrift nennen, da ja Frauenstädt selbst zugibt, er habe sich seine beabsichtigte Widerlegung Schopenhauer's recht sauer werden lassen; er ist also doch gewissenhaft bei seiner Arbeit verfahren, und wenn er Schopenhauer nicht richtig erkannt oder verstanden hat, so kann ich darin keine böswillige Absicht erblicken, sondern eben nur mangelhafte Fähigkeit, in den Geist eines Autors einzudringen. „That is no fault, but a misfortune", würde ein Engländer sagen, und ein Unglück kann wol Mitleid erregen, nicht aber Unwillen herausfordern.

Ein anderes ist es, wenn gespreizte Unwissenheit sich erdreistet, falsche Angaben unter das Publikum zu schleudern, wie das z. B. während der Abwesenheit des tüchtigen, genialen Redacteurs eines vielgelesenen berliner Blattes seitens eines S. S. sich unterzeichnenden Feuilletonisten geschehen ist. Da sollte Schopenhauer gegen die Verdächtigung Hamerling's vertheidigt werden, nach welchem von mir sonst hochgeschätzten Dichter er seine pessimistische Weltanschauung dem italienischen Dichter Leopardi entlehnt haben soll; statt aber in Wirklichkeit diesen völlig aus der Luft gegriffenen Vorwurf eines Plagiats von Schopenhauer abzuwälzen, verschlimmerte S. S. die Sache vielmehr dadurch, daß er die Insinuation wagte, er möge seine Philosophie den philosophischen Schriften Leopardi's entnommen haben. In solchen und ähnlichen Fällen ist der Zorn gerechtfertigt. Leute, die ohne genügende Sachkenntniß über alles mitreden und das sogenannte gebildete Publikum de omnibus rebus et quibusdam aliis belehren wollen, müssen ernstlich zurückgewiesen werden.

Freunde und Anhänger Schopenhauer's werden aus der vorangehenden gedrängten Inhaltsangabe dieser „Neuen Briefe" zur Genüge ersehen haben, wie fesselnd, anregend und belehrend sie sind, und werden sicherlich nicht verfehlen, genauere Bekanntschaft mit ihnen zu machen: es würde mir sehr leid thun, wenn ich durch meine etwas ausführliche Besprechung des Buchs auch nur einen einzigen Leser davon abhalten sollte, es selbst zu lesen und zu prüfen. Das ist der Nachtheil eingehender Besprechungen, daß sie — zumal in Deutschland — so oft ihren Zweck verfehlen: man will auf ein Werk und dessen

Bedeutung aufmerksam machen und ihm Leser werben; statt dessen aber begnügt sich der Deutsche leicht mit der bloßen Recension, glaubt den Kern des Buchs eingeheimst zu haben, wenn er diese gelesen, und hält sich des Studiums des Werkes selbst für überhoben.

Als Commentar zu Schopenhauer sind diese „Neuen Briefe" unschätzbar, für jeden, der sich ernstlicher mit seiner Philosophie beschäftigt, unentbehrlich, und als solche seien sie hiermit allen Freunden und Gegnern, namentlich aber letztern empfohlen. Das Zetergeschrei dieser über den Pessimismus wird durch die Aufklärung, die Frauenstädt hier bietet, um ein Bedeutendes gedämpft werden: es ist geradezu Mode geworden, den Pessimismus als Modesache hinzustellen und dann theils zu verschreien, theils zu bespötteln. Und die Masse folgt den wenigen Stimmführern natürlich nach und stimmt in das Geschrei mit ein. „Kreuzigt sie, die Pessimisten", erschallt es von der einen Seite, „kreuzigt sie"; „vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun oder denken", von der andern. Nun aber kommt Frauenstädt und zeigt ihnen, daß es mit dem so verschrienen Pessimismus, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, im Grunde gar nichts auf sich habe, da weder er selbst noch Schopenhauer absoluter Pessimist sei; und Schreiber dieses, als „zweiter Apostel" Schopenhauer's, hat ja längst am Schlusse seines Faustcommentars erklärt, der Pessimismus müsse überwunden werden. Und E. von Hartmann? Hier nun bin ich endlich bei einem Punkte angelangt, wo ich meine bisherige objective Haltung dem besprochenen Buche gegenüber aufgeben und einige abweichende Ansichten vorbringen muß. Schon in Bezug auf die Lehre von unbewußten Vorstellungen glaube ich, Frauenstädt thue E. von Hartmann unrecht oder beeinträchtige doch sein Verdienst, wenn er einen Fortschritt in dessen System gegen Schopenhauer, was eben jene Lehre betrifft, zu erkennen sich weigert. Allerdings bringt er, wie E. von Hartmann selbst, Belege aus den Werken Schopenhauer's bei, woraus erhellt, daß auch er von undeutlichen Vorstellungen redet; es scheint mir aber hier dasselbe Verhältniß zwischen E. von Hartmann und Schopenhauer wie zwischen diesem und Schelling obzuwalten. Letzterer hatte bekanntlich gesagt: „Wille ist Ursein", und darauf hin wurde Schopenhauer von mancher Seite seiner Willenslehre wegen des Plagiats bezichtigt. Auch bei Fichte wollte man und kann man Schopenhauer's Grundgedanken bereits ausgesprochen finden. Seine Antwort auf die wiederholt vorgebrachte Anklage aber war bekanntlich: „daß von jeder großen Wahrheit sich, ehe sie gefunden worden, ein Vorgefühl kundgibt, eine Ahnung, ein undeutliches Bild, wie im Nebel, und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen; weil eben die Fortschritte der Zeit sie vorbereitet haben. Demgemäß präludiren dann vereinzelte Aussprüche. Allein nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehen und sie sonach, mit vollem Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Wichtigkeit, deutlich und zusammenhängend dargelegt hat, der ist ihr Urheber." In diesen goldenen Worten hat er das ausgesprochen, was ich fühlte, als ich zuerst E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" las, und zwar gerade was seine Lehre von den unbewußten Vorstellungen betrifft. Ich begrüßte aber, wie ich es damals in meiner in der „Leipziger Zeitung" veröffentlichten und dann in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" wieder abgedruckten Recension andeutete, das Werk mit um so mehr Genugthuung, als ich darin den Weg zu meinem eigenen, bei mir längst im Keime fertig liegenden System angebahnt fand. Und sollte ich einst noch mit diesem meinem Systeme auftreten, so werden auch die oben angeführten Worte Schopenhauer's auf dasselbe Anwendung finden.

Um aber wieder auf Hartmann zurückzukommen, so erregte die Art und Weise, wie er den Schopenhauer'schen Gedanken vom Unbewußten, was bei ihm in der Hauptsache nur Attribut des Willens ist, herausgegriffen und verarbeitet hatte, meine Bewunderung und fand meinen vollkommenen Beifall. Ich erkannte damals nur einen Jünger Schopenhauer's in ihm und freute mich, daß die Schule um einen so reich begabten vermehrt worden. Die spätern so ungewöhnlich rasch aufeinander folgenden Auflagen seines Werks habe ich nie Muße gewinnen können, wie die erste zu studiren: ein competentes Urtheil über die weitere Entwickelung seines Systems steht mir daher nicht zu; daß er aber aus seinem ersten Grundgedanken, den er so schön und allseitig benutzt und verarbeitet hat, überhaupt ein System geschaffen, und das „Unbewußte" an die Stelle des Kant'schen „Dings an sich", des Hegel'schen „Absoluten" oder des Schopenhauer'schen „Willens" gesetzt hat, mit dieser Ausführung kann ich mich nicht befreunden. Damit scheint er mir sich von Schopenhauer los- und selbständig machen zu wollen. Im Unbewußten des E. von Hartmann kann ich jedoch kein Princip erkennen, welches zur Begründung eines Systems, zur Erklärung des Welträthsels ausreiche, insoweit wir überhaupt dieses Räthsel zu erklären vermögen, was ich bestreite; weshalb es mich auch befremdet, wenn Frauenstädt's „Neue Briefe" den Anschein haben, als ob er so etwas von einem philosophischen System erwartete. Stellenweise glaubt man, es handle sich darin um eine geoffenbarte Religion, an welcher der Gläubige diesen und jenen Mangel entdeckt habe. Stückwerk bleibt ja all unser Wissen, selbst da, wo wirkliches Wissen möglich ist. Alle Versuche aber, die letzten Fragen des Daseins zu lösen, wobei ich natürlich nicht etwa die sogenannte Lehre von den letzten Dingen, die Eschatologie, sondern die Fragen nach dem Ursprunge alles Seins und dessen Erhaltung und Fortpflanzung meine, müssen und können für uns stets nur auf Vermuthungen beruhen. Wir können nur rathen, ahnen, nicht aber wissen und die Räthsel des Daseins lösen. Und Schopenhauer macht keine Ausnahme von der übrigen Menschheit, nur daß er, nach meinem und seiner Schule oder Anhänger Dafürhalten, der Wahrheit sich mehr genähert hat als die meisten andern Denker; der meisten, sage ich, da er, wie ich das anderweitig bereits nachgewiesen habe, nicht ohne Vorgänger ist.

Was nun den Pessimismus E. von Hartmann's anlangt, so haben wir oben gesehen, daß Frauenstädt ihn hart dafür angeht, daß er mit pessimistischer Lebensanschauung optimistisches Ringen und Streben nach den Gütern und Genüssen dieser Welt, lebendige und thatkräftige Betheiligung am sogenannten „Weltproceß" zu vereinbaren

sucht. Ich habe mich bereits bei einer frühern Gelegenheit in d. Bl. („Ueber Optimismus und Pessimismus" in Nr. 5 f. 1874) über diesen Punkt ausgesprochen und muß hier wiederholen, daß ich in dieser Verbindung nichts Unnatürliches sehen kann. Im Gegentheil, wollen wir die Augen nicht gegen die Wahrheit, die offen zu Tage liegende Wirklichkeit, ja gegen unser eigenes Thun, die wir, Frauenstädt sowol als ich, pessimistische oder doch vorwiegend pessimistische Lebensanschauungen hegen, verschließen, so müssen wir zugestehen, daß es sich gar nicht anders verhalte, als E. von Hartmann lehrt. Oder wie, hat Schopenhauer, bei seiner doch gewiß nicht wegzuleugnenden pessimistischen Welt- und Lebensanschauung, auch wenn sein Pessimismus nur ein relativer war, wie Frauenstädt will, etwa nicht dabei nach den Gütern und Genüssen dieser Welt gestrebt, nach erstern allerdings nur zu einem guten Zwecke, seiner Hingebung an die Philosophie, der wir denn auch seine großartigen Leistungen verdanken, wie wir die eines Spinoza seinem Geschicke und Fleiße im Gläserschleifen verdanken; hat er sich nicht aber eben durch diese Leistungen am „Weltproceß" betheiligt? Und hat es unser Verfasser nicht selbst, der ja doch auch die wirklichen Uebel des Lebens als solche anerkennt und keineswegs der rein optimistischen Denkweise huldigt, durch seine frühere wie seine neueste Leistung? Wer uns aufklärt und die Wissenschaft fördert, der hat doch wol auch seinen Antheil an dem „Weltproceß" genommen. Und die Wissenschaft hat Frauenstädt wirklich mit diesen „Neuen Briefen" gefördert, insofern sie nämlich auch Fragen aus denjenigen philosophischen Disciplinen berühren und behandeln, wo wirkliches Wissen möglich ist. Wird er auch hierin nicht allgemeine Zustimmung finden, so wird sich der Leser doch vielseitig angeregt fühlen, namentlich aber werden die Anhänger Schopenhauer's sowie alle, die Ehrlichkeit genug besitzen und gewissenhaft genug sind, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und nicht obenhin zu be- oder gar zu verurtheilen, dem Verfasser es Dank wissen, daß er in unserm schnellebigen, der Mode leider auch in der Wissenschaft huldigenden Zeitalter die Acten nochmals revidirt und ihnen so Gelegenheit geboten hat, die Bekanntschaft mit Schopenhauer zu erneuern, manches Vergessene wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, manches falsch Aufgefaßte zu berichtigen, manches Verkannte in einem andern Lichte zu sehen. Jedenfalls hat Frauenstädt wacker dafür gesorgt, daß seine Klage im Vorworte, es fehle noch viel daran, daß die Schopenhauer'sche Philosophie, die zwar weit und breit bekannt, auch richtig erkannt sei, bald nicht mehr laut zu werden brauche.

Ich konnte aber von seinem Commentar zu Schopenhauer nicht scheiden, ohne einiges aus mangelnder Gelegenheit lange Zurückgehaltene hier zur Sprache zu bringen und meine Stellung zu E. von Hartmann klar zu legen, was ich mir um so mehr schuldig war, als er in der Vorrede zur neuesten, der siebenten Auflage seines Hauptwerks, der ersten, die er überhaupt vorangeschickt, daran erinnert, daß der Herausgeber d. Bl. und ich diejenigen waren, welche am frühesten mit Entschiedenheit auf die Bedeutung der Philosophie des Unbewußten hingewiesen hatten.

David Asher.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Die Kinder der Clarice Strozzi. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Von Anna Löhn-Siegel. Dresden, Baensch. 1875. 8. 5 M. 50 Pf.
2. Der Schultheiß von Zeyst. Roman von George Hesekiel. Berlin, Janke. 1875. 8. 4 M.
3. Das grüne Thor. Roman von Ernst Wichert. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 13 M. 50 Pf.
4. Unter den Frommen. Roman von Ewald August König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 18 M.
5. Waldemar Krone's Jugendgeschichte. Roman von H. F. Ewald. Aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 9 M.
6. Gesammelte Novellen und Erzählungen von Ernst von Waldow. Erster Band: Liebeszauber. Königsee, Oertel. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Anna Amalia von Weimar und ihre poetische Tafelrunde. Romantisches Zeitbild von Robert Springer. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 9 M.

Der Roman „Die Kinder der Clarice Strozzi" von Anna Löhn-Siegel (Nr. 1) muß wol ein historischer genannt werden. Die Verfasserin sagt es uns selbst ausdrücklich, daß sie zu ihrem Zwecke „italienische Schriftsteller" consultirt habe. Und hätte es uns Anna Löhn nicht selbst von vornherein gesagt, wir merkten es doch an dem stolzen sieghaften Lächeln, das die Lippen der Schriftstellerin umspielt, und das uns bei der Traurigkeit und Düsterheit der erzählten Ereignisse wirklich zu großem Danke verpflichtet. Es finden sich Sätze wie: „Viele gleichzeitige und spätere Schriftsteller, darunter Cecchereli und selbst Lafontaine, haben die Beispiele dafür wiederholt angeführt" u. s. w. „Es war in jenen finstern Zeiten, wie auch Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung bestätigt" u. s. w. „Mehrere Schriftsteller der damaligen Zeit behaupten u. s. w., doch widersprechen andere Geschichtschreiber." „Alle diese grauenerregenden Einzelheiten finden sich vom Schriftsteller Galeotto Gruyni aufgezeichnet und werden im vierundzwanzigsten Briefe des Geschichtschreibers Busini wiederholt." „Einer Schandthat müssen wir gedenken, die noch dazu von allen Geschichtschreibern übereinstimmend beglaubigt ist" u. s. w. Dann citirt die Verfasserin wieder: „Ein Brief von Luigi del Riccio an Roberto Strozzi, welcher sich im Archiv Strozzi in Rom befindet, bestätigt diese Thatsache." In solchen Wirbel von Gelehrsamkeit wird dann selbst der gute Condivi als „Geschichtschreiber" hineingezogen, der doch nichts als die kurze Vita seines Meisters geschrieben hat.

Daß bei derartigen historischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Dame mitunter recht krause „Neuigkeiten" zum Vorschein kommen, darf nicht wundernehmen. Wenn Anna Löhn Clemens VII. einige Lebensverlängerung gönnte, indem sie ihn von seiner Reise nach Südfrankreich nach Rom zurückkehren läßt; wenn die um Frauen-

erziehung so Besorgte den Michelangelo zum Zeichenlehrer der Töchter höherer Stände avanciren läßt; wenn gleichfalls Michelangelo veranlaßt wird, einen Nachmittagsritt nach einer Villa in den Fiesolaner Bergen auf Umwegen über Serravezza und Carrara zu machen: so können wir uns denn über manches Alltägliche nicht wundern, was Anna Löhn dem Michelangelo soufflirt und das sie über Michelangelo zum besten gibt.

Was ist denn hier aus dem historischen Roman geworden? Luise Mühlbach hat es bei ihren homöopathischen Geschichtscuren mindestens vermieden, den Arbeitsschweiß auf ihrer Stirne sehen zu lassen; Anna Löhn hält es für nöthig, dem deutschen Philister und Leihbibliotheken-Abonnenten ihre große Geschichtsgelehrsamkeit zur Schau zu stellen. Wenn nicht schon so gänzlich das Bewußtsein verloren gegangen wäre, daß der Roman denn doch auch eine Kunstform, die Kunst aber ideale Wirklichkeit, Sein, Leben sei, daß ihre Gestaltungen nur durch ihre Existenz alles sagen müssen, was sie sagen sollen, so wären allerdings solche Mischgeburten von Historie und Phantasie, wie es die meisten historischen Romane der Gegenwart sind, ein Ding der Unmöglichkeit. Aber einem großen Theile des Publikums gefällt es eben, sich um wenige Rechenpfennige geistiger Anstrengung „historische Bildung“ zu erwerben, und den schreibefröhlichen Schriftstellern, noch mehr der lahmen Phantasie, durch historische Excerpte einigen Succurs zukommen zu lassen.

Ueber den vorliegenden Roman habe ich nur noch zu sagen, daß Luisa Strozzi dessen eigentliche Heldin ist, daß eine große Zahl bekannter historischer Persönlichkeiten mindestens einmal auf der Bühne auftritt. Routine in der Darstellung und Erzählungsgabe wollen wir der Verfasserin nicht absprechen.

Ein erfreulicheres Werk bietet George Hesekiel mit seinem Romane „Der Schultheiß von Zeyst“ (Nr. 2). Es ist ein culturgeschichtlicher Roman im guten Sinne des Wortes. Es wird uns nicht gesagt: so war jene Zeitperiode, und dies sagt X oder Y darüber; sondern die Kenntniß, die der Verfasser sich erworben, wird umgesetzt in Hergang, in Zuständlichkeit. So mag der Utilitätsfanatiker mit Ruhe an die Lektüre dieses Romans gehen; doch auch der, welcher weniger aus ökonomischem als aus ästhetischem Gewissen heraus seine Forderungen stellt, wird an den Existenzen, welche dieser Roman vorführt, an der Schilderung von Zuständen, in welche sie hineingestellt sind, herzliche Freude haben.

Der Held des Romans ist Wichmann Trautretter, der Drisart, d. i. Schultheiß von Zeyst, welch letztere Benennung aber nur mehr ein von den Vorfahren geerbter Ehrentitel ist. Wichmann Trautretter ist ein ehrbarer Herforder und Besitzer eines stattlichen Giebelhauses auf der Lübberstraße. Von Körperbau ist unser Held groß, fast gewaltig; im übrigen herzensgut, aber mit stets finsterer Miene, einsam, schüchtern, pedantisch, wunderlich: „in dem wunderlichen Jüngling steckte ein deutscher Dichter“, wenn ihm nur die Zunge gelöst worden wäre. Den so Gearteten geleiten wir gern auf seinem Lebens-, Leidens- und Wanderwege durch das Deutsche Reich nach Welschland an den Hof des Königs von Sardinien, um ihn dann endlich nach schweren Schicksalen an der Seite des treuen Riesenmädchens Salomone, mit dem Feuermale, als deutschen Reichsdiplomaten zu Regensburg schon im Lichte der heranbrechenden neuen Zeit wirken zu sehen.

Die Schilderungen von Situationen und Charakteren aus dem deutschen Kleinleben der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind dem Verfasser vorzüglich gelungen. Das gutmüthige ironische Lächeln, das ihm dabei um die Lippen spielt, macht uns nur williger, ihm auf seinem Gange durch solche Lebensengen zu folgen. Die Gegenständlichkeit der Schilderung von Ereignissen und Menschen überrascht, erfreut uns; bei einem englischen Romane würde man davon kein Aufhebens machen, die deutschen Romanciers lehren uns ja aber so eindringlich Genügsamkeit und Enthaltsamkeit.

In der Gegenwart spielen die beiden folgenden Romane. Ernst Wichert, der gewandte Dramatiker, verleugnet sein eigentliches Metier auch in seinem Roman „Das grüne Thor“ (Nr. 3) nicht. Er will spannen, er componirt mit der Absicht, interessante Situationen zu schaffen, er erhält die Handlung in stets lebendigem Flusse. Die wahren und Scheinhelden unserer Zeit sind auch die Helden seines Romans: die Vertreter der Wissenschaft und der Börse. Doch stellt er seine Helden nicht so ganz in volles Tageslicht, sondern in geheimnißvollen Halbschatten, welchen Geschehnisse werfen, die einer Zeit angehören, die sich schon noch einige Romantik erlauben durfte. Börsenspeculationen, industrielle Unternehmungen, wissenschaftliche Forschungsreisen werden combinirt mit der geheimnißvollen Familiengeschichte eines florentinischen und eines deutschen Adelsgeschlechts. Die Liebe kämpft mit den Vorurtheilen des Reichthums, dem Geburtsstolz des Patriciers und des Aristokraten. Der Held des Romans ist der berliner Universitätsprofessor Dr. Schönrade, seine Liebe zur reichen Patricierstochter Käthchen Amberger der Angelpunkt der Handlung. Der berliner Universitätsprofessor erscheint der stolzen Patricierfrau, der Mutter Käthchen's, nicht vollwichtig genug; in solchem Falle wird es nicht jedem so gut wie dem Dr. Schönrade. Er vermag bald nachzuweisen, daß seine Mutter, die Sängerin, dem alten florentinischen Adelsgeschlechte der Bellarota angehöre, und sein Vater, Baron von Hönburg und Graf auf Gleichenau, der sich von der Sängerin wegen zweifelhafter Nobilität getrennt, steht nicht an, den Sohn sofort als Baron von Hönburg zu declariren.

Daß damit alle Hindernisse, welche sich zwischen ihm und Käthchen aufgethürmt, hinweggeräumt sind, ist selbstverständlich. Schließlich wird er sogar noch finanziell der Retter des Hauses Amberger, das sich in zu gewagte Speculationen eingelassen — bei dieser Rettung spielt „das grüne Thor“ eine Hauptrolle. Daß die gefundenen Familienpapiere auch die Wiedervereinigung seines Vaters und seiner Mutter herbeiführen, braucht auch nicht besonders erwähnt zu werden. So endet alles in Friede und Freude, und man muß dem Verfasser zugestehen, er hat seine Leser nicht gelangweilt. Die Charakteristik ist Mittelgut; die vorgeführten Persönlichkeiten zeigen auch nur geistiges Mittelmaß; kühner Gedankenflug, mächtige Leidenschaftlichkeit reißt nicht empor — „stört nirgends“, wird die Mehrzahl der Leser sagen.

In der Gesellschaft, in welche Ernst Wichert in seinem

Romane uns führte, konnte man doch mit einem gewissen Behagen verkehren; peinlich wird dieser Verkehr mit den Frommen und Nichtfrommen des Romans von Ewald August König: „Unter den Frommen" (Nr. 4). Das moralische Fabula docet hebt sich hier schon vom Hintergrunde der Criminalgerichtsbarkeit ab. Eine große Erbserschleichung ist das centrale Ereigniß des Romans; um dasselbe gruppirt sich Gewaltthätigkeit, Betrug, Mord. Nicht eine der auftretenden Persönlichkeiten vermag uns zu interessiren. Die Guten sind so gewöhnlich wie nur überhaupt Leute, von welchen zwölf ein Dutzend machen, die wir im Leben ja so weit schätzen, als sie in geschäftlichem Verkehr sich reell zeigen, deren Gesellschaft uns aber im übrigen tödliche Langeweile bereitet; und die Schlechten, mit welchen der Roman uns zusammenführt, sind bei aller Pfiffigkeit so ganz gewöhnlich schlecht, so ganz normale Einwohner von Zucht- und Correctionshäusern, daß ihre Bekanntschaft nur für den Untersuchungsrichter Interesse haben kann.

Leidende Tugend, genießendes Laster, schließlich Ausgleich mit entsprechendem Lohn und Strafe mit Hülfe des Strafgesetzbuchs — das in einem Roman zusammengebraut, gibt eine Lektüre, anzuempfehlen für die Bibliotheken von Strafhäusern. An solchen Büchern lernt man es erkennen, wie aller Kunstverstand und alles Gefühl für die Schöpfungen der Kunst durch nichts so sehr zerstört wird wie durch den modernen Roman. Statt uns Erhebung zu geben über den Dunstkreis der Erde, statt uns den Weg zu zeigen zu den Gipfeln des Daseins, bietet er weniger als die schalste normale Wirklichkeit: Geistesöde, Gemüthsbeklemmung. Nicht einmal zu fröhlicher Abneigung bringt man es.

Eine Uebersetzung aus dem Dänischen ist der Roman „Waldemar Krone's Jugendgeschichte" von H. F. Ewald (Nr. 5). Wollte man die Uebersetzung eines Werkes in die heimische Sprache nur dann für berechtigt erklären, wenn es in irgendeiner Richtung sich als ein Besonderes, Ausgezeichnetes darstellt, so könnte man die Uebersetzung des vorliegenden Romans nicht billigen; derselbe ist nur Mittelgut, wenngleich noch immerhin schätzbares Mittelgut. Doch an Werke aus fremden Literaturen legen wir ja nicht blos einen rein künstlerischen Maßstab, sondern es tritt dazu die Neugier, einen Blick zu thun in das Gemüths- und Geistesleben einer fremden Nation. Daß in jüngster Zeit die Uebersetzungen aus der dänischen Literatur zahlreicher werden, möchte ich nicht tadeln; strengere Auswahl würde aber doch uns und unserer Schätzung der literarischen Production Dänemarks zugute kommen. Scharfe liebevolle Beobachtung des Lebens- und Naturwirklichen, tiefe Naturempfindung, warmes lauteres Gefühl, das sind Charakterzüge aller bessern Schriftsteller und Poeten jenes Landes; diese Eigenschaften haben in Andersen ihren liebenswürdigsten Vertreter gefunden. Wir begegnen ihnen auch im vorliegenden Romane, und zwar sind es die besten Scenen desselben, wo diese Eigenheiten in ihre Rechte treten dürfen. Das Weihnachtsidyllion im Hause des Kapitäns, die Scenen im Hause des Pastors Kortsen wird man nicht ohne Behagen lesen; dagegen fällt die Schilderung des Lebens der Gesellschaft — im exclusiven Sinne des Wortes — und der eximirtesten Vertreter derselben sehr ab.

Waldemar Krone ist eigentlich ein recht schwächlicher Romanheld und auch am schwächsten charakterisirt; kaum möchte man es ihm am Schlusse gönnen, daß er Ida, die Jugendgeliebte, wiedergewinnt, die er um der Gräfin Franziska willen zu opfern bereit war. So tritt er trotz seiner „Heldenschaft" doch in der Erinnerung zurück gegen die festgezeichneten Charaktere von Frank, dem Kapitän, und selbst der Episodenfigur Baron Malte. Jedenfalls aber ist denn doch in diesem Romane Talent für Charakteristik vorhanden, während in so vielen deutschen Romanen dieses gänzlich vermißt wird.

Vom Romane komme ich zur schlichtern, aber auch geschlossenern Form der Novelle. Ernst von Waldow bietet einen Band von Novellen, deren gemeinsamer Titel „Liebeszauber" (Nr. 6) schon über den Inhalt orientirt. Gleich in der ersten Novelle declarirt sich Waldow als Pessimist. Die Metaphysik der Liebe, wie sie Schopenhauer und Hartmann vortragen, gibt auch wirklich all diesen Novellen und Erzählungen die Färbung. Die Liebe ist kein Segen, keine Freude; sie ist ein Fluch, wenn viel, eine süße Qual; sie wirkt nur zerstörend, nicht aufbauend, nur trennend, nicht versöhnend: das ist der ständige Refrain, der uns entgegenklingt. Den Pessimismus des Denkens gebiert ein Geist, der reich sein kann, dem aber die sittliche Muskelkraft fehlt, d. h. die Kraft, sich über die individuelle Unzulänglichkeit zur Vollkommenheit, Harmonie und Schönheit des Ganzen zu erheben und so, wenn nicht zu positiver Lust, zu heiterer Resignation hindurchzudringen. Der Pessimismus des Empfindens ist die Frucht eines schwächlichen, selbstischen Gemüths, dem die lächelnde Thräne nur wie eine Lächerlichkeit oder doch Unmöglichkeit erscheint. Der Pessimismus des Geistes wie des Herzens ist das Bekenntniß und damit die Strafe jedes Zeitalters, das den Tod überwindenden Glauben an die Göttlichkeit der Ideale und Ideen verloren, das die Kraft eingebüßt, sich selbst opfernd, dem Allgemeinen sich hinzugeben.

So schwächliche Empfindsamkeit charakterisirt sämmtliche Novellen und Erzählungen Waldow's: „Eine romantische Liebesgeschichte", „Ohne Geleit", „Ein Schrei", „Das Kreuz am Wege", „Moderne Sirenen". Sie sind sammt und sonders gut und spannend erzählt, doch der Charakteristik mangelt die psychologische Vertiefung. Das Echauffement der Empfindung, an dem alle Helden und zumeist Heldinnen dieser Novellen leiden, läßt es zu keiner präcisen Fixirung des psychologischen Problems kommen, läßt uns nur dürftige Blicke thun in die wunderlichen Verschlingungen dunkler und hellerer Vorstellungen, wie sie das seelische Leben zeigt von dem Augenblicke an, da es aus seiner Ruhe aufgestört wird, bis zur selbstgesuchten gewaltsamen Herstellung derselben. Dem Leidenden mag die Logik oder Casuistik der Leidenschaft verborgen bleiben; der Dichter hat uns darzustellen, wie sich auch hier alles nach Gesetzen krystallisirt, vollendet.

Den Inhalt jeder einzelnen Novelle anzugeben, darf ich mir ersparen. Die „Romantische Liebesgeschichte" erschien mir als die schwächste von allen; „Ein Schrei" zeigt die größte Entfaltung von novellistischem Apparat. Im übrigen sind auch diese Novellen Ephemeriden.

Am Schluß unserer Revue erwähnen wir des romantischen Zeitbildes „Anna Amalia von Weimar und ihre poetische Tafelrunde" von Robert Springer (Nr. 7). Der Verfasser beklagt es in der Vorrede, daß die Romandichtung es sich bisher noch nicht zur Aufgabe gestellt, „die hehre Gestalt dieser Fürstin (Anna Amalia), umgeben von ihren poetischen Paladinen, in den Vordergrund eines anmuthigen Bildes zu stellen". Ich beklage es, daß der Verfasser sich bemüßigt glaubte, diesem „Mangel" abzuhelfen und die Koryphäen unserer modernen deutschen Bildung in den Käfig eines Zwitterdings von oberflächlicher Lebensbeschreibung und nicht glücklich componirten Romans zu sperren.

Es mag dem Philister behaglich erscheinen, alles in die Enge seines Gesichtskreises gerückt, d. h. herabgezogen zu sehen; wer noch nicht auf solchem Standpunkte angelangt ist, wem die Devise noch gilt: „Scheue die Götter und ehre deine Todten", der wird gegen solche Darstellung Protest einlegen. Die Papierschnitzel-Publicatoren, die uns keinen Wäschzettel unserer Geistesheroen vorenthalten, haben für die „Vermenschlichung" derselben genug gethan; diese Vermenschlichung aber wird schon Verfälschung, wenn Wahrheit und — zwar nicht Dichtung, aber Erdichtung miteinander verquickt werden, um das „romantische Zeitbild" zu produciren.

Die Namen Goethe, Schiller, Wieland, Herder u. s. w. schwirren durch die beiden Bände, aber selbstverständlich konnte nicht eine dieser hehren Gestalten in fester Geschlossenheit vor uns auftreten. Und bei keiner Gestalt greift uns diese Majestätsbeleidigung am Großen und Schönen so in die Seele wie gerade bei Goethe. Was ist da aus dem Olympier geworden! Er spricht entweder Banalitäten oder verdirbt seine eigenen Verse. Ein Beispiel:

> Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
> In dieser engen kleinen Welt
> Mit holdem Zauberband mich hält.
> Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
> Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
> Und ach, ich fühle, nah und fern
> Ist mir noch manches zubereitet.
> O wäre doch das rechte Maß getroffen!
> Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
> Von holder Lebenskraft erfüllt,
> In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen.

Dies Gedicht benutzt nun Robert Springer zu folgendem Selbstgespräch:

Ja, ich weiß es, daß ein wunderbares tiefes(!) Schicksal uns hält und führt und uns zu neuen Scenen vorbereitet. Es hat uns lieb. Weshalb sollen wir uns ungeduldig mühen, ihm vorzugreifen? Es hat uns in jene Dumpfheit gehüllt, welche die Natur und die Wahrheit mit einem zauberischen Schleier bedeckt; es hat uns mit Lebenskraft erfüllt und läßt uns eine liebliche Zukunft hoffen. Ja, ich blicke jetzt in diese, mit heimlichem Licht umflossene Zukunft, und erschaue, daß dieser Fürst dereinst, seiner hohen Stellung eingedenk, Glück und Segen über die Seinigen ausstreuen werde.

Auch die Scenen, in welchen uns Goethe vorgeführt wird, sind nur darauf berechnet, daß das große Publikum sich recht vertraulich angezogen fühle. Eine Scene als Beweis. Der junge Voß kommt zu Goethe; dieser führt ihn in seine Schlafstube. Und nun: „Es ließ sich nichts Herzigeres denken. Die Excellenz hatte ihren Staats- und Ueberrock abgelegt; der liebenswürdige Greis saß in seinem weißen wollenen Nachtjäckchen behaglich im Lehnstuhle am Tische!" Goethe, noch nicht sechzigjährig (denn dies ereignet sich noch vor dem Tode Schiller's), in Pfründnersituation; mangelt denn da noch der Maler? Es läßt sich ja nichts Herzigeres denken! Goethe, der mehr als siebzigjährig ein hohes Lied selbsterlebter Leidenschaft gesungen („Die Elegie aus Marienbad"); dessen hohe achilleische Schönheit, als er dreiundachtzigjährig gestorben, Eckermann noch schauernde Bewunderung einflößte: ein deutscher Romandichter vermag ihn schon fast drei Decennien früher als liebenswürdigen Greis und Pfründner zu schauen und kann sich nichts Herzigeres als solchen Anblick denken! Muß denn das Große und Göttliche werden wie unser einer, wenn wir mit ihm in Gemeinschaft treten wollen, oder soll nicht vielmehr all unser Ringen dahin gehen, die Höhe so weit emporzuklimmen, als es unsere Kraft erlaubt?

Und wenn ich absehe von solcher Herabsetzung geistiger Größe, ich kann nicht einmal der äußern Composition dieses Zeitbildes viel Gutes nachsagen. Die ganze literarische Gesellschaft jener Zeit läuft über die Bühne, kaleidoskopisch reihen sich Scenen aneinander; kein Plan, keine Ordnung, kein eigentlicher Mittelpunkt, um den sich das andere zu krystallisiren vermöchte. Eine geistige Unbehaglichkeit erfaßt uns und wächst mehr und mehr, einzelne hellere Punkte gewandter Darstellung vermögen sie nicht zu bannen.

Karl Simrock's neue Tristan-Dichtung.

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Uebersetzt von Karl Simrock. Zweite, mit Fortsetzung und Schluß vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 9 M.

„Nibelungenlied" und Walther von der Vogelweide — mit ihnen als den bedeutendsten Erscheinungen unserer ältern Literatur haben sich die Gelehrten, welche das Studium des Altdeutschen sich zur Lebensaufgabe gemacht, mit dem größten Eifer und mit Vorliebe beschäftigt, und beiden ist auch die meiste Theilnahme der weitern Kreise entgegengebracht worden. Von Hartmann von Aue hat eigentlich nur der „Arme Heinrich" in unserer Zeit Popularität erlangt. Wolfram von Eschenbach's Dichtungen sind zu schwer, als daß die Lesewelt unserer Tage sich mit rechtem Genuß in sie vertiefen könnte. Wenn Gottfried's von Straßburg „Tristan" nicht annähernd die Gunst des größern Publikums gefunden hat wie die Dichtungen Walther's, so müssen wir den Grund in mancherlei hemmenden Auffassungen und Stimmungen finden. Bei Lachmann und seiner Schule stand Gottfried nicht in Gnaden; weniger der bedenkliche Stoff des Gedichts als die vermeintliche Regellosigkeit des Dichters in Handhabung

der dichterischen Formen flößte eine gewisse Abneigung ein, die eine Vernachlässigung zur Folge hatte. Der „Tristan" war so gut wie gar kein Object der wissenschaftlichen Forschung und der Kritik. Erst in neuerer Zeit hat sich das geändert, und zwar wesentlich geändert. Jene Ungunst war nicht dazu angethan, die Popularität des Dichters und seines Werks zu befördern. Die hohe Bedeutung des Gedichts, die Anmuth der Darstellung war in den Literaturgeschichten laut und rückhaltlos gepriesen, aber nicht minder auch der sittlich anstößige Inhalt gerügt, selbst hart verurtheilt worden. So war der Jugend und der gebildeten Frauenwelt diese Dichtung verschlossen.

Als Hermann Kurz seine Uebersetzung herausgab, im Jahre 1844 (eine zweite, Titelausgabe erschien mit einer Einleitung im Jahre 1847), da war die Zeit schon so politisch bewegt, daß dieser romantischen Dichtung nicht die Theilnahme einer ruhig genießenden Lesewelt werden konnte. Die folgende Reactionsperiode wäre hierzu geeigneter gewesen, aber die im Jahre 1855 von Karl Simrock gegebene Tristan-Uebersetzung hatte im Vergleich zu seiner Walther-Uebersetzung und zu den beispiellos zahlreichen Auflagen seiner Nibelungen-Uebersetzung auch keinen bemerkenswerthen Erfolg. Zwanzig Jahre mußte es währen, ehe nur eine zweite Auflage erscheinen konnte! Selbst der berühmte Name des Uebersetzers verhalf der Dichtung nicht zu schneller Gunst bei den Literaturfreunden. Jener Einwand gegen den bedenklichen Stoff besteht natürlich auch neuerdings noch fort; aber das könnte ja umgekehrt auch wieder der Anlaß gewesen sein, die Bekanntschaft mit ihm zu suchen, da unsere Zeit doch wahrlich ganz andere Dinge ohne Scheu und Prüderie gekostet hat. Daß in dem geringen Erfolge der Simrock'schen Tristan-Uebersetzung eine ungünstige Kritik seitens des Publikums verborgen liege, wenn auch in der That diese Leistung, künstlerisch betrachtet, wol etwas hinter den Walther- und Nibelungenlied-Uebersetzungen zurückstand, ist nicht im entferntesten anzunehmen. So finde ich den Hauptgrund doch wo anders. Ich finde ihn in der geringen Gunst, die überhaupt dem Epos, dem ausgedehnten Epos geschenkt wird in unsern Tagen, denen der Roman als die eigentliche Form der dichterischen Erzählung gilt. Wer entschließt sich leicht zur Lektüre eines so umfangreichen Gedichts, wie es der „Tristan" Gottfried's von Straßburg ist? Die außerordentliche Verbreitung der Simrock'schen Nibelungenlied-Uebersetzung, neben welcher noch andere gleiche Versuche zahlreiche Leser gefunden, spricht nicht dagegen. Denn einmal ist das „Nibelungenlied" um ein Beträchtliches kürzer, sodann aber ist es eben doch der großartige Stoff, die nationale Bedeutung dieser Dichtung, gegen welche alle Kunstepik des Mittelalters in den Schatten tritt und verschwinden muß. Während sonst Dichtwerke mehr gelesen als gekauft werden, ist es hier umgekehrt. Nicht jeder Besitzer des Nibelungenliedes in neudeutscher Sprache hat es auch von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Aber etwas von ihm zu kennen und es zu besitzen, darin sehen viele einen Stolz und eine nationale Verpflichtung.

Heutigentags kann der Simrock'schen Tristan-Uebersetzung eine günstigere Aufnahme prophezeit werden. Zwar besteht die Abneigung gegen umfangreiche Erzählungen in gebundener Rede noch fort, allein das Interesse an den altdeutschen Dichtungen ist wesentlich gewachsen. Und auch für Gottfried's „Tristan" und überhaupt für die Tristan-Sage ist die Theilnahme reger geworden. Wir beurtheilen doch jetzt mehr vom historischen Standpunkte aus als von dem der Moral den tragischen, auf den Ehebruch gegründeten Conflict; wir bewundern jetzt mehr als ehedem die unnachahmliche Kunst des Dichters. Dazu kommt, daß eine Reihe von Dichtern der Neuzeit sich dieses Stoffs bemächtigt haben. Durch Richard Wagner sind Tristan und Isolde auch auf dem Theater heimisch geworden, nachdem vorher Weilen's „Tristan" auch einen vorübergehenden Bühnenerfolg erzielt hatte. Zwar ist Wagner's Oper bisjetzt nur an zwei Orten, in München und in Weimar, zur Aufführung gelangt, allein das Werk machte doch viel von sich reden, und die Inscenirung ist auch an andern Theatern in Aussicht genommen.

Simrock's Uebersetzung von philologischer Seite aus zu beurtheilen, ist hier nicht der Ort. Es mag nur gesagt sein, daß der Verfasser, soweit ich es bisjetzt beobachtet habe, sich die Verbesserung der ersten Arbeit angelegen sein ließ. Später werde ich noch Gelegenheit finden, die erste Auflage mit der zweiten Zeile für Zeile zu vergleichen. Viele der Veränderungen sind nur technischer und stilistischer Art, andere greifen tiefer und erstrecken sich auf den Inhalt und die Auffassung. Manchmal ist die alte Lesart geblieben, wo Veränderung am Platze gewesen wäre. Freilich ist die richtige Uebersetzung vielfach rein unmöglich, weil die moderne Sprache die Nuancen der Wortbedeutungen nicht in gleicher Weise aufzuweisen hat und darum nicht nachahmen kann. Gerade bei Gottfried, der so sehr das Spiel mit Worten und Wendungen liebt, erwachsen dem Uebersetzer unüberwindliche Schwierigkeiten.

Besonders dankbar müssen wir Simrock sein, daß er gleich den Anfang zu ändern und zu bessern sich entschloß Bei Gottfried steht:

> Gedaehte man ir ze guote niht,
> von den der werlde guot geschiht,
> sô waere ez allez alse niht,
> swaz guotes in der werlt geschiht.

Dafür setzte Simrock in der ersten Auflage:

> Gedächte man nicht gütig sein,
> Der Gutes rang der Welt zu leihn,
> So könnt' uns keine Freude leihn,
> Was Gutes in der Welt mag sein.

Nun ich glaube, daß auch diejenigen, die vom Altdeutschen wenig verstehen, den Sinn des Originals eher und besser erfassen werden als den dieser Uebersetzung.

Viel treffender ist die Aenderung in der zweiten Auflage, obgleich sie mehr in die Strophe legt, als eigentlich darin steckt. Der Sinn der ganzen Strophen-Reihenfolge hat hier eingewirkt, indessen die Verbesserung ist offenbar. Es heißt nun:

> Gedächte man der Guten nicht,
> Von deren Ruhm die Nachwelt spricht,
> Verdienten wir die Wohlthat nicht,
> Die laut zu ihrem Ruhme spricht.

In der äußern Erscheinung schließt sich die neue Auflage den Ausgaben der „Deutschen Classiker des Mittelalters" an. Willkommen ist die Einführung der Columnenüber-

schriften. Ob es sich nicht auch empfohlen hätte, die Verszählung einzuführen? Ich weiß sehr wohl, daß man sie in neuern Werken nicht liebt, sie nur in Ausgaben älterer Autoren gelten läßt; aber dadurch würde die wechselseitige Benutzung von Ausgabe und Uebersetzung erleichtert. Ist doch die im gleichen Verlag erschienene Uebersetzung des „Nibelungenliedes" von Karl Bartsch (1867) auch mit Zahlen in Uebereinstimmung mit Bartsch's Ausgabe des Originals versehen worden.

Wenn Simrock's Uebersetzung in ihrer erneuten Gestalt dazu beitragen wird, daß Gottfried's „Tristan" mehr und mehr Eingang findet, so wird seine Zugabe, die Fortsetzung und der Schluß des unvollendeten Gedichts, denen willkommen sein, welche dem Gottfried'schen Werke nicht blos seines ästhetischen Werths, sondern auch seines Sageninhalts wegen ihr Interesse entgegentragen. Zugleich ist uns hier eine neue Tristan-Dichtung geschenkt worden, die der Nationalliteratur der Gegenwart zugehört.

Ich habe mich immer gewundert, daß Simrock, der doch so vielseitig in der Erneuerung altdeutscher Stoffe gewirkt hat, seiner Tristan-Uebersetzung nicht gleich von Anfang an einen eigenen Schluß hinzufügte, wie es sein Vorgänger Hermann Kurz doch gethan. Erst jetzt, nach zwanzig Jahren entschloß er sich dazu. So ist dieser Schluß von Simrock unsere jüngste Tristan-Dichtung. Der letzte Epiker unter den Tristan-Dichtern war eben Hermann Kurz; dann folgte eine Reihe Tristan-Dramen, deren letztes von Eduard von Hartmann unter dem pseudonymen Autornamen Karl Robert dargeboten wurde. Durch Simrock's Neudichtung lenken wir wieder in den verlassenen Pfad der Tristan-Epik ein.

Wie Hermann Kurz in der Fortsetzung durch die Form und den Stil einen Einklang suchte mit der vorausgehenden Dichtung Gottfried's, so auch Simrock. Lange vor beiden Dichtern der Neuzeit hatte dieses auch Heinrich von Freiberg als Ziel erstrebt. Simrock tritt nicht blos in der Uebersetzung, sondern auch in dem eigenen Werke aus den Schranken heraus, mit welchen das Versgesetz von Martin Opitz die Poesie der Neuzeit einengt. Dem, der die voraufgehende Uebersetzung gelesen, wird die freie Versbehandlung Simrock's ganz natürlich, ungesucht und auch stilistisch wohl angebracht erscheinen. Der Kenner der Gottfried'schen Dichtersprache wird sich allerdings sagen, daß sowol Kurz wie auch Simrock in der Freiheit ihrer Verse öfters über die Freiheit hinausgehen, welche die alten Dichter sich verstatten durften, und daß diese Freiheit auch nicht immer das treue Abbild bietet von der flüssigen Rede des alten Verskünstlers. Im ganzen aber muß man dieser Weise von Kurz und Simrock zustimmen; denn die durchgängige Anwendung der noch immer landläufigen Regelmäßigkeit in Abwechselung von Hebung und Senkung und in Durchführung des iambischen Rhythmus würde eine Fessel gewesen sein, an welcher Inhalt und Poesie schwer zu tragen gehabt hätten; auch wäre dadurch in einem so umfangreichen Gedichte eine unerträgliche klappernde Eintönigkeit erzielt worden.

Die Versbehandlung, wie sie uns in Simrock's neuester dichterischer Leistung entgegentritt, gibt zu denken. Mir erscheint sie wie eine Zukunftsmetrik. Im alten Gleise geht es nicht mehr fort, die Sehnsucht nach neuen Principien, namentlich für die erzählende Poesie, ist auch sonst erkennbar; theoretisch ausgesprochen oder formulirt ist diese Sehnsucht nicht, aber sie findet bereits ihren Ausdruck in der neuen Dichtersprache. Jetzt mag jeder neue Versuch, das bestehende Gesetz zu durchbrechen, wie eitel Naturalismus oder andererseits als Alterthümelei sich erweisen, aber es wird auch noch die Regel kommen, der sich alle fügen. Nicht die Annahme des Stabreims, der uns doch zu ferne liegt, kann uns frommen, wol aber die Rückkehr zu der alten Verskunst in Verbindung mit den bewährten Principien der Neuzeit. Zu dieser Andeutung gibt Simrock's Tristan-Dichtung den Anlaß; ich werde Gelegenheit nehmen, dies anderweitig darzulegen und zu beweisen.

Kann Simrock's neue Tristan-Dichtung auch den Anspruch erheben, als Versuch eines im ältern Stile gehaltenen und dennoch modernen Epos zu gelten, so gewinnt sie doch erst im Zusammenhange mit Gottfried's Werke sowie im Zusammenhange mit der Tristan-Dichtung überhaupt und mit den andern Fortsetzungen des Gottfried'schen „Tristan" insbesondere ihre rechte Bedeutung. Sie aber in diesen Zusammenhang zu rücken und sie im einzelnen in Bezug auf die Sagenbenutzung und in Bezug auf die selbständige Erfindung des modernen Dichters zu würdigen, würde über die Grenzen dieser Anzeige hinausgehen. Ich gedenke Simrock's Fortsetzung in einer eigenen Schrift über die deutsche Tristan-Dichtung der Neuzeit, auf die ich bereits in der Einleitung zur zweiten Auflage meiner Tristan-Ausgabe hingewiesen, noch zu berücksichtigen. Hier sei nur das hervorgehoben, daß Simrock sich äußerst kurz faßt, daß er das englische Gedicht „Sir Tristrem" des Thomas von Erceldoune heranzog, welches, wenn auch nicht die directe Quelle Gottfried's, doch zu der von diesem gewählten Sagentradition gehört, daß er die Verschuldung des Paars nicht allein durch den Hinweis auf den Liebestrank entschuldigt, ähnlich wie Kurz durch die Selbstanklage des Königs Marke sühnen läßt, daß er, wie es auch in einem Tristan-Drama von Friedrich Roeber geschieht, Isolde dadurch von der Schuld befreit, daß er ihre eheliche Vereinigung mit Marke in Abrede stellt. Was diesen letzten Punkt betrifft, so war dieses Motiv für einen modernen Dichter gewiß am Platze; es entspricht unserm Gefühle und wird wol auch der ursprünglichen Gestalt der Sage angehört haben. Allein für einen Fortsetzer hat es das Misliche im Gefolge, daß es einen Widerspruch mit der vorausgehenden Dichtung erzeugt. Allerdings hat Simrock die Stelle bei Gottfried, aus welcher die Vermählung des Königs mit der ihm angetrauten Braut und Frau hervorgeht, in der zweiten Auflage eingeklammert. Mag die Stelle schön oder nicht schön, edel oder unedel sein, genug, sie ist Gottfried's. Nichts weist darauf hin, daß sie von einem spätern Schreiber oder Compilator hinzugesetzt sei.

Im Vorwort ist auf verwandte Sagen aufmerksam gemacht. Daß die Tristan-Sage Aehnlichkeiten mit der Siegfried-Sage zeige, kann nicht in Abrede gestellt werden; aber wenn Simrock der Tristan-Sage mit Hinweis auf die Gestaltung einzelner Eigennamen deutschen Ursprung vindiciren will, so gestehe ich, daß ich ihm fürs erste nicht zu folgen vermag. Es würde meines Erachtens eine be-

sonders lohnende Aufgabe sein, diesen Gedanken weiter auszuführen und wissenschaftlich zu begründen. Möchte Simrock sich entschließen, sein Verdienst, das er sich als Tristan-Uebersetzer und Tristan-Dichter erworben, durch den Nachweis zu krönen, daß die Tristan-Sage uraltes deutsches Eigenthum sei. **Reinhold Bechstein.**

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am 1. Februar feierte der Director des wiener Burgtheaters, Hofrath Dr. Franz von Dingelstedt, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Bühnenleiter. Dingelstedt wurde von Stuttgart aus, wo er als Bibliothekar des Königs von Würtemberg lebte, nach München als Intendant des Hoftheaters berufen und hat seit jener Zeit die Bühnen von München, von Weimar, die wiener Hofoper und das Burgtheater mit feinem Kunstsinn und fester Energie geleitet und durch die Musteraufführungen in München, die zum ersten male das „ideale Ensemble", das sich von dem „gewöhnlichen" wesentlich unterscheidet, uns vorführten, durch den Cyklus der Shakspeare-Historien in Weimar wie durch denjenigen in Wien in der deutschen Theatergeschichte bedeutsame Spuren seines Wirkens zurückgelassen. Seine Inscenirungen und Bearbeitungen zeichneten sich stets durch schöpferische Phantasie aus und durch lebhaften Sinn für durchgreifende und doch ästhetisch berechtigte Bühnenwirkung. Viele jüngere Talente, Componisten und Dichter hat er durch Aufführung ihrer Stücke gefördert, wie er ja als reichbegabter Poet verwandten Begabungen stets volles Verständniß entgegenbrachte. Das Jubiläum verlief in glänzender Weise; der König von Baiern und der Herzog von Meiningen sandten dem Jubilar hohe Orden; die Künstlergenossenschaften des Burgtheaters und der Hofoper reichten Adressen ein, die von lebhaftem Dankgefühl und warmer Anerkennung Zeugniß ablegten; eine kalligraphisch glänzend ausgestattete Adresse brachte Director Hein von Berlin mit den Unterschriften sämmtlicher Mitglieder des Schauspiels zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden; von sämmtlichen Hoftheatern liefen Glückwünsche ein. Der wiener Journalistenverein Concordia ebenso wie die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig feierten in dem genialen Bühnenleiter zugleich den Mann der Feder, der sich ja auch in der Literatur eine ruhmvolle Stellung gewonnen und ebenso wie Laube den Beweis geliefert hat, daß Dichter und dramatische Schriftsteller vorzugsweise den Beruf zur Leitung der Bühnen haben.

— Am wiener Stadttheater findet ein „historischer Lustspielabend" in der vorletzten Faschingswoche statt und ist das Programm hierzu in folgender Weise festgestellt: 1) „Das heyß' Eisen" von Hans Sachs; 2) „Die ehrlich Bäckin mit ihren drei vermeinten Liebsten" von Opitz; 3) „Hanswurst, der traurige Kuchelbäcker und sein Freund in der Noth" von Prehauser; endlich 4) zur Vertretung des modernen Genre das zweiactige Lustspiel „Eine Heirath auf Probe" von Oskar Welten.

— „Mirabeau" von Murad Efendi ist auch am berliner Nationaltheater, wo das Stück zum Benefiz des Unterstützungsfonds der berliner „Presse" gegeben wurde, mit Erfolg in Scene gegangen. Wie in Wien zündete besonders der vierte Act; die Titelrolle spielte hier Ludwig Barnay.

— Von Franz von Holstein, dem talentvollen Componisten des „Heideschacht", ist eine neue Oper: „Die Hochländer", in Manheim mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1745, und ihren Mittelpunkt bildet der Aufstand zu Gunsten des Prätendenten Karl Eduard; sie bewegt sich auf einem durch Walter Scott's Romane bekannten Hintergrund.

— Am hamburger Stadttheater ist das nachgelassene Lustspiel von Roderich Benedix „Der Professor als Cavalier" gegeben worden. Das Stück hat einen heitern Grundgedanken und gefiel durch die muntere schlichte Ausführung desselben.

— Emil Augier, der von den Dramatikern das second empire vorzugsweise eine gewisse classische Bedeutung in Anspruch nimmt, hat wieder ein Drama zur Aufführung gebracht: „Madame Cornelet", und zwar an dem Baudevilletheater in Paris. Das Stück ist wiederum eine Art von socialem Fehdebrief, wie sie diese Dramatiker zu schreiben lieben, und richtet sich gegen die bloße Trennung von Tisch und Bett, welche in Frankreich die vollständige Scheidung vertritt. Für Deutschland hat deshalb das Stück geringere Bedeutung; denn hier, wo die Ehescheidungen ebenso leicht wie zahlreich sind, würde man eine derartige Polemik kaum verstehen. In Paris macht das Augier'sche Stück Sensation; es fehlt natürlich in demselben nicht an Rühreffecten. Die getrennte Gattin lebt jahrelang mit einem würdigen Geliebten zusammen, und der Autor nimmt Partei für das illegitime Paar und dessen Kinder. Zuletzt muß das schweizer Recht das französische corrigiren; der Gatte läßt sich abfinden und in der Schweiz naturalisiren; es wird geschieden und legitim wiederum geheirathet. Das Stück soll den Stempel des geistreichen edeln Stils der Augier'schen Muse tragen; es mag für Frankreich ein sociales Ereigniß sein. Im Grunde ist es wieder ein Ehebruchsdrama, aber ohne tiefgrundirte tragische Stimmung, mit einer Reformtendenz, die gegen die französische Gesetzgebung gerichtet ist.

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XX: Whitney, W. D., Leben und Wachsthum der Sprache. Uebersetzt von A. Leskien. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Fichte, I. H., Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 3te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Ausgewählte Werke. 1ste u. 2te Lfg. Breslau, Trewendt. Gr. 16. à 30 Pf.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 23ste Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 2 M. 40 Pf.

Helfert, J. A. Freih. v., Revision des ungarischen Ausgleichs. Aus geschichtlich-staatsrechtlichen Gesichtspunkten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Hermann, F., Gedichte. Berlin, Imme. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Jungfrau vom Stuhl. Ein komisches Heldengedicht. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Kirchner, F., Leibniz's Psychologie. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Naturwissenschaft. Köthen, Schettler. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lamarck, J., Zoologische Philosophie. Nebst einer biographischen Einleitung von Charles Martins. Aus dem Französischen übersetzt von A. Lang. Jena, Deistung. Gr. 8. 10 M.

Landau, L. R., Der Gottesbegriff und das geistige Prinzip, oder die Philosophie und die Religion der Zukunft. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Nibelunge Nôt, mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche herausgegeben von K. Bartsch. 2ter Thl. 1ste Hälfte. Lesarten. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Nicolai, R., Geschichte der neugriechischen Literatur. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Noé, H., Winter und Sommer in Tirol. Bilder mit Staffage. Wien, v. Waldheim. 8. 8 M. 40 Pf.

Nöthig, T., Gedichte. Breslau, Trewendt u. Granier. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Parow, W., Der Gottesbegriff, die Unsterblichkeit und die sittliche Idee gegenüber dem Darwinismus. Ein Vortrag. Leipzig, Findel. Gr. 8. 40 Pf.

Paur, T., Zur Litteratur- und Kulturgeschichte. Aufsätze und Vorträge. Leipzig, Leuckart. 8. 8 M.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Rößler, C., Das deutsche Reich und die kirchliche Frage. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 10 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Drei Jahre. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 16. 3 M.

Stintzing, R. v., Das Sprichwort „Juristen böse Christen" in seinen geschichtlichen Bedeutungen. Rede. Bonn, A. Marcus. 1875. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Dritter Theil.

8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Inhalt: König Philipp II. von Spanien. Von Martin Philippson. — Charles James Fox. Von Friedrich Althaus. — Friedrich von Schiller. Von Rudolf Gottschall.

Mit dem ersten und zweiten Theil hat sich der „Neue Plutarch“ bereits die Stelle eines beliebten Volksbuchs erworben, und so darf auch für die Lebensbilder, welche der vorliegende dritte Theil darbietet, eine allseitige freundliche Aufnahme erwartet werden.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Licht.

Sechs Vorlesungen gehalten in Amerika im Winter 1872—1873

von

John Tyndall,

Professor der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben durch **G. Wiedemann.**

Mit einem Porträt von Thomas Young und in den Text eingedruckten Holzstichen.

Gr. 8. Geh. Preis 6 Mark.

Demnächst erscheint im Verlage von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

(Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung.)

Drei Bände. 8.

Band 1, Preis 5 M. 40 Pf., ward am 2. Februar ausgegeben. Band 2 und 3 sind unter der Presse.

Felix Dahn, der als Dichter zunächst durch liebenswürdige Lieder und stimmungsvolle Balladen bekannt wurde, dann in kurzer Frist seinen drei vaterländischen Dramen „Roderich“, „Markgraf Rüdeger“, „Deutsche Treue“ die deutsche Bühne eroberte, bietet gegenwärtig [illegible] eine Frucht sechzehnjähriger Arbeit — einen historischen Roman aus der Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich. Als gelehrter Forscher und Verfasser grundlegender Werke über die Culturzustände des Germanenthums auf diesem schwierigen Gebiete heimisch, hat er hier eine poetische Darstellung des Kriegsvolks germanischer Völkerwanderung und des Schauplatzes der römisch-byzantinischen Zeit [illegible] verwendet, welche neben spannender Unterhaltung reiche Bildungsfülle gewähren wird. (568.)

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.
Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Hinter der Front.

Roman aus dem Kriege 1870 und 1871.

Von

Erwin Schlieben.

Drei Bände. 8. Brosch. Preis 15 Mark.

Der nach seinen Erstlingswerken zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Autor veröffentlicht unter obigem Titel eine Familiengeschichte, die mit erschütternder Tragik ein Bild des zwischen deutscher und romanischer Welt ausgebrochenen Kampfes darbietet.

Bekanntlich wurde dem Verfasser infolge der vom Verein der Literaturfreunde in Wien veranstalteten Preisausschreibung der erste Preis einstimmig zuerkannt.

Bei **A. Neuenhahn in Jena** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hülfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete dargestellt von Ulrich Rudolf Schmid, Diakonus in Lobeda, Mitglied der jenaischen Burschenschaft von 1827—32 und der Komités beim Wartburgsfeste 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der Burschenschaft 1876. Gr. 8. Brosch. Preis 3 Mark.

Die Richtigkeit der Auffassung von Zweck und Wesen der Burschenschaft ist von allen Recensionen anerkannt; und sie legen für den Werth und im besondern für die Allseitigkeit des Werkchens dadurch Zeugniß ab, daß sie von den verschiedensten Standpunkten ausgehen und daß das Werkchen allen Gebildeten und namentlich auch den Lehrern, Theologen und Philosophen empfohlen wird. Diese Recensionen aus dem Jahre 1875 sind: „Deutsche Eisenbahnzeitung“ (Beilage), 18. Juli; „National-Zeitung“, Nr. 429 (Beiblatt); „Deutschland“, Nr. 212; „Berliner Deutsche Schulzeitung“, Nr. 46 (Beilage); Hauk's „Theologischer Jahresbericht“ (Novemberheft) und „Theologisches Literaturblatt“ von Prof. Dr. Reusch in Bonn, Nr. 26.

Vorher erschien von demselben Verfasser und bei demselben Verleger: **Blüten einer Weltanschauung.** Zweite vermehrte Ausgabe. Die erste Ausgabe dieser Dichtungen ward in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, 1868, Nr. 38, von Feodor Wehl in einer längern, sehr eingehenden, mit vielen Proben verbundenen Recension; in Matthes' „Allgemeiner kirchlichen Chronik“ (Schulze), 1867, S. 82, und im „Süddeutschen Wochenblatte“ (Sihr), 1868, Nr. 35, auf das beste empfohlen.

Die Hauptvermehrung der zweiten Ausgabe sind zwei große Allegorien, wovon die eine, Prometheus, den Durchbruch des Christenthums durch das Heidenthum, die andere, Faust, den Sieg des Guten über das Böse darstellt.

Von dieser zweiten Ausgabe sagt der „Theologische Jahresbericht“ von Hauk (Augustheft), S. 380, Folgendes: „Idealismus und die Religiosität des edlern Rationalismus charakterisiren den Inhalt, der in einer edeln Form und Sprache sich darbietet“, und er hebt aus dem „reichen Inhalte“ drei Gedichte aus dem „Leben in Gott“ und zwei Stellen aus „Prometheus“ und „Faust“ hervor und schließt: „Die Gedichte können allen Gebildeten, die noch für Religion empfänglich sind, nur warm empfohlen werden.“ (B. 980.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 24. Februar 1876.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

1. Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—76. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Drei Theile. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 10 M.

Es war ein vortrefflicher Gedanke, Goethe's Jugendbriefe und Jugenddichtungen nach der Reihenfolge ihrer Abfassung und in dem ursprünglichen Wortlaut zusammenzustellen. Ein so weitschichtiges Unternehmen konnte nur ausgehen von einem Manne, dem die gesammte Goethe-Literatur in solcher Weise zu Gebote steht wie Dr. Salomon Hirzel zu Leipzig, welcher früher schon das eine und andere aus den von ihm gesammelten Schätzen veröffentlicht hat. Und es war eine erfreuliche Fügung, daß mit ihm sich Michael Bernays verband, welcher durch seine Arbeiten über Goethe's „Werther" und Schlegel's Shakspeare-Uebersetzung seinen Eifer wie seine besondere Befähigung auf dem Gebiete der philologischen Textkritik unserer deutschen Classiker an den Tag gelegt hat. Die Frucht dieser gemeinsamen Arbeit liegt in drei Bänden vor uns, bereits hier und dort mit Dank und Anerkennung begrüßt.

Denn ist es nicht erfreulich, alles was man sich bisher aus einer Ueberzahl von Werken und Briefsammlungen, an theilweise entlegenster Stelle, zusammensuchen mußte, übersichtlich nebeneinandergestellt zu finden; diese wundersame Jünglingsnatur beim Werden der Gedanken zu belauschen? Ist es nicht erfreulich, Goethe's Jugendwerke in ihrer ursprünglichen Gestalt auferstehen zu sehen, mit all den Mängeln, aber auch mit all dem Sonnenschein ihrer Jugend, nachdem dieselben schon bei des Dichters Lebzeiten entweder durch seine eigenen Abschwächungen oder durch die Sorglosigkeit der Correctoren so manche Schädigung erlitten, gleichsam den zarten Duft eingebüßt hatten, der auf ihren Schwingen ruht? Wie willkommen ist es, diesen ewigen Liedern in der Form zu begegnen, wie sie aus des Dichters Seele quollen, nicht wie er sie nachmals umgestaltete, sowie aus den benachbarten Briefen gleichsam die Erläuterung dieser Ergüsse des Glücks oder des Leids zu empfangen! Und da jedes gute Ding seinen Anfang haben muß, so war es nur naturgemäß, gerade mit den Jugendjahren Goethe's zu beginnen, der Zeit überlassend, ob und wann es möglich sein werde, dieses reiche Lebensbild unsers größten Dichters weiterzuführen.

Dennoch kann der Berichterstatter nicht umhin, einigen Zweifel auszusprechen, ob die bei der Erneuerung gewählte Einrichtung ganz zweckmäßig sei. Zunächst hat der Herausgeber den ersten Band mit einer sehr umfassenden Einleitung versehen, welche unsers Erachtens im Verhältniß zu dem darin Gesagten etwas gar umfänglich ist und deren Ton nicht ganz zu Goethe stimmt; als wissenschaftliche Abhandlung würde sie füglich an anderer Stelle besser angebracht sein als hier. Indeß Ueberfluß schadet nicht, wohl aber Mangel. Und als ein solcher Mangel erscheint es, daß der Herausgeber geflissentlich jedem Anscheine einer wissenschaftlichen Arbeit aus dem Wege geht. Allerdings wird man der Kritik zumuthen dürfen, daß sie von dem Schriftsteller nicht mehr verlange, als er leisten konnte und von sich selbst verlangte; andererseits aber hat sie das Recht, auf dasjenige hinzuweisen, was der Schriftsteller leisten konnte und von sich hätte verlangen sollen. Und in dieser Hinsicht weicht des Berichterstatters Ansicht durchaus von derjenigen des Herausgebers ab.

Bernays gibt sich die größte Mühe, uns an verschiedenen Stellen zu beweisen, daß es vom Uebel sei, wenn man durch die Frage nach den Umständen, unter welchen ein Gedicht entstanden sei, sich den Genuß des Gedichts selbst verkümmere. Er findet diejenigen lächerlich, welche sich an einem Liede erst dann gründlich erfreuen zu können glauben, wenn sie sich vergewissert, ob Friederike oder Lili, Frau von Stein oder eine andere Freundin es dem Dichter eingegeben habe. Freilich will er nicht die Nothwendigkeit leugnen, Goethe's Leben und seine Dichtung

gleichmäßig zu erforschen und aus jenem ein tieferes Verständniß für dieses abzuleiten:

Aber umfassend muß diese Kenntniß sein. Ein Halbwissen kann hier, wie überall, nur Schaden und Verwirrung stiften und für immer vom Pfade des Verständnisses ableiten. Allen denen, die nach einem Geistesverkehr mit dem Goethe'schen Genius Verlangen tragen, aber nicht im Stande sind, die Ergebnisse der Studien, die man dem Leben Goethe's widmet, ungeschmälert sich anzueignen, diesen allen möchten wir den aufmunternden Rath ertheilen, das wissenschaftliche Rüstzeug fürs erste beiseite zu lassen, ohne weitere Vorbereitung, ohne ferneres Bedenken sich geradewegs an den Dichter zu wenden, bei ihm zu weilen, sich dem Eindrucke seiner Nähe zu überlassen und seinen Offenbarungen zu horchen. Damit der Genuß auch wirklich ein ganz freier und ungestörter sei, haben wir es über uns gewonnen, vor dem Auge des Lesers allen wissenschaftlichen Apparat verborgen zu halten. Die Texte werden auf ihre ursprüngliche Form genau zurückgeführt; sie werden in einer sorgsam überdachten Folge vorgelegt; dann aber wird der Leser mit dem Dichter allein gelassen, und er wird uns hoffentlich Dank wissen für die standhafte Enthaltsamkeit, mit der wir uns gescheut haben, seine geistige Zwiesprache mit Goethe jemals zu unterbrechen. Durch ein müheloses theilnahmvolles Lesen gewinnt also der Freund Goethe's hier, was er sonst selbst durch emsiges Studium kritischer Anmerkungen sich kaum verschaffen kann: die klare Anschauung der Jugendperiode im Leben des Dichters, der vor nun mehr als hundert Jahren eben mit diesen Werken seiner Jugend die deutsche Dichtung ihrer höchsten Ausbildung entgegenzuführen begann. Und möchte sich nun auch zuerst der Leser, ohne einen weitern Nebengedanken, ganz in diese Anschauung versenken! Möchte er fürs erste darauf verzichten, eigentlich wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, und einzig danach trachten, das von ewigem Jugendglanze umleuchtete Bild des Götterjünglings in sich aufzunehmen und festzuhalten!

Der Herausgeber hat gewiß recht, wenn er von der Ansicht ausgeht, daß manchen unserer Goethe-Forscher über der Jagd nach Kleinigkeiten der Genuß des Dichters abhanden gekommen sei; es ist gewiß richtig, daß dieser Kleinkram einem Goethe gegenüber zu zeiten einen kläglichen Eindruck macht; aber muß man denn gerade in das entgegengesetzte Extrem überspringen? Wird etwa der ästhetische Genuß dadurch erhöht, daß diese Jugendbriefe und Jugendgedichte Goethe's, welche so völlig Geburten des Augenblicks, ohne nähere Kenntniß der persönlichen Beziehungen theilweise gar nicht verständlich sind, daß sie uns ohne das leiseste Wort der Erläuterung gegenübergestellt werden, wild aufeinandergehäufte Wanderblöcke, mit denen der Leser fertig zu werden selber sehen mag. Man kann das gelten lassen gegenüber dem wirklichen Kunstwerk; wir wollen gern den „Werther", den „Götz" und „Clavigo" u. s. w. ohne das „wissenschaftliche Rüstzeug" der Herren Düntzer u. a. genießen; auch für viele Briefe und Lieder gilt das Gleiche, aber durchaus nicht für alles. Eine ganze Menge dieser Dinge fordert sogar das wissenschaftliche Rüstzeug, ist ohne dasselbe schlechtweg unverständlich. Bernays freilich, dem jede Einzelheit zu Gebote steht, verlangt, daß der Leser das Kunstwerk nur als solches auf sich wirken lasse; aber das ist einfach unmöglich ohne die voraufgehende Sachkenntniß, wäre dieselbe auch in kürzester Gestalt geboten. Ich frage: wer versteht den „Felsweihegesang", wer kann denselben als Kunstwerk genießen ohne die Kenntniß wenigstens der Hauptsachen in Bezug auf Personen, Oertlichkeit, Zeit der Entstehung? Wie viele Leser können wissen, wer Johanna Fahlmer sei, und wer versteht Goethe's dithyrambische Briefe an sie, ohne des Dichters Beziehungen zum Hause Jacobi oder zu Schlosser zu kennen? Schon die beiden ersten Briefe der Sammlung sind ein Räthsel für jeden, der nicht in die geheimsten Schlupfwinkel von Goethe's Lebensgeschichte eingeweiht ist. Wir fragen: wer ist Hr. Ludwig Ysenburg von Buri in Neuhof? Was will der Knabe Goethe von ihm? Was ist das für eine Gesellschaft, in die er einzutreten wünscht? Lauter wohl aufzuwerfende Fragen, auf die keine Antwort erfolgt. Es ist aber dem Leser zu viel zugemuthet, in diesen altväterisch gedrechselten Knabenbriefen wie in manchen andern Fällen sich mit dem Kunstgenuß zu begnügen und auf die Sachkenntniß Verzicht zu leisten, welche unumgängliche Vorbedingung desselben ist.

Um es kurz zu sagen, wir halten diese Abwesenheit jeder wissenschaftlichen Erläuterung für einen um so bedenklichern Mangel des sonst so erfreulichen Buchs, als der Zweck, die hauptsächlichen wissenschaftlichen Ergebnisse der bisherigen Goethe-Forschungen mitzutheilen, sich ohne jede Störung des künstlerischen Eindrucks, durch einen Druckbogen sachlicher Anmerkungen als Anhang zu jedem Bande erreichen ließ; wir würden gern dafür einen Theil des Vorworts wissen. Zwar meint Bernays: „Hat man das Bild des Dichters einmal festgehalten und sich mit ihm vertraut gemacht, so wird man um so begieriger sich nach wissenschaftlichen Hülfsmitteln umthun, welche die Kenntniß im einzelnen fördern und befestigen sollen." Aber wie soll der Goethe-Verehrer und literargeschichtliche Dilettant diese wissenschaftlichen Hülfsmittel finden, wenn alles fehlt, um ihm den Weg zu zeigen? Aus welcher der bereits vorhandenen Sammlungen die Briefe entnommen, ob sie gedruckt oder ungedruckt sind, woher soll das der Leser, welcher Belehrung sucht, wissen? Kann er sich an Pater Brey so recht von Herzen ergötzen, ihn auch als Kunstwerk würdigen, ohne die Personen zu kennen, und wie soll er sich belehren, wenn auch keine Zeile ihm sagt, wo? Und doch ließ sich das Unentbehrliche, was man nicht jedem Gebildeten zumuthen kann, auf knappem Raum erledigen, ohne staubaufwirbelnde Berührung müßiger Streitfragen, durch Mittheilung lediglich des Zweifellosen und zum Verständniß des nicht zünftigen Gelehrten unbedingt Erforderlichen. Der Berichterstatter kann sich des Gedankens nicht entschlagen, daß der Herausgeber durch seinen an mehrern Stellen wiederholten Hinweis, man solle das Buch ohne einen weitern Nebengedanken lesen und auf die Verfolgung eigentlich wissenschaftlicher Zwecke verzichten, selbst die Ahnung ausgesprochen habe, daß hierin ein leicht erkennbarer Mangel liege.

Indeß lassen wir ab von diesen Ausstellungen und freuen wir uns des Gebotenen. Der erste Theil bringt außer der Einleitung die vorhandenen Briefe und Dichtungen vom Frühling 1764 bis Ende 1773, also die leipziger, straßburger und ersten frankfurter Jahre, Theil 2 die Fortsetzung mit den beiden ersten Gestalten des „Götz", den Aufsätzen der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" und einigen kleinern Schriften. Dazu fügt der dritte Theil die Briefe und Lieder vom Jahre 1774 bis Herbst 1776, „Werther" und „Clavigo", „Claudine", „Erwin und Elmire", „Stella", die „Fastnachtspiele" u. s. w. Die Briefe, als

der unmittelbarste Erguß des Dichters, schließen mit der Zeit, da er sich vollständig in Weimar eingebürgert sieht, wirksam mit Lust und Kraft, froh des Errungenen und ohne Bangen der Zukunft entgegenschauend, wie es in der herrlichen Dichtung heißt, welche, an Lavater gerichtet, den Schluß dieser Briefe bildet:

> Doch er stehet mannlich an dem Steuer.
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
> Und vertrauet, landend oder scheiternd,
> Seinen Göttern.

Mußten wir auch im Interesse derjenigen, welchen nicht des Herausgebers umfassendes Wissen zu Gebote steht und dadurch hin und wieder der künstlerische Genuß verkürzt werden möchte, auf den Mangel eines in bescheidenster, fast unsichtbarer Gestalt möglichen Commentars hinweisen, so ist andererseits der Werth der Sammlung so hervorstechend, daß sie sicherlich jedem Freunde des Dichters die größte Freude machen wird. Die Ausstattung ist Goethe's und seines Verehrers Hirzel würdig.

2. Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Mit Porträt und Facsimile. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 4 M.

Wieder ein neuer Beitrag zur Kenntniß des jungen Goethe, ein neuer und werthvoller Beitrag, für welchen wir dem Verleger so mancher schätzenswerthen Mittheilung über den großen Dichterfürsten von Herzen dankbar sein müssen.

Wer ist Johanna Fahlmer? Goethe erwähnt derselben nur einmal in „Dichtung und Wahrheit“, gelegentlich seines Besuchs in Düsseldorf und im Jacobi'schen Kreise Sommer 1774. Er sagt dabei: „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem (dem Jacobi'schen) Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen.“ Aber um Näheres von ihr zu wissen, ist es nöthig, zunächst die Familien- und Lebensverhältnisse zu betrachten, wie uns dieselben durch die biographische Einleitung von L. Urlichs entwickelt werden.

Der Commerzienrath Georg Christoph Fahlmer, ein Frankfurter, war nach Düsseldorf gezogen und lebte daselbst als vermögender Fabrikant. Johanna, seine Tochter erster Ehe, verheirathet mit dem Kaufmann Johann Konrad Jacobi, hatte zwei Söhne, den nachmals als Dichter bekannten Johann Georg und den Philosophen Friedrich Heinrich. Als nicht mehr junger Witwer vermählte sich Fahlmer mit der Tochter eines frankfurter Predigers, eine Ehe, aus welcher eine am 16. Juni 1744 geborene Tochter entsproß; sie hieß gleichfalls Johanna und war die um 1—4 Jahre jüngere Tante der Brüder Jacobi. Fahlmer starb 1759; Johanna, „eine liebevolle schwermüthige Seele“, lebte fortan mit ihrer Mutter zu Düsseldorf, siedelte aber 1772 mit derselben nach Frankfurt über. Durch ihre Bekanntschaft mit Merck und Sophie La Roche ward sie in den Kreis des Goethe'schen Hauses eingeführt und gehörte bald zu Corneliens Freundinnen. Rückkehrend von Wetzlar, lernte der junge Dichter im Herbst 1772 die um fünf Jahre ältere Johanna Fahlmer kennen. Ihre natürliche Liebenswürdigkeit und Klugheit, verbunden mit einer feinen Bildung, zog ihn an, sodaß er ihr mannichfach kurze brausende Briefchen sandte, welche leider nur ahnen lassen, wie Johanna gerade in jenen Jahren des Langens und Bangens die Vertraute seines Herzens war; er nennt sie dabei „liebe Tante“, „Täntchen“, und läßt sich völlig sorg- und formlos gehen; mit dem Sie wechselt hin und wieder das Du, ein Beweis, wie ohne allen Zwang er mit ihr verkehrte. Seitdem Cornelie im Spätjahr 1773 mit ihrem Gatten Schlosser nach Emmendingen gezogen war, ersetzte Johanna Fahlmer dem jungen Dichter die Schwester; zugleich muß sie seinen Verkehr mit Düsseldorf vermitteln, welcher seit der berühmten Rheinreise Sommer 1774 besonders lebhaft geworden war; die Stürme der Lili-Zeit spiegeln sich lebhaft in diesen rasch hingeworfenen Briefchen ab. Auch nach der Uebersiedelung nach Weimar schrieb ihr Goethe mehrfach, vornehmlich wenn es sich in den ersten Monaten darum handelte, dem vorsichtigen Papa die erforderlichen Geldmittel abzunöthigen. Johanna sollte dem Dichter noch näher treten. Im Sommer 1777 war Goethe's Schwester Cornelie mit Hinterlassung zweier kleinen Töchter gestorben, im Spätjahr verlobte sich Schlosser mit Johanna Fahlmer. Goethe schrieb dabei der Freundin und nunmehr „Schwester Fahlmer“:

> Gott segne dich und lasse dich lang leben auf Erden, wenn dir's wohl geht. Mir ist's wunderlich auf deinen Brief, mich freut's und ich kann's doch nicht zurechtlegen. Ich bin sehr verändert, das fühl' ich am meisten, wenn eine sonst bekannte Stimme zu mir spricht, ich eine sonst bekannte Hand sehe. Daß du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bei deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über dir und halte dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat. Leb wohl, grüße Schlosser und sag was Leidliches Fritzen; ich bin gar stumm.

Im Herbst 1778 fand die Hochzeit statt; Goethe besuchte mit dem Herzog Schlosser's gastliches Haus im Spätjahr 1779 gelegentlich der Schweizerreise; 1787 ward Schlosser nach Karlsruhe versetzt; 1791 nahm er seine Entlassung aus dem badischen Staatsdienst. Einige Jahre verlebte das Paar, vor den Kriegsstürmen flüchtend, zu Ansbach und Eutin. Ausgang 1798 als Syndikus nach Frankfurt zurückberufen, starb Schlosser schon ein Jahr danach. Johanna mußte den bittern Schmerz erleben, den einzigen Sohn Eduard in blühender Jugendfrische zu verlieren; er starb 1807 als Oberchirurg in den preußischen Lazarethen zu Königsberg. In Düsseldorf, wohin sie, um einer nach dem Niederrhein verheiratheten Tochter nahe zu sein, 1809 übergesiedelt war, starb Johanna Schlosser am 31. October 1821. Ein kleines dem Buche beigegebenes Blatt zeigt die Züge der Greisin, ein anderes gibt das Facsimile eines dieser geist- und lebensprühenden Briefe.

Goethe's Briefe und Briefchen, von Johanna sorglich aufbewahrt und mehrfach der Zeitfolge nach mit Nummern bezeichnet, sind ein werthvoller Beitrag zu unserer Kenntniß der Lebensjahre des Dichters vom März 1773 bis Eingang 1781. L. Urlichs hat sich das Verdienst er-

worden, die im Verlaufe der Zeit vielfach zerstreuten Blätter zu sammeln und, von einem biographischen Vorworte und Anmerkungen begleitet, herauszugeben. Diese Briefe gewähren uns höchst schätzenswerthe Aufschlüsse über die Zeit, als der „junge Doctor Wolf" in Frankfurt lebte, schwankend zwischen dem ihm leidigen Anwaltberuf und der Dichtung. Was ihm zu jener Zeit durch Kopf und Herz braust, findet hier seine Erwähnung; seine Jugendgedichte gehen an uns vorbei, meist ganz flüchtig berührt, in einem etwas räthselhaften Schneeflockengetriebe von Gedanken, Empfindungen, Ausrufungen, die an die „Harzreise im Winter" erinnern. Urlichs sagt:

Auch die Sprache wirkt bezaubernd. Die Briefe von der Reise zeigen die wärmste Frische der Naturempfindung, und die beiden ersten Zettel könnten im „Werther" stehen. Der Ausdruck fließt von den Lippen des Dichters, die reichen Bilder sind immer der unmittelbaren Gegenwart entnommen — er fährt Schlitten, läuft auf dem Eise, führt das Ruder im Kahn — und treffen somit die reellste Bezeichnung seiner Stimmung. Aber so schnell sie ihm zuströmen, seine Gedanken und Gefühle jagen sich noch schneller, und mit Zeichnungen, Interjectionen, Ausrufungen, Gedankenstrichen wird nachgeholfen. In Weimar glättet sich der Wasserfall zum rasch, aber eben fließenden Strom; der Brief aus Rom zeigt uns den ruhigen See, auf dem fortan das stolze Schiff des reifen Meisters dahinfahren wird.

So ist der Freund des Dichters dem Sammler und Herausgeber zu herzlichem Danke verpflichtet. Zum Schlusse darf der Berichterstatter, und wäre es nur um zu zeigen, daß er das Buch mit Sorgsamkeit gelesen hat, einige kleine Notizen beifügen.

Unter dem facsimilirten Briefe S. 50 steht, im Abdruck, wie es scheint nicht erkannt, Goethe's Monogramm: Ç. Brief LI aus Rom ist selbstverständlich geschrieben 11. Januar 1787, nicht 1786. Und dann wollen wir zuletzt noch ein Wort von Henriette Schlosser, Johanna's Tochter, über Goethe's Frau und Sohn anführen. Goethe hatte nach der Mutter Tode Ausgang 1808 seine Christiane mit August nach Frankfurt gesandt, um die Erbschaftsangelegenheiten möglichst „glatt und nobel" abzumachen. Henriette schreibt über die beiden am 4. December:

Mit der Theilung sind wir nun ganz fertig, und die Goethe zu Hause; sie schrieb uns allen aus Weimar. Ihr Sohn ist in Heidelberg, sie besuchte ihn dort noch auf ein paar Tage. Er ist ein sehr lieber braver Junge, gescheit, herzlich und treu, alle Menschen lieben und loben ihn, die ihn kennen. Genialisch wie sein Vater ist er nicht, auch freut es ihn gewaltig, daß seine Mutter nun auch seines Vaters Frau ist, er scheint dergleichen gar nicht zu lieben wie sein Vater, und wird gewiß ein bürgerlich wackerer Geschäftsmann werden, ohne doch trocken zu sein; er ist äußerst lebhaft und lustig und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Aeltern und ist gegen uns alle zutraulich, und wir ganz charmirt in ihn. Sie, die Goethe, haben wir auch alle herzlich gern, und sie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch, und war ganz offen und mit dem vollsten Vertrauen gegen alle gesinnt. Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines, ihr inneres aber nicht, sie betrug sich liberal und schön bei der Theilung, bei der sie sich doch gewiß verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen, um über sie nach Verdienst zu urtheilen und sie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht.

3. Goethe's Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters. Von Hermann Baumgart. Königsberg, Hartung. 1875. 8. 2 M.

Das von Goethe im Sommer 1795 geschriebene, in die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" aufgenommene Märchen hat die Spürkraft der Goethe-Forscher mannichfach beschäftigt. Es herrscht darin eine so verwunderliche, irrlichterartig hin- und herspielende Phantastik, daß unsere Volksmärchen dagegen Dichtungen von wahrhaft homerischer Klarheit sind; anderntheils erscheint manches Räthselgebild des Dichters uns so eigenthümlich bedeutsam, scheint so sichtlich symbolisch zu sein, daß man unwillkürlich unter dem Lesen den Schlüssel dieser gehäuften Wunder sucht, weil wir von der Unterstellung ausgehen zu müssen meinen, daß ein so alles überragender Dichter wie Goethe doch bei dieser phantastischen Willkür sich nicht habe beruhigen können, vielmehr in derselben einen zwar verborgenen, aber dem beharrlichen Sucher zugänglichen Schatz von Ideen habe niederlegen wollen.

Gleich bei seinem Erscheinen erregte das Märchen trotz der bewegten Zeitläufe großes Interesse, es ward sofort mannichfachen Deutungen unterworfen. Schon nach Uebersendung der ersten Hälfte, Ende August 1795, schrieb Schiller an Goethe:

Das Märchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander, recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit auferlegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen. Das Ganze zeigt sich als eine Production einer sehr fröhlichen Stimmung.

Und an Cotta November 1795:

Vom Goethe'schen Märchen wird das Publikum noch mehr erfahren. Der Schlüssel liegt im Märchen selbst.

Am 25. December wieder an Goethe:

In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.

Dieser erwidert:

Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Märchens; wir werden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung, in den „Unterhaltungen" meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können.

Goethe beabsichtigte eine Fortsetzung des Märchens, erkannte aber selbst an, daß er dies nicht wohl thun dürfe, ohne etwas auf die eine oder andere Weise über die Auslegung des ersten gesagt zu haben. Die Fortsetzung der „Unterhaltungen" aber blieb aus, mit ihr die vom Dichter selbst gegebene Deutung. Aber noch im Jahre 1809 äußerte er gegen Riemer, das Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung Johannis, die man noch auf Napoleon deute. Es fühle ein jeder, daß noch etwas darinstecke, und wisse nur nicht was.

So haben sich denn die Erklärer mannichfach bemüht, dem phantastischen Märchenspiel einen bestimmten Sinn unterzulegen, die leitende Idee zu finden. Man nahm an, daß der Dichter, ungeachtet von den „Unterhaltungen der Ausgewanderten" politische Gespräche ausgeschlossen gewesen, die Politik im Gewande des Märchens eingeführt

und auf die Französische Revolution hingezielt habe. Nur schade, daß jede der verschiedenen Deutungen den andern widersprach. Es ging dabei, wie Goethe selbst in seinem bekannten Xenion sagt:

> Im Auslegen seid frisch und munter!
> Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

So hat denn Goedeke in seinem trefflichen Buche über „Goethe's Leben und Schriften" sich mit der einfachsten aller Deutungen zu begnügen empfohlen:

> Die Idee, der Schlüssel wird im Märchen offen dargelegt. „Ein Einzelner", sagt der Alte mit der Lampe, „hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt", und bald darauf: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen; jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt." Erwägt man die thatsächliche Wirkung der vereinten Kräfte im Märchen selbst, die, daß von der Kraft, dem Glanze und der Weisheit ausgestattete, von der Liebe gebildete Herrschaft im Tempel zur Geltung gelangt, so hat man die allgemeine Idee sicher gefunden und braucht sich dann nicht bei der Deutung der einzelnen Figuren auf bestimmte Kräfte abzumüden. Man liest ein Märchen und zwar ein Goethe'sches, das an französischen Mustern gebildet, nach diesen Mustern aufzufassen ist. Der Charakter der französischen gemachten Märchen besteht aber lediglich im freien Spielenlassen ungezügelter Phantasie, des willkürlichen Verwandelns natürlicher Kräfte, der Umkehrung der Physik. Das Schwere schwimmt leicht auf dem Leichtern, das Licht verursacht keinen Schatten, und dergleichen. Eine so willkürlich schaltende Einbildungskraft läßt keine sichere Deutung im einzelnen zu und hat ihre Freude daran, mit ihren bunten lustigen Erfindungen den Deutenden zu necken. Daß es dennoch an Erklärungsversuchen, zum Theil sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen wird, bedarf bei der löblichen Gewohnheit des Gelehrten, im Unsinn selbst Methode nachzuweisen, keiner Betonung. So lange man Goethe studirt, wird jeder neue Erklärer mit einer neuen Deutung wie im Preisschießen nach dem Ziele zu treffen versuchen.

Der Verfasser des vorliegenden, wohlüberlegten und gutgeschriebenen kleinen Buchs hat sich bei dieser einfachsten Deutung nicht begnügen wollen; er findet, daß zur Durchführung einer so einfachen Idee es keines solchen Aufwandes dichterischer Kraft bedürfe; er vergleicht es mit den Märchen der Romantiker und findet, daß es der traumhaften Phantastik derselben gegenüber, „neben seiner erfreuenden Anmuth zugleich jenen gesunden Pragmatismus besitzt, der unbeschadet zahllos wirkender Wunderkräfte auch in der Märchenwelt seine unantastbaren Rechte hat". Er verficht die Berechtigung des allegorischen Märchens:

> sofern eine sinnlich schöne Darstellung durch eine vollkommene Aehnlichkeit ihrer einzelnen Theile sowie des Ganzen mit einzelnen Begriffen und ihrer Verbindung zu einer Reihe diese letztern zur anschauenden Erkenntniß bringt. Goethe's Production ist ein wirkliches Märchen; als wirkliche Wesen handeln seine Personen, mit eigenem selbständigen Leben begabt, durch eine frei sich bewegende Phantasie in anmuthende Thätigkeit versetzt. Es ist vollkommen wahr, was A. W. von Schlegel von dem Märchen sagt: Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteristik und dann wieder ins Rührende über. Nie gab es einen liebenswürdigern Schmerz als den der süßen Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmet.

Und indem Baumgart von dieser Voraussetzung ausgeht, betrachtet er Goethe's Märchen als das vollendetste Musterstück des allegorischen Märchens überhaupt.

Man kann darüber verschiedener Ansicht sein. Der Geschmack der Menschen ist mannichfach, und nicht jeder Leser von Goethe's Märchen wird heutzutage in Schiller's sehr gemessenes oder gar in Schlegel's oder Wilhelm von Humboldt's begeistertes Lob desselben einstimmen. Ohne Zweifel ist es eine große Ketzerei, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß mir Tieck's „Elfen", Brentano's „Gockel" das Wesen des echten Märchens viel getreuer und anmuthiger auszusprechen scheinen als die wundersame Geschichte von der schönen Lilie, der Schlange, dem Fährmann, dem Alten mit der Lampe, der Alten mit dem Onyxmops, den Irrlichtern und so viel andern dramatis personis, in welche Goethe seine politischen Ansichten und Hoffnungen so tief hineingeheimnißt hat, daß wir sie bestenfalls erst nach 80 Jahren, nachdem die Zeit erfüllt ist, herausfinden. Ich erkenne in dem Märchen bereits den Anfang jener keineswegs gesunden allegorisirenden Dichtung des alternden und alten Goethe, welche in dem zweiten Theil des „Faust" ihre vollste Entwickelung findet. Ich bin gleich dem Verfasser der Ansicht, daß Goethe allerdings nicht die einfache Idee der gegenseitigen Hülfeleistung seinem Märchen zu Grunde legen wollte; ich meine aber dennoch dem Verfasser zum Trotz, daß ein Märchen, welches in so weiter Ausführung ein politisches Zukunftsprogramm der deutschen Nation darbietet und die zahlreich auftretenden Gestalten nur als die leiblichen Hüllen ebenso zahlreicher geistiger Kräfte benutzt, darin ohne Zweifel sehr geistreich, sehr phantastisch, sehr poetisch sein kann, aber ein echtes, wirklich erfreuendes ist es nicht; ja die poetische Wirkung wird meines Bedünkens sogar unwillkürlich dadurch höchlich beeinträchtigt, daß der Leser sich um die Deutung des Räthsels quälen muß.

Als Berichterstatter bin ich ehrlich genug anzuerkennen, daß ich die frühern Deutungen von Hotho, Rosenkranz u. s. w. nicht kenne. Baumgart hat eine andere Deutung gefunden und betrachtet demgemäß, wie der Titel selbst sagt, Goethe's Märchen als ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters. Er knüpft an eine Aeußerung Goethe's gegen Schiller vom 26. September 1795 an:

> „Selig sind die da Märchen schreiben, denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt, und die dortigen Emigrirten drohen sich auf uns zu repliiren. Der Kurfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.
>
> Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse,
> Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!"

Um es kurz zu sagen: Eine genaue Prüfung der ganzen Sachlage und vor allem des Märchens selbst hat für mich dies Ergebniß, daß das Märchen mit der Revolution lediglich gar nichts zu schaffen hat, daß es aber dennoch durch und durch politisch ist: es handelt von dem deutschen Vaterlande; es stellt dar, wie innerhalb der ungenügenden und hoffnungslosen Zustände des Deutschen Reichs die Kräfte der Nation, durch die folgenreichsten Anstrengungen geweckt, sich in immer bedeutsamerer Thätigkeit zu regen beginnen, wie sie mit immer klarer werdendem Bewußtsein sich alle gemeinsam immer mehr einer großen Aufgabe zuwenden; in einer wahrhaft prophetischen Vision läßt es alle diese vereint wirkenden Kräfte das Werk der Erlösung und Wiedergeburt der Nation zur glorreichen Vollendung bringen.

Es ist eine unmögliche Aufgabe, hier des Verfassers

sinnreiche Deutung des Märchens auch nur im Auszuge wiederzugeben; man müßte zu dem Ende immer wieder auf Goethe's, um ein Lieblingswort des alten Herrn zu gebrauchen, wunderliche Dichtung zurückkommen; dieselbe ist nicht so allbekannt, um solche Ausführlichkeit zu rechtfertigen. Lassen wir die Deutung in des Verfassers eigenen Worten folgen, wobei der Berichterstatter nur die einzelnen Gestalten des Räthsels in Klammern beifügt:

Im Bunde mit der Weisheit und mit dem altehrwürdigen Princip der allverehrten Majestät hat die Kraft [die drei Könige] das neue Reich [das wiedergeborene Deutschland] gegründet. Als die vertrauteste Helferin und Genossin steht dem neuen Herrscher [dem schönen Jüngling, dem trauernden Genius der deutschen Nation] zur Seite die zur Schönheit verklärte Wahrheit [Lilie], die in unvergänglicher Jugend ihn immerdar antreibt, die Stärke seiner Herrschaft auf den Grund der Bildung zur edlern Sitte zu bauen, die durch die Kraft der schönsten und höchsten Liebe von dem Königspaare aus durch das ganze Volk überall hinströmend sich ergießt. Ihrem Throne am nächsten steht die Kraft, der sie so viel danken, das still leuchtende, Wunder wirkende Licht der Wissenschaft [der Alte mit der Lampe]; im engsten Bunde mit ihr die Religion [die Alte], beide durch die alles erweckende und belebende Kraft des endlich erstandenen idealen Nationalstaats mit neuer Jugendfrische erfüllt zu erneutem, rüstigem Schaffen und Wirken für weite kommende Epochen. In hohen Ehren bleibt in dem neuen Reiche die Kraft, welche die so erworbenen geistigen Güter empfängt, sie schöpferisch gestaltet und verbreitet, die Literatur [die Schlange], die fortan für immer als die feste Brücke gilt, die für alle den ungehinderten Verkehr mit jenen Gütern vermittelt. Seit ihre edeln Kräfte erst dem Volke sich zuwandten und in ihm Verbreitung fanden, ist ihr starker Bau aus des Volkes Mitte selbst emporgestiegen. Auch die fröhlichen Lieder des Naturgesanges [der Canarienvogel], die vor dem Wesen des neuen Geistes erstarben, sind mit der Wiedergeburt des nationalen Genius zu neuem Leben erwacht, und nicht mehr schreckhaft störend ist dem kleinen harmlosen Sänger der Flügelschlag des Habichts [der strenge patriotische Sinn und Geist], der auch der schönen Lilie nicht mehr verhaßt ist.

Welchergestalt die übrigen Figuren des Märchens hier ihre Deutung finden, bitten wir den Freund der Goethe'schen Dichtung in dem Buche selbst nachzulesen. Es ist nicht zu verkennen, daß Goethe Herbst 1795 in jenem Stoßseufzer aus dem Märchen auf die politische Ohnmacht Deutschlands hinweist; ebenso wenig, daß der Verfasser, diesem Winke folgend, den wunderlich krausen Abenteuern des Märchens einen sehr bedeutsamen Sinn unterzulegen weiß. Wenn Goethe dabei als Dichter vielleicht verliert, so gewinnt er um so mehr als weit vorausschauender politischer Denker; allerdings mag mancher in Zweifel sein, daß Goethe so ins Einzelne seinem Märchen eine Bedeutung untergelegt habe. Im übrigen scheint es fast, als ob der Dichter, um einer Deutung aus dem Wege zu gehen, welche die poetischen Schwächen seines Werks offenbart hätte, mit seinem Märchen die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" abschloß.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Novellen und Erzählungen.

1. Auferstanden. Eine Ostergeschichte von Arnold Wellmer. Zweite Auflage. Berlin, Heinersdorff. 1874. 16. 1 M.

In schlichter, aber darum nur um so mehr fesselnder Weise erzählt uns in „Auferstanden" ein armer Pastorssohn die Geschichte seiner unwandelbaren tiefen Liebe zu der Tochter seines adelichen Gutsherrn. Mit Sympathie und wirklich im Innern gerührt verfolgt der Leser die schon in den Kindern keimende und mit ihnen wachsende Neigung, bis zu dem freundlichen Schlusse, in welchem die alle Hindernisse besiegende Treue den schönsten Lohn empfängt. Ich halte es nicht für Aufgabe der Kritik, bei einer poetischen Arbeit, deren Lektüre einen so wahren Genuß bereitet wie diese Ostergeschichte, nach kleinen Mängeln zu spüren. Doch eine Bemerkung darf mir nicht als Undank für die schöne Gabe Arnold Wellmer's ausgelegt werden: der Held der Liebesgeschichte ist hier und da etwas zu weich, zu passiv im Verhältniß zu der sehr selbständig auftretenden Heldin gehalten; die Umkehr im Charakter der vornehmen Aristokratin, die nahe daran war, dem Jugendfreunde den Treuschwur zu brechen, geschieht plötzlich und nicht genug motivirt, gewissermaßen hinter den Coulissen. Im übrigen bekenne ich, daß mich seit langem keine Erzählung dieser Art so angesprochen und erquickt hat wie „Auferstanden". Arnold Wellmer hat das älteste und ewig neueste Thema, die Liebe eines edeln Jünglings zu einer schönen Jungfrau, ebenso rein und keusch als mit echt deutscher Innigkeit behandelt.

2. Emslandbilder. Erzählungen aus dem Emslande von E. von Dincklage. Stuttgart, Simon. 1874. 16. 3 M.

Den eisernen Starrsinn und Hochmuth der alten Bürgermeisterswitwe van Steen, der Heldin der ersten dieser Erzählungen: „Die Bienenkönigin", vermag kein Unglück, selbst nicht der Tod ihres Lieblingssohnes Amandus zu beugen. Mit starker Hand greift sie nach der Hinterlassenschaft des als Junggeselle Verstorbenen; da meldet sich zur allgemeinen Ueberraschung ein gesetzlich näher berechtigter Erbe in Gestalt eines jungen Italieners, Namens Daniele; Amandus van Steen hatte sich nämlich ohne Wissen seiner Mutter in Italien vermählt, und Daniele ist der Sprosse dieser heimlichen Ehe. Sein Auftreten durchkreuzt nun alle Plane der Bürgermeisterswitwe. Ihre Nichte Agnes, die einen Kaufmann heirathen sollte, verlobt sich mit Daniele; ihr Stiefsohn Joseph nimmt offen, ihre Tochter Lisette insgeheim für den hergelaufenen Italiener Partei. Doch die trotzige Greisin läßt sich nicht aus dem Familienhause, Bienenkorb genannt, vertreiben, sie verweigert Daniele ihre Anerkennung als Enkel. Er hat leider vergessen, seine Legitimationspapiere aus Italien mitzubringen, und muß nun schleunigst dorthin reisen, um sie herbeizuschaffen. Inzwischen unterläßt die Bürgermeisterin nichts, um die Zügel der Herrschaft wieder in ihre Hände zu bekommen; sie sucht Agnes zu überreden, von Daniele abzulassen und dem Kaufmanne ihre Hand zu reichen. So bedrängt, entflieht das arme Mädchen, in der Absicht, dem Geliebten entgegenzueilen, verirrt sich aber nachts im strengen Winter

und erfriert. Nun ist das Maß voll, die Nemesis schreitet ein. Ein lange verborgenes Geheimniß, ein dunkler Flecken im Leben der Bürgermeisterin, ist dem Stiefsohne Joseph bekannt geworden. Die stolze Frau hat sich dem Bürgermeister van Steen vermählt, während ihr erster Mann noch im Irrenhause lebte. Unter der Bedingung, daß Joseph diese compromittirende Thatsache niemand verräth, räumt sie jetzt das Haus.

Diese düstere Geschichte weht den Leser kalt und frostig an; vergeblich späht er nach einem Lichtblick, nach einem Herzenston; diese Personen und diese Darstellung bieten dergleichen nicht. Die Verfasserin zeichnet ihre Charaktere zwar zuversichtlich — es ist immer Kraft, nicht Schwäche, wo sie fehlt —, auch spricht Menschenkenntniß und Bildung aus der Erzählung; aber das Ganze ist hart, gemacht und erkünstelt; jede poetische Unmittelbarkeit mangelt.

Ungleich besser und durch die originellen Localfarben weit anziehender ist die zweite Erzählung: „Matrosen-Pan". Die wetterfeste Neigung des als Matrose aufgewachsenen Mädchens zu dem hübschen Bauern Enok wird recht anmuthig beschrieben. Ein derartiges Mannweib ist freilich nicht jedermanns Geschmack, doch sind die weiblichen Eigenschaften der Heldin so geschickt hervorgehoben, daß wir den Zauber, den sie auf den bereits mit einem andern Mädchen verlobten Enok ausübt, recht wohl begreifen. Sehr gut motivirt ist, daß Enok, trotz dieser sein ganzes Wesen durchdringenden Liebe zu Matrosen-Pan, die unbedeutende Netta Oudewater heirathet; die betreffende Stelle der Erzählung wirkt beinahe dramatisch. Der Heirathscontract zwischen Enok und Netta soll unterzeichnet werden; schon will Enok gestehen, daß er die reiche Netta nicht liebt, daß sein Herz der armen, verachteten Schwanhilde (Matrosen-Pan ist nur der Spitzname des Mädchens) gehört, da überrascht der Mynheer Oudewater die Anwesenden durch die Eröffnung, Netta sei nur sein Pflegekind, seine wahre, verloren geglaubte Tochter aber Matrosen-Pan! Jetzt darf Enok die aus ihrer Höhe gestürzte arme Netta nicht verlassen; obwol ihm das Herz zerspringen will vor Weh, führt er sie zum Altar. Doch solches Opfer muß belohnt werden; es fragt sich nur, wie Enok, der nach wie vor an Schwanhilde hängt, sein Weib wieder los wird. Dies besorgt eine Ueberschwemmung, bei welcher die arme Netta ertrinkt. Das Eingreifen des Zufalls, wo man eine psychologische Lösung fordern möchte, und der rasche Aufbau der neuen Ehe über dem Grabe der schuldlosen Netta sind die schwächern Punkte dieser anerkennenswerthen literarischen Leistung.

3. Im Fegefeuer. Eine Geschichte nach der Natur von Johannes Kugler. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1874. 8. 2 M.

Auf dieser besten aller Welten geschehen so unwahrscheinliche und gräßliche Dinge, daß, wenn ein Schriftsteller es wagte, sie als seine eigene Erfindung den Lesern aufzutischen, diese empört ausrufen würden: Das ist unmöglich, übertrieben, das ist zu gesucht, zu entsetzlich!

Ein von furchtbaren körperlichen und geistigen Leiden gefolterter junger Maler, Namens Johannes Kugler, nimmt Gift; seine zärtliche, selbst unheilbar kranke Mutter findet ihn anscheinend schon entseelt und leert aus Verzweiflung über den Verlust des inniggeliebten Kindes den Rest des tödlichen Tranks. Sie stirbt. Aber Johannes, an starke Dosen schlafbringender Gifte gewöhnt, erwacht wieder zum Leben; er sieht die furchtbaren Folgen seiner That, er hat das Theuerste, was er auf Erden besaß, die Mutter, gemordet! Rasch entschlossen, will er ihr nacheilen in das Land, von wo keine Wiederkehr ist, aber seine Verwandten und Freunde, die vielleicht in seiner wunderbaren Rettung den Wink des Schicksals, daß er so nicht enden solle, zu erkennen glauben, beschwören ihn nochmals, zu versuchen, ob er nicht leben könne, und er verspricht es. Mit riesiger Anstrengung seiner gebrochenen Kräfte rafft sich der Unglückliche empor und richtet das Auge, das dem Tode schon vertraulich in das Antlitz sah, noch einmal auf das irdische Dasein. Vergebens! Die Blüten desselben sind für ihn verwelkt, was soll es ihm noch bieten? Kann und darf ein Sohn in seiner Lage die Mutter überleben? Sein Herz und sein Kopf antworten: nein; nach zwei misglückten Selbstmordversuchen gelangt er endlich durch Oeffnen der Adern in den Frieden ewiger Bewußtlosigkeit.

Diese übermenschliche, um nicht zu sagen unmenschliche Tragödie, die im December 1873 in München spielt, erzählt uns Adolf Wilbrandt, der Freund der beklagenswerthen Mutter und ihres noch bedauernswürdigern Sohnes, in der biographischen Einleitung zu der vorliegenden hinterlassenen Arbeit des letztern. Wem dränge die warm geschriebene Leidensgeschichte des armen Johannes Kugler nicht ins tiefste Herz; wer entsetzte sich nicht über den Misklang, womit ein grausames Geschick die Lebenssaiten so edel und groß angelegter Menschen zerriß? Wer könnte sich überhaupt entsinnen, jemals etwas Grauenvolleres gehört oder gelesen zu haben? Ja, Wilbrandt hat wol recht, seinen Bericht mit den Worten zu schließen: „Ich ende hier. Wer nicht mit ihm fühlt, für den habe ich nicht geschrieben, dem habe ich nichts mehr zu sagen."

Nach solcher Einleitung bringt selbstverständlich jeder Leser der Geschichte „Im Fegefeuer", in der Johannes Kugler als Egidius Wenzel sich selbst beschreibt und sich zugleich künstlerisch über sich selbst erhebt, das regste Interesse entgegen. Angesichts eines Buchs, in welchem eine Wirklichkeit, wie sie trostloser nicht gedacht werden kann, sich hülfesuchend mit der Dichtung zu verschmelzen trachtet, möchte die Kritik gern verstummen und dem Freunde des hingegangenen Verfassers, der mit seinem Herzblut diese Geschichte schrieb, das erste und letzte Wort lassen. Aber die Kritik muß reden!

Als Kunstwerk verdient „Im Fegefeuer" nach meinem Ermessen die ihm von Adolf Wilbrandt zuerkannte außerordentliche Bedeutung für unsere Literatur und den ihm zugesprochenen hohen Werth nicht. Völlig von jeder Rücksicht und Beziehung auf die biographische Einleitung losgeschält, also ganz objectiv betrachtet, macht die Geschichte auf mich ungefähr den Eindruck, den ich beim Anblick einer Statue, die einen auf Krücken gehenden Kranken darstellte, empfangen würde. Keine Kunst vermag körperliches Siechthum zu verklären, so sehr es auch unser Mitleid oder das Interesse des Arztes erregt. Viele Stellen des Buchs beweisen allerdings die geniale Begabung Johannes Kugler's. Niemand wird leugnen, daß

sein Egidius Wenzel ein geistreicher Mensch, ein ungewöhnlicher und edler Charakter ist; aber der zur Schau getragene Grabbe'sche Cynismus macht ihn unliebenswürdig und schmälert unsere Sympathie für ihn. Freilich ist es dem Helden der Geschichte nicht völlig Ernst mit seiner rohen Blasirtheit; er braucht sie als Maske, hinter der er ein weiches, liebebedürftiges Gemüth verbirgt; allein Verstellung, wenn auch aus dem schönen Motiv der Entsagung erklärt, bleibt Verstellung, und überdies wird der Leser nur schwer über die Befürchtung hinauskommen, daß ein so tief erkrankter Geist, der mit Selbstmordgedanken doch mehr als ein kindlich Spiel trieb, auch durch Klara's Liebe nicht mehr radical werde geheilt werden können. Ich wenigstens muß offen gestehen, daß ich ein leises Bedauern mit der sich hierüber täuschenden schönen Cousine des Egidius Wenzel empfand. Daß sich dieser äußerlich von der Natur vernachlässigte Mann so viel auf die Schönheit seiner Beine einbildet, ist ein Zug von männlicher Koketterie, der das ganze Gesicht arg entstellt. Eine derart ins Detail gehende Personalbeschreibung erscheint durchaus überflüssig.

4. Weihnachtsschnee und Frühlingsglanz. Eine stille Geschichte von Walter Reinmar. Braunschweig, J. H. Meyer. 1872. 16. 2 M. 25 Pf.

Brüderchen und Schwesterchen verirren sich in strengster Winterkälte im Walde. Um den einschlafenden Knaben vom Erfrieren zu bewahren, deckt ihn das Mädchen mit den eigenen Kleidern zu und stirbt den Opfertod der Liebe. Der aus dem Kriege mit Frankreich heimkehrende Vater besucht das Grab seiner heldenmüthigen Tochter. Lassen wir dem Verfasser eine Weile das Wort; er sagt:

In ihm auf quoll heißes Weh, als er des Mägdleins Opfermuth gedachte; es kam über ihn wie Geisterflug; wie Engelflügel umwehte es ihn, es war ihm, als grüße freundlich hernieder aus dem Blau seines Kindes selig verklärtes Antlitz. Unendliche Qual krampfte das Herz ihm zusammen und wie schwarzer Trauerflor legte es sich über seine Augen, der Sonne Glanz schien zu erblassen, der Blumen Farben zu verblühen. Da wehte ein sanftes Lüftchen heran ein weißes Blatt Papier. Das hüpfte von Blume zu Blume, hierhin und dorthin warf's der Wind; jetzt ruhte es auf des Grabes Saum, unter dem so viel Liebe schlummert —

Der Vater hebt nun das Blatt auf und liest ein tröstliches Gedicht, das ein wandernder Poet auf das ihm später vom Winde entführte Papier geschrieben.

Das Gedicht sowie die Erzählung athmen einen äußerst zarten Geist, eine entsagungsbegeisterte Stimmung, einen christlichen Sinn. Viele Stellen sind weihevoll wie ein Gebet, aber das Ganze in seiner halb epischen, halb lyrischen, sehr losen Form befriedigt den Leser doch nicht recht, wol deshalb, weil er in einem Kunstwerke — und ein solches will doch jede Erzählung sein — zunächst nicht religiöse Erhebung, sondern künstlerische Befreiung von jedem subjectiven Weh begehrt, weil er mit hinaufgetragen werden möchte auf jene Höhe objectiver reiner Anschauung, von welcher aus er in der Darstellung selbst der traurigsten Ereignisse das große Dichterwort bestätigt findet: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

5. Nicht Gold, nicht Edelstein. Novelle von Albert Stutzer. Sondershausen, Goedel. 1875. Gr. 8. 3 M.

Adolf Bachmann, ein deutscher Kaufmann, vermählt sich mit einem reichen Mädchen, auf dessen Hand ein französischer Abenteurer, Namens René Dulaine, sich Hoffnung machte. Der abgewiesene Freier droht dem glücklichen Paare furchtbare Rache und verschwindet. Nach vielen Jahren treffen sich die Nebenbuhler in England wieder. Bachmann hat Handschriften gefälscht und das Vaterland verlassen müssen. René Dulaine bringt ihn nun durch falsche Angaben ins Gefängniß und raubt ihm seine Kinder. Die letztern entrinnen aber seinen Anschlägen, wohlwollende Menschen nehmen sich ihrer an. Bachmann's Sohn Hugo erwirbt sich eine geachtete Stellung in einem großen Handelshause und die Liebe der stolzen Grace, der Tochter seines Chefs. Sobald sie jedoch erfährt, daß der Geliebte der Sohn eines Betrügers ist, wendet sie sich voll Abscheu von ihm ab. Eine hamburger Kaufherrntochter setzt sich über die mislichen Familienverhältnisse Hugo's leichter hinweg und wird seine Gattin. Die Schwester Hugo's, die blinde Klara, findet bei wohlhabenden edeln Quäkern eine zweite Heimat. Edwin, der einzige Sohn des Hauses, liebt sie, allein sie stirbt, nachdem sie vorher den Bruder und den Vater (der letztere rettet ihr bei einem Brande das Leben und büßt dabei das eigene ein) wieder gesehen hat.

Die Erfindung der Handlung läßt zwar eine gewisse Routine nicht völlig vermissen, doch erdrückt die Aeußerlichkeit der Begebenheiten die hier und da gemachten Anläufe, von innen heraus zu motiviren. Die Schilderungen aus dem Leben der Verbrecher und dem Treiben der berüchtigten falschen Handlungsfirmen in London, welche vor einiger Zeit die Leichtgläubigkeit einiger Kaufleute des Festlandes ausbeuteten, sind nicht originell und nur äußerst lose mit der eigentlichen Handlung verflochten. Der Stil leidet oft an Schwerfälligkeit; besonders macht der allzu häufige Gebrauch der Hülfszeitwörter, dieses ewige „war" und „hatte", sowie die zahllose Anwendung des Participium Präsens die Darstellung hart und unbeholfen, sodaß man stellenweise eine ängstliche Uebersetzung aus dem Englischen anstatt ein deutsches Buch zu lesen glaubt. Einzelne Episoden der Novelle sind dagegen nicht ohne Talent geschrieben, die Liebesscenen muthen durch frische, warme Empfindung an und lassen von dem Autor noch schätzenswerthere Leistungen als „Nicht Gold, nicht Edelstein" erwarten, wenn er der Vertiefung der Charaktere und der Sprache größere Sorgfalt zuwendet.

6. Kleine Erzählungen von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von Wilhelm Reinhardt. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 16. 6 M.

In der ersten Erzählung: „Maser", entwirft Goldschmidt mit sicherm Griffel und bis ins Kleinste liebevoll fleißiger Ausführung das Charakterbild eines alten, durch eine Erbschaft plötzlich reich gewordenen Juden, Simon Levi, in dessen Seele nun das lebhafte Pflichtgefühl, welches ihm gebietet, seinem Bruder die „Maser" zu schenken, mit der angeborenen Habsucht streitet. Nach dem alten Gesetze muß nämlich der fromme Israelit ein Zehntel seines Erwerbs, die „Maser", freiwillig den Armen geben. Noch heutigentags sollen sehr viele Juden dieser rein moralischen Vorschrift nachkommen. Wirklich ergötzlich und humoristisch ist es, mit welchen Spitzfindigkeiten der geizige Simon Levi sein mahnendes Gewissen täuscht und dem Bruder die „Maser" vorenthält, und recht erbaulich, wie

er, durch die gefährliche Krankheit seiner Schwester erschreckt, endlich der guten Stimme in seinem Innern gehorcht und nun des wahren Friedens und Glücks theilhaftig wird. Der einfache Gegenstand ist mit künstlerischer Meisterschaft behandelt.

Die zweite Erzählung: „Fliegende Post", gleicht einer anmuthigen Seifenblase, der wir eine Weile zusehen, ohne mehr an sie zu denken, wenn sie zerplatzt ist. Ein junger Assessor wirft in sentimental-lustiger Laune einen Liebesbrief an eine erträumte Geliebte zum Fenster hinaus, der Wind führt das Blatt einem schönen Mädchen zu, das nach Jahren wirklich die Gattin des sonderbaren Schwärmers wird. An den Ernst der Gefühle dieses so seltsam vereinigten Paars können wir freilich nicht glauben, der muthwillige Zufall spielt die Hauptrolle.

Die folgende Erzählung: „Rache", verdient kaum die Ehre der Uebersetzung in unsere Sprache. Der reiche Agent Belding stellt der Tugend einer Kaufmannsfrau nach; sie weist ihn ab, wird aber von der ungerechten Welt für schuldig gehalten und stirbt aus Gram darüber. Der Witwer beschließt sich zu rächen; sein Respect vor dem Mammon ist aber so groß, daß er sich gegen Belding nichts zu unternehmen getraut, solange er nicht reicher ist als dieser. Nach Ablauf vieler Jahre kehrt der Witwer als Krösus von Californien zurück; jetzt fühlt er sich stark genug, den unlöschlichen Rachedurst zu befriedigen. Es handelt sich nur noch darum, wie er am sichersten zum Ziel gelangen kann. Die Sache ist ziemlich schwierig, weil sein Sohn die Tochter Belding's liebt. Nach vielem Nachdenken räth der treue Witwer seinem Sohne, die Geliebte heimlich zu entführen. In der Meinung, die jungen Leute seien schon über alle Berge, tritt er vor den gehaßten Belding, um ihn durch die Kunde von der Flucht seiner Tochter niederzuschmettern. Doch die lang aufgesparte Wiedervergeltung nimmt den kleinlichsten und kläglichsten Verlauf. Die Liebenden haben im letzten Augenblicke den Muth zur Flucht verloren und strafen durch ihr Erscheinen den Racheschnaubenden Lügen. Der lächerlich gewordene Witwer versöhnt sich mit Belding, und beide Väter segnen den Bund der Kinder.

Eine tiefe Empfindung für das Geheimnißvolle und Wunderbare im Walten der Natur spricht aus der folgenden, an eine Sage sich anlehnenden Erzählung „Bergnebel". Da werden die seltener in unserm Innern erklingenden Saiten von kundiger Hand in Schwingung versetzt, die eigenthümlichsten Seelenstimmungen erzeugt, traumvergessenes Insichselbstversenken, halbbewußtes Ahnen, die Gabe des zweiten Gesichts, welche den Schleier lüftet, der das Ewige von dem Zeitlichen scheidet. Doch entbehrt diese Art von Poesie, wie der Nebel selbst, jedes festen Kerns; wir wissen nichts damit anzufangen und sehnen uns aus diesem trüben Dämmerscheine fort in das Licht des Tags. Oder interessirt sich jemand noch ernstlich für eine Rittersfrau, die dem Singen und Klingen in See, Luft und Erde so lange lauscht, bis sie die Ruhe des Herzens einbüßt? Nun, der mag mit ihr, voll Sehnsucht nach etwas Besserm, als die Wirklichkeit gewähren kann, ins Gebirge zu dem „singenden Steine" wandern. Dort erscheint zur Wonne unbefriedigter Frauenherzen „der Gesang in Menschengestalt", ein schöner Jüngling, und führt die Bezauberten in sein herrliches Luftschloß. So geschah der Frau des Ritters, aber sie mußte es theuer büßen, denn der Gatte brach den Zauber und nahm sie mit sich zurück auf seinen Stammsitz. Sie jedoch, die mit Geistern gelebt hat, findet kein Genügen mehr am Irdischen und stürzt sich wahnsinnig in die Flammen der brennenden Burg.

Das Gebaren ihres Sohnes ist noch wunderlicher und unfaßlicher; er zieht — ein verkörperter Bergnebel — zwischen Wald und Wiese hin und her, von ewig getheiltem Sehnen nach den Geistern, die im Schatten der Bäume hausen, und nach den Menschentöchtern, die draußen in den offenen Thälern wohnen, gepeinigt. Keine Kunst der Darstellung ist im Stande, diese überphantastische Romantik wieder in unserer Literatur einzubürgern. Wir modernen Menschen stehen mit der größern Hälfte unsers Bewußtseins über oder doch außerhalb der unbewußten Natur; mit Koboldeu, geisterhaften Wesen u. s. w. ist uns nicht mehr leicht beizukommen. Wir sind — oder wir bilden uns wenigstens ein, es zu sein — die Herren vieler Kräfte der Natur, der unbezwingbar gebliebene Rest schreckt uns nicht mehr in dem Grade, daß wir ihm als etwas Uebersinnlichem uns auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Wir nennen den Verstand, der, statt die Räthsel der Natur zu lösen, sich blindlings einer eingebildeten Geisterwelt unterwirft, krank.

Im „Postwagen", den uns M. Goldschmidt in seiner nächsten Erzählung besteigen läßt, unterhalten wir uns vortrefflich mit drei an Anekdoten unerschöpflichen Juden. Ganz köstlich ist die Geschichte des Mannes, dem der Prophet Elias im Namen Gottes einen Wunsch erfüllen darf und der sich nun nichts anderes erbittet, als daß er Zuneigung finden möge bei allen, die aus dem Brunnen der Stadt trinken. Die Verwickelung ist ebenso einfach als witzig, die Lösung lehrreich.

Die Erzählung „Das Echo" entrollt vor uns die herrlichsten Naturbilder an der Meeresdüne mit jener Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, deren nur ein Dichter fähig ist. Die Handlung dagegen watet im Dünensande recht mühsam vorwärts, und niemand darf es der Leserin verübeln, wenn sie die zahllosen Bibelcitate des Schullehrers Mortensen überschlägt, um endlich zu erfahren, daß und auf welche Weise der wackere Paul und die hübsche Ais Mann und Frau werden.

Bei etwas mehr kritischer Auswahl wäre die Uebertragung der Goldschmidt'schen Werke ins Deutsche nur zu loben. Die vorliegende Uebersetzung, wol in dem pietätvollen Streben, die Originalität des Stils nicht zu verwischen, bedient sich manchmal undeutscher Wörter, so z. B. des Ausdrucks „Unübereinstimmung" als Gegensatz von „Uebereinstimmung". Manche Stellen hätten einer größern Feile bedurft, so z. B.: „sie konnte nicht zu einer Gewißheit darüber kommen, ob dem wirklich so war, oder ob es ihr nur zu sein schiene; denn wenn es ihr auch als die entschiedenste Wirklichkeit erschien, schien es ihr doch an und für sich" u. s. w.

7. Aus Wäldern und Bergen. Stille Geschichten von P. K. Rosegger. Braunschweig, Westermann. 1875. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Wie nur wenige neuere Schriftsteller blickt Rosegger mit verständnißklarem Auge in die großartige Alpennatur.

Gleich vertraut mit ihrer reichen Anmuth, mit ihrer Frische, mit der nachhaltigen Gewalt ihrer Schönheit wie mit ihren Schrecken und ihrer erhabenen Einsamkeit, versenkt sich Rosegger liebevoll in den stillen und doch von Leidenschaften bewegten Lebensgang der kräftigen und trotzigen Bergbewohner. Vor den erstaunten Lesern läßt er die schweigsamen und dabei tieffühlenden einfachen Menschen bald ein Idyll, bald ein fesselndes Schauspiel, bald eine erschütternde Tragödie aufführen. Es sind meist volle, ganze Menschen, die aus sich heraus handeln und keines Souffleurs bedürfen. Ich ziehe die Geschichten, in welchen er inmitten einer mächtig ergreifenden Bergscenerie den Menschen im Kampfe mit der Natur zeigt, seinen Schilderungen aus der Sphäre der höhern Gesellschaft bei weitem vor. Je näher seine Gestalten der Natur selbst stehen, je weniger die Cultur sie beleckt hat, um so besser eignen sie sich zum Modell für den vortrefflichen Seelenmaler, um so sprechend ähnlicher wird sein Bild. Aus den verwittertsten, starrsten Gesichtern liest er die rührendsten Geheimnisse heraus, in der verlassensten Hütte findet er einen reizenden Vorwurf für eine Erzählung, der sprödeste Stoff gewinnt unter seiner Künstlerhand eine angemessene, weiche und warme Form. Die leise Trauer, der Mollaccord, welcher seine Darstellung durchzieht, erhöht unsere Empfänglichkeit, denn diese leise Wehmuth ist ein wesentlicher Grundton des Dichters und durchaus keine schwächliche Sentimentalität. Mit ungemeinem Geschick nimmt Rosegger in seine Geschichten den würzigen Waldhauch, den blauen Duft der Berge mit hinüber; wir hören, wenn er es will, den Nachhall des Gewitters, das Brausen des Gießbachs, den Donner der Lavinen, wir unterliegen dem vollen eigenthümlichen Zauber des an Naturereignissen unerschöpflichen Schauplatzes. Zuweilen erscheinen die den Naturkindern zugeschriebenen Empfindungen zu fein, weil sich derselben in solcher Zartheit doch nur hochgebildete Menschen bewußt werden können; doch äußern sich diese vielleicht zu subtilen Gefühle in Wort und Geberde genau so, wie jene einfachen Gemüther sie ausdrücken würden, wenn sie so fühlten, und wir dürfen Rosegger nicht einmal anklagen, daß er übertreibe; denn er steigert dadurch seine Individuen zu typischen Gestalten, indem er den absonderlichsten Menschenexemplaren einen allgemein menschlichen Zug läßt, den er recht hell beleuchtet. So bleibt er, auch wo er absichtlich über die Wirklichkeit hinausgeht, doch wahr, ähnlich wie ein Lied nicht falsch wird, wenn es mit höherer Stimmlage, als ursprünglich vorgeschrieben ist, ertönt.

Den nähern Inhalt der „Stillen Geschichten“ will ich lieber nicht verrathen; die Mühe des Selbstlesens lohnt sich bei ihnen reichlich.

8. Vom Wege. Skizzen von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1874. 16. 2 M. 25 Pf.

> Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
> Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide;
> Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
> Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
> Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig u. s. w.

Ebenso leichtfertig und oft sehr ungerecht urtheilt die menschliche Gesellschaft, die in diesem Punkte ewig jung zu bleiben scheint, über ganze Stände und Berufsklassen, deren Anschauungen und Sitten nicht völlig mit dem herrschenden Moralgesetz und den Gewohnheiten der tonangebenden Mehrheit übereinstimmen. Die Menschheit ist ihrem Wesen nach immer dieselbe. Was uns an andern, die einem von dem unsern verschiedenen Broterwerb nachgehen, so befremdlich und häufig unangenehm berührt, ist nichts anderes als das Product der menschlichen Natur und der gegebenen Verhältnisse. Müßten wir z. B. mit dem Schauspieler, dessen Eitelkeit und Empfindlichkeit wir bekritteln, oder mit dem Commis-voyageur, dessen Großsprecherei und laute Stimme uns lästig fällt, unsere Lebensstellung tauschen, so würden sich in und an uns bald, mehr oder minder deutlich ausgeprägt, jene getadelten Eigenschaften entwickeln, und bei jenen würde bald diese oder jene Schwäche, die uns anhaftet, hervortreten. Dennoch besitzt das lieblose Vorurtheil eine ungeheuere Macht; gegen die öffentliche Meinung, die nur zu oft ihren allgemeinen Bannfluch ohne ernstliche Ueberlegung ausspricht, gibt es im alltäglichen Leben keinen wirksamen Schutz.

Um so größeres Verdienst erwirbt sich der Denker und Schriftsteller, welcher sich der gekränkten Mitglieder der Menschheit annimmt, der voreiligen Verdammung öffentlich entgegentritt, für die Verkannten, Verachteten und Armen eine Lanze bricht und uns auf unsere Pflicht aufmerksam macht, jeden einzelnen Fall vorher zu prüfen, ehe wir das allgemeine Urtheil, das wir bisher gedankenlos gelten ließen, darauf anwenden.

Ada Christen sucht uns in den vorliegenden Skizzen „Vom Wege“ zu überzeugen, daß unter den Angehörigen jener geächteten Stände und Erwerbsarten viel mehr Hochherzigkeit, feines Empfinden und Pflichttreue zu finden ist, als wir zu glauben geneigt sind. Aus diesem Grunde frappiren uns die Helden dieser Skizzen von vornherein, sie sind als Ausnahmsgestalten von der Alltagsregel recht pikant. Dazu ist die Zeichnung kühn und sicher; trotz der allzu abgerissenen Form besitzen diese Bilder noch genug wesentliche Züge, um einen augenblicklichen Effect zu erzielen. Warum keinen dauernden? Weil doch zu viel bewiesen werden will, indem in sämmtlichen Skizzen die von der guten Gesellschaft geringgeschätzten Menschen als tugendhafte Dulder, als Engel, die durch Geburt, Besitz und Bildung hochgestellten als lasterhaft oder sehr charakterschwach, als Teufel dargestellt sind. Dadurch wird die Wahrheit aber beleidigt, denn ein gewisser Wohlstand ist die Basis der Bildung und veredelt und bessert den Menschen, während Noth und Elend ihn roher macht und moralisch eher verwildern läßt. Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, Ada Christen sei ebenso vorurtheilsvoll gegen die bevorzugten Klassen, wie diese es leider häufig gegen die niedern sind, allein ich kann die Behauptung nicht unterdrücken, daß ihre Skizzen den Leser viel mehr ergreifen und überzeugen würden, wenn sie neben die mit sichtlicher Vorliebe und edler Menschenfreundlichkeit aus der Tiefe hervorgeholten Lichtgestalten auch hier und da eine ehrenwerthe Figur aus der Höhe der menschlichen Gesellschaft stellen möchte. In der jetzigen, socialdemokratisch einseitigen Behandlung eines ethischen Stoffs erkennen die Leser doch zuweilen, daß das leuchtende Roth der moralischen Gesundheit auf den Wangen der Helden und Heldinnen dieser Skizzen eine aufgelegte Schminke ist.

Es wäre schade, wenn das Talent Ada Christen's sich verleiten ließe, in die starre Manier eines engen Genre zu verfallen.

9. Hans un Grethen. Vertelln von Th. Piening. Altona, Verlags-Bureau. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn wir auch einen Spielraum zugeben, so müssen doch Form und Inhalt eines Kunstwerks in einem gewissen Größenverhältniß zueinander stehen. Ein niederländisches Genrebild mit überlebensgroßen Figuren würde uns nicht zusagen. In gleicher Weise schwächt sich in der schönen Literatur die Wirkung eines an sich noch so unterhaltenden Vorgangs sehr ab, wenn er anstatt in einem Gedichte oder einer kleinen Novelle uns in einem 120 Seiten langen Buche mitgetheilt wird. Der Hans der holsteinischen Dorfgeschichte, welcher nie den Muth findet, seiner Grethe zu sagen, wie lieb er sie hat, spannt unsere Geduld doch zu sehr auf die Probe. Wollte er sich 60 Seiten früher in den Sack stecken, dessen unbekannten Inhalt fürs ganze Leben bei sich zu behalten die Grethe sich verpflichtet, so wäre unsere Freude an der von echtem Humor zeugenden Darstellung doppelt so groß. Die schüchternen, ja fabelhaft blöden Liebenden brauchten dann in ihrer Verlegenheit nicht so viel Trauben zu essen, daß sie anstandshalber beiseitegehen müssen. Eine größere Knappheit wäre um so wünschenswerther, als der Dialekt uns ohnehin schneller als das Hochdeutsch mit der Localität der Handlung vertraut macht und andererseits die mühevolle Aufmerksamkeit des nicht landsmännischen Lesers in Anspruch nimmt. Ich halte, im Widerspruch vielleicht zur herrschenden Mode und zum Geschmack vieler Leser, den Dialekt in der Prosa nicht für berechtigt. Im Gedicht eignet er sich gewiß zur getreuen Abspiegelung der besondern Gefühlsweise und nationaler Sondereigenthümlichkeiten, auf dem engen Bühnenraum versetzt uns in Bauernkomödien der Gebrauch der Mundart schneller an Ort und Stelle und in die richtige Stimmung; im Roman aber ist Raum und Zeit genug, durch die Schriftsprache die seltsamsten Charaktere und Verhältnisse treu und deutlich zu schildern.

10. Geistergeschichten aus neuerer Zeit, erzählt von Meta Wellmer. Nordhausen, Förstemann. 1875. 8. 2 M.

Der Glaube an Gespenster ist dem Absterben nahe; Geistergeschichten bedürfen heutzutage einer Art Rechtfertigung und Entschuldigung. Die Erzählerin der vorliegenden beruft sich hauptsächlich auf Schopenhauer. Diese Berufung ist insofern keine glückliche, als der große Zweifler im Gebiete des natürlichen Magnetismus, Somnambulismus und der Magie sehr leichtgläubig war. Sein „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt“ (vgl. „Parerga und Paralipomena“, 3. Aufl., Bd. 1) stützt sich mehr auf geistreiche Dialektik und bewunderswerthe dichterische Combinationsgabe, als auf wissenschaftlich untersuchte und begründete Thatsachen. Allerdings will er die Möglichkeit der Existenz von Geistern darthun, allein gerade die angeführte Abhandlung betont, daß alle Gespenstererscheinungen eine Thätigkeit des mystischen Traumorgans, daß wir also selbst die Werkstätte sind, in der die Geister erzeugt werden. Nach Schopenhauer vernichtet der Tod das Individuum gänzlich und für immer. Wie schön spricht er diesen Hauptpunkt seiner Lehre aus: „Der Tod ist ein Schlaf, in welchem die Individualität vergessen wird; alles andere erwacht wieder, oder ist vielmehr wach geblieben.“ Der Glaube, daß die Geister von Abgeschiedenen ein selbständiges, von unserer Anschauung unabhängiges individuelles Dasein leben, ist mit dem System der Schopenhauer'schen Philosophie unvereinbar.

Was die mit dem zweiten Gesicht wirklich oder angeblich Begnadigten bisjetzt an werthvollen Erkenntnissen oder Wahrheiten erschaut, ist null und erweckt keine Hoffnung, auf diesem Wege jemals das menschliche Wissen über das Sinnlich-Wahrnehmbare hinaus bereichert zu sehen. Mag sein, daß der Spruch: „Das Geisterreich ist nicht verschlossen, dein Sinn ist zu“, recht hat; die moderne Welt antwortet nur: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Weil eben die Wissenschaft, seit sie den Wahrsagern, Somnambulen und Geistersehern genauer auf die Finger sieht, Betrug, Selbsttäuschung oder Krankheit als die Ursache des Hereinragens des Geisterreichs in die reale Welt der Erscheinung nachgewiesen hat, vertraut unser Jahrhundert lieber dem klaren wachen Verstande als der Hellseherei des schlafenden. Von dem letztern wird nie die Aufklärung der die Menschheit ewig quälenden metaphysischen Räthsel kommen.

Je ungläubiger ich mich gegen alle Geistergeschichten verhalten muß, desto dringender gebietet die Pflicht, die große Mäßigkeit und Objectivität der Erzählerin dieser Geistergeschichten anzuerkennen. Bieten auch ihre Mittheilungen der Wissenschaft keinerlei Anhaltspunkte, so macht sie auch keine Propaganda für den Geisterglauben und sucht die geehrten Leserinnen nicht durch recht schauerlichen Vortrag zum „Gruseln“ zu bringen.

11. John Jago's Geist. Erzählung von Wilkie Collins. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 1875. Gr. 16. 3 M.

Einsteigen, nach Amerika! Da sind wir schon zur Stelle und zwar auf der Farm des Mr. Meadowcroft in Morwick. Aufrichtig gestanden, möchten wir am liebsten gleich wieder nach Hause reisen, denn der Farmbesitzer lebt sehr schlecht mit seinen beiden Söhnen, weil er einem unheimlichen Menschen, dem Verwalter Jago, mehr Vertrauen als ihnen schenkt. Die sehr verblühte einzige Tochter des Mr. Meadowcroft liebt diesen Jago heimlich, welcher seinerseits die liebliche Naomi Coolebrook mit seiner glühenden Neigung verfolgt. Wegen dieser Naomi, einer Verwandten der Meadowcrofts, bleiben wir in dem von Haß und Zwietracht erfüllten Hause; sie hat es uns, wie dem jüngern der Söhne, der sich mit ihr verlobt, angethan. Wir sind nun Zeuge einer gesucht eingeleiteten, unnatürlich fortgeführten und unerquicklich sich lösenden Criminalgeschichte. Jago verschwindet, die jungen Meadowcrofts gestehen, ihn ermordet zu haben; da erscheint er plötzlich in stiller Nacht bei Naomi und erklärt, daß er den zum Tode verurtheilten Bräutigam um den Preis ihrer Liebe retten wolle. Sie weist ihn ab, er droht, wieder auf ewig zu verschwinden — die beiden unschuldigen Meadowcroft sind verloren. Da treten wir aus dem Hinterhalt hervor und nehmen Jago gefangen. Zum Schluß heirathet Naomi den jungen Mann, mit dem wir in Gedanken nach Amerika gereist sind.

Die Lektüre dieses Buchs erregt ungefähr das Gefühl,

als ob man in einem Eisenbahnwagen über der Achse sitzend auf recht ausgefahrenen Schienen dahinsauste. An Leib und Seele zerstoßen und zerrüttelt steigt man aus, mit dem zweifelhaften Trost, zum Vergnügen gereist zu sein. Der Leser aus Liebhaberei kann sich helfen, er braucht die Stationen nicht alle abzufahren. Die Kritik aber muß mit, und ginge es auch in eine Wüste; vielleicht kommt eine liebliche Oase, die nicht übersehen werden darf. Leider ist in dem Gebiete, durch das uns der berühmte englische Schriftsteller, dem wir manch unterhaltendes Werk verdanken, diesmal führt, eine solche nicht zu entdecken. Zur Uebersetzung von „John Jago's Geist" lag kein literarisches Bedürfniß vor.

Friedrich Karl Schubert.

Neue Lustspiele.

1. Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. Zweiter Theil: Der verlorene Sohn. — Der Raubritter oder Adelheid von Staudenbühel. Oldenburg, Schulze. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es war im allgemeinen wol ein glücklicher Gedanke, als sich Karl Engel auf das Feld der Puppenkomödie begab und dort zu sammeln suchte, was sich des Aufhebens werth erwies; glücklich zunächst insofern, als dieses Feld zu den abgelesenen wenigstens nicht gehört. Als er obenein beim ersten Griffe mit einem so interessanten Funde wie mit dem im ersten Bändchen veröffentlichten „Doctor Johann Faust" seine Sammlung einleiten konnte, da durfte er sich der Theilnahme weiterer Kreise von vornherein versichert halten. Er hatte mit diesem Volksschauspiele und mit der geschichtlichen Einleitung dazu selbst der gelehrten literarischen Welt einen Lockbissen hingeworfen, den sich diese, wenn auch nicht der Sache, doch des Stoffs wegen sicher nicht entgehen lassen durfte.

In dem vorliegenden zweiten Bändchen befinden sich die beiden Stücke „Der verlorene Sohn" und „Der Raubritter oder Adelheid von Staudenbühel"; beide wären, wie der Herausgeber bemerkt, ebenfalls wie „Doctor Faust" nicht ursprünglich für die Puppenbühne geschrieben, sondern erst später auf diese übergegangen. Inwieweit diese beiden Stücke mit dem „Doctor Faust" hinsichtlich des Interesses bei der gelehrten literarischen Welt concurriren können, wollen wir nicht weiter untersuchen; interessant sind auch sie, aber sie bieten doch eigentlich nichts Neues. Das gilt vornehmlich von dem zweiten, dem Ritterschauspiele „Der Raubritter", einem Drama, wie sich solche in jedem Handbuche der ältern dramatischen Literatur dutzendweise verzeichnet finden, ohne daß man jetzt noch viel Aufhebens davon macht. Denn bei dieser Sorte von Stücken thut es nicht das einzelne Stück, sondern die ganze Gattung.

So gewiß diese Reste volksthümlicher Literatur ein gewisses Recht auf Conservirung, wenn auch zumeist wol nur im Spiritus eines literarischen Curiositätencabinets besitzen, so gewiß sind sie vollständig einflußlos auf die Entwickelung, auf den lebensfähigen Geist unserer modernen Schaubühne; sie können daher nur ein antiquarisches Interesse erregen. Ob dieses groß genug sein dürfte, um die auf sie verwendete Sammler- und Forschermühe zu rechtfertigen oder zu belohnen, darüber kann man entgegengesetzter Ansicht sein. Nach den uns vorliegenden Proben dürfen diese Puppenkomödien keineswegs für aus dem Volksgeiste geborene Producte der Poesie gelten. Wer will sagen, wie viel von dem, was in ihnen den Forscher als eigenthümlich reizt, was ihm als Ausdruck des Volksgeistes gilt, wie viel von den Varianten, die sich in den verschiedenen Bearbeitungen desselben Stoffs vorfinden können, der Zufall, die größere oder geringere Unbildung der Komödienprincipale verschuldet hat! Doch genug mit diesem unserm leisen Bedenken, mit welchem wir nicht gegen die Hoffnung, in der Puppenkomödie vielleicht noch einmal auf den wirklich wahren Urtext des „Doctor Faust" zu stoßen, anzukämpfen suchen.

Einige Bemerkungen des Herausgebers in der Vorrede verdienen noch Beachtung. Ueber den Ursprung des Textes der alten Volksstücke sei kein Puppenspieler im Stande, nähere Auskunft zu geben. Einer schreibe vom andern ab, und wer sich berufen glaube, Verbesserungen anbringen zu müssen, ändere Worte, Redesätze und ganze Scenen nach Belieben, wodurch die Varianten ihre natürliche Erklärung fänden. Merkwürdig sei eine gewisse Geheimthuerei aller Puppenspieler, wenn man nach dem Herkommen ihrer Stücke forsche. Es habe sich so vererbt, oder er habe es von einem Collegen abgeschrieben: das sei alles, was man über irgendein Stück erfahren könne. Wir glauben das sehr gern, da die Puppenspieler guten Grund haben mögen, ihre Handschriften wie Heiligthümer festzuhalten. Mit ihrer Geheimthuerei aber, meinen wir, ist es nicht weit her. Sie thun weniger geheim, als daß sie sich über die Frage des Forschers verwundern. Eine Frage nach ihrem Manuscripte mag ihrer Ansicht nach so ziemlich der Frage nach des Großvaters blauem Rocke gleichkommen.

2. Zu Befehl Herr Lieutenant! Schwank in einem Act von Julius Schröder. Berlin, Lassar. 1874. 8. 2 M.
3. Der einzige junge Mann im Dorfe. Komische Soloscene von O. Mylius. Berlin, Lassar. 1874. 8. 2 M.
4. Ein amerikanisches Duell. Lustspiel in einem Act von G. von Moser. Berlin, Lassar. 1874. 8. 2 M.
5. Er macht Visite. Lustspiel in einem Act von Max Bauermeister. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 75 Pf.
6. Das Haustheater. Sammlung von Lustspielen und Soloscherzen mit einfacher Scenerie und wenig Besetzung für Dilettantenbühnen. Herausgegeben von Edmund Wallner. Erster Band. Erfurt, Bartholomäus. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Verheirathet aus Rache. Lustspiel in drei Acten nach dem Französischen von Th. Rose. Berlin, Hayn's Erben. 1874. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.
8. In der elften Stunde. Historisches Lustspiel in vier Aufzügen von G. de Grahl. Altona, Verlags-Bureau. 1873. 8. 1 M. 50 Pf.
9. Ein Geschäftsfreund. Lustspiel in einem Act von G. de Grahl. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 75 Pf.
10. Auf dem Wasser. Lustspiel in einem Aufzuge von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 1 M.
11. Prinzessin Dornröschen. Weihnachtskomödie mit Gesang und Tanz in fünf Aufzügen (Bildern) nach dem gleich-

namigen Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 3 M.

12. Der Geist der Berge. Weihnachtskomödie in fünf Abtheilungen und einem Vorspiele von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 3 M.

Vieler Worte bedarf es bei der Mehrzahl dieser Stücke nicht; sie ist mit der Bezeichnung Mittel- und Dutzendwaare hinlänglich kritisirt.

Die ersten drei zählen zur Bloch'schen „Theater-Correspondenz", die beiden folgenden zu Wallner's „Schaubühne", beziehentlich „Haustheater"; das darauffolgende bildet Nr. 286 von Both's „Bühnenrepertoire des In- und Auslandes", und die letzten fünf sind Pfleglinge von Görner's „Deutschem Theater". Wir haben diese vier Sammlungen in d. Bl. schon wiederholt charakterisirt; auf eine weitere Beleuchtung verzichten wir, da wir doch schwerlich im Stande wären, den Schatten, welcher ihnen folgt, annehmlicher zu machen.

Aus der Bloch'schen „Theater-Correspondenz" hat uns am meisten Moser's „Ein amerikanisches Duell" (Nr. 4) angemuthet, weniger durch Originalität der Erfindung, mehr durch das dramatische Geschick, mit welchem der beliebte Autor den Stoff zu behandeln und abzuschließen wußte. Auch Schröder's „Zu Befehl Herr Lieutenant!" (Nr. 2) enthält zu seinem Vortheile einige sehr drollige Scenen, gibt aber mit der Figur des Füsiliers Hans Taps nur eine Copie einer sprichwörtlich gewordenen Prachtfigur der Reuter'schen Muse. Derartige Soloscenen wie Mylius' „Der einzige junge Mann im Dorfe" (Nr. 3) könnten aber sicherlich ohne Nachtheil für die Bühne endlich auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

Nicht blos äußerlich, in der Ausstattung, sondern auch innerlich bewahrt Wallner's „Allgemeine Schaubühne" eine gewisse anständige Haltung; das kleine Lustspiel von Bauermeister: „Er macht Visite" (Nr. 5), darf schon für ein Halbstündchen passiren. Auch Wallner's „Haustheater" (Nr. 6), ein Pendant zur vorigen Sammlung, bietet mit den Namen Wehl, Georg Horn, Batz u. s. w. Gewähr für eine anständigere und feinere Unterhaltung. Der vier ersten Stückchen des vorliegenden ersten Bandes: „Ein reizender Abend" von Horn, „Die Biographie der Künstlerin" von Batz, „Im Seebade" von Horn und „Der erste April" von Mathilde Raven, erinnerten wir uns aus Wallner's „Schaubühne"; von den drei andern, gleichfalls in der „Schaubühne" einzeln veröffentlicht, nämlich „Ein Pionnier der Liebe" von Wehl, „Im Regen" von Jonas und „Königin Isabella" von G. Fischer, fesselte uns das Stückchen des bewährten Dramatikers und Bühnenleiters Feodor Wehl am meisten.

Alle diese deutschen Stücke werden in der Technik leider weit überboten durch das dreiactige „Verheirathet aus Rache" (Nr. 7), nach dem Französischen von Rose. Es ist erstaunlich, mit welcher Kühnheit und Sicherheit selbst ein untergeordneter französischer Dramatiker seinen Stoff anzugreifen und zu bewältigen weiß! Freilich sagen wir damit zur wahren Ehre der dramatischen Kunst nur sehr wenig, und wir sind auch keineswegs gewillt, mit dem „leider" auf eine Nacheiferung bei unsern deutschen Dramatikern hinzuwirken. Wenn auch nicht in der Grundidee, so doch in einzelnen Uebergängen und Motivirungen streift das französische Stück an die „Bezähmte Widerspenstige". Eine Vergleichung beider Stücke liegt uns selbstverständlich fern, da bei dem Franzosen nicht mehr die Poesie, sondern die Routine, die Mache den Sieg davonträgt. Traurig ist es um die Kunst bestellt, welche nur auf dieser Routine balancirt; traurig aber auch um ein Publikum, das einen solchen Kunstgenuß einem Stündchen in frischer freier Luft vorziehen möchte!

Mit dem größern historischen Lustspiele von G. de Grahl: „In der elften Stunde" (Nr. 8), wären wir schon einverstanden, wenn uns nur nicht die Tendenz befremdete. Zweifelhaft wenigstens, ob gerade Karl XII. von Schweden, der König-Narr, wie ihn Johannes Scherr, wenn auch wol etwas übertreibend, nennt, die geeignete Persönlichkeit ist, Deutsche, und wären diese auch ein Gouverneur von Dresden und ein Feldmarschall des sächsischen Heers unter August dem Starken, Mores zu lehren. Befremdlich ist dieser Patriotismus, der da, wenn auch kleinstaatlich gesinnten, intriguanten, geckenhaften Landsleuten, doch immerhin Deutschen die Ehre nimmt, um damit einem fremden, tollkühnen Fürsten Popularität zu gewinnen! Uns will diese Art, Schattenseiten früherer deutscher Geschichte ans Licht zu ziehen, doch als hinausgehend über das erlaubte Maß historischer Unparteilichkeit dünken. Jedoch in diesem größern wie in dem kleinern Lustspiele „Ein Geschäftsfreund" (Nr. 9) erweist sich der Autor wohlerfahren in den Erfordernissen der modernen Bühne.

Freilich ragt er mit seinem Vermögen an den Matador
Görner nicht hinan, welcher in dem einactigen Stück
„Auf dem Wasser" (Nr. 10) und in den beiden Weihnachts-
komödien „Prinzessin Dornröschen" (Nr. 11) und „Der Geist
der Berge" (Nr. 12) in complicirter Scenerie das Unglaub-
liche leistet, schwerlich aber zum Vortheile der Kunst. Wir
sind es müde, über diese Bearbeitungen der Märchenstoffe
noch etwas Besonderes zu sagen. Wir haben schon ge-
legentlich des „Aschenbrödel" und des „Snewittchen" etwas
den Kopf geschüttelt und werden durch diese beiden nach-
folgenden Komödien in unserer Ansicht nur bestärkt. Uns
will es keineswegs unbedenklich dünken, jugendliche Ge-
müther, auf welche diese Komödien doch gerade berechnet
sind, mit solchem Mischmasch von Realität und Phanta-
sterei und verschiedener politischer, religiöser und philoso-
phischer Principien anzufüllen. Es gehört eine unglaub-
liche Naivetät dazu, die Welt glauben machen zu wollen,
alles, was sich auf dem Gebiete des Märchens nachbilden
lasse, sei im Geiste gesunder Volkspoesie oder gar aus
dem Geiste gesunder Volkspoesie geflossen. Das Wahre
an der Sache ist, daß sehr viele Märchengebilde ihren
Ursprung nur in kranken Hirnen gefunden haben können.
Die unglaubliche Geringschätzung der einfachsten psychia-
trischen Wahrheiten seitens vieler unserer Kritiker und
Dichter verschuldet, daß höchst nüchterne und prosaische
Menschen, die mit ihrer Phantasie an die Schaffenskraft
eines von Hallucinationen Befallenen gar nicht hinanreichen,
unter der Firma dichterischen, beziehentlich dramatischen
Schaffens sich berufen glauben, derartige außergewöhnliche
Gebilde ihres ursprünglichen Kleides zu berauben, und sich
auf ihre Verballhornung etwas zugute thun. Es wird
in der Gegenwart so häufig über den Pessimismus i
modernen philosophischen Systemen geklagt. Meinen un

etwa die dramatischen Dichter dem Optimismus zu dienen, indem sie der Jugend, den naiven Unreifen, Reiche vorzaubern, wie sie nicht existiren? Man versetzt durch die übermäßige Pflege des Märchens auf der Bühne das kindliche Gemüth nur zu leicht in einen Zustand der Täuschung, welcher zeitlebens, wenn auch nicht gerade gefährliche, doch nachtheilige Folgen nach sich ziehen kann. Vielleicht überwindet gerade das zarteste Kindesherz den Widerspruch zwischen dem süßen Zauberreiche des Märchens und der nackten Wirklichkeit am schwersten.

13. Kaiser Joseph II. und die Schusterstochter. Historisches Volksschauspiel in vier Bildern von Heinrich Jantsch. Leipzig, Reclam jun. 1874. 16. 20 Pf.

Dieses Volksschauspiel trägt ein speciell wienerisches Gepräge. Zum größten Theile im Dialekt geschrieben, mit Ausdrücken, welche nur ein Oesterreicher zu würdigen vermag, gesättigt, verzichtet es wol von vornherein auf eine Verpflanzung auf norddeutsche Bühnen, oder will draußen im Reiche wol gar nicht verstanden sein. Es möchte allerdings auch an den Ufern der Spree dieses oder jenes Theater für dasselbe ein empfängliches Publikum aufzuweisen haben, allein der gemüthliche Wiener wird denn doch wol noch besser als der leicht angesäuerte Berliner derartige dramatische Kost vollauf zu würdigen wissen. Mit einer guten Portion Naivetät ist das Gericht ausgestattet; da fehlt es auch nicht an dem echten Genusse, an Rührung, Erbauung, Erheiterung, Belustigung. Für letztere sorgt ein naseweiser Schusterjunge, für erstere aber, nämlich für Erbauung und Rührung, Se. Majestät Kaiser Joseph selbst. Er theilt mit vielen seiner gekrönten Vettern das Los, einen resoluten Ehestifter zu spielen, hat aber vor ihnen noch das voraus, gelegentlich auch ein salbungsvoller Nachmittagsprediger zu sein.

Im übrigen producirt das Stück in derber Charakteristik einzelne gelungene Volkstypen; dagegen lassen die Gestalten aus der feinern, der aristokratischen Welt ziemlich viel vermissen. Auch kann die Fabel des Stücks nicht im entferntesten mit vielen andern volksthümlichen Stücken, z. B. auch nicht mit der keck und frisch geschriebenen „Anneliese“ von Herrsch wetteifern, und das Schwächste am ganzen Stücke dünkt uns die eigentliche Lösung des Conflicts. Der Autor bemerkt bisweilen: „Joseph's eigene Worte“, und gibt die Versicherung, daß der größte Theil der Schlußentwickelung auf streng historischer Grundlage beruhe; aber wir wollen die Lösung nur nach ihrem dramatischen Interesse prüfen, das ihn allein Werth geben kann! Das Stück bildet einen Theil der Reclam'schen „Universalbibliothek“.

14. Das öffentliche Staatsgeheimniß. Lustspiel in drei Aufzügen von Karl Schwebemeyer. Berlin, F. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch in diesem Stücke empfiehlt sich eine fürstliche Persönlichkeit als Eheprocurator. Zwar nicht ganz so königlich wie sein unsterblicher Bruder Fritz, aber doch auch mit der nöthigen Würde vollzieht hier das Geschäft, widerhaarige Väter zur Raison zu bringen, Prinz Heinrich von Preußen. Es scheint ihm noch ungewohnte Arbeit zu sein; indeß mit der Zeit wird er den Ton noch etwas höher zu schrauben lernen und alsdann noch effectvoller, dem besten Standesbeamten zum Trotz, junge Mädchen unter die Haube bringen. Nicht zu seinem Vortheile erinnert dieses Lustspiel mit seinem Titel an ein bekanntes Lustspiel des großen spanischen Dramatikers. Schwebemeyer, ein gewiß strebsamer Bühnendichter, lieferte kein „öffentliches Geheimniß“, das sich jahrhundertelang erhalten möchte; denn dazu ist der Stoff seines Stücks zu dürftig, die Situationen sind nicht anregend genug, mag auch der gewandte, resolute Ton noch so sehr für dasselbe einnehmen. Wir rathen dem Autor, sein Talent nicht an unbedeutende Stoffe wegzuwerfen; er wird die Kraft zu Höherm sicher in sich finden, doch diese Kraft will sorgfältig gepflegt sein.

15. Die Versuchung, oder: Der stille Theilnehmer. Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Schwebemeyer. Berlin, F. Duncker. 1874. Gr. 8. 2 M.

16. Laura, die Tochter des Millionärs. Familiendrama in fünf Acten. Nach dem Englischen von Samuel Warren. Manheim, Schneider. 1874. 8. 2 M.

Beide Stücke gehören dem ernstern Genre an, beide zählen zu den dramatischen Versuchen, die das einseitige Ringen nach materiellem Besitz, nach Geld und Gut, als in seinen Folgen für das Familienglück verderblich darstellen, beziehentlich geiseln. Bei dieser löblichen Tendenz darf man nicht allzu sehr mäkeln, wenn die Gebilde beider Verfasser nicht die prägnante Form gefunden haben sollten, welche derartigen modernen Stücken auf der Bühne unbedingten Erfolg sichert. Ein unmittelbarer Griff in das Leben hinein ist nicht so schwer als er scheint; indeß der Griff allein verbürgt noch nicht das Gelingen, erst die Verwerthung des Stoffs in entweder klar gezeichneten Gesellschaftstypen oder fein ausgearbeiteten Charakterfiguren bedingt den Werth einer solchen modernen Komödie für die weltbedeutenden Breter. Obenein bei gebundener Rede, wie sie die Verfasser der beiden Stücke in einer an und für sich lobenswerthen Weise beliebten, steigert sich die Schwierigkeit, da gewisse Auseinandersetzungen über kaufmännisches Thun und Treiben im poetischen Gewande nur zu leicht gespreizt und unnatürlich erscheinen. Wir müssen bei beiden Verfassern rühmend anerkennen, daß sie die Klippe der trivialen Gespreiztheit nach Kräften zu vermeiden suchten; wenn die gehobenere Sprache gleichwol hier und da der Natürlichkeit entbehrt, so liegt die Schuld eben in der Natur des poetischen Tons. Der Mangel an Raum verbietet uns Belegstellen anzuführen.

17. Dame Lucifer. Originallustspiel in vier Acten von Karl Nissel. Liegnitz, Kaulfuß. 1874. 16. 1 M.

Ein vielversprechender Titel für ein Intriguenlustspiel, denn mit einem solchen haben wir es zu thun. Der Verfasser, dem wir schon mehrfach begegnet sind, strebt mit rühmlichem Eifer nach Vertiefung seines Talents; er verschmäht alle unlautern Reizmittel und läßt sich infolge dessen allerdings oft packende Wirkungen entgehen. Auch diese Arbeit möchte weit mehr den Leser als den Zuschauer interessiren, obschon wir einen hübschen Erfolg auf der Bühne bei liebevoller Darstellung nicht gerade in Abrede stellen möchten. Die Handlung indessen — das Stück spielt in Frankreich unter der Regentschaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — entbehrt etwas der Klarheit, sodaß wir, so einfach dieselbe auch ist, doch den eigentlichen Faden nicht recht festhalten konnten. Auch besitzen wir aus jenem

sybaritischen Zeitalter theils eigene, theils importirte, weit gepfeffertere Gerichte, als daß der verwöhnte dramatische Gaumen unserer blasirten Theaterliebhaber sich mit dieser nur mild gesalzenen Kost vollständig einverstanden erklären sollte. Unserer Meinung nach läßt sich auch der Verfasser an der stillen Befriedigung, welche ihm das dramatische Schaffen gewährt, vollauf genügen, ohne sich nach lärmendem Erfolge zu sehnen. **Emil Müller-Samswegen.**

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der unermüdlich schaffende Swinburne hat wieder eine Tragödie im classischen Stil: „Erechtheus", veröffentlicht, mit welcher er zu dem seines ersten Werks: „Atalanta in Calydon", zurückgekehrt ist. Sowol das „Athenaeum" wie die „Saturday Review" sind geneigt, diese seine neueste Schöpfung für sein Meisterwerk zu halten. Die Januarnummer der „Fortnightly Review" brachte auch endlich die Fortsetzung seiner in der Mainummer der genannten Monatsschrift begonnenen Artikel über Shakspeare, und es hat sich daraus bereits eine etwas erbitterte Polemik zwischen ihm und Furnival, dem Vertheidiger der Silbenstecherei, die Shakspeare's Verse mit dem Richtmaß und Zollstab mißt, entsponnen. In diesem zweiten Artikel handelt es sich besonders um die Feststellung des Datums von „Heinrich VIII." und die Autorschaft des Stücks.

Eine andere neuere Tragödie ist „King Eric" von E. W. Gosse, von welcher das „Athenaeum" sagt: „Sie darf als eine sorgfältige und gewissenhafte Arbeit betrachtet werden, die zwar poetisch in der Auffassung und im Ausdruck ist, der es nicht an Colorit fehlt, der es aber an jenen höchsten Eigenschaften, dramatischer Vertiefung und schöpferischer Kraft gebricht."

— Eine „Geschichte des englischen Dramas bis zur Zeit der Königin Anna" von A. W. Ward haben wir zu verzeichnen, welche eine große Lücke in der englischen Literatur ausfüllt; denn die Collier's reicht bekanntlich nur bis auf die Zeit Shakspeare's herab. Es ist eine in der Literaturgeschichte wie in der Wissenschaft nicht seltene Fügung, daß auch die deutsche Literatur fast gleichzeitig mit einer solchen Geschichte und zwar von dem Literarhistoriker Klein bereichert worden ist. Das „Athenaeum" findet, daß Ward's Vertrautheit mit der deutschen Kritik seine Hauptbefähigung zu der Aufgabe sei, die er unternommen. Er habe auch Klein's „Geschichte des Dramas" benutzt *) und andere deutsche Quellen gründlich durchforscht und ausgebeutet, mit der einzigen Ausnahme von Lessing's „Hamburger Dramaturgie", welche er nicht so sorgfältig studirt zu haben scheine, wie sie es verdient, da er nur Stahr's Analyse derselben anführt, nicht Lessing selbst. Uebrigens misbilligt das genannte Blatt sowol Ward's Behandlung des Gegenstandes im allgemeinen als auch seinen Stil, und meint, es bleibe die Geschichte der dramatischen Literatur Englands noch zu schreiben. Weit günstiger jedoch lautet das Urtheil der „Academy".

Aus der Schriftstellerwelt.

Bei der Säcularfeier des wiener Burgtheaters ist Franz von Dingelstedt, der hochverdiente Director desselben, von dem Kaiser von Oesterreich in den Freiherrnstand erhoben worden.

Victor Scheffel in Karlsruhe, der zu seinem funfzigsten Geburtstage von allen Seiten Zeugnisse warmen Antheils erhielt, wie die Commerse in Wien und Prag und die Adresse aus dem preußischen Abgeordnetenhause beweisen, ist von dem Großherzog von Baden bei dieser Veranlassung in den erblichen Adelsstand erhoben worden.

Eine Anerkennung anderer Art ist dem Historiker Ferdinand Gregorovius für sein vorzügliches Werk: „Die Geschichte Roms im Mittelalter" zutheil geworden. Dem Syndikus der Stadt Rom wurde eine Adresse, unterzeichnet von den hervorragendsten Persönlichkeiten der Hauptstadt Italiens, überreicht, mit dem Ersuchen, dem berühmten Ferdinando Gregorovius die Eigenschaft als römischer Bürger zu verleihen. Es heißt in dieser Adresse: „Gregorovius hat länger als funfzehn Jahre zu Rom gelebt und hat eine solche Zuneigung zur Stadt und zu Italien bewiesen, daß es wünschenswerth wäre, alle Italiener hegten sie in derselben Stärke. Er hat unsere Literatur mit einem Werke bereichert, welches schon seit langen Jahren zu den frommen Wünschen gehörte; er hat sich stets als Italiener wie als Römer gezeigt."

— In dem hohen Alter von 85 Jahren starb in Berlin General Eduard von Peucker, der sich mit Recht des Rufs erfreute, der gelehrteste General der preußischen Armee zu sein, und sich durch die Leitung der militärischen Bildungsanstalten in Preußen unvergängliche Verdienste um das Heer erworben hat, Verdienste, die, wenngleich nicht so augenfällig hervortretend, nicht geringen Antheil an den Siegen der preußischen Heere auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs hatten. Peucker war am 19. Januar 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien geboren, trat 1809 in die Artillerie, machte die Feldzüge als Adjutant des Artilleriecommandos des York'schen Corps mit. Dann wurde er dem Kriegsministerium zugetheilt, wo er sich um die Ausbildung und Einführung des Zündnadelgewehrs besonders verdient machte. Seine Wirksamkeit als Reichskriegsminister 1848 ist bekannt; ebenso sein Einschreiten in Kassel als preußischer Commissar. Seit dem Jahre 1854 war er Generalinspecteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens. Erwähnung an dieser Stelle gebührt ihm als Verfasser des vortrefflichen culturhistorischen Werks: „Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben" (3 Theile, 1860—64), für welches ihm die berliner Universität den Doctortitel verlieh.

*) Von diesem Werke ist erst jetzt der erste Band der „Geschichte des englischen Dramas" erschienen; Ward konnte also vorher Klein nicht benutzen. D. Red.

Bibliographie.

Anzoletti, P., Zur Heimatfrage Walthers von der Vogelweide. Bozen. 8. 1 M. 50 Pf.

Bonnet, J., Ringende Mächte. Novelle aus dem östlichen Judenthum. Norden, Soltau. 8. 3 M. 50 Pf.

Briefe von Dunkelmännern (Epistolae obscurorum virorum) an Magister Ortuin Gratius aus Deventer, Professor der schönen Wissenschaften zu Cöln. Zum ersten male ins Deutsche übersetzt von W. Binder. Stuttgart, Rübling. Gr. 16. 4 M.

Conard, J., Das Schloß am Vesuv oder der Brautraub von Neapel. Historisch-romantischer Roman. 1stes Heft. Schwerin i/M., Meyer's Söhne. Gr. 8. 50 Pf.

Daniel in der Löwengrube. Vom Verfasser des „Neuen Wintermärchens" (Heine II.). Zürich, Volksbuchhandlung. 16. 75 Pf.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. 5ter Jahrgang 1876. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Lex.-8. 6 M.

Donsdorf, A., Sakuntala. Drama. Für die deutschen Bühnen bearbeitet. Wien, Wallishauser. 8. 2 M. 40 Pf.

Ebert, H., Nausikaa. Lustspiel. Berlin, Kühling. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ecrevisse, Die Bockreiter in der Gegend von Valkenberg. Historisches Gemälde aus dem Vlämischen übersetzt von N. Schüren. Aachen, Freimuth. Gr. 16. 2 M.

Ernst, Charlotte, Das Bild der Gouvernante. Eine Erzählung. Norden, Soltau. 8. 1 M. 60 Pf.

Foerster, M., Die schwarze Brüderschaft oder Thron und Liebe. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Bochmann. Gr. 8. à 45 Pf.

Frankl, L. A., Tragische Könige. Epische Gesänge. Wien, Hölder. 8. 5 M. 20 Pf.

Salzbrunn, Alice, Farrnkräuter. Ein Lebensbilderbuch. Aus dem Englischen „Fern Leaves from Fanny Fern's portfolio" übersetzt. Gütersloh, Bertelsmann. 1875. 16. 1 M. 80 Pf.

Serano, Ada, Das Brautkleid. Gütersloh, Bertelsmann. 1875. 16. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

1876, Sept. 18.

Erscheint wöchentlich. Nr. 10. 2. März 1876.

Erzählungen und Novellen.

1. Braut in Haaren. Eine Erzählung aus dem Gebirge von Hans Adolf Münnich. Mit einem Titelkupfer. Jena, Costenoble. 1874. Gr. 8. 4 M.

Wenn ein junger vielversprechender Dichter mit einer größern Arbeit an die Oeffentlichkeit tritt, dann ist es Pflicht der Kritik, ihm den Weg nicht zu versperren durch Todtschweigen oder misgünstiges Urtheil. Wir haben Münnich's einfache „Erzählung aus dem Gebirge" mit rechtem Genuß gelesen; da blüht und singt alles, ist frisch und sauber und hell wie der Bergquell. Wer in unsern überreizten Zeiten noch Sinn hat für natürliche und gesunde Herzlichkeit, der nehme das Buch zur Hand, es wird ihn manchmal überkommen, als säße er nicht mehr in der volkreichen Stadt, zwischen goldgerahmten Wänden oder in dumpfigen Bureaux, sondern als stände er frei umschauend auf sonniger Bergeshöhe und ein lustiger Wind pfiffe ihm um die Ohren. Wir setzen eine Stelle her, da spüre man die Gebirgsluft:

> So saßen sie denn draußen an den Ufern des Sees, und ein mächtiges Feuer, welches der Wolf aus dürrem Gezweig geschürt, jagte die lästigen Mücken von dannen; der Wasserspiegel lag ruhig in dem von dunkeln Tannen und frischgrünen Lärchenbäumen bestandenen Rahmen, ein einsamer Reiher nur stand drüben am Felsblock. Dicht über den See hin schlichen verstohlen die ersten Nebel der Nacht, im Schilfe rauschten die Grüße des Traums, und dumpf klangen darein die Klagen der Unken und der Rohrdommel düsterer Ruf. Ringsum hoben sich dunkele Bergkuppen um das Thal her — nur seitwärts war eine Stelle frei, und dort stieg eben langsam der Mond empor, seinen ersten milden Strahl durch die Schluchten der Berge über die Kronen der Tannen und den See hin sendend; auch die Sterne kamen, und die Nachtigall sang, Flieder und Jasmin begannen zu duften, der Goldregen schüttelte sich, die Nachtviole ergoß den starkathmenden Kelch, und von ferne riefen die Hirsche.

Und mit diesem innigen Schönheitsgefühl vereinigt der Dichter einen scharfen kritischen Blick, woraus denn eine gutmüthige Komik entsteht, die das ganze Buch lustig durchleuchtet.

Einen Begriff davon zu geben ist nicht leicht; es würde dazu nöthig sein, die bunten Strahlen, die jetzt auf allen Blättern zerstreut sind, in einem einzigen Brennpunkte zu sammeln. Da ist der Milchbube von Miltenberg, welcher „herzlich bedauert, daß er sich den Mund so voll Rahmkuchen gestopft hatte", da ist der schlaue Löwenwirth, des Magisters Reise in die gefährlichen Tiefen eines Bergwerks u. s. w. Auch Frau Susanne sei in Ehren erwähnt; wir gedenken mit Freuden, wie sie den Brief ihres Magisters gelesen und darüber einschläft. Immer tiefer und tiefer sinkt ihr Haupt:

> die freundliche Nase senkte sich auf den verehrungswürdigen Busen, das ermattete Herz, das nun endlich Ruhe gefunden um seinen Herrn, schlummerte ein, und einzeln nur stahlen sich noch Worte über die bewußtlosen Lippen ... „drei Paar Strümpfe" ... „eine Leibbinde" ... „und ein leinenes Hemd!" flüsterte sie im Traume, und ihr Verstand war noch nicht ganz in die Banden des Schlafs gesunken, da sie ja von dem engen Gesichtskreise ihrer Lebensinteressen aus der wenigen Leibwäsche gedachte, mit der sich ihr Magister auf die Reise gemacht. Dann aber neigte sich die weiße Haube immer weiter hinab, wie die welkende Lilie die schimmernden Blätter senkt, die Augen schlossen sich immer fester und fester, von der Nase war aus oben angegebenen Gründen fast gar nichts mehr zu sehen, und der Traum breitete die Fittiche immer luftiger und duftiger — erst wie ein Käfer, der brausend vom Boden emporsteigt — dann wie eine Libelle, die schon leichter die Schwingen breitet — dann wie eine Lerche, die jubelnd zum Himmel emporfliegt, und zuletzt wie das silberhelle Wölkchen selber, das die luftige, nimmer gehemmte Bahn dahinzieht über Land und Meer.

Es ist das glückliche Vorrecht mancher Erzähler, daß ihre Feder in Herzenswärme getaucht scheint, und daß alles, was sie schreiben, die gleiche Wärme im Leser entzündet. So auch unsers Autors, wie wir glauben. Bei ihm stammt dieses Behagen aus dem quellenden Reichthum seines Gemüths und aus der fröhlichen Einfachheit, mit der er „sich selber vorträgt".

Haben wir aber empfehlend auf ihn hingewiesen, wie uns Pflicht schien, so kommen nun die bittern Pillen an die

Reihe, die wir dem Dichter lieber ganz im verborgenen reichen möchten. Er ist noch in der Entwickelung begriffen, ein großer Trost auch für das Schlimmste, was wir sagen könnten. Es läßt sich alles in das eine Wort zusammenfassen: weniger Fläche, mehr Tiefe!

Als ein junger Schriftsteller — denn das ist er doch? — thut er sich auf seine Technik nicht wenig zugute. Es ist wirklich allerliebst, wie er in seinem ersten Kapitel so absichtsvoll mit lauter concreten Localnamen um sich wirft: „Büttnersgasse" und „Reitweg", „droben beim Schloßhäfner", „wenn man beispielsweise zuerst linker Hand von der reformirten Kirche über den dunkeln Pulverhof geht" u. s. w. Das Bild der Stadt, um welche es sich handelt, kommt dabei freilich sehr hübsch heraus, aber ein bischen weniger Aufwand würde es auch thun. Dasselbe gilt für viele Stellen. Allerdings wollen künftige Wendungen vorbereitet sein, aber bei Münnich folgt auf die weitläufige Vorbereitung zuweilen — nichts. Da der Magister im Haupttheil des Buchs nur als Botaniker und Petrefactensammler auftritt, so war es überflüssig, im Anfang sein Studirzimmer wie die Rumpelkammer eines wüsten Polyhistors mit rostigen Waffen, Oelgemälden, fleckigen Kupferstichen, Käfer- und Schmetterlingssammlungen, Virgil-Commentaren und vergilbten Urkunden auszustatten. Daß die Darstellung manchmal überschwenglich wird, hat der Leser vielleicht schon empfunden. „Die Griechen und Römer, diese antiken Mäcene plastischer Allegorie" — halt an, rasselnder Wagen der Rhetorik! Mit einem Worte: der Dichter läßt sich zu sehr gehen und schreibt zu breit. Am meisten leidet darunter die Mitte des Buchs; diese höchst einfache Liebes- und Leidensgeschichte hätte auf gleichem Raume viel voller ausgeführt oder, wie sie nun dasteht, um ein Drittel verkürzt werden müssen.

Diesen Grundfehler zu heben, ohne die Gefahr, in Kargheit und Dürre zu verfallen, scheint uns nur ein Mittel vorzuliegen. Die Natur kennt der Dichter von den Gletscherhöhen herab bis zu der Heidelbeere, auf welcher sich ein Marienwürmchen wiegt; den Menschen kennt er nicht ebenso. Diesem möge er mehr Studium zuwenden. Manches an seinem Magister, an seinem Gretel ist vortrefflich, sehr anzuerkennen ist es, daß er den Schurken der Erzählung mit Mäßigung gezeichnet hat; aber gar viele Feinheiten entgehen ihm, gerade wo sie am nöthigsten sind. Wo es sich um eine Explosion des Gemüths handelt, wie bei Wolf's verzweifeltem Entschlusse, als ein liederlicher Gesell nach Californien zu ziehen, um seiner treulosen Geliebten allen Vorwurf zu ersparen: da sagt dem Dichter sein eigenes Herz, wie ein braver Mensch sich äußert und empfindet. Aber im gewöhnlichen Tageston, wo die Menschenseele zum Theil unbewußt hindämmert, wo das psychologische Exempel nicht so rein aufgeht, da vergreift er sich oftmals. Die erste Begrüßung Wolf's mit dem Magister ist ungeschickt bis zur Caricatur. Unser Raum ist beschränkt, wir können daher nur einen Paragraphen aus diesem Kapitel abhandeln. Ein paar Beispiele aus dem Gesprächston, wie er bei Münnich ist und nicht sein sollte, müssen genügen. Folgende zwei Sätze sind ihm Modell für hundert andere:

Maria und Joseph, Magister, was examinirt Ihr mich denn nur so scharf — natürlich hat der Wolfgang alles das hergerichtet, und allein den Sturzbach und die Felsen hat der liebe Gott dazu gegeben und den Tannenbaum, der die Nadeln über uns hinhängt....

Eine Ranke wird sich losgerissen haben vom Sims, daran sie gewachsen war.

So spricht auf der ganzen Welt kein natürlicher Mensch zu einem andern, der den Tannenbaum oder den Sims auch vor Augen hat. „Den Tannenbaum da", „den Sims da", sagt man in aller Kürze, vielleicht auch ohne dieses demonstrative Anhängsel, jedenfalls aber ohne den Relativsatz. Wie Münnich auf diese Verkehrtheit verfallen, ist leicht zu errathen; aber es ist und bleibt verfehlt, durch den Dialog die Coulissen zu schildern. Manchmal misbraucht er das Gespräch auch als Abhandlung. Der alte Steiger z. B. läßt sich so vernehmen:

Aus dem Schmelzofen schießt in glühendem Strahl das reine Eisen in die gußbereiten Formen. Aus denen bekommt es dann die mannichfach bildende Menschenhand.... Auch des Silbers strahlende Ader schlingt sich dem betriebsamen Fäustel entgegen.... Alle die Gaben der Erde sammeln sich unter fleißiger Hand im bergenden Kasten, und der suchende Bohr stößt auf das Bedürfniß des Lebens, die Kohle.

Wir haben hier zugleich eine Anzahl Adjective markirt, welche im Munde eines Bergmanns so unglaublich wie gesucht sind. Das tägliche Gespräch, in welchen Kreisen es auch sei, ist überhaupt nicht reich an Adjectiven, am wenigsten an solchen, welche nur mühsam, vermöge einer höhern Herrschaft über die Sprache gewonnen werden. Dergleichen Kleinigkeiten wollen beachtet sein, denn sie sind es, welche einer Erzählung den Stempel der Wahrhaftigkeit aufdrücken oder verweigern.

2. Nachgelassene Schriften von Fritz Reuter. Erster Theil. Herausgegeben und mit der Biographie des Dichters eingeleitet von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorff. 1874. 8. 3 M.

Ueber diesen ersten Theil des Reuter'schen Nachlasses, von dem eine zweite Auflage auf dem Redactionstische liegt, bevor noch die erste besprochen werden konnte, wäre es überflüssig, weitläufig zu reden. Für die wenigen Leser, die ihn noch nicht durchblättert haben, sei nur so viel bemerkt, daß er uns den Dichter hauptsächlich als Satiriker, d. h. also als Nicht-Dichter zeigt. An sich ist die „Urgeschicht von Meckelnborg" — das Bedeutendste in diesem Theile — recht witzig und manches darin tief gegriffen, aber von Reuter, dem warmblütigen Humoristen, behagt sie nicht recht, eben weil man ihr anmerkt, daß sie den Schreiber selbst nicht innerlich voll erfüllt hat. Für die Literargeschichte ist die Veröffentlichung des Nachlasses erfreulich, das Publikum im allgemeinen dürfte weniger darin finden.

Mit der ihm eigenen Innigkeit hat Wilbrandt seines Landsmanns und Dichtergenossen Leben beschrieben. Der Aufsatz macht den Eindruck vollkommener Wahrheit, er ist ohne alle Uebertreibung und mit jenem Freimuth abgefaßt, den man von dem Biographen eines edeln Mannes verlangen darf.

3. Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Zweite vermehrte Auflage. Vierter Band. Stuttgart, Göschen. 1874. 8. 3 M. 50 Pf.

Die ersten Bände der „Leute von Seldwyla" sind in d. Bl., wenn wir uns recht erinnern, nicht günstig be-

urtheilt worden: man warf ihnen Ziererei und Altklugheit vor. Diese Fehler haften den frühern Werken Keller's in der That an, dagegen dem neuesten Bande seiner Novellen fast gar nicht mehr. Seine Manier hat sich abgeklärt. Der Fortschritt z. B., den sein „Dietegen" bekundet, gegen die Geschichte der kleinen Meret im „Grünen Heinrich" gehalten, ist bewundernswerth. Es sind noch dieselben Kunstgriffe, welche der Dichter benutzt, ja vielleicht noch feinere, spitzfindigere, aber er prunkt nicht mehr damit, ja sie verschwinden — wie es ja sein soll — unter dem frischen Leben des Dargestellten. Seine Detailmalerei ist bescheidener geworden, sie durchschlingt die Haupthandlung, welche sie früher häufig überwucherte, jetzt nur als zierliche Arabeske. Vergleicht man die stolzen Besitzthümer der Züs Bünzlin („Leute von Seldwyla", II, 106—117) mit den wenigen Herrlichkeiten, welche die kleine Küngolt im „Dietegen" als ihr Eigenthum anführt, so wird man die Spärlichkeit der letztern nicht blos auf Rechnung dessen schreiben, daß Küngolt noch ein Mägdlein, Züs Bünzlin aber „eine Tochter von 28 Jahren" ist. Man würde aber sehr irren, wollte man diese weise Sparsamkeit als Verarmung des Dichters ausdeuten. Im Gegentheil, wir kennen unter allen Erzählungen Keller's keine einzige, die reicher wäre als gerade die beiden neuesten. Eben darin zeigt sich die vollendete Meisterschaft, daß die Dichtung unerschöpflich ist und dennoch kein einziges hors d'œuvre enthält; jedes bezieht sich darin auf den Kern des Ganzen und würde vermißt werden, wenn es fehlte.

Gottfried Keller ist jetzt ein Funfziger, er wurde 1819 geboren. Nicht mehr wie früher poltert er ungestüm mit halbfertigen Ideen; was er spricht — nachdem er oft und lange geschwiegen —, sind reife, zuverlässige, selbständige Gedanken. In seiner Novelle: „Das verlorene Lachen", behandelt er eine brennende Frage unserer Zeit: das Verhältniß der gebildeten (oder sage ich besser: der sich bildenden) Menschen zu Religion und Glauben. Diese Novelle ist eine Predigt, werth, von jedermann vernommen zu werden, dem überhaupt jene Frage zu Herzen geht. Er schildert in seiner Justine eine junge Frau, die der „unbestimmten Zeitreligion" anhängt:

> Sie besaß warmes religiöses Gefühl, aber sie war in Hinsicht auf göttliche Dinge viel zu neugierig und indiscret und hatte auch ein zu großes persönliches Sicherheitsgefühl, um das haben zu können, was man in reinerm Sinne sonst unter Gottesfurcht verstanden hat. Daß es mit dem lieben Gott selbst nun kritisch beschaffen war, hatte sie schon von den gesuchtesten Kanzelrednern vernommen, deren Vorträgen sie nachreiste. Für Christum aber, den schönsten und vollkommensten Menschen, wie ihn diese Priester nannten, hegte sie mehr die Gesinnung schwesterlicher Verehrung oder schwärmerischer Freundschaft.

Ihr geistlicher Lenker ist ein Pfarrer der neuen Richtung:

> Er lehrte, es sei der Wissenschaft zuzugeben, daß ein persönlicher Lenker der Welt und hierüber eine Theologie nicht mehr bestehen könne. Aber da, wo die Wissenschaft aufhöre, fange das Glauben und Ahnen des Unerklärten und Unbestimmten an, was allein das Gemüth ausfüllen könne, und diese Ausfüllung sei eben die Religion, die nach wie vor verwaltet werden müsse, und die Verwaltung dieses Gebiets sei jetzt Theologie, Priester- und Kirchenthum.... Zwar sei der Wissenschaft zuzugeben, daß die persönliche Fortdauer der Seele ein Traum der Vergangenheit sein dürfte. Wolle und müsse inzwischen einer doch darauf hoffen, so sei ihm das unbenommen; im übrigen aber sei die Unsterblichkeit jetzt schon und in jedem Augenblicke da. Sie bestehe in den unaufhörlichen Wirkungen, die aus jedem Athemzug in den andern folgen und in denen die Gewähr ewiger Fortdauer liege. Seinen Schilderungen konnte dann die unvermählt gebliebene Greisin entnehmen, daß wir in unsern Kindern und Enkeln fortleben; der Arme im Geiste getröstete sich der unsterblichen Fortwirkung seiner Gedanken und Werke.... Das Gebäude seiner Rede tapezirte er schließlich mit tausend Verslein und Bildern aus den Dichtern aller Zeiten und Völker auf das schönste aus, wie nie zuvor gesehen worden; es war wie in dem Stübchen eines Zolleinnehmers, der die Armuth seiner vier Wände mit Bildausschnitten und Fragmenten, mit Briefköpfen und Wechselvignetten aus allen Enden der Welt überklebt und vor dem Fenster ein Kapuzinerchen stehen hat, das die Kapuze auf- und abthut.

Auch aus der Kanzelrede dieses Pfarrers gegen diejenigen, welche die Kirche und ihren Einfluß aus Grundsatz vermeiden, heben wir einiges heraus; obwol wir meinen, daß der Dichter hier bisweilen an die Grenze der Caricatur gestreift ist:

> Nicht die Jesuiten und Abergläubigen sind jetzt die gefährlichsten Feinde der Kirche, sondern jene Gleichgültigen und Kalten, welche in dünkelhafter Ueberhebung, in trauriger Halbwisserei unserer Kirche und religiösen Gemeinschaft glauben entrathen zu können und unsere Lehren verachten, indem sie in schnödem Weltsinne nur der Welt und ihren materiellen Interessen und Genüssen nachjagen. Warum sehen wir diesen und jenen nicht unter uns, wenn wir in unserm Tempel vereinigt uns über das Zeitliche zu erheben und das Göttliche, Unvergängliche zu finden trachten? Weil er glaubt, nachdem wir in hundertjährigem Kampfe die Kirche befreit vom starren Dogmenpanzer, er habe jetzt nichts mehr zu glauben, nichts mehr zu hoffen, was er sich nicht selbst besser sagen könne als jeder Priester!... Freilich weiß er nicht, wie dürr der Pfad ist, auf dem er so dahinwandelt, an welchem keine Sonntagsglocken läuten, auf dem kein Ostern und keine Auferstehung blüht, nicht die Auferstehung des Fleisches meine ich, sondern die Auferstehung des Geistes, die ewigen Ostern des Herzens!... Wenn dann Strom und Bäche vom Eise befreit sind und selig und jubelvoll „bis zum Sinken überladen entfernt sich unser letzter Kahn", dann wird er traurig am Ufer stehen und uns trotzig nachschauen, ein Selbstausgeschlossener und Selbstverurtheilter! denn wir verurtheilen niemand und verdammen keinen. Nein, wir lassen jedem seine Freiheit, eingedenk des allerdings furchtbar doppelsinnigen Wortes: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!" Du aber laß ihn nicht entrinnen aus den diamantenen Ketten deiner ewigen Sittengesetze, die du gegründet hast, o allliebender Schöpfer und Herr, Urheber der Grundfesten des Landes und der gürtenden Flut des Meeres, o du Spanner des ewigen Himmelszeltes! Führe ihn zurück in dein schützendes Heiligthum, das wir dir errichtet nach deinem Gebote, das du uns verkündet durch den Mund Mose: „Und wer unter euch verständig ist, der komme und mache was der Herr geboten hat: nämlich die Wohnung mit ihrer Hütte und Decke, Ringen, Bretern, Nägeln, Säulen und Füßen; die Lade mit ihren Stangen, den Gnadenstuhl und Vorhang; den Tisch mit seinen Stangen und allem seinem Geräthe, und die Schaubrote; den Leuchter zu leuchten, und sein Geräthe und seine Lampen und das Oel zum Licht; den Räuchaltar mit seinen Stangen; die Salbe und Spezerei zum Räuchwerke; das Tuch vor der Wohnung Thür; das Handfaß mit seinem Fuße; die Kleider des Amtes zum Dienst im Heiligen, die heiligen Kleider Aaron's, des Priesters, mit den Kleidern seiner Söhne, zum Priesterthum."
>
> Gib, daß er das Land der Unvergänglichkeit suche mit der Sehnsucht der Goethe'schen Priesterjungfrau, die da sagte:
>
> Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
> Das Land der Griechen mit der Seele suchend!

Die junge Frau, welche dieser Scheinreligion sich hingegeben hat, ist vermählt mit einem Manne von einfacher, wortloser Gottesfurcht. Nach seinem Bekenntniß gefragt, erwidert Jucundus einmal Folgendes:

Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hier und da schlimm ablaufen könne, und hoffe, daß es sich dann doch zum Bessern wenden werde. Zugleich ist mir bei allem, was ich auch ungesehen und von andern ungewußt thue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügen oder seine Thorheiten und Fehler nach Belieben todtschweigen könnte. Das ist einem Theile von uns angeboren, dem andern nicht, ganz abgesehen von allen Lehren der Religion.... Wie nun dieses Wissen aller um alles möglich und beschaffen ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt sich um eine ungeheuere Republik des Universums, welche nach einem einzigen und ewigen Gesetze lebt und in welcher schließlich alles gemeinsam gewußt wird. Unsere heutigen kurzen Einblicke lassen eine solche Möglichkeit mehr ahnen als je; denn noch nie ist die innere Wahrheit des Wortes so fühlbar gewesen, das in diesem Buche hier steht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Worauf denn die fromme alte Ehgaumerin erwidert:

Amen! Das ist doch etwas und besser als gar nichts, was du da predigst. Lies nur fleißig in der Bibel, da wirst du für deine Republik schon noch einen Bürgermeister bekommen.

Die innere Verschiedenheit der Gatten führt endlich zu zeitweiliger Trennung. Zugleich bricht äußeres Unglück über die junge Frau herein; mit rühriger Thatkraft sucht sie sich zu helfen, und als sie in ihrer bittern Sorge zufällig einmal den Rath des Pfarrers braucht, da fällt es ihr plötzlich schwer aufs Herz, daß sie lange Wochen hindurch ohne ihre buntausstaffirte Kirche, ohne die wohlklingenden Kanzelreden und ohne das Tabernakel ihren Weg gefunden hat. „Eine fröstelnde Empfindung durchschauerte sie.“ Da trifft sie den Pfarrer selbst, von dem sie Trost begehrt, in verzweifelter Stimmung. Er hatte speculirt, um sich mit dem Gewinst aus seinem Pfarramte zurückzuziehen, und hat nun sein bischen Vermögen verloren. Auf ihre unwillige Frage, was denn ihn gezwungen habe, in Handelsgeschäften zu wagen, da er doch aus seinem Amte genügendes Einkommen besitze, antwortet der Geistliche zu ihrem Entsetzen, er gehöre seinem Stande innerlich nicht mehr an:

Nach jenem Unglücksabend, an welchem ich hier mit Ihrem Manne gestritten hatte, war mir ein Stachel im Herzen geblieben, den ich vergeblich hinausreden und wegtrotzen wollte.... Ich fand, daß ich nicht religiös oder christlich mehr lebe und kein Priester mehr sei! Ich mußte mir gestehen, daß ich jahraus jahrein, sobald ich allein war, nicht den leisesten Trieb fühlte, des gekreuzigten Mannes zu gedenken, dessen Namen mein Lebensberuf trug und der mich ernährte, daß mein Herz und alle meine Sinne nur an der Welt und ihren Annehmlichkeiten, wenn Sie wollen, auch an ihren Mühen und Pflichten hing, aber ohne daß der leiseste Schauer eigener persönlicher Andacht, die geringste Furcht vor dem, den wir handwerksmäßig als unsern Herrn und Erlöser verkündeten, an mich herantrat, sei es Tag oder Nacht gewesen. Ja, wenn ich zuweilen noch, ohne vom Berufe dazu veranlaßt zu sein, der von mir für so geheiligt ausgegebenen Person Christi in der Einsamkeit gedachte, so geschah es mehr mit dem hochmüthigen Sinn eines Schutzherrn, der sich etwa eines armen Teufels annimmt und ihm im Vertrauen sagt: „Lieber, du machst mir viele Mühe!“ ... Ich fing an, mich des gedankenlosen Beifalls zu schämen, der mir entgegengetragen wurde; dazu war es mir des Handwerks wegen unmöglich, meine Gedanken für mein stilles Inneres, für den eigenen Frieden zu ordnen, weil sich das mit der lauten Gewaltsamkeit und den Anforderungen des Standes nicht vertrug, und darum wollte ich ihn verlassen und meinen fadenscheinigen Reformatorenrock an den Nagel hängen.

Der jungen Frau ist es nach diesem Geständnisse, als ob sie einen Berg einstürzen sähe. Jetzt empfindet sie plötzlich, daß sie innerlich keiner Kirche angehört, „und in ihrem Frauensinne, durch die Macht der Gewohnheit wurde es ihr zu Muthe wie einer verirrten Biene, welche in der kalten Herbstnacht über endlosen Meereswellen schwebt“. Seelenruhe verspricht ihr die katholische Kirche, aber sie weist den Quietismus derselben tapfer zurück. Auf die Grundlagen ihres eigenen Glaubens will sie zurückgehen. Sie wendet sich an zwei Frauen aus einer strenggläubigen, stillzufriedenen Sekte. Nicht mit ihnen zu arbeiten denkt die Rathlose, sie will das Bekenntniß der Frauen hören, in welchem sie den geheimnißvollen Talisman des innern Friedens vermuthet; als Antwort empfängt sie die harten Lehren des zweiten Hauptstücks, von denen sie sich unwiderruflich getrennt weiß. Da sieht sie ein, „daß die guten Frauen ihren Frieden wo andersher hatten als aus ihrer Kirchenlehre und ihn nicht mit dieser verschenken konnten“, sie erkennt das geheime Ziel alles religiösen Sinnes in der Pflichterfüllung und der werkthätigen Liebe. Nachdem sie so zu der Ueberzeugung durchgedrungen, an welcher ihr Gatte aus natürlicher Anlage immer gehangen hat, läßt der Dichter die Getrennten sich wiederfinden. Und durch den Mund des Jucundus spricht nun der Dichter zum Schluß seinen Rath und seine Ueberzeugung folgendermaßen aus:

Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungetheilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüth lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze untheilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt.

Wir glaubten, durch die ausführlichere Darlegung dieser einen Erzählung nachdrücklicher für die Verbreitung der „Leute von Seldwyla“ einzutreten, als durch Kritik einzelner Kleinigkeiten, hinsichtlich deren man ja immer streiten kann. Gesagt muß aber noch werden, daß Keller bei der Durcharbeitung des vorstehenden Themas sich als ein echter Dichter bewährt hat; mit der Sehergabe eines solchen hat er sich tief in die Seele des jungen Ehepaars hineingedacht, die innere Geschichte der beiden hat er sich zum Vorwurf genommen und aus diesem dichterischen Interesse die religiöse Frage behandelt. Daher erschöpft sich das Interesse der Erzählung nicht mit jener; was wir soeben heraushoben, ist in der Novelle fast das minder Bedeutende gegenüber dem Persönlichen, gegenüber der Widerspiegelung des Lebens, die wir bei keinem modernen

Schriftsteller schärfer und leuchtender gesehen haben. Nur ein einziges Beispiel: Da Justine den geistreichen Pfarrer besuchen will, trifft sie im Pfarrgarten dessen Gattin, „eine unbeachtete Frau, welche gelassen Petersilie pflückte". Eine „unbeachtete" häusliche Frau, ohne alle Ansprüche — heller kann ein Schlaglicht wol nicht fallen.

4. Erzählungen von Friedrich Halm. Nachlaß. Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1872. 8. 7 M. 40 Pf.

Wir wünschten, diese Erzählungen, welche Friedrich Halm bei seinen Lebzeiten verschlossen gehalten, wären auch nach seinem Tode nicht ans Licht gezogen worden. Empfehlen können wir sie nicht. Sie behandeln so absolut unschöne Stoffe, daß selbst der brillanteste Zuschnitt daran verloren ist. Werth haben sie nur als Studien des Meisters für die literarwissenschaftliche Forschung; dieser aber brauchten sie nicht durch den Druck zugänglich gemacht zu werden, es hätte genügt, die Manuscripte einer öffentlichen Bibliothek zu übergeben. Ein vorzüglich geschriebenes Vorwort von Emil Kuh behandelt das Wesen und die eigenthümliche Stellung dieser Novellen in der deutschen Literatur.

5. Neue Novellen von Paul Heyse. Der Novellen zehnte Sammlung. Berlin, Hertz. 1875. 8. 6 M.

Wären diese Novellen alle fünf so vollwerthig, so tiefsinnig, so duftig und berauschend wie die letzte von ihnen, „Nerina", wir würden dem Dichter und der Sammlung Lobpsalmen anstimmen, so hoch und tönend, wie lange keine in dem Tempel der deutschen Kritik erschollen sind. „Nerina" ist ein Meisterwerk, dem selbst unter Heyse's sämmtlichen Erzählungen nur wenige, vielleicht nur „La Rabbiata", gleichkommen. Aber leider können wir von den übrigen nicht dasselbe sagen, ja eine derselben müssen wir mit aller Entschiedenheit als eine schwere Verirrung bezeichnen. Betrachten wir die Novellen einzeln.

„Er soll dein Herr sein" ist anmuthig genug, mit dem ganzen Zauber Heyse'scher Phantasie übergossen und nach „Nerina", trotz ihres geringen geistigen Gehalts, noch die wohlthuendste in der Sammlung.

In „Judith Stern" finden sich ausgezeichnete Stellen. Der alte David Stern gehört zu Heyse's edelsten Gestalten. Nur scheinen die Farben zu grell, und es gemahnt einen manchmal, als könnte Heyse sich überschreien. Die Einleitung spielt im Gasthof zum Kronprinzen in Grimma, der mit sammt seinem lebenden und todten Inventar höchst naturgetreu geschildert ist. Zufällig war der Recensent vor kurzem dort, fand im Fremdenbuche Heyse's Namen und die alte Frau Wirthin noch in drolliger Entrüstung über die Indiscretion des Schriftstellers. Wir wollen uns dem nicht anschließen, sondern lediglich hervorheben, wie genau Heyse ab und zu porträtirt. Ob der Weinreisende auch nach der Natur gezeichnet ist, was dann immerhin für das Stubenmädchen im Kronprinzen compromittirend wäre, können wir nicht sagen.

„Ein Märtyrer der Phantasie" behandelt eine psychische Fehlentwickelung, die an sich interessant genug, aber mehr für den Irrenarzt als für den Novellenleser bedeutend ist. Es handelt sich um einen jungen Kaufmann, der von der Natur mit dichterischer Phantasie begabt, aber durch häuslichen Zwang an der Entfaltung derselben gehindert worden ist. Da er nun seine phantastischen Vorstellungen verschlossen in sich herumträgt, ohne Gelegenheit, sich darüber auszusprechen und sie mit dem wirklichen Leben in Vergleich zu setzen, so hört allmählich die äußere Welt für ihn auf reell zu sein, und das ideale Wolkenkukuksheim, in welchem er Tag und Nacht immer neue Provinzen entdeckt, wird ihm zur Wirklichkeit. Darüber verkümmert sein Gemüth, ein starrer Egoismus, doch ohne rechten Muth und Stolz, wuchert in ihm empor. So wird er zum Mann, ohne sich als Mann zu fühlen. Während er lebendigen Schönen Seide und Spitzen zur Auswahl vorlegt, muß er sich zusammenraffen, um nicht irgendeiner unsichtbaren indischen oder türkischen Prinzessin hörbare Liebesworte zuzuflüstern. Da reagirt nun seine physische Natur; auf eine verrückte Heirath mit einem drallen Bauermädchen folgt bald die Scheidung, dann eine wilde Ehe mit einer vagirenden Schauspielerin. Endlich gründet er einen Hausstand mit einer einfachen Frau, die er achtet; da kommt ein Unglück über ihn, ein Schicksalsschlag, auf den jeder Mensch gerüstet sein muß, und er erliegt ihm. Er begeht eine unüberlegte Handlung, die ihn auf die Anklagebank und, nachdem er wegen Mangels an verbrecherischem Vorsatz freigesprochen ist, an einen märchenumklungenen See, den schwäbischen Blautopf, führt, in welchem er seinen Tod findet.

Daß in diesem crassen Charaktergemälde manches von allgemeinerer Bedeutung steckt, hat der Erzähler — er nennt sich hier einen Herausgeber ihm anvertrauter Papiere — selbst bemerkt. Daß es den Dichter lockte, die Gefahren zu schildern, an denen er selbst so gut wie mancher andere vorbeigegangen, begreifen wir wohl; keineswegs möchten wir ihm das Recht dazu bestreiten, und daß er seine Aufgabe glänzend gelöst hat, unterliegt auch keinem Zweifel. Aber es will uns scheinen, als sei der Stoff zu einer Novelle so ungeeignet wie möglich. Denn er füllt diese Form bis in die kleinsten Winkel völlig aus, es bleibt nicht der geringste Platz für einen erfreulichen, herzerfrischenden Eindruck. Der Herausgeber hat geschwankt, ob er die Figur nicht lieber zum Mittelpunkte eines größern modernen Lebensbildes machen sollte. Hier dürfte er die richtige Wahl flüchtig gestreift haben. Nicht als Held und Seele eines Romans, wol aber als bedeutende Nebenfigur darin würde der „Märtyrer der Phantasie" an seiner Stelle sein. Hat Heyse denn je daran gedacht, Toinette zur Heldin, zum Angelpunkte in den „Kindern der Welt" zu machen? Ist denn der Salamander oder nicht vielmehr Eduard die Hauptfigur in seinen Terzinen? Zur Gattung der disharmonischen, der nicht zu erlösenden Zwiegeschöpfe gehört auch der Märtyrer. Diese aber werfen in den Kreis, dessen Mittelpunkt sie sind, immer die Zwietracht hinein; sie erschüttern den Glauben an die Zweckmäßigkeit und Güte der Weltordnung, und wenn sie allein, ohne glückliches Gegenbild dastehen, so gehen wir mit dem trostlosen Gefühl unendlicher Erbitterung von dannen — eine Stimmung, die der Künstler nicht erzeugen darf, ohne die Kunst zu verneinen.

Endlich „Die ungarische Gräfin". Diese Novelle ist es, welche nach unserm Dafürhalten dem Bande zur Unehre gereicht. Wir haben umsonst versucht, sie für d. Bl.

nachzuerzählen, und gefunden, daß sie nur in der über alle Begriffe kunstvollen Behandlung Heyse's überhaupt erträglich ist, bei jeder fremden Berührung aber duftlos zerfällt. Es ist also die Geschichte einer vornehmen Frau, die, vom Triebe ihres heißen Blutes überwältigt, einen jungen Menschen geringern Standes verführt. Sowie aber ihre Leidenschaft verkocht ist, besinnt sie sich, daß ihre Stellung in der Gesellschaft es ihr verbiete, das Geschehene einzugestehen. Daher versucht sie den Candidaten von sich abzuschütteln, das will sagen: sie bekennt, daß sie nicht zu jenen großartigen Naturen gehört, denen alles erlaubt ist, weil sie in ihrer heroischen Naivetät vermeinen, ihre Gefühle gegen die Welt durchsetzen zu können. Sie bekennt, daß sie im Anfang schamlos und hernach brutal gehandelt hat.

Wir wissen recht wohl, daß der Dichter nicht an eine engherzige Moral gebunden ist, und daß er alles Ungemeine schildern darf, sei es nun gesellschaftlich verpönt oder gelitten; wir schließen uns in dieser Hinsicht durchaus demjenigen an, was Heyse selbst in seiner „Beatrice" („Novellen", VII, 311) und in der Vorrede zu seinen „Moralischen Novellen" gesagt hat. Und gegen die Handlung der Gräfin haben wir also an sich ebenso wenig einzuwenden, wie etwa gegen eine seiner reinsten Frauengestalten, Lottka; aber die Beweggründe derselben sind niedrig. Denn indem sie sich hingibt, ist sie schon bereit, ihre Leidenschaft zu verleugnen; indem sie ihr Opfer umschlingt, denkt sie schon daran, es zu verlassen.

Möchte der Dichter sich doch überzeugen, daß er diesmal nicht blos von der Durchschnittsmasse, die keinen höhern Aufschwung begreift, sondern auch von freidenkenden Männern verurtheilt wird.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 9.)

4. Goethe und Dresden. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Berlin, Hempel. 1875. 8. 3 M.

Woldemar Freiherr von Biedermann, den Lesern d. Bl. bekannt als Verfasser des verdienstlichen zweibändigen Werks „Goethe und Leipzig", hat nun auch die Beziehungen Goethe's zu Dresden in dem vorliegenden Werke näher beleuchtet. Schon der weit geringere Umfang deutet darauf hin, daß die Bedeutsamkeit der Beziehungen Goethe's zu Dresden entschieden zurücksteht, wie denn auch der Verfasser im Vorworte unumwunden bekannt, daß das Ganze sich im Grunde nur als eine durch den Faden der Ortsgeschichte zusammengehaltene Reihe einzelner Thatsachen aus des Dichters Leben darstelle.

Immerhin war es eine umfangreiche, nur für einen gründlichen Goethe-Kenner zu bewältigende Aufgabe, aus Goethe's Werken und Briefen die zahlreichen, nicht selten rasch zerflatternden Verhältnisse zu Gelehrten und Künstlern, Kunstfreunden und sonst bedeutsamen Persönlichkeiten der sächsischen Hauptstadt auszulesen und in eine gewisse Uebersicht zu bringen. Der Stoff ist zu dem Ende in drei Abtheilungen geschieden. Die erste derselben, Goethe in Dresden, berichtet über die Besuche, welche der Dichter selbst in jener Stadt gemacht. Es ist bekannt, daß Goethe bereits als Studiosus von Leipzig aus, Herbst 1767, nach Dresden ging, sich am Anblick der Kunstschätze zu erfreuen. Erst nach längerer Frist, Sommer 1790, führte ihn die Reise nach Schlesien zum Reichenbacher Feldlager wieder dorthin; er machte dabei Körner's Bekanntschaft. Ein dritter Aufenthalt zu Dresden fällt in den Sommer 1794. Dann besuchte Goethe, von Teplitz zurückkehrend, Dresden im Herbst 1810 und verkehrte daselbst lebhaft mit dem Maler Kügelgen, welcher bereits vorher zu Weimar des Dichters Bildniß gemalt hatte und nun ein zweites lieferte. Auch im Jahre 1813 gab der Badeaufenthalt in Teplitz Goethe Anlaß zu einem zweimaligen Besuche Dresdens, wobei es ihm aber inmitten der Kriegsbewegungen nicht behaglich zu Muthe war. Nachher ist Goethe nicht wieder in Dresden gewesen.

Hatte schon der erste Abschnitt Goethe's Beziehungen zu Körner, Kügelgen, Luise Seidler, dem Hausmarschall von Racknitz u. a. im Vorübergehen mit behandelt, so betrachtet der zweite eine Unzahl anderer, länger oder kürzer dauernder Verhältnisse zu Dresdenern. Der Begriff „Dresdener" wird freilich vom Verfasser höchst ausgedehnt gefaßt, er versteht darunter ein Menschenkind, welches das Vergnügen hatte, längere oder auch nur kurze Zeit in Dresden zu leben. Wir begegnen hier, außer einer Anzahl vergessener Gestalten, Frau Elisa von der Recke, den Grafen Brühl und Reinhard, Tieck, H. von Kleist, Arthur Schopenhauer, Carus, Gräfin Werthern u. s. w.

Daran schließt sich als dritter Abschnitt Goethe's Beziehung zu Dresdens Kunstanstalten, d. h. zu dresdener Kartenstechern, Malern u. s. w., soweit sie nicht bereits früher erwähnt worden. Auf diese Weise sind denn mit rühmlichem Fleiße 140 Druckseiten mit lauter Dingen angefüllt, die sich irgendwie an Goethe und Dresden anknüpfen, mag auch das Anknüpfungsband öfter herzlich locker erscheinen; ein sehr umfängliches alphabetisches Verzeichniß ist uns ein willkommener und nothwendiger Führer durch die zeitweise etwas unwegsamen Pfade. Jedenfalls ist der Fleiß in der Zusammenstellung dieser theilweise entlegenen Notizen anzuerkennen; einige bisher ungedruckte Briefe Goethe's an Körner, an Bergrath Charpentier und den Maler Kaaz werden dem Goethe-Kenner willkommen sein.

5. Goethe's Erzählungen. Erwachsenen Mädchen zu eigen gemacht von F. Siegfried. Mit sechs Tondruckbildern nach Zeichnungen von K. Kögler und H. Merte. Leipzig, Grunow. 1874. Gr. 8. 7 M.

Es ist ein guter Gedanke, aus Goethe's Prosa eine Anzahl Musterstücke für die erwachsene Jugend auszuwählen; freilich ist zu wünschen, daß unsere Jugend geistig gesund genug wäre, um sich an diesen edeln Gaben zu erfreuen, statt mit romanartiger Unterhaltungslektüre sich den Geschmack zu verderben. Das vorliegende Buch ist danach geartet, die Jugend für Goethe's Prosadich-

tungen zu interessiren; allerlei geeignete Abschnitte aus den verschiedenen Werken des Dichters sind mit Geschmack gewählt und zusammengestellt, einige artige Holzschnitte und eine hübsche Ausstattung machen das Buch zu einem Festgeschenk ganz geeignet. Wir wünschen ihm den besten Erfolg.

6. Geschäftsbriefe Schiller's. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, Veit u. Comp. 1875. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Schiller's Geschäftsbriefe — ein wunderlicher Gedanke! Denn es will ja wol sagen, daß auch der Dichter genöthigt ist, die Gabe des Genius zum Gewinn des täglichen Brotes zu benutzen; derselbe Mann, dessen Balladen und „Glocke", dessen „Wallenstein" und „Tell", dessen philosophische und geschichtliche Arbeiten die edelsten Gedanken und Empfindungen der Nation zum Ausdruck brachten, erscheint uns hier als der klug rechnende Haushalter des irdischen Mammons, dessen auch der Genius zum Leben bedarf. Es ist selbstverständlich, daß ein Briefwechsel Schiller's, welcher nur die buchhändlerische Verwerthung seiner Werke zeigt, nicht die innere Bedeutsamkeit haben kann, wie der Briefwechsel mit denjenigen, mit welchen der Dichter durch die Bande der Freundschaft, der gemeinsamen geistigen Interessen verbunden war. Die hier im Verkehr mit Schiller auftretenden Männer, ein Goeschen, Unger, Crusius u. s. w., waren ohne Zweifel in ihrem Gebiete sehr tüchtig, dem Dichter zuverlässige und gefällige Stützen; aber ihm geistig ebenbürtig oder auch nur in bescheidenem Maße geistig verwandt, das waren sie nicht. Der einzige, welcher allenfalls als Geistesverwandter im vorliegenden Werke zu betrachten wäre, ist der Vertraute in den Unterhandlungen wegen des „Musenalmanach", Wilhelm von Humboldt. So haben wir denn auch von vornherein lediglich Geschäftliches zu erwarten, und dabei müssen wir immer noch bedauern, daß nicht blos das Vorhandene lückenhaft ist, daß auch manches Erhebliche ganz fehlt, z. B. der Briefwechsel mit Cotta, welcher hoffentlich bald zur Veröffentlichung gelangt. Dennoch bietet der Band vielfach Interessantes dar, zumal da der Herausgeber, Karl Goedeke, wo es erforderlich schien, durch Erläuterungen und Verweisungen das Verständniß erleichtert. Diese Briefe zeigen uns Schiller vom Jahre 1785—1805 im Verkehr mit seinen Verlegern und Druckern, sie zeigen uns den Dichter, bei welchem so vielfach das Ideal mit dem Leben im Kampfe lag, als vorsichtigen Geschäftsmann und zwar mit gutem Grund, denn die Schriftstellerei mußte ihm, dem seit der Jugend Unheimischen, das Haus bauen, Weib und Kind ernähren; wir sehen den Dichter mit rastloser Betriebsamkeit arbeiten, um zu verdienen; wir sehen ihn in Geldnöthen, nicht selten von dem Honorar für noch zu schreibende Arbeiten lebend, von alten Schulden bedrängt; und als die steigende Berühmtheit, das Erscheinen seiner classischen Dramen ihm endlich ein gesichertes Dasein zu gewähren scheint, da rafft ihn der unerbittliche Tod dahin. Uebrigens sind die buchhändlerischen Bedingungen, unter welchen Schiller schrieb, für jene Zeit, in welcher der Nachdruck in schönster Blüte stand, keineswegs ungünstig zu nennen; ebenso wenig begegnen wir in diesen Briefen Beweisen spitzfindigen Eigennutzes, wie z. B. in denjenigen Wieland's; auch als Geschäftsmann erscheint Schiller würdig und vornehm, und wenn wir auch keine Gelegenheit haben, den dichterischen Genius von einer neuen Seite kennen zu lernen, so gibt doch dieser Verkehr manchen schätzbaren Beitrag zur Kennzeichnung seines Lebens und Arbeitens.

So sind wir dem Herausgeber zu Danke verpflichtet, welcher diese Blätter, bisher gedruckte und ungedruckte, zu handlicher Benutzung zusammengestellt hat. Wir haben Grund, jede neue Veröffentlichung der Art dankbar zu begrüßen, weil nur dadurch mit der Zeit ein sehr Schätzenswerthes möglich wird, eine Geschichte des literarischen Verkehrs in der Zeit unserer classischen Dichtung. Mein verstorbener Bruder Karl hat solche Beiträge zu Wieland's literarischem Verkehr mitgetheilt, welche mit Dank aufgenommen worden sind. Leider ist Unzähliges dieser Art aus gedankenlosem Leichtsinn zerstreut oder vernichtet worden; und doch würden wir durch wiederholte ähnliche Veröffentlichungen nach und nach in den Stand gesetzt werden, nicht blos manche werthvolle Einzelheit aus dem Leben unserer großen Dichter zu erfahren, sondern auch uns die für die Wissenschaft der Culturgeschichte so bedeutsame Kenntniß des literarischen Verkehrs im 18. Jahrhundert zu verschaffen.

7. Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit. Von Oskar Brosin. Leipzig, Veit u. Comp. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Verhältniß eines Dichters zu seinem Publikum wird allezeit seinen treffenden Ausdruck finden in dem geistreichen Worte des alten Logau:

Leser, wie gefall' ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Und die Antwort wird wol abwechselnd „Gut" oder „Schlecht" lauten. Schwerlich hat jemals ein Dichter gelebt, welcher in der glücklichen Lage war, allezeit mit einem fröhlichen „Gut" zu antworten; und wenn es der Fall wäre, so möchten wir dies noch keineswegs als ein Zeugniß betrachten, daß seine Leistungen classisch, für alle Zeiten bedeutsam waren, eher umgekehrt. Das Publikum ist ein schwer zu berechnender Factor für den Dichter, welcher möglichst in die Weite wirken möchte und doch zugleich, sofern er wahrhaft Gediegenes leisten will, „den Besten seiner Zeit genugthun" muß. Dazu ist in Betracht zu ziehen, daß auch der größte Dichter seine schwachen Stunden und Zeiten hat, wo er unter die Höhe herabsinkt, die er bereits errungen oder doch erringen könnte. So wird des Dichters Lebensbahn eine stete Folge von Auf- und Absteigen, von glänzenden Hoffnungen und Erfolgen, von schmerzlichen Enttäuschungen sein; je nach den gemachten Erfahrungen wird er geneigt sein, das Publikum mit freundlichen oder mit zürnenden Augen anzusehen. Doch ist die Frage, ob er nicht gut thäte, zu zeiten sich zu prüfen, ob der Kaltsinn des geschmähten Publikums ihn nicht auf eine Versäumniß in seiner eigenen Weiterbildung, auf eine Schwäche seiner Production hinweisen sollte. Je mehr das literarisch genießende Publikum an Zahl wächst — und es wächst in Deutschland stetig —, desto größer wird der Kreis, auf welchen zu wirken der Dichter hingewiesen ist, desto schwieriger

die Aufgabe, dem großen Leserkreise und zugleich der kleinen Gemeinde der wirklich künstlerisch gebildeten Kenner zu genügen; desto größer für den Dichter die Gefahr, das Publikum je nach Umständen in rosigem oder grauem Lichte zu sehen.

Es war ein neuer und sinnreicher Gedanke des Verfassers, diese wechselnden Stimmungen in Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit nachzuweisen, und jeder Freund des Dichters muß für das kenntnißreiche, gut geschriebene kleine Buch dankbar sein.

Schiller hat in seiner schriftstellerischen und dichterischen Laufbahn die mannichfachsten, erfreulichsten und kränkendsten, Erfahrungen gemacht. Seine Jugendstücke fanden begeisterte Aufnahme, und so ist es erklärlich, wenn er, der Ungunst seiner manheimer Stellung durch die Herausgabe der „Thalia" abzuhelfen bemüht, dem Publikum mit der schwärmerischen Begeisterung eines jungen Dichters entgegenfliegt; er schreibt:

> Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren als an die menschliche Seele.

Wenn auch dieser überschwengliche Cultus des Publikums nicht vorhielt, so erkannte doch Schiller lebenslang eine edle Popularität als des Dichters höchste Aufgabe an, und es ist nicht zu bezweifeln, daß Schiller, von diesem Gesichtspunkte geleitet, in der Wahl seiner Stoffe glücklicher war als Goethe. Aber freilich sah er sich genöthigt, in seiner Production mehr und mehr für die kleine Gemeinde der wahrhaft Kunstsinnigen zu schreiben. Einestheils die von Frankreich ausgehende politische Bewegung, zum andern die zunehmende, durch die Productionen der Iffland und Kotzebue genährte Vorliebe des Publikums für das Hausbackene und Behaglich-Moralisirende verstimmt ihn während der neunziger Jahre herzlich tief gegen das Publikum, welches er mit bittern Worten der Geschmack- und Charakterlosigkeit anklagt:

> Kann der Dichter anders? Hat er an liebender Brust das Kind der Empfindung gepflegt, so muß er es sich gefallen lassen, wenn ihm der Leser einen Wechselbalg zurückgibt. Darum vor allem nur so deutlich als möglich! Kann doch bei einem Publikum, wie nun einmal das deutsche ist, zur Rechtfertigung einer Absicht des Dichters nicht zu viel geschehen. Was einen geistreichen Leserkreis anziehen würde, ist hier übel angebracht: den Deutschen muß man die Wahrheit so derb als möglich sagen. Für das Komische ist zu wenig Humor, und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe da; von der einen Seite hat also der Autor an der Schwerfälligkeit, und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten. Wohin er blickt, nichts als Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit, gemeine Denkart! Es ist zum Verzweifeln, nirgends kann er diese träge Masse packen, außer etwa bei der Neugierde oder noch sicherer bei der Schadenfreude. Darum ist es ein Gewinn für den Schriftsteller, wenn er sich nicht mehr sonderlich um das Publikum zu kümmern hat, das ihm, so wie es ist, alle Freude am Hervorbringen nimmt und im besten Falle das wenige Vergnügen durch so viele Mistöne verkümmert.

Dies sind aneinandergereihte Aeußerungen des Dichters aus den letzten neunziger Jahren. Der Verfasser untersucht, inwiefern Schiller zu diesen unmuthigen Aeußerungen berechtigt gewesen, und findet den Grund vornehmlich in dem Miserfolg seiner journalistischen Unternehmungen, der „Thalia" und der „Horen", einem Miserfolg, welchen Schiller zum nicht geringen Theile selbst verschuldet hatte durch die Beschaffenheit seiner eigenen schriftstellerischen Leistungen in dieser Zeit, wie dadurch, daß diese Zeitschriften den geweckten Erwartungen nicht entsprachen. Wir wissen ja, daß Schiller seit Erscheinen des mit Begeisterung aufgenommenen „Don Carlos", seit 1787, sich im wesentlichen philosophischen und geschichtlichen Studien hingab; mochten die Ergebnisse derselben für den Dichter selbst noch so fruchtbar sein, dem Publikum war mit Schiller's ästhetischen Aufsätzen in der „Thalia" ebenso wenig gedient wie mit Goethe's „Unterhaltungen der Ausgewanderten" in den „Horen", der Arbeiten zahlreicher schwacher oder schwächster Kräfte nicht zu gedenken; gleichzeitig hatten die Almanache einen glänzenden Erfolg, was Schiller füglich hätte veranlassen können, billiger über das Publikum zu urtheilen. Der Unmuth über jene Miserfolge gab dann Anlaß zu den „Xenien", zu „Shakspeare's Schatten" und andern satirischen Gedichten; schließlich klärt der Dichter sich ab in dem schönen Spruch:

> Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
> Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Als Bühnenschriftsteller hatte Schiller keine Gelegenheit zu solchen ärgerlichen und niederschlagenden Erfahrungen; er erkannte sehr wohl, daß der Bühnendichter die Zeitgenossen nehmen muß nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind. In der ersten Periode seiner dramatischen Schöpfungen, von den „Räubern" bis zu „Don Carlos", hatte Schiller keinen Grund, mit dem Publikum zu grollen; und als dann die Früchte der zehnjährigen philosophisch-historischen Sammelzeit zu reifen begannen, denkt er sofort wieder darüber nach, wie er als Dramatiker am kräftigsten auf die Zeitgenossen wirken könne:

> Ueberzeugt, daß unsere Tragödie mit der Ohnmacht, Schlaffheit und Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart', d. h. mit prosaischer Richtung und Anschauung, zu ringen habe, fordert er, daß sie Kraft und Charakter beweise und das Gemüth, anstatt es aufzulösen, erschüttere und erhebe.... Ueberhaupt entspann sich seit den Erfolgen seines „Wallenstein", mit welchen er bekanntlich die Epoche seiner dramatischen Meisterschaft eröffnete, eine Wechselwirkung zwischen ihm und dem Theaterpublikum, lebendiger und fruchtbarer, als sie in der ersten Periode seiner dramatischen Thätigkeit gewesen war. Hatte er es kurz vorher noch, als er sich definitiv für die dramatische Schriftstellerei entschied, für ein Glück angesehen, daß er bei dieser das Publikum ganz vergessen könne, ohne darum die Hoffnung aufgeben zu müssen, es bis auf einen gewissen Grad zu beherrschen und zu gewinnen, so ward es ihm jetzt mehr und mehr zur Gewißheit, daß die Berücksichtigung seines Publikums von dem Berufe des Theaterdichters unzertrennlich sei.

Wir begegnen in dieser letzten rührigsten Arbeitszeit Schiller's mancher Aeußerung, welche ihn dem Publikum gegenüber befriedigt zeigt; er bekennt, daß ein neues Publikum den Theaterdichter fördere, daß die Rücksicht auf dasselbe, in bestimmten Schranken gehalten, mit den Anforderungen echter Kunst wohl bestehen könne; und während Goethe, diese geistige Mitarbeiterschaft des Publikums misachtend, lediglich Lesedramen schafft, lenkt

Schiller voll in das Fahrwasser bühnengerechter dramatischer Dichtung ein. Wohl klagt er einmal unmuthig über die Fesseln, welche das Publikum dem dichterischen Schaffen des dramatischen Schriftstellers dadurch anlege, daß es, eines rein ästhetischen Wohlgefallens unfähig, ihn in der Wahl seiner Stoffe beenge und ihn zwinge, die reinsten Stoffe in Absicht auf die Kunst aufzugeben; aber Mit- und Nachwelt danken Schiller dafür, daß er, statt wie Goethe „Mohammed“ und „Tancred“ zu galvanisiren, „Pandora“ und „Elpenor“ u. s. w. zu Bühnendramen zu benutzen, seine „Maria Stuart“, „Jungfrau“ und seinen „Tell“ schuf.

Dies die hauptsächlichen Gedanken des Büchleins, dessen nicht geringes Verdienst darin besteht, die zahlreichen Belegstellen aus Schiller's Schriften und Briefen zusammenzuordnen und zu erläutern. Ein Schlußsatz, und zwar unsers Erachtens ein wohlberechtigter, wendet sich gegen die heutzutage beliebte Verunglimpfung unserer literarischen Zustände, mit besonderm Hinblick auf eine dem Berichterstatter unbekannt gebliebene Broschüre von Gätschenberger. Wir müßten lügen, wollten wir die in kurzem Auszug mitgetheilten Aeußerungen Gätschenberger's für unwahr erklären; aber wir sind der Ansicht, daß die Zustände der Gegenwart darum kein Haar schlechter sind als zu Goethe's und Schiller's Zeit; jene breite Schicht von Nichtlesenden gab es damals genau so wie heute; auch damals machte die Mittelmäßigkeit sich breit und fand ihre zahlreichen Bewunderer; von einer Gesunkenheit des Publikums der Gegenwart im Vergleich mit den Zuständen an der letzten Scheide der Jahrhunderte ist gar nicht zu sprechen. Und so schließen wir unsere Empfehlung der wahrhaft und anziehenden Schrift mit den letzten Worten derselben:

Gestehen wir auch zu, daß in unsern literarischen Zuständen vieles besser werden muß, so dürfen wir doch unbedenklich behaupten, daß leere Klagen und beißende Angriffe, und wären sie auch noch so begründet, nimmermehr zum Ziele führen. Selbst Schiller's und Goethe's „Xenien“ waren ein Schlag ins Wasser. Um so segensreicher haben die positiven Schöpfungen unserer großen Meister gewirkt. Ich kenne auf die Frage: Wie wird, unbeschadet der Würde der Kunst, das Publikum am sichersten gewonnen? keine bessere Antwort als diese: Die Dichtkunst selbst erfülle die Forderungen, von denen Schiller ihren veredelnden Einfluß abhängig macht. Sie schreite mit dem Zeitalter fort, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, sie mache sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, gewinne Leben und Fruchtbarkeit und kleide sich in Anmuth in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, der Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit sammle sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel, und mit idealisirender Kunst schaffe sie aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert!

8. Weimars Erinnerungen. Von August Rugo. Zweite vermehrte Auflage. Zugleich als Festschrift zur Enthüllungsfeier des Karl-August-Denkmals vom 3. September 1875. Weimar, Kühn. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Büchlein bietet uns eine Reihenfolge poetischer Bilder aus dem Leben Ilm-Athens seit Karl August's Geburt, versificirte Schilderungen der großen Fürsten und Dichter, ernste und scherzhafte Erzählungen aus ihrem Leben, zum Schluß auch eine Anzahl Gedichte zur Verherrlichung von Festfeiern des großherzoglichen Hauses u. s. w. Es sind wol bessere Gedichte in Weimar gemacht worden als diese mit ihrem behaglichen Dilettantismus; indeß da das Büchlein keine unbescheidenen Ansprüche macht und sich als Festschrift zur Enthüllungsfeier des Karl-August-Denkmals einführt, so wollen wir ihm gönnen, daß es im Schose der Musenstadt recht viele Freunde finde.

Wilhelm Buchner.

Die monistische Weltanschauung in der Religion und Philosophie.

1. Das Christenthum und seine Mission im Lichte der Weltgeschichte. Von Ernst Friedrich Langhans. Zürich, Schabelitz. 1875. Gr. 8. 8 M.
2. Cultur und Religion. Die Entwickelung des humanen Bewußtseins, historisch und philosophisch betrachtet von Heinrich Karl Hugo Delff. Gotha, F. A. Perthes. 1875. Gr. 8. 10 M.
3. Religiöse Reden gehalten im St.-Peter zu Zürich von Heinrich Lang. Zweiter Band, die Jahre 1872—74 umfassend. Zürich, Schabelitz. 1874—75. Gr. 8. 6 M.
4. Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus. Von Julius Duboc. Hannover, Rümpler. 1875. Gr. 8. 4 M.

Was bildet das innerste Wesen aller heutigen Bildung und Aufklärung, von Europa bis nach Indien und China, was den Kriegsherd, von welchem aus der heutige Kirchenglaube immer mehr in Staub gelegt wird? Was, wenn nicht das auf Natur, Geschichte und Philosophie gegründete Streben, die alte Weltanschauung des Dualismus in die des Monismus, d. h. der Einheit und Versöhnung aufzuheben?

Wir haben die vorstehenden Worte aus dem Werke von Langhans: „Das Christenthum und seine Mission“ (Nr. 1), vorangestellt, weil sie den Gesichtspunkt klar aussprechen, der auch in den andern angeführten Werken mehr oder weniger deutlich zu Tage tritt und sich deshalb in natürlicher Weise als Thema der Besprechung darbietet. Die beiden religionsgeschichtlichen Werke von Langhans und Hugo Delff reden der monistischen Weltanschauung innerhalb des Gebietes der Religion das Wort, während die Werke von Lang und Duboc uns Veranlassung geben werden, von dem philosophischen Monismus zu reden. In dem ersten Falle bedeutet die monistische Weltanschauung im Gegensatz zu dem alten Dualismus von Gott und Welt die Immanenz, noch näher die Menschwerdung Gottes, welche die genannten beiden Werke im Christenthum, in der Person seines Stifters verwirklicht finden, weshalb auch das Buch von Langhans die christliche Religion als Religion der Erfüllung betrachtet, nicht in jenem beschränkten Sinn, wonach es nur eine Erfüllung des in dem Judenthum gegebenen Geistes genannt worden ist, sondern als Erfüllung alles bisherigen religiösen Strebens, das schon in seinen ersten Anfängen sich als ein Ringen nach monistischer Weltanschauung kundgibt. Indem er dieses Ringen in den Religionssystemen der vorchristlichen Zeit stufenweis nachweist, ist sein Buch eine glänzende Phänomenologie des religiösen Bewußtseins. Tröstlich freilich ist das Resultat dieses Entwickelungsganges nicht. Immer wieder, selbst im Schos des Christenthums, kommt

der alte Dualismus zum Vorschein, es scheint, daß es die Menschheit auf der Höhe der Gottvereinigung nicht ertragen könne, als ob ihr wahrer Standpunkt nicht in der Nähe, sondern in der Ferne von Gott sei. Die Hegel'sche Philosophie hatte den ganzen Weltproceß als die streng nothwendige Entfaltung der absoluten Idee nachzuweisen gesucht und in den Mittelpunkt des ganzen Processes Christus gestellt als den, in welchem die gott-menschliche Einheit angeschaut und verwirklicht wird. In Christus blos angeschaut, oder in ihm verwirklicht? Diese Frage bildete nach der religiösen Seite hin die Achillesferse des Hegel'schen Systems, welche mit kecker, erbarmungsloser Hand berührt zu haben das eigenthümliche Verdienst von Strauß bleibt. „Die Idee liebt es nicht, die ganze Fülle ihres Inhalts in Ein Exemplar auszuschütten", das war der klare Schluß der Strauß'schen Kritik, das war aber auch bei nüchterner Betrachtung der wahre Sinn der Hegel'schen Philosophie selbst, denn nicht in der Natur, noch in einem einzelnen Individuum, noch in irgendeiner abgeschlossenen Zeit, sondern nur in der unendlichen, anfangs- und endlosen Entwickelung aller Dinge kommt die Idee zu ihrer vollen Erscheinung. Anstatt voll aufzuathmen im Gefühl endlich vollzogener Einheit des Endlichen mit dem Unendlichen, sah man von den Vertretern der absoluten Kritik, den Edgar und Bruno Bauer, Max Stirner, Feuerbach u. a., bald nach Hegel's Tode ganz andere Consequenzen aus seinem System gezogen, denen als weitere Consequenz nur noch die Philosophie des Weltelendes folgte. Gott die absolute Negation, das absolute Nichts, der unendliche Schmerz, in dessen Schos jede endliche Gestaltung zurücksinkt, um immer neuen, scheinbar höhern, aber ebenso nichtigen und widerspruchsvollen Existenzen Platz zu machen: das ist das Ergebniß einer jahrtausendelangen Denkentwickelung. Von hier blickt der Verfasser wieder auf die ergreifende Gestalt des Dulders von Nazareth und findet — ein Gedanke, der bei den religiösen Schriftstellern der Gegenwart häufig wiederkehrt — zwischen der Zeit, in der Christus erschien, und unserer Zeit eine auffallende Aehnlichkeit. Wie? ruft er aus, wenn eine ähnliche Erfahrung der heutigen Zeit beschieden wäre wie damals? Dann aber sucht er wieder die künftige Gestaltung der Dinge zu errathen, und mit den Worten aus Nikolaus Lenau's „Albigensern":

> Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
> Vergeht, der neue Bund zerreißt:
> Dann denken Gott wir als den Geist,
> Dann wird der ew'ge Bund gefeiert —

bezeichnet er die nachfolgende Zeit als eine, in der Gott als der Heilige Geist verehrt werden wird. Er will damit sagen, es werde eine Zeit kommen, wo das historische Christenthum zurücktreten wird, eine Ansicht, für die er allerdings selbst in den Schriften des Neuen Testaments einen Anhalt findet, wenn hier nämlich gesagt wird, daß zuletzt Gott alles in allen sein werde. Den Schluß des Werks bildet eine scharfe Verurtheilung der Art, wie die äußere Mission unter den Heiden betrieben wird.

Gleichfalls von dem Gedanken ausgehend, daß Gott dem Menschen nie von außen komme, sondern sich nur in seinem Bewußtsein offenbare, gibt uns das Werk von **Hugo Delff**: „Cultur und Religion" (Nr. 2), eine Entwickelung des humanen Bewußtseins, das ihm im tiefsten Grunde ein religiöses ist. Seiner historischen Entwickelung dieses Bewußtseins in den verschiedenen Religionssystemen könnte deshalb mit Recht das Wort Max Müller's als Illustration vorangestellt werden, daß die wahre Menschheitsgeschichte die Geschichte der Religion sei. Der Verfasser will mit seinem Buche keine neue Religion „machen", aber die alte soll in einem neuen Sinne erfaßt werden. Auch er sieht im Christenthum jene einheitliche Weltanschauung vollendet, denn die Idee des Christenthums ist ihm „die Fleischwerdung des persönlichen Gottes als Offenbarung seines Charakters, welcher die Liebe ist". Was das Verhältniß von Cultur und Religion betrifft, so sieht er die erstere erst durch die Idee des Christenthums vollendet. Er sagt hierüber:

> Mag das Bewußtsein sich noch so sehr in den Blüten der Bildung belustigen, es spielt in ihnen nur im Widerschein des Göttlichen und kann einer mahnenden Leere in seinen innersten Eingeweiden nicht entgehen. Aber wenn es zu diesen Schätzen der Cultur hinzu die Perle des Christenthums, das Leben des Christenthums oder, concreter ausgedrückt, das Leben Jesu Christi in sich aufgenommen hat, dann erst hat alles unruhige Suchen ein Ende, dann erst genießt es mit jenen den völligsten Frieden.

Wenn der Verfasser, indem er das religiös-humane Bewußtsein in den verschiedenen vorchristlichen Religionen historisch sich entwickeln läßt, jene glänzende Gruppirung des geschichtlichen Stoffs und die Concision der Darstellung vermissen läßt, wie wir sie bei dem Werke von Langhans hervorzuheben hatten, so finden wir dafür hier eine Fülle der tiefsten und geistvollsten Gedanken über Religion und Religionen. Dem Werke voran geht eine philosophische Einleitung, in der wir besonders das Kapitel über die Sprache hervorheben, das um so werthvoller erscheint, als wir bisjetzt, wie auch Eduard von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" gelegentlich bemerkt, eine Philosophie der Sprache noch nicht haben.

„Religiöse Reden" gibt uns das Buch von **Heinrich Lang** (Nr. 3). Der Verfasser ist einer der hervorragendsten Vertreter des modernen Protestantismus, seine Reden, gehalten im St.-Peter zu Zürich, sind der leichte und frische Erguß eines gedankenreichen und klaren Innern, von dem biblischen Text ergeben sich ihm in reicher Fülle natürliche Uebergänge und Anwendungen auf das Leben; was jedoch diese Reden vor den hergebrachten Predigten besonders auszeichnet, das ist die Freiheit, mit der er Ideen und Gestalten außerchristlicher Religionen in den Kreis seiner Betrachtungen hereinzieht. In einer Charfreitagsbetrachtung z. B. stellt er neben das Bild des gekreuzigten Christus zwei andere Duldergestalten aus der vorchristlichen Zeit, Hiob und den am Felsen angenagelten Prometheus der griechischen Sage, und zeigt nun, wie weder der hebräische noch der griechische Geist den göttlichen Sinn des Leidens verstanden habe, wie vielmehr erst im Tode Jesu das Räthsel des Schmerzes klar werde. Dem oft gehörten Einwand gegenüber, daß das Christenthum mit seinem Gebot der Liebe nichts Neues gebracht habe, stellt er das Christenthum und den Buddhismus, welche beide die Liebe in den Zusammenhang ihrer Weltanschauung gestellt haben, nebeneinander und zeigt die Erhabenheit der christlichen Liebe über die b[illegible]-

dhistische. Gott lehrt er entschieden als einen Gott der Immanenz, und das erste und letzte Wort der Religion ist ihm, um mit Schleiermacher zu reden, „mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick".

Auf die monistische Weltanschauung führt uns ein trefflich geschriebener Aufsatz über Strauß, der den „Religiösen Reden" vorangedruckt ist. Strauß hatte in seinem letzten Buche über den „alten und neuen Glauben" der Philosophie ihr Ziel klar und richtig gestellt: es ist die Aufstellung einer monistischen Weltanschauung gegen die früher herrschende dualistische; „sie soll die Gesammtheit der Erscheinungen aus einem einzigen Princip erklären, Welt und Leben aus einem Stück gestalten." Strauß hatte bekanntlich die Aufgabe in der Weise gelöst, daß er dem angestrebten Monismus zu Liebe Gott und Geist opferte und alles aus der Materie herleitete. Der Verfasser zeigt nun, daß diese Art, den Dualismus aufzuheben, eine unhaltbare sei; das Räthsel, wie aus dunkelm Stoff heller Geist werde, sei auch hier nicht gelöst. Ein Weltall als blindwirkende Kraft und in ihm ein Geist, der sich dieser blinden Naturkraft denkend und handelnd gegenüberstellt, sei ein Widerspruch, bei dessen einfacher Behauptung es keine Philosophie aushalten könne, welche diesen Namen verdiene.

Auf demselben monistischen Standpunkt des Materialismus und Atheismus, wie ihn Strauß in seinem letzten Buch befürwortet, steht das Buch von **Julius Duboc** „Das Leben ohne Gott" (Nr. 4), dessen Verfasser durch seine „Psychologie der Liebe" sich bereits einen geachteten Namen erworben hat. Beachten wir zuerst, in welchem nähern Zusammenhang sein Buch mit dem Buche von Strauß steht. Letzterer hatte in seinem Nachwort sich selbst über das Unzulängliche seiner Arbeit in Bezug auf die für unser sittliches Verhalten sich ergebenden Folgerungen geäußert; er habe in seinem Werke, meinte er, mehr nur auf die Stellen hindeuten können, wo die Grundsteine zu legen seien, als daß er schon im Stande gewesen wäre, auf etwas Fertiges hinzuweisen. Darauf Bezug nehmend sagt Duboc:

> Und eben hier habe ich mich bemüht, einige Lücken auszufüllen, ohne jedoch dem Aufbau einer Pflichten- und Tugendlehre mich auch nur von ferne nähern zu wollen.

Wir haben also sein Buch, wenn auch nicht gerade als eine Ethik des Atheismus, so doch als einen an Strauß anknüpfenden Versuch anzusehen, wie die gegenwärtige Gesellschaft ihr Leben ohne Gott einzurichten habe. Den Atheismus nimmt der Verfasser als eine Thatsache im Geistesleben der Gegenwart in dem Sinne, als sie dasjenige, was der Atheismus logisch in sich trägt, als das Unzweifelhafteste und Gewisseste allgemein behaupte und anerkenne. Da dieser Satz der durchgeführten Begründung entbehrt, so sind wir nicht in der Lage, die Wahrheit seines Inhalts eingehend zu prüfen, wir bemerken jedoch, daß andere Denker, z. B. J. H. Fichte („Die theistische Weltanschauung und ihre Gegner"), zu entgegengesetzten Resultaten gelangen, eine Instanz, die der Verfasser in seinem Werke zwar auch anführt, ohne sie jedoch genügend zu widerlegen.

Was nun den allgemeinen Inhalt des Buchs betrifft, so bemerkt der Verfasser an einer Stelle desselben von Jean Paul, der in der „Levana" verlangt hatte, daß die Religion dem Kinde vor allen Dingen von der erhabenen Seite zugänglich und befreundet gemacht werde, derselbe sei ebenso reich an geistvollen und tiefen Einblicken in die Kindesseele, als unfähig eine nüchterne Durchschnittsberechnung vorzunehmen. Was er an Jean Paul als einen Mangel vermißt, das soll uns nun sein Buch geben: eine nüchterne Durchschnittsberechnung dessen, was uns das Leben noch gewährt, nachdem der Glaube an Gott und, was ihm eng damit zusammenhängt, der Glaube an eine individuelle Fortdauer der Seele aus dem Kreis unserer Meinungen und Ueberzeugungen ausgestrichen ist. Ein Hohes und Glänzendes ist es nicht, was uns nach seiner Darlegung noch bleibt. An die Stelle des enthusiastischen Erfülltseins von einem höhern Geiste oder des schmerzvollen Sehnens nach dem Unendlichen, worin der Trieb der Religion sich manifestirte, soll nun die rechte Würde der Lebensauffassung treten. Das höchste Gut, das uns für alles Verlorene Ersatz bieten soll, findet er in dem Bewußtsein des Glücks, dem Leben anzugehören. Aber dieses Leben ist zunächst nur eine Form, es kommt auf den Inhalt an. Als idealste Macht im Leben erübrigt ihm die Ueberzeugung; aber es ist zu bedenken, daß dieselbe zu einem umfassenden Princip des Geisteslebens nicht erhoben werden kann, da sie sich vornehmlich nur auf dem Gebiete des Wissens und Gewissens geltend macht, während andere productive Mächte des Gemüths und der Phantasie, die nicht weniger ideal sind, sich schwer in den Begriff der Ueberzeugung einreihen lassen. Eigenthümlich ist, daß ihm der Materialismus als herrschende Zeitrichtung identisch ist mit geschwächter Ueberzeugungskraft:

> Kraft der Ueberzeugung ist ohne weiteres so viel wie Kraft des Idealismus, und geschwächte Ueberzeugungskraft deckt sich mit seinem Gegensatz, dem Materialismus.

Es klingt wie eine Verurtheilung des eigenen Standpunktes, wenn er in dem weitern Verlauf der Entwickelung sagt, daß Materialismus, Indifferentismus und Pessimismus sich die Hände reichen und eins ohne das andere nicht völlig zu erfassen und aus seinem Innersten heraus zu verstehen sei. Wenn, wie der Verfasser behauptet, der Gottes- und Unsterblichkeitsglaube, der die ganze Geschichte unsers Geschlechts durch Jahrtausende begleitet hat, wirklich nur eine Illusion war, so muß man gestehen, daß das menschliche Geschlecht doch ein hochbegabtes sein muß, weil es einer so glänzenden Illusion fähig war. Wie glänzend dieselbe ist, das zeigt sich erst recht bei dem Versuch sie zu zerstören. Was die eine Seite des Buchs betrifft, insofern es eine Ethik des Atheismus sein möchte, so wird die Gesammthaltung, für die des Verfassers „Leben ohne Gott" das Wort ergreift, ungefähr jener chinesischen rechten Mitte gleichkommen, die ihr Schiff auf dem breiten Rücken des Meeres dahintreiben läßt und von Scylla und Charybdis nichts weiß; und was die andere Seite des Buchs betrifft, wonach es eine Scholastik des Atheismus sein möchte, so erinnern diese logischen Ausführungen an die Worte Hamann's, daß der Zusammenhang scholastischer Systematik um so strenger zu sein pflegt, je willkürlicher er ist.

Zur Theorie der Wärme.

Rumford und die mechanische Wärmetheorie. Versuch einer Vorgeschichte der mechanischen Theorie der Wärme. Von Gerhard Berthold. Heidelberg, C. Winter. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bei der Bedeutung, welche die mechanische Theorie der Wärme erlangt hat, ist es nicht ohne Interesse, den Entwickelungsgang zu verfolgen, welchen die mechanische Wärmetheorie aus unscheinbaren Anfängen bis zu ihrer jetzigen Höhe genommen hat. Für die letzten Jahrzehnte mangelt es nicht an mehr oder weniger gelungenen Darstellungen; dagegen fehlt es gänzlich an einer Vorgeschichte der mechanischen Wärmetheorie. Diese Lücke auszufüllen, und zwar an der Hand der Originalquellen, ist der Zweck vorliegender Schrift.

Es ist gewiß äußerst erfreulich, wenn sich Männer finden, die sich der mühsamen, für den Leser mehr als für den Verfasser lohnenden Arbeit unterziehen, die geschichtliche Entwickelung einer Disciplin nach den Urquellen darzustellen. Was in seiner Vollkommenheit als fertiges Bauwerk nur mühsam und schwierig zu erkennen, wird, wenn man es in seinem Entstehen betrachtet, auch dem minder Befähigten klar und durchsichtig; und wie uns die Naturproducte nur erst durch die Entwickelungsgeschichte verständlich werden, ebenso ist das mit den Producten des Menschengeistes der Fall. Wer die heutige mechanische Wärmetheorie mit den Denkproducten zahlreicher Physiker und Mathematiker betrachtet, der wird fast erdrückt von der Summe dieser Arbeiten. In ihnen hat sich gleichsam das ganze mathematisch-physikalische Denken unserer Zeit concentrirt, und das um so mehr, als die mechanische Naturbetrachtung in keinem andern Zweige ihres großen Gebiets so glänzende Resultate errang. Es ist noch nicht lange her, daß man noch von einem Wärmestoffe sprach, während heutzutage bereits die tiefsinnigsten mathematischen Formeln darüber ausgesprochen sind, daß Wärme nur Bewegung der kleinsten Körpertheilchen ist, und zwar eine Bewegung, die im engsten Zusammenhange mit der verrichteten Arbeit steht. Nun sprechen wir bereits leichthin von einem Wärmeäquivalente; aber welche Welt von geistiger Arbeit in diesem einzigen Worte beruhe, das wissen eben nur die Eingeweihten. Daß daran Jahrtausende gearbeitet haben, ehe jenes große Wort gelassen ausgesprochen werden konnte, wird zu jeder Zeit eine der glänzendsten Lichtseiten der speculativen Physik bilden, und darum hat auch vorliegende Schrift schon von vornherein unser ganzes Interesse, obschon sie in genetischer Entwickelung nicht ganz so scharf ist, wie man es von ihr erwarten könnte.

In einer Beziehung erfüllt sie nicht dasjenige, was man allerdings in ihr zu finden hoffen konnte. Denn nur mit wenigen Worten gedenkt sie der atomistischen Lehre, die wir bis auf Demokrit zurückdatiren. Sie setzt die Geschichte derselben als bekannt voraus und will nur die unmittelbare Vorgeschichte der Wärmetheorie unserer Zeit aufklären. Zu diesem Behufe beginnt sie mit dem Jahre 1738, in welchem die pariser Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe über das Wesen der Wärme und ihre Fortpflanzung stellte. Es bewarben sich um den Preis ein Euler und Voltaire mit seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, und alle drei Concurrenten, zwischen denen der Preis getheilt wurde, hatten darauf nur eine Antwort, die, so verschieden sie auch motivirt sein mochte, doch schließlich nichts anderes als eine Wärmematerie, einen Wärmestoff annahm. Welche sonderbaren Vorstellungen, trotz der Preisvertheilung, noch so ausgezeichnete Männer wie Euler damit auskramten, geht aus seiner Theorie des Feuers hervor, welches er bildlich mit kleinen hohlen Glaskugeln vergleicht, die, mit comprimirter Luft gefüllt, bei dem geringsten Stoße in Scherben zerbrechen, letztere gegen die benachbarten Kugeln schleudern und auch diese zur Zertrümmerung zwingen: eine Hypothese, über die sich selbst ein Voltaire lustig machte. Es ist das aber nur ein Beispiel, wie sehr selbst Männer von so großem mathematischen Talente in Bezug auf Wärmevorstellungen in der Irre herumliefen, während heute wahrscheinlich bereits in der Elementarschule die richtige Wärmetheorie gelehrt wird, nach welcher die Wärme nur Bewegung der kleinsten Theile ist, die wir Atome oder Molecule nennen.

Es ist eine lange Geschichte, welche der Verfasser beibringt, um uns erkennen zu lassen, wie langsam sich in dem Menschengeiste die Vorstellung von einem Wärmestoffe in eine Vorstellung von Molecularbewegung umwandelte. Es will uns nicht ganz gefallen, daß der Verfasser bei diesen Nachweisen die chemische Theorie der Verbrennung, wie sie vor Lavoisier galt, also die phlogistische Chemie, fast vollkommen außer Acht läßt. Denn sie hat doch wol sehr wesentlich dazu beigetragen, von einem Wärmestoffe zu reden, bis sie, von Lavoisier gestürzt, einer Sauerstofftheorie der Verbrennung Platz zu machen hatte. Nur flüchtig berührt der Verfasser jenen Feuerstoff, wo er der Vorstellungen von Boyle und anderer gedenkt, der die Sache zuerst beim rechten Zipfel anfaßte, als er die durch Reibung und Schlag erzeugte Wärme in den Kreis seiner Betrachtungen mehr wie Locke zog, der ihrer nur nebenbei gedachte und darum auch nur flüchtig von einer „Bewegung der unwahrnehmbaren Theile eines Gegenstandes" sprach. Mit Boyle ging überhaupt die Speculation über die Wärme aus den Händen der Philosophen mehr in die Hände der eigentlichen Naturforscher über, unter denen sich namentlich auch Hooke, der scharfsinnige Rival eines Newton, und Daniel Bernoulli erfolgreich hervorthaten.

Das Sonderbarste hierbei war, daß so rein physikalische oder atomistische Vorstellungen in einem Zeitalter entstehen konnten, welches, wie die phlogistische Chemie bewies, so bereit war, alles nur stofflich aufzufassen, daß sie also neben einer so herrschenden Theorie nebenherlaufen konnten. Daß aber der Sturz dieser Theorie wirklich auch eine neue Zeit für jene atomistischen Anschauungen heraufbeschwor, obgleich man physikalisch nur von einem Wärmestoffe statt des Feuerstoffs sprach, ersehen wir an dem Auftreten des Grafen Rumford. Er schreibt:

Versuche über die Wärme anzustellen, war von jeher eine meiner angenehmsten Beschäftigungen. Als ich in meinem siebzehnten Jahre die ausgezeichnete Abhandlung Boerhave's „De igne" las, machte dieser Gegenstand meine Aufmerksamkeit

bereits rege. In der Folge wurde ich zwar oft durch andere Arbeiten verhindert, mich mit demselben zu beschäftigen, sobald ich aber nur einen Augenblick Zeit gewann, kehrte ich immer von neuem und immer mit neuer Lust zu ihm zurück. Noch jetzt ist dieser Gegenstand des Nachdenkens, wenn ich auch noch so sehr mit andern Arbeiten beschäftigt bin, meinem Geiste so gegenwärtig, daß alles, was auf denselben nur den mindesten Bezug hat und sich vor meinen Augen ereignet, sogleich meine Wißbegierde reizt und meine Aufmerksamkeit fesselt. Dieser vieljährigen Gewohnheit, vermöge welcher ich alle Phänomene, die in meiner Umgebung sich ereignen, die mit der Wärme und deren Wirkungen nur auf die entfernteste Art in Verbindung stehen, sogleich mit Begierde ergreife und mit Sorgfalt prüfe, verdanke ich die Idee fast aller der Experimente, welche ich über diesen Gegenstand angestellt habe.

Um nun die alte Theorie von der Stofflichkeit der Wärme bei der Wurzel anzufassen, ging er den Weg Lavoisier's und gebrauchte wie dieser die Wage. Einer seiner ersten Versuche bestand darin, eine goldene Kugel bis zum Schmelzpunkte zu erhitzen. Kalt und erhitzt genau gewogen, zeigte sich keinerlei Unterschied der Temperatur. Doch hätte man immerhin bei solchen Versuchen noch sagen können, der Wärmestoff sei viel zu fein, um sich wägen zu lassen; um auch diesem Einwurfe zu begegnen, sah er sich genöthigt, eine Menge von Versuchen zu machen, welchen das Princip zu Grunde lag, daß, wenn es wirklich einen Wärmestoff gebe, dieser schließlich doch auch einmal aus den betreffenden Körpern aufgebraucht werden müsse. Er selbst war vollkommen von der Stofflosigkeit der Wärme überzeugt, seitdem er sich mit Schießversuchen beschäftigt hatte. Bei dieser Gelegenheit fand er nämlich ganz einfach das Kanonenrohr viel heißer, sobald er nur eine Pulverladung abgefeuert hatte, als wenn dieselbe noch mit einer Kugel verbunden gewesen war. Er schloß daraus, daß durch die Verpuffung des Pulvers im ersten Falle der Stoß und die Reibung der Gase bei größerer Schnelligkeit mehr Wärme hervorbringen, als wenn eine Kugel hinzukommt, wodurch die Prallstöße aufgehoben werden müssen, um einer gleichmäßigern aber geringern Reibung Platz zu machen. Wenn also die Wärme wirklich nichts anderes ist als eine beständige mehr oder weniger schnell vibrirende Bewegung zwischen den Moleculen, so kann jene Thatsache nur diese Theorie, nicht aber einen Wärmestoff bestätigen. Der Vorfall hatte aber nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck in ihm zu hinterlassen, und unter seiner Einwirkung stellte er auch allmählich eine Menge von Versuchen über Wärmeentwickelung durch Reibung an, deren Ergebnisse am 25. Januar 1798 in der königlichen Societät der Wissenschaften zu London vorgetragen wurden.

Rumford erzählt darin selbst, daß er zu diesen Versuchen eine ganz besondere Gelegenheit gehabt habe, indem er vor kurzem die Oberaufsicht des Kanonenbohrens im Zeughause zu München bekommen und in dieser Eigenschaft beobachtet hätte, wie sich eine metallene Kanone beim Bohren in kurzer Zeit bedeutend erhitze, und wie besonders die Metallspäne die Wärme des siedenden Wassers überstiegen. Infolge dessen stellte er auch einen Versuch an, Wasser durch Reibungswärme zum Sieden zu bringen: ein Versuch, der nicht nur ihn, sondern auch alle Umstehenden bis zu kindlicher Freude erregte; um so mehr, da die Wassermasse 18,77 Pfd. betrug und doch innerhalb einer Zeit von 2 Stunden und 30 Minuten kochte. Nach der Berechnung hätten sogar 26,58 Pfd. eiskalten Wassers mit der entwickelten Wärme zum Sieden gebracht werden können. Genug, alle Versuche bestätigten die obige Ansicht über die Natur der Wärme, und es konnte nicht fehlen, daß sie unter den Naturforschern das größte Aufsehen erregten. Doch spalteten sich dieselben in zwei Parteien. Gegen Rumford standen z. B. Lavoisier und besonders Berthollet. Auf die Seite Rumford's trat 1799 Humphry Davy, und dieser ausgezeichnete Chemiker zeigte sogar, daß, obwol die Wärmecapacität des Eises viel geringer als die des Wassers ist, zwei Eisstücke doch durch heftiges Aneinanderreiben in Wasser verwandelt werden können, was selbstverständlich nur durch die dabei entwickelte Wärme des Eises zu erklären ist. Ganz energisch erklärte aber Th. Young 1807 in seiner „Naturphilosophie" Folgendes:

Wenn die Wärme weder von den umgebenden Körpern empfangen ist, was ohne Erniedrigung ihrer Temperatur nicht geschehen kann, noch von der bereits in den Körpern selbst angehäuften Quantität abgeleitet werden kann, was nicht geschehen konnte, ohne daß ihre Capacitäten in irgendeinem erdenklichen Grade sich minderten, so gibt es keine Alternative, als anzuerkennen, daß Wärme wirklich durch Reibung erzeugt wird; und wenn sie aus nichts erzeugt ist, so kann sie keine Materie sein, noch selbst eine immaterielle oder halbmaterielle Substanz. Wenn aber Wärme keine Substanz ist, so muß sie eine Qualität sein, und diese Qualität kann blos Bewegung sein.

Doch erst im Jahre 1850 zeigte der englische Ingenieur Joule, ein Mann, der sich um die Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalentes hochverdient gemacht hat, daß der eigentliche Kernpunkt in dem vorhin erwähnten Rumford'schen Versuche nicht in dessen überraschendem sichtbaren Resultate, sondern darin beruhe, daß Rumford bereits auf dem Wege gewesen sei, das Verhältniß zwischen Wärme und Arbeit zu finden, ja daß er es eigentlich auch gefunden habe, wie sich aus seinen Rechnungen ergebe, obschon er sich des Aequivalentes nicht bewußt geworden sei. Nach Rumford's Versuchen kam nur ein zu hohes Aequivalent heraus; allein er hatte auch gesagt, daß er weder die in dem hölzernen Kasten angehäufte noch die während des Versuchs verloren gegangene Wärme berechnet habe. Rumford kam es eben nur auf den einen Punkt an, die Wärme als Bewegung zu zeigen, und diesem Zwecke ordnete er alles Uebrige unter. Dieses Problem bestimmte ihn auch, das Verhalten der Wärme im luftleeren Raume zu prüfen, indem er ein Thermometer in einer luftleer gemachten Glaskugel anbrachte, um die Art der Mittheilung der Wärme zu erforschen. Da sie trotzdem unabhängig von der Luft erfolgte, so bestärkte ihn gerade diese Beobachtung höchst wesentlich in der Negation eines Wärmestoffs. Ebenso ergriff er sehr begierig die Gelegenheit, die durch Pictet in Genf aufs neue angeregten Versuche über scheinbare Kältestrahlung in die Hand zu nehmen, und kam dabei zu dem Resultate, daß sämmtliche Körper bei allen Temperaturen strahlen. Erst nach so vielseitigen Versuchen über die Gesetze der Wärmestrahlung ging er dazu über, eine Theorie über das Wesen der Wärme zu formuliren. Abgesehen davon, daß er trotzdem noch Kältestrahlen annahm, spricht er

doch die Formel dahin aus, „daß die constituirenden Theile aller Körper in beständiger Bewegung untereinander sind, und daß diese Bewegungen, welche einer Vermehrung und Verminderung fähig sind, die Wärme oder die Temperatur der Körper ausmachen“. Noch einmal, am 25. Juni 1804, faßte Rumford seine Ansicht von dem Wesen der Wärme in einem besondern Mémoire zusammen, welches in der öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts zu Paris vorgelesen wurde. Er folgerte darin aus der soeben gegebenen Definition der Wärme: „daß die Summe der lebendigen Kräfte im Universum ungeachtet aller Actionen und Reactionen der Körper immer dieselbe bleiben muß“.

Der Verfasser fragt nun mit Recht, wie es noch ein halbes Jahrhundert dauern konnte, ehe die Wissenschaft die Rumford'sche Wärmetheorie adoptirte. Er antwortet darauf Folgendes. Wenn auch bereits Leibniz den zuletzt angeführten Rumford'schen Satz als ein Gesetz von der Erhaltung der Energie richtig formulirt, und Rumford das Wesen der Wärme als Bewegung der Molecule und des Aethers richtig definirt hatte, wenn ferner auch schon eine entsprechende Theorie über die Constitution der Gase von Daniel Bernoulli, Le Saye und Prevost vorlag, und in Rumford's Versuchen der Keim zu einem bestimmten Aequivalenzverhältnisse gefunden werden konnte, so fehlten doch noch zwei Bedingungen, um die heutige Wärmetheorie fest zu begründen:

Einmal bedurfte es noch eines langen Wegs, ehe die völlige Analogie der Wärme und des Lichts nachgewiesen werden konnte. Das andere mal mußte erst auf dem Gebiete, auf welchem Graf Rumford bereits zu seinem Experimente veranlaßt wurde, nämlich auf dem Gebiete der Technik, der Begriff der mechanischen Kraft in dem Verhältniß zur lebendigen Kraft ausgebildet werden, ehe eine volle Einsicht in das Aequivalenzverhältniß zwischen Wärme und Arbeit gewonnen und der Nachweis der Umwandlung der einen in die andere geführt werden konnte, von wo aus alsdann der Aufbau einer mechanischen Theorie der Wärme beginnen konnte, welche seitdem von dem tief eingreifendsten Einflusse nicht nur auf die theoretische Naturwissenschaft, sondern auch auf unsere gesammte Weltanschauung geworden ist.

Man sieht auch hieraus wieder, daß der Gang der menschlichen Entwickelung überall derselbe ist. Alle Welt vindicirt z. B. heutzutage dem berühmten Newton die Entdeckung des Gravitationsgesetzes, und doch lag dasselbe damals sozusagen in der Luft, nachdem andere Denker, unter ihnen ein Kepler, mit vorbereitenden Gedanken vorausgegangen waren. Immer gibt es zahlreiche Pionniere, welche auf eine bestimmte Richtung des Denkens vorbereiten; und wenn dieselbe auch auf Decennien hinaus zurückgedrängt werden sollte, endlich bricht sie sich doch Bahn, wenn ihre innern Gründe zwingende sind. Dies trotz der Gegnerschaft bedeutender Männer an der Wärmetheorie ebenfalls wahrzunehmen, ist der Genuß, den uns vorliegende Schrift unbewußt gewährt.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Unter dem Titel „Letters and social aims“ hat der bekannte Ralph Waldo Emerson einen neuen Band vermischter Essays veröffentlicht, unter denen sich einer über „Poesie und Einbildungskraft“ in seiner alten Manier, und einer über „Die Unsterblichkeit“ befindet.

— William Stigard ist es gelungen, in seinem unter dem Titel „Life and opinions of Heinrich Heine“ erschienenen Buche ein so anständiges Bild von Heine zu entwerfen, daß es gefahrlos „auf jedem Salontische“ ausliegen darf. Das „Athenaeum“ widmet dem Buche eine längere Besprechung, die im ganzen anerkennend ist, tadelt aber, daß der Verfasser nicht genügend Heine's Humor gewürdigt habe. Auch meint der Recensent Stigard gegenüber, der besonders das heidnische Element in Heine's Poesie betont und unter anderm die Anekdote von dessen letztem Spaziergang auf den Boulevards im Jahre 1848 erwähnt, wo er im Louvre von der Milo'schen Venus so gewaltig ergriffen wurde, daß er in heftiges Weinen ausbrach, er sei vor allem ein Jude gewesen. Die Stelle ist so interessant und die Charakterisirung so zutreffend, daß wir uns gestatten wollen, sie hier wiederzugeben. „Doch“, so sagt der Recensent, „wenn Heine so den ewigen Zauber Griechenlands anerkannte, so empfand er doch, besonders in seinen letzten Tagen, die Großartigkeit der hebräischen Rasse immer mehr, deren Genius er, eben infolge seiner wachsenden Vorliebe für Hellas, misverstanden hatte, von welchem er aber unbewußt selbst eins der glänzendsten Beispiele und Zierden gewesen ist. Jüdisch war er in seiner Zärtlichkeit und vor allem in seinem Hasse; jüdisch in seiner Vielseitigkeit und weltweiten Sympathie; jüdisch in seiner realistischen Auffassung des Ideals, in der Art, wie er die Leidenschaft der Liebe auffaßte, welche an die Sinnlichkeit des Hohen Liedes erinnert; jüdisch im stolzen Bewußtsein der menschlichen Würde, in seinem nervösen Temperament, seiner unglaublichen Fähigkeit zum Dulden, seiner wunderbaren Ertragung von Kummer; jüdisch in der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit seines Skepticismus; jüdisch endlich darin, daß er nie auf längere Zeit einen Glauben annahm, welcher jedes geistige Element ausschloß. Auch in seinem Witz und Humor war Heine ein echtes Kind der hebräischen Rasse; wie eigenartig er auch gewesen sein mag, so bekundete er doch die Kennzeichen und Eigenthümlichkeiten des Humors der Juden, des wichtigsten und leichtherzigsten Volkes der Welt, welches unter unvergleichlichen Misgeschicken und Leiden eine unvertilgbare Heiterkeit und einen unbesiegbaren Geist der Satire sich erhalten hat.“

— „Fragments on ethical subjects“ ist der Titel einer eben erschienenen Auswahl aus den nachgelassenen Schriften des berühmten Historikers George Grote. Aus dem A. B. unterzeichneten Vorworte erhellt, daß Grote sich während seines ganzen Lebens viel mit der Ethik beschäftigt und zur Utilitarierschule James Mill's und Bentham's gehört hat.

— Der bei uns längst eingebürgerte Hafis hat endlich auch in England in Hermann Bicknell einen vortrefflichen Uebersetzer gefunden.

— „Coming from the Rye“ ist der Titel eines in der Asher'schen Sammlung erschienenen anonymen Romans, der sehr an Miß Broughton's Stil erinnert und von seltener Frische ist. In derselben Sammlung erschien ein Erstlingswerk „Jean“ von Mrs. Newman.

— Der bereits früher erwähnte Band der Tauchnitz'schen Sammlung „On actors and the art of acting“ von G. H. Lewes, dem Verfasser der Goethe-Biographie, muß nicht blos dem Schauspieler von Fach unschätzbar sein, da er so nützliche Winke für ihn enthält, sondern besitzt auch für das gebildete, namentlich das Theater besuchende Publikum im allgemeinen und für den deutschen Leser auch noch insbesondere hohes Interesse, da es einerseits eben für die große Masse der Theaterbesucher an Belehrung über die Schauspielkunst fehlt und andererseits auch die deutsche Bühne, freilich vom Jahre 1867 datirt, zur Sprache kommt. Zwar macht das Buch den Eindruck, als ob der Verfasser Schiller's Worte: „Dem Mimen flicht die Nach-

welt keine Kränze", endlich Lügen strafen wollte; denn er widmet mehrern großen englischen Schauspielern, wie Edmund und Charles Kean, Macready, Farren, Charles Matthews und den beiden Keeleys, der großen französischen Tragödin Rachel und andern Berühmtheiten der Bühne, Shakspeare als Schauspieler nicht ausgeschlossen, besondere Kapitel; man ist aber überrascht, wenn man dann findet, daß er nichtsdestoweniger dafür hält, daß der Schauspieler seinen Lohn bei Lebzeiten davontrage und keinen Anspruch weiter auf Nachruhm habe. Ein Schauspieler, der nichts weiter sei als Schauspieler, sei durchaus nicht mit andern schaffenden Künstlern, mit dem Dichter und Maler (warum nicht auch Musiker und Bildhauer?), zu vergleichen und werde doch für seine Leistungen reichlicher belohnt, und zwar nicht blos in pecuniärer Hinsicht, als jene.

— In welchem Aufschwunge philosophische Studien in England und Frankreich begriffen sind, darf man wol daraus entnehmen, daß in jenem Lande seit Anfang dieses Jahres eine Vierteljahrsschrift: „Mind: a Quarterly Review of Psychology and Philosophy", und in diesem eine von M. Th. Ribot redigirte „Revue philosophique de la France et de l'étranger" erscheint. In der ersten Nummer des „Mind" befinden sich Beiträge von Herbert Spencer über „Die vergleichende Psychologie des Menschen"; von James Sully über „Physiologische Psychologie in Deutschland"; von Henry Sidgwick über „Die Evolutionslehre in ihrer Anwendung auf die Praxis"; von Mark Pattison über „Philosophie in Oxford"; von Shadworth Hodgson über „Philosophie und Wissenschaft"; von Professor Bain über „James Mill's Jugendleben". Die „Critical Notices" am Schlusse betreffen zumeist deutsche Werke und Zeitschriften. Die „Revue philosophique" enthält von größern Artikeln eine Abhandlung „Ueber die Erlangung der Sprache bei Kindern und primitiven Rassen" von H. Taine, eine „Ueber Zweckursachen" von P. Janet, und als dritte die oben angeführte von Spencer, ins Französische übertragen. Der Herausgeber selbst, der unter anderm sich durch seine Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie auf die vortheilhafteste Weise bekannt gemacht hat, beobachtet vollständige Neutralität und läßt alle Meinungen zum Worte kommen, was, wie er sagt, bisher in Frankreich aus Mangel an einem dazu geeigneten Organ nicht möglich war.

— „Les Origines de la France contemporaine" von H. Taine scheint die gediegenste von allen bisherigen Leistungen dieses genialen Schriftstellers werden zu wollen. Der jetzt vorliegende erste Band behandelt „L'ancien Régime"; der Verfasser spricht darin die Ansicht aus, die Geschichte der bevorzugten Klassen in Frankreich sei die Geschichte eines langen Selbstmordes.

Bibliographie.

Friedenfels, E. v., Joseph Bedeus v. Scharberg. Beiträge zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert. 1ster Thl.: 1783—1847. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 M.

Friedmann, A., Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Gass, W., Optimismus und Pessimismus. Der Gang der christlichen Welt- und Lebensansicht. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 M.

Gedichte. Sternberg i/M., Tögel jun. 1875. Gr. 16. 1 M. 40 Pf.

Gensichen, O. F., Spielmannsweisen. Lieder und Gedichte. 3te gesichtete u. stark vermehrte Aufl. der Gedichte. Berlin, Grosser. 8. 3 M.

Glasenapp, G. v., Sachsens Generale. Berlin, Militaria. Gr. Fol. 20 M.

Hamerling, R., Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. 3 Bde. Hamburg, Richter. 8. 12 M.

Hammerschlag, D. R., Haus und Kloster. Ein zeitgeschichtlicher Roman. Frankfurt a/M., Kauffmann. 1875. 8. 4 M.

Haunausek, E., Kritische Bemerkungen über die organisatorischen Verhältnisse von Unterrichtsanstalten gewerblicher Richtung des deutschen Reiches, der Schweiz und Oesterreichs. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M.

Hentl, F. Ritter v., 1848. Episches Gedicht in 10 Gesängen. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Hoppe, J. J., Das Gewissen. Mit Einschluß der Gefühle und der Sitten in ihrer Beziehung zum Gewissen. Regensburg, Manz. 1875. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Keferstein, H., Beiträge zur Frage der Lehrerbildung. Köthen, Schettler. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kehrein, J., Blumenlese aus katholischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, besonders der Gegenwart. Aachen, Tepe. 1875. Gr. 16. 8 M.

Keudell, R. v., Hans Dolling oder das erste Turnier. Sage in 10 Abenteuern. Heilbronn, Henninger. 8. 1 M. 80 Pf.

Klein, H. J., Naturwissenschaftliche Studien und Kritiken. Für Gebildete. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 1875. 8. 6 M.

Koppel, E., Gedichte. Bernburg, Schmelzer. 8. 2 M.

Kritzinger, W., Vaterlands-Lieder. Zeitz, Huch. Gr. 8. 30 Pf.

Lange, A., Durch sie! Stenographisches Lustspiel. Leipzig, List u. Franke. Gr. 4. 50 Pf.

Lennep, J. van, Die Rose von Dekama. Nach dem Holländischen von E. G. Münster, Aschendorff. 1875. 8. 4 M.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. Lfg. 1557—1567: Das Zimmer des Verbrechens. Roman von E. Chavette. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. 4 M. 75 Pf.

Lessing's hamburgische Dramaturgie. Herausgegeben von R. Boxberger. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Lindner, G. F., Schwanenhals-Lust. Leipzig, Wolff. Gr. 8. 75 Pf.

Merinski, O., Marie. Novelle. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 4 M.

Moser, G. v., Lustspiele. 4ter Bd.: Der Veilchenfresser. Lustspiel. Die Versucherin. Lustspiel. Berlin, Behr. 8. 3 M.

Mucke, J. R., Die politischen Bewegungen in Deutschland von 1830 bis 1835 mit ihren politischen und staatsrechtlichen Folgen. 2 Bde. Leipzig, Hartknoch. 1875. Gr. 8. 15 M.

Müller, O., Zur Reform der höheren Unterrichtsanstalten. Berlin, Weidmann. 1875. Gr. 8. 40 Pf.

Nasmyth, J., und J. Carpenter, Der Mond, betrachtet als Planet, Welt und Trabant. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Erläuterungen und Zusätzen von H. J. Klein. Leipzig, Voss. Gr. 4. 22 M.

Oertzen, G., Stimmen des Lebens. Neue Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 M.

Parisius, L., Im Wald und auf der Heide. Erzählung. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 10 M.

Pfaff, F., Grundriss der Geologie. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Piderit, K. W., Bilder aus Parcival, ein Cyklus von Vorträgen, gehalten vor einem befreundeten Kreise. Nach dessen Tode herausgegeben von Anna Piderit. Gütersloh, Bertelsmann. 1875. 8. 2 M. 70 Pf.

Plitt, G., Jodokus Trutfetter von Eisenach, der Lehrer Luthers, in seinem Wirken geschildert. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M.

Rank, J., Der Seelenfänger. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M.

Ratzenhofer, G., Zur Frage der Reduction der continentalen Heere. Wien, Seidel u. Sohn. 1875. Gr. 8. 80 Pf.

Die Reise wider Willen. Empfindsam launige Skizzen eines harmlosen Touristen. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 10 M.

Richter, J. W. O., Der deutsche Unterricht an höheren Schulen. Leipzig, Gülker u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von F. M. Müller. Berlin, Paetel. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schlüter, J., Minister Falk's Rheinfahrt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. Gr. 8. 40 Pf.

Semper, C., Der Haeckelismus in der Zoologie. Ein Vortrag. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 80 Pf.

Spee's, F., Trutz Nachtigall, verjüngt von K. Simrock. Heilbronn, Henninger. 8. 3 M.

Spielhagen, F., Hans und Grete. Schauspiel. Leipzig, Staackmann. 8. 3 M.

Springer, A., Michelangelo in Rom 1508—1512. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 2 M.

Stein, L. v., Lehrfreiheit, Wissenschaft und Collegiengeld. Wien, Hölder. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Storck, F., Lyrik. Neue Gedichte. Leipzig, Matthes. 16. 3 M.

Sturm, J., Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Deutsches Theater. Herausgegeben von C. A. Görner. 33stes Bdchn.: Drei goldene Aepfel. Weihnachts-Komödie, mit Gesang und Tanz, nach einem alten Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 8. 3 M.

Thumser, Einung und Reimung der deutschen Hand- und Druckschrift mit Rückführung von 38 auf 9 Buchstaben mit 18 Lauten. München, Irlbacher. 1875. Gr. 8. 40 Pf.

Die Tochter des Pastors. Revidirter Abdruck aus dem „Volksblatt für Stadt und Land". Frei nach dem Englischen von der Verf. der Dorfgeschichte „Aus der Neuzeit". Norden, Soltau. 8. 2 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Eine Geborene. Roman. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Waise, A., Sein Thun ist lauter Segen. Novelle. Norden, Soltau. 8. 2 M. 50 Pf.

Wander-Willy's Geschichte. Aus dem Englischen von Charlotte v. Gruber. Norden, Soltau. 8. 3 M.

Waetzold, S., Heimat und Fremde. Ein Märchen und Lieder. Oldenburg, Schulze. 8. 3 M.

Wellner, C. G., Wat sick dat Volk vertellt. Plattdütsche Geschichten, dei würklich passirt sünd. Rostock, Stiller. 8. 1 M. 25 Pf.

Wessely, J. E., Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst. Leipzig, H. Vogel. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wien vor 60 Jahren oder: Kaiser Franz und seine Gäste. Volks-Ausgabe. 1stes bis 4tes Heft. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 30 Pf.

Wilbrandt, A., Nero. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Wilferth, F., Gedichte. Augsburg, Schmid. 16. 1 M. 80 Pf.

Winckler, J., Die periodische Presse Oesterreichs. Eine historisch-statistische Studie. Herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, Gerold's Sohn. 1875. Lex.-8. 8 M.

Witz, C. A., Ehe und Ehescheidung. Zwei Vorträge. Wien, Müller. 8. 60 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von F. v. Holtzendorff und W. Oncken. 63stes Heft: Der Priester-Cölibat. Von F. v. Holtzendorff. Berlin, Habel. 1875. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 9. März 1876.

Karl Gutzkow's Gesammelte Werke.

Zweiter Artikel.*)

Gesammelte Werke von Karl Gutzkow. Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie. Erster bis elfter Band. Jena, Costenoble. 1875—76. 8. In Lieferungen zu je 60 Pf.

Wir haben in dem ersten Artikel vorzugsweise Gutzkow's autobiographische Schriften ins Auge gefaßt; wir wenden uns jetzt dem Novellisten und Romandichter zu, soweit er in der ersten Serie vertreten ist; es sind außer „Blasedow und seine Söhne" meistens die kleinern kurzathmigen Romane, welche neben den Novellen in dieser Serie veröffentlicht werden, Romane, welche wie „Wally" und „Seraphine" die Sündenschuld des Jungen Deutschland vor allem auf sich geladen haben. Im Grunde sind auch diese sowie die „Diakonissin" Novellen, psychologische Gemälde mit tragischen Katastrophen, und nur „Maha Guru" hat einen breitern epischen Wogenschlag und einen mit allerlei philosophischen Gerüsten ausgeführten Tiefbau.

Wenn wir Gutzkow als Novellisten mit den neuern Berühmtheiten in diesem Gebiet vergleichen, so finden wir, daß er sich durch unverkennbare Eigenheit von ihnen unterscheidet. Was wir das Wagniß in den Liebesabenteuern nennen möchten, das ist freilich ihm mit den jüngern Talenten gemein, und wo gäbe es eine Novelle ohne ein solches Wagniß? Die Novelle ist ja das Kind des Boccaccio und seiner gleichgesinnten Vorgänger und Nachfolger, und ihr unerschöpflicher Stoff ist das Abenteuer der Liebe. Doch die neuern Novellisten gehören der italienischen Schule mit größerer Hingebung an; sie gefallen sich in der anmuthigen Plauderei, und eine mehr oder weniger offene Sinnlichkeit, die sich bisweilen unter sogenannten künstlerischen Tendenzen verkleidet, durchweht die Erzählungen mit ihrem üppigen Hauch. Bei Gutzkow behält diese Sinnlichkeit nie die letzten Trümpfe in der Hand, die Liebe ist bei ihm mehr Herzenssache und Sache geistiger Sympathien, und nirgends geht er darauf aus, Makart'sche Bilder zu malen und durch das glühende Colorit zu fesseln, mit dem er gewagte Situationen ausstattet. Man wird dagegen an die vielbesprochene Situation in der „Wally" erinnern, welche in den Zeiten des seligen Bundestags so große Entrüstung hervorrief; doch das Raffinement dieser Situation oder Attitude ist mehr geistiger Art, und an wie vieles sind wir seit jener Zeit gewöhnt worden, wogegen die schüchterne Wally von Kopf zu Fuß mit Feigenblättern bedeckt erscheint.

Gutzkow's Eigenart als Novellist besteht überdies in einem Stil, den man als geistig würzhaft bezeichnen muß und der sich von der Glätte und Eleganz der neuen Novellistik wesentlich unterscheidet. Nicht als ob er schwerfällig und ohne Fluß wäre; aber der Autor ist in allem, was er schreibt, mit seinem ganzen Geist und Gemüth dabei, und das gibt seiner Darstellungsweise Nerv und Muskel und eine intensive Färbung. In der That, es sind nicht äußerliche Farbstoffe und Pigmente, mit denen er seine Darstellung anstreicht; die geistige „organische Basis" schafft von selbst Farbe und Gestalt.

Als Gutzkow mit seiner novellistischen Thätigkeit begann, war Ludwig Tieck der gefeierte Novellist des Tags; er hatte den „Phantasus" mit seiner Zauber- und Märchenwelt längst pensionirt und behandelte moderne Stoffe in fein ironischer Weise; er geiselte Zeitkrankheiten und Modethorheiten oder was ihm als solche erschien. Der Zusammenhang zwischen der jungdeutschen Novellistik und derjenigen Ludwig Tieck's ist leicht nachzuweisen; die Jungdeutschen kehrten den Spieß einfach um und wandten sich mit der gleichen Ironie gegen dasjenige, was für Tieck und Genossen noch einen gewissen Heiligenschein bewahrte; sie suchten die Modethorheiten auf der andern Seite. Die Novellistik Tieck's war eine tendenziöse, und die Tendenz wurde auch die Seele in den Novellen der neuen Stürmer und Dränger. Doch die ironische Be-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 u. 2 d. Bl. D. Red.

handlungsweise blieb von Gutzkow für episodische Charaktere und Situationen aufgespart; für die Hauptvorgänge in seinen Novellen hatte er selbst ein warmes Herz und suchte auch die innige Theilnahme der Leser zu erregen; aber die Neigung, geistige Strömungen und Strebungen zu schildern, war doch ein Erbtheil, welches seine Novellistik von dem Altmeister der Romantik überkommen hatte. Wir erfahren aus Gutzkow's Rückblicken auf sein Leben, aus der Schilderung der Knabenzeit, welchen großen Eindruck Jean Paul auf ihn in seiner Jugend gemacht hat. Dieser Einfluß Jean Paul's ist in der Gutzkow'schen Novellistik unverkennbar, und zwar zu ihren Gunsten, während die formenglatten Akademiker gewiß Jean Paul stets nur als einen ungenießbaren Alten vom Berge betrachtet und seine Schöpfungen als „Tragelaphen" beiseite gelegt haben. Die Wärme in den Schilderungen der landschaftlichen Natur, die Tiefe der Weltanschauung, die Vorliebe für dasjenige, was wir die geistige Idyllik nennen möchten, die mit der rohen Agriculturidylle nur die frische Luft und den freien Himmel gemein hat: das alles sind Vorzüge, welche aus Gutzkow's seelischer Verwandtschaft mit dem Humoristen in Wunsiedel hervorgehen.

In der That erinnern einzelne Novellen noch ganz besonders an Jean Paul, so die „Selbsttaufe", eine Erzählung, welche Gutzkow später unter dem Titel „Ottfried" in ein Drama verwandelt hat, obschon der Stoff mehr novellistischer Natur ist und daher die ursprüngliche Form der Novelle Vorzüge hat vor der spätern Einkleidung. Der Held schwankt in seiner Neigung zwischen zwei Schwestern, der ländlichen gutherzigen Agathe und der geistreichen Sidonie: während er als Sohn eines Landpastors anfangs als „Gottfried" sich der Theologie widmen wollte, tauft er später seinen Namen in „Ottfried" um, wendet sich der diplomatischen Carrière zu, und jene Geliebte seiner ländlichen Idylle wird durch die schöne und geistreiche Sidonie verdrängt. Gerade aber Agathe ist ein echt Jean Paul'scher Charakter, und wenn irgendwo die Darstellung Gutzkow's jeanpaulisirt, so ist es in dieser Novelle. Wie treffend und rührend schildert Jean Paul jene bescheidenen, vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Mädchen von häuslichem Sinn und schlichtem Gemüth, jene idyllischen Charaktere, denen das „Vollglück der Beschränkung" eigen ist! Und ein solcher Charakter ist diese Agathe, die mit einer Lieblingsheldin Jean Paul's, mit Liane, auch die Schwindsucht gemein hat. Man lese den ersten Brief Agathens an den Vater und die Schwester:

Jedesmal daß ich die Feder ansetze, um an euch, geliebte Menschen, zu schreiben, scheint es mir ein Verbrechen, daß ich mich in diesem ländlichen Aufenthalte so glücklich fühle. Ich kann aber nicht anders! Ich kann ja auch diesen ewig blauen Himmel, diese duftenden Gärten nicht kränken, ich muß mit Lobgesängen davon reden, von dieser Pracht und Herrlichkeit Gottes, ach! von diesem reizenden Schönlinde. Es ist auch zu schön hier! Für mich gewiß, die ich schon mit weniger Grün, mit weniger Blumen zufrieden wäre. Brauche ich Berge, brauche ich solche Thäler? Verdiene ich diesen blauen Spiegel des großen Sees, der sich in seiner majestätischen Größe wiegt und schaukelt und dessen Ufer erst von unzähligen kleinen, oft bunten Kieselsteinen besäet und dann mit Obstbäumen bepflanzt sind, die bald unter der Last ihrer reifenden Früchte seufzen werden? Das solltet ihr blitzen sehen, wenn man nach einem Regen wieder in die erfrischte Natur hinaustritt und darüber die Sonne wegscheint, über die nassen Kräuter und Gräser, die tropfenden Sträucher und die großen, großen Bäume, denen man ansieht, wie wohl ihnen ist nach dieser Erquickung! Ich kann mich nicht satt sehen und denke mir manchmal, wenn ich das alles mit meiner kranken Brust so recht einsauge — ein besserer Geschmack als die säuerlichen Molken —, das Herz müßte mir springen, weil's zu schwer, zu frisch, zu reich für mich ist.

Wie erquickend die Erzählung des ersten Geständnisses:

Eines Abends, der Vater war zu Bett gegangen, begleitete ich Gottfried, der zum Kloster hinauf wollte, eine Strecke seines Wegs. Es war Mondschein im abnehmenden Licht, und alles still im Oertchen, stiller noch, wenn man hinterwärts den Gartenpfad einschlug und das schlummernde Leben unter sich liegen ließ. Da steht ein großer breitastiger Nußbaum am schmalen Wege und eine alte Steinbank, vielleicht für die Mönche, die zum Kloster hinaufstiegen, ein Ruhesitz, vielleicht einst Station eines alten Calvarienbergs. Gottfried zog mich auf die Bank nieder und legte schüchtern seine Hand in die meinige. Es war so sanft und feierlich in der Natur. Drüben glänzte der See, unter uns im Orte schlugen die Uhren zusammen, ein paar Bursche jodelten, und im Gebüsch dicht vor und um uns leuchteten die Glühkäfer. Meine Hand hatte schon öfter in der seinigen geruht, aber nie so lange, nie so ruhig. Ich sah ihn schon seit Tagen leiden, ich sah, sein Herz bedurfte eines Trostes, eines empfänglichen Gegenherzens, dem er sich vertrauen konnte. Der Vater schien kalt, und sonst verstand ihn niemand, auf der Kanzel nicht, wie viel weniger im vertraulichen Gespräch! Ich wußte nicht, wie ich das nennen sollte, was ihn zu mir zog. Liebe wagte ich's nicht zu nennen; denn ich bin nicht schön, bin leidend, kann niemand gefallen und habe noch niemand gefallen. Ich bin die Tochter eines Mannes, der mich nimmermehr an Gewöhnliches wegwerfen würde, und das Außerordentliche ist nicht gekommen. So ward ich vierundzwanzig Jahre und habe die ersten halb bewußtlosen Träume von Liebe schon hinter mir. Gottfried, sah ich, wollte mir schon seit Tagen von Liebe sprechen, er wagte es nicht. Ich hätte ihm selbst den Muth geben mögen, der ihm zu fehlen schien. Es bekümmerte mich, daß ich ihm so viel Scheu einflößte: ich schämte mich, daß ein so reicher und edler Geist sich vor mir demüthigen sollte und irre redete. Ihn nun hinhalten und zu spielen mit seinem Herzen, kalt erscheinen bei doch innerer Wärme und ihm das Geständniß seiner edeln Brust erschweren, das schien mir unwürdig und vermessen. Und so straft' ich ihn nicht, als er mich an sich zog und von Liebe sprach. Sein Kuß bebte auf meinem Munde, und ich gelobte ihm die Treue, die ich ihm ewig halten werde. Er brachte mich an sein Vaterhaus, ich brachte ihn wieder an den duftenden Nußbaum, er mich wieder an das Haus, und ich ihn wieder an den Baum, bis es 11 Uhr schlug. Da schieden wir, aber ich merkte wol, daß er noch lange um das Haus hin- und wiederging, bis ich die Fenster schloß und mein Lichtchen löschte.

Und ebenso jeanpaulisch ist das ganze Walten und Wirken, Glauben und Vertrauen des zurückgesetzten Mädchens im Vaterhause geschildert.

Einen romantischen Zug hat dagegen „Die Wellenbraut", welche an Ludwig Tieck's Novellen anklingt und von einem poetisch träumerischen Hauch durchweht ist. Entsprechend dieser Grundstimmung bewegt sich auch der Conflict ganz auf dem Gebiete des Herzens, vielleicht zu sehr für den tragischen Ausgang. Unsere neuen Autoren hätten sich schwerlich damit begnügt, die Liebe Theobald's zu Idalinen auf dem einsamen Schloß des Meisters, während dieser in der Residenz verweilt, als eine herzerfüllende, aber nur platonische Neigung hinzustellen; sie hätten uns Situationen gemalt, welche an Rinaldo und Armida im Zaubergarten erinnern, und um so mehr die Untreue als eine vollständige und schranken-

lose hingestellt, als ja die Sühne, der Selbstmord Idalinens in den Fluten des Teichs, auch die schwerste Schuld als Voraussetzung erträgt. Doch gerade der stimmungsvolle Grundzug der Erzählung hätte unter der schwerern Belastung mit dem Thatsächlichen gelitten; so hört man mit feinerm Ohr den geheimnißvollen Gesang der Wassergeister, welche von Anfang an wie mit geisterhaft gezogenen Ringen ihr Opfer umkreisen, seit der Mondfahrt im Kahn, seit dem Verlobungsring, den Idaline als stolze Dogaressa in die Fluten geschleudert hat. Diese Erzählung ist vielleicht die am meisten poetische der Gutzkow'schen Novellen; ihre Tragik erscheint für die äußere Motivirung zu schwer, aber sie hat etwas Magisches.

Eine Novelle, die ebenso der romantischen Schule angehören könnte und in welcher die Mischung des Traumhaften und Thatsächlichen, des von der Seele Erdichteten und wirklich Erlebten mit gleicher Vorliebe behandelt ist, wie dies von Arnim, Hoffmann und Tieck zu geschehen pflegt, ist: „Eine Phantasieliebe". Wer unserm Autor die Gabe absprechen wollte, sich auch in phantastischen Arabesken zu bewegen und in ihnen schöpferisch zu sein, den verweisen wir auf diese Novelle; freilich, es geht immer ein sinnvoller Zug auch durch diese freischweifenden Linien. Der siebenbürgische Berggeschworene von Sudburg, der Held von Imagina's Träumereien, erscheint auf der Burgruine in Baden-Baden wie auf dem Vesuv in einer so geheimnißvollen Beleuchtung wie etwa eine Art von Merlin, und in der That umkreist ihn auch der Reigen der „Sieben Todsünden", wie sie aus Imagina's Phantasie herausgeboren werden. Die Polin Zaluska fährt als ein Meteor der Demi-Monde in diese Höllenbreughel. Gutzkow weiß die Lichter sehr geschickt aufzusetzen, um eine stimmungsvolle Beleuchtung hervorzurufen; der Eindruck des Bulwer'schen „Zanoni" (1842 erschienen, die Novelle stammt aus dem Jahre 1845) gab mannichfache Anregungen, besonders zu dem Vesuvbilde. Aus einfachen Voraussetzungen steigert sich die Erzählung zu romantischen Verwickelungen. Imagina, mit dem Grafen Wartenburg in einer improvisirten breslauer „Wollmarktsehe" verheirathet, fühlt sich nicht befriedigt durch diese Ehe: er ist oberflächlich und bedeutungslos; sie hat eine „ätherische und zweckwidrige" Natur, sie ist eine Phantastin. Die Wahlverwandtschaften bleiben nicht aus; in Baden-Baden geräth er in die Netze der leichtlebigen Polin Zaluska, während sie zu dem geheimnißvollen Fremden, den sie schon einmal als Studenten in Breslau gesehen, eine lebhafte „Phantasieliebe" empfindet und sein Bild in einen Phantasieroman ihrer Mußestunden verwebt. Der Graf, in den Banden der Zaluska, wünscht die Ehe wegen des traurigen Wesens seiner Frau und auch wegen ihrer Untreue geschieden. Der Landrath Vater untersucht mit dem Grafen die Papiere in der Schreibmappe Imagina's, welche sich so unwürdigen Erörterungen durch die Flucht entzogen hat; hier erscheint nun der Berggeschworene Sudburg als der Gegenstand einer verbotenen Liebe, die in der Beleuchtung dieser Blätter sehr verfänglich erschien. Der Graf strengt den Scheidungsproceß an; aber der Advocat der Gräfin hat Anhalt genug, ihn für diese siegreich abzuweisen. Da tritt nun die entscheidende Wendung ein durch Imagina's kühnen Entschluß, mit welchem sie aus dem Phantasiereich heraustritt und in das wirkliche Leben eingreift. Sie hat in Neapel Sudburg erst wirklich kennen lernen; er hat ihr Geständnisse aus seinem Leben gemacht. Mit jener Zaluska hatte er, als sie noch verheirathet war, ein Verhältniß, welches zum Duell mit ihrem Gatten führte. Sudburg hatte das Unglück, ihn tödlich zu treffen; dieser nahm ihm noch vor seinem Tode den Schwur ab, Zaluska entweder sogleich oder nach fünf Jahren zu heirathen, wenn sie inzwischen mit ihren Kindern nicht versorgt sein sollte. Sudburg schaudert davor zurück, diese Zaluska zu heirathen. Da bringt, um alle Conflicte zu lösen, Imagina ein heroisches Mittel in Anwendung; sie schreibt nach Breslau an den Advocaten ihres Gatten, daß sie eine Untreue begangen habe. Damit ist der Proceß für sie verloren, der Wunsch des Grafen erfüllt; er kann sich scheiden lassen und die geliebte Polin heirathen, welche ihm Imagina mit seltener Großmuth gönnt. Doch auch Sudburg ist frei, er will von seiner Freiheit den nächstliegenden Gebrauch machen und derjenigen, die sie ihm gab, seine Hand reichen, doch sie weist ihn zurück mit einem verklärten heiligen Lächeln:

> Es muß ja nicht alles hienieden irdisch abschließen! Was ist es denn, das uns zusammenführte? Sagte ich denn: ein leerer Traum? Nein, ich glaube an eine Geisterwelt, an der wir selbst einst theilnehmen werden. Ich glaube, daß Millionen Neigungen und Empfindungen unsichtbar in den Lüften schweben und holdselige Amoretten oft mit ihren Rosenbanden Wesen verflechten, die in der sichtbaren Welt stumm und kalt aneinander vorübergehen müssen. Dort dereinst treten diese verborgenen Freuden und Leiden, diese ungestandenen Neigungen ebenso in eine ungeahnte neue Wirklichkeit, wie, zur Strafe freilich, mancher hier zurückgehaltene böse Haß und Groll, manche Lüge und Verstellung. Aber für diese Welt leben Sie nun wohl!

Dieser Schluß ist durchaus harmonisch für die ganze Physiognomie dieser Erzählung, welche nicht anders abschließen durfte, ohne ihrer traumhaften Romantik verlustig zu gehen.

Daß Gutzkow von dem wunsiedeler Poeten auch den polyhistorischen Zug geerbt hat, dafür finden sich in seinen Novellen und Romanen zahlreiche Beispiele; wir erinnern nur an die Sagenfülle, die er uns bei Gelegenheit des „Johannisfeuers" in der gleichlautenden Novelle zum besten gibt. Diese hat indeß eine etwas gesuchte Pointe. Daß ein junger Jurist Lyriker und erfolgloser Lyriker ist, gehört freilich zu den alltäglichsten Möglichkeiten; daß die schöne Witwe aus Liebe die erste Auflage seiner Gedichte ankauft und im Johannisfeuer verbrennt, damit eine zweite erscheinen kann, ist ein rührender Zug weiblicher Naivetät; daß aber der Dichter, der noch dazu Jurist ist, nicht nur an der Asche seiner Gedichte sein Herz zum Muth einer feurigen Liebeserklärung entzündet, sondern auch einer schönern Zukunft als Dichter entgegensieht, das erscheint uns doch eine wenig glaubwürdige Licenz der Erfindung; denn diese zweite Auflage würde höchst wahrscheinlich das Schicksal der ersten theilen, und noch mehr Autos de Fé anzuzünden, um diese buchhändlerischen Krebse zu verbrennen, dazu würde die schöne Ottilie um so weniger Lust haben, als sie ihre Liebe ja nachher in einer minder symbolischen Weise aufs vollste bewähren kann.

Eine durchaus Jean Paul'sche Ouvertüre beginnt die

Novelle aus dem Volksleben der Großstädte: „Der Emporblick", eine Novelle, die früher den Titel „Ein Mädchen aus dem Volke" führte. Diese Sonntagsstimmung schlägt Accorde an, die uns aus Jean Paul's Schilderungen vertraut sind:

Ob von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte über wogende Kornfelder hinweg oder durch die sauber gekehrten Gassen stillgewordener Städte erklingen, Sonntagsfrühe ist erquickend und anregend für alle, auch für den Einsamen, selbst für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf seiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühseligen Wochenberufs werden entfernt; das frische Quellwasser, der geöffnete Wäschschrank schaffen neue Menschen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauschenden Orgeltönen oder im Blättergrün des Waldes unter zwitschernden Vogelstimmen, ob gefeiert sogar nur unter aufgeschlagenen geheimen Geschäftsbüchern und bei stillprüfender Ueberficht der Wochenabschlüsse, wie sie in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Schonung andächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird — Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren östlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint als in ihren westlichen. Aber der Sonntagsnachmittag! O du für manchen wonnen-, für andere qualenreichster Abschnitt des Tags der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt hat die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich hat beschleichen lassen (die etwa nur ein armes Mädchen kennt, das alternd und alternd immer mehr ihres Loses, nie geliebt zu werden, inne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreuungen fand, immer von andern gesucht wurde, der kennt euch nicht, ihr Stimmen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage wecken können! Da sind die Straßen öde und leer. Ueber Feld und Flur ist alles ausgeflogen, was sich an Familienleben, an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund anlehnen kann. Still, einsam ist alles ringsum. Die Kirchen sogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienste für ältere Dienstboten und arme Hospitalfrauen rufen nicht an ihre hohen Portale. Es ist, als ruhten sich ihre Werkzeuge auch von der Vormittagsandacht aus. Kein Gruß von einem Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheim geblieben als Hüterin eines Hauses, einer Wiege darin; dort ein paar Blumentöpfe am offenen Fenster, eine Katze, die auf einem Blumenbret spinnend ausruht. Namentlich ist der Sonntagsnachmittag die unglücklichste Zeit für junge, sehnsuchtgeschwellte Herzen, die entweder einsam stehen, oder, was noch schmerzlicher ist, die schon einst glücklich waren, einst schon Freundschaft und Liebe gefunden hatten, mit Gütern des Herzens gesegnet waren und nun entbehren, an den einzigen wahren Gütern des Lebens darben müssen.

Doch diese sonntägliche Stimmung, die anfangs durch die Vorstadtsidylle hindurchtönt, weicht bald einer andern; hinter dieser Ländlichkeit lauern allerlei Schlangen die Arbeiterbevölkerung ist durchaus nicht im „Vollglück der Beschränkung" heimisch, und die Erzählung nimmt allmählich einen ganz criminalistischen Charakter an; der Autor betrachtet sie als eine sociale Studie, wie er am Schluß derselben sagt:

Möge unsere Zeit, die sich bei ihren vielen philanthropischen Zwecken auch den gesetzt hat, Formen des bildenden und emporziehenden Verkehrs der höhern Klassen mit den niedern zu finden, einen Mittelweg anbahnen lernen zwischen spröder Ablehnung der Volkselemente und allzu sorgsamer Beflissenheit, ihnen entgegenzukommen! Noch ist das Leben der Massen ein trübes Chaos. Die Lichtstrahlen der Liebe zu ihm waren noch nicht stark genug, es ganz zu erhellen, ja noch mehr, sie haben den elektrischen Stoff dieses Chaos entzündet — entzündet bis zur bösesten Widersetzlichkeit gegen Bildung und gesellschaftliche Gesittung. Mag man die vorstehenden Blätter als fragmentarische Studien anerkennen, um der Erkenntniß dieser Gärungszustände näher zu kommen.

„Der Emporblick" ist deshalb der Titel der Erzählung, weil sie die Liebe eines Mädchens aus dem Volke zu einem Höhergestellten behandelt, eine Liebe, die immer wieder durch die Verhältnisse herabgezogen wird, die mit Entsagung enden will, bei späterer unverhoffter Begegnung, nachdem das Mädchen selbst Bildung und Stellung im Leben errungen hat, zu einer Verlobung, aber zu keiner Vermählung führt, da die Braut vorher an der Schwindsucht, der Folge übertriebener Anstrengungen, zu geistiger Bildung zu gelangen, dahinstirbt. Man wird die Geschicke Ernestinens — so heißt die Heldin — nicht ohne wehmüthigen Antheil verfolgen; sie würden noch spannender und ergreifender wirken, wenn die Erzählung nicht zu sehr ins Breite gearbeitet wäre. So schieben sich die Schicksale des Privatgelehrten Lude Wächter, wenn sie auch mit denjenigen Ernestinens eng verknüpft sind, als eine zweite Erzählung in den Rahmen der Haupterzählung ein. Und zwar läßt sich Gutzkow hier von dem psychologischen und pädagogischen Reiz der Entwickelung dieses Lude ganz gefangen nehmen, sodaß wir Ernestine lange Zeit hindurch darüber vergessen. Er will uns die verhängnißvollen Folgen des Wahrheitstriebes darstellen, wenn dieser ohne eine höhere sittliche Correctur bleibt. Wächter zeigt seinen Vater, seinen Freund an, er bringt Menschen um ihr Leben und ihr Brot und wird natürlich dadurch vereinsamt, Menschenfeind, Cyniker:

Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Schade um den edeln Stoff, der in ihm war. Der Wahrheitstrieb ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens. Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern die Tugend selbst stellt, verlangen, daß jeder, der die Wahrheit predigen will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß. Nur da ist die Wahrheit groß und bewundernswürdig, wo ihr Zeugniß abgelegt wird mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Misachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Lude war ein Kind von sittlicher Kraft, aber man entzog ihn den Rückwirkungen dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde dadurch klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Misgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse wurden ihm erspart. Das wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen! So aber entzog falsche, einseitige, abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen so viel Unheil über die Welt gebracht hat, regelmäßig den Angeber den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes, und die Folge war, daß ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf.

Wie hier, so ist die Erzählung überall mit geistreichen Reflexionen durchsetzt, hat aber dadurch an einheitlichem Charakter und einem lebhaftern Zug der Spannung verloren. Die Betrachtungen selbst sind immer geistreich. Wir sehen z. B. die Arbeiter der Vorstadt mit ihren etwas feinern Anhängseln beim Kartoffelgraben, welches der Dichter mit der folgenden Parabase begleitet:

Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! Heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich eben! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der eine durchwühlt dich stier und schon halbtrunken, der andere voll innerer Verwünschung um all' die Plage, die man sich macht, der dritte mit dem Geize eines Harpagon, der vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe das erreichte Bild einer geernteten Saat vor. Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der Segen der Natur in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde; ja sie erinnerten sich wol, im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man anfangs für die Frucht selbst gehalten und vor hundert Jahren kochen wollte, allmählich abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Altes und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaums der Fortpflanzung, einer realistisch gedachten Caritas der Natur.

Der Held der Erzählung, Oswald, ist ein junger Jurist, und es drängt sich uns hier wiederum die Bemerkung auf, daß Gutzkow mit besonderer Vorliebe zu Helden seiner Erzählungen junge Referendarien macht, und daß in den Novellen jener Dankmar Wildungen bereits vorausspukt, der den Referendar bereits mit so athletischer Muskelentwickelung zeigt, daß er einen neunbändigen Roman zu tragen vermag. Meistens haben diese Helden wie Oswald den Beruf der Rechtskunde nicht aus besonderer Neigung gewählt, wodurch sie einen Zug großer Lebenswahrheit erhalten; aber der Referendar als Embryo jeder größern staatlichen Zukunft, als Vertreter der gebildeten, im Salon heimischen Jugend, der „preußische“ Referendar — denn Preußen steht im Hintergrunde der meisten Gutzkow'schen Novellen mit ihren Landräthen und Landgensdarmen —, welcher in der Lebenszeit der Verlobungen auch für Herzenssachen besonders qualificirt erscheint, hat unleugbar das Recht und die Fähigkeit, einer Novelle als Träger zu dienen. Da finden wir im „Johannisfeuer“ den dichterischen Referendar Rother, im „Emporblick“ Oswald, in der „Seraphine“ Edmund von Oppen, in den „Nihilisten“ Eberhard Ott und Konstantin Ulrichs; ja diese Referendare haben bisweilen jenen leichten Anflug von Staatsgefährlichkeit, von verfolgbaren Tendenzen, wie sie im Laufe der vierziger Jahre in Preußen an der Tagesordnung waren. Das Gepräge jener Zeit tragen mehrere Erzählungen von Gutzkow; die Verfolgung wegen Gesinnungen, Richtungen u. s. w. bildet oft den Einschlag des novellistischen Gewebes, alles dasjenige, was man heutigentags mit treffender Bezeichnung das Vormärzliche nennt. In den „Rittern vom Geiste“ ist diese vormärzliche Epoche der Mittelpunkt eines großen Culturgemäldes geworden.

Am meisten spielt das alles mit in den „Nihilisten“, die mit Schopenhauer und Hartmann nichts gemein haben; es handelt sich um einen mehr praktischen Nihilismus, wie er zur Zeit Bruno Bauer's und Max Stirner's an der Tagesordnung war. Der Hauptheld der Novelle, Konstantin Ulrichs, ein ultraliberaler Referendar, sattelt nach der Märzrevolution um und wird ein Staatsanwalt, der die frühern liberalen Minister anklagt. Auch in Bezug auf Neigungen und Verlobungen gehen in diesen „Nihilisten“ fortwährende Wandlungen vor, denen man kaum mit Theilnahme zu folgen vermag. Am besten ist wol der Charakter der naiv kecken Professorstochter Frieda gezeichnet.

Wenn diese Novelle oft zur Breite eines Romans auseinandergeht und überhaupt sehr ungleich in ihrem Gange ist, sodaß gegen den Schluß hin Ueberstürzungen vorkommen, die mit dem anfänglichen Behagen der breit ausgesponnenen Darstellung in schreienden Widerspruch treten, so sind dagegen „Die Curstauben“ eine von Hause aus auf eine glückliche Pointe hinarbeitende Erzählung, ein kleines Cabinetsstück. Leontine, vor ihrer Ehe mit dem unscheinbaren prosaischen Herz dem Doctor Sancho zugeneigt und von ihm gefeiert, wird von ihrem Gatten dadurch von ihrer Schwärmerei geheilt, daß er eine andere Leidenschaft in ihr erweckt, den Geiz, das Speculationsfieber. Sie erscheint oft auf dem Taubenhaus im Hof ihrer Villa: ein höchst poetisches Bild für den Doctor Sancho, der jetzt in ihrer Nähe wohnt und sich ihr auch mit aller Anbetung wieder nähert und in einem Gedicht die Schönheit mit den Tauben Aphrodite's feiert. Es ergibt sich dann zu ihrer großen Beschämung, daß dies „Curstauben“ sind, die sie, nachdem sie durch die Eisenbahnen überflüssig geworden, aus Geiz braten läßt und ihm bei einem Diner vorsetzen will, was sie nun nach Empfang jenes Gedichts abbestellt. Beide sind von ihren poetischen Träumereien vollständig geheilt.

„Das Stelldichein“ ist ein novellistisches Scherzo aus dem leichtlebigen Wien, der Ton leichtfertig und frisch, die kleine Verwickelung lustspielartig. Eine echt novellistische Pointe hat „Die Königin der Nacht“, nur daß sie eine zu weit greifende Regie in Bezug auf die Architektonik der Schloßräumlichkeiten verlangt, welche den Fortgang der Handlung möglich macht. „Arabella“ ist ein Capriccio, die Tragödie eines Toilettengeheimnisses.

Auch eine Zahl historischer, oder wenn man will culturhistorischer Erzählungen findet sich in den Novellen Gutzkow's. „König Franz in Fontainebleau“ ist eine heitere Anekdote, im altfränkischen Chronikenstil erzählt. Der alte König war noch so eingenommen von seiner Schönheit und ritterlichen Haltung, daß die Hofleute ihm am besten zu huldigen glaubten, wenn sie allerlei körperliche Fehler, Lahmheit, Schiefheit u. dgl., heuchelten. Es ist nun ergötzlich zu lesen, wie die junge Blanche, nachdem sie thörichterweise ihren Geliebten dem König als einen Adonis gepriesen, von dessen Eigenheiten unterrichtet, ihn Sr. Majestät als mit einem Buckel behaftet vorführt, wie aber durch die Vergeßlichkeit des Fehlers der Buckel bei einer zweiten Audienz von der rechten auf die linke Seite wandert und so der König den Betrug bemerkt.

Wenn in dieser Erzählung Form und Inhalt zusammenstimmen und der knappe Umfang zum Stoff im rechten Verhältniß steht, so kann man dies von der Novelle „Der Wärwolf“ nicht sagen. Hier ist auch der

Kern ein durchaus anekdotischer: ein Held, der im Essen das Unmöglichste zu leisten scheint, indem er mit andern gleichaussehenden verwechselt wird, da die Zuschauer selbst, auf die er den Eindruck des Wärwolfs macht, für Augenblicke zurücktreten. Dieser Stoff forderte die gleiche Behandlung heraus wie die in Fontainebleau spielende Anekdote. Gutzkow hat ihn aber mit der schweren Rüstung des historischen Romans behängt; es ist der Stil seines Romans „Hohenschwangau", in welchem diese in demselben Jahrhundert spielende Humoreske vorgetragen wird, und da das Jahr 1870 als das Geburtsjahr derselben bezeichnet wird, so kann man in dem „Wärwolf" leicht einen Schnitzel von der Hobelbank erblicken, auf welcher jener historische Roman leider nicht genug für seine künstlerische Bedeutung zurechtgeschnitzt worden ist. Einzelne Schilderungen aus dem Reichstagsleben sind lebendig und culturhistorisch interessant; doch die kleine Anekdote hat eine viel zu große culturhistorische Schleppe.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue erzählende Schriften.

1. Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den tiroler Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 1875. 8. 7 M.

Das ist wieder einmal ein Buch, dessen Lektüre und Besprechung dem Kritiker wahre Freude macht, das er rückhaltlos loben, aufs wärmste anempfehlen darf, und über dessen kleine Schwächen er den großen Vorzügen zu Liebe schweigend hinweggehen kann, ohne selbst von seiten des rigorosesten Lesers deshalb den Vorwurf allzu großer Milde oder gar den der Parteilichkeit gewärtigen zu müssen. Jedenfalls ist Wilhelmine von Hillern ein ganzes und volles Talent, reich an Poesie und dichterischem Schwung, dabei aber auch derb-realistisch und von überraschender Plastik und Anschaulichkeit in den Schilderungen von Personen und Vorgängen, von großer Kraft und Präcision im Ausdruck, tief und lebenswahr in der Charakteristik, voll glücklicher Intuition bei Darlegung seelischer Zustände und Conflicte, über alle Accente der Leidenschaft in reichem Maße verfügend, einfach und logisch in der Composition, ihres Ziels wohlbewußt, energisch, ohne Scheu vor den Consequenzen, ohne Prüderie auf dasselbe lossteuernd, bis sie es erreicht. Dabei ist Frau von Hillern's Erzählungsweise von dramatischer Lebendigkeit, und die Dialogform, möglichst knapp und prägnant, wird von ihr mit Vorliebe angewendet.

Das ist eine Summe von Vorzügen, wie sie in so glücklicher Vereinigung nur selten bei einem und demselben Autor vorkommen, und ein Werk, in welchem alle diese Vorzüge zur Geltung gebracht werden, kann nur bedeutend sein und muß einen tiefen Eindruck hinterlassen. Und dies ist auch bei der einfachen Dorfgeschichte der Fall.

Eine einfache Dorfgeschichte nennen wir das vorliegende Werk „Die Geier-Wally", und in der That, der Stoff an sich würde nicht so viel zu bedeuten haben: die Geier-Wally ist die Hauptperson; auf ihr beruht das ganze Interesse; mit ihr müssen wir jubeln, weinen, verzweifeln, mit ihr sündigen und büßen, mit ihr müssen wir gehen ohne Aufenthalt mehrere Jahre hindurch — zwei Bände lang —, bis sich endlich ihr Schicksal erfüllt: und doch ist es nur ein einfaches tiroler Kind, für das wir solche Theilnahme empfinden sollen, ein Geschöpf ohne höhere Geistesbildung, das seinen breiten Tirolerdialekt spricht, die Kühe und Ziegen auf der Alm weidet, dann vom Vater verstoßen lange Zeit in der Fremde irrt in Noth und Jammer, die niedrigsten Dienstleistungen verrichtend, von niemand geliebt als von ihrem Lämmergeier, der ihr treu wie ein Hund in die Verbannung folgt, bis bessere Zeiten kommen. Und so wie diese Geier-Wally selbst, so ist auch ihre Umgebung, lauter Bauernvolk, rauh und roh, ja meist auf noch niedrigerer Culturstufe stehend. Was aber hat die Verfasserin aus diesem Stoffe gemacht, was namentlich aus der Geier-Wally! Diese Gestalt, dieser Charakter, schon anfangs groß angelegt, wächst vor unsern Augen empor, nimmt immer gewaltigere Dimensionen an, und macht, endlich zur vollen Entwickelung gelangt, einen überwältigenden Eindruck, gleich jenen Bergesriesen, in deren Schutze sie sich wohl und sicher fühlt.

In welcher Weise übrigens die Verfasserin diesen Charakter grundirt, dürfte der Leser am deutlichsten aus folgendem Citate ersehen:

> Wo es was Gefährliches zu vollbringen gab, da war von Kindheit auf die Wally dabei gewesen und hatte die Buben beschämt. Schon als Kind war sie wild und ungestüm wie die jungen Stiere des Vaters, die sie bändigte. Als sie kaum vierzehn Jahre alt war, hatte ein Bauer an einer schroffen Felswand das Nest eines Lämmergeiers mit einem Jungen entdeckt, aber keiner im Dorfe mochte es wagen, das Nest auszunehmen. Da erklärte der Höchstbauer zum Hohn für die mannhafte Jugend des Orts, er werde es seine Walburga thun lassen. Und richtig, die Wally war dazu bereit zum Entsetzen der Weiber und zum Verdruß der „Buab'n". „Höchstbauer, das heißt Gott versuchen", sagten die Männer. Aber der Stromminger mußte seinen Spaß haben, alle Welt mußte es erfahren, daß das Stromminger'sche Geschlecht bis auf Kind und Kindeskind herab seinesgleichen suche. „Ihr sollt's sehn, daß ein Madel vom Stromminger mehr ist als zehn Buab'n von euch!" rief er lachend den Bauern zu, die zusammenströmten, um das Unglaubliche mit anzusehen. Viele dauerte das schöne, stattliche junge Blut, das einer boshaften Prahlerei des Vaters vielleicht zum Opfer fallen würde. Aber sehen wollten sie es doch alle. Da die Felswand fast lothrecht gerade war, an der das Nest hing, und kein menschlicher Fuß sie betreten konnte, wurde Wally ein Strick um den Leib gebunden. Vier Männer, zuvörderst ihr Vater, hielten ihn zwar, aber den Zuschauern war es doch grausig zu sehen, wie das beherzte Kind, nur mit einem Messer bewaffnet, bis an den Rand des Plateau vortrat und sich nun mit einem raschen Sprung in die Tiefe hinabließ. Wenn der Knoten des Seils aufging, wenn der Geier sie zerfleischte, oder wenn sie sich beim Heraufziehen an einem unbemerkten Vorsprung den Schädel einstieß? Es war ein gottsträfliches Beginnen von Stromminger, so das Leben des eigenen Kindes auszusetzen. Indessen durchschiffte die Wally unerschrocken das Luftmeer bis zur Mitte des Abgrundes, wo sie mit Jubel den kleinen Geier begrüßte, der dem fremdartigen Besuch die flaumigen Federn entgegensträubte und

piepsend den unförmlichen Schnabel gegen sie aufriß. Ohne langes Besinnen packte sie mit der Linken den jungen Vogel, der nun ein jämmerliches Geschrei anhob, und nahm ihn unter den Arm. Da rauschte es durch die Lüfte, und in demselben Augenblick ward es dunkel um sie her, und wie ein Sturm und Hagelwetter schlug und brauste es ihr um den Kopf. Ihr einziger Gedanke war: „Die Augen, rette die Augen!" und das Gesicht dicht an die Felswand drückend, focht sie mit dem Messer in ihrer Rechten blindlings gegen das wüthende Thier, das mit dem scharfen Schnabel, mit Klauen und Fittichen auf sie eindrang. Indessen zogen oben die Männer rasch an. Noch eine Weile dauerte während der Auffahrt der Kampf in der Luft — da plötzlich neigte sich der Geier und schoß in die Tiefe, Wally's Messer mußte ihn verwundet haben. Wally aber kam mit dem Kleinen im Arm, das sie um keinen Preis losgelassen hätte, blutend und mit vom Fels zerschundenem Gesicht oben an. „Aber Wally", schrien ihr die Leute entgegen, „warum hast du denn das Junge nit fahren g'lass't, dann wärst ja den Geier los g'west!" — „O", sagte sie einfach, „das arme Dirl kann ja noch nit flieg'n; wenn i 's losg'lass't hätt', wär's in den Abgrund g'stürzt und hätt' sich zu Tod g'fallen."

Das war die Geier-Wally als junges Dirndl, aufwachsend unter der Zucht eines furchtbar rohen, starrsinnigen, hochmüthigen Vaters, welche durchaus nicht geeignet war, die sanftern, weiblichen Regungen ihres Gemüths zu entwickeln, sondern vielmehr alles that, um das Rauhe, Wilde, Schlimme in ihrem Wesen zu vollster Blüte zu bringen. Und was wunder dann, daß die Consequenzen einer solchen Zucht später sich auch gegen den eigenen Vater kehren, daß es zu einem furchtbaren Kampfe zwischen dem alten Stromminger und seiner Wally kommt, der erst mit seinem Tode endet; was wunder, daß dieses Weib, überdies eine unglückliche Liebe im Herzen tragend und von allen Menschen, die ihr nahe kommen, gehetzt, den Kampf gegen alle aufnimmt und selbst vor Mord und Brand nicht zurückschreckt! Ein Wunder nur, wenn das Bessere in ihrer Natur endlich doch zum Durchbruch gelangt — ein Wunder, welches nur eine echte, große Liebe zu vollbringen vermag, wie es in dieser Geschichte sich vollzieht.

Doch wir wollen nicht durch inhaltliche Wiedergabe des Buchs dem Leser einen Theil des Genusses vorwegnehmen; es wird ja wol das Gesagte sowie die eine Probe, die wir geben konnten, genügen, zur Lektüre des Ganzen anzueifern. Kaum jemand dürfte diese Dorfgeschichte ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen, zumal auch die Landschaftsschilderungen voll Frische und Naturwahrheit sind und uns aus dem Buche ein erquickender Strom rauher würziger Alpenluft entgegenweht. „Die Geier-Wally" ist Berthold Auerbach gewidmet, der sich dieser großen Aufmerksamkeit immerhin freuen mag; wir aber müssen offen gestehen, daß wir nicht in der Lage wären, das einleitende kurze Widmungsschreiben der Verfasserin mit zu unterzeichnen. Dasselbe lautet:

> Gestatten Sie mir, Ihnen eine Frucht darzubringen, die auf „Ihrem eigenen Felde" wuchs. Sie haben mit starker Hand den schweren Boden deutschen Bauernlebens poetisch urbar gemacht. Wenn nun auch wir andern auf dem „durch Sie bestellten" Felde ernten, so ist es die erste Pflicht, Ihrer dankbar zu gedenken und dem die Ehre zu geben, dem sie gebührt!

Es liegt uns vollkommen fern, Berthold Auerbach's Verdienste um die deutsche Dorfgeschichte schmälern zu wollen; wenn aber alle diejenigen, welche zugleich mit und nach Auerbach auf diesem Gebiete Tüchtiges geleistet haben und noch leisten werden, gewissermaßen nur als auf dem von Auerbach bestellten Felde Erntende hingestellt und jenem allein alle Ehren cedirt werden, so ist das mehr als sogar ein Mann von der Selbstschätzung Auerbach's beanspruchen könnte. Wenn es der Verfasserin schon so sehr am Herzen lag, dem von ihr verehrten Dichter eine ganz besondere Huldigung darzubringen, so hätte sie dies mindestens in der Einzahl, nicht aber in der alle umfassenden Mehrzahl mit „wir andern" thun sollen.

2. Erziehungsresultate. Roman in zwei Bänden von M. Elton. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 8 M.

Mit der Pedanterie einer norddeutschen Gouvernante (wir halten M. Elton nämlich aus gutem Grunde für eine Dame, und läßt der Name, falls er kein Pseudonym ist, auf englische Abstammung schließen), die gewöhnt ist, alles systematisch zu betreiben, hat sich die Verfasserin den Stoff zu diesem Romane zurechtgelegt, um auf möglichst geradem Wege ihr Ziel zu erreichen. Dieses Ziel aber ist nicht so sehr ein gediegenes Kunstwerk, als vielmehr in einem concreten Falle den Beweis zu liefern, daß die deutsche Erziehungsmethode der Mädchen der specifisch aristokratischen, der klösterlichen, und der französischen entschieden vorzuziehen ist, daß die deutschen Mädcheninstitute vor allem befähigt sind, die ihnen anvertrauten Fräulein zu tüchtigen Hausfrauen, treuen Gattinnen und braven, liebevollen, fruchtbaren Müttern heranzubilden. Abgesehen davon, daß wir von Instituten — seien es nun Mädchen- oder Knabeninstitute — nicht besonders viel halten und der Ansicht sind, daß namentlich Mädchen nur im Hause unter älterlicher Aufsicht aufwachsen sollen, können wir gegen den tendenziösen Kern des Romans nichts einwenden, zumal das deutsche Institut, mit welchem uns die Verfasserin bekannt macht, ein entschieden gutes, nach in jeder Hinsicht gesunden und vernünftigen Grundsätzen vorgehendes geschildert wird. Ein Lächeln muß es uns aber abgewinnen, wenn wir sehen, mit welcher Naivetät sich M. Elton ihren Roman construirt, um den zu liefernden Beweis gegen alle Einwendungen einer spitzfindigen Kritik hieb- und kugelfest zu machen.

Der Bankier Lessor, ein durch und durch verständiger Mann, hat von seiner Gattin Lina drei Töchter, die, als der Roman beginnt, im Alter von zehn, elf und zwölf Jahren stehen, alle drei schon jetzt sehr hübsch sind und in ihren Neigungen, in ihrer ganzen Charakteranlage sich auffallend gleichen. Die Mutter, eine zarte, nervöse Dame, aus adelichem Geschlecht stammend, aristokratisch erzogen, arbeitsscheu, verwöhnt und voll Prätensionen, hat kein rechtes Herz für die Kinder und empfindet dieselben mehr als eine Last denn als eine Freude. Sie kann sich — in Anbetracht ihrer zarten Nerven natürlich — auch nicht mit der Erziehung der Mädchen befassen, eine Gouvernante will sie auch nicht ins Haus nehmen, da eine solche ihre „gefährlichste Nebenbuhlerin" würde, und so muß sich denn der arme Papa Lessor drein ergeben, seine lieben Kinder fremden Menschen — einem Institute — anzuvertrauen, da sie ja doch unmöglich so wild aufwachsen dürfen wie das Unkraut auf dem Felde. Aber auch nicht Einem Institute, denn da würde die Gleichheit ihrer Charaktere keine wesentliche Aenderung erleiden, und das ist doch nöthig, daß

zum mindesten Nuancen in dieselben gebracht werden. Frau Lessor ist sehr fürs Kloster, und so wird denn Helene, die Jüngste, ins Kloster gesteckt, Beatrix, die Mittlere, kommt, dem Wunsche des Vaters entsprechend, in das deutsche Institut der Frau Hamburg in W., und da man doch auch die Wünsche der Schwiegermama berücksichtigen muß, welche für französische Bildung sehr eingenommen ist, so führt man Margarethe, die Aelteste, in eine vornehme Pension nach Paris.

Lassen wir nun die Kinder die nöthige Reihe von Jahren in den verschiedenen Instituten, ausgesetzt den heterogensten Einflüssen, die sich ganz besonders im Punkte der Religion fühlbar machen, und sehen wir, was aus ihnen geworden ist, da sie endlich ins väterliche Haus zurückkehren. Nebenbei gesagt, füllt die Verfasserin in ihrem Roman diese Zeit hauptsächlich damit aus, daß sie uns einen andern, sehr dunkeln, blutigen Roman erzählt, in welchem wir mit dem geheimnißvollen Ursprung des Helden der Geschichte, des jungen Freiherrn Max von Braunau, bekannt gemacht werden. Für uns genügt, aus diesem zweiten Romane nur anzuführen, daß Freiherr Max ein unwiderstehlich schöner und liebenswürdiger junger Mann ist, der allgemein für den Sohn des alten Baron Braunau gilt, thatsächlich aber nur dessen Adoptivsohn ist und eine Griechin zur Mutter, einen — Türken zum Vater hat. Wir werden gleich sehen, wie nöthig die Autorin solch ein muselmanisches Ungeheuer braucht.

Die drei Töchter Lessor kehren also endlich aus den verschiedenen Anstalten zurück, zu schönen, bereits heirathsfähigen Jungfrauen herangeblüht, die einem Paris selbst die Wahl schwer machen würden — in ihren Charakteren aber sehr verschieden, wenn auch alle drei sehr liebenswürdig. Helene ist fromm und hat, dank der klösterlichen Erziehung, einen versteckten, unaufrichtigen Zug in ihrem Wesen; Beatrix ist ganz deutsche Jungfrau, ehrlich, offen, häuslich, aufopferungsfähig, gemüthvoll und so weit gläubig, als man es eben fürs Haus braucht; Margarethe endlich ist vornehme Weltdame, schon etwas blasirt, was den Glauben betrifft skeptisch, mehr leidenschaftlich als gemüthvoll, und rücksichtslos egoistisch. In ihren Herzensneigungen sind sich aber alle drei gleich geblieben, und so kommt es, daß sich alle drei in denselben Max von Braunau verlieben. Max schwankt längere Zeit, welche er wählen soll, entscheidet sich aber schließlich wider Erwarten und zur Ueberraschung der ahnungslosen Aeltern für die fromme Helene, die ihn insgeheim am geschicktesten in ihr Netz gezogen hat. Margarethe, die sieggewohnte, trifft dieser Schlag so furchtbar, daß sie ihr Leiden kaum zu maskiren vermag, und ihre leidenschaftliche Natur setzt sich gegen das fait accompli zur Wehr; sie macht es sich zur Lebensaufgabe, den wahnsinnig geliebten Mann dennoch zu gewinnen, und strebt dieses Ziel auch dann noch an, als die Ehe zwischen Max und Helene bereits geschlossen ist, ein solches Streben also zum Verbrechen wird. Sie hat aber keinen Erfolg, und als sie am Schlusse des Romans zur Ueberzeugung kommt, daß dieser Mann ihr niemals huldigen, nie in ihren Armen der Liebe Freuden suchen wird, gibt sie sich selbst den Tod.

Unglücklich verläuft auch das eheliche Verhältniß zwischen Max und Helene, da dieser sie schon durch seinen Indifferentismus in Glaubenssachen beleidigt; die so motivirte Antipathie steigert sich aber zu Haß und Verachtung, als sie aus geheimen, Max selbst fremden Papieren erfährt, daß ihr Gatte kein Christ, kein Rechtgläubiger, sondern ein Heide, vollends ein Türke von Abstammung ist. Max, dieses nicht ahnend und daher auch das Benehmen seiner Gattin nicht begreifend, flieht sein eigenes Haus, in welchem Helene, gefoltert von dem Gedanken, diesem Manne angehört zu haben, bald stirbt — ein Opfer der allzu religiösen Erziehung und ihrer Unaufrichtigkeit.

Die einzige Beatrix geht, zur Freude ihrer Aeltern, einem glücklichen Lose entgegen. Allerdings leidet auch sie anfangs viel unter der unerwiderten Liebe zu Max, doch sie hat früh gelernt, sich zu beherrschen, ihr Interesse unterzuordnen, und so überwindet sie denn endlich diese Leidenschaft und findet an der Seite eines braven, herzensguten und gebildeten Mannes, eines deutschen Professors, dem sie mit der reifen Liebe des geprüften Weibes zugethan ist, ein dauerndes Glück.

Das sind die „Erziehungsresultate" von M. Elton, die trotz der darin zum Ausdruck gelangenden gesunden Anschauungen und manches feinen psychologischen Zugs doch zu sehr das Gepräge des Gemachten, des Absichtlichen haben, um einen befriedigenden, überzeugenden Eindruck zu hinterlassen.

Interessant wäre es uns übrigens, zu erfahren, in welchem Institute M. Elton erzogen wurde; die häufigen Verstöße gegen die deutsche Grammatik lassen die Annahme zu, daß es ein wiener Institut war. Wir finden da ganz frevelhafte Dinge, wie z. B.: „ich hatte schon angefangen, die Knaben frühzeitig ihr Vaterland lieben zu lernen", oder: „wo man entweder nach der Pistole, der Flasche, oder dem Leben einer großen Stadt greift (?), um für immer oder für einige Zeit dem Denken überhoben zu sein". Weiter findet sich: „Dein Entschluß erstaunt mich, ma reine!"

Ein Romanschriftsteller sollte sich derlei grobe Fehler nicht zu Schulden kommen lassen. Allerdings verfügt Elton dagegen über ein sehr elegantes Französisch. Die alte Geschichte!

3. Eine Frau von Adel. Roman von Ludwig Thaden. Zwei Theile. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. 8. 7 M.

Der Verfasser dieses Romans hat entschieden Talent, und mehr noch als dies: er ist ein wirklicher Poet. Das empfindet man deutlich, wenn man sein Buch liest, welches namentlich im zweiten Theile einzelne ganz reizende Partien aufweist. Insofern also verdient er gewiß beachtet zu werden, wenn auch das vorliegende Werk (wahrscheinlich ein Erstling) zahlreiche Mängel hat: vor allem ein großes Ungeschick, was die Composition, den Aufbau betrifft, und ein noch nicht ausgereiftes, seiner Ziele klar bewußtes Schaffensvermögen, welcher letztere Mangel ihn auch hindert, die beiden Grundthemen des Romans entsprechend durchzuführen und auseinanderzuhalten, was hier ganz besonders geboten erscheint.

Zuerst die Composition — ein Monstrum von Unbehülflichkeit. Die Heldin des Romans lernen wir in einem einleitenden Kapitel gleichzeitig mit dem Autor selbst als

Curgästin in Wiesbaden kennen. Sie heißt Antonie von Dorneck, ist die schöne und noch junge hochinteressante Gattin eines alten Offiziers, und scheint mit einem bereits todten Dichter Eugen von Strachow längere Zeit in intimer Beziehung gestanden zu haben. Der Autor wird während seines kurzen freundschaftlichen Verkehrs mit der geheimnißvollen Dame nicht tiefer in ihre Verhältnisse eingeweiht, und als sie endlich Wiesbaden verläßt, ist er „so klug als wie zuvor". Sechs Wochen später aber erhält er ganz unerwartet ein Packet — von Frau von Dorneck, enthaltend ein Tagebuch nebst dem Miniaturbild des todten Dichters Eugen von Strachow, und als Ergänzung dieses Tagebuchs ein Manuscript Antoniens, in welchem sie Anfang und Ende ihrer Geschichte erzählt, deren pikante Mitte die Strachow'schen Aufzeichnungen mittheilen. Das diesem Packet beiliegende Begleitschreiben stellt den Inhalt der Schriftstücke dem Verfasser zu beliebiger Veröffentlichung zur Verfügung, und läßt bereits wissen, daß Antonie von Dorneck gleich nach Absendung des Packets ebenfalls zu den Todten gegangen ist, und zwar daß sie selbst Hand an sich gelegt hat.

Und nun gibt uns der Verfasser, anstatt das so gewonnene Material zu einem stilvollen Ganzen zu verarbeiten, dieses Material selbst zur Lektüre: zuerst die Vorgeschichte Antoniens, dann das Tagebuch Strachow's, endlich, nachdem dieser im französischen Kriege fällt (dieser letzte französische Krieg ist ein Allerweltsnothhelfer der deutschen Romanschriftsteller), den Schluß der Geschichte wieder aus Antoniens Feder, und dann noch als Schluß des Schlusses ein Nachwort des wirklichen Autors. Es ist natürlich, daß so das ganze Buch den Charakter des Bruchstückartigen erhält und einen vollen einheitlichen Eindruck nicht erzielen kann, was sehr zu seinem Nachtheile ausschlägt. Soviel über die Composition.

Was in zweiter Linie die beiden ganz verschiedenen Grundthemen des Werks betrifft, so liegt es im ersten Theile ganz klar, daß der Autor die unter einer Scheinnoblesse und Scheinsolidität verborgene große Corruption des deutschen Adels schildern und allen Ernstes an den Pranger stellen will. Dieses Ziel verliert er allerdings auch im zweiten Theile nicht aus dem Auge, es tritt aber jetzt das zweite Thema, das uns bei weitem mehr interessirt und so unsere Aufmerksamkeit vom Hauptthema abzieht, in den Vordergrund. Dieses zweite Thema ist das Liebesverhältniß zwischen der von ihrem Gatten Dorneck, wenn auch nicht legal, so doch nach gegenseitigem Uebereinkommen geschiedenen Antonie mit dem originell und genial angelegten Eugen von Strachow. Das anfangs platonische Verhältniß gewinnt immer mehr an Kraft und Tiefe und hört eben nach einer Weile auf — platonisch zu sein. Nun wollen aber die beiden Liebenden dauernd und legal miteinander verbunden sein, und Strachow, welcher den guten Intentionen Dorneck's nicht allzu sehr traut, schlägt Auswanderung nach Amerika vor, zumal ihn die erbärmlichen europäischen Verhältnisse ohnehin anekeln. Dazu kann sich jedoch Antonie nicht entschließen, sie braucht, um ihre Gewissensruhe zu wahren, die Zustimmung des Gatten, die legale Scheidung, die legale Vereinigung. Antonie ist bei manchen energischen Anläufen dennoch ein schwacher, schwankender Charakter, als Frau von Adel vermag sie sich über gewisse Vorurtheile nicht hinwegzusetzen.

Dorneck verweigert entschieden eine Scheidung; alle logischen Vorstellungen können da nichts nutzen, ja er geht so weit, seine Frau wieder an ihre Pflichten als Gattin zu mahnen, das erneute Zusammenleben zu fordern. Nun kommt es zum Duell zwischen Dorneck und Strachow; ersterer wird schwer verwundet, und Antonie — kehrt infolge dessen zum Gatten zurück, den sie erst nach seiner völligen Herstellung verläßt, um im französischen Kriege die Dienste einer Barmherzigen Schwester zu thun. In diesen Krieg hat sich schon früher auch der blasirte, lebensüberdrüßige Strachow begeben, und als Schwerverwundeten, Bewußtlosen pflegt ihn Antonie in seinen letzten Stunden, ohne von ihm erkannt zu werden. Ein Stück Tagebuch findet sie noch bei ihm vor, welches uns gleichfalls mitgetheilt wird, und aus dem wir, neben zahlreichen Reflexionen über deutsche und französische Rasse und Politik, bezüglich unsers Romans nur erfahren, daß Strachow seine Leidenschaft für Antonie nachträglich als Selbsttäuschung charakterisirt.

Endlich stirbt auch der alte Dorneck, und Antonie, welche kein Interesse mehr am Leben hat, seit sie auch keine Pflicht gegen den Gatten mehr zu erfüllen gezwungen ist, schließt nun ihre Geschichte und gibt sich selbst den Tod. Dieser Selbstmord scheint uns psychologisch nicht richtig. Ein Weib, das sich selbst folgendermaßen charakterisirt:

> Meine persönliche Schuld war die Halbheit. Ich besaß den passiven Muth des Leidens, aber nicht den activen Muth der That; ich konnte für meine Ueberzeugung leiden, aber nicht dafür handeln; vor dem letzten Schritt, vor der letzten Consequenz bebte ich zurück —

ein solches Weib, meinen wir, wird auch vor einem letzten Schritt, wie der Selbstmord ist, zurückbeben; es ist eine weibliche Hamlet-Natur, und der Shakspeare'sche Monolog „Sein oder Nichtsein" könnte auch ihr in den Mund gelegt werden. Freilich sucht der Verfasser diesen Selbstmord durch Antoniens „schrankenlosen Subjectivismus, der entweder zum Wahnsinn oder zum Selbstmord führe", zu rechtfertigen, doch nicht jedermann dürfte diese Rechtfertigung als stichhaltig acceptiren wollen. Viel zutreffender finden wir es, wenn von Strachow gesagt wird, er wäre voraussichtlich, wenn ihn nicht früher eine französische Kugel getroffen hätte, entweder wahnsinnig geworden oder durch eigene Hand ums Leben gekommen. Strachow war eine thatkräftige Natur, welche stark zur nihilistischen Weltanschauung hinneigte; da ist die physische Selbstvernichtung viel wahrscheinlicher. Im übrigen aber glauben wir, daß dieser Roman auch hätte abgeschlossen werden können ohne den Tod der beiden Helden; sie sind todt für einander und demnach auch todt für uns, und dieser letzte Actschluß mit zwei Leichen auf der Bühne ist ein für uns ziemlich gleichgültiges, weil nur äußerliches Moment.

Trotz dieser verschiedenen Mängel, die wir hier namhaft gemacht, müssen wir unsere Ansicht, daß Ludwig Thaden ein beachtenswerthes Talent ist, aufrecht erhalten. Er hat Feuer und Schwung in der Sprache, poetisches Anschauungsvermögen, ein starkes und oft das Richtige

treffendes Streben nach psychologischer Vertiefung, geistige Ueberlegenheit und Vornehmheit, und wenn wir uns mit seinem hier und da subjectiv zum Durchbruch gelangenden nihilistischen Glaubensbekenntniß auch nicht ganz einverstanden erklären können, so müssen wir doch zugeben, daß es ihm bei Darlegung desselben an einzelnen scharfen Accenten nicht fehlt.

4. Weichselnovellen. Von Th. Almar. Berlin, F. Duncker. 1875. 8. 6 M.

Der vorliegende 25 Bogen starke Band enthält nur zwei Stücke, welche wir lieber und richtiger Erzählungen als Novellen nennen würden. Doch wird neuester Zeit in diesem Punkte selbst von den hervorragendsten Schriftstellern so willkürlich verfahren, die Bezeichnung „Novelle", „Erzählung", „Roman" so ganz nach subjectivem Ermessen gewählt, daß die Kritik füglich darüber hinweggehen kann. Ist ja doch die Hauptfrage immer nur die, ob das Werk gut, ob der Schriftsteller begabt ist; in welche Kategorie er seine Arbeit dann einreihen will, wird, wenn dieselbe nur sonst den Leser befriedigt, von geringem Belang sein. Und bei den beiden Almar'schen Novellen ist dies bis zu einem gewissen Grade der Fall. Namentlich das zweite Stück: „Margarethe", ist mit Geschick componirt, ziemlich bedeutend in der Charakteristik, fließend und spannend erzählt und läßt infolge des befriedigenden Schlusses einen harmonischen Eindruck im Leser zurück. Der Umstand, daß sich die Handlung in der Gegenwart abspielt und es nicht sehr complicirte Herzensconflicte sind, welche dargestellt und entsprechend gelöst werden, scheint den Verfasser bei der Erreichung eines so günstigen Resultats wesentlich unterstützt zu haben. Zum mindesten kommen bei der ersten Novelle „Die Ruine von Schwetz" die genannten Vorzüge viel schwächer zur Geltung. Almar steht da nämlich auf historischem Boden, er erzählt uns die Geschichte der Zerstörung jener schwetzer Burg, deren Ruinen jetzt noch zwischen der Weichsel und dem Schwarzwasserflusse auf einer Landzunge sichtbar sind, und die im Mittelalter von dem deutschen Ritterorden der Marienbrüder als Bollwerk gegen das heidnische Borussenvolk besetzt gehalten wurde. Eine Liebesgeschichte ist mit hineinverwebt und gibt den äußern Anlaß zum Ausbruch des lange vorbereiteten Kampfes zwischen den Rittern und den heidnischen Bauern, welcher mit Vernichtung der erstern und Zerstörung der Burg endet. Dieser Stoff ist nun gewiß recht interessant, doch vermag es der Verfasser nicht, uns so ganz in jene Zeit hineinzuversetzen, wie es der Stoff fordert; es gelingt ihm nicht genug, einerseits seine Erzählung in die echte religiöse Romantik des Mittelalters einzuspinnen, andererseits das heidnische Bauernvolk mit der nöthigen Plastik und Anschaulichkeit zu schildern. Zudem aber gemahnt uns das platonische Liebesverhältniß zwischen dem jungen Ritter Kurth von Ostera und der Bauerndirne Hildegarde Werowitsch allzu sehr an Käthchen's Liebe zu dem Ritter Wetter vom Strahl in Kleist's berühmtem Drama. Die Aehnlichkeit zwischen Hildegard und Käthchen ist geradezu die von Zwillingsschwestern.

Noch hätten wir den Titel zu bemängeln, den Titel des Buchs: „Weichselnovellen", denn der Umstand allein, daß die beiden Novellen an der Weichsel spielen, genügt denn doch noch nicht, denselben zu rechtfertigen. An den erwarteten Schilderungen von Land und Leuten an der Weichsel aber läßt es der Autor, namentlich in der zweiten Novelle: „Margarethe", die hierzu Gelegenheit böte, vollständig fehlen.

5. Strandgut. Ausgewählte Novellen von Ernst Streben. Zwei Bände. Königsee, Oertel. 1875. Gr. 16. 3 M.

Die Herausgeber dieser Novellen, Friedrich Friedrich und Ludwig Habicht, empfehlen in ihren Vorreden warm und liebevoll dem deutschen Lesepublikum den literarischen Nachlaß ihres zu früh verstorbenen Freundes Ernst Streben, der, Musiker von Fach, dennoch Zeit und Lust fand, auch sein poetisches Talent zu cultiviren. Und die beiden Herren haben recht, daß sie diese früher in verschiedenen Blättern zerstreut veröffentlichten Aehren zu einer Garbe banden, denn es ist manch gut ausgereiftes Korn darin, welches aufgelesen zu werden verdient. Ernst Streben (ein Pseudonym?) war allerdings kein Talent ersten Ranges, und manches ließe sich selbst an seinen „ausgewählten" Novellen noch rügen, aber aus den meisten dieser mitgetheilten Stücke weht uns ein wohlthuender Hauch tiefsinniger Gemüthlichkeit und biedern Sinns entgegen, wie sie selbst unsern literarischen Capacitäten nur vereinzelt zu Gebote stehen. Und eine Lektüre, die das Herz befriedigt, findet immer auch vor dem geistigen Kriterium Gnade, sowie ein echter Edelstein, wenn auch schlecht geschliffen, von dem Kenner geschätzt wird, während der exactest geschliffene falsche Stein nur dem Unkundigen Worte des Lobes abgewinnen wird. Ernst Streben aber bietet uns neben solchen mangelhaft geschliffenen Edelsteinen einige ganz vorzügliche Exemplare. Und das sind jene Novellen, in denen er aus eigener Anschauung die Leute vom Meeresstrand, ihr Leiden und ihre Lust schildert. Solche prächtige lebensvolle Stücke sind: „Nach dem Sturm" und „Zwei Familien" im ersten, und „In der Neujahrsnacht" und „Ein ganzer Kerl" im zweiten Bande. Ein eindrucksvolles Nachtstück ist „Der Typhon", sehr bemerkenswerth „Lieutenant Petersson" und die beiden reizenden Märchen „Eine Sommerblume" und „Der Apfelkönig", letzteres auf realem Boden basirend. „Ein Wiedersehen" ist im Storm'schen Stile gearbeitet, wie überhaupt der Verfasser mit Storm manche Verwandtschaft hat. Wir haben nun nicht weniger als neun Erzählungen als sehr lesenswerth empfohlen. Da die beiden Bände aber deren im ganzen elf enthalten, so bleiben blos zwei übrig, welche nicht mit eingeschlossen werden können. Von diesen hat die eine: „Schuldig oder unschuldig", uns recht unsympathisch berührt, während die andere: „Die Nebelwitwe", fragmentarisch wirkt, da der Autor die Erwartungen betreffs der Ausführung der Hauptgestalt, der Nebelwitwe, nicht befriedigt.

Wir halten es für unsere Pflicht, diese Novellensammlung allen gebildeten Lesern aufs wärmste zu empfehlen.

Oskar Welten.

Zur Kritik des höhern deutschen Schulwesens.

1. Die Conferenz zur Berathung über das höhere Schulwesen des preußischen Staats. Vortrag, gehalten am 30. December 1873 im Bürgerverein zu Braunschweig von J. Ostendorf. Düsseldorf, Schaub. 1874. 8. 1 M.
2. Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse. Von J. Ostendorf. Düsseldorf, Schaub. 1874. 8. 2 M.
3. Die Spaltung des norddeutschen höhern Schulwesens und ihre angebliche Nothwendigkeit. Kritisch organisatorische Studie in Sachen des Unterrichtsgesetzes. Für Lehrer, Schulfreunde, unterrichtete Familien. Von W. Armknecht. Emden, Haynel. 1875. Gr. 8. 2 M.
4. Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien. Von J. Lattmann. Zweiter Theil: Reform der Gymnasien. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Gymnasium und Gegenwart von Martin Wohlrab. Leipzig, Teubner. 1874. 8. 60 Pf.
6. Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten von Lothar Meyer. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1874. Gr. 8. 1 M.
7. Zur Revision und Reformirung der Lehr- und Lernmethode an den Universitäten, hauptsächlich der Medicin. Im Hinblick auf den Rückgang der berliner Universität. Drei Vorlesungen von Ravoth. Berlin, Staude. 1874. Gr. 8. 1 M.

Im Jahre 1874 berief der preußische Unterrichtsminister Männer verschiedener Richtung zu einer Conferenz nach Berlin, um durch die unmittelbare Berührung, in welche er dieselben brachte, aus ihren Debatten ein recht lebendiges Bild von der Lage des höhern Schulwesens, von den Wünschen, die man in Bezug auf dasselbe hegt, und von den Gründen zu gewinnen, welche man dazu hat.

Mit diesen Worten erläutert uns Ostendorf in der Schrift Nr. 1 den Zweck der Conferenz, welcher er als hervorragender Schulmann angehörte.

Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, wenn die Schulfrage über das Gebiet der Fachmänner hinausgreift und auch Kreise zu interessiren beginnt, die im gewöhnlichen Leben der Schule ferner stehen. Man spricht so viel von dem materialistischen Zuge der Zeit, und doch dürfte wol kein lauterer Protest gegen dergleichen Schwarzseher, die nur zu schnell mit ihrem Urtheil über die „schlechte Welt" bei der Hand sind, sich erheben als die Thatsache, daß ein Schulmann in einem Bürgerverein über eine Schulconferenz referirt. Freilich muß auch der Redner, welcher vor Laien von Schulorganisationen und dergleichen sprechen will, das Zeug dazu haben, das Thema interessant und packend zu behandeln und sich vor docirender Professorenbreite und trockenem Schulmeisterton zu hüten. Ostendorf ist aber gerade der Mann dazu, seine Ideen in weitere Kreise zu tragen und sie für dieselben zu interessiren; das zeigt uns der von ihm gehaltene Vortrag, in welchem er ein anschauliches und lebendiges Bild von der Conferenz entwirft, in der ihm Gelegenheit geboten war, im Angesichte des Ministers seine reformatorischen Grundsätze mit Wärme und Ueberzeugung zu entwickeln und zu vertheidigen.

Was uns dabei am angenehmsten berührt, ist, daß er seinen Gegnern vollständige Gerechtigkeit widerfahren läßt und die Person streng von der Sache zu trennen weiß. Daß eine tiefere Begründung seines Standpunktes — Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit dem Französischen, theilweise Berechtigung der Realschulen, ihre Abiturienten zur Universität zu entlassen — in dem engen Rahmen eines Referats über eine Conferenz, in welchem auch die gegentheiligen Ansichten zur Geltung kommen müssen, unmöglich ist, liegt auf der Hand. Wer sich mit Ostendorf's eigenem Standpunkte bekannt machen will, dem rathen wir, seine ausführliche Abhandlung „Unser höheres Schulwesen" (Nr. 2) zur Hand zu nehmen.

Diese Schrift zerfällt in sechs Theile. In dem ersten gibt der Verfasser eine treffliche Charakteristik des deutschen Volks und seiner Nationalität; im zweiten hält er Rundschau über die bisjetzt gemachten Vorschläge zur Reform des Schulwesens und liefert zugleich den Nachweis, daß die bisherige Organisation „dem nationalen Interesse keineswegs entspricht, und daß die Reformversuche, die man jüngst gemacht hat, sowie die mannichfachen Vorschläge zu Reformen, welche in neuester Zeit ans Licht getreten sind, mehr oder weniger zu Bedenken Anlaß geben". Der dritte Abschnitt behandelt die Frage, wie unsere Schulen das nationale Bewußtsein fördern können und sollen; der vierte, wie die Schule den Charakter zu bilden habe; der fünfte, mit welcher Sprache der fremdsprachliche Unterricht zu beginnen sei; der sechste gibt den Organisationsplan des neuzugestaltenden Schulwesens.

Der Verfasser ist kein Stürmer, er will nicht das Alte ohne weiteres beiseiteschieben und an dessen Stelle ganz neue Pflanzungen anbauen, die uns doch als etwas Fremdartiges erscheinen müßten. Ueber die Umwandlung des Bisherigen äußert er sich folgendermaßen:

> Aber diese Umgestaltung darf allerdings nicht von willkürlichen Ideen ausgehen, sondern muß vielmehr an das Bestehende anknüpfen und ebenso wie dieses die Charaktereigenthümlichkeit der deutschen Nation widerspiegeln. Es gilt Auswüchse zu beschneiden; aber der Baum, welcher diese Auswüchse getrieben hat, ist gesund und muß erhalten und gepflegt werden. Daher dürfen wir zunächst die Universalität des deutschen Geistes durch die Einrichtung unsers Schulwesens nicht zerstören oder schädigen; denn gerade die Gegensätze sind es, welche, „einander anregend und befruchtend, Leben schaffen", und gerade weil es dem deutschen Geiste eigen ist, alles Gute, das fremde Nationen erzeugen, unbefangen zu würdigen und willig aufzunehmen, ist die Bildung unsers Volks so hoch gestiegen. Aber wir verletzen unser nationales Interesse, wenn wir an die noch unfertige Jugend die fremden Elemente in zu großer Fülle und zu großer Stärke herantreten lassen; denn dann vermag der nationale Geist, der schon in der Jugend lebt, aber noch nicht zum Bewußtsein gelangt ist, sie nicht zu durchdringen und in sein Eigenthum umzuwandeln; dann entsteht also in der Jugend statt eines kräftigen Nationalgefühls ein verwaschener kosmopolitischer Sinn.

Daraus ergibt sich, daß auch in unsern neuorganisirten Schulen das Studium fremder Sprachen getrieben werden muß; doch wenn dieses fördernd auf die Erkenntniß der Muttersprache wirken soll, darf es nicht in einem Alter begonnen werden, in welchem das Kind noch nicht hinlänglich im Gebrauche der Muttersprache befestigt ist; am allerwenigsten darf man in den frühen Lebensjahren mit dem Latein beginnen, da das junge Kind unmöglich im Stande ist, die lateinischen Redewendungen und Constructionen in gute deutsche zu verwandeln. Verwirrend wird es ferner auf den Zögling wirken, wenn man ihn mehrere Sprachen schnell nacheinander beginnen läßt; ein

Lehrplan, der solches zuläßt, wird nicht wenig der nationalen Erziehung entgegenarbeiten. Was nun die Organisation des Schulwesens betrifft, so soll dieselbe eine einheitliche sein, doch nicht in dem Sinne, daß nur eine Schulform als existenzberechtigt geschaffen werde; es sollen vielmehr verschiedene Schulformen, den verschiedenen praktischen Lebenszwecken entsprechend, aus einer Grundlage heraus sich bilden. Der Verfasser hält diejenige Organisation für die richtige und zweckentsprechende, welche darauf Rücksicht nimmt, daß es „erwerbende" und „leitende" Klassen gibt, deren verschiedenartigen Bildungszwecken genügt werden muß. Es wird also die allgemeine Volksschule, welche sämmtliche schulpflichtige Kinder bis zum zehnten Jahre gemeinschaftlich besuchen, die Basis des Schulorganismus bilden. An diese schließt sich die mittlere Schule mit einer fremden (lebenden) Sprache an mit fünf aufsteigenden Klassen. Nach zweijährigem Besuche scheiden aus dieser Schule diejenigen, welche die höhere Schule besuchen sollen. Den Unterschied zwischen höhern und mittlern Schulen präcisirt der Verfasser dahin,

daß die mittlere Schule eine gewissermaßen abgeschlossene Bildung geben kann und mit Rücksicht auf die Lebensverhältnisse auch muß, die ganze Anlage der höhern Schule dagegen weitere Studien voraussetzt. An die mittlere Schule kann sich keine andere allgemeine Bildungsanstalt, sondern nur noch eine Fachschule anschließen; jede höhere Schule bereitet für eine Hochschule vor.

Die höhere Schule besteht aus fünf Klassen mit siebenjährigem Cursus und zerfällt in eine untere und obere Abtheilung, erstere mit vierjährigem, letztere mit dreijährigem Cursus. In der höhern Schule sind mindestens zwei fremde Sprachen obligatorisch und die Absolvirung der untern Abtheilung berechtigt, wie auch die vollständige Absolvirung der mittlern Schule nach dem Bestehen einer einfachern Prüfung als diejenige, auf Grund deren das Abiturientenzeugniß gegeben wird, zur Meldung für den einjährigen Freiwilligendienst. Die obere Abtheilung gabelt sich in drei Richtungen ab: eine altclassische, eine neusprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, und berechtigen deren Abiturientenzeugnisse zur Immatriculation auf der Hochschule.

Der Verfassers Ausdrücke „leitende" und „erwerbende" Klassen haben bei den Pädagogen der freiern Richtung vielfach Widerspruch erregt; namentlich ist es Richard Lange, der verdiente Vorkämpfer für die deutsche Nationalschule, der auch im Gegensatz zu Ostendorf eine Trennung vor dem zwölften Lebensjahre nicht eintreten lassen will, welcher dem Verfasser eine solche Eintheilung schon für das Schulwesen verübelt. Nichtsdestoweniger müssen jedoch auch dem Pädagogen freierer Richtung die Vortheile, welche der Ostendorf'sche Organisationsplan bietet, einleuchten.

Die verschiedenen Bildungswege gehen streckenweise miteinander, sodaß derjenige, der dem höchsten Bildungsziele zustrebt, den Volksschüler, den Mittelschüler und den Realschüler auf seinem Bildungswege begleitet hat. Wir erhalten eine Mittelschule, ähnlich unsern jetzigen Realschulen zweiter Ordnung, ohne mit deren Masse von Bildungsstoff belastet zu sein und doch mit deren Rechten ausgestattet. Die Entschließung für die einstige Berufsbahn des Schülers liegt so weit wie möglich hinausgerückt, und dadurch werden sowol Realschulen wie Gymnasien vor einem unwillkommenen Ballast unfähiger Schüler geschützt. Das Gymnasium in seiner Trifurcation wird mehr eine Vorbereitungsschule für die Hochschule sein, als es bisher in seiner alten Organisation bei der Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in neuerer Zeit gewonnen haben, eine solche sein konnte.

Der Verfasser ist keineswegs von dem Eigendünkel so mancher Organisatoren und Reformatoren befangen, daß nur auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege das Heil zu finden, oder daß sein Plan nicht der Verbesserung fähig sei. Stellen wir zum Schluß des Verfassers eigene Worte her:

Möge das Unterrichtsgesetz nur die Freiheit gewähren, diese Einrichtung dort, wo die Bedingungen dafür vorhanden sind, durchzuführen; dann wird die Erfahrung lehren, ob sie zweckmäßig ist. Möglich, daß die Entwickelung unsers höhern Schulwesens einen andern Gang nimmt, daß die Zukunft des letztern z. B. wesentlich in der Richtung liegt, welche H. Büttner einschlagen möchte, oder auch daß Lothar Meyer oder von Gruber oder Oberlehrer Fahle recht haben: durch bloße Erörterungen wird die Frage nicht entschieden werden; ich wünsche daher lebhaft, daß auch diese Männer Gelegenheit finden, ihre Plane verwirklicht zu sehen oder selbst zu verwirklichen.

In manchen Punkten mit Ostendorf übereinstimmend, wie z. B. in Bezug auf die Sprache, mit welcher der fremdsprachliche Unterricht begonnen werden soll, und doch im ganzen ihm entgegengesetzt spricht sich Armknecht in seiner Schrift „Die Spaltung des norddeutschen höhern Schulwesens" (Nr. 3) aus. Die gegenwärtige Spaltung, die nicht allein die Lernenden, sondern auch die Lehrenden trennt, sei von der schädlichsten Wirkung, es müsse eine höhere Schulart hergestellt werden, und diese könne nur das nach neusprachlicher, geographischer und naturwissenschaftlicher Seite hin erweiterte Gymnasium sein. Bei der richtigen Methode(!) reiche diese eine höhere Schulart vollkommen aus, wenn man nur die Mittelklassen tüchtig heranziehe, welche in parallele Coeten zu 25 Schülern einzutheilen seien, und man hier die tüchtigsten Lehrkräfte anwende. Neben dieser höhern Schule wird für kleinere Städte die Mittelschule mit einer fremden Sprache errichtet; diese Schule führt zu dem für die Freiwilligenprüfung genügenden Wissen, und deren Abiturientenzeugnisse berechtigen zu dem Eintritt in die Secunda eines Gymnasiums, vorausgesetzt, daß die Schüler eine besondere Sprachprüfung bestanden haben. Es sollen nämlich an diesen Mittelschulen Lehrer mit dem Unterricht der im Schulplane fehlenden fremden Sprachen amtlich betraut werden, sodaß den Schülern zur Erlernung derselben in der Schule selbst Gelegenheit geboten ist.

Die heftige Sprache, in welcher diese Sätze vorgetragen werden, und die Ausfälle gegen die allgemeine Lehrerversammlung waren für uns nicht beweiskräftig genug dafür, daß die vom Verfasser vorgeschlagene Organisation alle die Mängel beseitigen werde, welche unserm jetzigen Unterrichtswesen anhaften.

In ganz entgegengesetztem Sinne zu Ostendorf spricht sich Lattmann in seiner Schrift „Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien" (Nr. 4) aus. Den ersten Theil dieser Schrift haben wir bereits in

Nr. 34 d. Bl. f. 1874 besprochen und dort die Organisation, wie sie der Verfasser wünscht, mitgetheilt. Der vorliegende zweite Theil handelt vorwiegend von den Gymnasien, welche nach Lattmann's Ansicht einer theilweisen Reform unterzogen werden müssen.

Die alten Sprachen sollen allerdings das „Centrum" des Unterrichts sein, denn „das Gymnasium soll in seinem eigenthümlichen Wesen fest bestehen bleiben". Dennoch muß eine Beschränkung des classischen Unterrichts eintreten, und zwar in der Weise, daß dem Gymnasium der specifisch philologische Charakter, den es in den letzten Jahrzehnten angenommen hat, abgestreift werde. Zu dem Ende wird verlangt, daß mehr Gewicht auf die Lektüre als auf grammatische Difteleien und Variantennotizen gelegt, und daß der lateinische Aufsatz abgeschafft werde. Denn das Hinarbeiten auf den lateinischen Aufsatz hat wieder seine schädliche Rückwirkung auf die Lektüre der Classiker: man liest den Cicero nicht, um in den Geist dieses Schriftstellers einzudringen, sondern um sich Phrasen für den Aufsatz zu sammeln, und die geforderte classische Latinität treibt wiederum zum Phrasenmachen. Man begnügt sich mit einer schönen lateinischen Redewendung, wenn der Gedanke fehlt. Daß aber ein solches Verfahren auf die Charakterbildung überhaupt schädlich wirkt, liegt auf der Hand. Und wie mit dem lateinischen Aufsatz tabula rasa gemacht werden soll, so soll auch das griechische Scriptum bei der Prüfung fortfallen; es wird dann in weniger Stunden mehr geleistet, wahres Wissen und Studium mehr gefördert werden als bisher in den vielen Stunden. So wird nun Zeit frei für das Privatstudium des Schülers, welches von der Schule angeregt und durch Anerkennung der Leistungen gefördert werden soll. Der Verfasser will nicht an dem Gymnasium so rütteln, daß seine Organisation etwa durch Bi- oder Trifurcation die verschiedenen Studienwege vorbereite, sondern es soll dem Schüler nur Zeit geben, privatim sich auf den von ihm zu wählenden Studienweg vorzubereiten. Dadurch bleibt dem Gymnasium sein historischer Charakter gewahrt, die Einheit seines Lehrplans wird durch Aufnahme realistischer Lehrgegenstände nicht gestört, aber es trägt auch, nicht „um Concessionen zu machen", sondern „um seiner selbst willen", den Ansprüchen der Neuzeit Rechnung, indem es die Leistungen des Privatstudiums anerkennt, da es die Proben derselben bei den öffentlichen Prüfungen vorlegen läßt. Die Hoffnungen, die der Verfasser an die Verwirklichung seiner Vorschläge knüpft, formulirt er zusammenfassend in folgenden Sätzen:

> Wenn so die Gymnasien überhaupt ihre übermäßigen, aus der specifisch philologischen Richtung der letzten Jahrzehnte hervorgegangenen und darum einer allgemeinen humanistischen Bildung nicht ganz entsprechenden Anforderungen in den alten Sprachen ermäßigen oder vielmehr nur modificiren, wenn sie ihre ganze Unterrichtsmethode weniger auf die Einübung philologischer Fertigkeiten als auf ein tüchtiges Verständniß der für die Schule geeigneten classischen Schriftsteller vermittels einer nicht zu ausschließlich das Gedächtniß in Anspruch nehmenden, sondern das Denken entwickelnden Grammatik richten, wenn sie auf den untern Stufen den sogenannten realen Disciplinen auch in dem Unterrichte selbst größere Pflege widmen, wenn sie schließlich in den obersten Klassen neben einer streng geforderten, aber mäßig bemessenen Arbeit für die Schule allen strebsamen Schülern Raum für ein ihrem künftigen Berufe sich anschließendes Privatstudium gewähren, so werden sie, wie der Sinn des deutschen Volks im Grunde ist, ohne Zweifel als die besten Anstalten für jede höhere allgemeine Bildung angesehen werden; nicht blos diejenigen, welche eine Universität zu beziehen gedenken, sondern auch manche andere werden sich durch die von ihnen gegebene Bildung befriedigt fühlen. Dann werden die Gymnasien weder irgendeine Concurrenz zu fürchten haben, noch auch in dem Maße wie jetzt der bevorzugenden Protection des Staats bedürfen. Kurz, das Gymnasium — eine Reform der Art, wie ich sie bezeichnet habe, vorausgesetzt — kann jene eine Schule der höchsten allgemeinen Bildung werden, wozu höchst unklare pädagogische Phantasien die Realschule erster Ordnung erheben möchten.

Daß das Gymnasium, sollte nach dem Hinweise Lattmann's verfahren werden, sich zu einer wirklich classischen Vorschule, zu einer wahren Pflegestätte des classischen Geistes erheben würde, liegt auf der Hand; daß es aber auch, indem es den nichtclassischen Wissenszweigen die dürftige Existenz des Privatstudiums gestattet, eine wirkliche Vorschule für die Universität sein könne, bezweifeln wir sehr. Der großartigen Zeichnung eines Ostendorf gegenüber tritt der Lattmann'sche Entwurf, der einen einheitlichen Organismus ausschließt und zwischen den verschiedenen höhern Bildungswegen keine Berührungspunkte gestatten will, trotz der vielen geistreichen Aperçus vollständig in den Hintergrund.

Realschule und Gymnasium, beide sollen Vorbereitungsschulen für die Universität sein — das ist der Hauptgedanke, der sich in dem Schriftchen Martin Wohlrab's: „Gymnasium und Gegenwart" (Nr. 5), ausspricht. Die Realschule wird die Aufgabe haben, zu den mathematischen, naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien vorzubereiten, während dem Gymnasium die Vorbereitung der Philologen und mit diesen der Historiker, Theologen und Juristen zufällt. Von den Realien wird das Gymnasium nur so viel aufnehmen, daß es seine Schüler mit demjenigen Wissen aus dem Bereich derselben ausrüste, das man von einem gebildeten Manne beansprucht. Und da wir für die Wissenschaft keine Universalsprache mehr haben und die Culturvölker ihre wissenschaftlichen Werke in der Sprache ihres Landes erscheinen lassen, so müssen auch die Sprachen der zwei bedeutendsten Culturvölker, Französisch und Englisch, auf dem Gymnasium gelehrt werden. Dem Vorwurf, daß durch solche Arbeitstheilung Zersplitterung in die höhere Bildung getragen werde, begegnet der Verfasser mit der Bemerkung, daß es nur eine Illusion sei, dieser Zersplitterung durch irgendeine Einrichtung wehren zu können; diese Zersplitterung sei schon längst vorhanden und werde nicht erst durch das Schulwesen geschaffen.

Gegen eine solche Zweitheilung spricht sich entschieden Lothar Meyer in seiner Schrift „Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten" (Nr. 6) aus. Liberale Zeitungen, so meint der Verfasser, seien zumeist für die Zulassung der Realschul-Abiturienten zu den Universitätsstudien eingetreten, weil sie in der ausschließlichen Berechtigung der Gymnasien, ihre Schüler für die Hochschule vorzubereiten, eine conservative, also eine der ihrigen entgegengesetzte Tendenz erblickten. Darum seien auch die von ihnen angeführten Gründe meist äußerst schwach und inhaltsleer. Es mag sein, daß es vornehmlich die liberalen Zeitungen sind, welche für die erwähnte Berechtigung ihre Stimme abgeben, doch

nicht „mehr aus Instinct", sondern aus richtiger Erkenntniß dessen, was die Zeit verlangt und zu verlangen berechtigt ist. Wir erinnern uns, in liberalen und fortschrittlichen Zeitungen recht gediegene Aufsätze mit schwerwiegenden Gründen über die Berechtigungsfrage der Realschulen gelesen zu haben. Der Verfasser verlangt also eine Vorbildungsschule, das für das Zeitbedürfniß reformirte Gymnasium; diese Reform würde darin bestehen, daß von demselben „außer der sprachlichen noch eine tüchtige mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung" zu fordern sei. Der Verfasser meint:

Die Durchführung unserer Forderungen verlangt keine allzu tief gehende Aenderung der Organisation und des Lehrplans der bessern unter den jetzigen Gymnasien. Die sprachlichen Uebungen dürfen nach wie vor den größern Theil der Zeit in Anspruch nehmen; für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien wird eine geringe Vermehrung der ihnen jetzt auf den vorgeschrittenern Gymnasien gewidmeten Zeit ausreichen. Nur das ist erforderlich, daß dieselben nicht als untergeordnet betrachtet, sondern auch in den äußern Verhältnissen der Schulen als dem Sprachunterrichte gleichberechtigt anerkannt werden.

Auf solche Vorschläge, die aber nach keiner Seite hin genügen, muß man immer wieder zurückkommen, sobald man sich von der Annahme nicht lossagen kann, daß das Lateinische allein die wahre formale Bildung geben könne. Wenn aber die Vorschule solche allseitig gebildete junge Männer zur Universität entlasse, so müsse, meint Meyer, auch die Universität eine andere werden, sie müsse wieder sich zur universitas litterarum, was sie nicht mehr sei, erheben. Alle höhern Weiterbildungsanstalten: Forstakademien, Polytechniken u. s. w., seien dem Unterrichtsministerium zu unterstellen und mit der Universität zu verbinden. Ferner seien die alten Universitätsinstitute (Bibliotheken, Laboratorien u. dgl.) zu erweitern und neue zu schaffen, und eine umfassendere Benutzung dieser Institute zu gewähren. Die Creirung von Assistentenstellen in solchen Zweigen, in denen bisher dieselben noch fehlen, würde die Studien heben und die Zahl der Privatdocenten, die jetzt so sehr abnimmt, stets gehörig ergänzen. Dem Misbrauche, welchen manche Facultäten mit dem Prüfungsrechte der Privatdocenten treiben, sollte vorzüglich durch Freizügigkeit der Docenten entgegengearbeitet werden; es könnte sich dann eine Universität einem Docenten nicht verschließen, sobald dieser schon auf einer andern gelehrt hat.

Die Vorschläge des Verfassers für die Verbesserung der Einrichtung und Lehrweise der Universitäten sind so trefflich, daß sie gewiß die allseitigste Zustimmung verdienen. Würde diese Reform nicht aber viel eher möglich sein, wenn den Realschulen ohne weiteres das Recht zur Entlassung ihrer Schüler auf die Universität verliehen wird, wie Wohlrab und Schmeding es vorschlagen, oder das Gymnasium sich nach oben hin dreifach gabelt, wie Ostendorf und der Verfasser der Pfingstbetrachtungen es wünschen?

Aehnliche Vorschläge für die Verbesserung der Lehr- und Lernweise und Reformirung der Universitätsinstitute macht Ravoth in seinen drei Vorlesungen: „Zur Revision u. s. w." (Nr. 7). Auch er verlangt eine bessere Vorbildung, da die gymnasiale nicht genüge, und schlägt zu dem Zwecke, merkwürdig genug, eine allgemeine Studentenverbindung vor, „in der zugleich die Mitglieder der Facultäten mit den Studenten in eine nähere, möglichst innige Verbindung treten". Dieser Verein würde dann eine Art Fortbildungsschule bilden und die Gymnasialstudien ergänzen. Der Vorschlag ist zu neu und zu überraschend, als daß man sich ohne weiteres dafür oder dagegen erklären könnte. Uns will es bedünken, als ob solch eine Zwischenstation den Gang der Studien doch mehr stören als fördern könnte. Im übrigen enthält das Schriftchen recht lesenswerthe Mittheilungen.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, von Reinhold Pauli. Dritter Theil: Der Freihandel und die Manchesterschule, 1841 bis 1852", sagt die „Saturday Review" vom 15. Januar: „Der Name Reinhold Pauli wird in England, dem Lande, dessen Annalen er sich so ausschließlich und beharrlich gewidmet hat, stets in Ehren gehalten werden. Wenn sein Ruf viel mehr auf seinen Beiträgen zu dessen älterer als dessen neuer Geschichte beruht, so ist der Grund davon nicht etwa in Abnahme der Kräfte oder in Unfähigkeit, gleichzeitige Angelegenheiten zu behandeln, zu suchen, sondern in dem von ihm selbst in bescheidener Weise zugegebenen und beklagten Mangel an jenen glaubwürdigen Materialien, nach welchen, gemäß der heutigen Auffassung seiner Aufgabe, der Historiker die Thatsachen aufzuklären hat. Kaum irgendwelche Privatarchive für den in Pauli's drittem Bande umfaßten Zeitraum sind bisjetzt zugänglich, und er mistraut augenscheinlich dem unbestätigten Zeugniß öffentlicher Urkunden, Zeitungen und Memoiren. Sein Eifer in der Erforschung aller zugänglichen Quellen ist über alles Lob erhaben.... Sein Scharfsinn und seine Unparteilichkeit sind ebenso musterhaft, und wir können seine Geistesverfassung nicht passender kennzeichnen, als indem wir bemerken, daß er gerade vor allem der Mann dazu zu sein scheine, den eigentlichen Helden des Werks, Sir Robert Peel, zu schildern.... Eins der besten Kapitel in dem Bande ist das über des letztern irische Politik. O'Connell's Charakter hat er gründlich verstanden. Im ganzen ist Pauli's Erfolg in seiner Behandlung einer wohlbekannten Periode derart, daß er unser Vertrauen auf ihn als Führer zur Kenntniß jener entlegenen Vergangenheit, mit welcher sein Name hauptsächlich verbunden ist, vermehrt."

Ueber „Römische Geschichte in kürzerer Fassung" von Karl Peter heißt es ebendaselbst: „Sie hätte mit Vortheil länger sein können; die Zeit der Könige, wenn man auch ihren sagenhaften Charakter zuläßt, ist zu kurz gefaßt und die Kaiserzeit so zusammengedrängt, daß man nur vermuthen kann, es werde bei Universitätsprüfungen in Deutschland kein Werth darauf gelegt. Sonst ist das Buch außerordentlich gut, trocken, aber nüchtern, und die gründliche und genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande bekundend, durch welche der Verfasser sich auszeichnet."

Von der „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart" von G. F. Hertzberg sagt das Blatt, es sei ein höchst erfreuliches Buch. Sein Zauber könne nur der Gründlichkeit zugeschrieben werden, mit welcher der Verfasser in seinen Gegenstand eingegangen, und dem Vergnügen, mit welchem er bei den dürftigen Ueberresten besserer Zeiten, selbst in Tagen, als „Hellene" zum Schimpfwort geworden war, verweilt. „Sein Werk zeichnet sich

überall durch große Billigkeit des Urtheils und eine innige Würdigung alles dessen aus, was sich auf Cultur bezieht."

Ueber „Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa" von August Werner heißt es: „Bonifacius war unzweifelhaft ein großer Mann und um so interessanter für uns, als er auch ein großer Engländer war. Werner beansprucht gleichwol zu viel für ihn, wenn er behauptet, ohne ihn würde der ganze Lauf der europäischen Geschichte ein anderer gewesen sein.... Sein Werk ist dessenungeachtet ein vortreffliches; eine mühsame, unparteiische gründlich eingehende Erforschung der dunkeln, aber wichtigen Geschichte eines Mannes, der in unserer Zeit ein ernstes Hinderniß auf dem Pfade der Freiheit und Cultur gewesen wäre, der aber, da er zu einer andern Zeit gelebt, die ihm bei der jüngsten Feier seines Todestags von Katholiken und Protestanten gleichmäßig bewilligte Achtung und Ehre redlich verdient hat."

Ueber „Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" von Julius Frauenstädt heißt es: „Julius Frauenstädt, der alte Erläuterer der Schopenhauer'schen Philosophie, tritt mit einer neuen Reihe von Briefen über dieselbe auf, welche einerseits dazu bestimmt sind, die in seinen Ansichten durch zwanzigjährige Erörterung bewirkten Veränderungen anzudeuten, andererseits gegen das, was er für Plagiate und falsche Auffassungen Hartmann's und anderer Fortsetzer von Schopenhauer's Werk hält, Verwahrung einzulegen. Frauenstädt's Ton ist selbständiger als ehemals, und er unterzieht seinen Meister in mehrern Punkten einer freiern Kritik. Auch gibt er der Sache nach Schopenhauer's Pessimismus auf, während er Hartmann's jüngsten Versuch, praktisch optimistische Schlüsse aus pessimistischen Prämissen herzuleiten, scharf tadelt. Einer der interessantesten Theile seines Buchs ist die Vertheidigung der metaphysischen Weltanschauung Schopenhauer's und seiner Teleologie gegen die materiellen und mechanischen Erklärungen der neuern Naturwissenschaft."

In der folgenden Notiz über „Das Ziel der religiösen und wissenschaftlichen Gärung, nachgewiesen an E. von Hartmann's Pessimismus" von H. Schwarz wird dieser deshalb getadelt, daß er dem eben erwähnten modificirten Pessimismus Hartmann's in dessen spätern Schriften (sollte heißen Auflagen) nicht hinlänglich Rechnung getragen habe.

Die von F. Schultze in seiner Schrift „Kant und Darwin, ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre" enthaltenen Auszüge aus Kant's Werken, heißt es dann, rechtfertigen in großem Maße die zu seinen Gunsten geltend gemachten Ansprüche, wonach er Darwin's Theorie anticipirt habe.

Das Referat über „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" von E. von Hartmann schließt mit den Worten: „Es ist zwar leicht möglich, daß Darwin Hartmann's Speculationen als jenseit des Bereiches der in seiner eigenen Abhandlung erörterten Gegenstände liegend und als Fragen anregend, die nicht ins Gebiet der Naturwissenschaften gehören, betrachten dürfte; sie sind aber vollkommen gerechtfertigt, wenn man sie als eine Kritik gewisser neuerer Anwendungen der Darwin'schen Theorie, wie z. B. in Strauß' letztem Werke, ansieht."

Ueber „Die Briefe des Junius" von F. Brockhaus heißt es ebendaselbst: „F. Brockhaus' anziehender und gedrängter Bericht über die Juniusbriefe und Musterung der Evidenz, die Frage der Autorschaft derselben betreffend, ist, wie es die Sache nothwendigerweise mit sich bringt, in der Hauptsache auf die Arbeiten englischer Schriftsteller über den Gegenstand gegründet. Nichtsdestoweniger ist es interessant zu beobachten, wie ein Ausländer englische Politik behandelt. Professor Brockhaus' Ansicht erscheint uns richtig und unparteiisch; er glaubt, Junius sei im ganzen von patriotischen Beweggründen geleitet worden, obgleich er die gelegentlichen Anzeichen persönlichen Rachegefühls und persönlichen Uebelwollens in den Briefen nicht übersieht. Er ist ein entschiedener Fürsprecher der Autorschaft des Francis, einer Conjectur, die in der That eine so überwiegende Masse äußern Zeugnisses für sich hat, daß sie kaum ermangeln kann, sich da geltend zu machen, wo, wie in Deutschland, sie nicht mit alten Ueberlieferungen oder hartnäckigen Voreingenommenheiten zu kämpfen hat."

Ueber „Alexander Pope. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" von A. Deetz lesen wir: „Die Abhandlung ist in vielen Hinsichten eine vortreffliche Leistung und enthält viel richtige und scharfsinnige Beurtheilung und eine herzhafte Vertheidigung des Dichters gegen die deutschen Kritiker, von denen er so häufig misverstanden worden." Die in der Schrift enthaltenen Uebertragungen Pope'scher Dichtungen hält der Recensent nicht für so gelungen, gesteht indessen zu, daß die eigenthümliche Knappheit der Pope'schen Couplets einem Uebersetzer in eine wortreiche, aber schwülstige Sprache außerordentliche Schwierigkeiten darbiete.

„«Von ihr und mir» von Edmund Hoefer", heißt es dann, „ist eine Probe der Manier, in welcher deutsche Romandichter wirklich excelliren; es ist eine hübsche kleine Geschichte der Neigungen, künstlerisch im Bau und durch eine gewählte Eleganz des Stils ausgezeichnet."

„«Helldunkel» von Ludwig Salomon ist der sonderbare Gesammttitel eines Trios von Novellen, die zwar lesbar genug sind, aber kaum über die Mittelmäßigkeit in irgendwelcher Hinsicht sich erheben."

Schließlich sagt das Blatt über „Im Banne des Schwarzen Adlers" von Rudolf Gottschall: „Dieser geschichtliche Roman ist sehr unterhaltend, voll von Generalen, Priestern, Nonnen, Schauspielern und allerlei malerischen Gestalten; die Zwischenfälle sind überraschend und gut erfunden und die Handlung durchweg rührig und lebendig. Der Inhalt ist die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen, und des Verfassers Sympathien sind, wie man kaum zu sagen braucht, gänzlich preußisch."

Auch im letzten Jahresbericht über deutsche Literatur im „Athenaeum" heißt es von dem ebengenannten Werke: „Der gewandte Dramatiker und Literarhistoriker Rudolf Gottschall ist in seinem patriotischen Romane «Im Banne des Schwarzen Adlers» erfolgreich gewesen."

Bibliographie.

Altschul, J., Nicht um eine Krone. Eine Dichtung. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Bauer, Karoline, Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen. Herausgegeben von A. Wellmer. 2te reich vermehrte Auflage. 1ster Thl. Berlin, v. Decker. 8. 5 M. 25 Pf.

Blos, W., Unsere Preßzustände. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 40 Pf.

Bockenheimer, K. G., Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. II. Die Uebergabe der Stadt Mainz an die Franzosen im December 1797. Mainz, Diemer. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Braun (Wiesbaden), K., Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. 5ter Bd. Hannover, Rümpler. 8. 6 M.

Diercks, G., Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluss auf die Cultur Europas. Ein Essai. Annaberg. 1875. Gr. 8. 2 M.

Dieterici, F., Die Philosophie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. 1ster Thl.: Einleitung und Makrokosmos. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 8 M.

Dohm, Hedwig, Vom Stamm der Asra. Lustspiel nach dem Spanischen des J. de Larra. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Eckstein, E., Satirische Zeitbilder. Leipzig, Wölfert. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine Erinnerung an Georg Herwegh. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 20 Pf.

Grube, K. L., Der heilige Bischof Altfried von Hildesheim, Gründer des ehemaligen freien Reichsstiftes Essen. Eine Weihegabe zu seinem 1000jährigen Todestage. Hildesheim, Kornacker. 1875. Gr. 8. 50 Pf.

Hann, F. G., Die Ethik Spinozas und die Philosophie Descartes. Innsbruck, Wagner. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hartmann, E. v., Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. 1ste Lfg. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hasche, T., Wissen und Glauben. Ein Versuch zur Verständigung. Hamburg, Bernhardt. 1874. Gr. 8. 60 Pf.

Jaraczewski, Zur Geschichte der Hexenprocesse in Erfurt und Umgegend. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Vortrag. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 80 Pf.

Kalisch, D., und G. v. Moser, Sonntagsjäger, oder: Verplefft! Posse mit Gesang. Musik von A. Conradi. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Klein, J. L., Geschichte des Dramas. 12ter Bd.: Geschichte des englischen Dramas. 1ster Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 15 M.

Kulischer, M., Das Leben Jesu eine Sage von dem Schicksale und Erlebnissen der Bodenfrucht, insbesondere der sogenannten palästinensischen Erstlingsgarbe, die am Passahfeste im Tempel dargebracht wurde. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Lagarde, P. de, Ueber die gegenwärtige lage des deutschen reichs. Ein bericht. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropologie.

Die Lehre von der menschlichen Seele.

Begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 9 Mark.

Fichte's „Anthropologie" erscheint hier bereits in dritter Auflage, vom Verfasser aufs neue durchgesehen und verbessert. Das verdienstvolle Werk, das sich als eine „naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenleben" charakterisirt, beruht auf voraussetzungsloser, analytischer Erforschung der Thatsachen und ist daher nicht blos den Fachgenossen, sondern jedem wissenschaftlich Gebildeten zugänglich.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Zwei Theile. 8. Geh. 17 Mark.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik. Zwei Bände. 8. Geh. 12 Mark.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 8 Mark. Geb. 9 Mark.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 3 Mark 60 Pf.

Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung. Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Speculation. 8. Geh. 5 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Hermanns-Denkmal

im Teutoburger Walde.

Gezeichnet von Ernst von Bandel.

Großes Kunstblatt in Holzschnitt und Tondruck. 1 M. 50 Pf.

Eine getreue Abbildung des großartigen Hermanns-Denkmals, von dessen Erfinder und Erbauer selbst auf Holz gezeichnet. Das Blatt empfiehlt sich sowol für die Mappe des Sammlers wie als Wandschmuck und Zimmerzierde, und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert

von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Zweiter Theil.

8. Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

Der früher erschienene erste Theil hat den gleichen Preis; ein dritter Theil wird das Werk abschließen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der neugriechischen Literatur.

Von

Dr. Rudolf Nicolai.

8. Geh. 5 Mark.

Von dem durch seine „Griechische Literaturgeschichte" bekannten Verfasser wird in vorliegendem Werke zum ersten male eine Uebersicht über die Entwickelung der neugriechischen Literatur bis zur Gegenwart dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Dritte Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 24 Mark. Geb. 27 Mark.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries", bereits in dritter Auflage vorliegend, zählen zu den Lieblingsbüchern der deutschen Nation und erweitern noch von Tag zu Tag den Kreis ihrer Freunde. Der soeben erschienenen dritten Auflage wurden als ein neuer Band zwei Erzählungen beigefügt, welche, von dem seitdem verstorbenen Verfasser selbst zur Aufnahme in die Sammlung bestimmt, in gleichem Maße wie die frühern die Sympathien aller Leser sich erwerben werden.

Alle Buchhandlgn. u. Postanst. nehmen Abonnements an. Preis pro Qu. 3 Mark. G. Schwetschke'scher Verlag Halle a/S.

Die Natur.

Illustrationen: Orig. von Leutemann, Beckmann, Deiker, Specht, Hammer, Göring, 2c. 2c.

Redaction: Dr. O. Ule, Dr. Karl Müller. Mitarbeiter: Dr. Karl Ruß, Dr. Winkelmann, Albin Kohn, Dr. H. Lange, Dr. Zimmermann, Hermann Meyer, Dr. Beta, Karl Dambeck 2c. 2c.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Phaeton.

Tragödie in fünf Acten

von **Arnold Beer.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Pf.

Andrea del Castagno. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 16. März 1876.

Memoiren und Biographien.

1. Jugenderinnerungen Karl Friedrich von Klöden's. Herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt von Max Jähns. Mit dem Bildnisse Klöden's. Leipzig, Grunow. 1874. Gr. 8. 7 M.
2. Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann. Dargestellt von Franz Kern. Als Anhang: Ferdinand Calos' Leben, erzählt von Ludwig Giesebrecht. Stettin, von der Nahmer. 1875. Gr. 8. 6 M.
3. Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstags. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen. Mit Smidt's Bildniß in Stahlstich. Bremen, Müller. 1873. Gr. 8. 6 M.
4. Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild von Georg Längin. Mit Hebel's Bildniß. Karlsruhe, Macklot. 1875. Gr. 8. 3 M.
5. Memoiren des Freiherrn von S—a. Von Karl Ludwig von Woltmann. Neu herausgegeben von Rudolf Müldener. Drei Theile. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 16. 7 M. 50 Pf.

Der französische Akademiker Sainte-Beuve begann die Charakteristik eines französischen Classikers mit den Worten: „Es ist werthvoll und bedeutend, auch nur einen Menschen mehr, namentlich wenn dieser Mensch eine entscheidende und hervorragende Persönlichkeit ist, recht genau kennen zu lernen.“ Wir haben uns in diesem Sinne in d. Bl. schon manchem Menschen genähert, haben uns dadurch für die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart viel interessante Kunde gesammelt, und erfahren, was eben die Verfasser ganz allein nur wußten. Die Memoirenliteratur findet hierin ihre besondere und entschiedene Berechtigung. Der organische Zusammenhang, in dem ein bedeutender Mensch mit seiner Zeit steht, läßt uns in jedem Einzelschicksal Züge dieser Zeit erkennen, und gerade die subjective Beleuchtung erzeugt eine Farbe, die echt charakteristisch ist. Wir möchten davon selbst die kleinen Anekdoten nicht ausnehmen, durch welche Memoiren pikant zu werden pflegen; sie verzeichnet nicht der Historiker, und dennoch tragen auch sie den deutlichen Stempel ihrer Zeit, sind Diminutivbilder scharfen Gepräges. Gilt das von den Memoiren, so haben die Biographien, außer ihrem innern Werthe: im Streben, Kämpfen und Siegen der Einzelnen die Geschichte der Menschheit darzuthun und unser ethisches Bewußtsein zu wecken und zu fördern, noch eine besondere Mission. Wir stehen aprioristisch schon in einem Verhältniß zu denen, die Bedeutendes gewirkt und geschaffen; wie dieses zu dem Ganzen sich verhält, ist bestimmend für seine Höhe; ein Theil dieses Ganzen sind wir doch aber selbst, und durch diese gewissermaßen persönliche Beziehung ist auch unsere Theilnahme für die Persönlichkeit der bedeutenden Menschen angeregt, wir hören gern Aufschlüsse über ihre intimere Individualität, über ihre Erlebnisse und die Entwickelung ihres Selbst. Diese gibt uns in der wünschenswerthen Ausführlichkeit weder ein Geschichtsbuch noch das Conversations-Lexikon; hierfür sind die Lebensbeschreibungen der Einzelnen eine Fundgrube, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die künstlerisch gepflegte biographische Literatur als die Grundlage einer nationalen Hausbibliothek bezeichnen.

Wir haben oben eine Reihe von Büchern genannt theils memoirenhafter, theils biographischer Form; alle aber sind sie nicht nur durch die Mittheilungen, die sie über Persönlichkeiten bringen, interessant, sondern auch durch die scharfen Streiflichter, die darin auf Zeit und Sitten geworfen werden, und durch die geistreiche Behandlung ernster Fragen. In den Klöden'schen „Jugenderinnerungen“ (Nr. 1) sind es Bilder aus dem Kleinleben des Anfangs unsers Jahrhunderts, die, wenn auch in etwas gar zu beschaulicher Breite erzählt, doch unsere volle Theilnahme in Anspruch nehmen; besonders aber sind diese Aufzeichnungen dazu angethan, unsere Hochachtung dem Erzähler selbst zu gewinnen, der aus bitterster Armuth heraus, kämpfend mit den niederdrückendsten Mühseligkeiten des Lebens, sich ganz durch eigene Kraft eine Stellung errungen, die zu den hochangesehenen in Preußen gehört. Der Herausgeber des Buchs bemerkt:

Aus dem Boden der elenden neumärkischen und westpreußischen Bauernschulbildung des vorigen Jahrhunderts, durch die Sklaverei armseliger Lehrjungenjahre, durch die sorgenvolle Existenz eines mittellosen Goldschmiedegesellen, der als Familienvater die Universität besucht — so geht dies wunderbare Leben, unverrückt und fest seinem Sterne folgend, empor zu einer bürgerlichen und wissenschaftlichen Geltung von hoher Auszeichnung, um dann dreißig Jahre lang in der so schwer errungenen Stellung Licht und Segen zu verbreiten —

und wirklich fast staunend stehen wir vor diesen Lehr- und Wanderjahren.

Friedrich von Klöden gehört einer der ältesten Familien der Altmark, dem Stammlande der Mark Brandenburg, an. In der „Geschichte einer altmärkischen Familie" hat er später eine treffliche Abhandlung über sein Geschlecht veröffentlicht, das bis zu ihm schon zwanzig Generationen zählte, und dessen Vergangenheit er bis 1180 zurückverfolgt. Sein Vater hatte, dem älterlichen Hause entfliehend, um Soldat werden zu können, den Adel niedergelegt, den der Sohn erst 1853, infolge eines königlichen Erlasses, wieder aufnahm. Der Vater Klöden's wohnte als Unteroffizier in der Kaserne, und dort beginnen auch die Jugenderinnerungen, recht trübe und traurig, trotz des fröhlichen Kindessinns. Aus dem Leben in der Kaserne erzählt Klöden:

Jeder verheirathete Unteroffizier erhielt zur Wohnung in der Kaserne eine Stube und eine Kammer. In die letztere wurden ihm zwei der schlimmsten Ausländer, denen man am wenigsten trauen durfte, unter dem Namen von Schlafburschen gelegt, die er überwachen mußte und für die er verantwortlich war. Desertirte ein solcher Kerl, so hatte der Unteroffizier tausend Sorgen und Aengste auszustehen, und hatte er sich im geringsten nachlässig gezeigt, so wurde er hart bestraft. Er hatte dafür zu sorgen, daß sie des Morgens pünktlich aufstanden und des Abends pünktlich um 9 Uhr im Bette waren, aus dem sie dann nicht heraus konnten, weil sie durch sein Zimmer gehen mußten. Ertönte des Abends die Lärmkanone, was im hohen Sommer, wenn das Getreide Aehren hatte, jeden Abend mehrmals geschah, so war dies ein Zeichen, daß ein Soldat desertirt sei. Dann mußte jeder Unteroffizier seine Mannschaft genau revidiren; in der Umgegend der Stadt aber mußten die Bauern sich mit Hunden auf den Weg machen, Felder und Wälder durchstreifen, um den Flüchtling einzufangen. Auch am Tage durfte kein Soldat zum Thore hinausgehen, wenn er nicht einen Erlaubnißschein vorweisen konnte, der nur den zuverlässigsten Leuten und möglichst selten ertheilt wurde. Man hat jetzt kaum eine Vorstellung von den Subjecten, welche damals unter den Soldaten steckten, aber auch ebenso wenig von der Behandlung, die ihnen zutheil wurde. Nicht selten vermochten sie, bei aller Gewöhnung an die unwürdigste Mishandlung, das Leben nicht mehr zu ertragen und schnitten sich den Hals ab, aber fast alle nicht tief genug. Dann wurde die schmerzhafte Wunde zugenäht und geheilt, und war der Mensch wieder gesund, so mußte er zwölfmal Spießruthen laufen. Manche ergriffen den Ausweg und tödteten ein Kind in der Verzweiflung, um als Mörder ergriffen und hingerichtet zu werden, und dies gehörte nicht zu den ungewöhnlichen Fällen.

In solcher Umgebung vergingen ihm die ersten Lebensjahre. Noch grimmer ward die Noth zu Hause, als der Vater 1792 in den Krieg zog, und die treue Mutter durch ihrer Hände Arbeit die Familie allein erhalten mußte. Rührend klingen die Erinnerungen aus dieser Zeit:

Unser Leben wurde immer ärmlicher. Ich lief im Sommer barfuß und hatte nur leinene Hosen, ein Hemd und eine Weste. Gar bald war meine Mutter so weit, daß sie keine andern Kleidungsstücke besaß als die, welche sie auf dem Leibe trug. Mochte sie diese auch noch so reinlich halten und noch so oft flicken, so konnte sie sich doch zuletzt mit ihnen nicht mehr Sonntags in der Kirche sehen lassen, und so mußte sie endlich auch den letzten Genuß, den letzten Trost, den sie bis dahin gehabt hatte, entbehren. Sie fühlte sich dadurch sehr unglücklich. Als einzige Erholung ging sie nun zuweilen auf den Sophienkirchhof, setzte sich auf ein Grab, das jüngste Kind im Arme haltend, und wir ältern spielten um sie herum und fingen Schmetterlinge.

Der siebenjährige Knabe konnte noch immer nicht lesen, und bewunderungswürdig ist es, wie trotz der bedrängtesten Verhältnisse nach und nach sein Lerneifer erwacht, den er durch eisernen Fleiß und mit Benutzung aller zufälligen Hülfsmittel zu befriedigen sucht. So war es auch, als er in Berlin im Hause seines Oheims die Goldarbeiterkunst erlernte, und nicht Hunger, nicht Kälte, nicht niedere Dienstleistungen, zu denen er verpflichtet wurde, konnten sein Streben lähmen. Nachdem die bösen Lehrlingsjahre überstanden waren, sehen wir ihn auf mannichfaltigste Art sein Brot verdienen; er hatte Guitarre spielen gelernt und gibt Musikstunden, er gravirt, sticht in Kupfer, fertigt Goldarbeiten an und bald auch, da er sich inzwischen fleißig mit Geographie beschäftigt, versucht er es mit der Kartographie, in der er später ein Meister wurde. Somit war er endlich in die ihm eigentlich zugehörige, wissenschaftliche Sphäre eingetreten, und 1813 wurde er von Professor Plamann, der eine, viele Jahre hindurch in Ansehen stehende Lehranstalt nach Pestalozzi's Grundsätzen leitete, als Lehrer der Geometrie, Mineralogie und Formenlehre berufen. Einer seiner Collegen in der Anstalt war Friedrich Ludwig Jahn, und Klöden's Urtheil über den Turnvater erscheint uns so treffend, daß wir es hier mittheilen wollen:

Er war sein Leben lang ein alter Bursche mit bemoostem, oder vielmehr kahlem Haupte. Man sah ihn nicht viel anders als in seiner Turnkleidung mit nacktem Halse und unbedeckter kahler Glatze, die kleinen Augen fest in die Weite gerichtet. Seine Ausdrucksweise war kurz, derb, oft voll selbstgeschaffener, aber sehr bezeichnender Worte; er verstand es, stark herunterzureißen, und ließ an dem, was ihm nicht gefiel, auch nicht ein gutes Haar. Sein Witz war in der Regel ebenso beißend als treffend; die Franzosen haßte er wüthend; die turnende Jugend enthusiasmirte er, und sie folgte ihm blindlings. Auf dem Turnplatze, der überaus stark besucht wurde, und auf dem er oft große Schauturnen halten ließ, vertraten alle Geräthschaften, nach denen gehauen, gestochen oder geworfen wurde, die Stelle von Franzosen; die Holzköpfe aber, nach denen mit Stangen so geworfen wurde, daß sie überschlugen, hießen eine Zeit lang „Wadzecks", weil Wadzeck gegen das Turnen geschrieben hatte. Nie habe ich jemand sich in so tapfern Redensarten ergehen hören als Jahn, und noch bisjetzt ist es mir unbegreiflich, wie er, ohne Anfechtungen von seiten der Franzosen zu erleiden, durchkam; denn seine Aeußerungen waren öffentlich ebenso heftig wie unter vier Augen.

Im Jahre 1814 bezog Klöden, der damals bald achtundzwanzigjährige verheirathete Mann und Familienvater, als Student die berliner Universität; er ließ sich für Naturwissenschaften immatriculiren, entschloß sich aber später, Theologie zu studiren, ohne indeß jene darüber zu vernachlässigen. Vier Jahre darauf wird er zum Director eines Schullehrerseminars in Potsdam, und nachdem er hier sieben Jahre segensreich gewirkt, als Director der ersten preußischen Gewerbeschule nach Berlin berufen. Mit dieser wurde zugleich das Kölnische Gymnasium als erstes Realgymnasium Preußens verbunden.

Bis hierher reichen die eigenen, in liebenswürdigem Tone geschriebenen Aufzeichnungen Klöden's; dann entwickelt uns sein Enkel, Max Jähns, der Herausgeber der genannten Erinnerungsblätter, die fernern Umrisse jenes werkthätigen Lebens. Ein genaues Verzeichniß der literarischen Arbeiten Klöden's zeigt ihn auch als Schriftsteller überaus fruchtbar, während die Anerkennung, die ihm von allen Seiten gespendet wurde, und die Blüte der von ihm geleiteten Anstalt Beweise sind, wie tüchtig er seines Amtes gewaltet. Wir scheiden von dem Buche mit dem Bewußtsein, darin von einem hervorragend tüchtigen Menschen Näheres gehört zu haben.

Von einem Lehrer berichtet uns auch das Buch von Franz Kern: „Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann" (Nr. 2); während wir aber an Klöden den nimmermüden Fleiß, die Energie seines Strebens bewundern, tritt uns in Ludwig Giesebrecht jene eigenartige Geisteskraft gegenüber, die ihn auf den Kothurn besonderer Bedeutung erhebt. Giesebrecht's vielfach einflußreiches Leben trägt den Stempel einer durchgeistigten Originalität: davon liefert er besonders als Dichter und als Pädagog Beweise. Sein Biograph verschafft uns einen genauen Einblick in dieses stille Gelehrtenleben, das doch durchwogt war von einer mächtigen Flut von Gedanken und Gefühlen. Wir begleiten an seiner Hand Ludwig Giesebrecht in das Familienzimmer, in dem er so häufig die Motive für seine Dichtungen gefunden, in die Schulstube, die Hauptstätte seines Wirkens, und endlich auch in die Studirstube, in der er seiner Denkerarbeit oblag, und immer ist es die imponirende sittliche Hoheit seiner Persönlichkeit, der wir begegnen. Für uns hat Giesebrecht als Schulmann die größte Bedeutung; seiner Bedeutung als Dichter, die Kern allgemein anerkannt sehen möchte, stehen wir zweifelnd gegenüber. Man fühlt aus seinen Poesien deutlich den Einfluß der Romantiker heraus, es liegt ihr Schwung häufig mehr in der Form als in den Gedanken, und Vilmar nennt ihn wol mit Recht „den Sänger der treuen und frommen, ebenso ernsten und heiligen wie innigen und wahrhaften Gesinnung des deutschen Hauslebens". Sicher aber verdienen seine Gedichte eine größere Verbreitung als sie gefunden, liegt doch oft eine Ursprünglichkeit und Wahrheit des Empfindens darin, die besonders einzelne uns wirklich lieb gemacht hat. Klingt es nicht wie ein recht lebenswahrer Seufzer:

> Ja, man rafft sich wol einmal
> Wieder auf zum Leben,
> Kann sich von der dunkeln Qual
> Männlich stark erheben;
> Aber Farbe, Glanz und Licht,
> Frühlingsblütentriebe,
> Suche nur auf Erden nicht
> Nach der ersten Liebe!

Wird uns nicht mit ihm still und friedlich, wenn er singt:

> Ich ging von meiner Heimat aus
> Unwissend aller Wege,
> Bis ich vernahm: hier ist dein Haus,
> Und das ist dein Gehege.
>
> Ich fand selbander mich danach,
> Wie ward mir wohl darinnen!
> Ein drittes Leben wurde wach,
> Wie jubeln meine Sinnen!
>
> Und seh' ich um mich Weib und Kind,
> Und Hausgeräth und Wände,
> Wie mir das lauter Zeugen sind,
> Propheten ohne Ende.
>
> Drum soll auch Freude bei uns sein,
> Kein Zweifel und kein Trauern,
> Rings um uns her, ob eng und klein,
> Sind gottgeweihte Mauern!

In seinem mehr als funfzigjährigen Wirken als Lehrer am stettiner Gymnasium erfüllt sich Giesebrecht's eigentlicher Beruf, und wir sind Franz Kern dankbar, daß er uns dessen pädagogische Ansichten, die Gedanken über Unterricht und Erziehung, die theils in Briefen, theils in verschiedenen Schriften und Aufsätzen ausgesprochen sind, übersichtlich zusammenstellt. Giesebrecht's Anschauungen von dem Lehrberuf basiren auf einer weitgehenden Werthschätzung desselben, ebenso sind aber auch seine Ansprüche an den Lehrer die höchsten. Die Bestimmtheit seiner ganzen Charakteranlage kommt hierbei zum Ausdruck; Pflicht und Recht sind ihm die leitenden Sterne, einen andern Wegweiser für sein Handeln kennt er nicht. Schon als er im Jahre 1812 vom Grauen Kloster in Berlin abging, heißt es von ihm im Programm:

> Ernst, hoher Sinn für Rechtlichkeit und Ehre, Festigkeit, welche zuweilen an Unbeugsamkeit grenzen mag, sind die Grundzüge seines Charakters, welcher seinen Lehrern durch Pflichtmäßigkeit und Regelmäßigkeit in allen seinen Verhältnissen werth geworden ist.

Sein Mannesleben hat gezeigt, wie richtig die Lehrer den Kern seines Wesens erkannt. So wirkte er auf der Schule, und es ist ebenso leicht erklärlich, daß ihm die innigste Anhänglichkeit seiner Schüler zutheil wurde, wie daß ihm Conflicte mit dem damals in Preußen herrschenden System nicht erspart blieben. Giesebrecht's Unantastbarkeit wahrte ihn zwar vor weitgehenden übeln Folgen, aber er erhielt Verwarnungen und Verweise, die ihn bitter stimmten und ihn immer mehr zu einsamer Zurückgezogenheit veranlaßten.

Ueber Giesebrecht's Lehrmethode gibt uns Kern interessante Aufschlüsse, und seine Hochachtung vor dem einstigen Lehrer hindert ihn nicht, in kundiger Vertiefung auch deren Schwächen nachzuweisen. Bei dem deutschen Unterricht, und besonders in den Aufsätzen der Primaner, verlangt Giesebrecht vor allem selbständiges, geordnetes Denken; unklare, verschwommene Begriffe waren ihm ein Greuel, und er verurtheilte solche Arbeiten, ungeachtet des vielleicht darauf verwendeten Fleißes, unbarmherzig. Einen eigenthümlichen Standpunkt vertritt er der mittelhochdeutschen Poesie gegenüber, die er als Unterrichtsgegenstand für das Gymnasium als ungeeignet betrachtet:

> Das Gymnasium bedarf der antiken Poesie, und die mittelhochdeutsche, phantastisch, buntscheckig wie sie ist, auch nur neben jener einführen, heißt die Jugend verwirren, das Einfache, Klare ihr verleiden. Aber die Dichtungen Hartmann's von der Aue, Wolfram's von Eschenbach, Gottfried's von Straßburg, sagt man, sind national. Sie sind französisch, selbst die nationale Sage ist in ihnen verritterlicht und verminniglicht, wie die Vergleichung mit nordischer Sage und nordischen Liedern zeigt, wie P. E. Müller schon vor länger als vierzig Jahren nachgewiesen hat. Ihr Werth für die Literaturgeschichte, und welchen andern sie sonst noch haben mögen, bleibt unangefochten, aber sie sind nicht geeignet, einem Lebensalter als Vorbilder zu dienen, das aus seiner natürlichen Unruhe und Phan-

kasterei zur Sammlung des Geistes soll hingeführt werden. Den Zweck fördert von allem, was die deutsche Poesie hervorgebracht, nur der neuhochdeutsche Theil unserer Nationalliteratur; nur er hat sich an den Alten und durch sie gebildet.

Nach seiner Meinung hat der Gymnasialunterricht keineswegs die Aufgabe, für einen besondern Beruf vorzubereiten; er kann und soll die Jugend objectiv zu der Erkenntniß der nothwendigen Grundlagen alles menschlichen Wissens, subjectiv zu der Erkenntniß der persönlichen Neigung und des persönlichen Vermögens hinleiten, und so galten ihm die Gymnasien als allgemein wissenschaftliche, die Universitäten als Fachschulen. Besonders wichtig ist ihm, daß die Jugend sich der Thätigkeit ihres Geistes bewußt werde, daß nicht ein blindes Versuchen hierhin und dorthin stattfinde, sondern die klare Erkenntniß erstehe, wie weit das Können reicht, wo es Aussicht habe, die meisten Blüten zu treiben. Zu diesem Endziele soll die Logik führen, und darum findet er einen vorbereitenden philosophischen Unterricht, der die Anfangsgründe der empirischen Psychologie und Logik umfaßt, für die Gymnasien nothwendig. Es ist fast wunderbar, daß diese Ansicht, die in den in unsern Tagen so weit gestellten Forderungen an eine vollendete geistige Bildung, wie sie zu verleihen doch die Aufgabe der Gymnasien ist, ihre Begründung findet, sich noch immer nicht umfassend genug Bahn gebrochen hat. Man meint vielfach, daß der mathematische Unterricht die Lehre des Denkens, wie sie die Logik enthält, mit sich bringe; das aber ist gewiß nicht richtig. „Erkenne den Menschengeist! lautet die Aufgabe der Logik; erkenne die Natur! fordert die Mathematik"; die Logik findet ihre praktische Anwendung auch auf das eigene Selbst, die Mathematik hat es mit diesem niemals zu thun, und in den weiten Bahnen eines jeden Lebensberufs ist die Theorie des Erkennens oder, nach einem Hegel'schen Satze, die Entwickelung der reinen Vernunftbegriffe ein bedeutsamer Stab.

Wir vermögen an dieser Stelle der pädagogischen Bedeutung Giesebrecht's nicht allseitig gerecht zu werden; das Kern'sche Buch zeigt ihn uns auch noch als Geschichts- und Religionslehrer — die rückhaltslose Hingabe an seinen Beruf ist immer dieselbe. Kern sagt von ihm:

> Was er lehrte, hat er gelebt, wie er gelebt hat, was er dichtete. Er war von einer Berufstreue, die nie ermattete, die sich nie auch nur die geringste Abweichung von der Pflicht erlaubte, unerschütterlich wie die Eiche, ein freier, sittlicher Mann, der unbeugsam an Recht und seines Namens Ehre hält. Unerschütterlich zeigt er sich auch in politischer Beziehung; keine Zeitströmung vermochte seine Ueberzeugung zu ändern, seine Liebe für das angestammte Königshaus zu verringern.

Als er 1848 von seinen Mitbürgern nach Frankfurt in die Nationalversammlung gesandt wurde, hielt er sich fest an das rechte Centrum und verließ die Versammlung, als er fand, daß seine Partei in ihren Entschlüssen schwankend zu werden begann. Wir finden in dem Buche manche interessante Mittheilung aus jener frankfurter Zeit; der uns zugemessene Raum zwingt uns, auch hier kurz zu sein; nur eine Bemerkung über die Redseligkeit vieler Abgeordneten wollen wir verzeichnen:

> Die Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten haben heute ihren Anfang genommen. Der große Sylvester Jordan von Marburg hat eine Rede gehalten, die wenigstens von vielen mit Beifall aufgenommen worden ist; ich würde mich schämen, dergleichen Zeug über die Lippen zu bringen. Am Schluß der heutigen Sitzung war die Tribüne von Deputirten wie von einem Bienenschwarm umlagert, lauter Redner, die sich einschreiben ließen: was werden wir noch hören und ausstehen müssen, bis die Ungeduld und der Ueberdruß ihr verzweiflungsvolles: Schluß! Schluß! brüllen werden! Und wie glücklich das Los dieser Redner, die vor gähnenden und plaudernden Zuhörern, theilweise vor leeren Bänken, ihre Weisheit darlegen! Sie kommt doch in die stenographischen Berichte, und die große deutsche Nation vernimmt sie. Ach, warum ist doch überall in der Welt so viel leerer Schein!

Jubelnd begrüßt er den Welcker'schen Antrag: die erbliche deutsche Kaiserwürde dem preußischen Könige zu übertragen. „Ich kann nicht glauben, daß der König die deutsche Kaiserwürde ablehnen wird, es wäre das ein unabsehbares Unglück", schreibt er an seine Frau. Und als das Unerwartete dennoch geschah, da glaubte er seine Aufgabe in Frankfurt zu Ende; müde und verstimmt kehrt er nach Stettin zurück:

> Kein Glauben auf dem Throne,
> Kein Glauben in dem Troß,
> Am Absturz Reich und Krone,
> Der Reiter sammt dem Roß:
> Das sind ja bange Zeichen!
> Beginnt der Weltenbrand?
> Still, Herz, du darfst nicht weichen
> Vom Recht, vom Vaterland.

Es folgten nun noch siebzehn fruchtreiche Arbeitsjahre; dann bittet er nach funfzigjährigem Wirken um seinen Abschied: im Jahre 1866 endet sein Berufsleben. Nicht zu Ende aber war sein reges geistiges Schaffen, seine warme Antheilnahme an den Vorgängen in Wissenschaft, Religion und Politik. Trotz der tiefen Wunde, die der Tod seiner treuen Gattin ihm gerissen, bleibt er aufrecht, stetig vorwärts strebend nach immer weiterer Erkenntniß; und so ist er geblieben, bis am 18. März 1873 sein Greisenauge brach. Dann war ein schönes, ein reiches Menschenleben geschlossen!

Von dem schriftstellerischen Wirken Giesebrecht's wollen wir nur der „Damaris" gedenken, einer Zeitschrift, an der er während der ersten drei Jahrgänge ganz allein und mit großer Vorliebe arbeitete. Ueber den Zweck dieser Zeitschrift spricht er selbst sich folgendermaßen aus:

> Was eine Schrift will, die den Namen der ersten athenischen Sängerin des Apostels Paulus annimmt, kann schwerlich zweifelhaft sein. Christliche Kunst, christliche Wissenschaft sind oft gefordert, und ebenso oft ist die Forderung mit Ungestüm, ja mit Hohn zurückgewiesen. „Damaris" wird die lichten Zwillingsschwestern sich nicht nehmen lassen, aber deren Charakter möchte sie deutlicher erkennen helfen.

Es birgt sich in jenen Blättern viel von dem Sinnen und Schaffen, von dem Fühlen und Streben Giesebrecht's; die „Damaris" war gleichsam sein Gedankensanctuarium; trotz ihres innern Werths aber konnte sie sich doch keinen Leserkreis schaffen. Seine Lebensbeschreibung des einstigen Collegen Ferdinand Calos, vor deren Vollendung der Tod ihn ereilte und die Franz Kern fortgesetzt, ist als ein schönes Kenotaph am Grabe des Freundes zu betrachten.

Auch das „Gedenkbuch" auf „Johann Smidt" (Nr. 3), den Bürgermeister Bremens, bringt uns eine hochbedeutende Persönlichkeit näher. Sein Leben wird uns in einzelnen Abschnitten vorgeführt, und es be-

durfte der liebevollen Darstellung nicht, um es uns werthvoll und interessant erscheinen zu lassen. Johann Smidt hat 57 Jahre lang in der Regierung und an der Spitze des bremenschen Freistaats gestanden, und viel von der Blüte Bremens in dieser Zeit ist als sein Werk zu betrachten. Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Gang seiner geistigen Entwickelung, sein Streben und Vollbringen in jedem einzelnen Zuge verfolgen. Das uns vorliegende Buch ist ein Gedenkbuch im wahren Sinne des Wortes, die klare Behandlung des gesammelten Materials läßt Smidt fast plastisch vor uns erstehen, und in großen Umrissen wollen wir versuchen, das Gesagte erkenntlich zu machen.

Zuerst gibt Otto Gildemeister eine allgemeine biographische Skizze. Elard Hugo Meyer zeigt uns Smidt als Student, Candidat der Theologie, Prediger und Professor der Philosophie, und somit die eigentliche geistige Vorbereitung zu seinem weitreichenden praktischen Wirken. In jene Zeit fällt das intime Verhältniß Smidt's zu Fichte, der auf den schwärmerisch veranlagten Jüngling großen Einfluß gewann. Schon im achtzehnten Jahre bestieg Smidt die Kanzel, und als vierundzwanzigjähriger Jüngling wurde er zum Professor der Philosophie an das Gymnasium Illustre seiner Vaterstadt berufen. Meyer urtheilt aus jener Zeit über ihn:

> Unter manchen innern Erschütterungen war er von der alten Theologie zu einer neuen übergegangen, vom Glauben seines väterlichen Hauses zum Rationalismus und zur Moralphilosophie, und diese hatte ihn immer tiefer in das Studium Kant's hineingezogen. Die idealistische Persönlichkeit Fichte's hatte seinem Dasein einen höhern sittlichen Schwung, Pflichtenernst und Thatkraft verliehen, ohne ihm seinen nüchternen Instinct für das geschichtliche Leben zu rauben. So suchte er nach und nach einen politisch-philosophischen Ueberblick über den gesammten Verlauf der Menschengeschichte zu gewinnen. Je mehr aber die alles umwälzenden Wogen seiner Zeit ihm, dem heranreifenden Manne, und seiner Heimat nahe rückten, desto mächtiger pochte in ihm der Thätigkeitsdrang. Und so legte er denn zu Ende des Jahres 1800 mit Hand an das Ruder seines Staats, um bald dessen erster Steuermann zu werden und unter den Staatsmännern seiner Zeit einen hervorragenden Platz einzunehmen.

Es folgt nun „Das erste Jahr in Frankfurt" von Konstantin Bulle. Wir begleiten Smidt, dem die Vertretung seiner Vaterstadt anvertraut worden, während eines der wichtigsten Jahre der deutschen Geschichte und sehen den bremer Senator einflußreich, theilnehmend an der politischen Arbeit. Es spricht dieser Aufsatz über jene Periode des Harrens und Schwebens, die der Eröffnung des ersten Deutschen Bundestags voranging, bis diese endlich, nachdem die Abgesandten bereits elf Monate in Frankfurt geweilt, am 5. November 1816 erfolgte. Smidt berichtet darüber nach Bremen:

> Am Vorabend ließen die Frankfurter mit allen Glocken läuten und 101 Kanonenschüsse lösen. Gleiches Geläute und Kanonendonner ertönten in der Stunde der Eröffnung von 11—12 Uhr. Jeder Gesandte fuhr in einem besondern Wagen und im höchsten Gala mit seinem Secretär nach dem Taxis'schen Palast. In der Eschenheimer Gasse, worin dieser Palast liegt, war vom frankfurter Landsturm eine Haye formirt; bei der Einfahrt jeden Wagens wurde das Gewehr präsentirt, die Trommel gerührt und die Fahne vor dem Gesandten geschwenkt — dem einen gerade wie dem andern, ohne allen Unterschied. Im Hofe war wieder Militär aufgestellt, und die ganze Dienerschaft des Grafen Buol, prächtig gekleidet, stand an der Thüre; hinter derselben die Secretäre der Präsidialgesandtschaft, welche die Gesandten empfingen und durch die Vorzimmer bis in das Sitzungszimmer begleiteten.

Nachdem wir hier Smidt in seiner politischen Thätigkeit kennen gelernt, führt uns Wilhelm von Bippen in „Die Gründung Bremerhavens" diejenige That vor das Auge, die alle seine Erfolge krönte und den Ruhm des bremer Bürgermeisters am dauerndsten begründet hat. Die Handelsgröße Bremens findet in jenem Hafen an der Wesermündung ihr Fundament, und mit ihm verbindet sich unzertrennlich der Name Johann Smidt. Am 11. Januar 1825 kam zwischen dem hannoverschen Minister von Bremer und Smidt der Vertrag zu Stande, durch den die Stadt Bremen in den Besitz eines Seehafens gelangte, und es war dieses nicht nur zum Heile jener Stadt, sondern dem ganzen deutschen Handel wurde dadurch ein neuer Weg gebahnt, der seinen außerordentlichen Aufschwung wesentlich förderte:

> Als Smidt gerade dreißig Jahre später sein ehrenreiches Leben beschloß, da hatte sich auf dem damals öden Boden ein reger Verkehr entfaltet, das ursprüngliche Hafenbassin genügte schon lange nicht mehr für die steigende Zahl von Schiffen, welche dort einliefen, eine blühende Stadt erhob sich längs des Hafens und sah einer glänzenden Zukunft entgegen. Aber jene dreißig Jahre haben ununterbrochene Mühe und Arbeit gekostet, und ehe das Werk zu praktischer Bedeutung gedieh, ist Smidt's und seiner Freunde sicheres Vertrauen in den Werth der neuen Anlage daheim noch auf viel schwerere Probe gestellt worden, als es während der Unterhandlung mit Hannover geschah.

So berichtet uns Bippen, und wenn wir hören, daß im Todesjahre Smidt's (1857) in den Hafen 917 Schiffe mit 177682 Last eingekehrt, während 1872 1220 Schiffe mit 415341 Last dort eingelaufen waren, wird man die Lebensfähigkeit der Smidt'schen Schöpfung noch deutlicher begreifen. Den Schluß des inhaltreichen Buchs bilden „Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse Johann Smidt's", die uns diesen auch als Denker zeigen.

Die Bedeutung des von Georg Längin geschilderten „Johann Peter Hebel" (Nr. 4) in unserer Literatur haben wir hier nicht nachzuweisen; es ist bekannt, daß er es war, der die lange Zeit verdrängt gewesene Mundartdichtung durch seine „Alemannischen Gedichte" in glänzender Weise wieder zu Ehren brachte, und daß dadurch zugleich der romantischen Schule eine mächtige Gegenströmung entstand. Hebel bewies durch diese Dichtungen, daß nicht nur in der schleierumwobenen Vergangenheit die Poesie zu finden sei; man möchte nur lernen, sie zu erkennen, sie sei immer da, und besonders sei sie in der frischen hellen Natur und in dem Herzen des Volks. Vielleicht noch größer als in diesen Gedichten ist Peter Hebel in seinen Erzählungen, die zuerst in einem Kalender, dem „Rheinländischen Hausfreund", und dann gesammelt in dem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" erschienen. Es sind diese Erzählungen in ihrer Eigenart geradezu noch unübertroffen; eine Fülle von reicher Bildung, von scharfer Beobachtungsgabe und Tiefe des Gemüths birgt sich darin, und dabei ist ihr Ton so anspruchslos, ihre Darstellung so volksthümlich, daß sie geschrieben sind für alt und jung, für die Gebildeten und Ungebildeten. Man kann nicht zweifeln, daß ein solcher Mann, dessen Schaffen überdies noch viel mannichfaltiger gewesen, ein biographisches Denk-

mal wohl verdient, und dennoch stellt sich dem Biographen eine unleugbare Schwierigkeit entgegen. Längin schreibt:

> Hebel's Lebensgang ist einfach und fast schmucklos, er bietet nichts dar von romantischen Fahrten in den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens, nichts von interessanten Verwickelungen, von tiefgehenden innern Kämpfen, von einem tragischen Ringen mit einem unerbittlichen Geschick; nachdem einmal der mittellose Knabe durch ein gütiges Geschenk in glückliche Hände gekommen war, stieg er, fast ohne es zu wollen, von Stufe zu Stufe.

Das eben ist es; Hebel's Leben kann eigentlich einzig vom literarischen Standpunkte gewürdigt werden; es erfüllt sich bedeutungsvoll nur in seinen Schriften; sonst bietet es keine Phase, die über ein Familieninteresse sich erhebt, sein Inhalt ist die treue, fruchtbare Amtsthätigkeit, die über einen bestimmten Kreis nicht hinausreicht, und das dichterische Vermögen, dessen Würdigung sich die Literaturgeschichte zur Aufgabe macht. Wir sind trotzdem dem Verfasser für seine Arbeit dankbar, weil er durch sorgfältige Benutzung des vorhandenen Stoffs all die schönen Blüten gesammelt hat, die in Hebel's schaffendem poetischen Geiste, in seiner edeln Menschlichkeit sich entfalteten, und uns damit ein wesentlicher Beitrag zu seiner Erkenntniß dargeboten wird.

Die von Karl Ludwig von Woltmann herausgegebenen „Memoiren des Freiherrn von S—a" (Nr. 5) sind eigentlich mehr als ein Roman zu betrachten, dem die mündlichen und schriftlichen Mittheilungen des Freiherrn von Somariva zu Grunde liegen. Wie weit factische Vorgänge den Stoff geboten, entzieht sich der Beurtheilung, jedenfalls erregte der Roman, der übrigens interessante Bilder aus den höchsten Gesellschaftskreisen enthält, bei seinem Erscheinen großes Aufsehen, das allerdings erklärlich ist, bedenkt man, wie sehr jene Zeit noch unter dem Einfluß der Romantiker stand. Schlegel's „Lucinde" war noch lange nicht vergessen, und man wird begreifen, daß ein Buch, in demselben frivol-poetischen Geschmack geschrieben, Anklang finden mußte. Als Probe jenes Tons diene folgende, ganz willkürlich gegriffene Stelle:

> Der Marquis schwieg, wie in die seligsten Erinnerungen verloren, und nie habe ich wieder einen solchen Glanz schöner Wollust an einem Manne gesehen, als wie er damals unter uns dasaß. Seine bräunliche Gesichtsfarbe war von einem lichtern Roth durchdrungen, in seinen großen schwarzen Augen sah man ein beinahe röthliches Feuer tief wie von der Glut der Einbildungskraft selbst aufschießen; sie waren in die Höhe gerichtet, als wäre solche Wollust nicht auf der Erde zu finden, und seine ganze stattliche Gestalt war wie von Luft übergossen.

Wir leugnen die geistvolle Behandlungsweise dieses altbekannten Memoirenromans keineswegs; es finden sich zahlreiche tiefdurchdachte Aperçus und Lebensanschauungen darin; schließlich ist er aber doch, besonders in der uns vorliegenden Ausgabe von Rudolf Müldener, in der die Bemerkungen über Literatur und Kunst größtentheils fortgelassen sind, nichts anderes, als was etwa einige Kapitel aus Casanova's Memoiren sind. **Albert Weigert.**

Karl Gutzkow's Gesammelte Werke.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Gesammelte Werke von Karl Gutzkow. Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie. Erster bis elfter Band. Jena, Costenoble. 1875—76. 8. In Lieferungen zu je 60 Pf.

Eine der interessantesten Novellen auf historischer Grundlage ist „Der Sadducäer von Amsterdam", geschrieben im Jahre 1832 von dem damals einundzwanzigjährigen Dichter; das Gerüste derselben hat dieser später zum Aufbau jener Dichtung benutzt, an welche sich hauptsächlich sein Ruf als Dramatiker knüpft: des „Uriel Acosta". Die Novelle, obgleich in einem etwas schwerfälligen Stil geschrieben, welcher bewies, daß Gutzkow der erzählenden Darstellung damals noch nicht ganz Herr war, hat große Vorzüge: der Skepticismus des Helden vermag sich hier breiter auszuspinnen, vor allem ist das Verhältniß zu Judith geistig bedeutsamer gezeichnet, und ihre Abwendung von Uriel durch den allmählich hervortretenden Mangel an Verständniß für dessen skeptische Weltanschauung motivirt sowie durch die schärfer hervortretenden Intriguen Ben Jochai's. Dagegen fehlt in der Novelle der Widerruf des Widerrufs, der für das Drama unerlaßlich war und die glänzendste Scene desselben bildet. In der Novelle stürzt Uriel nach der Geiselung und Demüthigung in der Synagoge wie ein Wahnsinniger in Judith's Haus, mitten in das Hochzeitsfest, will Jochai erschießen, trifft aber Judith und erschießt dann sich selbst. Obschon diese wilde Katastrophe den entsprechenden Abschluß der Synagogenscene bildet, so war doch die Abänderung derselben für das Drama in der Weise, wie sie der Dichter ausführte, geboten; denn dem Wahnsinn maßloser Leidenschaftlichkeit fehlt die tragische Versöhnung. Sehr lehrreich für das Verhältniß zwischen Erzählung und Drama ist der Vergleich der Novelle und des Stücks. Gutzkow bewährte in der Neudichtung das volle Verständniß dramatischer Anforderungen; auch die neu eingefügte Scene mit der Mutter ist echt dramatisch.

„Jean Jacques" ist eine Skizze aus Rousseau's Leben. Der Charakter des merkwürdigen Philosophen tritt mit scharfen Zügen hervor, ebenso das damalige pariser Salonleben; doch die Novelle hat keinen rechten Abschluß; sie verläuft sich gegen das Ende hin zu sehr in das allgemein Biographische. „Der Prinz von Madagaskar", an eine geschichtliche Anekdote anknüpfend, hat lebendige Bewegung und exotisches Colorit.

Wir haben bei Gutzkow's Novellen, deren Gesammtbild freilich erst durch die noch zu besprechenden kleinen Romane geschlossen wird, uns länger aufgehalten, weil sie weniger bekannt sind, weil Gutzkow der Novellist noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat, weil in der That viele derselben kleine Cabinetsstücke sind, was die Eigenartigkeit der Darstellung, die tiefgesättigte geistige Färbung, die Feinheit und Fülle der Lebensbeobachtungen betrifft.

Die kleinen Romane oder größern Novellen: „Vergangene Tage" („Wally"), „Seraphine" und „Die Diakonissin" sind weit mehr bekannt; „Wally" hat sogar ein literaturgeschichtliches Interesse, da die Verfolgungen, welche das Junge Deutschland erlebte, sich hauptsächlich an diese von Menzel denuncirte Erzählung knüpfen. Wir wissen nicht, warum Gutzkow sie hier in zwei Rechtfertigungsschriften gleichsam eingekapselt und sogar ihres frühern Titels beraubt hat. Wer die Erzählung jetzt liest, wird sich wundern, daß sie so vielen Staub aufwühlen konnte; einmal ist sie in der That als Novelle kein Meisterstück, und demjenigen, was als gewagte Situation darin erscheint, fehlt eigentlich die innere Nöthigung; dann aber ist sie sehr zahm nicht nur gegenüber ihrer Vorgängerin „Lucinde", sondern auch gegenüber hundert neuen literarischen Erscheinungen, und wenn man sie z. B. mit den Erzählungen von Sacher-Masoch vergleicht, könnte man sie höhern Töchterschulen noch zur Lektüre empfehlen. Die sogenannte „Sigunenscene" mit ihrer symbolischen Hingebung wird man vielleicht überromantisch finden und sich schwer in die Gemüthsstimmung versetzen können, die in dieser plastischen Schaustellung eine höhere Weihe oder ein Bild fürs Leben erblickt; wenn man sie aber mit der Parallelstelle in Goethe's „Briefen aus der Schweiz" vergleicht, so wird man ihre, wir möchten sagen, transparente Sinnlichkeit doch sehr idealisirt finden gegenüber dem Realismus des großen Dichters. Gutzkow selbst sagt in der ersten Schutzschrift über diese Stelle seiner Erzählung:

Bedenklicher ist, vom sittlichen Standpunkt aus, jene Partie des zweiten Buchs, die man die Sigunenscene genannt hat. Die gesunde Vernunft und die Phantasie gehen nicht zusammen. Diese denkt sich Möglichkeiten, vor welchen jene ein Schwindel ergreift. Die erste Naivetät der Bekanntschaft mit den über alle maßen natürlichen Romanen des Mittelalters ließ mich glauben, man würde sich auf die Symbolik einer im Geiste vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollführten Vernichtung seiner selbst vor der Macht eines geliebten Andern, mit nachgiebigem Zugeständniß einlassen. Ganz im Geist jener absoluten Schönheitswerbung, wie sie gleichzeitig in der düsseldorfer Malerschule stattfand. Wollte man doch sonst am Leben nur die bunte Farbe, nur den Duft der Blume, den Sonnenschein gelten lassen, nur ein Klingen und Singen wie von Elfenstimmen hören und den lockenden Tönen in den geheimnißvollen Wald folgen, wo man Zauberpaläste, Schwanen-Jungfrauen auf glänzenden Seen zu entdecken hoffte. Wie recht hatte vielleicht der weise Bundestag, diese Träumerei, als sie sich von der Palette auch aufs Papier begab, durch seine Verbote und Verfemungen zu unterbrechen! Denn wie verworren und gerade deshalb so gefährlich die Jugendphantasie denkt, beweist der Umstand, daß sich der närrische Autor damals einbildete, in jener Sigunenscene wunder etwas Sittliches empfunden und geschildert zu haben! Er begriff nicht, wie man in ihr ein Aretin'sches oder Parny'sches Dosenstückchen wittern konnte. Die kritischen Rüsselkäfer wühlten in dieser Scene, als hätte es niemals einen „Ardinghello" gegeben! Etwas mehr Verstand und Geschmack und weniger Bosheit hätte sagen sollen: Diese Abälardphantasie hat etwas komisch Lateinisches und scheint geradezu aus dem Kloster zu kommen, der Bücherei, wo die alten Pergamente liegen! Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, sondern höchstens im Vollgefühl ihrer kältern Vernunft auslachen sollen.

Die andere Seite des Romans, welche Bedenken erregte, ist die skeptische in Bezug auf die Dogmen des Christenthums; Wally's Tagebücher und Cäsar's Reflexionen athmen eine Freigeisterei, welche durch die historische Kritik der neuern Zeit mehr als gerechtfertigt ist. Von künstlerischem Standpunkt aus ist aber die breite Abhandlung, die sich in einen nicht umfangreichen Roman einschiebt, in hohem Maße störend; freilich, sie soll Wally's Untergang motiviren, die zum Dolch der Charlotte Stieglitz greift, um ihre Religionsskrupel für immer zu beseitigen. Gleichzeitig spielt aber ein zweites Motiv, die Eifersucht auf Cäsar mit herein. Die Erzählung ist überhaupt ohne alle Oekonomie, die Intrigue des Jeronimo wie dessen ganzer Charakter für den Grundgedanken sehr nebensächlich. Aufsehen erregte nur die kühne Fassung vieler gegen das Ueberlieferte verstoßender Gedanken, der geistreiche Stil, der allerdings mit seiner zersetzenden Innerlichkeit keine Anschaulichkeit der Darstellung aufkommen ließ. So erhalten wir von der Heldin selbst kein klares Bild:

Auf weißem Zelter sprengte im sonnengolddurchwirkten Walde Wally, ein Bild, das die Schönheit Aphroditens übertraf, da sich in unserm Falle zu jedem classischen Reize, der aus dem cyprischen Schaume nur irgend geflossen sein konnte, noch alle romantischen Zauber gesellten. Natürlich fehlte die Draperie der modernsten Zeit nicht; ein Vorzug, der sich weniger in der Schönheit selbst als in ihrer Atmosphäre, ihrem Walten kundzugeben pflegt.

Ein mit dieser Draperie classisch-dramatisch-moderner Attribute behängtes Mädchen ist mehr ein Haubenstock für ästhetische Begriffe als ein lebendes Wesen, und selbst wo sie als Sigune erscheint, ist ihre Körperlichkeit eine so verschwommene, daß Paris, um sie mit seinen idäischen Erinnerungen zu vergleichen, hätte fragen müssen, ob das eine Aphrodite, Here oder Athene ist?

Die Schlußparabase dieser Mosaik von Erlebnissen, zersetzender Polemik und hyperromantischen Empfindungen enthält übrigens eine Stelle, in welcher der revolutionäre Drang des damaligen Jungen Deutschland sich schlagender ausspricht als in den meisten andern Schriften desselben. Der Glaube an die „innern Quellen der Menschheit", die mit ihrem ernsten Wesen alle Institutionen überlebt, wird hier mit einer warmen Begeisterung ausgesprochen:

Es baut sich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Institutionen nichts entspricht, eine ideelle Opposition, ein dichterisches Gegentheil unserer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu bestehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit selbst als constituirte Macht mit physischer Autorität, sodann einen gegen die Poesie der Wirklichkeit, die so viel Autoren, so viel Kritiker für sich hat. Dies ist ein Symptom unserer Zeit, aus dem wir bisjetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verschweigen will, weil jedes, was die Menschheit ehrt, auf den Lippen des Enthusiasten wie Feuer brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menschheit, aber man geht darin weiter, als man, ohne die Menschheit zu beleidigen, darf. Wir fürchten uns, den Zeitgenossen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig sei. Wir glauben an die Institutionen in Sitte, Meinung und politischer Einrichtung wie an die unerlaßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte. Als wenn die Menschheit keine innern Quellen hätte! Als wenn sie unterginge, wenn ihr sie aus dieser Sündflut ihrer Existenz plötzlich auf den Ararat versetztet! Als wenn die Menschheit nicht immer die erste sein wird, die sich hilft, und diejenige, die für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, die unvorsichtigen Aerzte! Sie fürchten für das Fortkommen, das

Leben des Patienten, quacksalbern an den alten Schäden herum! Aber nehmt der Menschheit ein Bein ab: sie wird sich ein neues machen. Nehmt ihr, um nur eins, was unmöglich scheint, zu nennen, das Christenthum: glaubt ihr, daß sie untergehen wird? Nehmt ihr eure Gesetzbücher, eure Verfassungen — nehmt ihr zuletzt das, worauf gleichsam alles ankommen soll, nehmt ihr euch selbst! — und die Menschheit wird fortbestehen. Sie wird alles ertragen und durch Felsen vom stärksten Granit noch immer einen Weg finden, der sie zum Ziele führt.

Die Appellation an den gesunden Menschenverstand, mit welcher der Dichter sich schon im Jahre 1835 gegen die Angriffe auf seine „Wally" vertheidigte, enthält ebenfalls eine Fülle treffender Bemerkungen, z. B.:

Die Deutschen sind eine Zusammensetzung von Menschen, wo immer der Dritte ein Genie sein will und wo das Genie deshalb von niemand geachtet wird. Ich wünsche euch Glück zu euern Taschenbüchern und Novellen, eurer schwäbischen Dichterschule, eurer Kritik nach Grundsätzen und Principien!

„Seraphine" hat nicht dasselbe Aufsehen gemacht wie „Wally", dennoch war viel von der Erzählung die Rede. Wie wir aus Gutzkow's biographischen Aufzeichnungen ersehen, war die Heldin ein aus dem Leben herausgegriffenes Bild; wir finden in ihr viele Züge, die später in der Lucinde in dem „Zauberer von Rom" wiederkehren. Daß „Seraphine" eine Confession des Dichters ist, sagt er selbst in der warmen Schlußapostrophe:

Arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild deines Lebens aufzurollen und dein gebrochenes Herz von Händen anatomiren zu lassen, die nun nichts daran schonen werden, weil sie alles für Dichtung halten, was doch eitel Wahrheit ist, Wahrheit, die du erlebtest, und Schmerz, den ich selbst — soll ich nun Edmund oder Arthur sein — mitgeduldet und mitgeschaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantasie, wenn Dichtung auch der Seele wirksamster und wahrster Athemzug ist, dann hatte ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an deinem Herzen auszuhauchen in diese bunte Abwechselung von Zuständen, die sich poetisch vor mir abrunden wollten und der Hand des Künstlers nicht zu bedürfen schienen! Nun schlummerst du schon länger als ein halbes Jahrzehnt, bist Staub und Asche — was bin ich, der ich dich preisgab! Nicht einen Faden hab' ich noch, der mein Leben an deine Jugend, jetzt deinen Tod knüpfte, keine Erbschaft der Liebe, kein Testament eines letzten Blicks, keine Blume mehr, die du vor mir, der damals alles zerriß, retten konntest, nicht eine Zeile deiner Hand! Unendlich, furchtbar weit ist dein Tod und mein irrendes Leben geschieden. Du starbst ohne Ahnung dessen, was ich noch erstreben würde, mit einem heitern Bild von mir vor deinen das Himmlische suchenden Augen und sahst keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich noch mit Mühe zum Lichte klimmen sollte — ach, dies Anderssein, diese Umgestaltung drückte so mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte in einem Seelenbilde. Und nochmals, Wirklichkeit war Arthur, Edmund, Philipp, wie das nächtliche Rauschen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papier, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht schlägt! Doch fragt mich nicht, wer Seraphine war, wo sie begraben liegt! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Lebenspflichten ans Fenster pochen.

Diese Unmittelbarkeit der Lebenswirklichkeit hat aber für die Dichtung ihre Gefahren. Ein Dichter, der das Leben abschreibt, wie er es selbst kennen gelernt hat, steht unter so bewältigenden Eindrücken, daß er leicht zu wenig thut, dasjenige, was für ihn ergreifende Wahrheit hat, auch für dritte verständlich zu machen. Die rührende Gouvernante fesselt zwei stolze Vertreter moderner Bildung nacheinander, heirathet zuletzt unter dem Stand ihrer Bildung in zweideutige Verhältnisse hinein, indem sie sich einem Förster vermählt, der als Wilddieb bestraft wird, und geht dann an der Prosa der Existenz zu Grunde. Es findet sich indeß in „Seraphine" manches Absonderliche, z. B. die Betrachtungen der Heldin über die Doppelliebe, die einst ihr Herz erfüllt hat, und ihr philosophisches Bestreben, sie auf eine zurückzuführen:

So habe ich euch denn wiedergesehen, Arthur und Edmund, ihr beiden Wendekreise, durch welche meine Jugendsonne geschritten! Arthur, dich, mit dem stürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Edmund, dich, weiches, zartes Gebild, schöner als Arthur, aber kein Granit wie jener! Stumm standen wir uns gegenüber, unsere gesenkten Augenwimpern beschatteten zwei Geheimnisse, die doch, ach! in euern Seelen noch nicht ganz verklungen zu sein schienen. So zu stehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und dann plötzlich in die Vergangenheit zurückversetzt, in etwas, das nicht blos Erinnerung ist, sondern lebendige Täuschung mit sausender Wahrheit, mit sprechenden Pflichten, uns wohlbekannten weinenden Schmerzen —, es ist ein Gefühl, klar genug, aber nicht klar zu machen. Und beide, die ihr voneinander nichts wisset, und ich dazwischen stehend, jedem von euch ein Ganzes, mir selbst zersplittert — vielleicht wie sich Kieselsteine zerschlagen lassen, daß alle Theile doch die Form des Ganzen tragen. Ich umschlang euch beide einst mit so inniger Liebe, daß ihr mir nur Ein Name waret, Ein Ziel, Ein Höchstes! Ich habe nie aufhören können, in Edmund Arthur zu lieben, und in dem Bilde, wo es Arthur's Erscheinung nicht bedurfte, um es in meiner Seele wieder aufzufrischen, fehlt nicht einer der sanften Züge, die Edmund angehören. Eure Namen sind nur veränderte Zeiten, veränderte Entschlüsse, sind nur Eines Mannes Bezeichnung, während der Zwiespalt und die Zweiheit nur in mir liegen. Ich, ich war die doppelte Person, die heute Arthur, morgen Edmund hieß, die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengesetzte Opfer ehren wollte!

Diese zersetzende Reflexion der Liebe, durch welche der Charakter Seraphinens bestimmt wird, dies fortwährende Experimentiren des Herzens gibt zwar dem Charakter eine eigenthümliche Färbung; gleichwol bleiben, und zwar trotz aller Tagebuchergüsse, einzelne Uebergänge in demselben unklar, und diese sphinxartige Gouvernante flößt keine tiefere Theilnahme ein; sie ist im Grunde doch wie ein Vexirschloß, das wir trotz des Schlüssels, den uns der Dichter in die Hand gibt, nicht zu erschließen vermögen. Einzelne grelle Effecte, wie der vom Tode auferstandene Minister, der sonst trefflich gezeichnet ist, der verrückte Musiker Ferdinand, bringen etwas vom Tone der Amadeus Hoffmann'schen Novellen in dieses höchst moderne Seelengemälde.

Die „Seraphine" erschien 1838, in der Blütenzeit der Hegel'schen Philosophie. Die Satire auf die äußerliche Auffassung derselben, wie sie der verhegelte Hauptmann vertritt, hat in unserer anti-Hegel'schen Zeit viel von ihrer Genießbarkeit eingebüßt. Wenn dieser indeß behauptet, er habe in seinem Verhältniß zu Eulalien, einer seiner frühern Verlobten, eigentlich den ganzen Verlauf der Hegel'schen Philosophie durchgemacht, diese Liebe sei die praktische Anwendung der „Encyklopädie" gewesen: so kann m[illegible] von den Liebeshändeln Seraphinens wol etwas Aehnlich[illegible] behaupten und darin die praktische Anwendung der „Ph[illegible]nomenologie" sehen.

Daß das psychologische Problem in der „Seraphin[illegible]" befriedigend gelöst sei, läßt sich nicht behaupten, wol a[illegible]

ist in diesem kleinen Romane mehr Geist als in vielen zwanzig neuesten Romanen und Novellen von duftigster Eleganz, und man könnte eine ganze Sammlung treffender Sentenzen ausziehen.

Weit durchsichtiger als „Seraphine" ist „Die Diakonissin", eine Erzählung, die, aus exotischen Begebnissen herauswachsend, uns durchaus anheimelnd berührt. Die Kritik der Diakonissenanstalten zeigt sich nirgends aufdringlich, sie ist geschickt in die Handlung verwebt, überdies aus der eingehenden Schilderung der Anstalten selbst und der darin herrschenden Stimmungen hervorgehend. Die Composition ist durchaus künstlerisch: die Fäden, die anfangs bis zur Tropeninsel Java reichen, spinnen sich immer enger zusammen, und aus der Vorgeschichte wächst die Handlung selbst mit innerer Nothwendigkeit heraus. Die beiden Hauptcharaktere, Konstanze und Doctor Wolmar, erscheinen in edelster Haltung; der Schlußaccord, der sie zusammenführt, ist durch die Ausweichungen opfermuthiger Entsagung aufs glücklichste eingeführt. Auch die andern Charaktere sind von großer Lebenswahrheit, besonders der sarkastische Jurist Freydank, der als eine Art satirischer Chorus durch die vielfach verschlungene Handlung geht; wir führen hier die Parabase an, mit der er einen modernen Ball begleitet:

„Was ist denn der geheimnißvolle Takt, nach dem diese Walzer und Polkas, diese Kleider und Volants dort so hinrauschen, anders als das Klappern des Ehepantoffels? Sehen Sie jene unglücklichen Opfer ihrer Einkünfte, ihrer kleinen Gagen, ihrer langsamen Staatsbeförderung, die sich dort in dem zweiten Saale mühen, noch jung zu scheinen und mit einem schon an Stirn und Schläfen bedeutend gelichteten Haarwuchs, mit Gliedern, die morgen früh sich nicht rühren können und durch ein orientalisches Bad sich erst wieder erholen müssen, sich den Schein der himmelstürmenden Titanenhaftigkeit zu geben, wie sie tanzen, um ihre sechsundvierzig Jahre zu verbergen, ihren schon ansetzenden brummigen Haushumor, ihre pedantischen Nörgeleien über den Kaffee, die Wäsche, die störenden Beethoven'schen Sonaten der Nachbarschaft! Aber besitzen sie nicht eine rangirte Lebensstellung, so werden sie an solchen Abenden doch nur wie die kleine Münze betrachtet, die den Umsatz der größern Werthe möglich macht." — „Also die Männer", fiel Hartlaub lachend ein, „sind hier die Sklaven des Marktes? Ich glaubte, daß es die Frauen und die jungen Mädchen waren." — „Nein! Zu dieser Auffassung", entgegnete Freydank, seine Lorgnette ziehend, „tanzt dort zu viel Geld. Sehen Sie die Blondine dort, sie ist nicht schön, sie ist etwas schwer in ihren Bewegungen, und wie kann sie denn anders, da sie die Nennwerthe dreier großer Häuser in der Altstadt vertritt? Dort die Brünette, die mit einem Offizier tanzt, kommt einer halben Vorstadt gleich: ihr Vater hat die Wuth, unsere Stadt zu vergrößern und so lange kleine Straßen von drei bis vier Häusern zu bauen, bis der König endlich die Gnade haben wird, eine davon nach ihm zu benennen, eine Ehre, die bisjetzt weder Schiller noch Goethe bei uns widerfahren ist. Dort die Große vergegenwärtigt mir die Folioseiten unserer Hypothekenbücher. Sie ist eine Erbin, die den Advocaten doppelt interessirt, da sie einige Brüder besitzt, die ein großes Talent zur Verschwendung haben und dafür sorgen, daß man sie zeitig unter Curatel zu setzen hat. Kurz, dies ist hier weit mehr ein tibetanischer Sklavenmarkt, wo auf mehrere Männer nur Eine Frau kommt, die Frau also die Herrschaft führt, als ein arabischer, wo nur Männer die Initiative ergreifen."

Die erste größere Schöpfung Gutzkow's war sein Roman „Maha Guru", von welchem Gustav Schlesier nicht mit Unrecht behauptete, daß er der Wieland'schen Schule angehöre; es ist interessant, zu vernehmen, wie der Autor sich selbst über sein Werk ausspricht. Der Roman erschien zuerst 1833; Gutzkow war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt. Die zweite Ausgabe erschien 1845; Gutzkow sagt in der Vorrede zu ihr:

Es hat diesem Roman bei seinem ersten Erscheinen geschadet, daß man in ihm eine Tendenz vermuthete, die nicht in ihm lag. Die einen nannten ihn einen philosophischen Roman, der nach dem Vorgange Voltaire's irgendeine Wahrheit, eine moralische Thatsache zu allegorischer Anschauung bringen sollte. Die andern nahmen ihn für eine directe Satire auf europäische Verhältnisse, unsere Religions- und Sittenbegriffe, besonders auf Christen- und Priesterthum und Theokratie. Beide Auffassungen mußten sich durch das vorliegende Werk nur halb befriedigt fühlen. Dem Philosophen ist die Arbeit nicht philosophisch genug; dem Satire Suchenden fehlten da und dort die Vergleichungspunkte; wo Scherz erwartet werden konnte, fand man Ernst; wenn hier eine Satire war, so fehlten ihr dafür die Einzelheiten nicht, aber eine Anwendung im großen und ganzen. Einem einigermaßen belohnenden Genusse kamen diejenigen näher, die den nachstehenden Roman als Sittenbilder aus einer andern Hemisphäre betrachteten. Zehn Jahre früher waren die chinesischen Romane Mode. Geschmacksliebhabern gefiel das asiatische Rococo des Buchs um so mehr, als im Anfang der dreißiger Jahre das poetische Genrebild wie eine neue Kunstgattung beliebt und in der Mode war. Diese Kritik hielt sich an einzelne Scenen und Charaktere und erklärte das Ganze nur für eine Verknüpfung von genrebildartigen, auf heitere Betrachtung berechneten fremdländischen Sittenmalereien. Bei der letzten Auffassung möchte sich dieser Roman wol vor der Kritik am besten stehen, und doch, auf die Gefahr eigener Benachtheiligung, muß der Autor erklären, daß seine ursprüngliche Idee eine poetische Anschauung war. Lebhaft angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauch der Gläubigkeit, viel öfter noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen, erfaßte er mit Liebe den Gedanken, in profaner Weise die Incarnation Gottes in einem Menschen zu schildern. Das ist dies sonderbare Institut des Dalai Lama in Asien, diese göttliche Anbetung eines Menschen, dieser verkörperte aufgelöste Widerspruch zwischen Diesseits und Jenseits! Wer kann sich in diese Möglichkeit hineindenken, hineinfühlen? Wer kann begreifen, daß sich ein Mensch göttliche Ehre erweisen läßt? Ist dieser Mensch ein Betrüger oder ein Wahnsinniger? Glaubt er ebenso an sich, wie eine Nation an ihn glaubt? Wie muß das überhaupt aussehen in jenem sonderbaren Lande, wo sogar das merkwürdige Institut der Vielmännerei, d. h. der Ehe eines Weibes mit einem Brüderstamme, herrscht? Aus solchen Träumereien entstand die Idee dieses Romans.

In dem Vorwort zur dritten Auflage (1874) spricht sich Gutzkow misbilligend über die jetzt beliebte Darstellungsweise im Romane aus:

Wenn Goethe wirklich die „Erzählungskunst" besessen, die Auerbach in einem zu Berlin vor einigen Jahren gehaltenen Vortrage ihm zuerkennen wollte, so würde diese wenigstens vor dem Forum des jetzigen Geschmacks nicht mehr Stand halten. Es ist zum Lachen (oder vielleicht zum Weinen), wenn sich alte Schriftsteller, die sich nicht für ausgeschrieben erklären wollen, diesem veränderten Geschmack gegenüber anstrengen, im Stile der Colportageromane zu schreiben! Jede Mittheilung muß da in Handlung, jede Handlung in Dialog umgesetzt werden! „Hussa!" riefen die Stürmenden und schwangen ihre Fackeln, daß ringsum die Funken in Gegenstände flogen, die einer leichten Verbrennbarkeit ausgesetzt waren. „Halt!" donnerte ihnen eine Stimme entgegen, deren Besitzer noch nicht gesehen wurde; aber ihr Vorläufer, ein ungeheuerer Hund mit ausgereckten Pranken wie zum Sprunge — u. s. w. In dieser Art hätte z. B. am Schluß unsers Buchs die Erstürmung von Lassa geschildert sein müssen, um moderne Leser zu befriedigen. Und schon vorher mußte der Verlauf des Ganzen in nichts als Gesprächen,

in nur mit Wortwechsel abgemachten Situationen bestehen. Die Ermüdung, die Europas Nerven befallen zu haben scheint, bedarf dieser Aufstachelung. Zusammenfassung einzelner Geschehnisse, Berichte über inzwischen Stattgefundenes, und nun gar erst Reflexionen über solche Momente der Erzählung, wo die Geschichte und der Autor gleichsam zwei getrennte Begriffe sind, sich der Autor auch einmal wie ein aus den Coulissen heraussprechender, seine Acteurs mitunter ohrfeigender Puppenspieler gerirt, das würde in unsern Tagen weder von Lesern noch von Kritikern ertragen werden. Und doch hat Goethe diese Puppenspielerei, diese Trennung des Autors von der Sache, dies Schweben über dem Stoffe, dies Zusammenfassen langer Handlungssituationen in einfachen Bericht, die Abkürzungen der Perspective, die der Realismus unserer Tage ganz verwirft, stets befolgt. Der Realismus will nur Action, dramatische, wie vom Leben abphotographirte Handlung, woraus aber auch die Abspannung zu erklären ist und die Nichtbefriedigung, in welche man bei der realistischen Nachgaukelei des wirklichen Geschehens auf der letzten Seite der als classisch gerühmten Erzählungen zu verfallen pflegt. Man erkennt dann an dem Bestreben, immer nur die Wahrheit geben zu wollen, plötzlich etwas wie Lüge.

Er selbst rühmt an seinem Romane zweierlei:

Erstens tritt zuweilen eine nicht zu verachtende dramatische Kraft ein, die sich sogar bis zum Charakter des bessern tragischen Ausdrucks steigert, z. B. in dem Aufstande der Kalmücken, in den Anreden an die Chinesen; fürs zweite ist die Detaillirung, obschon in der Regel zugestandenermaßen zu weitläufig, doch nicht ganz zu unterschätzen. Die Redeweise ist nicht die der Abstraction, sondern das Ergebniß nur concreter Anschauung. In der That, wie viel besser würde der Autor mit seinen Anfängen gefahren sein, hätte er z. B. diese Manier, beim Schildern und Charakterisiren stets die Phantasie mitwirken zu lassen — sie ist bekanntlich die poetische —, auf die Geschichte eines schlesischen Gutsbesitzers angewendet, seine Gyllusp a Valeska oder Wanda getauft und die Schicksale derselben an einen Criminalproceß über vereitelte Erbschaftshoffnungen geknüpft!

Das Urtheil, das wir in unserer „Nationalliteratur" (4. Aufl.) über den Roman fällten, glauben wir im wesentlichen aufrecht halten zu müssen. „«Maha Guru» ist die Frucht phantastischer Träumereien, indem an die Stelle der romantischen Ironie die philosophische Dialektik tritt, welche aber ohne Ernst und Schärfe der Durchführung in ein phantastisches Gedankenspiel verläuft. Abgesehen vom exotischen Reize der Ferne, dem asiatischen Rococo, der Eigenthümlichkeit so fremdartiger Landschafts- und Sittenbilder, wurde Gutzkow nach dem obenerwähnten Geständniß von dem Gedanken angezogen, «in profaner Weise die Incarnation Gottes in einem Menschen zu schildern». Dies ist der gedankliche Mittelpunkt des Romans, und seine dialektische Tiefe besteht darin, den Gott durch den Menschen zu überwinden und die falsche Göttlichkeit, die sich als Gottheit feiern läßt, durch die wahre Göttlichkeit des Menschlichen in Schatten zu stellen. Um diesen bedeutsamen Kern schießt indeß so viel phantastisches, satirisches, ironisches Beiwerk an, daß seine ernste Bedeutung fast verloren geht. Die tibetanischen Zustände werden eine unerschöpfliche Fundgrube von Bezüglichkeiten, und darin gerade ist Gutzkow unermüdlich. Ihn lockt mehr die Fülle als die Einheit; er spürt, er entdeckt; er hat eine siberische Witterung geistiger Metalladern; aber sie ganz auszugraben und ganz zu verwerthen, ist bei allem Fleiße nicht seine Sache. So boten sich für die freiere moderne Tendenz zunächst Parallelen zwischen der tibetanischen Theokratie und ähnlichen hierarchischen Zuständen Europas dar; so bot die tibetanische Polyandrie für die Vertretung der Frauenemancipation interessante Gesichtspunkte; kurz, es ließe sich in den Stoff so viel hineingeheimnissen, es ließen sich so viele geistige Funken aus ihm herausschlagen, daß die Grundidee Gutzkow's von allen diesen Tendenzarabesken überwuchert würde. Dennoch erhebt sich «Maha Guru» als ein Roman des Gedankens, als ein origineller Wurf, reich an glänzenden Bildern und pikanten Gedankenblitzen, weit über das Niveau der Alltagsbelletristik; ja er erregt, wenn man ihn als das Werk eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings betrachtet, geradezu Erstaunen wegen der Vielseitigkeit der Bildung und einer bisweilen ans Trockene grenzenden Ruhe und Kühle der Darstellung, die von allem Schwärmerischen und Leidenschaftlichen, das sonst der Jugend eignet, gänzlich frei ist." Man vergleiche Schiller's Jugenddichtungen mit dem „Maha Guru" — welch ein unglaublicher Unterschied in der Darstellungsweise! Für die Hauptpersonen in dem Roman weiß der Dichter allerdings kein persönliches Interesse zu erwecken, und gerade darin erinnert „Maha Guru" in der That an ähnliche Wieland'sche Dichtwerke, nur mit dem Unterschied, daß bei Wieland die Didaktik der Lebenskunst und des Lebensgenusses in solche weitbauschige orientalische Einkleidungen schlüpft, während bei Gutzkow die Metaphysik sich in dieselben hüllt.

Am meisten hervorragend ist in diesem Erstlingswerke die satirische Ader des Dichters. Welche köstliche Persiflage orthodoxer Ketzerrichterei liegt in den Kapiteln, welche die tragikomischen Schicksale Hali-Jong's schildern, der als Besitzer einer Götzenmanufactur wegen freigeistiger Abweichungen von der Tradition der göttlichen Physiognomie vor Gericht gezogen wird:

Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt, zweifle aber daran und beklage den Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Göttern eine bedenkliche Neuerung eingeführt hatte. Hali-Jong suchte sich zwar zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sei und die Proportion zwischen der Nasenspitze und Oberlefze so gebildet hätte, wie die Götter diese seit ewigen Zeiten gehabt; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamunibildern eine dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen sein sollte. Es wurde deshalb in Lassa ein Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog und ihre Formation sowol mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen als mit der in andern Werkstätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es sich handelte, sondern um etwas Wesentliches, Normales. Was bezeichnen die Nasen der Götter? Unstreitig, daß sie diese überall hineinstecken, also ihre Allgegenwart. Ist nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht gewesen, weil ein Gott nur zu sprechen braucht, um etwas dastehen zu lassen, so folgt, daß die Zerstörung der alten Proportion zwischen diesen beiden Gesichtstheilen ein versteckter Kampf gegen die Dogmatik war. Wird nicht die Wirksamkeit der Götter in Zweifel gezogen, wenn man ihre Nasen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Lassa war keinen Augenblick länger über diese Ketzerei unentschieden. Es verdammte einstimmig die Neuerung und rief den Vorsteher der neologischen Fabrik als Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligsten Religion vor seine Schranken.

Die wilden Scenen im Kloster der schwarzen Gylongs, das hochnothpeinliche Halsgericht und die Verhandlungen vor dem Urtheilsspruch über den atheistischen Bildhauer

athmen eine geistsprühende Satire. Ebenso köstlich ist die Satire auf die Diplomatie, das Militär, den chinesischen Zopf, der ja so fest geflochten in das Bergland Tibet hineinbaumelt und dessen wie in einem Hohlspiegel vergrößerter Schatten ja auch noch in das civilisirte Europa fällt.

Einen durchaus satirischen Grundzug hat der umfangreiche Roman „Blasedow und seine Söhne", ja er schlägt kaum andere als satirische Töne an. Sein Stammbaum weist auf Jean Paul, welcher die theologische und pädagogische Dorfidylle ebenso liebt wie die „Levana", die Erziehungslehre, deren Atome er in alle Fächer seiner Romane streut, nebenbei auch an Immermann's „Münchhausen", in welchem Werke indeß neben der satirischen Hälfte eine Dorfidylle mit echt poetischen Ansprüchen einhergeht. Das poetische Element ist die schwächste Seite des Romans. Im Grunde appellirt blos die Liebe Blasedow's zu seinen Söhnen und die Liebe des Schlachtenmalers zu Celinden an unser Gefühl; doch obgleich hin und wieder einige Pünktchen lyrischen Duftes auf dem Gemälde angebracht sind, so genügt dies nicht, uns in eine poetische Stimmung zu versetzen, da die satirische Färbung und der im ganzen trockene Grundton überwiegen. Eine Menge Kapitel erinnern an Jean Paul's „Grönländische Processe" und „Auswahl aus des Teufels Papieren" oder an die Extrablätter seiner spätern Romane; da finden sich Abschnitte, in denen die Aufklärungstheologie, die modernen Kunstzustände, die Diplomatie, das Manövrir- und Kriegswesen verspottet sind. Fürst Pückler, damals eine zeitgenössische Größe von Ruf, welchen Immermann als wandernden „Semilasso" bereits in „Münchhausen" zur Schau stellte und an welchem später Herwegh sich seine poetisch-polemischen Sporen verdiente, mußte auch der satirischen Porträtirungskunst Gutzkow's sitzen; in jener harmlosen Zeit, in welcher man die Gründungen nur aus der Geschichte John Law's und ähnlicher Epochen kannte, war die Gründung eines Mineralbades bereits ein Ereigniß; offenbar sollte das Amalienbad in Gutzkow's Roman das Bad persifliren, welches Fürst Pückler in Muskau ins Leben rief. Die Satire liebt die Caricatur; es ist der höchste Trumpf, den sie ausspielt. Der General Baron Satan von Höllenstein, der seinen Manövrirplan verliert, indem er denselben mit einigen andern Papieren an den Schlachtenmaler gibt und dieser ihn zu unnennbaren Zwecken benutzt, ist eine jetzt allerdings veraltete Satire auf einen Friedensgeneral der alten Schule; doch die Gestalt ist durchaus nur im satirischen Vexirspiegel aufgefangen; es hört bei ihr jeder Zug von Lebenswahrheit auf. Dem Autor erschien auch für die Poesie seines Romans hier mehr Aristophanes das geeignete Vorbild, während Schriftsteller wie Thackeray, Dickens u. a. nicht das phantastisch Uebertriebene, sondern die reale Lebenswahrheit zur Grundlage ihrer satirischen Ausführungen nehmen. Auch die andern Helden des Romans sind wenig mehr als lebende Hut- und Haubenstöcke für den satirischen Aufputz; keiner, auch nicht einmal der Schlachtenmaler, der mit der meisten Liebe behandelt ist, flößt ein persönliches Interesse ein. Dagegen ist die Satire selbst höchst geistreich, nicht in dem geistsprühenden Heine'schen Stil, der damals Mode war, sondern in dem breiter ausgeführten Stil Jean Paul's, dessen ganze Bilderfülle und polyhistorischen Notizenkram wir hier wiederfinden. Eine unglaubliche Belesenheit und eine Vielseitigkeit der Bildung, die bei einem so jungen Autor in Erstaunen setzen mußte, spricht aus allen Kapiteln des Romans; nur hätte man bei dieser Trockenheit der eigentlichen Darstellung und dem seltenen satirischen Hang des Autors, der sich so scharf und einseitig in einem Jugendwerke ausprägte, kaum erwartet, daß Gutzkow später Dramen und Romane schaffen würde, in denen Charaktere und Gestalten unsere höchste Theilnahme erregen, Begeisterung erwecken und das Gemüth fesseln würden.

Von dem jeanpaulisirenden überschwenglichen Ton, den Gutzkow ebenfalls bisweilen anschlägt, führen wir folgende Probe an:

In Celinde tauchten die alten Zeiten nicht wie drohende, zürnende und verhüllte Göttinnen, sondern wie lächelnde, gleich Schmetterlingen flatternde Nymphen mit bunten Flügeln auf, und sie konnte nicht weinen, weil sie Schlachtenmalern so unglücklich sah, sondern sie freute sich innerlich, weil sie einen so schönen, tiefen und bezaubernden Blick in sein gutes Theil hatte werfen können. Wie er da an dem Stuhle lehnte, die Hand das männlich schöne Haupt stützend und tief in Nachdenken verloren, da war er ihr wie eine selige, in Sonnenglanz sich badende Sonntagslandschaft, mit Glockengeläut und geschmückten Spaziergängern, mit Lerchenjubel und Waldhornruf; nicht jener schäumende Bergstrom, wie früher, der sich wild von den höchsten Gebirgszacken stürzte, in seinem Silberschaum allerdings manche losgerissene Alpenblume bergend, aber keck und grausam mit ihr spielend.

Auch Sentenzen wie die folgende scheinen einer Anthologie Jean Paul'scher Streckverse entlehnt zu sein:

Für schöne und gute Seelen ist die Liebe in ihrem Entstehen und Fortschreiten nichts specifisch für sich Bestehendes, keine ausschließliche und alleinige Aufgabe, sondern ein griechisches Feuer, das vollkommen in dem gewöhnlichen Stabe des alltäglichen Lebens, mit dem man geht und wandert, innerlich verschlossen und geborgen sein kann. Wie eine Rebe rankt sie an das Spalier der gegebenen Verhältnisse, still unter ihren breiten Blättern reifend, bis die Zeit erfüllet ist.

Die ganze, oft gelehrte und gesuchte Metaphorik trägt den Jean Paul'schen Stempel; z. B.:

Wirklich verstanden sich auch beide Damen nicht und suchten sich zu meiden: Celinde freilich wie die Sinnpflanze, die vor allem, was sie zu nahe berührte, erschrak, und Sidonie schon mehr wie die Eselsspringgurke, die die leiseste Berührung durch Ausspritzen eines keineswegs heilsamen und oft verletzenden Saftes belohnte.

Auch die förmlichen Witzjagden, auf denen wir den Autor und seine Helden bisweilen ertappen, wie z. B. über das Judenpech oder das Eisenbad, erinnern an dasselbe Vorbild. Nehmen wir noch hinzu, daß der Hintergrund der Duodezhöfe und kleiner staatlicher Verwickelungen, sowie die im Vordergrunde stehenden Landpastoren mit ihren Familien das Andenken an die Lieblingsstoffe des wunsiedeler Humoristen erneuern: so kann man getrost sagen, daß die neuere deutsche Literatur nur ein einziges Werk aufzuweisen hat, welches, sowenig zur Bildung einer Schule die Eigenart des unnachahmlichen Autors angethan war, doch dieser Schule angehört, Gutzkow's „Blasedow und seine Söhne".

Rudolf Gottschall.

Zur Publicistik und Zeitgeschichte.

1. **Bis nach Olmütz.** Historische Erinnerungen. Fortsetzung von „1849", von A. Bernstein. Berlin, F. Duncker. 1874. 8. 80 Pf.

Die kleine Broschüre gibt werthvolle Beiträge zur Beurtheilung der preußischen Politik in den Jahren 1849 und 1850. Der Verfasser spricht zuerst von den Kämpfen um die preußische Verfassung, von dem in dem Proceß Waldeck veranstalteten „Bubenstück der Reaction", von der Sprengung des Dreikönigsbündnisses, von den Unionsbestrebungen, und zeigt dann, wie der nämliche Mann, welcher durch seine Opposition in Berlin die Union nicht ins Leben treten ließ, durch seine Verfassungsverletzung in Kurhessen und durch Anrufung des Bundestags eine Situation herbeiführte, bei welcher es sich für Preußen um die Wahl zwischen Krieg oder Demüthigung handelte. Der Verfasser schildert darauf die Zusammenkunft in Warschau, wo der Graf von Brandenburg von dem Kaiser Nikolaus auf das tödtlichste verletzt wurde, die sogenannte Rettung der preußischen Ehre durch Manteuffel, welche sich als die Schmach von Olmütz auswies, den vollständigen Bruch mit der Revolution und die Unterwerfung Preußens unter Oesterreichs und Rußlands Willen, welche einfach den alten Bundestag und die Unterordnung Preußens unter die habsburgische Präsidialmacht wieder aufleben ließen. Das Vorgehen Manteuffel's gegen die Opposition der Beamten, welche dieser selbst geringschätzig „die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" nannte, und das Wüthen der Kreuzzeitung gegen die „gebildeten Klassen", als die Träger der Revolution, denen von Professor Stahl der vaticanische Ausspruch ins Gesicht geschleudert wurde: „Die Wissenschaft muß umkehren!" — alles dies schildert der Verfasser eingehend nach seiner Genesis, seinem Verlauf und seinen Folgen. Wenn wir diesen Stahl'schen Ausspruch lesen, erinnern wir uns eines ähnlichen classischen Wortes, das im Jahre 1838 der neue karlistische Oberfeldherr Guergué an Don Carlos richtete: „Wir, die Dummköpfe, die Finsterlinge, haben noch Eure Majestät nach Madrid zu führen, und wer nicht in diese Klasse gehört, ist ein Verräther." Gerade so wie dieser spanische Fanatiker der Dummheit, glaubten die damaligen preußischen Staatsmänner, unterstützt und aufgehetzt von den Stahl und Stiehl, das hohenzollernsche Königthum nur durch Zurückschraubung der Wissenschaft, durch Niederhaltung des Volksgeistes, worauf die Stiehl'schen Regulative berechnet waren, durch die vollständige Knechtung des Beamtenthums, in seiner alten Glorie erhalten zu können. Den König Friedrich Wilhelm IV., welcher trotz aller geistigen Begabung für die Lehren der Geschichte und der Staatskunst unempfänglich war und in seiner Haltungslosigkeit leicht mit ein paar alttestamentlichen Phrasen sich gewinnen und festhalten ließ, fesselte die Kreuzzeitungspartei durch Hinweisung auf ihren Liebling, den König David, den „Mann nach dem Herzen Gottes", welcher im Angesicht seines Volks vor der Bundeslade Jehovah's tanzte und bei der Rebellion des Simei, der sogar mit Steinen nach ihm warf, demüthig äußerte: „Gott habe es ihn so geheißen", und im Bewußtsein seiner Sünden Bußpsalmen sang. Auch Preußen habe durch die „Verheißungen in dem Jahre der Schande" Sünden auf sich geladen und könne nur durch völligen Bruch mit der Revolution, wobei das Ansehen und die Macht der Obrigkeit gegenüber der Gehorsamspflicht der Unterthanen in ihrer ganzen Schärfe hervorgehoben werden müßten, wieder zu Gnaden angenommen werden.

Mit solchen feudal-klerikalen Schwindeleien verhüllte man den Blick des gerade für religiöse Anschauungen und Bilder so empfänglichen Sinn des Königs. Die Kluft zwischen Thron und Volk wurde von Jahr zu Jahr tiefer und weiter, der preußische Staat wurde zum Gespött der Großmächte, und alle Männer von Charakter und Einsicht wandten sich von einer solchen Regierung ab. Die Lage war wie 1805 und 1806. Das Schwanken, die Unentschlossenheit des damaligen Königs und seiner Regierung, die mit hohen Planen begonnene und mit Schmach ausgeführte Mission des Grafen Haugwitz an Napoleon haben in der Regierungsweise Friedrich Wilhelm's IV. und in der Reise des Ministers Manteuffel nach Olmütz ein würdiges Seitenstück gefunden. Daß diese „Jahre der Schande" nicht wie damals mit einem Jena endigten, war fürwahr nicht das Verdienst dieser politischen Dilettanten, welche ihre Inspirationen in der Redaction der Kreuzzeitung und bei dem verknöcherten Rundschauer holten.

2. **Erzählungen aus der mittlern, neuen und neuesten Geschichte.** Dritter Theil: Abriß der neuesten Zeit (1815—71). Von Ludwig Stacke. Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, Stalling. 1874. 8. 3 M. 50 Pf.

3. **Geschichte der neuesten Zeit 1815—71.** Von Konstantin Bulle. Erster Band. Von 1815—48. Mit einem Namen- und Sachverzeichniß. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 1875. Gr. 8. 6 M.

Die Zahl derjenigen Geschichtsbücher, welche die politischen Ereignisse von 1815—71 zu ihrem ausschließlichen Thema erwählen, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Der eine Autor sucht den gewaltigen Stoff, welchen ihm die letzten 50 — 60 Jahre liefern, in einen einzigen Band zusammenzudrängen und wird damit dem größern Theile des Lesepublikums einen dankenswerthen Dienst erwiesen haben; der andere findet die Details dieser welthistorischen Auftritte so interessant, daß er es nicht übers Herz bringen kann, den Leser nicht in die Werkstätte der Schöpfung einzuführen, und ihm zu diesem Zwecke drei Bände als historischen Bädeker in die Tasche steckt; ein dritter schlägt den Mittelweg ein, versagt sich die Kürze, will dem Leser die Länge der Darstellung ersparen und beschränkt sich auf zwei Bände, deren Format und Bogenzahl nicht zu den kleinsten gehören. Das Publikum kommt, wie bei aller Concurrenz, so auch bei dieser nicht schlecht weg; jeder kann sich auslesen was er will, je nach Geschmack, Muße und Geldbeutel. Sicher ist, daß keine Periode der Weltgeschichte einen so großen Reiz auf die gebildete Klasse ausübt wie die obengenannte; daß ein die neueste Zeit behandelndes Geschichtsbuch in Kreisen sich Zugang verschafft, in welchen sonst historische Bücher nur durch ihre Abwesenheit sich bemerklich gemacht haben; daß die

Zeiten von der Reformation bis zur großen Revolution schon zu entlegen erscheinen, Mittelalter und Alterthum fast gar keine Nachfrage finden. Kann man das letztere bedauern, so muß man doch mit Freude bemerken, daß das Interesse für geschichtliche Darstellung sehr gewachsen ist. Die Zeit, von der an diese sympathischen Regungen datiren, ist genau anzugeben, und eben damit ist auch die Frage nach dem Warum beantwortet. Geschichtsbücher zu lesen, in welchen der deutsche Michel immer nur eine passive Rolle spielt und der von aller Welt Gefoppte ist, hat für alle diejenigen, welche in der historischen Lektüre nicht blos Belehrung, sondern auch Unterhaltung suchen, wenig Anziehendes. Eine ganze Reihe von Perioden der deutschen Geschichte hat etwas überaus Klägliches, und erst bei dem Jahre 1866 athmet der Leser auf, um bei den Jahren 1870 und 1871 volle Genugthuung zu empfinden. Jetzt erst läßt sich der Leser, da er sieht, daß der Ausgang des Dramas doch noch seinen Herzenswünschen entspricht, die Erbärmlichkeiten des alten Bundestags gefallen und sucht sich die Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart aus den Thatsachen der frühern Jahrzehnte zu erklären. Für den Aufstand in der Herzegowina findet er in den Motiven und dem Verlauf der griechischen Freiheitskämpfe, für das Parteiwesen in der französischen Nationalversammlung in den seit 1815 einander ablösenden Regierungen, für die Zustände in Spanien in den Verfassungs- und Thronkämpfen unter Ferdinand VII. und unter den Regierungen seiner Gemahlin und seiner Tochter einen genügenden Commentar. Die Zeiten vom Abschluß des Wiener Congresses bis auf unsere Tage zum Vorwurf einer geschichtlichen Darstellung zu machen, wird noch einige Jahrzehnte als berechtigte und nationale Mode sich erhalten, bis wieder neue großartige Gestaltungen eine Beschränkung auch dieses Zeitraums zur Nothwendigkeit machen.

Der von Ludwig Stacke herausgegebene „Abriß der neuesten Zeit" (Nr. 2) empfiehlt sich einem großen Leserkreise als eine populäre Geschichtsdarstellung, welcher es weniger um eine Erforschung der Geheimnisse der Diplomaten und Staatsmänner, weniger um eine Beurtheilung der Motive großer Staatsactionen als um die letztern selbst zu thun ist. Der Verfasser, von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß der Grad der Ausführlichkeit nach dem höhern oder geringern Interesse der zu erzählenden Begebenheiten sich richte, hat auf 30 Bogen mittlern Formats die neueste Geschichte in zweckmäßiger Weise dargestellt. Bei aller Objectivität, der er sich befleißigt, schimmert die Begeisterung für die nationalen Fortschritte durch; die sichersten und gediegensten Quellen sind mit Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Umsicht benutzt, die Darstellung ist lebendig und frisch, klar und übersichtlich. Die deutsche Geschichte ist mit Recht in den Vordergrund gestellt; die Geschichte der andern europäischen Staaten ist maßvoll berücksichtigt; die wichtigsten Erscheinungen in den außereuropäischen Staaten sind theils bei den betreffenden europäischen Hauptstaaten, theils in einem eigenen Abschnitte am Schlusse des Buchs mitgetheilt. Die Verhältnisse in Ostindien, in den Vereinigten Staaten, in Mexico kommen dabei natürlich in erster Linie zur Sprache. Daß der Verfasser das 1874 ausgegebene Buch mit dem deutsch-französischen Kriege abschließt und die nächsten drei Jahre unberücksichtigt läßt, hat seinen Grund darin, daß er der Ansicht ist, „die Ereignisse der folgenden Jahre seien noch zu verwickelt, als daß sie in einem Buche compendiöser Art Platz finden könnten". Wir sind nicht dieser Ansicht und möchten dem Verfasser rathen, bei einer dritten Auflage seines Buchs die allerneuesten Verwickelungen nicht zu scheuen, sondern sich frisch ans Werk zu machen und zu versuchen, ob er nicht zur Lösung dieser Verwickelungen selbst einiges beitragen könne. Denn wenn wir von Verwickelungen reden und von dem größern oder geringern Grade derselben unsere Geschichtschreibung abhängig machen, so müßten wir manche Begebenheiten früherer Jahrzehnte mumienhaft im Schose der Vergangenheit begraben sein lassen. Die Ereignisse der Jahre 1871—74 sind dem Historiker kaum entlegener und unzugänglicher als die von 1867—71. Es ist überhaupt eine sehr falsche, vornehm sein sollende Geschichtsauffassung, welche sich zuweilen in Recensionen breit macht, wenn von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß eine Geschichtschreibung ihrem Ideal um so mehr entspreche, je ferner der Stoff dem Autor stehe, und daß sie um so weniger diesen Namen verdiene, je näher der Stoff an die Gegenwart herantrete. Weder eine Analysirung des Begriffs „Geschichte" gibt ein Recht zu dieser Behauptung, noch gibt die Frage nach der Möglichkeit einer wahrheitsgetreuen Darstellung, auf die es doch am meisten ankommt, eine dieser Auffassung entsprechende Antwort. Wir können kaum glauben, daß die Geschichte des Mittelalters und des Alterthums durchsichtiger vor unsern Augen liege als die der neuesten Zeit. Die Consequenzen freilich treten schärfer und kantiger hervor; wie steht es aber mit den minutiösen Einzelheiten der Entwickelung und vollends mit den Motiven der jeder genauern Erforschung sich entziehenden Persönlichkeiten?

Warum der Verfasser einer Schilderung der kirchlich-politischen Streitigkeiten so vorsichtig aus dem Wege gegangen, ist etwas auffallend. Nicht nur daß der Conflict zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof Droste-Vischering von Köln sehr einseitig aufgefaßt und im Interesse der Curie dargestellt ist, der Verfasser geht auch über das Preisgeben der Kron- und Staatsrechte von seiten der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. mit der lakonischen Wendung hinweg: „Die Erzbischöfe wurden freigegeben und der katholischen Kirche eine freiere Bewegung gestattet", und das vaticanische Concil von 1870 mit all seinen innern und äußern Skandalen, das denn doch für unsere politischen und Culturverhältnisse eine maßgebende Bedeutung hat, wird in einer Anmerkung abgemacht. Wollte der Verfasser ein farbloses Geschichtsbuch schreiben, das den Katholiken wie den Protestanten mundgerecht sein soll, so mag er so schreiben; aber Geschichte ist das nicht, und die Protestanten von Bildung und Charakter werden sich zu einer solchen Lektüre nicht hingezogen fühlen. Eine Ungenauigkeit fanden wir, wo von der Bildung der Manteuffel'schen Südarmee die Rede ist, und von dem dazu gehörigen siebenten Corps gesagt wird, daß es damals „in Metz lag". Dies ist unrichtig. Vielmehr stand damals von den zu diesem Corps gehörigen zwei Divisionen,

der 13. und 14., die erstere bei Auxerre, und die zweite war, nachdem sie am 2. Januar die Festung Mezières bei Sedan, am 5. die Festung Rocroy eingenommen hatte, eben im Begriff, nach Paris abzumarschiren. Endlich vermissen wir in dem Buch ein detaillirtes Inhaltsverzeichniß, das die Uebersicht und das Nachschlagen erleichtert, zumal da das Buch keine fortlaufenden Ueberschriften hat. Mit einer Inhaltsangabe von anderthalb Seiten ist für diesen Zweck nichts ausgerichtet.

Die „Geschichte der neuesten Zeit" von Konstantin Bulle (Nr. 3) hat zwar ein Namen- und Sachverzeichniß; doch ersetzt das Sachverzeichniß nicht das fehlende detaillirte Inhaltsverzeichniß, und das Namenverzeichniß ist so angelegt, daß das Nachschlagen sehr viele Mühe macht. Will der Leser irgendeine Thatsache, die mit dem Namen Thiers zusammenhängt, nachschlagen, so hat er die Wahl, dieselbe S. 137, 143, 145, 149, 223, 226, 240, 243, 259, 261, 348, 354 aufzusuchen, und verliert also viel Zeit damit, während der Verfasser, wenn er jeder dieser Seitenzahlen mit ein paar Worten eine Andeutung des Inhalts beigefügt, den Leser in den Stand gesetzt hätte, gleich beim ersten Blick zu wissen, wo die von ihm gesuchte Notiz zu finden sei. Im übrigen enthält dieses Buch, dessen erster Band bis zur Schwelle des Jahres 1848 fortgeführt ist, viel Schätzenswerthes; den kirchlich-politischen Conflicten ist nicht aus dem Wege gegangen, der nationalliberale Standpunkt auch hier kräftig gewahrt. Die Aufgabe, welche der Verfasser sich stellt, ist, eine Geschichte der civilisirten Völker zu schreiben, das Ringen des deutschen Volks nach seiner staatlichen Einigung als rothen Faden durch das Ganze hindurchschimmern zu lassen und alle andern Ereignisse nur im Zusammenhange mit der deutschen Geschichte oder, wo ein solcher Zusammenhang fehlt, als äußerliche Beigaben vorzuführen. Ein solches Programm, wonach die deutsche Geschichte in den Vordergrund gerückt und zum Centralpunkt gemacht ist, versteht sich eigentlich für einen deutschen Autor im Jahre 1875 von selbst. Wir sind, gottlob, Jahrhunderte, wenn auch statistisch nur Jahrzehnte, weit von jener Geschichtschreibung entfernt, welcher das Ausland, namentlich Frankreich, mitunter auch der Orient, das Wichtigste, Deutschland das Aschenbrödel war. Doch ist es bei dem Verfasser nicht so gemeint, daß er die deutsche Geschichte in möglichster Ausführlichkeit, die der andern Staaten möglichst kurz behandelte. Daß dies nicht der Fall ist, dafür sorgen ja schon die vielen Revolutionen in Italien, Spanien, Griechenland, Frankreich, Belgien, Polen, welche in der europäischen Karte und noch mehr in der europäischen Politik und Cultur so bedeutende Veränderungen herbeigeführt haben. Die Darstellung der deutschen Geschichte nimmt ein starkes Viertheil des Bandes ein, und wir nehmen dabei mit Vergnügen wahr, daß der Verfasser die Thätigkeit und Unthätigkeit des Bundestags, die Verfassungskämpfe und den Verfassungsstillstand, die Zollvereinsverhandlungen, die Anläufe der Opposition und die Lächerlichkeiten der Reaction, die Anfänge der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. bis zur Revolution richtig und ansprechend geschildert hat. Die maßgebenden Werke von Gervinus, die Staatengeschichte der neuesten Zeit von Pauli, Baumgarten, Reuchlin u. s. w., die Specialarbeiten von Treitschke und andern sind mit Geschick verwerthet, die Resultate der neuesten Forschungen mit verständigem und selbständigem Urtheil verarbeitet. Bei der Schilderung derjenigen Ereignisse, welche der französischen Julirevolution unmittelbar vorangegangen sind, vermißten wir die Angabe, daß der päpstliche Nuntius Lambruschini, in der Hoffnung, das klerikale System in Frankreich fest zu begründen, den König Karl zu extremen Schritten drängte und infolge dessen zu den wenigen Personen gehörte, welche in das Geheimniß der Ordonnanzen eingeweiht waren. Daß dem Könige, so lange er Minister fand, welche seine Ordonnanzen unterzeichneten, „schwerlich" vorgeworfen werden konnte, daß er seinen Eid auf die Verfassung gebrochen habe, möchten wir nicht so sicher annehmen wie der Verfasser. Ob Karl Minister zur Unterzeichnung seiner Verfassungswidrigkeiten fand oder nicht, scheint uns ziemlich gleichgültig zu sein. Dazu wird jeder Fürst immer seine Leute finden. Daß er das Wahlgesetz nicht willkürlich, sondern nur im Einklang mit den Kammern ändern könne, das wußte Karl so gut als seine Minister; sein Verfahren war ein reiner Staatsstreich, ein Verfassungsbruch, wobei das Recht aufhört, Recht zu sein, und der Gewalt weichen muß. Auch wäre es wol interessant gewesen, bei dem Abschnitt über den türkisch-ägyptischen Krieg von 1839 die Notiz zu finden, daß unser Generalfeldmarschall Graf Moltke damals als preußischer Hauptmann und militärischer Rathgeber in dem türkischen Lager sich befand und, die Schwäche und Unzuverlässigkeit des türkischen Heeres erkennend, dem Oberfeldherrn Hafiz-Pascha rieth, sich in ein festes Lager zurückzuziehen, die im Anzug befindlichen Verstärkungen zu erwarten und dann erst die Entscheidungsschlacht zu wagen. Der Türke hielt sich für klüger, wagte die Schlacht bei Nisib und wurde geschlagen. Daß der Uebergang der türkischen Flotte zu Mehemed-Ali ohne Zweifel eine Folge französischer Bestechung war, hätte deutlicher als damit, daß ein französisches Kriegsschiff den Kapudan-Pascha auf dieser Fahrt begleitet habe, angedeutet werden dürfen. Endlich ist für die Beurtheilung der Handlungsweise des hannoverischen Königs Ernst August sehr wichtig, was Dahlmann auf ministerielle Angaben hin behauptet, daß sämmtliche Agnaten, also auch der Herzog von Cumberland, das Hausgesetz und eben damit die Verfassung, auf welcher jenes basirt war, gut geheißen hatten. Dem Verfasser ist diese Notiz, scheint es, entgangen, und wir dürfen ihm wol diese und die obigen Angaben für eine spätere zweite Auflage zur Berücksichtigung empfehlen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage ist eine deutsche Anthologie für die Jugend erschienen unter dem Titel: „**Des Knaben Wunderhorn.** Stufenmäßig geordnete Auswahl deutscher Gedichte für Knaben und Jünglinge. Aus den Quellen. Von Theodor Colshorn" (Hannover, Rümpler). Mit Recht rühmt der Verfasser, wie groß die Summe der aufgenommenen trefflichen Gedichte sei, die bisher keine ihm bekannte Anthologie gebracht habe; und dies Streben ist immerhin verdienstlich. Der von Goedeke bezeichneten Aufgabe solcher Anthologien, „das Bessere, was alte und neue Zeit geschaffen, das Schöne, über das sich schon der Staub der Vergessenheit lagerte, neu oder aufs neue in den täglichen Verkehr" einzuführen, ist Colshorn vollständig gerecht geworden; daß er dabei auf die Declamation in den Schulen besondere Rücksicht genommen hat, ist ein jedenfalls gerechtfertigter Gesichtspunkt. Das Verzeichniß der Dichter und ihrer Gedichte ist in seinen biographischen Angaben meistens vollständig und correct.

— „Die Weihe der Kindheit und Jugend im Familienkreis und in der Schule, ein Liederbuch für menschliche Volksbildung. Von F. J. Egenter" (Leipzig, Wölfert) soll nach der Vorrede auf die Herzensbildung des Kindes wirken. Das Liederbuch ist in zwei Abtheilungen: „Für das zartere" und „Für das reifere Alter", getheilt. Gerade die erste Abtheilung trifft sehr oft und glücklich den rechten Ton schlichter Herzigkeit, ohne in süßliche Manierirtheit zu verfallen. Der Verfasser, der, wie die Vorrede erzählt, am „grünen Staar" leidet, ist trotz dieses traurigen Schicksals kein Pessimist, sondern hat sich die Unbefangenheit einer kindlich heitern Weltanschauung gewahrt.

— Die neuesten Hefte der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" beweisen wieder die Vielseitigkeit dieses Unternehmens. Friedrich Gottlieb Klopstock's „Messias" ist in den Heften 721—724 aufgenommen und der Versuch, dies große, man möchte sagen literarhistorisch verschollene Epos wieder weitesten Kreisen zugänglich zu machen, verdient alle Beachtung. Außerdem finden wir in den folgenden Heften das ansprechende Lustspiel von Ernst Wichert: „Ein Schritt vom Wege", das zweite Bändchen der „Militärischen Humoresken" von Philipp Lenz und in Uebersetzungen Frey Lope Felix de Vega Carpio's Lustspiel: „Die Sklavin ihres Geliebten", Victor Hugo's Drama „Der König amusirt sich" und die „Germania" des Tacitus.

Aus der Schriftstellerwelt.

Unserm verstorbenen geschätzten Mitarbeiter, Professor Heinrich Rückert, soll ein Grabdenkmal in Breslau errichtet werden. Die „Schlesische Zeitung" bringt einen Aufruf, der von angesehenen Germanisten, wie Karl Bartsch, Weinhold, von Karl von Holtei und von zahlreichen Notabilitäten der Wissenschaft unterzeichnet ist: „Am 11. September vorigen Jahres verschied zu Breslau der ordentliche Professor der deutschen Sprache und Literatur, Dr. Heinrich Rückert. Mit ihm ist ein gelehrter Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, ein gedankenreicher Geschichtschreiber, ein ebenso tiefer als umfassender Geist, ein patriotischer Charakter von glühender Vaterlandsliebe, ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes von uns geschieden. Sein Andenken lebt unauslöschlich fort im Herzen seiner Freunde wie in der Geschichte seiner Wissenschaft, aber es ist ein Bedürfniß der Pietät, dieses Andenken auch durch ein äußeres Zeichen der Erinnerung unter uns zu verewigen. In diesem Sinne sind wir heute zusammengetreten, um dem Dahingeschiedenen ein einfaches, aber würdiges Denkmal zu errichten. In diesem Sinne wenden wir uns an die zahlreichen Freunde, Verehrer und Schüler desselben mit der herzlichen Bitte, diesem Unternehmen ihre werkthätige Unterstützung angedeihen zu lassen. Möchte unser Aufruf von reichem Erfolge begleitet und uns so vergönnt sein, recht bald auf Heinrich Rückert's letzter Ruhestätte durch Künstlerhand ein Grabdenkmal zu errichten, welches seinen Freunden zur Freude, unserer Stadt und ihrer Hochschule zur Ehre, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung dienen wird."

Bei dieser Veranlassung machen wir auf das warm und liebenswürdig abgefaßte Erinnerungsblatt aufmerksam, welches der Geheime Justizrath Dr. Hermann Schulze unter dem Titel „Heinrich Rückert und das Dichterhaus zu Neuseß" in der „Schlesischen Zeitung" dem dahingeschiedenen Freunde gewidmet hat und das jetzt auch in einem Separatabdruck erschienen ist.

Bibliographie.

Altrichter, C. F., Erinnerungsblätter, zusammengestellt aus seiner poetischen Studien-Mappe. Leipzig, J. W. Krüger. 8. 2 M.

Engels, F., Soziales aus Rußland. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 30 Pf.

Geib, A., Der Normalarbeitstag. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 30 Pf.

Gerland, G., Atlas der Ethnographie. 41 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. (Separat-Ausgabe aus der 2ten Aufl. des Bilder-Atlas.) Leipzig, Brockhaus. Qu.-Folio. 12 M.

Grasshoff, W. Wilhelmi Freih. v., Damascus oder Juden-Verfolgung im heiligen Lande. Culturhistorischer Original-Roman. 1stes Heft. Kassel, Jungklaus. 1875. 8. 1 M.

Gutzkow, K., Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. (1832—1873.) Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Hillmann, C., Praktische Emanzipationswinke. Ein Wort zur Förderung der Gewerksgenossenschaften. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1873. 8. 30 Pf.

— — Die Organisation der Massen. Ein Wort zur Klärung und Befestigung. Eine Gefängnißarbeit, den deutschen Gewerksgenossenschaften gewidmet. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 50 Pf.

Hirsch, Die angeblichen socialen Theorien und die wirklichen politischen Bestrebungen des Herrn Bakunin. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 8. 30 Pf.

Kinkelin, F., Ueber die Eiszeit. Zwei Vorträge. Lindau, Ludwig. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Krasinski, S., Ein Traumgesicht. Uebersetzung aus dem Polnischen. Berechtigt von den Erben des Verfassers. Leipzig, Stauffer. 1875. Gr. 8. 1 M.

Kulke, E., Der gefiederte Dieb. Lustspiel. Wien, Hölder. 8. 3 M. 20 Pf.

Lange, H., Atlas der Geographie. 28 Karten in Lithographie und Farbendruck nebst erläuterndem Texte von O. Ule. Leipzig, Brockhaus. 1875. Imp.-4. 11 M.

Lindau, P., Der Zankapfel. Schwank. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Lossie, Martha, „Unserland". Roman mit Benutzung persönlicher Erlebnisse. 2 Bde. Berlin, Haack. 8. 7 M. 50 Pf.

Sechs Monat später. Roman vom Verfasser von: „Hinter dem Schleier". Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Möser, L., Ein Beitrag zur Kritik der französischen Tragödie mit Beziehung auf Deutschland. Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. 1875. Gr. 8. 80 Pf.

Mühlbacher, E., Die streitige Papstwahl des Jahres 1130. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Obst, B. H., Atlas der Anatomie. 15 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte. (Separat-Ausgabe aus der 2ten Aufl. des Bilder-Atlas.) Leipzig, Brockhaus. Qu.-Folio. Mit schwarzen Tafeln 8 M., mit colorirten Tafeln 16 M.

Pierstorff, J., Die Lehre vom Unternehmergewinn. Dogmengeschichtlich und kritisch dargestellt. Berlin, Weidmann. 1875. Gr. 8. 5 M.

Puck. Redacteur C. v. Grimm. 1ster Jahrgang. 1876. 52 Nummern. Leipzig, Payne. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Rüffer, F., Agis der Dritte, König von Sparta. Tragödie. Leipzig, Webel. 8. 3 M.

Menschliche Satzungen und göttliche Wahrheiten in Gegenüberstellung. Von einem Prediger. Tübingen, Lindenmaier. Gr. 8. 90 Pf.

Schramm, C. A., Grundzüge der National-Oekonomie. 1ste Abth. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 8. 50 Pf.

Scott's, W., Schönste Romane. Neu übersetzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von B. Tschischwitz. Illustrirte Ausgabe. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Grote. 8. à 50 Pf.

Theele, W. B., Chronik Alfelds. Hildesheim, Kornacker. 1875. Gr. 8. 60 Pf.

Toselowski, F., Eine Reise um die Erde mit zweijährigem Aufenthalt in Japan. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Trautschold, H., Die langlebigen und die unsterblichen Formen der Thierwelt. Moskau, Lang. 1874. Gr. 8. 50 Pf.

Vacano, E. M., Bilder aus dem Harem. Wien, Klič u. Spitzer. 4. 8 M.

Wanjura, A., Funken und Bilder. Breslau, Köbner. Gr. 16. 1 M.

Zeitvertreib für Reise und Haus. I.: Narren und Sünder. Humoresken von R. Neumann-Strela. Berlin, Bochmann. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 23. März 1876.

Zur Geschichte des deutschen Theaters.

Unsere vaterländische Schaubühne befindet sich gegenwärtig in einer Art von Krisis; einen Stoß Reformschriften, der vor uns liegt, könnte man Aerzten vergleichen, die das Bette des Patienten umstehen, ihre Heilmethode anpreisend. Aber sieht es denn wirklich so schlimm aus mit dem deutschen Theater? Ist nicht vielmehr die Klage über seinen Verfall so alt wie dieses selbst?

Bedeutungslos ist es jedenfalls nicht, wenn ein Pessimist wie Karl Gutzkow es ausspricht: daß wir vor einer Periode der zunehmenden Lust am Theater stehen, einer Periode der zunehmenden Bildung, endlich jener Theaterfreiheit, die vorläufig mehr Gutes als Schlimmes gebracht habe; „alles Erscheinungen, die ein Historiker des deutschen Schauspiels als Morgenroth zum Besserwerden, zur Emancipation von der elenden Regisseurtyrannei der alten Hoftheater begrüßen sollte".

Allerdings ist „die errungene Theaterfreiheit, wenn sie sich erst geregelt und etwas beschränkt haben wird, und die Zulassung der Volksmasse zum Genuß der Bühne eine merkwürdige und hochinteressante Erscheinung im neuen Culturleben"; wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß gerade hier der am meisten umstrittene Punkt liegt; denn noch sind die Meinungen zu keiner Klärung gekommen, ob diese Theaterfreiheit ein Segen war oder nicht. Vorläufig steht nur so viel fest, daß allerdings die Fassung jenes berüchtigten Gesetzesparagraphen, der das deutsche Theater mit Schankwirthschaften und andern „Gewerben" in Einem Athem nennt, eine unbegreifliche Unwürdigkeit bleibt. Auf der andern Seite hat die völlige Fessellosigkeit dem Schauspielerstande doch insofern zum Heile gereicht, als er sich zusammengerafft hat, um wenigstens seine äußere Existenz unter Dach und Fach zu bringen. Die Reformbewegung in jenem Stande faßt vorläufig zwar lediglich die materielle Existenz der Schauspieler ins Auge; dennoch werden wir sehen, wie schon jetzt sich die eutlichen Spuren zeigen, daß auch idealen Zielen entgegengestrebt wird, wenn man auch zur zeit noch nicht planvoll auf dieselben zusteuert.

Der schlimmste Vorwurf, der gegen die Theaterfreiheit erhoben wird, ist der: sie erziehe ein Schauspielerproletariat. Aber die Unbildung, Roheit und Dummheit der Schauspieler nimmt nicht zu, sondern in demselben Maße ab, wie das Niveau der allgemeinen Bildung steigt. In Zeiten, wo Theaterconcessionen, namentlich in Preußen, sehr ungern ertheilt wurden, konnte es doch vorkommen, daß ein Theater wie das Königstädtische in Berlin in die Hände eines — Cerf gerieth, der nun, der Furcht vor jeder Concurrenz enthoben, darauf loswirthschaften durfte. Geschieht heute das Gleiche, so wird sogleich die intelligentere Nebenbuhlerschaft bei der Hand sein, um die Blößen zu benutzen, die der andere sich gibt. Nun muß die besser geleitete Bühne die größern Erfolge für sich haben. Und wenn geklagt wird, daß das vorhandene Material, nämlich die Darsteller, heute schlechter sei als je: so ist ja von selbst der Fingerzeig gegeben, welche Wege ein Theater einzuschlagen hat, um zu gedeihlichen Zielen zu kommen. Man mache es nur wie Goethe, der mit sehr mittelmäßigen Schauspielern ausgezeichnete Stücke spielte; mit andern Worten: man stelle das Theater auf den einzigen Standpunkt, der ihm zukommt, nämlich auf den literarischen — und die gute Folge wird nicht ausbleiben. Solange man freilich der unseligen Theorie huldigt: nur Schauspieler müßten Bühnen leiten, wird man aus verfehlten Bahnen nicht herauskommen. Wiederum hat daher Gutzkow vollkommen recht, wenn er Devrient's „Geschichte der Schauspielkunst" unter anderm auch vorwirft, wie falsch dort die durchgehende Behauptung sei: „daß nur der Schauspieler berufen sei zur Führung einer Schauspielertruppe; kein anderer Stand — am wenigsten aber der dramatische Schriftsteller". Wirklich steht im Gegentheil gerade hier an den Irrwegen, auf denen das Theater der Neuzeit sich mehrfach umhergetrieben hat, ein Wegweiser zur

Bahn des einzig Richtigen; in der Geschichte der Bühne lehrt jedes Blatt: wie nur dasjenige Theater nicht der Vergessenheit anheimfällt, welches eine literarische Bedeutung zu erringen gewußt hat. Es ist uns heute absolut gleichgültig, daß wir wissen, die Schauspieler unter Schröder waren trefflich einexercirt, während Goethe eine Marionettenkomödie spielen ließ. Was beide Bühnen unsterblich macht, ist einzig und allein das literarische Element. Daß Schröder Shakspeare für die Bühne eroberte, daß Goethe's Theater fördernd auf Schiller wirkte: das sind die Großthaten, um derentwillen jene Bühnen heute noch für uns die größte Wichtigkeit haben, während umgekehrt das durch Eckhof, also einen der Schauspieler nach Eduard Devrient's Herzen, geleitete gothaer Hoftheater dem allgemeinen Bewußtsein völlig entschwunden ist, weil Eckhof eben keine andern als schauspielerische Interessen kannte. Sowie Goethe und Schröder zurücktraten, verloren ihre Bühnen jegliches Ansehen, obgleich die Schauspielertruppe beisammenblieb; es fehlte diesem Körper eben der Kopf, welcher dem Wesen literarische Bedeutung lieh. Den Naturgesetzen kann sich schlechterdings niemand und keine Einrichtung auf Erden entziehen; nach diesen aber stirbt der Zauber mit dem Bühnenkünstler ab:

> Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
> Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
> Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.

„Vox audita perit; litera scripta manet." Mag an einer Bühne noch so schön Komödie gespielt werden — die Nachwelt, die Geschichte hat dafür naturgemäß kein Gefühl. Sie zeichnet in ihre Blätter nicht das „Verrauschende", sondern nur das Bleibende: ein gutes Repertoire. „Der Schauspieler ist im Devrient'schen Nationaltheater alles", sagt Gutzkow richtig, „aber im Gegentheil ist das Theater immer nur der Durchgang und die Vermittelung dritter Interessen gewesen: der Interessen der Bildung des Zeitgeistes, vor allem der Literatur."

Begreiflicherweise findet diese Ansicht unter den Schauspielern selbst die wenigsten Anhänger; sie wollen sich nicht zu einem Medium herabdrücken lassen, sondern lediglich um ihrer selbst willen existenzberechtigt sein, und diese Forderung ist ein innerer Widerspruch. Dennoch soll kein Geringerer als der Staat diesen Widerspruch sanctioniren. „Staatshülfe für das deutsche Theater!" so schallt der Ruf von allen Seiten, und während auf andern Gebieten des modernen Daseins ohne Ausnahme die Umklammerung des „omnipotenten" heftig, ja erbittert bekämpft und abgestreift wird, während jeglicher Factor des öffentlichen Lebens nach Selbstverwaltung lechzt wie der Fisch nach frischem Wasser, schreit gerade das Theater aus tiefer Noth zu eben jenem Staate, dessen Obergewalt und Polizeiherrschaft man andererseits wieder nicht genug verdammen kann, wenn es sich z. B. um Anwendung einer „Censur" oder dergleichen handelt.

An der Hand der Geschichte kommt auch Albrecht Herzfeld — Enkel jenes Jakob Herzfeld, dem nebst vier andern einst F. L. Schröder sein Theater überließ — zu dem Resultate, vom Staate Hülfe zu erwarten:

1. Die nationale Entwickelung der dramatischen Kunst in Europa bis zu ihren Glanzepochen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus historisch dargestellt von Albrecht Herzfeld. Manheim, Schneider. 1876. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Ein auf etwa 60 Octavseiten gegebener cursorischer Ueberblick über die Bühnen des alten Hellas und Rom, Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs, Englands und Deutschlands, der natürlich nicht eingehend ausfallen kann, aber doch von ernstgemeinten Studien zeugt, gipfelt in dem Satze:

> Es ist die Aufgabe des Staats, statt das Theaterwesen freizugeben, im Gegentheil eine dauernde Aufsicht über dasselbe zu führen.

Und weiterhin verlangt Herzfeld:

> Um die Bühne zu säubern, müßte eine Kunstgenossenschaft mit ästhetischen Ansichten die Stelle eines einzelnen, von persönlichem Interesse nur zu oft beeinflußten Leiters vertreten.

Der gegenwärtige manheimer Hofschauspieler wünscht also eine Einrichtung, wie vor hundert Jahren W. H. von Dalberg sie getroffen hatte, ohne freilich auszusprechen, wie die „Kunstgenossenschaft mit ästhetischen Ansichten" vor dem Einflusse „persönlicher Interessen" zu schützen sei. Ebenso wenig erfährt man, wie, von wem, und nach welchen Grundsätzen die ästhetischen Ansichten jener Kunstgenossenschaften geprüft werden sollen, ehe man ihnen die Bühne zur „Säuberung" anvertraut. Seltsam nimmt sich auch gegenüber dem Nothschrei nach Staatshülfe die Bemerkung aus:

> Als die Hofbühnen in Deutschland die Sorge für die Kunst übernahmen, verdrängten Aeußerlichkeiten den Zweck der Bühne. Die gefährlichsten Feinde der Sittlichkeit, Phantasie und Sinnenreiz, erfreuten sich in Oper und Ballet der vorherrschenden Pflege, und auch der Schauspieler konnte seine bessere gesellschaftliche Stellung nicht mehr behaupten.

Ja da fragt man aber doch wirklich: Und diesem Staate wollt ihr euch wieder als dem alleinseligmachenden in die Arme werfen?

Im übrigen liest sich das mannichfach dankenswerthe Schriftchen — sowenig es in einzelnen thatsächlichen Angaben von (jedoch unwesentlichen) Irrthümern vollkommen frei ist — leicht und angenehm; mit Vergnügen sind wir dem ja zuvor schon literarisch bekannten Verfasser wieder begegnet. Hoffentlich läßt dem vielbeschäftigten Künstler sein Beruf die Muße, uns mit den Reliquien aus dem Nachlasse seines Großvaters zu beschenken, welche er besitzt. Es sind zwei oder drei ungedruckte Briefe Schiller's darunter; die übrigen des Dichters an Jakob Herzfeld sind an verschiedenen Orten zerstreut publicirt.

Wir wenden uns zu einem umfangreichern Werke:

2. Das deutsche Theater, was es war, was es ist, was es werden muß. Von Karl Fiedler. Leipzig, T. O. Weigel. 1875. Gr. 8. 6 M.

Entstanden aus Aufsätzen, welche ursprünglich für das Organ der Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten geschrieben wurden, enthält dieses Buch beachtenswerthe Winke. Namentlich gibt Fiedler zu:

> Der Dramatiker dürfte auf Grund seiner Berufsthätigkeit und auf Grund seiner, dem Theater und der Bühnenleitung am meisten entsprechenden Vorbildung unbedingt den Vorzug verdienen, eine Bühne zu leiten.

Als vornehmste Aufgabe eines deutschen Schauspieldirectors bezeichnet Fiedler die möglichst glänzende Gestal-

tung eines nationalen Dramas. Diese Aufgabe wird dadurch gelöst,

daß die resp. Bühnenleiter uns von den Franzosen sowie von französischer Nachahmung zu emancipiren suchen, daß sie jedweder Protection eitler Komödienfabriken, jedweder Possenwirthschaft, und namentlich dem übertriebenen, dem undeutschen Shakspeare-Cultus ein rasches Ende machen. Nur als ein längstveraltetes Vorbild kann der große britische Dramatiker uns gelten. Die öftere Roheit des Ausdrucks in seinen Stücken, die Unnatürlichkeit so mancher Situation auf Rechnung des theatralischen Effects, der öftere Mangel an Einheit und consequenter Durchführung der Handlung, die ungenügende Motivirung so mancher Personen, so mancher Auftritte, welche beide für die eigentliche Handlung des Stücks oft nicht nur unnöthig, sondern geradezu hemmend sind, und schließlich die zahllosen Verwandlungen, wodurch dem Publikum ein Totalbild fast unmöglich wird — all dieses verdient keineswegs unsere Nachahmung.

Uebrigens nennt sich Fiedler ausdrücklich „einen der glühendsten Verehrer Shakspeare's", allein der zu weit getriebene Shakspeare-Cultus (wie der deutsche Hang zum Fremden überhaupt) gilt ihm als Hemmschuh der Entwickelung einer vaterländischen Bühnendichtung.

Was von den Franzosen zu lernen sei, erblickt Fiedler in deren Präcision bei den Darstellungen; den „Einhelfer" (das jetzt gebräuchliche Fremdwort ist wol nur beliebt worden, weil es nicht gar so erschreckend deutlich klingt) will er gänzlich, mit drakonischer Strenge verbannt wissen; die ohne den Mann im Kasten nicht mehr fertig werden können, sollen ins Invalidenhaus. Aber wo dann z. B. Theodor Döring bliebe, ja Ludwig Devrient immer geblieben wäre, sagt Fiedler nicht, dessen Grimm gegen den Einhelfer mit dieser Zwischenbemerkung freilich nicht an sich als unberechtigt bezeichnet werden soll.

Aber Fiedler hat eine kleine Neigung, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und die schadet seinem verdienstvollen Buche. So führt er seine Leser angeblich im Geiste „auf die Probe an einem Hoftheater", entrollt aber dann ein sehr drastisches Bild von Zuständen, wie sie bei Wanderbühnen unterster Gattung kaum vorkommen werden. Unter den 21 vorhandenen, officiell in den Almanachen als „Hoftheater" verzeichneten deutschen Bühnen sucht man schwerlich mit Erfolg nach dem Urbilde der Fiedler'schen Caricatur. Man könnte nach Lage der Sache nur auf ein kleineres Hoftheater verfallen; aber Meiningen nimmt Fiedler selber aus; in Koburg waltet noch immer, wenn nicht Tempeltey's Hand, so doch seine künstlerische Intention; Dessau ist renommirt; Weimar ist es noch mehr, und in Braunschweig herrscht seit der Uebernahme der Intendanz durch Hrn. von Rudolphi und der Bestallung Anton Hiltl's als eines dirigirenden Oberregisseurs (1872) ein so frischer, fröhlicher, ersprießlicher Geist, daß dem herzoglichen Hoftheater von jedem Sachverständigen gegenwärtig große Bedeutung beigelegt wird. Solange also Karl Fiedler jene Hofbühne und ihren „Heldenspieler, der mit gebrochenem Bierpathos brüllt", nicht nennt, muß man leider glauben, daß ihm hier eine jener Uebertreibungen begegnet sei, von denen seine Arbeit, sehr zum Schaden der Sache, hier und da nicht freizusprechen ist. Wo es sich aber um sachgemäße Kritik handelt, muß der Ton des Kritikers immer objectiv bleiben. Je mehr er subjectiv wird, desto mehr läuft er Gefahr, an überzeugender Kraft einzubüßen.

Dies ist indessen nicht der Fall, wo dem bekannten Theateragenturunwesen der Stab gebrochen wird. Nach Fiedler's Ansicht

würde es, um das schmachvolle Agentenjoch für immer abzuschütteln, nur einer entsprechenden Vergrößerung der bereits bestehenden Agentur der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger bedürfen .... solange dieselbe nicht obligatorisch ist, für Bühnenchefs wie für Bühnenangehörige, solange wird ihr eigentlicher Zweck nur mangelhaft erfüllt, und solange wird die sämmtliche Privatagentenwirthschaft lustig weiter wuchern.

Was würde Fiedler sagen, würfe er einen Blick in den „Deutschen Bühnen-Genossenschaftsalmanach für 1876", wo hinten mehr als ein Dutzend solcher Privatagenturen — obwol ihre Existenz die eigene Agentur der Genossenschaft schwer schädigt — angepriesen werden! Daß man auch um des einträglichsten Inserats willen nicht gegen sein eigenes Fleisch wüthen und das eigene Banner fahnenflüchtig verrathen darf, ist also den Herausgebern des „Almanach", wie es scheint, nicht klar gewesen.

Fiedler erinnert noch an einer Stelle in pietätvoller Weise an Konrad Eckhof; alsdann wird in der ganzen zweiten Abtheilung seines Werks für ein „deutsches Reichsministerium der schönen Künste", „Errichtung einer Nationalakademie für Dichtung und Theater", „akademische Kritik aller deutschen Dichtungen und Uebersetzungen", ein „National-Akademietheater", eine „National-Theaterschule", ein „Bureau für Kritik der Darsteller und Darstellungen" sowie für ein „Bureau für Inspection sämmtlicher Theater" plaidirt. Nebenbei geht es ohne scharfe Kritik einzelner Persönlichkeiten nicht ab, wobei aber doch der Blick hinter die Coulissen hätte fehlen dürfen, den uns der Verfasser in die Angelegenheiten der Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten zu werfen zwingt. Diese Verbindung ist bei uns noch so jung, daß es vor allem darauf ankommt, sie zu kräftigen und großzuziehen; es ist gewiß nicht wohlgethan und sachdienlich, kleinere innere Conflicte und Collisionen sowie einzelne nicht hinlänglich bedachte Aeußerungen in Generalversammlungen an die große Glocke zu hängen.

3. Theatergeschichtliche Feuilletons. Von Gotthard Hübner. Leipzig, Wölfert. 1875. Gr. 8. 3 M.

Diese kleine Schrift ist auf ähnliche Weise entstanden wie diejenige von Fiedler; sie schreitet theilweise an der Hand der Geschichte daher wie das Werkchen von Herzfeld. Interessantes wird sogleich über „Schauspielerverbindungen" beigebracht; alsdann, nach einer kurzen Darlegung der Ziele des deutschen Bühnenvereins (wobei mancher kritische Seitenhieb ertheilt wird), bespricht der Verfasser speciell die „Perseverantia", deren Schicksal allerdings der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ein warnendes Mene Tekel sein und jeden innern Haber im Keime ersticken sollte. Letztgenannte Genossenschaft wählt Hübner zum Gegenstande seiner Erörterung; für alle, die es angeht, ein entschieden lesenswerthes Kapitel. Namentlich was über das Genossenschaftsblatt gesagt wird, verdient an maßgebender Stelle Beachtung; hoffentlich wird der vor kurzem neu angestellte Redacteur dieses Organs

es sich zu Herzen nehmen, wenn über die Vergangenheit des Blattes gesagt wird:

Man versäumte, im Genossenschaftsblatt entsprechenden Ersatz (für die verpönten Agenturblätter) zu bieten; oder lag hierin von officieller Seite eine stillschweigende Bestätigung der Thatsache, daß die Bühnenangehörigen im allgemeinen nichts lesen, was ihren künstlerischen und literarischen Gesichtskreis erweitern kann? ... Der geistige Gehalt des Blattes ist gleich Null; selbstverständlich nehmen die genossenschaftlichen Mittheilungen den größten Raum in Anspruch ... mag darin auch der albernste Biercultus seine stilistischen Orgien feiern. ... Um sich einen Jux zu machen, geben die Bühnenmitglieder genug Geld aus; daß es in diesem Falle gerade zum Vortheil der Pensionskasse geschieht, ist fast gleichgültig. ... Was den übrigen redactionellen Theil des Blattes betrifft, so nährt er sich redlich vom Nachdruck ... statt Fachschriftsteller zu gewinnen, war man im Dünkel eitler Selbstgenügsamkeit taktlos genug, diese durch brüskes Benehmen und brutale journalistische Spiegelfechterei von jedem freudigen Mitwirken an der Genossenschaftssache zurückzuschrecken.

Das klingt herbe; nichtsdestoweniger war es wahr — ein Imperfectum, welches sich hoffentlich nie wieder in das Präsens verwandelt.

Der Aufsatz „Zur deutschen Dramaturgie" ist mehr „Feuilleton" als „theatergeschichtlich"; der Stoff wäre tiefer zu durchdringen gewesen. Richard Wagner's „Deutsche Kunst und deutsche Politik" kann füglich als abgethan gelten; über den „Reformator der deutschen Schaubühne" aber, G. Köberle, dessen „Theaterkrisis" Hübner mehr als 30 enggedruckte Seiten widmet, ist die Besprechung viel zu ausführlich.

Hübner's letztes uns interessirendes Kapitel: „Journalistisches", bildet die partie honteuse seines Buchs; es ist ein durch keinerlei Thatsachen gestützter Ausfall gegen die Tagespresse und deren Vertreter. Das Gesagte zeugt von einer so naiven Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse, daß dies Kapitel eine einzige große Unbegreiflichkeit bleibt. Somit bildet es den passendsten Uebergang zu dem Pamphlet:

4. Herr von Hülsen und das deutsche Theater. Von einem Eingeweihten. Berlin, Staude. 1874. Gr. 8. 1 M.

Billigerweise ist es nicht zu verlangen, daß auf dieses Conglomerat von Coulissenklatsch eingegangen werde; hätte der Verfasser im Ernste berücksichtigt werden wollen, so mußte er zuerst die Anonymität aufgeben. Seiner Behauptung, die Künstler der berliner Hofbühne fühlten sich in hohem Grade unglücklich unter ihrem Chef, widersprachen noch jüngst die Zeitungen, welche von einer sehr herzlichen Begrüßung des Personals an Hrn. von Hülsen's Geburtstage (10. oder 11. December 1875; im Datum schwankten die Angaben) Kunde gaben. Uebrigens räumt der „eingeweihte" Pamphletist selber ein:

Es wäre ungerecht, dem gegenwärtigen Generalintendanten sein redliches Bemühen und seinen außerordentlichen Fleiß abzusprechen; es wäre parteiisch, nicht seines von allen Seiten gerühmten ehrenvollen Charakters ausdrücklich Erwähnung zu thun.

Hr. von Hülsen feiert am 2. Juni dieses Jahres sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum; unbedenklich wird man sich den Worten Rudolf Gottschall's anschließen können, der, an diesen Umstand, sowie an Franz Dingelstedt's Jubiläum (1. Februar 1876) zuerst erinnernd, sich folgendermaßen aussprach: „In den zwei deutschen Kaiserstädten stehen zwei in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten theils nah verwandte, theils wesentlich verschiedene Bühnenvorstände, einander gegenüber. Beide wurden oft scharf getadelt und angegriffen, oder man machte sie oft für die Verhältnisse und Rücksichten der Hoftheater verantwortlich, welche zu ändern nicht in ihrer Gewalt lag. Einzelne Misgriffe sind bei einer so langen Wirksamkeit gewiß unvermeidlich und vermögen nicht den glänzenden Gesammteindruck derselben zu trüben. Da die Leistungen beider Bühnenleiter noch nicht abgeschlossen sind, so wird auch ein abschließendes Urtheil über dieselben noch nicht an der Zeit sein. Wol aber kann und muß man schon jetzt bei dem Rückblick auf ihre im wechselreichen Theaterleben immerhin seltene Amtsdauer anerkennen, daß die beiden Silberjubilare des Jahres 1876 wirkliche und nachhaltige Verdienste um die deutsche Bühne sich erworben, und daß sie eine durchgreifende Energie und eine mit reichen Erfahrungen stetig wachsende Sachkenntniß bewährt haben. Hoffentlich liefert ihr bevorstehendes Jubiläum den Beweis, daß die Gegenwart gegen hervorragende Bühnenvorstände nicht undankbarer, ungerechter ist, als sie gegen große Bühnenkünstler zu sein pflegt. Diesen wie jenen flicht die Nachwelt bekanntlich keine Kränze; die Gegenwart hat also die doppelte Pflicht, dies Amt zu üben. Auf Rosen ist ja ohnehin kein Theaterpotentat gebettet, und wenn ihm einmal eine Krone gewunden wird, so fehlen darin sicherlich die Dornen nicht."

Im übrigen verlangt der „Eingeweihte", der uns über Hrn. von Hülsen's Stellung zum deutschen Theater unterrichten möchte, eine Anerkennung des Theaters als Staatsinstitut auf Basis der bekannten Eduard Devrient'schen Broschüre, die Gutzkow schon 1849 mit den ernster Ueberlegung werthen Worten abgethan hat: „Man setzt in dieser Schrift so ohne weiteres voraus, daß der Staat die Bühne in Obhut und Pflege zu nehmen habe; während unsere Zeit gerade das Bestreben hat, jeder moralischen Thätigkeit nur Freiheit und Bewegung zu garantiren und im übrigen ihr zu sagen: Hilf dir selbst! Ich weiß wahrlich Kunstliebe zu schätzen, wenn Fürsten oder Stände Opfer bringen wollen; aber so ohne weiteres die Bedürfnisse der Bühne und deren Deckung durch den Staat als sich von selbst verstehend hinzunehmen, wie dies in der Schrift Eduard Devrient's geschieht, heißt: sich nur in der langjährigen Gewöhnung eines Hofschauspielers sicher und behaglich fühlen."

Daß Gutzkow seither sein Urtheil nicht geändert hat, beweist sein Zusatz: „Ungeheuere Summen vom Staate ziehen wollen für ein mittelmäßiges Komödienspiel, oder mit Verachtung und Umgehung der zeitgenössischen Literatur dramaturgische Alfanzereien treiben — das ist nicht mehr die Losung der Zeit." („Rückblicke", Berlin 1875.)

An der Hand dieses erfahrenen Mannes schreiten wir auch zu derjenigen Kategorie von auf das Theater bezüglichen Schriften, welche nun zu betrachten sind — zu den Memoiren. Gutzkow sagt: „Schauspieler geben sich zwar bestimmter, leidenschaftlicher, wilder im Haß, aber auch theilnehmender, wo sie Partei ergriffen. Jedenfalls ist ihr Umgang anregend. Das lebendige Erfassen classischer Rollen, das Besprechen des von ihnen Geleisteten (oft noch am Abend nach der Vorstellung oder vorher im

Studirzimmer), das Anhören der umlaufenden Gerüchte und Anekdoten, der scharfen, kein Härchen am Muttermal schonenden Art des Charakterisirens, das Erzählen der Traditionen über Bühnenverhältnisse, frühere Koryphäen der Schauspielkunst, in alledem liegt ein Reiz, den andere Lebenssphären nicht besitzen."

Dies paßt genau auf das Buch:

5. Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser. Bühnenerlebnisse aus dem Tagebuche eines Uninteressanten. Von Karl Sontag. Dritte Auflage. Hannover, Helwing. 1876. Gr. 8. 8 M. 80 Pf.

Den barocken Titel motivirt der Autor folgendermaßen:

Wenn ein alter Tattermann (? sic!) beim Erzählen den Faden verliert und vom Hundertsten ins Tausendste schweift, so bezeichnet eine bekannte Redensart dergleichen Sprünge: „Er fängt beim Nachtwächter an und hört beim türkischen Kaiser auf." Meine Erzählungsweise hat viel Aehnlichkeit, und so habe ich das Büchelchen ... mit diesem Titel versehen.

Dem Unterzeichneten liegt die dritte Auflage des Werks vor, welche Sontag leider mit einer Einführung versehen hat, über deren Trivialität er nicht nachgedacht haben wird: er widmet sie „seinen Feinden". Diese Dedication ist im Laufe von mehr als hundert Jahren so oft und noch in der allerneuesten Zeit dagewesen, daß der geistreiche Künstler sie sicherlich unterdrückt hätte, wäre ihm die Erwägung gekommen, was für eine Sorte von Literaten zumeist gerade bei dieser Widmung als confratres an seine Seite treten; wenn nur daran erinnert wird, daß der berüchtigte Albrecht Wittenberg seine Gedichte 1779 auch „seinen Feinden" widmete, so ist genug gesagt. Nothwendig war die Bemerkung deshalb, weil es bedauerlich wäre, Sontag's Buch mit den Elaboraten von Gesellen wie Wittenberg und Genossen deshalb etwa in Einen Topf geworfen zu sehen, weil es die gleiche Signatur an der Stirn trägt.

Denn leugnen läßt sich nicht, daß Sontag's Memoiren, namentlich in ihren Urtheilen über Dawison, Emil und Karl Devrient für die Kunstgeschichte bleibenden Werth haben. Karl Devrient insbesondere — der Unterzeichnete spricht als jahrelanger Beobachter — ist von Sontag so meisterhaft porträtirt worden, daß die Skizze über ihn quellenmäßige Bedeutung in Anspruch nehmen darf.

Bei solchen Vorzügen ist es bedauerlich, daß das Werk in manchen Einzelheiten nicht gediegener, nicht ernsthafter gehalten ist, obwol die dritte Auflage allerdings nach dieser Richtung hin höher steht als ihre Vorgängerinnen. Ein so bedeutender Kopf wie Sontag — er war an der königlichen Hofbühne zu Hannover 1866—71 der Einzige neben Karl Devrient, von dem man ausnahmslos sicher sein konnte, daß seine jedesmalige Kunstleistung interessiren, fesseln und anregen würde — sollte kleine Trivialitäten und Späßchen scheuen, welche die Kritik einer renommirten berliner Wochenschrift mit dem Ausdrucke „Kneipenhistörchen" bezeichnen durfte. Sontag selbst hat seinen ursprünglichen Fehler eingesehen und in der dritten Auflage seine persönliche Würde durch mehr als eine Anmerkung gerettet, die seinem Buche nur zugute kommen konnte.

Im übrigen ist zu bewundern, wie richtig Sontag sich als Schauspieler charakterisirt, wenn er nicht gar über seine Fähigkeiten noch zu ungünstig urtheilt; ferner muß man loben, daß er den Muth hat, für seinen ehemaligen Fürsten ritterlich-ehrenhaft aufzutreten, während man ehedem in Hannover die biedern Leute nach Dutzenden zählen konnte, welche vormals königliche Gnadenbezeigungen jeder Art — vom Orden bis zum wiederholten Bezahlen ihrer Schulden — genossen hatten, aber nach 1866 vor dem bloßen Namen des ja nun depossedirten Monarchen ein Kreuz schlugen. Nur zu wahr bemerkt Sontag: „daß Vorkommnisse stattgefunden haben, welche selbst einen notorischen Feind des Königs empören mußten". Unvergessen ist die (auch öffentlich gerügte) Taktlosigkeit, in Festspielen, bei besonders feierlichen Gelegenheiten, sogar von der Bühne herunter (durch Karl Devrient's Mund, der guter Berliner, aber trotzdem über diese Nöthigung empört war) Schmähungen auf den Fürsten häufen zu lassen, der eben diese Bühne erbaut, eben dieses Theater geschaffen hatte.

Hier also ist ein Punkt, wo Sontag ein beherzigenswerthes Wort gesprochen hat, wie denn überhaupt seine allerdings in manchem Betracht vielfache Blößen bietenden Aufzeichnungen namentlich für solche Leser im höchsten Grade schätzbar bleiben werden, welche sich darauf verstehen, das Zufällige vom Wesentlichen, das Vergängliche vom Dauernden, bleibend Werthvollen kritisch zu sondern.

Hermann Uhde.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Neue katholische Romane.

Wenn das große nicht- oder freikatholische Publikum die dichterischen Productionen ultramontaner Schriftsteller in den meisten Fällen ignorirt und der Kritiker neue Publicationen dieser Richtung nur mit Widerwillen zur Hand nimmt, so ist eine solche Erscheinung nur zu leicht erklärlich. Denn man kann sicher sein, daß in einem solchen Werke die Tendenz mit möglichster Prätension zur Schau getragen, und daß über Andersdenkende in einem Tone abgeurtheilt wird, der bisweilen sogar auf eine schlechte Erziehung schließen läßt. Es ist dies nur zu bedauern, denn mit dem wirklich Schlechten wird auch manches Gute fortgeworfen und unverdient der Vergessenheit überantwortet. Bei dem ersten der drei hier zu besprechenden Romane wäre aber der Ausdruck solchen Bedauerns unmotivirt, denn ich bezweifle, daß dieses Product blindester Parteiwuth selbst den Ultramontanen vom reinsten Wasser Freude machen wird. Es ist dies:

1. Urdeutsch. Historischer Roman von C. von Bolanden. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1876. 8. 7 M. 50 Pf.

Die neueste Dichtung des von seiner Partei vergötterten Bolanden bildet das erste Drittel einer Romantrilogie, deren zweite und dritte Abtheilung die Titel „Altdeutsch" und „Neudeutsch" führen sollen. Schon darin drängt sich die Aehnlichkeit mit Freytag's Romancyklus „Die Ahnen" auf, welcher ja auch von Band zu Band in der Zeit fortschreiten soll.

Unverkennbar aber geht aus dem schlecht stilisirten Vorwort die Absicht des Verfassers hervor, ein Gegenstück zu den Freytag'schen Dichtungen zu liefern. Er sagt da nämlich:

Die Culturkämpfer behaupten, deutsche Urnatur vertrüge sich mit römischem Wesen nicht; darum freie Bahn für deutsche Wissenschaft und Freiheit, für urdeutsches Recht und urdeutsche Sitte! Lügner die sie sind! Sie beschwindeln das unwissende Volk — wer aber Cäsar, Tacitus, Plinius, Strabo und andere Kundige gelesen, der wird den Betrug sofort einsehen.

Bolanden kennt nun jene Schriftsteller aus dem Grunde, und auf deren Zeugnisse gestützt will er in Form historischer Romane wahrheitsgetreue Bilder der deutschen Vergangenheit entwerfen, und zwar in „Urdeutsch" jener Zustände, in welchen das Christenthum die Deutschen fand; in „Altdeutsch" will er darstellen, was die katholische Kirche aus den Deutschen gemacht hat, und in „Neudeutsch" will er den Deutschen zeigen, was sie durch den Abfall von der Kirche geworden sind.

Freytag's Name ist nirgends genannt, und doch darf man, wenn man bedenkt, wie dessen neueste Dichtungen von ultramontaner Seite aufgenommen worden sind, kühn behaupten, daß jene Anschuldigungen nur gegen ihn gerichtet sind. Behaupten doch ultramontane Kritiker, daß Freytag in den einzelnen Bänden der „Ahnen" feindselige Seitenblicke auf das Christenthum werfe. Nun, wenn Freytag den Trägern des christlichen Glaubens irgendwo einige Hiebe versetzt hat, so werden sie dieselben auch wol verdient haben; und wenn Bolanden dagegen von den Deutschen ein ganz anderes Bild entwirft wie Freytag, so wird er dazu ebenfalls Berechtigung haben, zumal er ja alles mit manchmal sehr überflüssigen Citaten belegt. Es kommt aber darauf an, ob der vorurtheilsfreie Leser die Fehler der alten Deutschen mit denselben Augen betrachtet wie Bolanden, und ob ihr Gebaren auf ihn gerade den schlimmen Eindruck macht, den Bolanden beabsichtigt. Ich habe manchmal lachen müssen, wenn ich die krampfhaften Anstrengungen des ultramontanen Schriftstellers betrachtete, die armen Deutschen recht herabzusetzen.

Bolanden hat, wie in allen seinen Werken, mit derbster Absichtlichkeit die Seiten hervorgehoben, welche nach katholischer Ansicht am Heidenthum verwerflich sind. Er that dies zu dem Zwecke, die spätere Umwandlung durch das Christenthum als recht gewaltig darstellen zu können. Aber er begnügt sich nicht damit, diese Charakterzüge und Sitten mit aller Objectivität einfach als thatsächlich hinzustellen, sondern weist noch nachdrücklich auf dieselben hin, beurtheilt sie mit katholischem Maßstabe, vergleicht sie mit christlichen Sitten und stellt ihnen endlich die neudeutsch-heidnischen gegenüber. Statt vieler Beispiele stehe hier nur eins. Bolanden erwähnt der Pflege, welche manche Reptilien von den Deutschen genossen, und fügt hinzu:

Wenn gegenwärtig im neudeutschen Reiche die Reptilien zu Ehre und Ansehen kommen, und dieses giftige Gewürm auch das Erhabenste mit dem Unflate seines Geistes besudeln darf, so mag wol diese klägliche Sitte eine verspätete Nachwirkung urdeutschen Wahns und barbarischen Geschmacks sein.

Ja, um das Heidenthum in der stärksten Weise dem Haß preiszugeben, sodaß den christlichen Philister eine Gänsehaut anwandeln muß, hat Bolanden es nicht verschmäht, selbst Garstiges, Abscheuliches aufzunehmen, auf die Gefahr hin, jedes Zartgefühl zu verletzen. Von mehrern Stellen hebe ich die folgende hervor. Velleda will das Brautessen kochen, und Bolanden beschreibt es:

Sie öffnete theilweise die Wolfshaut und ließ einen gewissen unaussprechlichen Körpertheil eines Ziegenbockes sehen. Dieses Unaussprechliche wurde als Gericht für die Brautleute bereitet, eheliche Fruchtbarkeit zu erzeugen.

Weitere Beispiele einer wirklich gesuchten Roheit wollen wir um unserer Leser willen nicht mehr anführen.

Für den gehässigen rohen Ton, welcher die ganze Darstellung durchweht und keinen ruhigen Genuß aufkommen läßt, entschädigt uns in keiner Weise die Handlung. Sie ist ärmlich und schlecht erfunden. Vithimer, ein christlicher Fürst, freit um die schöne heidnische Vissula. Diese will die Seine werden, wenn er das Amt eines Bluträchers gegen die Billing übernehmen will. Ein solches Ansinnen zu erfüllen, verträgt sich nicht mit Vithimer's christlichen Begriffen. Aber seine Liebe zu Vissula ist groß — es entsteht ein Kampf zwischen Liebe und Glauben. Erstere droht zu siegen. Da bemächtigt sich der heilige Martin des Fürsten, verleitet ihn zu geistlichen Uebungen, legt ihm Fasten auf, bearbeitet seinen breiten Rücken mit Ruthen und schneidet ihm das Haar ab. Vithimer entsagt. Glücklicherweise thut aber nun St.-Martin aus purer Gefälligkeit ein Wunder, worauf Vissula sich bekehrt und in christlicher Ehe mit dem gequälten Jüngling vereinigt wird.

Man denke aber nicht, daß diese Handlung allein die beiden Bände fülle — nebenbei werden dem Leser noch tausenderlei Ereignisse und Gebräuche, Reden und Bemerkungen geboten, welche mit der Handlung nichts zu thun haben, sondern lediglich der Schilderung germanischer Unsitten dienen. Manche dieser Darstellungen sind derartig, daß der Verfasser selbst es für nöthig hält, zarte Gemüther vor der Lektüre zu warnen.

Auch die Charaktere bieten nichts Interessantes. Schon einem Freytag wurde es schwer, die „alten Ahnen" unserm Interesse nahezubringen, wie viel mehr einem Bolanden. Ich will über dieselben deshalb kein Wort verlieren, zumal auch hier die Bolanden'sche Schablone angewandt ist.

Der Dialog ist durchaus mangelhaft; der Stil, trotz einzelner Anklänge an Freytag, matt und unbefriedigend. Das ganze Werk hinterläßt einen sehr ungünstigen Eindruck, der frühere Bolanden ist in demselben nicht zu erkennen. Man glaubt es mit einer großen Kraft zu thun zu haben, die sich mit vollem Bewußtsein als recht roh geberdet, die jedem Anstandsgefühl ins Gesicht schlägt.

Wie ganz anders die Gräfin Hahn-Hahn, trotzdem dieselbe doch denselben Anschauungen huldigt! Da haben wir eine strenge Katholikin, die ihrem Glauben mit Bewußtsein ergeben und stets bereit ist, ihn gegen alle Angriffe zu verfechten; aber wir haben auch zugleich eine feinfühlige, von reinem Schönheitssinn durchdrungene Dame, eine Dichterin, die weit davon entfernt ist, ihrer Religion ihr ästhetisches Glaubensbekenntniß zu opfern; freilich auch eine Kraft, aber eine solche, die nicht mit Keulen auf die Ungläubigen losschlägt und sie mit Koth bewirft, sondern eine besonnene Streiterin, welche die Schwächen der Gegner zu erspähen und ihnen sich unbemerkt zu nahen sucht. Und eine solche Behandlungsweise wird sich der Leser

gern gefallen lassen. Achtung einem jeden Tendenzromane, der sich streng innerhalb der ästhetischen Grenze hält! Darum muß es uns freuen, daß Gräfin Hahn-Hahn eine zwar durch und durch katholische, aber auch zugleich schöne Dichtung geschaffen. Denn man kann den meisten der heutigen katholischen Schriftsteller gegenüber behaupten, daß katholische Gesinnung und schöne Form sich nicht vereinigen lassen. Gräfin Hahn-Hahn gehört nicht zu dieser Klasse, gerade deshalb aber ist sie gefährlich. Sie weiß zu überzeugen — manchmal in der That nicht allein die Personen des Romans, sondern auch den Leser. Es fällt ihr nicht ein, das Christenthum oder speciell den katholischen Glauben mit abstracten Beweisen zu vertheidigen, sondern als echte Dichterin zeigt sie an den Individuen die Haltlosigkeit einer glaubenslosen Seele und die innere Kraft, welche, nach ihrer Ansicht natürlich, der überzeugungsvolle Glaube verleihen muß.

So auch in dem neuesten Romane:

2. Nirwana. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1875. 8. 9 M.

in welchem sie an den Schicksalen dreier Familien nachweisen will, daß ein Leben ohne Gott in der That ein elendes Leben ist, daß es den Menschen ins Verderben reißt. Leonilla hat sich mit dem simpeln Edwin von Walden vermählt; sie liebte ihn nicht, nur sein Vermögen zog sie an. Bald aber empfindet sie an seiner Seite eine unerträgliche Leere. Durch den Rausch der gesellschaftlichen Vergnügungen sucht sie dieselbe auszufüllen, aber ohne Erfolg. Mit ihrem Verwandten Rüdiger freundschaftelt sie eine Weile, und als dieser sich ernstlich in sie verliebt, wird er ihr langweilig. Dann kommt der Mann ihrer Cousine Philiberte an die Reihe. Auch das hält nicht lange vor. Endlich sieht sie den edeln frommen Kaplan Osorio, der sie mächtig anzieht. Die glaubenslose Weltdame verliebt sich in den Diener Gottes, ohne es sich zu gestehen und ohne irgendwie von seinen Gesinnungen etwas anzunehmen. Und als Osorio endlich stirbt, da ertränkt sie sich.

Die zweite Geschichte soll denselben Beweis führen mit glücklicherm Ausgang. Nachdem sich Rüdiger von Leonilla losgerissen, verliebt er sich in die kindlich fromme Adriane, Tochter einer italienischen Fürstin. Als seine Geliebte eines Tags nach seinen religiösen Ueberzeugungen fragt und er ihr keine genügende Auskunft geben kann, sagt sie schnell sich von ihm ab. Rüdiger bekehrt sich indessen später, Kaplan Osorio theilt dies der jungen Dame mit, und sie nähert sich ihm wieder, um sich schließlich mit ihm zu vermählen.

Die dritte ist ähnlich. Philiberte ist mit Theodorich Teutleben verheirathet, aber unglücklich. Eines Tags flieht die junge Frau zu ihren Aeltern. Teutleben geht in die Welt, kehrt nach einiger Zeit zu Philiberte zurück — beide gehen nach Italien, wo sich Teutleben bekehrt.

Wie man hieraus ersieht, hat der Roman weder Einen Helden noch Eine Handlung, sondern mehrere Hauptpersonen und drei Handlungen, welche selbständig nebeneinanderlaufen und nur insoweit etwas miteinander zu thun haben, als die betheiligten Personen freundschaftlich oder verwandtschaftlich verbunden sind. Das genügt aber nicht, ein einheitliches Kunstwerk zu schaffen, wie der Roman es sein soll. Auch muß das am Bau der Handlung getadelt werden, daß die Entwickelung nur sprungweise vor sich geht. Endlich fehlt es dem Romane recht fühlbar an äußerer Handlung: ein Mangel, an dem gerade diese Dichtungsart nicht leiden sollte.

Für solche Mängel entschädigt uns aber die Dichterin vollauf durch die interessanten und mit vollendeter Kunst dargestellten Charaktere. Nehmen wir zunächst einmal den Familienkreis des Grafen von Euben. Da ist der Graf Wilibald mit seinem köstlichen Gleichmuth, seinem jugendlichen Leichtsinn und seiner Begeisterung für das Schöne — Charakterzüge, welche seine fromme Gemahlin häufig genug zur Verzweiflung bringen und zu mancher Gardinenpredigt veranlassen. Diese wird mit der nöthigen Geduld aufgenommen und der zärtlichen Predigerin großmüthig das letzte Wort gelassen. Die gute Gräfin hat nämlich die manchmal lästige Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit über jede Kleinigkeit einen langen erbaulichen Sermon zu halten. Folge davon ist, daß ihre Rathschläge sehr wenig Einfluß haben — es geht doch jeder seinen Weg. Das betrübt sie, zumal sie doch immer recht behält und ihre Unglücksprophezeiungen nur zu oft in Erfüllung gehen. Der Familie gegenüber hat sie stets unrecht; der Leser aber muß ihr in den meisten Fällen zustimmen. Wenn die muntere Philiberte den Rathschlägen ihrer Mutter gefolgt wäre, so hätte sie jedenfalls Theodorich nicht geheirathet; aber das schöne Kind hatte einen eigenen Willen und war nicht zufrieden, bis sie Gräfin Teutleben hieß. Aber Theodorich ist nicht der Mann, Philiberten zu genügen; er vernachlässigt sie, und sie? — sie duldet die Huldigungen des Marquis von Fleuranges. Aber auch dieser wird ihr untreu. Was bleibt ihr übrig? Sie dilettirt ein wenig in Frömmigkeit und geht dann gern mit Teutleben nach Italien.

Dem Euben'schen Familienkreise steht Leonilla nahe, der Liebling des alten Grafen. Schön, gewandt, freundlich, weiß sie alle zu bezaubern. Die Frauen beneiden sie, die Männer liegen zu ihren Füßen. Bald neigt sie zu Rüdiger, bald zu Teutleben; keiner genügt ihr. Sie fühlt sich unendlich leer; ihr einfältiger Mann, den sie nur seines Reichthums wegen geheirathet hatte, ist ihr zuwider. Oft genug will die Gräfin Euben ihr Herz zu Gott wenden, es gelingt ihr nicht. Da kreuzt der edle Priester Osorio ihren Weg; sie findet einen Mann in ihm; sie fühlt sich zu ihm hingezogen, doch sie ist zu stolz, es sich zu gestehen. Als Osorio aber ins Gefängniß geführt wird, da fühlt sie wie es um ihr Herz steht, und als Osorio plötzlich stirbt, da macht auch sie ihrem Leben ein Ende.

Dieser tragische Abschluß ist nicht genügend motivirt. Sollte der Selbstmord Leonilla's völlig begründet erscheinen, so müßte ihre Liebe zu Osorio weit mehr hervorgehoben werden. So aber scheint es nur, als sei die Dichterin in Verlegenheit gewesen, was sie mit dem Weltkinde, das sich nun einmal gar nicht bekehren will, anfangen sollte.

Alle diese Frauencharaktere sind von großer Schönheit. Weniger gelungen sind die Männer, Graf Euben ausgenommen. Rüdiger ist eine ganz matte Figur. Kaplan Osorio ist schon besser, jedenfalls aber ohne das Verdienst der Dichterin, denn die Schablone zu einem katholischen Priester liegt jedem vor.

Und diese Charaktere sind mit vollendeter Kunst dargestellt; mit voller Unmittelbarkeit, mit plastischer Anschaulichkeit treten sie uns entgegen. Nirgends hat die Dichterin eine abstracte, von der Handlung losgelöste Schilderung versucht, immer geht der Charakter aus dem Gange des Romans selbst hervor. Und dann diese trefflichen Schilderungen der Gesellschaft und des friedlichen Familienlebens der Euben.

Wenn wir dasselbe Lob nur auch der Darstellung der Leidenschaften zollen könnten! Hier aber stoßen wir auf eine Schwäche der Verfasserin, die sich wol aus ihrem Alter und ihrer jetzigen beschaulich religiösen Lebensweise erklären läßt. Da fühlen wir im Romane nirgends den Hauch kräftiger Empfindung, nirgends das Wogen jugendlicher Gefühle, nirgends das Stürmen gewaltiger Leidenschaft. Immer dieselbe glatte Meeresfläche, die nur selten von einem leichten Winde gekräuselt, nie aber von dem Sturm bis in die Tiefen bewegt wird! Wenn ein Augenblick kommt, wo die Leidenschaft in hellen Flammen emporschlägt, dann bricht die Dichterin ab und führt uns die Person erst dann wieder vor, wenn das Feuer nur noch unter der Asche glüht. Woher kommt, fragt der Leser, die Sinnesänderung Teutleben's? Wie vollzog sich Rüdiger's Umwandlung? Die Dichterin gibt keine Antwort. Oder wenn sie es wirklich wagt, an eine tiefe Gemüthsbewegung heranzutreten, so ist die Darstellung matt, abgeblaßt — kein Gewitter, sondern nur Wetterleuchten.

So ist auch die Sprache, weich und edel, von großer Schönheit. Im ganzen darf man sich freuen, unsere Romanliteratur mit einem solchen Werke vermehrt zu sehen.

Der dritte Roman:

3. Die Tochter des Kunstreiters. Von Ferdinande Freiin von Brackel. Köln, Bachem. 1875. 8. 4 M. 20 Pf.

kann zu den eigentlich katholischen kaum gerechnet werden, weil er eine solche Tendenz im allgemeinen nicht verfolgt. Er ist die erste größere Dichtung einer westfälischen Dame, die ein schönes Talent, aber noch nicht die volle Macht es anzuwenden besitzt. Das geht aus vorliegendem Werke klar hervor. Die Wahl des Stoffs darf eine recht glückliche genannt werden, weil derselbe nicht allein interessant, sondern auch neu ist. Zwar haben schon mehrfach Romanschriftsteller das Leben herumziehender Kunstreiter zum Vorwurf genommen, noch nicht aber den Adel des Kunstreiterthums, wie ihn ein Renz und Salamonsky repräsentiren. Denn in dieser seltsamen, orientalisch duftenden Sphäre spielt der Roman.

Graf Kurt Degenfeld verlobt sich mit Nora, Tochter des Circusdirectors Karsten. Von seiten der Aeltern finden die jungen Leute Hindernisse in Menge, die aber schließlich durch einen Vergleich beseitigt werden. Die Liebenden sollen sich zwei Jahre lang nicht sehen; wenn sie nach Ablauf dieser Zeit noch gerade so denken, so soll die Vermählung erfolgen. Degenfeld's Mutter hofft, ihren Sohn auf diese Weise auf andere Wege zu bringen. Sie läßt ihn daher frohen Muthes zu einer Gesandtschaft im Orient abgehen. Nora's Vater ist indessen in Geldbedrängnisse gerathen, die sich noch steigern, als ein zweiter Circus dem seinigen erfolgreiche Concurrenz macht. Er sieht nirgends Hülfe. Da macht ihn sein Geschäftsführer Landolfo darauf aufmerksam, daß Nora ein immenses Talent besitze, und daß ihr öffentliches Auftreten genügen würde, den Concurrenten lahmzulegen. Karsten geht auf den Gedanken ein. Aber Nora sträubt sich, aus Zartgefühl, in Erinnerung der letzten Worte ihrer Mutter, und aus Furcht, ihrem Verlobten zu misfallen. Endlich aber siegt die Kindesliebe, welche den Ruin des Vaters nicht zulassen kann, so lange ihr Hülfe möglich ist. Nora tritt auf. Karsten's Kasse füllt sich, die Concurrenz ist todt gemacht. Nora schreibt ihrem Verlobten verzweiflungsvoll die Sachlage und sendet den Brief, weil sie Kurt's Adresse nicht weiß, an dessen Mutter. Diese, längst erfreut über Nora's Auftreten, welches ihren Sohn gegen seine Verlobte erbittern muß, liest den Brief und legt ihn unter Zeitungs- und Anschlageblätter, welche Nora preisen. Letztere liest Kurt zuerst. Wuth- und schmerzerfüllt sendet er Nora's Brief unerbrochen „retour nach Deutschland" zurück.*) Bald darauf fällt er in ein heftiges Fieber, welches, von Rückfällen verschlimmert, ihn dem Tode nahebringt. Endlich ist er im Stande wieder nach Deutschland zu reisen. In einem Eisenbahncoupé treffen Nora und Kurt wieder zusammen — beide schweigen; als letzterer aber auf dem Gute seiner Cousine Lilly (einer Pensionsfreundin Nora's) ankommt, fällt er in seine Krankheit zurück. Der Hauskaplan, mit den Verhältnissen bekannt und begierig, Nora's Lage kennen zu lernen, geht zu ihr, erfährt die Sachlage und erkennt Nora's Schuldlosigkeit. Als er bald darauf in Lilly's und Kurt's Gegenwart Nora gegen die Gräfin vertheidigt, faßt Lilly den Entschluß, Nora aufzusuchen. Sie nimmt Kurt mit, ohne ihm zu sagen wohin. Nachdem sie bei Nora gewesen, sagt sie es Kurt, und auch dieser geht hin. Es gibt einen heftigen Auftritt, der damit endet, daß Kurt einen baldigen längern Besuch verspricht. Drei Tage nachher aber steht in den Zeitungen, daß Nora mit Landolfo durchgegangen. Kurt liest es, schwört Nora ab und verlobt sich mit Lilly. Nora ist aber nicht geflohen, sondern deren Stiefmutter. Erst spät als verheiratheter Mann erfährt Kurt zu seinem Schmerze den Hergang; Nora aber geht ins Kloster.

Das Einzige, was an dieser gut componirten Handlung auszusetzen wäre, ist das Raffinement in Benutzung des Zufalls; von dem geringfügigen Umstande, daß Nora's Brief nicht oben, sondern unten im Packete liegt, hängt das Schicksal zweier edler Menschen ab! Eine solche Macht darf dem Zufall im Romane nie eingeräumt werden.

Die Charaktere sind im ganzen wohlgelungen, besonders die kleine egoistische Lilly, die ihren Gatten ganz allein haben und ihn nicht einmal mit der Mutter desselben theilen will. Dagegen scheint es mir, als fehle der Dichterin für die Darstellung der Leidenschaften noch die rechte Kenntniß und das rechte Maß. Kurt's Ausbrüche sind nicht natürlich. Doch soll man darüber mit einem jungen Talent nicht rechten. Besser ein Uebermaß von Kraft, die sich bändigen, als ein Mangel daran, der sich nie ersetzen läßt.

Heinrich Keiter.

*) Die Unkenntniß der Verfasserin mit postalischen Bestimmungen, welche hieraus hervorgeht, ist erklärlich und verzeihlich.

Eine Reise in Phönizien.

Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien von Hans Prutz. Mit vier lithographirten Kartenskizzen und einem Plan. Leipzig, Brockhaus. 1876. Gr. 8. 8 M.

Vor länger als einem Vierteljahrhundert durchwanderte Professor Sepp in München zum Behufe kirchlich-antiquarischer und biblischer Forschungen das Heilige Land, und seitdem hat er nicht aufgehört demselben seine Aufmerksamkeit zu widmen. Insbesondere handelte es sich darum, die Kathedrale von Tyrus im alten Phönizien einer genauern Untersuchung zu unterwerfen; um so mehr, als deren gewaltige Ruinen darauf hindeuteten, daß unter ihrem Schutte noch manches werthvolle Kunstdenkmal des Alterthums und des Mittelalters, manche interessante Grabstätte und Inschrift aus der Zeit der Kreuzzüge begraben sein möge. Professor Sepp selbst wollte sich dieser Untersuchung unterziehen, und er gewann die kräftige Beihülfe des Deutschen Reichskanzleramts, um an Ort und Stelle Ausgrabungen vorzunehmen. Er bedurfte aber zu diesem Zwecke eines Assistenten, und dieser wurde in der Person des Verfassers vorliegenden Buchs in einer, wie es fast scheint, ihm selbst noch unaufgeklärten Weise gefunden, die es mit sich brachte, daß er in kürzester Frist, ohne jegliche Vorbereitung, schon nach acht Tagen seinem Reiseziele entgegenzugehen hatte. Die Reise selbst ging, sammt den Ausgrabungen, glücklich von statten. Gleichzeitig aber hatte der Verfasser über Land und Leute so viel Kenntnisse gesammelt, daß er nach seiner Rückkehr die an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen durch Vergleich mit andern Berichten sichtete und mit historischen Studien vertiefte. Die Frucht des Ganzen ist vorliegendes Werk, ein Gemisch von Naturschilderungen, geographischen Betrachtungen und geschichtlichen Darstellungen der berühmten Orte des alten Phöniziens und ihrer Nachbarschaft; ein Gemisch aber, in welchem das Geschichtliche weitaus den übrigen Theil überragt. In diesem auch liegt der Schwerpunkt des Buchs, sodaß dieser Theil als Einschlag in den geographischen und touristischen Aufzug etwas sehr umfangreich ausgefallen ist. So sehr auch der Verfasser für den Orient und seine von ihm betretenen Landschaften schwärmt, so hat er doch offenbar mehr Sinn für den Menschen in Geschichte und Gegenwart als einen tiefen Blick für die Natur gehabt, soweit sie den Naturforscher interessirt. Nimmt man jedoch ein Buch wie es ist, und nicht wie es sein könnte, so hat uns der Verfasser doch einen guten Dienst geleistet, indem er, ganz im modernen Geiste der Geschichte und Geographie, das alte Phönizierland durch Aufklärung des Zusammenhangs seiner Geschichte mit seinem Grund und Boden wieder aufleben ließ. Das ist um so verdienstlicher in einer Zeit, wo sich durch archäologische Forschungen die Verbreitung der Cultur durch phönizische Pionniere, selbst für Deutschland, viel größer herausstellt, als man noch vor wenigen Jahren annehmen durfte. Waren sie doch z. B. nach François Lenormant unzweifelhaft die Verbreiter von bronzenen Gegenständen, mithin die ersten Veranlasser einer neuen, der Steinzeit folgenden Culturperiode! Insofern kommt dem Verfasser gewiß ein sehr empfänglicher Sinn entgegen. Sind auch seine Anschauungen über die physischen Triebkräfte des phönizischen Handels und Colonialismus nicht neu, so ist es doch sein Verdienst, bestätigt oder ergänzt zu haben, was einer seiner Vorgänger, Movers, über die Weltlage des Phönizierlandes zuerst aussprach. Nun wissen wir es ja sicher, daß weder Unfruchtbarkeit noch eine besonders hafenreiche und hafengute Küste die Phönizier zu ihrem Welthandel veranlaßte, sondern daß es in ihrer Rasse lag, die sie zu den Vorgängern des wandernden Judenthums werden, sie aus den reich gesegneten Gefilden des eigentlichen alten Kanaan in alle Welt ziehen ließ. Wenigstens möchten wir die Sache so ansehen, während der Verfasser die Phönizier ein Seefahrervolk ersten Ranges durch den Ueberreichthum des von ihnen bewohnten Niederungslandes und trotz der ungünstigen Beschaffenheit der phönizischen Küste werden läßt. Handelten doch die Phönizier auch mit Gegenständen, die nicht ihrem eigenen Lande entstammten! Daß jedoch die Rasse in einem engen Zusammenhange mit ihrem Grund und Boden stehe, mag zugestanden, und darum auch zugegeben werden, daß die große Fruchtbarkeit der kanaanitischen Ebene insofern Anlaß zu dem Seefahrerthum der Phönizier gab, als selbige eine höhere Cultur des Bodens, zuletzt damit eine höhere Intelligenz der Bewohner erzeugte.

In zehn Abschnitten stellt uns nun der Verfasser seine Reise von Berlin nach der phönizischen Küste dar: Beirut, Sidon, Sur oder das moderne Tyrus, das alte Tyrus, Tyrus zur Zeit der Kreuzzüge, die venetianische Commune in Tyrus, die venetianische St.-Markuskirche in Tyrus, Baalbek und Damaskus oder einen Ausflug in den Libanon. Für die Composition selbst wäre es gewiß besser, d. h. abrundender gewesen, wenn der Verfasser sogleich mit seiner Ankunft in Beirut begonnen und uns die ersten 44 Seiten erspart hätte, weil er doch plötzlich mit Damaskus schließt, folglich in einem andern Grundtone endet, als in welchem er begann. In Beirut hielt sich der Verfasser, als er es zuerst betrat, nur flüchtig auf, erst später hatte er Gelegenheit, es in aller Gemächlichkeit zu genießen; um so mehr, als Beirut gegenwärtig nicht nur der Knotenpunkt des Handels für ganz Syrien, sondern auch dessen geistiger Mittelpunkt ist, der die Transport- und Handelsschiffe Oesterreichs, wie Frankreichs, Rußlands, Italiens, Amerikas u. s. w. in seinem Hafen sammelt. Von hier aus ging es zu Pferde nach Sidon, wo man bereits den europäischen Luxus Beiruts hinter sich ließ und mit eigener Haushaltung weiter zu ziehen hatte. Das tiefblaue Meer zur Rechten, die malerisch mit Dörfern dicht besetzten Gehänge des Libanon zur Linken, trabte man anfangs von Beirut aus durch schattige Pinienwälder auf weichem Sande, durch Cactushecken und Maulbeerpflanzungen, denen sich am Fuße des Libanon auch reiche Olivenhaine zugesellen, dem Gebirge zu, um über Khan-el-Khalde (das alte Heldua), durch wasserlose Wadis oder wasserreiche Bergflüsse, auf den Paß von Ras Damur, d. h. auf mühsame steinbesäete Pfade einzulenken, welche zu einem zweiten noch mühsamern Passe (Ras Jedrah) führen, von dem aus

man bereits Saida, das alte Sidon, auf einer langgestreckten Halbinsel in der Ferne vor sich liegen sieht. Wie man vorher aufstieg, hat man nun wieder bergab zu steigen, um erst nach Ueberwindung eines neuen Passes (Ras Rumeileh) der Mündung des alten wasserreichen Bostrenus (Nahr-el-Auloh), d. h. einem bequemen Seestrande entgegenzureiten, wo man von den malerisch costumirten Kawassen des deutschen Viceconsuls in Saida und diesem selbst begrüßt wurde. Hier, in der ehemaligen Fischerstadt (Sidon) der Phönizier, befand man sich zum ersten male in einer von der abendländischen Cultur fast noch unberührten Mittelstadt, gastlich aufgenommen in dem stattlichen Hause des Hrn. Abella, eben jenes Consuls. Auch diesmal hielt sich der Verfasser nur kurze Zeit auf, um erst bei der Rückkehr das garten- und obstgesegnete, darum für ganz Syrien wichtige Gefilde behaglicher zu mustern. Durch diese duftigen Gärten hindurch ritt man auf der Straße nach Tyrus weiter. Sie senkt sich dem Meere, seiner flachen Sandküste zu, während der Libanon weit von dieser zurückweicht; zwischen beiden lagert die von fruchtbaren Feldern bedeckte sidonische Ebene, das eigentliche, ursprünglich so geheißene Kanaan. Reizend ist der Blick auf das Gebirge, das auch hier zahlreiche Dörfer an seinen Gehängen trägt, wogegen sich im Südosten der schneebedeckte Hermon, die bedeutendste Erhebung des Antilibanon, in schönen langgestreckten Linien darüber erhebt. So tritt das Gebirge abwechselnd vom Meere zurück und wieder an dasselbe mit seinen Ausläufern heran, hier und da aus seinen Thälern frische Gewässer in das Meer sendend. Bald hinter Surafend, dem alten Sarepta (Zarbath des Alten Testaments), erblickt man schon Tyrus, wie eine auf dem Meere schimmernde Insel, weit in die blaue Flut vorgeschoben, von einigen hochstämmigen Palmen und einem schlanken Minaret überragt. An den in weißen Kalksteinfels gehauenen Gräberhöhlen von Athlun vorüber ging es auf dem feuchten Meeressande munter dem endlichen Ziele entgegen. Nicht lange, und schon wurde man abermals von einer deutschen Behörde, dem Generalconsul Th. Weber aus Beirut, inmitten eines stattlichen Reitertrupps, auf freier Straße begrüßt. So zog man in Sur, dem modernen Tyrus ein, um, anfangs von Hrn. Weber kräftigst unterstützt, vier Wochen lang Nachgrabungen in einer Landschaft anzustellen, welche durch ihre herrliche Combination von Meer, Gebirg und Ebene täglich aufs neue entzückte, durch ihre Trümmer aber ebenso kläglich an eine Herrlichkeit erinnerte, die im Alterthume sprichwörtlich war. Auch an sich hat Sur kein einladendes Aeußere. Man reitet von Osten her über die Landenge durch ein enges düsteres Thor, das einzige des Ortes, in denselben ein, durch enge unsaubere Straßen in ein unentwirrbares Labyrinth der regellosesten Gassen und Winkel, zwischen denen man hinirrend rechts und links nichts als kahle Mauern um sich hat. Oeffnet sich einmal eine Thür, so starrt man in einen Hof voll elender, höhlenartiger, dunkler, schmuziger Hütten, in denen fast nackte, von Schmuz und oft von Ausschlag bedeckte Kinder und abschreckend häßliche zerlumpte Weiber ihr Wesen treiben.

Die mit deutschem Gelde bezahlten Ausgrabungen waren deshalb eine wahre Wohlthat für die arme Bevölkerung dieses neuen Tyrus, und da zu denselben jung und alt strömte, so entwickelten sich täglich Bilder, die dem Verfasser den besten Einblick in orientalisches Leben gestatteten, obgleich es kein besonderes Vergnügen war, auf dem schattenlosen, von der Sonne des Orients durchglühten Platze bei den Ausgrabungen zu verharren. Es bilden deshalb auch die von dem Verfasser an Ort und Stelle gewonnenen Anschauungen dieses Orientlebens sowie die Untersuchungen über die Topographie des alten Tyrus und die venetianische St.-Markuskirche daselbst nicht nur die Würze, sondern auch das Beste des Buchs, da sie Selbständiges bringen, was man nicht, wie die übrigen geschichtlichen Mittheilungen, aus Büchern entlehnen kann, ohne den Orient gesehen zu haben. Der eigentliche Zweck der Reise war die archäologische Untersuchung jener Kirche, zu welchem Behufe eine Menge von arabischen Hütten im Innern derselben niedergerissen werden mußten, um den Schutt bis auf die Fundamente des Bauwerkes auszuräumen. Leider erwies sich die Ausbeute an Inschriften und Bildwerken, bei großer Mannichfaltigkeit und oft überraschender Schönheit der einzelnen Stücke, doch nur auf Bruchstücke oder vielfach beschädigte Trümmer beschränkt. So gründlich war bis auf die neueste Zeit der früher ohne Frage herrlich ausgestattete Bau von Türken und Fremden ausgeraubt worden. Doch gelangte man durch Beseitigung der Trümmer dazu, sich ein allgemeines Bild des ehemaligen Baues ziemlich anschaulich zu machen. Nur einige im Innern der Kirche gefundene Säulen, darunter gewaltige Doppelsäulen aus röthlichem Syenit ohne Basen und Kapitäle, beanspruchten eine besondere Wichtigkeit, da sich ihr Gestein wahrscheinlich auf Aegypten zurückführen läßt. Sonst muß die Ornamentik der Kirche außerordentlich reich an Stücken gewesen sein, welche aus dem schönsten weißen Marmor hergestellt waren. Die älteste aufgefundene Inschrift, die übrigens auch schon von frühern Reisenden gesehen, jetzt aber aus dem Schutte wieder zu Tage gefördert wurde, befand sich auf einem Steine und lautete einfach: Marescalcus; sie gehört vielleicht noch dem 12. Jahrhundert an. Die Gräber waren sämmtlich zerstört und durchwühlt. An und für sich war der Bau eben die in der Ueberschrift des Kapitels genannte St.-Markuskirche, während Sepp und andere sie früher für die vielgepriesene Basilika des Bischofs Paulinus aus dem Jahre 323 hielten. Das mittelalterliche Tyrus besaß aber nicht weniger als sechs bedeutende Kirchen, und darum konnte die Ermittelung nicht ohne Schwierigkeiten sein. Dies ist das ganze Resultat der Expedition; immerhin ein Resultat, wenn auch ein kleines.

Zum Schlusse führt uns der Verfasser noch in den Libanon, nach Baalbek und Damaskus; denn nachdem er täglich zu den Höhen jenes uns so sympathischen Gebirgs emporgeblickt, wollte er mit Recht das alte Phönizierland nicht verlassen, ohne einen Ausflug dahin unternommen zu haben. Natürlich ziehen ihn auch hier die alten Bauten und die Geschichte mehr an als die Natur, die er nur als Liebhaber genießt. Aber mit Vergnügen folgt man ihm bis zu dem einzigen Damaskus, bei dessen erstem Erblicken er unwillkürlich erbebte. Zwar ist die Libanonskizze nur klein, doch liest man immer wieder gern,

wie sich ein Bild in jemand abspiegelt, das schon Tausende berauschte, wenn auch, wie es scheint, der Verfasser nicht bis zu den letzten Resten der einstigen Cedernwälder vordrang. Wie er den Historiker und Archäologen befriedigen wird, wissen wir zwar nicht; wer aber, wie wir, bei dem Lesen des Buchs stets von geographischen Gesichtspunkten ausging, wird sich durch den Verfasser reich orientirt fühlen. Ein Verzeichniß der in den Kaimakaten Saïda, Sur und Merj-Ajun gelegenen Dörfer, Meierhöfe und Mühlen, sowie ein Sach- und Namenregister beschließen das lehrreiche Buch. Ist auch Einzelnes bereits als Feuilletonartikel erschienen, so wird man es doch hier im Zusammenhange gern wieder lesen.

Philosophische Schriften.

1. Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode von Wilhelm Volkmann Ritter von Volkmar. Des Grundrisses der Psychologie zweite sehr vermehrte Auflage. Erster Band. Köthen, Schulze. 1875. Gr. 8. 9 M.

Das vorliegende Werk begrüßen wir freudig als die gelungene Vollendung einer Aufgabe, welcher der Verfasser einen großen Theil seines Lebens gewidmet hat. Die erschöpfende Gründlichkeit, mit der alle Materien behandelt sind, wie die nahezu vollständig zu nennende Reichhaltigkeit der Literaturangaben machen das Werk, wiewol es nach Methode und Inhalt vom Herbart'schen Standpunkte wesentlich beeinflußt ist, zu einem wahrhaft classischen Handbuch der psychologischen Wissenschaft.

Als das Problem der Psychologie bezeichnet Volkmar „die Erklärung der psychischen Phänomene, d. h. die Zurückführung der allgemeinen Klassen der blos zeitlichen Erscheinungen unserer Innenwelt auf das ihnen zu Grunde liegende wirklich Geschehene und die Aufstellung der Gesetze, denen gemäß jene aus diesem hervorgehen". Dieses Problem will er durch eine Verbindung von Induction und Deduction lösen, durch eine „doppelseitige" Methode, welche „Principien beider Reihen gemeinschaftlich zur Lösung verwendet und den Unbestimmtheiten der beiden einseitigen Methoden gleichmäßig aus dem Wege zu gehen bestrebt ist". Volkmar findet, daß die Induction nicht den Weg zu den Principien, ja nicht einmal zu den Problemen sichere, daß umgekehrt die Deduction von den Principien nicht zu den Problemen gelange, sondern in allgemeinen Sätzen eingeschlossen bleibe. Die doppelseitige Methode dagegen „findet, weil sie weiß, was zu suchen ist", „sie entdeckt die Principien im Gegebenen", „die genetische Methode leitet aus den Elementen nach allgemeinen Gesetzen ab". Sowenig nun gegen die Verbindung von Induction und Deduction einzuwenden ist, so werden doch bei strenger Beschränkung auf reine Deduction sich kaum die gehofften Vortheile ergeben. Nennt man freilich Deduction die in der dogmatistischen Philosophie übliche Manier, von einem irgendwie gewonnenen Dogma scheinbar methodisch Erkenntnisse abzuleiten, die in Wirklichkeit lediglich empirischen Ursprungs sind und nur äußerlich mit dem misbräuchlich sogenannten „Princip" verbunden werden, dann kann man wenigstens scheinbar einen neuen Erkenntnißinhalt deductiv gewinnen. Versteht man aber unter Deduction die rein analytische Ableitung einzelner oder weniger allgemeiner Wahrheiten aus dem allgemeinen Princip, so ist der Erkenntnißinhalt inductiv festgestellt; dies dürfte aber in Wirklichkeit die einzige Art der Deduction sein, welche auf den Namen einer wissenschaftlichen Methode Anspruch erheben kann, da sie allein die logische Nothwendigkeit mit sich führt, welcher die gewöhnlich sogenannte Deduction im oben angegebenen Sinne völlig entbehrt. Wenn trotzdem mit dieser letztern Deduction oft richtige Resultate verbunden erscheinen, so rührt dies daher, daß dieselben anderweitig gewonnen sind.

Im übrigen entwickelt die Einleitung und das „erste Hauptstück", welches von der Seele und der Vorstellung handelt, die bekannten Herbart'schen Ansichten mit großer Klarheit und Präcision und sucht die abweichenden Lehren des Materialismus, Spiritualismus und Dualismus unter objectiver und sachlicher Schätzung ihres relativen Werths zu widerlegen. Sodann gibt Volkmar von seinem „realistischen Monismus" aus eine Theorie der Empfindung und Bewegung, die manches Neue bringt, und behandelt die Wechselwirkung der Vorstellungen und deren Reproduction mit der schon oben hervorgehobenen Vollständigkeit und Gründlichkeit, welche seinem Werke neben dem unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthe noch den eines sehr brauchbaren Nachschlagebuchs für Laien und Fachmänner verleiht.

2. Principienlehre. Von W. Rosenkrantz. Zweiter Theil: Die Principien der Naturwissenschaft. München, Th. Ackermann. 1875. Gr. 8. 3 M.

Der nunmehr verstorbene Verfasser ist der letzten Phase des Schelling'schen Philosophirens zugethan und sucht in dessen Geiste eine Naturphilosophie zu gründen, welche man etwas parador, aber zutreffend als eine Art von theosophischem Dynamismus bezeichnen könnte. Er vertritt mit vielem Scharfsinn und bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen den gegenwärtig glücklich überwundenen scholastischen Dogmatismus und sieht von ihm aus mit souveräner Verachtung auf andere Standpunkte, besonders aber auch auf die exacte Forschung herab. Er glaubt an „ein an sich gewisses Princip", von welchem aus er „alles erklären" will. Dieses Princip der Naturphilosophie ist, wie zu erwarten, das schöpferische Denken des göttlichen Geistes.

> Wer nicht im Stande ist, durch ein umfassendes analytisches Studium sich eine gründliche philosophische Bildung anzueignen, möge dieses göttliche Denken vorläufig blos als eine Hypothese hinnehmen und zusehen, wie hieraus die gesammte Naturerscheinung ihre Erklärung findet.

Aus diesem hypothetischen Princip erfolgt nun die „Construction des Stoffs überhaupt". Die Thätigkeit des göttlichen Denkens ist eine dreifache, und demgemäß gibt es auch drei „schöpferische Mächte", die zwar „ursprünglich eins" sind, aber sich „zu dem Zwecke ihrer

Wiedervereinigung trennen" und durch diese den Stoff hervorbringen. Diese drei Mächte sind die positive Ursache des Stoffs oder + M, die negative Ursache desselben oder — M, und die beide verbindende oder ± M; sie sind das einzig Einfache und darum das einzig Ewige in der Natur. Mittels dieser drei M erklärt nun Rosenkranz alles, die Aggregationszustände, Wärme, das organische Leben, Licht u. s. w. Vom letzterm heißt es sehr richtig: „Das Wesen des Lichts besteht im Leuchten"; das ist jene Art zu philosophiren, welche die unumstößlichsten Wahrheiten, nämlich identische Urtheile, aufstellt, wie: daß das Helle leuchtet, und daß das Nasse feuchtet. Von diesem Standpunkte aus nennt Rosenkranz es „einen jämmerlichen Versuch" Newton's, die Schwerewirkung aus mechanischen Ursachen erklären zu wollen, wirft dem Darwinismus Mangel an wissenschaftlicher Reife vor und behauptet, der Satz: das Gehirn ist Denkorgan, sei offenbar unrichtig, denn das reine Denken des Philosophen gehe ohne Gehirn vor sich. Den hier naheliegenden Witz wollen wir nur andeuten und mit der Bemerkung schließen, daß alle derartige Arbeit für die Wissenschaft vollständig verloren ist.

3. Die Grundzüge der Erkenntnißtheorie und Metaphysik Spinoza's, dargestellt, erläutert und gewürdigt von Georg Busolt. Von der Universität zu Königsberg gekrönte Preisschrift. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 4 M.

Die der Quantität nach reichhaltige Spinoza-Literatur hat durch diese Schrift einen sehr erfreulichen Zuwachs erhalten; soweit es sich um Eruirung und Darstellung der Lehren Spinoza's sowie um ihre immanente Kritik handelt, kann man obige Abhandlung zu dem Besten rechnen, was je über diesen Philosophen geschrieben worden ist. Busolt beseitigt sehr viele von den groben Widersprüchen, mit denen Spinoza seit Herbart und Thomas belastet schien, durch richtigere Interpretation, sodaß man im Interesse der Geschichte der Philosophie wol den Wunsch aussprechen darf, von ihm auch eine Darstellung der praktischen Philosophie Spinoza's zu erhalten. Dabei zeigt er sich gegen die Grundirrthümer desselben keineswegs verschlossen, sondern stellt sie scharf und entschieden hin. Nehmen wir dies alles zusammen, so dürfen wir uns wol der Hoffnung hingeben, daß es durch umfassendere philosophische Studien Busolt gelingen wird, sich von der häufig zu Tage tretenden Abhängigkeit von der Identitätsphilosophie Bergmann's, dem die Schrift gewidmet ist, zu befreien und manche Aussprüche als irrthümliche zu erkennen, die er gegenwärtig sehr sicher vorträgt, z. B.:

> Das Problem, wie das Vorgestellte mit dem Vorstellenden übereinstimmen kann, läßt sich nur in der Identität beider lösen.... Spinoza hat vollständig recht, wenn er das klar und deutlich Vorgestellte als das Wahre erklärt; nur das ist wahr, was klar und deutlich als wirklich Vorgestelltes erkannt wird.

4. Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche. Mit besonderer Berücksichtigung seines sogenannten Systema theologicum. Von Friedrich Kirchner. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der den Lesern d. Bl. bereits durch seine Schrift „Ueber Freiheit des Willens" bekannte Verfasser stellt hier Leibniz' kirchenpolitische Ansichten aus den Quellen klar und übersichtlich zusammen, was bei der hohen Bedeutung dieses Philosophen für die Wissenschaft ein sehr zeitgemäßes Unternehmen ist. Wenn Leibniz von den Katholiken oft als einer der Ihrigen reclamirt wird, der nur äußerlich der protestantischen Confession angehört habe, so zeigt der Verfasser, daß dies jeder Begründung entbehrt. Leibniz stand zwar mit Jesuiten in Briefwechsel, erklärte sie aber dennoch für gefährliche Feinde des Friedens und der Sittlichkeit. Daß er sich häufig selbst einen katholischen Christen nannte, hat einen ganz andern Sinn, als es zunächst scheint; er wollte aus patriotischen Gründen die getrennten christlichen Confessionen wieder vereinigen und so eine Universalkirche stiften, als deren Anhänger er sich bezeichnete und deshalb einen katholischen Christen im ursprünglichen Sinne des Wortes nannte. Ueberhaupt erscheint Leibniz in Bezug auf Religion nahezu vollständig indifferent; legt man auch kein allzu großes Gewicht darauf, daß er Gott gelegentlich mit der prästabilirten Harmonie oder sittlichen Weltordnung identificirt, so zeigt er doch eine Fertigkeit, den entgegengesetzten Lehren beider Kirchen ihre Spitzen abzubrechen und sie so einander näher zu rücken, welche ihn weder als Anhänger der einen noch der andern erscheinen läßt. Freilich spricht er oft von dem Reiche der Gnade, von der Glaubwürdigkeit der Wunder und andern erbaulichen Dingen; aber seine mechanische Weltanschauung macht es unmöglich, dies als rechten Ernst aufzufassen. Ueberhaupt machen seine kirchenpolitischen Einigungsversuche den Gesammteindruck, als ob er sich in den Standpunkt eines Christen, dem es um die ewige Seligkeit zu thun ist, niemals habe hineindenken können.

5. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Gedächtnißrede zur Feier seines Säcular-Jubiläums am 27. Januar 1875 im akademischen Rosensaal zu Jena gehalten von Otto Pfleiderer. Stuttgart, Cotta. 1875. Gr. 8. 2 M.

In sehr lebendiger und fesselnder Darstellung entrollt Pfleiderer ein historisch getreues Gesammtbild von Schelling's philosophischer Entwickelung, dessen dichterische Begabung er treffend seine Stärke und Schwäche zugleich nennt: Schelling machte die Philosophie zur Poesie, indem er die Kunst zum „Organ der Philosophie" erhob und diese so mittels der Mythologie zur Poesie zurückführte. Weniger Zustimmung als diese sachlich richtige Auffassung Schelling's dürfte bei den Philosophen die eigene Ansicht des Verfassers finden, welcher als das Ideal der „ernsten Wissenschaft" und der Philosophie die „Verbindung der speculativen und historischen Construction des Christenthums" aufstellt.

6. Die Entwickelung der Kunst in der Stufenfolge der einzelnen Künste. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der gelehrte und geistreiche Verfasser bemüht sich, historisch zu erweisen, daß die Entwickelung der einzelnen Künste von der Ausbildung und dem Vorherrschen der ihnen zu Grunde liegenden menschlichen Sinne abhängig gewesen sei. Zuerst gelangte der Tastsinn und die Plastik bei den Griechen, dann der Raumsinn und die Architektur im Mittelalter, drittens der Gesichtssinn und die Malerei in der Renaissance, endlich der Gehörsinn und die Musik in der Gegenwart zur überwiegenden Herrschaft. Die Musik ist nach dem Verfasser die individuellste Kunst und für den Ausdruck der Gefühle geeigneter als die Poesie.

7. Das Reale und das Ideale als weltbewegende Kräfte. Eine culturhistorische Abhandlung begleitet von einer kurzen Auswahl von Gedichten analogen Inhalts von L. Brisker. Wien, Hölder. 1874. 8. 1 M.

Dieses Schriftchen will der Verfasser seinen Freunden und Angehörigen als „geistige Photographie" hinterlassen, und dies entschuldigt mehr als der Inhalt seine Veröffentlichung. Der Gebildete dürfte kaum irgendetwas Neues darin finden; doch ist das Alte wenigstens lesbar vorgetragen. Die beigegebenen Gedichte zeichnen sich mehr durch edle Gesinnung und einzelne poetische Gedanken als durch Correctheit der Form aus, gegen welche sehr bedenkliche Verstöße vorkommen. Einmal wird das Wort „unendlich" als Daktylus gebraucht; ein andermal lesen wir: „Mit beseligend Gefühl". Dem Liede eines Kosmopoliten: „Humanitatis patria", „Wo ist der Menschheit Vaterland" u. s. w., liegt wenigstens eine gute Idee zu Grunde.

Naturgeschichtliches.

Die Nekrobiose in morphologischer Beziehung betrachtet von J. Rüesch. Schaffhausen, Baader. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vorstehende Schrift enthält sorgfältige Versuche über die Entstehung jener allerkleinsten lebenden Wesen, welche in unermeßlicher Menge vorkommen, welche die Fäulniß, die Hefegärung und nach der Ansicht vieler Pathologen auch ein Heer von Krankheiten erzeugen, wie z. B. Pocken, Scharlach, Hospitalbrand, Milzbrand, Rinderpest u. s. w., vielleicht auch Pest und Cholera, welche daher auch für das große Publikum Interesse haben. Die Bacterien und Vibrionen wurden bald zum Thier- bald zum Pflanzenreiche gestellt und jedenfalls gleich den Hefezellen (Hefepilzen) als selbständige Organismen angesehen. Professor Karsten leugnet diese specifische Selbständigkeit, faßt die genannten Wesen unter dem Namen Hysterophymen, d. h. nacherzeugte Gewächse oder Gebilde, zusammen, und läßt sie aus dem pathologisch veränderten Inhalt pflanzlicher oder thierischer Zellen entstehen. Diese sterben nämlich nicht sogleich beim Tode des Organismus, sondern erfahren noch einige Entwickelung; die Umbildung der im Zellsaft schwimmenden kleinsten Körnchen nennen Karsten und Rüesch „Nekrobiose", gleichsam nach dem Tode fortdauerndes Leben. Professor Karsten hat schon vor längerer Zeit über die Bildung der Zellen von Thieren und Pflanzen Ansichten ausgesprochen, die von den herrschenden bedeutend abweichen, in deren Darstellung hier jedoch nicht eingetreten werden kann. Nur so viel sei bemerkt, daß Karsten die sogenannte Zellentheilung, durch welche die meisten Physiologen die Vermehrung der Zellen bewirkt werden lassen, für bloßen Schein ansieht, der dadurch entsteht, daß zwei junge, in einer Zelle entstandene Tochterzellen sich fortwährend vergrößern, endlich fast die ganze Mutterzelle erfüllen und mit ihren Wänden aneinanderstoßen, was man irrig als eine in der Mutterzelle wachsende Scheidewand angesehen habe. Auch bei der Vermehrung der Bacterien findet keine solche Theilung statt, wie Cohn und Billroth wollen, sondern bei den durch verhältnißmäßig ansehnliche Größe ausgezeichneten Bacterien der Milch entstehen nach Rüesch in einer Mutterzelle zwei Tochterzellen als feine Bläschen, die sich vergrößern, die Mutterzelle zuletzt biscuitförmig erscheinen lassen, deren Inhalt vollständig resorbiren und dann sich voneinander trennen. Auch für die Thierwelt behauptet Rüesch endogene Neubildung von Zellen. Derselbe hat die Entwickelung von Bacterien und Hefe in den verschiedensten Pflanzentheilen beobachtet, welche durch Liegen im Wasser absterben, dann im Pflanzengewebe, welches durch Untertauchen in Salzlösungen, Säuren, organischen Flüssigkeiten, Gasen oder durch große Temperaturveränderungen abstirbt, ebenso in thierischen Geweben, und dabei sehr umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das angenommene Eindringen von Bacterien aus der Luft, dem Wasser u. s. w. unmöglich zu machen. Salmiak, Rohrzucker, Milchzucker begünstigen die Umbildung der Zellsaftbläschen zu Bacterien und Hefe am meisten.

Wird, nach Sanderson, ein Körper oder eine Flüssigkeit, welche angeblich Bacterienkeime enthält, in die gekochte sogenannte Pasteur'sche Flüssigkeit gebracht, so entsteht binnen sechs Tagen Bacterientrübung; war die Substanz frei von Bacterien, so bleibt die Pasteur'sche Flüssigkeit klar, sie ist daher nach seiner Meinung ein Reagens auf Bacterien. Nach Sanderson soll alles Wasser, auch das aus dem reinsten Eise, Bacterien enthalten, welche hingegen in den gesunden Thier- und Menschenkörpern nicht da seien. Unser Verfasser bemerkt aber dagegen, daß allerdings in den gesunden organischen Geweben keine Bacterien oder deren Keime enthalten sind, diese aber durch das Erkranken und Absterben der Gewebe aus den kleinsten Zellsaftbläschen sich entwickeln; er hat diese Entwickelung auch bis zu den in den Zellen eingeschlossenen Hefeformen verfolgen können, wofür sich besonders das Zellgewebe der Galläpfel eignet, aber auch sonst sehr verschiedene Früchte und Wurzeln; die Chlorophyllkörnchen der Weinbeeren sollen nach seiner Angabe zu Hefezellen auswachsen. Um dem Einwande zu begegnen, daß vielleicht die unsichtbar kleinen Keime der Bacterien u. s. w. in den Pflanzengeweben vorhanden waren, brachte Rüesch solche in ozonisirte Luft, in sauerstoff-wasserstoff-kohlensaures Gas, um so das normale Gewebe in ein krankhaftes umzuwandeln, und es zeigten sich nach dem Herausnehmen Bacterien und auch Hefezellen, die in allen Schichten der Gewebe sich gleichzeitig aus den Bläschen und Körnchen des Protoplasma entwickelten, demnach eine pathologische Zellenvegetation sind, die auch durch Gefrieren herbeigeführt werden kann.

Manche Pathologen leiten die obengenannten Infectionskrankheiten von Pilzen oder Algen ab, und nach Billroth sollen in den meisten Geweben und besonders im Blute sich Bacterienkeime finden, womit auch Tigel und Frisch nach ihren Untersuchungen über Coccobacteria septica übereinstimmen, nach welchen ein Eindringen der Keime aus der Luft unmöglich ist. Es müßten demnach die Thier- und Menschenkörper allenthalben Milliarden Bacterienkeime enthalten, wogegen sich Rüesch erklärt, der seine Versuche

auch über thierische Gewebe (Muskeln, Schleimhautzellen und Nervenfasern des Kaninchens) ausgedehnt und auch hier gefunden hat, daß die Bacterien aus den kleinsten Bläschen des Zellinhalts entstehen. Karsten's Hysterophymen seien weder Pilz- oder Algenarten noch, wie Bail, Tulasne, Pouchet u. a. meinen, Pilzmorphen, auch nicht Thierarten, sondern pathologische Zellenproductionen, die nicht etwa nach Zersetzung der organischen Flüssigkeiten durch generatio aequivoca entstehen, sondern durch Umbildung der protoplasmatischen Körnchen. Der Begriff der „Nekrobiose" hätte demnach das allgemeine Interesse, daß nach dem Erlöschen des durch die unzähligen Zellen erzeugten Gesammtlebens eines Organismus die Zellen noch ein paritculares Leben haben, welches sich in der pathologischen Production von Bacterien und Hefe ausspricht. Die mir übersandten Proben von Birnen, Blattgallen, Kartoffeln in Lösung von Jodkalium und phosphorsaurem Ammoniak kamen leider in verdorbenem Zustande hier an, sodaß eine vollständige Ueberzeugung von der Richtigkeit der behaupteten Entwickelung nicht möglich war, obwol nicht zu leugnen ist, daß für die fernerer Untersuchung würdige Sache gute Gründe sprechen.

Berichtigen möchte der Referent nur noch den Irrthum auf Seite 1 der Schrift, daß Fraunhofer die achromatischen Linsensysteme erfunden habe. Bereits 1791 hatte der Niederländer Beelsnyder ein brauchbares achromatisches Mikroskop geliefert, und die in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts verfertigten übertrafen weit die frühesten Fraunhofer'schen von 1811.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Zwei Revuen, eine seit kurzem erscheinende spanische und eine italienische, von der soeben das erste Heft ausgegeben worden ist, zeigen den wachsenden Einfluß der deutschen Literatur auf die romanische. Die „Revista Contemporanea", herausgegeben von D. José del Perojo, der sich durch seine Studien über die deutschen Philosophen bekannt gemacht hat, beweist in ihren letzten Heften zur Genüge, welchen Eifer man jetzt in Madrid dem Studium der deutschen Literatur zuwendet. Da finden wir eine ins Spanische übersetzte Erzählung von Wilhelm Hauff: „El corazon frio", welche den Unterhaltungsstoff der Revue liefert, dann einen Aufsatz von José del Perojo: „Haeckel juzgado por Hartmann", eine Studie zu unserer allerneuesten philosophischen Bewegung; „La vida del Kant" ist eine Uebersetzung der Darstellung Kuno Fischer's. Auch eine „Crónica de la literatura alemana" von dem Herausgeber finden wir in der Nummer 6 des Tomo II, Vol. II der Zeitschrift, welche der Herausgeber auch fernerhin mit der größten Sorgfalt abzufassen verspricht. Die Begeisterung, mit welcher Perojo von Deutschland spricht, schlägt Töne an, die in Madrid bisher gewiß noch nicht gehört worden. „Niemand", ruft er aus, „verkennt heutigentags die Bedeutung Deutschlands, seiner Literatur, seiner Wissenschaft und Kriegskunst, alle in Europa fürchten oder bewundern es; alle Völker, selbst Japan, stehen mit Deutschland im lebhaftesten geistigen Verkehr", nur das spanische nicht, wie Perojo mit Bedauern hinzufügt, eine Schranke, die er zu durchbrechen sucht; er preist die deutsche Wissenschaft und führt unsere Universitätseinrichtungen den Spaniern als Muster vor. Er gibt eine allgemeine Skizze der heutigen deutschen Literatur, die zwar nicht die Höhe der classischen Blütezeit erreiche, aber auch nicht, wie er gegen Gervinus polemisirend hinzufügt, eine Periode des Verfalls sei. Von den Dramatikern nennt er in etwas willkürlicher Folge: Grillparzer, Friedrich Halm, F. Hebbel, Gottschall, Immermann, Gutzkow, Mosenthal, Grabbe, O. Ludwig, Richard Wagner. Unser Lustspiel erscheint ihm einförmig und schwerfällig; die bessern Lustspieldichter seien Laube — der wol in der vorausgehenden Reihe anzuführen war —, Benedix, Meißner — der durchaus kein Lustspieldichter ist — und Spielhagen. Kleine Irrthümer finden sich auch in Anführung der Lyriker, von denen er Freiligrath, und der Romandichter, von denen er Auerbach am höchsten stellt.

Von der italienischen Zeitschrift „Rivista Internazionale Brittanica-germanica-slava" liegt uns ebenfalls das Programm und das erste Heft vor; sie erscheint in Florenz und wird von C. V. Giusti herausgegeben. Das erste Heft gemahnt uns ganz heimatlich, England tritt in demselben sehr gegen Deutschland zurück. Der Herausgeber hat drei Balladen Bürger's, darunter „Leonore", übersetzt; ebenso erscheint in Uebersetzung eine Novelle von Paul Heyse: „Un martire della fantasia"; außerdem finden sich folgende Aufsätze: „Come ha preso forma poetica la leggenda dei Nibelunghi" von Karl Bartsch, von unserm Dante-Forscher Karl Witte „Un dubbio relativo a Gemma Donati", von G. A. Scartazzini ein Aufsatz: „Il Darwinismo in Germania", von Adolfo Wagner: „La questione delle strade ferrate dell' impero germanico", und unter den Aufsätzen, welche das Programm der Zeitschrift für die nächsten Hefte ankündigt, finden sich Artikel von Hettner, Lanbert, Schmoller, Holtzendorff, Gottschall u. a. Diese Versammlung deutscher Autoren auf dem italienischen Parnaß mag immerhin als ein beachtenswerthes Ereigniß erscheinen.

Die französische Zeitschrift „Polybiblion, revue bibliographique universelle" beachtet ebenfalls deutsche Literatur und gibt von einigen deutschen Zeitschriften, z. B. dem „Ausland", vollständige Inhaltsangaben der einzelnen Hefte.

— Victor Tissot hat seiner Schrift „Voyage au pays des milliards" eine ähnliche folgen lassen unter dem Titel: „Les Prussiens en Allemagne" (Paris, Dentu). Der Grundton des Werks ist derselbe wie in der Reise in das Milliardenland; doch haben die Mittheilungen, die an Unrichtigkeiten reich sind, nicht dasselbe Interesse. Tissot hat diesmal das Baiernland zum Mittelpunkte seiner Studien gemacht — ist doch hier der Herd der Opposition gegen das neue Reich; dem Klerus, den kirchlichen Feierlichkeiten, dem sogenannten Kirchenconflict in Baiern ist eine große Zahl von Kapiteln gewidmet, in denen das mit Liebe ausgeführte Porträt Döllinger's nicht fehlt. Doch die eigentlichen Helden des Werks sind der König von Baiern und Richard Wagner. In Bezug auf den Fürsten und den Dichtercomponisten hat Victor Tissot die erstaunlichsten Quellenstudien gemacht und alles zusammengetragen, was je die geschwätzige Fama aus ihrem Anekdotenfüllhorn geschüttet hat. Und das ist eine solche Fülle pikanten Stoffs, daß diese Porträtstudien allein, ganz abgesehen von den genrebildlichen Schilderungen des münchener Lebens, der Bier- und Tanzlocale, wobei die deutsche Sittlichkeit allerdings wieder zu kurz kommt, genügen wird, um das Interesse der Franzosen für das Werk wachzurufen. Wie genau beschreibt Tissot die Schlösser des Königs und seine Lebensweise, ebenso genau die Villa Richard Wagner's in Baireuth und die verschiedenen Schlafröcke des Componisten. Hoffentlich ist er über dieselben besser unterrichtet als über Bremerhaven und Wilhelmshafen, die er in den Schlußkapiteln seines Werks schildert und in Bezug auf welche er sich mancherlei irrige Angaben zu Schulden kommen läßt. Ueber das deutsche Theater ist er ebenso schlecht unterrichtet; außer über Richard Wagner's Opern weiß er wenig mitzutheilen. Das war schon in seinem ersten Werke eine klaffende Lücke, und auffallend, wenn man an die höchst eingehenden Mittheilungen denkt, welche Dreyfus im „Dix-neuvième siècle" den deutschen Theaterzuständen und Dramatikern widmet: Eli-

zen, die er neuerdings durch mehrere, nicht anekdotische, sondern sachliche Richard-Wagner-Studien in dieser Zeitung zu vervollständigen sucht. Wir finden nur eine Stelle in dem neuesten Werke, wo Tissot von dem deutschen Drama spricht. Die deutsche dramatische Kunst erscheint ihm todt, sie vegetire kraftlos. „On ne trouve que des imitateurs." „Paul Lindau, der lange Zeit in Paris gewohnt hat, versuchte, sich das Genre des Théâtre du Vaudeville anzueignen", doch wird er für diesen Versuch mit wenig schmeichelhaften Wendungen beehrt, während über den Erfolg seiner Dramen ganz unrichtige Mittheilungen gemacht werden. Gutzkow ist alt, Hackländer und Benedix „se reposent" — jedenfalls auf verschiedene Art; der erste nur auf seinen Lorbern, der letzte im Grabe. „Les Allemands ont les milliards tristes" — das ist der epigrammatische Refrain beider Tissot'schen Schriften.

Theater und Musik.

Auf allen Theatern macht jetzt ein Lustspiel oder vielmehr ein Schwank von Julius Rosen: „Citronen", die Runde, der am berliner Hoftheater besonders gefiel, auch in Dresden und Leipzig Beifall fand. Der Grundgedanke entspricht etwa demjenigen in dem Spielhagen'schen Roman „Hammer und Amboß", doch ist er im Stil des „Humoristen für die Westentasche" ausgeführt. Einige ergötzliche Possenscenen, Verwickelungen und Misverständnisse, die so lange wie möglich oder noch länger aufrecht erhalten werden, ein Dialog, der hin und wieder lustige Einfälle hat, im ganzen aber mit der Holzaxt zugehauen ist: das sind die Ingredienzien dieses Stücks. Das Land, wo diese „Citronen" blühen, ist keineswegs die Heimat der feinern poetischen Lustspieldichtung.

— Das Drama „Die Borgia" von Ernst Jerusalem wurde am leipziger Stadttheater mit Beifall aufgeführt. Die Helden des Stücks sind Papst Alexander und Cäsar Borgia. Der dichterische Stil hat Kraft und Schwung, auch die Charaktere sind scharf ausgeprägt; doch fehlt dem Drama die spannend verschlungene Handlung und die feste Motivirung. Manche Ueberraschungen werden erst später erklärt, wie im Roman, während sie im Drama doch nur die Consequenzen der vorausgehenden Scenen sein sollen. So löst sich das Drama oft in die Historie auf und gewinnt erst gegen den Schluß mehr Spannung und Zusammenhalt. Ein Gastmahl der Borgia, wo diese selbst vergiftet werden, bildet das Schlußtableau. Lucrezia ist in dem Stücke eine emancipirte Gegnerin der Ehe, gegen die sie sich in heftiger Polemik ergeht.

— Am wiener Burgtheater hat man Grillparzer's „König Ottokar" neu in Scene gehen lassen ohne sonderlichen Erfolg, und doch ist das Stück jedenfalls bedeutender als die historischen Nachlaßtragödien des Dichters.

— Paul Lindau's „Tante Therese", ein Stück, das man als bürgerliches Lebensbild bezeichnen könnte und in welchem das pikante Element der frühern Lindau'schen Stücke nur in bescheidener Dosis zur Geltung kommt, hat am berliner Hoftheater nachhaltigern Erfolg gehabt als am wiener Burgtheater.

Bibliographie.

Die deutsche Artillerie in den Schlachten und Treffen des deutsch-französischen Krieges 1870—71. Auf Grund des Generalstabswerkes und der offiziellen Berichte und Tagebücher der deutschen Artillerie. Auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. 1stes u. 2tes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Bachmann, J., Ernst Wilhelm Hengstenberg. Sein Leben und Wirken nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. 1ster Bd. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 6 M.

Baer, K. E. v., Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. 2ter Thl.: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. 2te Hälfte. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Bardua, Wilhelmine, Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuscript herausgegeben von W. Schwarz. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 4 M. 20 Pf.

Bergsoë, W., Pillone und andere Erzählungen. Aus dem Dänischen von A. Strodtmann. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 7 M.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 72: Der Zankapfel. Schwank von P. Lindau. Nr. 73: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder Kurmärker und Picarde 2ter Thl. Genrebild von A. Cohnfeld. Nr. 74: Sonntagsjäger, oder: Verplefft! Posse von D. Kalisch und G. v. Moser. Berlin, Lassar. 8. à 2 M.

Bürger, H., Theater. (Der Frauenadvokat. Die Modelle des Sheridan.) Berlin, Liepmannssohn. 8. 4 M. 50 Pf.

Jacobsohn, N., Patentfrage und Krisis. In ihrem inneren Zusammenhange aus veränderten Gesichtspunkten beleuchtet, sowie einige Worte der Wahrheit über den Ernst der Zustände auf dem Gebiete des nationalen Schaffens, als Anregung zur wirthschaftlichen Initiative aus wahrer Vaterlandsliebe. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Fischer, J. G., Neue Lieder. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M.

Gauvain, H. v., Das Bündniß der Evangelischen und Katholiken wider den Sturz des Offenbarungsglaubens. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 1 M.

Gloeckler, L. G., Das Elsaß. Kurze Darstellung seiner politischen Geschichte. Freiburg i/Br., Herder. 8. 2 M. 40 Pf.

J. J. Görres. Ein Beitrag zur Säcularfeier seiner Geburt am 25. Januar 1776. Bonn, Neusser. Gr. 8. 40 Pf.

Hoffmeister, Das europäische Rußland. Militairische Landes- und Volks-Studie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Höfler, C. v., Der Aufstand der castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. 1520—1522. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters. Prag, Tempsky. Gr. 8. 4 M.

Jireček, C. J., Geschichte der Bulgaren. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871, und das Generalstabswerk von E. v. B. 2tes bis 4tes Heft. Berlin, Levit. Lex.-8. 11 M.

Lammers, A., Verjüngung der Kirche. Bremen, Credner. Gr. 8. 60 Pf.

Lanfrey's, P., Geschichte Napoleon's I. Aus dem Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von A. Stahr. 5ter Bd. Deutsche autorisirte Ausgabe. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 8. 5 M.

Lindau, P., Tante Therese. Schauspiel. Berlin, Stilke. 8. 2 M. 50 Pf.

Lübke, W., Grundriss der Kunstgeschichte. 7te durchgesehene Auflage. 1ster Bd. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 7 M. 20 Pf.

May, A., Geschichte der Kriegs-Telegraphie in Preußen 1854—1871. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mayer, C., Die Stadt Nördlingen, ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit. 1ste Lfg. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Moser, R., Ueber Thomas Otway's Leben und Werke, mit besonderer Berücksichtigung der „tragedies". Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. 1875. Gr. 8. 1 M.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. 17ter Bd.: Fels und Erdboden. Lehre von der Entstehung und Natur des Erdbodens von F. Senft. München, Oldenbourg. 8. 3 M.

Neustätter, F., Frauengeheimnisse. Bluette nach einer Novelle. München, Falter u. Sohn. 1875. Gr. 8. 50 Pf.

— — Pflichten. Familien-Scene nach einem fremden Stoffe. München, Falter u. Sohn. 1875. Gr. 8. 1 M.

Amerikanische Novellisten. 2ter u. 3ter Bd.: Roderick Hudson. Roman von H. James jun. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 10 M.

Otto-Walster, A., Eine mittelalterliche Internationale. Historische Novelle. Braunschweig, Bracke jun. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Allerhand Proletarier. Eine Hausgeschichte. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1874. 8. 80 Pf.

— — Rienzi. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei. 1875. 8. 60 Pf.

Poel, G., Johann Georg Hamann, der Magus im Norden. Sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften in zwei Theilen. 2ter Thl.: Die Schriften. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 6 M.

Polko, Elise, Selam. Blumen-Sprache nebst Liebes-Liedern zusammengestellt. Leipzig, Expedition des allgemeinen literarischen Wochenberichts. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Riehl, A., Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. 1ster Bd.: Geschichte und Methode des philosophischen Kriticismus. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 M.

Riese, A., Die eiserne Maske, auf Grund der neuesten französischen archivalischen Forschung: „La vérité sur le Masque de fer, d'après des documents inédits des archives de la guerre etc. etc. par Th. Jung, Officier d'état major. Paris 1878", so wie nach andern französischen Quellen bearbeitet. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ringer, F., Gedichte. Eichstätt, Krüll. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.

Rochefort, H., Die Verdorbenen. Sittengemälde aus der Gegenwart. Deutsch von H. Scheube. 2 Bde. Berlin, Brigl. Gr. 8. 5 M.

Rosenberg, H., Ein Frühlingsmärchen für die Weihnachtszeit. Leipzig, Walther. 1875. Gr. 16. 2 M.

Schenck, F., Gedichte. Mergentheim, Nemnich. 16. 1 M. 30 Pf.

Schliemann, H., Troia und seine Ruinen. Vortrag. Waren. 1875. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Schmidt, H., Das großherzogliche badische 2. Dragoner-Regiment Markgraf Maximilian (jetzt 2. badisches Dragoner-Regiment Markgraf Maximilian Nr. 21) im Feldzuge 1870/71. Nach den Kriegsacten bearbeitet. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 2 M.

Schmidt, R., Die französischen Provinzialstände zur Zeit Ludwigs XIV. Berlin, Calvary u. Comp. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schopf, A., Reform des geographischen Unterrichtes an Gymnasien. Wien, Müller. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.

Schulte, J. F. v., Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung gewürdigt. Bonn, Neusser. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Specht, K. A., Populäre Entwickelungs-Geschichte des Weltalls. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Spiller, P., Die Urkraft des Weltalls nach ihrem Wesen und Wirken auf allen Naturgebieten. Für Gebildete jeden Standes. Berlin, Stuhr. Lex.-8. 8 M.

Spitzer, H., Nominalismus und Realismus in der neuesten deutschen Philosophie mit Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur modernen Naturwissenschaft dargestellt. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1876.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

1876, Sept. 18.

Epische Dichtungen.

1. Eine Römerfahrt. Epische Dichtung von Johannes Nordmann. Erster Gesang: Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Wien, Rosner. 1875. Gr. 8. 3 M.
2. Der Schmied von Mitterteich. Eine epische Dichtung in 20 Gesängen von Mathias Schmidtler. Wien, Hügel. 1871. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Graf Tancred. Eine romantische Dichtung von L. Freytag. Leipzig, Gülker u. Comp. 1875. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure von Julius Wolff. Mit Illustrationen von P. Grot Johann, in Holz geschnitten von H. Käseberg und H. Thiele. Berlin, Grote. 1875. 8. 3 M.
5. Bruder Ludwig, der Wasgauer. Eine Chronikdichtung in zwölf Gesängen von A. Hermann. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 4 M.
6. Der Schwedenjunker. Dichtung von A. Hermann. Freiburg i. Br., Wagner. 1873. 8. 4 M. 40 Pf.

Die epische Dichtung „Der Bauernkrieg in Oberösterreich“ von Johannes Nordmann (Nr. 1) ist nach dem Plane des Verfassers nur der erste Theil eines größern epischen Cyklus, welcher noch eine ganze Reihe weiterer Gesänge enthalten und, wenn das Ganze vollendet sein wird, den Titel „Die menschliche Tragödie“ verdienen soll. Der zweite Gesang wird den Namen tragen: „Unter dem Krummstab“, und wird handeln „von dem grausamen Regimente der Erzbischöfe in Salzburg und von den Exulanten, die im Jahre 1731 ihres Glaubens wegen aus der Heimat vertrieben wurden“. Der dritte Gesang wird den Titel führen: „1809“, und den Befreiungskampf der Tiroler besingen. Im vierten Gesange: „Oswald von Wolkenstein“, wird im wesentlichen die Zeit des Konstanzer Concils (1414—18) den Vorwurf der Dichtung bilden. Der fünfte Gesang wird „Das Tridentinische Concil“ (eröffnet 1542) behandeln, und der sechste den Kampf darstellen, welcher sich „in jüngster Zeit“ an den Grenzmarken Italiens um die Frage, ob deutsch oder welsch, abgespielt hat. So weit skizzirt der Verfasser den Inhalt seiner Dichtung, die ihn schrittweise nach Rom führen und dadurch den Gesammttitel des Cyklus „Eine Römerfahrt“ rechtfertigen soll. Die Dichtung ist aber nach Angabe des Verfassers mit diesem sechsten Gesange noch keineswegs abgeschlossen; über den weitern Plan derselben wird uns indeß nichts weiter verrathen. Aus dem letztern Grunde, und weil erst ein einziger Gesang des gesammten Cyklus vorliegt, wird sich über das Ganze vorläufig kein Urtheil fällen lassen. Was den wenigstens oberflächlich skizzirten Inhalt der ersten sechs Gesänge angeht (die der Zeit nach etwas willkürlich durcheinandergewürfelt erscheinen), so scheint uns ein wahrhaft innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Abtheilungen des Stoffs zu fehlen; der leitende Faden würde höchstens zu finden sein in dem durchgehenden Kampfe zwischen der Hierarchie und der weltlichen Macht, und der Gesammttitel „Die menschliche Tragödie“ möchte hiernach wol zu stolz gewählt sein. Denn die Tragik des Menschenlebens ist leider mit und in dem in Rede stehenden Kampfe durchaus nicht erschöpft, vielmehr äußert sich dieselbe auf den verschiedensten andern Gebieten und nach den verschiedensten andern Seiten hin in mindestens ebenso erschütternder, wenn nicht noch viel ergreifenderer Weise. Indeß lassen wir diesen Titel und die Gesammtcomposition und halten wir uns an den zunächst nur vorliegenden ersten Gesang, welcher den im Jahre 1626 und 1627 wüthenden „Bauernkrieg in Oberösterreich“ behandelt. Das in demselben verwendete Metrum ist die Stanze, und diese ist im ganzen mit großer Gewandtheit gehandhabt, wie ja denn Johannes Nordmann auf dem deutschen Parnaß überhaupt kein Neuling mehr ist. Was im übrigen die Behandlung des

Stoffs angeht, so ist sich der Verfasser vollkommen bewußt, von demjenigen abgewichen zu sein, was man bisher als Norm und Regel für epische Darstellung aufzustellen pflegte. Man war bisher der Ansicht, daß beim ernsten epischen Gedichte der Dichter vollkommen hinter seinem Gegenstande zu verschwinden habe, daß das Epos eine wesentlich objective Dichtungsgattung sei, und daß die Subjectivität des Dichters in selbständig hervortretender Weise durchaus nicht zu Worte kommen dürfe. Nur beim komischen Epos pflegte man eine Ausnahme von dieser Regel zu gestatten, ja die subjectiven als Intermezzo sich einschiebenden Excurse bieten hier ein und zwar ein vollkommen erlaubtes Hauptmittel für Erzielung komischer Effecte, welches Mittel von den dichterischen Vertretern des komischen Epos denn auch bestens ausgebeutet worden ist. Die Neuerung Nordmann's besteht nun, kurz gesagt, wesentlich darin, daß er diese Licenz des komischen Epos auch auf das ernste Epos überträgt und die objective Darstellung des Bauernkriegs durch subjective, über das Allermodernste sich auslassende Ergüsse unterbricht. Der Verfasser sagt selbst:

Ich habe nach dem Vorbilde Dante's und Goethe's gearbeitet, welche die „Commedia" und den „Faust" als einen Schrein betrachteten, in dem sie alle Kleinodien und Werthstücke ihrer Zeit einsammelten. Mein Ehrgeiz geht gleichfalls dahin, den Zusammenhalt meiner Dichtung mit der Zeit herzustellen, indem ich darin alle ihre Kämpfe reflectiren lasse, von ihren Errungenschaften und Resultaten Act nehme und selbst die markanten Persönlichkeiten zu Ehren bringe oder von den Sockeln stürze, auf die sie durch die eigene Eitelkeit oder durch den Unverstand der Leute postirt wurden. Der Zusammenhang abgelaufener Geschichtsepochen mit der Gegenwart bleibt mein scharfes Augenmerk, und ich verliere diesen Gesichtspunkt in keiner Strophe meiner Dichtung. Das wird vielen als ein Fehler erscheinen, und den Akademikern, die jede Production nach der Schnur und Regel der Schule aufgebaut sehen wollen, werde ich es nicht recht gemacht haben.

Nun, auf die Gefahr hin, sofort zu den ebengenannten „Akademikern" geworfen zu werden, können auch wir nicht umhin zu erklären, daß wir durchaus nicht im Stande sind, uns mit einer derartigen Neuerung zu befreunden. Die Berufung auf die „Divina commedia" und den „Faust" scheint uns wenig passend und schlagend. In dem erstern Gedichte tritt der Dichter allerdings mit seiner Persönlichkeit hervor, aber wir haben es dort auch mit einem phantastischen, vollkommen frei erfundenen Stoffe und nicht mit einem episch zu behandelnden Ausschnitt aus der realen Weltgeschichte zu thun. Und der „Faust" ist ja zunächst gar kein Epos, und außerdem tritt doch Goethe schlechterdings nie in erster Person hervor. Man braucht an und für sich keineswegs ein engherziger Pedant der Regel zu sein, kann vielmehr bereitwillig zugeben, daß das Genie jeden Augenblick die bisherige Form durchbrechen und neuen Inhalt in neue Formen gießen kann: die von Nordmann beliebte Vermengung persönlicher und zudem meist humoristisch angeflogener Betrachtungen mit der objectiven Darstellung höchst ernster, ja tragischer Ereignisse wird man zu diesen willkommen zu heißenden Neuerungen nicht zählen können, und eine derartige Mischung ungleichartiger und unverträglicher Dinge ist für die nothwendige Einheitlichkeit des Tons geradezu störend. Daß die subjectiven Ergüsse Nordmann's an und für sich genommen durchaus nicht langweilig sind und viel Richtiges enthalten, kann bereitwillig zugegeben werden, und in einem komischen Epos würde man sich dieselben sehr gern gefallen lassen. Wie sie hier stehen und jetzt verwandt sind, können sie nicht anders als störend erscheinen und beeinträchtigen in ihrer großen Ausdehnung auch räumlich die wünschenswerthe breitere Entfaltung der eigentlich objectiven Kriegsscenen, die an sich recht wohl gelungen sind, aus denen sich aber zu wenig einzelne Gestalten plastisch hervorheben. Für die Fortsetzung des Werks könnten wir die Amalgamirung heterogener Dinge nur bedenklich und verhängnißvoll finden und möchten dem Verfasser die Ueberzeugung wünschen, daß die Lehre von der Objectivität des epischen Stils keine zufällige, sondern eine in der Natur des Epos begründete ist.

Das hiernach zu besprechende Buch: „Der Schmied von Mitterteich" von Mathias Schmidtler (Nr. 2), ist eine phantastisch-barocke Geschichte (Goethe würde sie unzweifelhaft „wunderlich" nennen), deren Darstellungsweise durch eine groteske Naivetät charakterisirt wird und in welcher zur Darstellung kommt der Lebenslauf eines Schmieds, der — in allen Stücken ein Original, aber nicht eigentlich schlecht — sich, um ein Weib zu bekommen, dem Teufel verschreibt, diesem aber bei verschiedenen Versuchen, ihn zu holen, arg mitspielt und ihn bei seinem endlichen wirklichen Tode vollständig um die erhoffte Beute prellt und es fertig bringt, unter die Seligen des Himmels aufgenommen zu werden. Dazwischen schiebt sich dann noch allerlei phantastischer Aufputz ein, und der Verfasser schreckt vor keinem Wagniß zurück. Er unternimmt es frischweg, in einer ausführlichen Schilderung der Walpurgisnacht mit Goethe zu concurriren, er erzählt uns ganz resolut einen Besuch Christi (nebst apostolischer Begleitung) beim Schmied von Mitterteich, und auch die Qualen der Hölle wie die Freuden des Himmels werden uns in extenso vorgeführt. Leider hat die dichterische Kraft des Verfassers nicht ausgereicht, den immerhin originellen Stoff wahrhaft poetisch zu gestalten. Der Humor, wo derselbe hervortreten soll, ist weniger dieses als ein barocker Cynismus; und auch in den ernstern Partien wird der bekannte eine Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt, oft genug gethan, sodaß die Darstellung einen unfreiwillig komischen Anstrich gewinnt. Barock cynisch darf man den Vers sicherlich nennen, den die Schilderung der Walpurgisnacht über die Sitte bringt, wie Satan durch einen Kuß geehrt wird.

Auch der Appetit der höllischen Geister auf dem Blocksberge wird in barocker Weise geschildert:

Ein jeder nimmt was ihm behagt:
Der ein' den Schweineschlegel,
Der zweit' den Hecht, der dritte nagt
Gebratne Krammetsvögel;
Die Dame, wie sich denken läßt,
Liebt Schnepfendreck und Schwalbennest,
Die Trud Tirolernudeln
Und gute wiener Strudeln.

Der Hex' gelüsten Honigklöß'
Und fette Indianen,
Dem Teufel schmeckt der Schweizerkäs'
Und böhmische Fasanen;

Es lagen tausend Fässer Bier,
Der beste Bock aus München, hier,
Auch stellten sich die Becher
Von selber vor die Zecher.

Als der Tanz auf dem Blocksberge beginnt, heißt es:

Auch Satan selbst, der Fürst, geruht
Zu brennen vor Begierde:
„Bringt mir herbei die schönste Trud,
Geziemend meiner Würde!
Wo ist die schöne Tänzerin?
Daß sie mir jetzt zur Freude dien'
Und ihres Leibes Dicke
Mein fürstlich Herz erquicke."

Man sieht, ein bloßer Abklatsch der Goethe'schen „Walpurgisnacht" ist diese Schilderung nicht, der Verfasser weiß in der That noch Neues zu bieten. Ob aber dies Neue auch gut ist? Einiger Zweifel dürfte erlaubt sein. Bei dem Besuche Christi geht es wieder höchst originell und recht weltlich zu:

Als sich der Schmied gewaschen rein,
Stellt er sich bei den Gästen ein,
Beim Bierkrug und Kapaune,
Und war da guter Laune.

Nun war man fröhlich, trank und aß,
Johannes sprach den Segen,
Ein jeder schenkt sich Bier ins Glas,
Wie durst'ge Wandrer pflegen;
Der Hufschmied füllte fleißig nach,
Und jeder lobte allgemach
Den braunen Saft der Gerste,
Doch Petrus trank das mehrste.

Sprache, Versbehandlung und Reimkunst können, wie schon die vorstehenden Proben beweisen, auf Classicität keinen Anspruch machen. Das menschliche Gehirn treibt seltsame Blasen: zu ihnen möchte alles in allem auch diese 276 Seiten lange Dichtung zu rechnen sein, bezüglich deren man nicht recht weiß, was man aus ihr machen soll.

Der „Graf Tancred" (Nr. 3), eine romantische Dichtung von L. Freytag, spielt nicht etwa im Mittelalter, wie man versucht sein könnte zu glauben (man denkt unwillkürlich an die bekannten Normannenfürsten dieses Namens), wir haben es überhaupt mit keiner historischen Dichtung zu thun; sondern der Stoff ist ganz und gar modern, der Gegenwart entnommen, und Graf Tancred ist ein vollkommen salonfähiger Cavalier, welcher — im vierzigsten Lebensjahre stehend und ziemlich europamüde — auf einem wohleingerichteten Dampfer mit zwei Freunden (einem Arzte und einem Geistlichen) eine Reise nach Indien macht, dort — wie in der „Reise um die Welt in achtzig Tagen" — die Witwe eines Rajah vom Feuertode errettet, zum Weibe gewinnt und mit nach Europa bringt.

In einzelnen Liedern, deren wechselndes Metrum dem jedesmaligen Inhalt ganz feinfühlig angepaßt ist, wird uns geschildert: die Abreise des Grafen aus dem deutschen Hafen (wie es scheint, Stettin), sein Zug über den Himalaja, eine Jagd in Indien, sodann in mehrern Liedern die eigentliche Errettung der indischen Fürstin und Ueberwindung der daran sich knüpfenden Gefahren, weiterhin die erwachende Liebe, dann die Taufe der Fürstin; hinterher (nach Schilderung von noch weitern Gefahren, die den frühern sehr verwandt sind und deshalb in der Composition der Dichtung wie eine Wiederholung aussehen; ich meine speciell die beiden Lieder „Der Verrath" und „Die Befreiung") wird uns vor Augen geführt: die Hochzeit auf dem Meere, ein Seesturm, ein Seeräuberangriff und schließlich die glückliche Wiederankunft im europäischen Hafen. Das Ganze nimmt sich nicht übel aus, das wohlgelungene exotische Colorit und ein gewisser lyrischer Schmelz, der über die verschiedenen Bilder ausgegossen ist, geben der Dichtung einen eigenthümlichen Reiz, und wegzuwünschen scheint uns vor allem nur der etwas pastorale Anflug, der in verschiedenen Partien der Dichtung hervortritt. Die langen Tauf- und Hochzeitsreden des Pfarrers, wenngleich dieselben nur eine wohlthuende milde Frömmigkeit athmen und durch kein Extrem Anstoß geben, scheinen uns doch sehr entbehrlich und im Rahmen der Poesie, die es zunächst mit dem rein Menschlichen zu thun hat, etwas störend, und ebenso wenig will es uns dichterisch nöthig erscheinen, daß womöglich vor jeder drohenden Gefahr zum Herrn gebetet und nach jeder gelungenen Attake ihm gedankt wird. Das sind religiöse Anschauungen, die Johannes Nordmann in seinen Stanzen mit Recht einer humoristischen Kritik unterwirft. Nach dem Kampfe mit den Seeräubern sagt der Graf sogar:

Jetzt ist es an dir, mein wackerer Arzt, jetzt rühre die heilende Hand;
Doch Gott, der gnädig den Sieg uns gab, Er lege den besten Verband!

Gott, der einen Verband anlegt! Das ist doch wol eine etwas sonderbare dichterische Anschauung, welche lebhaft an die Annonce erinnert, in der ein Ehemann ankündigt, daß mit Gottes Hülfe seine Frau von einem gesunden Knaben entbunden sei. Weiterhin sagt sogar der Arzt:

Ja, Freund (es spricht's der Arzt so weich),
Wol hast du wahr gesprochen:
Gesegnet hat der Herr uns reich,
Mein Hochmuth ist gebrochen:
Der Herr gab mir ein hohes Glück,
Denn als ein Christ kehr' ich zurück.

Die Sprachbehandlung in der Dichtung verdient im ganzen Lob, doch fehlt es nicht an allerlei anstößigen Einzelheiten. So finden wir „ein räumig Boot" (für: „ein geräumiges Boot"), eine „wiesige Au"; einmal trägt die Sonne einen „purpurnen Talar", dann wieder „scheint zitternd sich der Wald aufs Knie zu legen", oder er wallt „als Banner vor der Berge riesigem Hochaltare", oder das Schiff „träumt einen Morgentraum" — welche Stellen jedenfalls als Beispiele unpassender Bildlichkeit und wenig geschmackvoller Personification zu notiren sind. Der Verfasser gebraucht „malmen" für „zermalmen", ein Schiff ist „argwöhnisch" zu schauen statt „verdächtig", „das Nachtgewölk thürmt zu Hauf" für thürmt sich", der Mond „blaßt" statt „erblaßt", und einmal heißt es:

Flugs haut der Graf den gift'gen Lurch
Mit blankem Säbel mittendurch —

ein Vers, der etwas bedenklich an die Unterschriften unter den Bildern von Wilhelm Busch erinnert.

Einen sehr frischen, freundlichen und durchgängig liebenswürdigen Eindruck macht die Dichtung: „Der Rattenfänger von Hameln", eine Aventiure von Julius Wolff (Nr. 4), mit welchem Werke der Verfasser des mit allsei-

tigem Beifall aufgenommenen „Till Eulenspiegel redivivus" allen Freunden der Poesie wieder eine sehr anziehende Gabe dargeboten hat. Schon in sprachlicher und metrischer Beziehung (das Gedicht ist in dem bekannten spanischen Trochäenmaß geschrieben) verräth sich überall die sichere Hand eines wirklichen Poeten, und zu wesentlichen Ausstellungen ist kaum irgendwelche Veranlassung gegeben. Und was sodann den Inhalt angeht, so ist das Verdienst des Verfassers um so größer, weil er denselben eigentlich vollkommen frei und aus eigenen Mitteln zu erfinden hatte, da ihm in der Sage eigentlich nur die kahle Gestalt des Rattenfängers, aber keine sich an denselben knüpfende Geschichte gegeben war. Die von ihm selbst erfundene Geschichte aber ist durchaus fesselnd und interessant und trägt den Charakter innerer Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, sodaß die Gestalt des Rattenfängers, wenn auch immer noch eine vom Dämmer der Sage umwobene, so doch andererseits eine menschlich durchaus begreifliche geworden ist. Und diese Geschichte spielt sich nun ab auf dem Hintergrunde mittelalterlichen kleinstädtischen Lebens, welches uns in ungemein traulicher und anheimelnder Gestalt vorgeführt wird, und in dessen charakteristischer Schilderung ein Hauptvorzug der Dichtung liegt. Gerade der Griff ins deutsche Leben macht uns diese Aventiure besonders lieb, und wenn das deutsche Mittelalter (die Dichtung spielt unter Rudolf von Habsburg) sich für die dramatische Dichtung, speciell die Tragödie bisjetzt noch nicht recht fügsam hat erweisen wollen, so erwecken Dichtungen wie dieser „Rattenfänger", „Barbarossa's Brautwerber" (von L. Laistner) und andere die Hoffnung, daß der epischen Poesie (und auch der historischen Lyrik) auf diesem Gebiete vielleicht noch schöne Früchte beschieden sind, und gerade Julius Wolff scheint uns ganz besonders der Mann, noch manchen geeigneten Stoff ausfindig zu machen und poetisch zu verwerthen.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß der „Rattenfänger" als dritter Band der Grote'schen „Sammlung zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen ist, welche Sammlung beabsichtigt, dichterische, literarische und biographische Schriften in gutausgestatteten Ausgaben zu einem mäßigen festen Preise zu bringen. Dieser Preis beträgt für den Band 3 Mark; und wenn man das feste gute Papier, den scharfen Druck und den dauerhaften und zugleich geschmackvollen Einband ansieht, so wird man einen solchen Preis sicherlich sehr acceptabel finden und das ganze Unternehmen nur willkommen heißen können. Hoffentlich bringt es uns des guten Neuen in Zukunft noch recht vieles und ermöglicht es manchem verdienten modernen Schriftsteller, literarische Leistungen ohne die allbekannten Schwierigkeiten, welche die Jagd nach einem Verleger mit sich bringt, auf den Büchermarkt und ins Publikum gelangen zu lassen.

Die beiden zuletzt zu besprechenden Dichtungen: „Bruder Ludwig, der Wasgauer" (Nr. 5) und „Der Schwedenjunker" (Nr. 6) von Anton Hermann (ein Pseudonym, hinter welchem sich ein zum Protestantismus übergetretener und jetzt als protestantischer Prediger wirkender vormaliger katholischer Geistlicher verbirgt), sind dem ebenbesprochenen und gelobten „Rattenfänger von Hameln" insofern ähnlich und verwandt, als in denselben — ebenfalls im spanischen vierfüßigen Trochäenmaß — ein Stück deutschgeschichtlichen Lebens zu poetischer Verwerthung gelangt, und zwar, wie wir gleich hier hinzufügen wollen, ebenfalls in sehr talentreicher und erfreulicher Weise, sodaß wir auch diese beiden Dichtungen den Freunden der Poesie als wirklich genußreiche Lektüre empfehlen können. Beide finden ihren örtlichen Mittelpunkt in der alten Breisgaustadt Freiburg, während die in beiden erzählten Begebnisse etwas über ein Jahrhundert auseinanderliegen. Die älteste der Dichtungen, „Bruder Ludwig, der Wasgauer", spielt im Jahre 1523 und führt uns mitten in den zu Freiburg sich abspielenden Kampf zwischen Papstthum und Lutherthum hinein, welcher Kampf mit charakteristischem Colorit und getreuen Localfarben uns vor Augen geführt wird. Der eigentliche Held der Geschichte, der Kartäusermönch Ludwig Oeler aus Straßburg, gehört innerlich bereits vollständig dem Lutherthum an, und der Verlauf der Erzählung ist eben der, daß uns gezeigt wird, wie Bruder Ludwig vom blos innern Glauben an die neue Lehre allmählich auch zum äußern Bruche mit seiner Ordensregel und dem gesammten Katholicismus kommt, wie er nach Straßburg entweicht, wo der Protestantismus bereits gesiegt hat, sich dort mit einem geliebten Weibe vermählt und als Pfarrherr von St.-Thomas ein glückliches und segensreiches Leben führt. Daß es an beziehungsreichen Stellen für die ähnlichen Kämpfe der Gegenwart nicht fehlt, läßt sich erwarten, und die Dichtung schließt mit den Worten:

> Merk' an Bruder Ludwig: besser
> Ist's mit wackern deutschen Freunden
> Deutschen Sinns und Sangs zu pflegen,
> Denn im Chorstuhl der Kartause
> Unter faulen Mönchen täglich
> Breviarium abzuleiern;
> Besser, unter freiem Himmel
> Gottes reine Lehre pred'gen,
> Denn vom Meßaltar der Welt mit
> Weihrauchdunst die Augen blenden;
> Besser Kirchenbuß' und Kerker,
> Denn des Infallibeln Lobspruch;
> Besser, edler Frau ins Auge
> Schauen, ihre Lieb' gewinnen
> Und in Treue Eh'stand führen,
> Denn als üpp'ger Mönch die heil'ge
> Ordnung Gottes eh'los schmähen
> Oder gar mit Füßen treten;
> Besser, in und mit dem Volke
> Leben, ist man Diener Gottes,
> Leid und Freude mit ihm theilen,
> Denn als Pfaffe vaterlandslos
> Gift'gen Haß und Zwietracht säen.
> Also vor dreihundert Jahren
> Dachte Oeler, der Wasgauer;
> Willst des Weitern du Bericht noch,
> Lies den „Abscheid", den er schrieb.

Die zweite Dichtung, „Der Schwedenjunker", führt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und zwar in den letzten Theil desselben, sofern die Dichtung mit dem Jahre 1638 beginnt, also zu der Zeit, als das protestantische Heer unter Bernhard von Weimar im Südwesten von Deutschland stand. Freiburg ist, wie schon oben gesagt, der Mittelpunkt auch dieser Geschichte, und der Hauptheld derselben ist der Schwedenhauptmann Wolfgang Teufel von Birkensee, der als braver Mensch, guter Protestant und tüchtiger Krieger vom Verfasser durch alle Fährlich-

keiten des Dreißigjährigen Kriegs glücklich hindurchgeführt und schließlich in den Hafen der Ehe mit einem längst geliebten Weibe geleitet wird. Um diese Haupthandlung gruppiren sich noch allerlei Nebenhandlungen; wie im „Bruder Ludwig" das Mönchs- und Studentenleben Stoff zu allerlei episodischen Einschiebseln gab, so tritt uns im „Schwedenjunker" die ganze Buntheit des Kriegerlebens damaliger Zeit in charakteristischen Bildern vor Augen; überall aber wird die Wildheit der Zeit durch humoristische Lichter und durch den zarten Hauch des mitten aus den Kriegswirren sich siegreich emporringenden Gemüthslebens gemildert und verklärt, und somit verdient auch der „Schwedenjunker" als treffliche Leistung eines schönen Talents genannt zu werden. Metrik und Sprachbehandlung könnten in beiden Dichtungen allerdings sorgfältiger gehandhabt sein: die Messung ist oft etwas kühn, die Verse zu sehr zerhackt, und es fehlt nicht an unschönen Elisionen. Eine dritte beabsichtigte ähnliche Dichtung zeigt den Verfasser in dieser Beziehung hoffentlich fortgeschritten.

Albert Moeser.

Zur Geschichte des deutschen Theaters.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

6. Komödiantenfahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Mit einem Porträt der Verfasserin in Photographie, nach einem Originalbilde des Hofmalers Krüger aus dem Jahre 1827. Berlin, von Decker. 1875. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
7. Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Zweite, reich vermehrte Auflage. Erster Theil. Mit dem Jugendbildniß der Verfasserin in Photographie. Berlin, von Decker. 1876. 8. 5 M. 25 Pf.

Karoline Bauer, die Schauspielerin, wird von einem ihr selbst als zuständig geltenden Gewährsmanne so charakterisirt, wie man die Schriftstellerin nicht treffender kennzeichnen könnte; Karl von Holtei sagt („Briefe an Tieck", I, 35 fg.): „Diese Schauspielerin .... war bei Tieck sehr beliebt und geachtet. Sie wußte ihn zu behandeln, gab sich in seinem Hause nur als lernende Hörerin, und beutete seine Schwächen zu ihrem Vortheile aus. Er schwor darauf, daß sie auf ihn schwöre — und wer es besser wußte, hütete sich wohl, ihn zu enttäuschen. Da nahm er denn leicht äußerliche Anmuth und Glätte für innerliches künstlerisches Walten. Sie war eine geschickte, elegante Darstellerin. Mehr nicht. Sie galt lange und an vielen Orten, wo sie triumphirte, für eine große Schauspielerin. Aber niemals wären auf sie die Worte anzuwenden gewesen: «Hast du mir Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele!»"

„Le style — c'est l'homme"; hier gilt das umgekehrte Wort: „l'homme", wie denselben Holtei schildert, und „le style" decken einander vollkommen. Aeußerlich anmuthig, glatt, geschickt, ohne Tiefe, aber dabei Empfindungen zur Schau tragend, von denen das Herz nichts weiß — so stellt auch Karoline Bauer, die Schriftstellerin, sich dar. Vier Jahre sind verstrichen, seit die erste Auflage des „Bühnenlebens" erschien; der Lesewelt war damit ein allerliebstes, frisches, anregendes Buch geboten. Im Jahre 1875 folgten demselben — welches jetzt, leider nicht verbessert, in einer auf dem Prokrustesbette ausgereckten zweiten Auflage vorliegt — die „Komödiantenfahrten".

Die Kritik wurde kopfschen. Man muß das aussprechen, denn in „Bühnenleben" (zweite Auflage) heißt es: die „Komödiantenfahrten" seien „nicht weniger freundlich von Kritik und Publikum aufgenommen als das «Bühnenleben»". Das ist ruhmrediger als richtig; „Die Gegenwart" z. B. (1875, Nr. 16) meinte: es sei „kaum zu bezweifeln, daß stofflüsterne Verleger die schnell beliebt gewordene Schriftstellerin zum Weiterschreiben gereizt" hätten, doch sei „der Werth der Waare mit der Nachfrage nicht gewachsen". Im Gegentheil seien die „Komödiantenfahrten" „nur ein Abhub von der Tafel des Bühnenlebens". „Der Redestrom wird breiter, die Ufer verflachen sich; als Staffage, um das mattere Bild zu beleben, tritt die eigene Person ungebührlich in den Vordergrund."

Womöglich noch herber lautet das sozusagen officielle Urtheil des Schauspielerstandes im „Genossenschaftsalmanach" für 1876, welches gefällt wurde, als die Acten über die Karoline Bauer'schen Bücher schon geschlossen waren.

Dennoch, wie man das „Bühnenleben" anmuthig, glatt und geschickt geschrieben nennen muß, fehlt es auch den „Komödiantenfahrten" an Interessantem nicht; dahin gehören zumeist die persönlichen „Erinnerungen". Aber die „Studien", welche das Buch, seinem Titel zufolge, bringen will, sind lückenhaft und dürftig. Aus einer Reihe flüchtig durchblätterter Quellenschriften wird eine Blumenlese geboten, zu deren Charakteristik die Notiz genügt, daß kritiklos sogar Druckfehler der Originale wiedergegeben werden. Die Schnitzer einzeln zu verzeichnen, würde zu weit führen: Jakob Herzfeld's Frau war eine geborene Stegmann; als Pachter der Schröder'schen Bühne (1798) hat ein „Professor Unger" (?) niemals existirt; der einst berühmte braunschweiger Baritonist schrieb sich Pöck; die Künstlerfamilien Hösler und Höffert sind wohl zu unterscheiden; das richtige Datum für die erste Darstellung von Goethe's „Faust" ist der 19. Januar 1829; die Hauptfigur im „Wirrwarr" heißt Langsalm — und in dieser Weise könnte man mit Berichtigungen noch einen ganzen Druckbogen füllen. Gern sei darauf verzichtet; nur ist die Flüchtigkeit hervorzuheben, welche sich durch Wiederholung von Druckfehlern und Irrthümern aus F. L. W. Meyer's „Schröder" kundgibt. Dort wird (I, 337) Lessing's Inschrift in Schröder's Stammbuch mitgetheilt, als habe der große Dichter den Unsinn geschrieben:

> Dem Blinden brennt das Licht,
> Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Obwol Lessing's Inschrift 1841 richtig facsimilirt erschien, nimmt Karoline Bauer den Druckfehler bei F. L. W. Meyer ohne nachzudenken hin und wiederholt

[illegible] ge-
schrieben, sondern [illegible] in den „Komödianten-
fahrten“ die sentimentale Schilderung der [illegible]
„nach dem [illegible]“ [illegible] in Ham-
burg, wo „die [illegible]
von Karoline Bauer sich [illegible]
„einen vollen Kranz auf Schröder's [illegible]
[illegible] will. [illegible]
Karoline Bauer nicht nur [illegible]
auch von demjenigen [illegible] Ackermann's „vor-
mündig [illegible]“.

An diesen beiden Stellen [illegible]
von Holtei's Worten [illegible]
burger, die dem Herzen [illegible]
nachweisen; jene [illegible]
denn — Schröder [illegible]
hofe, wohin ihn [illegible]
[illegible] hatte; Charlotte Ackermann aber hat [illegible]
niemals in einem Grabe gelegen. Sie wurde 1775 in
einem unterirdischen gemauerten Gewölbe der [illegible]
kirche (es trägt die Nr. 21) beigesetzt, aber dessen voll-
kommene Unzugänglichkeit schon seit 1795, [illegible]
leiseste Zweifel aufkommen [illegible]

„Lichtung, und keine [illegible]“ [illegible] mit dem oben
erwähnten Almanach zu sprechen, ist es trotz der ange-
führten „Nachweise“ ferner, wenn ganz genaue Einzel-
heiten über die angebliche „Verbrennung“ des Hanswurst
(1737) beigebracht und dabei die längst abgethanen Ver-
unglimpfungen Gottsched's wiederum hervorgeholt werden.
Aufgabe einer „Studie“ wäre es gewesen, das Bild die-
ses Gelehrten, der, wie jede hervortretende Persönlich-
keit, aus seiner Zeit heraus verstanden und erklärt wer-
den will, nicht carikirt, sondern etwa im Danzel'schen
Sinne wiederzugeben; und „Hanswursts Autodafé“ be-
treffend, so gilt heute die z. B. auch von Koberstein längst
adoptirte Annahme, daß ein solches niemals stattfand.
Nur oberflächliche Abschreiberei konnte aus der Nachricht,
die Neuberin habe den Hanswurst von der Bühne ver-
bannt, herausbuchstabiren: sie habe ihn verbrannt; ein
im Laufe der Zeit fest in die Gemüther gedrungenes
Quidproquo, dem nichtsdestoweniger jede Begründung
fehlt, wovon sich der Unterzeichnete durch jahrelanges
Sammeln einschlägiger Quellenwerke (von theilweis so
großer Seltenheit, daß berufene Literar- und Theater-
historiker wie Robert Prutz selbst über deren Existenz im
Zweifel sind) genau überzeugt hat.

Man sieht, Karoline Bauer's Angaben sind gerade da
am unzuverlässigsten, wo sie mit dem Scheinapparat an-
geblicher „Nachweise“ ausgerüstet auftreten. Merkwürdig,
daß besonders das Kapitel „Hamburg“ an solchen voll-
kommen unmöglichen Angaben reich ist! Ermesse man
danach, welche Glaubwürdigkeit die gegebene Erzählung
Karoline Bauer's von einer 1840 mit dem hamburger
Schauspieldirector F. L. Schmidt gepflogenen Unterredung
verdient. Der Genannte wird noch nach 35 Jahren in
der oratio directa redend eingeführt; eine Leistung, welche
die Fähigkeit jedes menschlichen Gedächtnisses übersteigt.
Daß ein Stenograph der Unterredung — deren in F. L.
Schmidt's Papieren keine Erwähnung geschieht — beige-
wohnt habe, sagt Karoline Bauer nicht.

Auf [illegible] Druckseiten des „Bühnenlebens“ handelt es sich
[illegible] um die [illegible], [illegible] kaum 27 Druck-
seiten in F. L. Schmidt's „Denkwürdigkeiten“ widerlegt
[illegible] Karoline Bauer als Schauspielerin
[illegible] Rollenbücher mit Zahlen
[illegible] 1840 in Hamburg das Haus
nicht füllte. Der [illegible] schwerlich irgendjemand
[illegible] Karoline Bauer (auch
[illegible] das „Grab“ Charlotte
Ackermann's [illegible] in eigener Sache Richter
[illegible] Bemerkungen wie: „stumpf;
[illegible] jähzornig; giftig“,
[illegible] kaum die Beweiskraft.
[illegible] überflüssig, da das
[illegible] Schmidt's „Denkwürdigkeiten“
[illegible] Wer sie kritikvoll liest,
[illegible] unter denen sie
[illegible] z. B. [illegible] Einleitung aus-
drücklich [illegible] also natürlich auch
das über Karoline Bauer [illegible] F. L. Schmidt's
Eigenthum ist. Trotzdem macht das „Bühnenleben“ den
Versuch, [illegible] Schmidt's noch lebenden Schwieger-
sohn wegen des Tadels der Bauer'schen Spielweise zur
Verantwortung zu ziehen! Derselbe hat nämlich die Güte
gehabt, bei der durch Krankheit verursachten Entfernung
des Unterzeichneten aus Hamburg Zeitungsauszüge und
Theaterzettelabschriften zu controliren, die als Anmerkun-
gen des Herausgebers in den „Denkwürdigkeiten“ stehen,
wovon die Originale aber nicht verschickt werden. Ihn
deshalb anzugreifen, ist doch gar zu klein; fast so klein
wie die Behauptung: Schmidt's „dickleibige“ Denkwürdig-
keiten seien lediglich publicirt „auf daß die junge Künst-
lerin Karoline Bauer zu einem erbarmungswürdigen Nichts
zerstampft werde“.

Das ist die Sprache Victor Hugo's: „Pariser! Das
Auge der Welt blickt auf euch!“

Die zeitgenössischen Stimmen, welche — wie gegen
jeden Theaterdirector, Schröder nicht ausgenommen —
auch gegen Schmidt laut wurden, so einzuführen, als
habe der Bearbeiter der Karoline Bauer'schen Schriften sie
entdeckt, während sie thatsächlich ausnahmslos in den
„Denkwürdigkeiten“ stehen (deren unterzeichneter Heraus-
geber zur lebensvollen Ausführung eines Bildes auch den
Schatten für nothwendig hält), ist mindestens nicht fair
play. Alles übrige auf jenen 27 Seiten des „Bühnen-
lebens“ Ausgeführte — ex post ertheilte dramaturgische
und juristische Lectionen für F. L. Schmidt, sowie litera-
rische für den Herausgeber von dessen Papieren — kann
trotz wiederholter Aufforderung zum Debattiren füglich
auf sich beruhen bleiben; ohnehin wird es jenen Ausfüh-
rungen nicht glücken, durch dreistes Aussprechen schielen-
der Behauptungen den Mangel jeglicher Einsicht in die
thatsächlichen Verhältnisse sowie die unerlaßliche Unter-
lage positiver Kenntnisse zu ersetzen. Solche läßt auch
die zweite Auflage des „Bühnenlebens“ wiederum bedauer-
lich vermissen, deren Inhalt durch die stark vermehrte
Bogenzahl nicht gewonnen hat. Was früher schnell und
glatt vorüberrauschte, was sich leicht und angenehm las,
ist durch seitenlange eingeschobene „Stimmen der Presse
über Karoline Bauer“ — alte Theaterreferate, die wört-

lich wieder abgedruckt sind — aufgedunsen, schwülstig und ungenießbar geworden; das Kapitel „Rahel" vollends ist zweckwidrig ausgedehnt durch seitenlange Auszüge aus der betreffenden, in allen Händen befindlichen Briefliteratur. Schade, daß ein ursprünglich reizendes Buch durch die Neubearbeitung, beziehungsweise Dehnung in zwei Theile (statt des vorherigen einen) so sehr entstellt und verdorben worden ist.

Betrachten wir nach diesen Memoirenwerken einige fachwissenschaftliche theaterhistorische Schriften:

8. Chronik des königlichen Hoftheaters zu Hannover. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte, von Hermann Müller. Hannover, Helwing. 1876. Gr. 8. 5 M.

Des Verfassers Absicht war gewiß gut, und die dem Berufe abgemüßigte freie Zeit zur würdigen, ernstgemeinten Schriftstellerei über diesen Beruf verwenden, ist löblicher, als z. B. durch „bunte Skizzen" oder dergleichen seichte Waare die „Naturgeschichte des Komödianten" in einer Weise behandeln, welche lediglich geeignet ist, den Stand recht tief herabzusetzen. Merkwürdig bleibt überhaupt, wie das Sprichwort von den Krähen, die einander die Augen nicht aushacken, auf die Schauspieler durchaus keine Anwendung leidet; sogar der fünfbändige Historiker dieses Standes, selbst Schauspieler, schwelgt förmlich in schnöden Urtheilen über seine Berufsgenossen, während ein Ueberschuß an pietätvoller Wärme für dieselben mindestens das Begreiflichere gewesen wäre.

Solche Pietät nun ist der Hauptvorzug an Hermann Müller's Buche; er läßt sie selbst da walten, wo sie nicht wohl angebracht ist. Merkwürdig ist dagegen wieder das wegwerfende Urtheil über K. E. Ackermann: „keine bedeutende künstlerische Größe" sollte der gewesen sein? Lessing behauptet das Gegentheil, ebenso der Stiefsohn Schröder. Freilich, des letztern Biographie von Meyer hat Müller ersichtlich nicht gelesen, er würde sonst nicht von „einem Prinzen" sprechen, der „damals in Hannover tonangebend gewesen zu sein scheine". Der geheimnißvolle „eine Prinz" war in der That sehr „tonangebend"; es war nämlich — und wenn Müller Schröder's Leben gelesen hätte, würde er dies gefunden haben — der Statthalter von Hannover, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Der Maßstab für die Wichtigkeit künstlerischer Ereignisse geht dem ab, der von der Eroberung des „Hamlet" für Deutschlands Bühne nur kühl zu sagen weiß; sie „verdiene Erwähnung". Nein, sie war von unerhörter, sensationeller Bedeutung! Uebrigens datirt die Darstellung Shakspeare'scher Dramen auf unserm Theater nicht erst von Schröder; Genée's bekanntes Werk enthält das Richtige. „Hamond", „Schüz" und „Tylli" waren Leute, die Hamon, Schütz und Tilly hießen. „Ueber Brockmann's Jugend ist mit Sicherheit wenig zu sagen"? — eine dreißig Seiten lange Biographie des Künstlers, enggedruckt, bringt Lembert's „Bühnenalmanach für 1823", wo Müller das Räthsel — mit dem er sich und seine Leser quält — gelöst findet, welchem Stande Brockmann's Vater angehört habe. Auch sonst existirt eine ziemlich reiche Brockmann-Literatur; wir haben Briefe von ihm, und sein Stammbuch ist gedruckt. Um anderes zu übergehen, wird auch von einem sehr bekannten Umstande als von einem unbekannten geredet: der geheimnißvolle „gewisse Steinberg", dessen „Machwerk" (wie Müller es verurtheilt) „Die Hand des Rächers" eine Fortsetzung zu den „Jägern" von Iffland bildet, war ebenfalls ein sehr „gewisser"; Müller wolle in Jördens' Lexikon nur den Artikel „Iffland", oder Hagen's classische Geschichte des preußischen Theaters lesen. Auch Goedeke, „Grundriß", I, 1092, orientirt über den „gewissen" Steinberg. Sophie Schröder's Gatte, Ernst Friedrich Ludwig, war Baritonist von achtungswerthem, nicht „Tenorist und Liebhaber von mäßigem" Talente. August Klingemann's Stellung zur braunschweiger Bühne ist völlig verkannt; das Correcte steht in dessen „Kunst und Natur", drei dicke Bände, die so wenig benutzt scheinen, wie Holbein's, Abt's, der Agnese Schebest, der Karoline Kummerfeld, der Amalie Haizinger und anderer Autobiographien, Memoiren u. s. w. Auch die Gründe zu Marr's Flucht aus Hannover wären zu ermitteln gewesen. Die Biographie Karl Devrient's, welche Müller (zuerst 1873) gegeben hat, wird von dem unzweifelhaft competenten Karl Sontag wie folgt beurtheilt:

> Die Arbeit erregte in Theaterkreisen dadurch Aufsehen, daß Hermann Müller eine Reihe von „unvergeßlichen" Rollen Devrient's nennt, aber nicht eine einzige, die jetzt im Besitze Müller's — während gerade diese nach dem Ausspruche aller seine besten waren.

Aber nicht nur indirectem, sondern auch directem Eigenlobe begegnen wir bei Müller:

> Als bei Anwesenheit des Großfürsten Konstantin von Rußland auf allerhöchsten Befehl Goethe's „Faust" gegeben werden sollte, hatte ein seit 1855 für chargirtes Fach und Episoden engagirter junger Schauspieler, Hermann Müller, Gelegenheit, durch schnelle Uebernahme und befriedigende Darstellung des Mephisto seine Anwartschaft auf das erledigte Fach zu berechtigen.

Es scheint doch räthlicher, Müller überließe das Amt, ihn zu loben, andern Federn als der eigenen. Dagegen hätte Gelegenheit genommen werden sollen, ein Versäumniß des Entsch'schen Bühnenalmanachs dadurch wieder gut zu machen, daß Roderich von Lehmann sein verdientes literarisches Denkmal erhielt. Müller zieht es vor, auch diesem seinem begabtern Vorgänger in vielen Rollen nachzureden, es habe ihm seit 1865 „an Rüstigkeit" gefehlt. Heinrich Laube behauptet gerade das Gegentheil, und — nach der Meinung des Unterzeichneten — mit Grund. Es würde dem Charakter einer „Chronik" mehr entsprochen haben, auch solchen Künstlern gerecht zu werden, deren Nachfolger der Chronist als Künstler geworden ist, um so mehr, wenn dieser Aufführungen besonders und unverhältnißmäßig breit hervorhebt, in denen er selbst an erster Stelle stand.

In eine freiere Region heben wir uns mit

9. Shakspeare und Schröder. Vortrag von Gisbert Freiherrn Vincke. Bernburg, Dornblüth. 1875. 8. 1 M.

Hier befinden wir uns sogleich in der Sphäre reinster Wissenschaftlichkeit. Ein feiner Geschmack, meisterhafte Behandlung der Form und absolute Herrschaft über den Stoff, trotz dessen enormer Reichhaltigkeit man dennoch in diesem summarisch referirenden „Vortrage" keinen ein-

zigen Zug von Gewicht vermissen wird, machen Vincke's Arbeit zu einer Perle unter ihresgleichen und zu einem wahren Gewinn für die Literatur. Wenn ein Einwand zu erheben wäre, so möchte es höchstens der sein, daß über dem Ganzen, sozusagen, hier und da zu viel Sonne ausgebreitet liegt. Das von G. Freiherrn Vincke entrollte Gesammtbild ist in Einzelheiten fast zu freundlich, zu milde, zu gewinnend, aber in dieser liebenswürdigen, einschmeichelnden Gestalt einem gemischten Publikum, an dessen Adresse ja die Arbeit, als Vortrag, in ganz besonderer Weise gerichtet war, zweifellos um so willkommener gewesen. Im ganzen weiten Gebiete der Schröder-Literatur ist uns — wenn man nicht Schink's Studie in den „Zeitgenossen", die aber auch heute veraltet ist, auszunehmen geneigt sein möchte — keine zusammenfassende Schrift bekannt, welche geeignet wäre, Schröder's edles Bild so farbenfrisch, so wahr, so richtig gezeichnet wieder vorzuführen, wie dies Vincke's „Vortrag" verstanden hat.

Bei so entschiedenem Lobe darf desto weniger ein leiser Zweifel unterdrückt werden, der die folgende Stelle betrifft:

> Der hamburger Senat hatte das Einsehen, vor der zweiten Wiederholung des „Othello" zu beschließen: daß dem Stücke ein glückliches Ende untergeschoben werden solle, und dagegen gab es keinen Widerspruch.

Es ist wahr, unser Vortragender beruft sich auf Brunier's Biographie Schröder's, wo der arme hamburger Senat direct der „Versündigung gegen die Manen Shakspeare's" und des kategorischen „Verlangens" angeklagt wird: Othello habe „rührend" zu reden; diesem „lächerlichen Befehle" habe Schröder gehorsamen müssen; „dictatorisch eingreifend" habe dies der Senat gefordert.

Dem Unterzeichneten sind die gewichtigsten Bedenken gegen die Richtigkeit der Brunier'schen Behauptung aufgestiegen. Das „Künstler- und Lebensbild" des Landsmanns von Schröder lehnt sich an Meyer an; diese auch nicht stets zuverlässige, aber doch jedenfalls vornehmste Quelle nun weiß von einem Senatsbefehl kein Wort. Im Archive der Stadt Hamburg findet sich von einem Befehl des Senats behufs Aenderung der Vorstellung, nach angestellten Ermittelungen, nichts. Schütze's „Hamburger Theatergeschichte" nennt den „Othello"; aber da steht nur: „Die Direction entschloß sich, den «Othello» bei der dritten Vorstellung (4. December 1776) mit Veränderungen anzukündigen. Diese bestanden in Auslassungen oder Milderungen."

Und der boshafte Licentiat Albrecht Wittenberg, dessen Stellung in der hamburger Journalistik man kennen muß, um sogleich zu glauben, daß er einen Senatsbefehl auf das hämischste durchgezogen und den ihm verhaßten Schröder damit nach Kräften geärgert haben würde, hat zwar die Gelegenheit gesucht und gefunden, wegen der Othello-Aufführung dem hamburger Theater Hiebe zu versetzen, aber von einem Senatsbefehl ist ihm nichts bekannt. In seiner Uebersetzung des „Schreibens des Herrn von Voltaire an die Académie Françaife über den englischen Schauspieldichter Shakspeare" (Hamburg 1777) sagt Wittenberg, indem er „die Nothwendigkeit einer Theatercensur in Hamburg" erhärten will, nur: „Das Schreckliche ist im «Othello» bekanntlich auf das höchste getrieben. Bei der Vorstellung auf der hamburgischen Bühne machte es einen so starken Eindruck auf einige Personen des zartern Geschlechts, daß man schlimme Folgen davon zu besorgen hatte. Man mußte sich also entschließen, den Ausgang des Stücks zu ändern."

Wittenberg tadelt dies sogar; man wisse jetzt gar nichts mehr mit dem Stücke anzufangen; es sei nicht Lust-, nicht Trauerspiel, sondern, so verstümmelt, ein unglücklicher Zwitter. Dem Redacteur des vielgelesenen „Reichspostreuters", der sich in alles, was ihn anging und nicht anging, mischte, hätte ein Senatsbefehl unbekannt bleiben können? Damals? In dem engen Hamburg von 1777, wo man einander in die Töpfe guckte?

Noch mehr! In einem (ungedruckten) Briefe Schröder's an Gotter, geschrieben genau vier Wochen nach der Katastrophe (5. Januar 1777), wird über die Erfolge Shakspeare'scher Stücke in Hamburg berichtet, und sehr lakonisch sagt Schröder: „Der Mohr von Venedig ist den Hamburgern zu schrecklich gewesen; nun bin ich beim Macbeth."

Gotter war damals Schröder's Intimus. Auch an ihn schreibt das angebliche Opfer eines „lächerlichen Senatsbefehls" kein Wort von einem solchen, obwol Schröder, wie seine sonstigen Correspondenzen, namentlich mit Böttiger, beweisen, seinen Freunden sogleich in starken Ausdrücken klagte, wenn der Senat ihn — wie oft geschehen — schlimm behandelte.

Brunier's Angabe ist also unhaltbar; G. Freiherr Vincke ist ihr mit Unrecht gefolgt.

Um für die Stelle des „Vortrags", die wir erbarmungslos cassiren müssen, aber einigen Ersatz zu bieten, folge hier ein ungedruckter Brief A. W. Schlegel's an Schröder in Sachen Shakspeare. Da es zu den zahlreichen Schwächen des F. L. W. Meyer'schen Buchs gehört, daß der bramstedter Professor keine Ahnung gehabt hat von der Bedeutung der Briefe hervorragender Personen an den Helden seiner Biographie, so mag man eine willkommene Ergänzung zu Schröder's Lebensbilde in nachfolgenden Zeilen erblicken:

Jena, den 27. November 1797.

Erlauben Sie mir, mein hochgeehrtester Herr, Ihnen die beiden ersten Bände meiner Uebersetzung Shakspeare's zu übergeben. Es muß mir wichtig sein, wie der Mann, der unter uns die Schauspielkunst auf eine vorher nie erreichte Höhe brachte und uns in seinen tiefen Darstellungen den Geist des größten dramatischen Dichters erkennen ließ, über meinen Versuch, die Werke desselben poetisch treu nachzubilden, urtheilt. Ob es gleich schon viele Jahre her ist, seit ich das Glück hatte, Sie in Hannover in den Rollen eines Lear, Hamlet, Shylock u. s. w. zu bewundern, so sind mir doch davon unauslöschliche Eindrücke zurückgeblieben, und ich ergreife daher mit Freuden diese Gelegenheit, Ihren Verdiensten meine Verehrung zu bezeugen.

Ich bin mit der wahrsten Hochachtung Ihr gehorsamster
A. W. Schlegel.

Hermann Uhde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane und Erzählungen.

1. Das Damenstift. Roman von Graf Ulrich Baudissin. Vier Bände. Stuttgart, Simon. 1875. 8. 15 M.
2. Süd und Nord. Roman von A. Feldberg. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 5 M.
3. Ein erloschenes Geschlecht. Roman von Hans Tharau. Leipzig, J. Naumann. 1875. 8. 3 M.
4. Neue Erzählungen von Julius Grosse. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 13 M. 50 Pf.
5. Tropfen im Meere. Novellen von Egon Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 9 M.

Was der Roman eigentlich für eine Kunstform ist, was er dem Leser vor die Augen führen darf, welche Begrenzungen der Stoff erfahren, und wie die Sprache, welche der Prosadichter im Roman anschlägt, beschaffen sein muß: das alles läßt sich theoretisch — gleichviel von welchem Standpunkte aus — treffend entwickeln und festsetzen. Derjenige, welcher an die Wahrheit seiner ästhetischen Principien glaubt, muß aber leider die traurige Beobachtung machen, daß die Romanleser der Gegenwart sich zum größten Theil absolut nicht um die Befolgung solcher Principien kümmern, ja dieselbe sogar langweilig finden. Infolge dessen huldigen auch die Romanschreiber, weil sie ihr Publikum kennen, mit Eifer dem Satze: „Grau, Freund, ist alle Theorie." Ein moderner, besonders ein vielbändiger Roman gleicht mehr einer Olla potrida, in welche der Autor hineinmischt und mengt, was ihm beliebt, als einem feinen aristokratischen Gerichte, bereitet nach den Recepten einer ästhetischen Gastronomie. Ebenso fest steht aber auch, daß eine solche plebejische Olla potrida zu Zeiten recht schmackhaft sein kann, wenn Hunger vorhanden ist — nun, und am Heißhunger fehlt es unserm deutschen Publikum keineswegs.

Den Roman „Das Damenstift" von Ulrich Baudissin (Nr. 1) wird wol niemand als Muster eines akademischen Kunstwerks hinstellen; dazu fehlt ihm vor allen Dingen Einfachheit, Durchsichtigkeit und der originell durchgearbeitete Inhalt. Dagegen findet man eine Ueberfülle aller möglichen Effecte, die nicht immer eine solide Basis haben, gewöhnlich aber mit großem Geschick herbeigeführt und untereinander verbunden worden sind. An alle wochentäglichen, sonntäglichen und extraordinären Gefühle des Lesers appellirt der Autor, um das Interesse für die Personen seines Romans wachzuhalten. Dies gelingt ihm, wenn auch nicht durch die originellen Charaktere, welche er uns vorstellt, sondern durch die treue Abspiegelung gewöhnlicher Sterblicher, welche unter sich theils in tragischen, theils in lustigen Conflict gerathen. Alle Figuren im „Damenstift" sind tausendmal schon in Romanen verwerthet worden, aber die Gruppirung derselben sowie überhaupt die ganze Anlage ist in der That neu und originell.

Man denke sich zwei Liebespaare, die an sich wenig Interesse erwecken; die Verkettung der Umstände hat es so mit sich gebracht, daß das eine Mädchen, Dora, einen jungen Cavalier im Walde begegnet, und daß beide sich von diesem Augenblick an lieben. Leider aber ist Dora nur ein Pflegekind des bekannten alten derben Försters, und deshalb darf nach Ansicht der Verwandten des Barons und des Försters nichts aus der Ehe werden. Man schreckt den unglücklichen Baron durch eine furchtbare Geheimnißthuerei in die Residenz zurück, und hier härmt er sich einige Zeit ab. Unterdessen soll Dora den Forstgehülfen heirathen. Schon willigt sie verzweifelnd ein; da stellt es sich plötzlich heraus, daß der Forstgehülfe und sie die Kinder eines Edelmannes sind, welcher in frühern Jahren zuerst eine Dienstmagd, später ein hochadeliches Fräulein verführt hatte. Das letztere hat sich unterdessen in dem adelichen Damenstift zu Wasingen eine dominirende Stellung verschafft, sorgt heimlich für ihre Tochter und glaubt, daß ihr einstiger Fehltritt vergessen sei; die Dienstmagd aber, Frau Meinicke, Beschließerin in demselben Stifte, wird nach langen Jahren wegen ihres Fehltritts aus ihrer Stellung mit Schimpf und Schande weggejagt und beschließt in höchst tragischer Weise, ähnlich wie Kriemhilde, sich zu rächen. Ein richtiger Instinct leitet sie; sie kommt hinter das Geheimniß des tugendhaften Fräuleins von Kronhelm, entlarvt sie, und auch diese muß, trotz ihrer sechzehn Ahnen, das Stift räumen. Als jener erste Liebhaber Dora's dies erfährt, geht er hin und heirathet trotz aller Gegenreden seine Geliebte; der Bruder derselben findet keinen Geschmack an seiner armen, halb wahnwitzigen Mutter, der Frau Meinicke, und geht nach Amerika. Das zweite Liebespaar, der bürgerliche Elmar und die hochadeliche Blanda, haben eine noch viel einfachere Geschichte. Blanda wird von ihren Aeltern ins Stift gegeben, damit sie ihren Geliebten vergesse; er versucht sie zu entführen, es gelingt aber nicht; schließlich wird sie dennoch seine Frau, als er sich durch eigenen Fleiß großen Reichthum verschafft.

An und für sich haben diese Vorgänge ebenso wie die Personen selbst durchaus nicht den Reiz des Neuen; aber dies läßt uns der Autor vergessen, indem er weniger den Nachdruck auf die Helden seines Romans legt, als vielmehr auf die Insassen des Damenstifts. Letztere, eine Gruppe alter, vergilbter, adelstolzer Jungfrauen, bilden gewissermaßen einen humoristischen Chor, welcher jedes Wort, jede That in der eigentlichen Haupthandlung mit Geschwätz und Medisance commentirt. Sie sind eine auserlesene Gesellschaft, die selbst in ihrem eigenen Schos Zwietracht hegt; jedes Mitglied derselben ist vom Autor mit wahrhaft ergötzlichem Humor geschildert, und doch so realistisch wahr, daß der Leser berechtigt ist anzunehmen, wirkliche alte Jungfern hätten Modell gesessen. Dieser Humor, der bisweilen an den von Charles Dickens erinnert, zieht sich übrigens durch die ganze Geschichte hindurch und hilft über manche Trivialitäten und Langweiligkeiten weg; er bewegt sich in allen Tonarten und Farben mit gleicher Virtuosität, sei es nun in der Schilderung der alten Stiftsdamen, sei es in der Darstellung des lebenslustigen Elmar, welcher sich im Stift als „schwedischer Graf" einführt, oder sei es in der Personalbeschreibung einer trunksüchtigen alten Schwäbin. Die ernsten Figuren treten ganz in den Hintergrund, selbst Dora, die übrigens eine echt sentimentale Romanheldin ist. Besser charakterisirt sind die Frau Meinicke, als ungebildete, racheschnaubende Erinnys, und ihr Sohn, der derbe, charakterstolze Forstgehülfe. Dieser wird sich die

Sympathie des Lesers entschieden erwerben. Die komischen Figuren sind so sehr im Ueberfluß vorhanden und alle durchweg vortrefflich gezeichnet, daß ich es nicht wage, auf einzelne besonders zu verweisen, aus Furcht, zu lange bei ihnen verweilen zu müssen. Der Leser wird sich schon denken können, daß diese unzählig vielen Personen nur theilweise in die beiden Liebesgeschichten eingreifen, sie haben fast sämmtlich ihre eigenen kleinen Pläne und Bestrebungen. Um diese illustriren zu können, hat sich der Verfasser verlocken lassen, eine große Reihe von Episoden einzuführen, die den Gang der Handlung zwar sehr zurückhalten, trotzdem aber, da der Verfasser in vielen Sätteln gerecht ist und Land und Leute unsers Vaterlandes genau kennt, an sich sehr interessiren.

Dieser Roman wird in aristokratischen Kreisen wol stark verketzert werden, da der Grundgedanke des Autors unbarmherzig satirisch und verdammend gegen die Trägheit und den Hochmuth in denselben ausfällt. Schon das voranstehende Menzel'sche Motto: „Ein Spiegel ist besser als eine ganze Reihe Ahnenbilder", läßt die Absicht des Verfassers durchblicken, durch sein Buch Gutes in gewissen Kreisen zu wirken. Möge ihm das gelingen, auf daß sich das Wort bewahrheite: „Arbeit bringt Segen, Müßiggang aber ist aller Laster Anfang".

Der Roman von A. Feldberg (Nr. 2) deutet schon in der Ueberschrift „Süd und Nord" einen bestimmten Zweck an, nämlich den, der Ethnologie einen schätzenswerthen dichterischen Beitrag zu liefern. Der Autor hat es versucht, ein italienisches und ein deutsches Weib, welche beide dem Adel angehören, im Gegensatz zueinander zu schildern. Doch, wie mir scheint, ist dieser Versuch nicht gelungen, trotz der schönen ruhigen Sprache, trotz der Bemühung des Autors, der Handlung und den Charakteren eine farbenprächtige, oft sehr poetisch aufgefaßte Scenerie als Folie zu verleihen. Die Charaktere sind nicht verzeichnet, wohl aber viel zu allgemein geschildert; sie wandeln nebelhaft und gespenstig über die Bühne, man hört Worte und wieder Worte, man sieht sie die Arme und Beine bewegen, aber ein Blick in die Seelen ist uns leider nicht vergönnt. Dieser Vorwurf trifft weniger die italienische Edelfrau Konstanze, als vielmehr die deutsche Gutsbesitzerstochter Klara von Dellen. Erstere, eine ungestüme leidenschaftliche Frau, deren sinnliche Auffassung des Lebens sie ganz in eine hitzige Begeisterung für alle farben- und marmorprächtige Kunst, sowie auch in den naiven, aber schauerlichen Aberglauben ihres Volks hineintreibt, ist mit einigen derben Pinselstrichen leicht aufs Papier geworfen; solche Gestalten mislingen einem dichterisch angelegten Schriftsteller, der Feldberg ohne Zweifel ist, selten. Konstanze lebt mehr nach außen als nach innen; demzufolge genügten einige mehr oder weniger gelungene Schattirungen ihrer Lebensweise, um das Vöglein an den Federn erkennen zu lassen; aber der sinnige Charakter eines deutschen Mädchens, welcher uns in Klara geschildert werden soll, läßt sich nicht also kurzweg abthun. Da sich Klara ihrer Natur nach nie zu exceptionellen Handlungen hinreißen läßt, so hätte der Autor sich die Mühe geben müssen, uns durch zahlreiche kleine Charakterzüge ihr Seelenbild klar zu verdeutlichen. Dies hat er nicht gethan, und er konnte es nicht, weil die schon viel zu dürftig concipirte Handlung im Romane dem Mädchen gar keine Gelegenheit bietet, sich der Leidenschaft hinzugeben; selbst die Liebe kann bei diesem Mädchen, wie Feldberg dasselbe schildert, nur ein erhöht angenehmer selbstzufriedener Seelenzustand sein. Klara geht an uns vorüber, ruhig, vornehm und tugendrein, aber völlig leidenschaftslos und — außerordentlich gesprächig. Um das Gesagte zu illustriren, folge hier eine kurze Skizze dessen, wovon der Roman handelt.

Ein junger Deutscher, Baron von Hochkirch, lernt in Neapel die reiche Gräfin Konstanze Bona kennen. Konstanze hat trotz ihrer Jugend ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich. Ihre Aeltern hat sie früh verloren, sie verheirathete sich an einen deutschen liederlichen Adelichen, von dem sie sich bald scheiden ließ. Dies ist ihr durch die Hülfe ihrer Amme Marion, einer abergläubischen, dämonischen Natur, die sie leidenschaftlich liebt, gelungen. Umsonst bemüht sich die lebenslustige, sinnlich fühlende Konstanze, den Einfluß der bigoten Marion abzustreifen. Wie eine düstere Prophetin kommenden Unglücks taucht Marion immer dann vor ihr auf, wenn sie das Leben mit Lust und Liebe zu umgeben scheint; sie glaubt dann, den Fluch, der auf dem Geschlechte der Bona liegen soll, zu fühlen, und hält sich in abergläubischer Weise dazu berufen, denselben dadurch zu nichte zu machen, daß sie als letzte ihres Stammes kinderlos stirbt. Da lernt sie Baron von Hochkirch kennen, sie entflammt in Liebe zu ihm, ihre Schönheit berauscht auch ihn, schon haben sie ihre Verlobung beschlossen. Doch weiß Marion dieselbe zu hintertreiben, indem sie eine kostbare Statue geheimnißvoll umstürzt in demselben Augenblicke, als die Liebenden die heißesten Schwüre miteinander austauschen; ein schrecklicher Aberglaube bemächtigt sich Konstanze's, sie treibt den Geliebten von sich fort, und dieser — der Leser entschuldige in meinem Referat den schnellen Sprung — findet nach einigen Jahren Ersatz in Klara von Dellen, die er schon in Neapel kennen gelernt hat. Konstanze stirbt, Marion verbringt die Tage betend auf deren Grabe.

Hochkirch ist ein edler, durch und durch braver Charakter, aber etwas langweilig, ohne höhern Schwung, ohne dauernde Leidenschaft und schwankend in seinen Neigungen. Er betrachtet später seine Liebesepisode mit Konstanze nur als eine Jugendsünde, obgleich der Verfasser in seiner Schilderung derselben sie viel ernsthafter hinstellt, und heirathet dann das gelehrte junge Mädchen in Norddeutschland, das jedenfalls besser zu ihm paßt als die feurige Konstanze. Ich sehe nicht ein, welches Interesse man an dieser Heirath nehmen soll, es sei denn die Freude, daß wieder einmal die gute germanische Tugend über welsche Leidenschaftlichkeit gesiegt hat. Ich würde über die erstere nicht spötteln, wenn der Autor uns diese Tugend wirklich in ihrem innersten Wesen poetisch dargestellt hätte und nicht so hausbacken langweilig, wie sie in Klara incarnirt zu sein scheint. So tritt dieses deutsche Mädchen uns gleich anfangs entgegen. Sie weiß ihren spätern Ehegatten schon in Neapel durch die ausführliche Auseinandersetzung ihrer politischen, nationalökonomischen, philosophischen und wissenschaftlichen An-

sichten zu fesseln, sie redet über alles klug und weise, und das imponirt dem Baron. Geht das mit natürlichen Dingen zu? Ich glaube, auf diese Weise können sich nur die Herzen zweier Büchermenschen finden.

Es kommen noch einige wenige andere Personen in dem Roman vor, meistens nur von dem Verfasser erfunden, um ihnen seine eigenen schönen Ansichten und Reden in den Mund zu legen. Der Inhalt derselben mag ganz nützlich zu lesen sein, aber er hält in unnöthiger Weise den Gang der Handlung auf. Gut wäre es gewesen, wenn der Verfasser sich auf einen dünnen Band beschränkt hätte und statt der vielen Mono- und Dialoge mehr Sorgfalt auf die Präcisirung der Charaktere verwendet hätte. Der Stil ist übrigens durchweg edel, oft fast zu vornehm und kühl; in den Schilderungen leidenschaftlicher Scenen vermißt man deshalb oft Wärme.

„Ein erloschenes Geschlecht" von Hans Tharau (Nr. 3) ist eine Erzählung, die jeden unbefangenen Leser erfreuen wird. Gleich anfangs sei gesagt, daß der Verfasser in knapper, anschaulicher Weise zu erzählen weiß, die sich hauptsächlich in der Charakterschilderung in günstigster Weise documentirt. Aller episodische Firlefanz, langathmige Beschreibungen und Dialoge sind glücklich vermieden; ruhig und gemessen schreitet die Handlung fort bis zur tragischen Katastrophe, welche jedoch keine unbefriedigte Empfindung in der Seele des Lesers zurückläßt. Nur etwas vermisse ich, Farbe und Leben in der Scenerie, die der Handlung als Folie dient.

Die Hauptheldin des Romans ist die willensstarke, stolze Gräfin von Seeburg-Treuenstein, die es sich zur nothwendigen Lebensaufgabe gemacht hat, über das Fortbestehen ihres Geschlechts zu wachen. Sie widmet sich mit Sorgfalt und Strenge der Erziehung ihres Sohnes, verheirathet ihn sodann und sorgt später, als Sohn und Schwiegertochter gestorben sind, mit derselben Aufopferung für ihren Enkel, dessen Tod auch das Ende ihres Geschlechts sein wird. Sie zieht den schwächlichen Knaben glücklich auf; aber dieser ähnelt ihr nicht in der Willensstärke und dem adelichen Stolz, vielmehr ist er ein weichlicher, energieloser Mann geworden, welcher wol selbständig sein möchte, aber dem Einfluß seiner Großmutter nicht widerstehen kann. Einmal rafft er sich auf und vermählt sich heimlich mit einer Bürgerlichen. Als diese aber, einem Knaben das Leben gebend, stirbt, verfällt er in die frühere Lethargie und läßt sich mit einer adelichen Dame vermählen. In dieser Ehe erhält er zwei Kinder, einen schwächlichen Knaben Silvius, der jedoch regen muthigen Geistes ist, und eine Tochter Esther. Die Urgroßmutter vertritt zum zweiten male Mutterstelle; sie, die alte Dame, trotzt allen Schicksalsschlägen. Der gewaltige Wille, dem Erlöschen des Geschlechts vorzubeugen, hat sie zur Tyrannin ihrer Familie gemacht. Jedoch kann man ihr nicht Sympathie versagen: es liegt etwas Imposantes, Großartiges in ihrem ungemessenen Ahnenstolz, in der Größe ihres eigenen Selbstbewußtseins, welchem sie alle andern Leidenschaften, ja selbst die Religion unterordnet. Doch in ihrem Urenkel Silvius findet sie einen Gegner, der in aller Ehrfurcht wirksam gegen ihre Absichten ankämpft. Dieser schwächliche junge Mann lernt auf der Universität einen edeln jungen Studenten kennen, Namens Sigurd, welcher, angehaucht von pietistischer Schwärmerei, eine starke lebendige Frömmigkeit in der Seele seines Freundes erweckt. Das Festhalten an „dem einen was noththut", gibt Silvius die Kraft, sich über alle adelichen Vorurtheile hinwegzusetzen. Er führt den Freund in seine Familie ein und vertheidigt ihn gegen den adelichen Hochmuth seiner Bekannten und Verwandten. Es bildet sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Sigurd und Esther, die voll und ganz dem Glaubensbekenntnisse der beiden jungen Leute beistimmt. Ehe jedoch eine wahre Liebe in Esther und Sigurd erwacht, kommt es durch die Anschläge der alten Urgroßmutter ungeahnt an den Tag, daß Sigurd der Sohn des Vaters von Esther aus erster Ehe ist. Er flieht und führt seinen schwärmerischen Lieblingsplan aus, d. h. er geht als Missionar nach Afrika, von wo die Nachricht seines Todes gerade zu der Zeit anlangt, als auch Esther stirbt. Urgroßmutter und Urenkel bleiben am Leben, sie als alte kindische Frau, die irrend durch die weiten Ahnensäle wandelt und nicht vergessen kann, daß sie im Kampfe mit dem Schicksal unterlegen; er als ein Mann gelähmt am Körper, aber trostschöpfend und treu festhaltend an dem frommen Glauben seines pietistischen Freundes.

Es gibt noch immer viele sogenannte christliche Schriftsteller im Deutschen Reich, die in ihre Erzählungen salbungsvolle oder auch glaubenszornige Predigten einschachteln, welche natürlich bei den weltlichen Lesern nur Spott einernten. Jene mögen von Tharau lernen, wie man es anfangen muß, um in würdiger Weise die confessionelle Frömmigkeit auch in Romanen und Erzählungen darzustellen. Allerdings gehört hierzu vor allen Dingen eine schriftstellerische und dichterische Begabung, sodaß die Helden und Heldinnen uns nicht nur als „Brüder und Schwestern in Christo", sondern auch als Menschen sympathisch berühren. In diesem Falle läßt sich auch der Andersgläubige die Verherrlichung eines Glaubensbekenntnisses gern gefallen, falls er nicht so intolerant ist, seinen Glauben für unfehlbar zu erklären. Wie der eine aus der Wissenschaft, der andere aus der Kunst Lebenskraft schöpft: so unendlich viele noch heute aus der Religion, die sich ja in so manchen und verschiedenartigen Confessionen repräsentirt. Tharau hat jede Intoleranz in seinem Roman vermieden, er gibt ein Lebensbild, das in allen seinen Theilen warm empfunden und scharf charakterisirt ist, ein jeder Leser kann die Moral aus dem Erzählten selbst herauslesen. Die Erzählung ist gewissermaßen eine Aufforderung zur Toleranz, also nicht eins jener Tractätlein zur Bekehrung der Heiden, die unter dem Namen „christliche Erzählungen" so viel Unheil und Unsinn predigen, indem sie hochmüthig die Aufklärung im Volke zu bekämpfen suchen.

Julius Grosse's „Neue Erzählungen" (Nr. 4) geben einen fernern Beleg dafür, daß der Verfasser ein Meister in der Erzählungskunst ist. Er ist vor allen Dingen Dichter auch in seinen Prosawerken; deshalb vermeidet er jede künstliche Effecthascherei, und wählt seine Stoffe so, daß sie an sich schon das Interesse des Lesers reizen; unter seiner Feder gewinnen sie dann doppelt an Werth. Es würde zu weit führen, die besondern Vorzüge Grosse's hier näher zu beleuchten, sein Autorname

bürgt jedem Leser dafür, daß auch diese neuen Erzählungen nur Gutes bringen. Es sind vier: „Vetter Isidor", „Zur Todesstrafe", „Der Stammel-Toni", „Sanct-Elisabeth".

„Vetter Isidor" ist eine anmuthig ausgesponnene Anekdote, welche das herbe Schicksal eines dupirten Junggesellen erzählt, der, einem haltlosen Idealismus ergeben, auf seltsame Abwege geräth und merkwürdige Erfahrungen im praktischen Leben macht, bis er endlich in die Arme seiner frühern Jugendgeliebten als treuer Ehegatte zurückkehrt. Diese Erzählung ist der Hauptsache nach eine lustige Humoreske, deren Hauptfiguren, der blonde Vetter Isidor und die rührige Frau Conrectorin, jedoch keineswegs an Caricaturen erinnern, sondern wirkliche und wahrhaftige Personen aus unserm alltäglichen Leben sind und durch ihre Liebenswürdigkeit sich viele Freunde im Publikum erwerben werden.

„Zur Todesstrafe" ist eine spannungsvolle Criminalnovelle, welche neben dem künstlerischen noch den poetischen Zweck zu haben scheint, für die Abschaffung der Todesstrafe Propaganda zu machen. Auf letztere Streitfrage will ich nicht weiter eingehen, sondern nur hervorheben, daß es sich in dem speciellen Falle, welchen Grosse erzählt, um einen äußerst interessanten Justizmord handelt, der glücklicherweise noch zur rechten Zeit nicht zur Ausführung gelangt. Der Autor gibt sich im Laufe der Erzählung selbst einmal das Zeugniß, daß der „Neue Pitaval" ihm für diesen Beitrag dankbar sein werde. In der That, ich erinnere mich nicht, in dem erwähnten Sammelwerk eine so interessante, poetische und doch durchaus realistisch-wahre Criminalnovelle gelesen zu haben, wie diese von einem Dichter erfundene.

„Stammel-Toni" ist die sorgfältig ausgeführte Charakterschilderung eines taubstummen jungen Menschen. In dieser kurzen Dorfgeschichte offenbart sich vor allen Dingen die dichterische Divination und Intuition des Autors. Er hat es verstanden, in leichter und faßlicher Form, ohne viele Umschweife, Erklärungen oder gar pathologische Excurse einen Charakter zu zeichnen, wie er sich in einem Menschen entwickelt, welcher von der Natur auf schmählichste Weise an Geist und Körper vernachlässigt worden ist. Wie oft begegnen wir im gewöhnlichen Leben diesen anscheinend halb verrückten taubstummen Unglücklichen, von denen wir uns mit Mitleid und unheimlichem Grauen abwenden, ohne fähig zu sein, die moralische Berechtigung solcher Existenzen einzusehen. Der Blick des Dichters aber sieht tiefer als derjenige gewöhnlicher Sterblichen; so auch in dieser Novelle „Stammel-Toni". Der Leser wird dieselbe mit hohem Genuß lesen und zum Schluß dem armen krüppelhaften Toni nicht nur Mitleid, sondern auch Sympathie zuwenden.

„Sanct-Elisabeth" ist keine Heiligengeschichte, wie der Titel glauben machen könnte, sondern ebenfalls, wie der „Stammel-Toni", eine in Novellenform eingekleidete psychologische Studie, und zwar bezieht sich diese hier auf zwei Frauenherzen, deren Gefühle und Empfindungen einer merkwürdigen Wandlung unterworfen sind. Man sollte glauben, daß bei der massenhaften Erzählungsproduction heutzutage alle Menschen und Charaktere, die auf der Erde umherlaufen, schon abconterfeit seien; aber dem ist nicht so. Da ein großer Theil der Schriftsteller der Schablone huldigt, so bleibt dem wahren Dichter immerhin Raum und Gelegenheit, originelle Charaktere zu suchen, zu finden und poetisch zu verwerthen. Grosse hat in seiner „Sanct-Elisabeth" einen genialen Griff ins volle moderne Menschenleben gethan, und vor allem fesseln uns zwei originelle Frauengestalten in diesem Lebensbilde. Es würde den Raum dieses Blattes überschreiten, wollte ich die wechselvolle Novelle hier auch nur flüchtig skizziren; deshalb verzichte ich darauf und habe nur den einen Wunsch, daß Grosse uns recht bald wieder mit fernern „neuen Erzählungen" überraschen möge.

Die „Tropfen im Meere" (Nr. 5) von Egon Fels sind im ganzen triviale Novellen. Es lohnt sich nicht der Mühe, auf einzelne derselben (es sind im ganzen sechs) näher einzugehen. Zur allgemeinen Charakteristik erwähnen wir, daß die Composition aller auf sehr schwachen Füßen steht, daß überall die Begierde des Autors durchblickt, durch tollkühne, aber nichts weniger als geniale Phantasiesprünge den Leser zu überraschen; die Sprache ist matt, zum Theil scherzhaft, und entbehrt vollständig der Vornehmheit, die gerade hier am Platze wäre, da alle Erzählungen in vornehm-aristokratischen Kreisen spielen. Außerdem scheint der Autor auf den Zeitgeist zu speculiren, um dadurch besonders den ungebildetern Leser für sich einzunehmen. Originelle Weltanschauung vermißt man überall, statt dessen aber ist eine laxe tendenziöse Polemik gegen die Jesuiten und viel Geschwätz über die „wahre Humanität" darin. Der Verfasser ist mit Gott und aller Welt zufrieden, ausgenommen mit den Jesuiten, den Dunkelmännern und den Criminalverbrechern. Erstere besonders scheinen ihm ebenso unangenehm wie unbekannt zu sein. Bei ihm treten sie nur als schauerliche Theaterbösewichter auf, die mit Gift und Dolch schnell bei der Hand sind. Diese Rinaldo Rinaldini haben nichts von jener mephistophelischen glatten Tücke an sich, in welcher die Jesuiten sich in Wirklichkeit so sehr hervorgethan haben. Ich halte diese auf den Volksgeist speculirenden Novellen in jetziger Zeit weniger in ästhetischer als vielmehr in socialer Beziehung für sehr gemeingefährlich. Jetzt, wo der große Kampf gegen den Ultramontanismus entbrannt ist, kann es nur schaden, wenn der Feind als ein boshafter Tölpel hingestellt wird. Der Jesuitismus hat leider allzu viel Routine und Welterfahrung, um nicht sofort Verdächtigungen, die weit übers Ziel hinausschießen, zu seinem Vortheil auszubeuten. Solche krankhafte blindwüthige Polemik wird bei unsern Gegnern nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen und den endlichen Sieg, an dem wir nicht verzweifeln wollen, in weite Ferne rücken.

Ohne Zweifel wird der Autor seinen Zweck erreichen; seine Novellen werden gelesen werden, obgleich oder vielmehr weil sie Tropfen im Meere der Mittelmäßigkeit sind [illegible] keinen Anspruch auf ästhetische Würdigung machen kön[illegible].

Oskar Kirch[illegible]

Eine Schrift über den Instinct.

Instinct und freier Wille. Beiträge zur Thier- und Menschenpsychologie. Von Friedrich Körner. Leipzig; Scholtze. 1875. Lex.-8. 5 M.

So viel auch über das vom Verfasser gewählte Thema schon geschrieben worden ist, so hat dasselbe an Interesse doch nicht verloren, sondern in neuester Zeit, insbesondere durch die Untersuchungen Schopenhauer's und Hartmann's, an solchem gewonnen. Die Acten sind auch noch lange nicht geschlossen; neue Betrachtungen über das wichtige Thema: Instinct und freier Wille, sind stets erwünscht.

In der vorliegenden Schrift finden sich weniger neue Anschauungen, Behandlung des Themas von einer neuen Seite, als vielmehr eine Recapitulation und Uebersicht des bisher auf diesem Gebiete Geleisteten. Diese Uebersicht ist aber, wenn auch kurz, so doch ziemlich vollständig; man sieht, daß der Verfasser sich lange und eingehend mit den betreffenden Fragen beschäftigt hat und seinen Gegenstand beherrscht. Findet sich deshalb auch nicht viel Neues, so ist doch auch eine solche wohlgelungene Uebersicht des bereits Vorhandenen für solche, die sich mit diesen Fragen zu beschäftigen anfangen, recht werthvoll.

Das erste Buch behandelt die Vorfragen und die verschiedenen Ansichten über die Thierseele und den Instinct, wobei besonders Perty, Lotze, Wundt, Autenrieth und Carus ausführlicher besprochen werden. Auffallend ist es, daß der Verfasser die Arbeiten Schopenhauer's und E. von Hartmann's über den Instinct und sein Verhältniß zum Unbewußten unberücksichtigt läßt. Nur in der Region des Unbewußten findet sich der Schlüssel dieser Vorgänge. Da der Verfasser die Bedeutung des Unbewußten übersieht, so sind seine theoretischen Auseinandersetzungen über den Instinct unvollständig und kann er auch in seiner Schrift keine endgültige Erklärung desselben geben.

Das zweite Buch behandelt das Wesen und die Erscheinungen des Instincts im besondern, das Verhältniß des Instincts zu den Sinnesorganen und Nerven sowie zu dem übrigen animalischen Seelenleben.

Dieser Abschnitt enthält viel Interessantes, jedoch können wir hier nicht näher darauf eingehen. Uebrigens gelten unsere unten folgenden Bemerkungen auch für dieses Buch.

Das dritte Buch behandelt Wesen und Erscheinungen der Vernunft und des freien Willens. Hier tritt uns nun die Haupttendenz der Schrift besonders deutlich entgegen: der Kampf gegen den Materialismus. Der Verfasser sieht in dem Materialismus den Ruin aller Sittlichkeit und einen frevlen Angriff auf die edelsten Güter der Cultur. Es ist beinahe überflüssig, darauf hinzuweisen — denn es geschah schon hundertmal —, daß der philosophische Materialismus und Atheismus nicht mit dem praktischen Materialismus und der „Gottlosigkeit" verwechselt werden darf. Abgesehen hiervon, hat aber der Verfasser in seinem Kampfe gegen den Materialismus sehr recht; der Materialismus soll nämlich deshalb bekämpft werden, weil er eine total oberflächliche, geist- und gedankenlose Lehre ist, bei der kein gesundes Denken bestehen kann. Der Verfasser scheint übrigens dieser Lehre mehr Einfluß in der Gegenwart zuzutrauen, als sie wirklich noch besitzt; denn glücklicherweise ist das Dreigestirn Vogt-Moleschott-Büchner in unsern Tagen sehr im Sinken begriffen. Irrthümlich ist es ferner, wenn der Verfasser den Darwinismus mit dem Materialismus identificirt; denn wenn auch viele Darwinianer Materialisten sind, so ist doch die Darwin'sche Theorie an sich ebenso gut mit einer idealistischen als materialistischen Philosophie vereinbar. Ebenso irrthümlich ist es, die mechanische Weltansicht mit dem Materialismus zu confundiren, da erstere ganz idealistisch sein kann.

Etwas bedenklich sieht es auch mit den Beweisen aus, mit denen der Verfasser gegen den Materialismus zu Felde zieht. Abgesehen von den bekannten, in den vielen Streitschriften abgebrauchten Beweisen, finden sich in dieser Schrift fast nur noch enthymematische Beweise und schöne Redensarten (z. B. „wir müssen Gott erkennen aus seinen Werken, da wir ihn selbst in Person nicht sehen" u. dgl.). Damit kann man dem Materialismus nicht beikommen. Der einzig richtige Weg, den in etwas verschiedener Weise Hartmann, Fechner, L. Noiré u. a. eingeschlagen haben, ist der, daß man subjectiven Geist, Empfindung, Bewußtsein und Materie, Räumlichkeit, Bewegung als zwei parallele Sphären und als die beiden Erscheinungsweisen eines einigen Grundwesens betrachtet und in allem Existirenden diese Doppelseitigkeit erkennt. Dieser Gedanke, der gegenwärtig immer mehr Boden gewinnt, vermag allein den Materialismus zu stürzen; und ihm hätte der Verfasser folgen sollen. Dann wäre auch seine Auffassung über das gegenseitige Verhältniß von Geist, Seele, Bewußtsein, Leib, Nerven u. s. w. eine andere geworden.

Mit dem Kampfe gegen den Materialismus vereinigt der Verfasser den gegen den Pessimismus: zwei doch sehr heterogene Gebiete. Er richtet seine Angriffe besonders gegen Schopenhauer. Wir bedauern, daß ein so tüchtiger Forscher wie der Verfasser die Bedeutung des Pessimismus und die Größe Schopenhauer's so wenig zu würdigen weiß. Er sagt über Schopenhauer z. B.: „Kann man das trübe Denken eines Melancholikers, den Katzenjammer getäuschten Ehrgeizes Philosophie nennen?" Was soll man dazu sagen? Wie oft ist schon wiederholt worden, daß es grundfalsch ist, den Pessimismus mit persönlicher Verstimmung oder mit Blasirtheit zu identificiren. Weiter unten heißt es: „Der Neger, der in seinem Fetisch einen höhern Willen verehrt, steht höher als Schopenhauer mit seiner Philosophie der Weltverzweiflung, denn diesem muß doch seine Philosophie wie eine Narrheit, ein zweckloses Treiben vorkommen." Ja freilich, der Neger schlachtet seinen Nächsten oder frißt ihn auf, und Schopenhauer sagt: ta twamasi, liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und sein Nachfolger Hartmann sagt, daß das Höchste ist die selbstlose Hingabe an den Weltproceß.

Im letzten Kapitel behandelt der Verfasser das so viel besprochene Thema: den freien Willen. Er versteht unter freiem Willen die Herrschaft der Vernunft. Die Freiheit des menschlichen Willens besteht darin, daß er nicht durch Triebe und Leidenschaften, sondern durch die Vernunft bestimmt wird.

tigem Beifall aufgenommenen „Till Eulenspiegel redivivus" allen Freunden der Poesie wieder eine sehr anziehende Gabe dargeboten hat. Schon in sprachlicher und metrischer Beziehung (das Gedicht ist in dem bekannten spanischen Trochäenmaß geschrieben) verräth sich überall die sichere Hand eines wirklichen Poeten, und zu wesentlichen Ausstellungen ist kaum irgendwelche Veranlassung gegeben. Und was sodann den Inhalt angeht, so ist das Verdienst des Verfassers um so größer, weil er denselben eigentlich vollkommen frei und aus eigenen Mitteln zu erfinden hatte, da ihm in der Sage eigentlich nur die kahle Gestalt des Rattenfängers, aber keine sich an denselben knüpfende Geschichte gegeben war. Die von ihm selbst erfundene Geschichte aber ist durchaus fesselnd und interessant und trägt den Charakter innerer Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, sodaß die Gestalt des Rattenfängers, wenn auch immer noch eine vom Dämmer der Sage umwobene, so doch andererseits eine menschlich durchaus begreifliche geworden ist. Und diese Geschichte spielt sich nun ab auf dem Hintergrunde mittelalterlichen kleinstädtischen Lebens, welches uns in ungemein traulicher und anheimelnder Gestalt vorgeführt wird, und in dessen charakteristischer Schilderung ein Hauptvorzug der Dichtung liegt. Gerade der Griff ins deutsche Leben macht uns diese Aventiure besonders lieb, und wenn das deutsche Mittelalter (die Dichtung spielt unter Rudolf von Habsburg) sich für die dramatische Dichtung, speciell die Tragödie bisjetzt noch nicht recht fügsam hat erweisen wollen, so erwecken Dichtungen wie dieser „Rattenfänger", „Barbarossa's Brautwerber" (von L. Laistner) und andere die Hoffnung, daß der epischen Poesie (und auch der historischen Lyrik) auf diesem Gebiete vielleicht noch schöne Früchte beschieden sind, und gerade Julius Wolff scheint uns ganz besonders der Mann, noch manchen geeigneten Stoff ausfindig zu machen und poetisch zu verwerthen.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß der „Rattenfänger" als dritter Band der Grote'schen „Sammlung zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen ist, welche Sammlung beabsichtigt, dichterische, literarische und biographische Schriften in gutausgestatteten Ausgaben zu einem mäßigen festen Preise zu bringen. Dieser Preis beträgt für den Band 3 Mark; und wenn man das feste gute Papier, den scharfen Druck und den dauerhaften und zugleich geschmackvollen Einband ansieht, so wird man einen solchen Preis sicherlich sehr acceptabel finden und das ganze Unternehmen nur willkommen heißen können. Hoffentlich bringt es uns des guten Neuen in Zukunft noch recht vieles und ermöglicht es manchem verdienten modernen Schriftsteller, literarische Leistungen ohne die allbekannten Schwierigkeiten, welche die Jagd nach einem Verleger mit sich bringt, auf den Büchermarkt und ins Publikum gelangen zu lassen.

Die beiden zuletzt zu besprechenden Dichtungen: „Bruder Ludwig, der Wasgauer" (Nr. 5) und „Der Schwedenjunker" (Nr. 6) von **Anton Hermann** (ein Pseudonym, hinter welchem sich ein zum Protestantismus übergetretener und jetzt als protestantischer Prediger wirkender vormaliger katholischer Geistlicher verbirgt), sind dem ebenbesprochenen und gelobten „Rattenfänger von Hameln" insofern ähnlich und verwandt, als in denselben — ebenfalls im spanischen vierfüßigen Trochäenmaß — ein Stück deutschgeschichtlichen Lebens zu poetischer Verwerthung gelangt, und zwar, wie wir gleich hier hinzufügen wollen, ebenfalls in sehr talentreicher und erfreulicher Weise, sodaß wir auch diese beiden Dichtungen den Freunden der Poesie als wirklich genußreiche Lektüre empfehlen können. Beide finden ihren örtlichen Mittelpunkt in der alten Breisgaustadt Freiburg, während die in beiden erzählten Begebnisse etwas über ein Jahrhundert auseinanderliegen. Die älteste der Dichtungen, „Bruder Ludwig, der Wasgauer", spielt im Jahre 1523 und führt uns mitten in den zu Freiburg sich abspielenden Kampf zwischen Papstthum und Lutherthum hinein, welcher Kampf mit charakteristischem Colorit und getreuen Localfarben uns vor Augen geführt wird. Der eigentliche Held der Geschichte, der Kartäusermönch Ludwig Oeler aus Straßburg, gehört innerlich bereits vollständig dem Lutherthum an, und der Verlauf der Erzählung ist eben der, daß uns gezeigt wird, wie Bruder Ludwig vom blos innern Glauben an die neue Lehre allmählich auch zum äußern Bruche mit seiner Ordensregel und dem gesammten Katholicismus kommt, wie er nach Straßburg entweicht, wo der Protestantismus bereits gesiegt hat, sich dort mit einem geliebten Weibe vermählt und als Pfarrherr von St.-Thomas ein glückliches und segensreiches Leben führt. Daß es an beziehungsreichen Stellen für die ähnlichen Kämpfe der Gegenwart nicht fehlt, läßt sich erwarten, und die Dichtung schließt mit den Worten:

Merk' an Bruder Ludwig: besser
Ist's mit wackern deutschen Freunden
Deutschen Sinns und Sangs zu pflegen,
Denn im Chorstuhl der Kartause
Unter faulen Mönchen täglich
Breviarium abzuleiern;
Besser, unter freiem Himmel
Gottes reine Lehre pred'gen,
Denn vom Meßaltar der Welt mit
Weihrauchdunst die Augen blenden;
Besser Kirchenbuß' und Kerker,
Denn des Infallibeln Lobspruch;
Besser, edler Frau ins Auge
Schauen, ihre Lieb' gewinnen
Und in Treue Eh'stand führen,
Denn als üpp'ger Mönch die heil'ge
Ordnung Gottes eh'los schmähen
Oder gar mit Füßen treten;
Besser, in und mit dem Volke
Leben, ist man Diener Gottes,
Leid und Freude mit ihm theilen,
Denn als Pfaffe vaterlandslos
Gift'gen Haß und Zwietracht säen.
Also vor dreihundert Jahren
Dachte Oeler, der Wasgauer;
Willst des Weitern du Bericht noch,
Lies den „Abscheid", den er schrieb.

Die zweite Dichtung, „Der Schwedenjunker", führt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und zwar in den letzten Theil desselben, sofern die Dichtung mit dem Jahre 1638 beginnt, also zu der Zeit, als das protestantische Heer unter Bernhard von Weimar im Südwesten von Deutschland stand. Freiburg ist, wie schon oben gesagt, der Mittelpunkt auch dieser Geschichte, und der Haupt-held derselben ist der Schwedenhauptmann Wolfgang Teu'el von Birkensee, der als braver Mensch, guter Protestant und tüchtiger Krieger vom Verfasser durch alle Fährlich-

keiten des Dreißigjährigen Kriegs glücklich hindurchgeführt und schließlich in den Hafen der Ehe mit einem längst geliebten Weibe geleitet wird. Um diese Haupthandlung gruppiren sich noch allerlei Nebenhandlungen; wie im „Bruder Ludwig" das Mönchs- und Studentenleben Stoff zu allerlei episodischen Einschiebseln gab, so tritt uns im „Schwedenjunker" die ganze Buntheit des Kriegerlebens damaliger Zeit in charakteristischen Bildern vor Augen; überall aber wird die Wildheit der Zeit durch humoristische Lichter und durch den zarten Hauch des mitten aus den Kriegswirren sich siegreich emporringenden Gemüthslebens gemildert und verklärt, und somit verdient auch der „Schwedenjunker" als treffliche Leistung eines schönen Talents genannt zu werden. Metrik und Sprachbehandlung könnten in beiden Dichtungen allerdings sorgfältiger gehandhabt sein: die Messung ist oft etwas kühn, die Verse zu sehr zerhackt, und es fehlt nicht an unschönen Elisionen. Eine dritte beabsichtigte ähnliche Dichtung zeigt den Verfasser in dieser Beziehung hoffentlich fortgeschritten.

Albert Moeser.

Zur Geschichte des deutschen Theaters.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

6. Komödiantenfahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Mit einem Porträt der Verfasserin in Photographie, nach einem Originalbilde des Hofmalers Krüger aus dem Jahre 1827. Berlin, von Decker. 1875. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
7. Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Zweite, reich vermehrte Auflage. Erster Theil. Mit dem Jugendbildniß der Verfasserin in Photographie. Berlin, von Decker. 1876. 8. 5 M. 25 Pf.

Karoline Bauer, die Schauspielerin, wird von einem ihr selbst als zuständig geltenden Gewährsmanne so charakterisirt, wie man die Schriftstellerin nicht treffender kennzeichnen könnte; Karl von Holtei sagt („Briefe an Tieck", I, 35 fg.): „Diese Schauspielerin .... war bei Tieck sehr beliebt und geachtet. Sie wußte ihn zu behandeln, gab sich in seinem Hause nur als lernende Hörerin, und beutete seine Schwächen zu ihrem Vortheile aus. Er schwor darauf, daß sie auf ihn schwöre — und wer es besser wußte, hütete sich wohl, ihn zu enttäuschen. Da nahm er denn leicht äußerliche Anmuth und Glätte für innerliches künstlerisches Walten. Sie war eine geschickte, elegante Darstellerin. Mehr nicht. Sie galt lange und an vielen Orten, wo sie triumphirte, für eine große Schauspielerin. Aber niemals wären auf sie die Worte anzuwenden gewesen: «Hast du mir Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele!»"

„Le style — c'est l'homme"; hier gilt das umgekehrte Wort: „l'homme", wie denselben Holtei schildert, und „le style" decken einander vollkommen. Aeußerlich anmuthig, glatt, geschickt, ohne Tiefe, aber dabei Empfindungen zur Schau tragend, von denen das Herz nichts weiß — so stellt auch Karoline Bauer, die Schriftstellerin, sich dar. Vier Jahre sind verstrichen, seit die erste Auflage des „Bühnenlebens" erschien; der Lesewelt war damit ein allerliebstes, frisches, anregendes Buch geboten. Im Jahre 1875 folgten demselben — welches jetzt, leider nicht verbessert, in einer auf dem Prokrustesbette ausgereckten zweiten Auflage vorliegt — die „Komödiantenfahrten".

Die Kritik wurde kopfscheu. Man muß das aussprechen, denn in „Bühnenleben" (zweite Auflage) heißt es: die „Komödiantenfahrten" seien „nicht weniger freundlich von Kritik und Publikum aufgenommen als das «Bühnenleben»". Das ist ruhmrediger als richtig; „Die Gegenwart" z. B. (1875, Nr. 16) meinte: es sei „kaum zu bezweifeln, daß stofflüsterne Verleger die schnell beliebt gewordene Schriftstellerin zum Weiterschreiben gereizt" hätten, doch sei „der Werth der Waare mit der Nachfrage nicht gewachsen". Im Gegentheil seien die „Komödiantenfahrten" „nur ein Abhub von der Tafel des Bühnenlebens". „Der Redestrom wird breiter, die Ufer verflachen sich; als Staffage, um das mattere Bild zu beleben, tritt die eigene Person ungebührlich in den Vordergrund."

Wo möglich noch herber lautet das sozusagen officielle Urtheil des Schauspielerstandes im „Genossenschaftsalmanach" für 1876, welches gefällt wurde, als die Acten über die Karoline Bauer'schen Bücher schon geschlossen waren.

Dennoch, wie man das „Bühnenleben" anmuthig, glatt und geschickt geschrieben nennen muß, fehlt es auch den „Komödiantenfahrten" an Interessantem nicht; dahin gehören zumeist die persönlichen „Erinnerungen". Aber die „Studien", welche das Buch, seinem Titel zufolge, bringen will, sind lückenhaft und dürftig. Aus einer Reihe flüchtig durchblätterter Quellenschriften wird eine Blumenlese geboten, zu deren Charakteristik die Notiz genügt, daß kritiklos sogar Druckfehler der Originale wiedergegeben werden. Die Schnitzer einzeln zu verzeichnen, würde zu weit führen: Jakob Herzfeld's Frau war eine geborene Stegmann; als Pachter der Schröder'schen Bühne (1798) hat ein „Professor Unger" (?) niemals existirt; der einst berühmte braunschweiger Baritonist schrieb sich Pöck; die Künstlerfamilien Höfler und Höffert sind wohl zu unterscheiden; das richtige Datum für die erste Darstellung von Goethe's „Faust" ist der 19. Januar 1829; die Hauptfigur im „Wirrwarr" heißt Langsalm — und in dieser Weise könnte man mit Berichtigungen noch einen ganzen Druckbogen füllen. Gern sei darauf verzichtet; nur ist die Flüchtigkeit hervorzuheben, welche sich durch Wiederholung von Druckfehlern und Irrthümern aus F. L. W. Meyer's „Schröder" kundgibt. Dort wird (I, 337) Lessing's Inschrift in Schröder's Stammbuch mitgetheilt, als habe der große Dichter den Unsinn geschrieben:

> Dem Blinden brennt das Licht,
> Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Obwol Lessing's Inschrift 1841 richtig facsimilirt erschien, nimmt Karoline Bauer den Druckfehler bei F. L. W. Meyer ohne nachzudenken hin und wiederholt

den Unsinn bona fide. Aber gewiß nicht bona fide geschrieben, sondern frei erfunden ist in den „Komödiantenfahrten" die sentimentale Schilderung der Pilgerfahrt „nach dem Jacobikirchhofe vor dem Dammthore" in Hamburg, wo „die dankbare Kunstjüngerin der Nachwelt" (wie Karoline Bauer sich bei dieser Gelegenheit nennt), „einen vollen Kranz auf Schröder's Grab unter frühlingsgrünen Trauerweiden" gelegt haben will. Später nimmt Karoline Bauer nicht nur von diesem Grabe, sondern auch von demjenigen Charlotte Ackermann's „wehmüthig Abschied".

An diesen beiden Stellen läßt sich das oben mit Karl von Holtei's Worten gerügte Zurschautragen von Empfindungen, die dem Herzen fremd sind, unwidersprechlich nachweisen; jene Pilgerfahrt ist „Sand in die Augen", denn — Schröder ruht gar nicht auf dem Jacobikirchhofe, wohin ihn nur F. L. W. Meyer kraft eines Irrthums bettet; Charlotte Ackermann aber hat überhaupt niemals in einem Grabe gelegen. Sie wurde 1775 in einem unterirdischen gemauerten Gewölbe der St.-Petrikirche (es trägt die Nr. 34) beigesetzt, über dessen vollkommene Unzugänglichkeit (schon seit 1795) auch nicht der leiseste Zweifel aufkommen kann.

„Dichtung, und keine Wahrheit" (um mit dem oben erwähnten Almanach zu sprechen) ist es trotz der angeführten „Nachweise" ferner, wenn ganz genaue Einzelheiten über die angebliche „Verbrennung" des Hanswurst (1737) beigebracht und dabei die längst abgethanen Verunglimpfungen Gottsched's wiederum hervorgeholt werden. Aufgabe einer „Studie" wäre es gewesen, das Bild dieses Gelehrten, der, wie jede hervortretende Persönlichkeit, aus seiner Zeit heraus verstanden und erklärt werden will, nicht carikirt, sondern etwa im Danzel'schen Sinne wiederzugeben; und „Hanswursts Autodafé" betreffend, so gilt heute die z. B. auch von Koberstein längst adoptirte Annahme, daß ein solches niemals stattfand. Nur oberflächliche Abschreiberei konnte aus der Nachricht, die Neuberin habe den Hanswurst von der Bühne verbannt, herausbuchstabiren: sie habe ihn verbrannt; ein im Laufe der Zeit fest in die Gemüther gedrungenes Quidproquo, dem nichtsdestoweniger jede Begründung fehlt, wovon sich der Unterzeichnete durch jahrelanges Sammeln einschlägiger Quellenwerke (von theilweis so großer Seltenheit, daß berufene Literar- und Theaterhistoriker wie Robert Prutz selbst über deren Existenz im Zweifel sind) genau überzeugt hat.

Man sieht, Karoline Bauer's Angaben sind gerade da am unzuverlässigsten, wo sie mit dem Scheinapparat angeblicher „Nachweise" ausgerüstet auftreten. Merkwürdig, daß besonders das Kapitel „Hamburg" an solchen vollkommen unmöglichen Angaben reich ist! Ermesse man danach, welche Glaubwürdigkeit die gegebene Erzählung Karoline Bauer's von einer 1840 mit dem hamburger Schauspieldirector F. L. Schmidt gepflogenen Unterredung verdient. Der Genannte wird noch nach 35 Jahren in der oratio directa redend eingeführt; eine Leistung, welche die Fähigkeit jedes menschlichen Gedächtnisses übersteigt. Daß ein Stenograph der Unterredung — deren in F. L. Schmidt's Papieren keine Erwähnung geschieht — beigewohnt habe, sagt Karoline Bauer nicht.

Auf 27 Druckseiten des „Bühnenlebens" handelt es sich nämlich um eine Entgegnung, kraft deren kaum 27 Druckzeilen in F. L. Schmidt's „Denkwürdigkeiten" widerlegt werden sollen, welche Karoline Bauer als Schauspielerin bemängeln und an der Hand der Kassenbücher mit Zahlen nachweisen, daß ihr Gastspiel 1840 in Hamburg das Haus nicht füllte. Der Polemik bringt schwerlich irgendjemand Interesse entgegen; überzeugen kann Karoline Bauer (auch abgesehen von dem Hinblick auf das „Grab" Charlotte Ackermann's) nicht, da niemand in eigener Sache Richter zu sein befugt ist. Auch stärken Beiworte wie: „stumpf; eitel; erbärmlich; verbittert; trostlos; jähzornig; giftig", auf den Gegner angewendet, wol kaum die Beweiskraft. An eine Abwehr zu denken, wäre überflüssig, da das Rüstzeug zu derselben in Schmidt's „Denkwürdigkeiten" vor aller Welt Augen liegt. Wer sie kritikvoll liest, wird die Entstellungen schon bemerken, unter denen sie herangezogen sind. So z. B. hebt ihre Einleitung ausdrücklich hervor: wie jedes Urtheil (also natürlich auch das über Karoline Bauer) durchaus F. L. Schmidt's Eigenthum sei. Trotzdem macht das „Bühnenleben" den Versuch, unter andern Schmidt's noch lebenden Schwiegersohn wegen des Tadels der Bauer'schen Spielweise zur Verantwortung zu ziehen! Derselbe hat nämlich die Güte gehabt, bei der durch Krankheit verursachten Entfernung des Unterzeichneten aus Hamburg Zeitungsauszüge und Theaterzettelabschriften zu controliren, die als Anmerkungen des Herausgebers in den „Denkwürdigkeiten" stehen, wovon die Originale aber nicht verschickt werden. Ihn deshalb anzugreifen, ist doch gar zu klein; fast so klein wie die Behauptung: Schmidt's „dickleibige" Denkwürdigkeiten seien lediglich publicirt „auf daß die junge Künstlerin Karoline Bauer zu einem erbarmungswürdigen Nichts zerstampft werde".

Das ist die Sprache Victor Hugo's: „Pariser! Das Auge der Welt blickt auf euch!"

Die zeitgenössischen Stimmen, welche — wie gegen jeden Theaterdirector, Schröder nicht ausgenommen — auch gegen Schmidt laut wurden, so einzuführen, als habe der Bearbeiter der Karoline Bauer'schen Schriften sie entdeckt, während sie thatsächlich ausnahmslos in den „Denkwürdigkeiten" stehen (deren unterzeichneter Herausgeber zur lebensvollen Ausführung eines Bildes auch den Schatten für nothwendig hält), ist mindestens nicht fair play. Alles übrige auf jenen 27 Seiten des „Bühnenlebens" Ausgeführte — ex post ertheilte dramaturgische und juristische Lectionen für F. L. Schmidt, sowie literarische für den Herausgeber von dessen Papieren — kann trotz wiederholter Aufforderung zum Debattiren füglich auf sich beruhen bleiben; ohnehin wird es jenen Ausführungen nicht glücken, durch dreistes Aussprechen schielender Behauptungen den Mangel jeglicher Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse sowie die unerlaßliche Unterlage positiver Kenntnisse zu ersetzen. Solche läßt auch die zweite Auflage des „Bühnenlebens" wiederum bedauerlich vermissen, deren Inhalt durch die stark vermehrte Bogenzahl nicht gewonnen hat. Was früher schnell und glatt vorüberrauschte, was sich leicht und angenehm las, ist durch seitenlange eingeschobene „Stimmen der Presse über Karoline Bauer" — alte Theaterreferate, die wört-

lich wieder abgedruckt sind — aufgedunsen, schwülstig und ungenießbar geworden; das Kapitel „Rahel" vollends ist zweckwidrig ausgedehnt durch seitenlange Auszüge aus der betreffenden, in allen Händen befindlichen Briefliteratur. Schade, daß ein ursprünglich reizendes Buch durch die Neubearbeitung, beziehungsweise Dehnung in zwei Theile (statt des vorherigen einen) so sehr entstellt und verdorben worden ist.

Betrachten wir nach diesen Memoirenwerken einige fachwissenschaftliche theaterhistorische Schriften:

8. Chronik des königlichen Hoftheaters zu Hannover. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte, von Hermann Müller. Hannover, Helwing. 1876. Gr. 8. 5 M.

Des Verfassers Absicht war gewiß gut, und die dem Berufe abgemüßigte freie Zeit zur würdigen, ernstgemeinten Schriftstellerei über diesen Beruf verwenden, ist löblicher, als z. B. durch „bunte Skizzen" oder dergleichen seichte Waare die „Naturgeschichte des Komödianten" in einer Weise behandeln, welche lediglich geeignet ist, den Stand recht tief herabzusetzen. Merkwürdig bleibt überhaupt, wie das Sprichwort von den Krähen, die einander die Augen nicht aushacken, auf die Schauspieler durchaus keine Anwendung leidet; sogar der fünfbändige Historiker dieses Standes, selbst Schauspieler, schwelgt förmlich in schnöden Urtheilen über seine Berufsgenossen, während ein Ueberschuß an pietätvoller Wärme für dieselben mindestens das Begreiflichere gewesen wäre.

Solche Pietät nun ist der Hauptvorzug an Hermann Müller's Buche; er läßt sie selbst da walten, wo sie nicht wohl angebracht ist. Merkwürdig ist dagegen wieder das wegwerfende Urtheil über K. E. Ackermann: „keine bedeutende künstlerische Größe" sollte der gewesen sein? Lessing behauptet das Gegentheil, ebenso der Stiefsohn Schröder. Freilich, des letztern Biographie von Meyer hat Müller ersichtlich nicht gelesen, er würde sonst nicht von „einem Prinzen" sprechen, der „damals in Hannover tonangebend gewesen zu sein scheine". Der geheimnißvolle „eine Prinz" war in der That sehr „tonangebend"; es war nämlich — und wenn Müller Schröder's Leben gelesen hätte, würde er dies gefunden haben — der Statthalter von Hannover, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Der Maßstab für die Wichtigkeit künstlerischer Ereignisse geht dem ab, der von der Eroberung des „Hamlet" für Deutschlands Bühne nur kühl zu sagen weiß; sie „verdiene Erwähnung". Nein, sie war von unerhörter, sensationeller Bedeutung! Uebrigens datirt die Darstellung Shakspeare'scher Dramen auf unserm Theater nicht erst von Schröder; Genée's bekanntes Werk enthält das Richtige. „Hamond", „Schüz" und „Tylli" waren Leute, die Hamon, Schütz und Tilly hießen. „Ueber Brockmann's Jugend ist mit Sicherheit wenig zu sagen"? — eine dreißig Seiten lange Biographie des Künstlers, enggedruckt, bringt Lembert's „Bühnenalmanach für 1823", wo Müller das Räthsel — mit dem er sich und seine Leser quält — gelöst findet, welchem Stande Brockmann's Vater angehört habe. Auch sonst existirt eine ziemlich reiche Brockmann-Literatur; wir haben Briefe von ihm, und sein Stammbuch ist gedruckt. Um anderes zu übergehen, wird auch von einem sehr bekannten Umstande als von einem unbekannten geredet: der geheimnißvolle „gewisse Steinberg", dessen „Machwerk" (wie Müller es verurtheilt) „Die Hand des Rächers" eine Fortsetzung zu den „Jägern" von Iffland bildet, war ebenfalls ein sehr „gewisser"; Müller wolle in Jördens' Lexikon nur den Artikel „Iffland", oder Hagen's classische Geschichte des preußischen Theaters lesen. Auch Goedeke, „Grundriß", I, 1092, orientirt über den „gewissen" Steinberg. Sophie Schröder's Gatte, Ernst Friedrich Ludwig, war Baritonist von achtungswerthem, nicht „Tenorist und Liebhaber von mäßigem" Talente. August Klingemann's Stellung zur braunschweiger Bühne ist völlig verkannt; das Correcte steht in dessen „Kunst und Natur", drei dicke Bände, die so wenig benutzt scheinen, wie Holbein's, Abt's, der Agnese Schebest, der Karoline Kummerfeld, der Amalie Haizinger und anderer Autobiographien, Memoiren u. s. w. Auch die Gründe zu Marr's Flucht aus Hannover wären zu ermitteln gewesen. Die Biographie Karl Devrient's, welche Müller (zuerst 1873) gegeben hat, wird von dem unzweifelhaft competenten Karl Sontag wie folgt beurtheilt:

> Die Arbeit erregte in Theaterkreisen dadurch Aufsehen, daß Hermann Müller eine Reihe von „unvergeßlichen" Rollen Devrient's nennt, aber nicht eine einzige, die jetzt im Besitze Müller's — während gerade diese nach dem Ausspruche aller seine besten waren.

Aber nicht nur indirectem, sondern auch directem Eigenlobe begegnen wir bei Müller:

> Als bei Anwesenheit des Großfürsten Konstantin von Rußland auf allerhöchsten Befehl Goethe's „Faust" gegeben werden sollte, hatte ein seit 1855 für chargirtes Fach und Episoden engagirter junger Schauspieler, Hermann Müller, Gelegenheit, durch schnelle Uebernahme und befriedigende Darstellung des Mephisto seine Anwartschaft auf das erledigte Fach zu berechtigen.

Es scheint doch räthlicher, Müller überließe das Amt, ihn zu loben, andern Federn als der eigenen. Dagegen hätte Gelegenheit genommen werden sollen, ein Versäumniß des Entsch'schen Bühnenalmanachs dadurch wieder gut zu machen, daß Roderich von Lehmann sein verdientes literarisches Denkmal erhielt. Müller zieht es vor, auch diesem seinem begabtern Vorgänger in vielen Rollen nachzureden, es habe ihm seit 1865 „an Rüstigkeit" gefehlt. Heinrich Laube behauptet gerade das Gegentheil, und — nach der Meinung des Unterzeichneten — mit Grund. Es würde dem Charakter einer „Chronik" mehr entsprochen haben, auch solchen Künstlern gerecht zu werden, deren Nachfolger der Chronist als Künstler geworden ist, um so mehr, wenn dieser Aufführungen besonders und unverhältnißmäßig breit hervorhebt, in denen er selbst an erster Stelle stand.

In eine freiere Region heben wir uns mit

9. Shakspeare und Schröder. Vortrag von Gisbert Freiherrn Vincke. Bernburg, Dornblüth. 1875. 8. 1 M.

Hier befinden wir uns sogleich in der Sphäre reinster Wissenschaftlichkeit. Ein feiner Geschmack, meisterhafte Behandlung der Form und absolute Herrschaft über den Stoff, trotz dessen enormer Reichhaltigkeit man dennoch in diesem summarisch referirenden „Vortrage" keinen ein-

ben Jean Paul, der auch die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" geschrieben?

Ja, es ist Jean Paul'scher Humor, der uns aus diesem winzigen und doch so inhaltvollen Büchlein entgegenlacht und entgegenweint; jener Humor von Gottes Gnaden, der in der modernen Welt auf den Aussterbe-Etat gesetzt scheint und an dem sich ebendiese Welt, wo sie ihm hier und da noch vereinzelt begegnet, doch so unendlich viel mehr erfrischt und erquickt als an dem tollen Possenwesen, dem höhern Blödsinn und spitzfindigen Wortgewitzel, die heutzutage alle unbeanstandet unter der Flagge des Humors segeln!

Dieser „Lebenslauf eines verunglückten Poeten" ist eine so einfache Geschichte, daß es sich wahrlich nicht der Mühe verlohnt, ihren Inhalt hier wiederzugeben; aber in welche Form hat der Dichter dieses Nichts von Handlung zu bringen gewußt! Wie hat er es verstanden, die Seelenzustände seines Helden und seiner Heldin (wenn anders in einer so bescheiden eingekleideten Erzählung diese hochtrabenden Bezeichnungen am Platze sind) schlicht und ergreifend zugleich zu schildern; wie menschlich wahr sind die Charaktere der wenigen agirenden Personen gezeichnet!

Um aber doch auch eine kleine Probe von der Art des Humors und des Ernstes zu geben, die in diesem sinnigen Opusculum walten, theile ich im Auszuge zwei Briefe, einen des materialistischen, in der seligen Burschenzeit schwelgenden Freundes an den idealistischen Helden, der kurz vor der Abiturientenprüfung steht, und einen des letztern an jenen mit, hoffend, daß diese wenigen Beweisstellen genügen werden, meine gute Meinung über den „Verunglückten Poeten" zu rechtfertigen.

Brief des Freundes.

Mein auf Amor's Treibjagd angeschossener Freund! Seid ihr ein Paar verliebte Leutchen — daß sich Gott erbarme! Er hält ein Gänschen, das Strümpfe strickt und beim Versemachen die Maschen herunterfallen läßt, für einen Engel, und sie hält einen faulen Schlingel, der mit Zumpt und Buttmann zur Schule geht, für einen Halbgott. Ihr seid alle zwei reif für die kalte Douche, um die 99° Liebeshitze auf eine halbwegs erträgliche Temperatur herabzusetzen. Und was das Närrischste bei der ganzen Geschichte ist, daß nicht einmal eins das andere kennt! Hat die Welt je so was gesehen? Um euch vernünftig zu machen, wäre es wol das Beste, euch zusammenzugeben. Denn unser Professor der Physik hat mit großem Scharfsinn docirt, daß sich verliebte Menschenkinder wie die Pole des Magnets verhalten. Solange sie ungleichnamig sind, ziehen sie sich an, wenn sie gleichnamig geworden, stoßen sie sich ab.

Mein Freund, ich gönne dir dein Liebesglück, aber dieses gletscherhafte Schwelgen, dieses Rasen durch die ganze Tonleiter der Liebesmusik ist denn doch zu arg! Stelle dir vor, du hättest Pech. Ich will annehmen, deine Göttin würde dir untreu oder krank und stürbe, oder ihre oder deine Aeltern sprächen im kategorischen Imperativ: Nein! Was wolltest du denn anfangen? Wärest du denn nicht das beklagenswertheste „Kamel" unter der Sonne? Nachdem du deine Liebe einmal als Fixstern betrachtest, um den sich dein ganzes Sein dreht, so mußt du in demselben Moment ins Chaos stürzen. Dasselbe gilt von deinem Mädchen, vor dem ich — nebenbei bemerkt — heidenmäßig Respect habe. Wenn ihr in euerer Schwärmerei so fortfahrt, macht ihr euch auf jeden Fall unsaglich elend; und da solltet ihr mich doch dauern. Also auf der goldenen Mittelstraße bleiben, nicht zu heiß und nicht zu kalt! Der Mensch darf nicht sein ganzes Herz an einen Gegenstand hängen, denn mit dessen Verlust verliert er sich selbst. Schwärme daher fort, aber 40° Réaumur weniger. Nimm mich zum Exempel; was bin ich für ein eiskalter Tropf dagegen! Ich habe dir von meiner Flamme geschrieben. Leider ist's wahr, ich habe auch ein Paar Stiefel auf dem Pflaster vor ihrem Hause zu Schanden getreten, welche — Gott sei's geklagt! — noch nicht einmal bezahlt sind. Als ich jedoch loskriegte, daß sie sich auch von andern umfackeln läßt, trieb es mich zu dem verzweifelten Entschluß, mich zu hängen — an eine andere.

Nun gut, ich hoffe, du wirst deiner Flamme weniger Brennstoff zusetzen; in dieser Voraussetzung sollst du die Erfolge meiner Entdeckungsreise erfahren. Deinem Auftrage gemäß bummle ich am Main auf und ab, fixire, den Zwicker ins Auge geklemmt, alle Häuser und Inschriften, daß die Schiffsknechte schlechte Witze über mich reißen, alle Hunde der Nachbarschaft mich anheulen, die alten Weiber stehen bleiben und Randglossen über mich machen, und schließlich ein ganzes Rudel von Polypen hinter mir drein ist. Da endlich entdecke ich auf blauem Grunde mit goldenen Buchstaben — ein kleiner Himmel für dich! — den Namen Schneegold. Nur begreife ich nicht, was dich dieses Haus interessirt, da es gerade wie andere gewöhnliche Häuser aussieht. Das einzig Nennenswerthe ist ein Rebstock, der bis zum zweiten Stock reicht und besonders das mittlere Zimmer sehr nett umrankt. Aber auch dies habe ich schon bei vielen Häusern beobachtet. Was mir jedoch auffiel, ist, daß ein allerliebstes Mädchen in dem Fenster, mit einem kleinen Weltbürger auf dem Arme, lehnte. Würde ich nun deine poetische Farbenschachtel zur Hülfe nehmen, die Rebenranken ins Abendroth tauchen, so ist in der That ein so hübsches Gemälde mit so hübschem Rahmen fertig, wie nur ein Murillo, Rafael und wie die Leinwandkleckser alle heißen, je eines fabricirt hat. Und ein Bild, das leibt und lebt, hat bei mir stets den Vorzug. Ich muß gestehen, daß mich eine Art Neid befiel, und weil mein Herz gerade frei war, ich nicht übel Lust hatte, das kleine schwarze Hexlein ins Quartier zu nehmen. Doch habe keine Sorge, ich werde dir nicht ins Gehege kommen; denn ist's die eine nicht, ist's die andere; es geht ja alles doch nur darauf hinaus, daß jeder Michel seine Meichel kriegt.

Nun wirst du wissen wollen, wie dein Zuckerstengel aussieht. Als angehender Jünger der Themis entwerfe ich dir ein Signalement wie folgt:

Größe: so wie's recht ist.
Gesichtsfarbe: wie eine bleichsüchtige Rose.
Augen: zum Hinwerden.
Mund: zum Küssen.
Locken: zum Verlocken.
Nase: } griechisch.
Stirne: }
Kinn: wie von Elfenbein gedrechselt.
Bart: ohne.
Besondere Kennzeichen: macht Verse und ist bis über die Ohren verliebt.

Sollte dies nicht genügen, um dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, so will ich deiner lahmen Phantasie zu Hülfe kommen und noch bemerken, daß sie kohlrabennachtschwarze Augen und Haare, und eine Haut wie Alabaster hat. Es ist also recht Tag und Nacht beisammen. Aber ich muß nun von dir und deiner Schönen Abschied nehmen. Denn ich habe einen sakrischen Durst und da will ich schnell ins Hofbrauhaus und einige Seidel zu Gemüth führen, um mich von den Strapazen meiner Entdeckungsreise zu restauriren.

Dein alter Freund.

P. S. Was du vom Weltzusammenschlagen geschrieben hast, bin ich nicht mit einverstanden. Ich bitte dich, laß die Welt stehen; mir ist sie gut genug.

Brief an den Freund.

Während ich dir für deine jüngste Epistel den wärmsten Dank ausspreche, muß ich dir zugleich einen Traum mittheilen, den ich verflossene Nacht hatte und der durch seine Deutlichkeit und Bestimmtheit mich auf das lebhafteste erregt hat. Es träumte mir nämlich, ich hätte absolvirt und befände mich auf der Universität. Eine ganze Reihe bunter Bilder tanzte an meinem Geiste vorüber, ohne daß ich wegen der raschen Auf-

einanderfolge eine bestimmte Erinnerung festhalten konnte. An meinem Herzen aber nagte jener unersättliche Wurm, jener höllische Seelenhunger, welchen nichts, was die Erde auch Köstliches bietet, stillt. Plötzlich sah ich mich in eine Klosterzelle versetzt. Ich lag in dem weißen Gewande der Kartäusermönche auf einem ärmlichen Lager als Sterbender. Um mich standen verschiedene Mönche mit brennenden Kerzen in den Händen, die gleichgültigen Blicke auf mich gerichtet, und sangen in gedämpftem Tone den Psalm David's: „Domine exaudi orationem meam: et clamor meus ad te veniat!" Mit leiser, zitternder Stimme sang ich mit. Ich fühlte, wie die Kräfte mehr und mehr schwanden, wie es sich vor meinen Augen verdunkelte, wie ein Summen und Sausen durch die Ohren ging, wie das Herz immer langsamer und langsamer schlug, und jetzt stand es still — ein Moment unaussprechlicher Seligkeit, und dann ringsum tiefe Nacht. Jetzt befiel mich eine Angst, ich hatte eine Vorstellung, als schwebte ich durch die dunkle Pforte des Todes einem neuen Leben entgegen. Aber die Nacht wich nicht, die Angst stieg, ich griff um mich, ich wußte nicht wo ich war. Allmählich sehe ich in der Finsterniß einen lichtern Punkt und komme nach und nach zu der Gewißheit, daß dies ein Fenster sei und ich in meinem Bette liege. Ich hatte also geträumt; aber ich war so aufgeregt, daß ich die ganze übrige Nacht kein Auge mehr schließen konnte. Du weißt, daß ich kein Traumdeuter bin, weshalb ich kein weiteres Wort darüber verliere.

Aber nun weiter im Text. War ich früher Lehrern und Mitschülern ein Mensch, aus dem sie nicht wußten was sie machen sollten, so bin ich es jetzt im doppelten Grade. Denn staune! Ich habe mich mit den ledernen Zahlen und Zeichen der Mathesis ausgesöhnt, in die Schnirkel der griechischen Buchstaben verliebt, treibe Französisch ärger als ein Ladenschwengel, so zwar, daß ich von der Eselsbank, auf der ich jahrelang wie angeleimt saß, in die erste Phalanx der Preisritter vorgerückt bin, was über den Horizont aller hinausgeht. Sagt man immer, daß die Liebe die Kraft des Mannes lahm lege. Eselei! Nicht wahr ist's! Führt man die alten Helden, die Löwen des Tags, die die Liebe so gezähmt haben soll, daß sie aus der Hand fraßen, als Exempla an. Helden? — Liebe? — Gott bewahre! Die Liebe ist gerade der Hauch, welcher den Ehrgeiz zur höchsten Flamme anfacht, wie der Hauch Gottes die versammelten Apostel zu Jerusalem, daß sie in allen Sprachen redeten und keine Gefahr, keine Marter, keine Noth und Drangsal, selbst den Tod nicht scheuten. So wirkt die Liebe, sie erobert die Welt und legt sie der Geliebten zu Füßen.

Anbei ein Gedicht, das diesem Ehrgeiz Ausdruck verleiht:

Ich sitze beim dämmernden Lampenschein
Bis in die Stunde der Geister,
Und ich vertiefe mich ganz hinein
In die herrlichen Werke der Meister.

Von Ehrbegierde schwillt mir die Brust,
Gedenk' ich der Riesenwerke,
Ich schwinge die Faust vor Thatenlust
Und prüfe heimlich die Stärke.

Doch manche Thräne, ich weiß nicht wie,
Mir über die Wange schleichet,
Wenn ich bedenke, was Großes sie
In meinen Jahren erreichet.

Und ich? — Ich habe noch nichts gethan,
Ich bin ein vergessener Knabe.
Mein Vater ist ein geringer Mann
Und hat nur geringe Habe.

Doch in mir ein Funke, ein mächtiger, wacht,
Genährt in schirmender Stille,
Und ist er nur erst recht angefacht,
Durchbricht er die engende Hülle.

Ich sprenge auf kühnem Geisterroß
Dann in des Turnieres Schranken,
Von meines Witzes gewalt'gem Stoß
Der stärkste Gegner muß wanken.

Und hab' ich sie alle gestreckt in den Sand,
Bedeckt mit Schimpf und Hohne,
Dann reichet mir die zarte Hand
Der Liebe die Lorberkrone.

Die sich, vom Glück auf den Giebel gestellt,
Zu stolzem Prunk vermessen,
Die werden einstens alle gefällt
Von Einem, den es vergessen!

Obschon ich weiß, daß ich durch Enthüllung des Sanctissimums meines Herzens dir stets Stoff zu guten und schlechten Witzen liefere, so kann ich doch nicht anders, weil du trotzdem es so herzlich gut mit mir meinst. Also spotte weiter, du Glücklicher! Denn ein gesunder Humor ist sicher der beste Schwimmgürtel durch das stürmische Meer des Lebens. Ich beneide dich oft, daß es dir gegeben ist, nur die Rosen am Pfade des Daseins zu pflücken und mit den Dornen die Narren durchzuhecheln. Aber ich gehöre jetzt zur Familie der Dickhäuter; die Liebe hat mich gestählt gegen Hiebe!

3. Stürme im Wasserglas. Ein humoristischer Roman von Adolf Reichner. Drei Bände. Leipzig, R. Schäfer. 1875. Gr. 8. 9 M.

Wir standen, offen gesagt, diesem „humoristischen Romane Reichner's mit dem unsichern Vornamen — auf den Umschlägen ist er Alfred, auf dem Titel Adolf Reichner genannt — anfänglich einigermaßen rathlos gegenüber, bis uns nach der Lektüre etwa zweier Bände endlich ein Licht über Zweck und Bedeutung dieses seltsamen Werks aufging. Es wird unsern Lesern vielleicht nicht unbekannt sein, daß unter dem Lehrapparat in Militärreitschulen und Veterinärinstituten das sogenannte fehlerhafte Pferd eine ziemlich wichtige Rolle spielt. Das fehlerhafte Pferd besteht in der Abbildung eines Gauls, der mit allen nur irgend erdenklichen Krankheiten und Mängeln behaftet ist, und es dient dazu, die jungen Thierarznei-Eleven mit den äußern Merkmalen eben dieser Uebel bekannt zu machen, ihren Blick für die richtige Beurtheilung derselben zu schärfen.

Alfred-Adolf Reichner hatte nun unzweifelhaft nach Analogie dieses überaus nützlichen Lehrapparats für Studirende der Thierarzneikunde einen fehlerhaften Roman zu Nutz und Frommen jüngerer Novellisten in Aussicht genommen, und wenn wir „Die Stürme im Wasserglas" von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, müssen wir gestehen, es ist wol selten eine geniale Idee großartiger und zweckentsprechender zur Perception gelangt!

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Stil: welche Fülle der prächtigsten Verrenkungen und offenen Schäden bietet sich hier dem Auge des lernbegierigen Novellisten-Eleven dar! Da hängt „ober dem Klavier" ein Stahlstich in „einer Holzrahme"; da wimmelt es von „Kleinlautigkeiten" und „Zeugschaften" (statt „Zeugenschaften"), von „jachen" Uebergängen und „vorhablichen" Ankünften. Jemand bestimmt in seinem Testament, daß Haus und Hof „verkauft zu werden habe"; einmal findet sich folgender vorzügliche buglahme Passus: „Das ist nun so eines der, solange man es besitzt, wenig beachteten Glücksgüter der Jugend"; und weiterhin die noch seltenere Wendung: „Er starrte ihr fest ins Gesicht und verzog dann dasselbe zu einer Grimasse" u. s. w.

Man kann in Reichner's fehlerhaftem Meisterwerk fast gleichzeitig „Posthorngekrächze" und das „Rauschen einer blauseidenen Reiserobe" hören; die Möglichkeit „einer

sich zuzuziehenden Erkältung" erfrischt uns hier, und dort lächelt uns ein „Entgang an großtürkischer Seraildetaillistik" entgegen. Ferner „sieht" in dem unsterblichen Opus „mit achtzehn Jahren und einem Gesichtchen wie Milch und Blut ein gesteiftes helles Waschkleid mit einer farbigen Schärpe um die feine Taille und einer gleichfarbigen Schleife in den vollen Haaren geputzt genug aus"! und man wirft darin einer Riesenschlange eine Kette über, „ohne das Thier berühren gemußt zu haben". Der folgende Satz ist sicher eine der fehlerhaftesten Perlen des Buchs: „Es gibt gesetzliche Bestimmungen, wonach ein später als zur Zeit der Geburt in seine Rechte tretender Vater an die Uebereinstimmung mit der Vormundschaft gebunden ist" u. s. w. Mit ihm wollen wir unsere syntaktische Excursion beschließen, um uns alsbald auf die ethische zu begeben; nur noch einer kleinen stilistischen Ungezogenheit sei beiläufig Erwähnung gethan, wie sie sich Romanschreiber dritten bis mehrern Ranges gegenwärtig nicht selten zu Schulden kommen lassen und die Reichner in seinem „stürmischen Glase Wasser" zum Ueberdruß oft begeht, natürlich nur um zu zeigen, daß selbst so leichte Verstöße seinem scharfen Mentorblick nicht entgehen — bei andern. Es ist dies die Verwendung des so überaus bequemen Zeitwortes „machen", statt sagen, bemerken, sprechen, ausrufen u. s. w. Alles „macht" bei Reichner — kein Wunder, wenn schließlich der Leser der „Gemachte" ist!

Es ist namentlich bei unserm jüngern Schriftstellerthum Mode geworden, zuerst zu polemisiren, dann zu produciren; das Schimpfen auf irgendeine gefeierte literarische Persönlichkeit (nicht etwa nur auf die geistigen Kinder derselben) ist sozusagen die unumgängliche Visitenkarte, mit welcher der jugendliche Feuilletonist oder Novellist sich bei der Mitwelt vorzustellen und einzuführen hat; das Grabgeläute für irgendeinen bedeutenden Namen ist identisch geworden mit den Geburt-Glockenklängen eines neuen Messias der Literatur — und umgekehrt.

Der zwiebenamste Reichner nutzt diesen klopffechterischen Zug des Jüngsten Deutschland in seinem didaktisch-veterinären Werke energisch auf, indem er darin ausnahmslos alles verunglimpft, was ihm unter die Feder kommt: die Weltstädte, die alten Jungfern, den Particularismus, die freiwilligen Feuerwehren, den Fürsten Bismarck, die Juden, die verheiratheten Frauen, die Selbstverwaltung, das Christenthum, die Lalen- und Schildbürger, das Turnen, die Journalistik, die Wacht am Rhein, die Heilwissenschaft, das Deutsche Reich und noch eine Menge anderer Kleinigkeiten. Und in welche Form dieser Reichner seine Polemik gegen die halbe Welt zu kleiden versteht, mag folgender Passus zeigen:

> Was die Keuschheit der deutschen Frauen betrifft, so ist eine solche bei der überwiegend größten Mehrzahl — um es kurz zu sagen — eine Unmöglichkeit. Mehr noch als die Knaben sind die Mädchen das Erziehungsproduct der Mütter und mit verschwindend kleinen Ausnahmen sind die deutschen Mütter — Kupplerinnen. ... Frau Graf war nicht besser und nicht schlimmer, wie deutsche Mütter im Durchschnitt zu sein pflegen. Hätte eine Tochter Aussicht, eher einen Mann zu bekommen, wenn sie liederlich wäre, Frau Graf würde selbst das Licht gehalten haben, wenn Galans nächtlicherweile zu ihrer Tochter gewollt hätten.

Allerdings scheint uns der Lehrer, Warner und Richter hier in seinem Eifer etwas zu weit gegangen zu sein, sein abschreckendes Beispiel allzu schroff und — sagen wir es gerade heraus: etwas zu gemein gewählt zu haben.

Prächtig sitzt dagegen der satirische Hieb, den Alfred-Adolf gegen die Selbstüberhebung und Eigenlob-Essenzfabrikation gewisser Producenten „gedruckten Zeuges" führt; ist es nicht wahrhaft zwerchfellerschütternd, wenn unser Reichner von sich selbst sagt: „Ich bin nicht Stümper genug, um beim Anblick selbst des Höchsten und Erhabensten handwerksmäßig nach dem Tintenfaß zu greifen, oder das Skizzenbuch zu öffnen und in selbstzufriedener Anmaßung den Farbentopf hervorzuholen" u. s. w. Und so echt sieht es aus, als ob in der That eine jener obenbezeichneten Literaturnullen sich das selbstgewundene Lorberkränzchen aufgestülpt, an die Goethe bei seinem so oft und so oft misbräuchlich citirten „Nur die Lumpe sind bescheiden" sicher nicht gedacht hat.

Drama und Roman haben die Aufgabe, das Leben zu reflectiren, aber sie sollen sich dazu des veredelnden und verschönernden Zauberspiegels der Kunst bedienen. Der Maler weist dem Beschauer seines Bildes den Platz an, von welchem aus jener nur Form und Farbe der Gestalten erkennt, aber nicht das grobe Leinwandgewebe und die Pinselklexe; diesen rechten Platz hat auch der Dichter für sein Publikum zu wählen, wenn er ihm unser Menschendasein, und selbst von den dunkelsten Schattenseiten, zeigen will, und eben dieser rechte Punkt wird immer der Treffpunkt der Wahrheits- und der Schönheitslinie sein.

Der Hyperrealismus, der nicht etwa nur seinen zufällig in den Koth gefallenen Helden ungewaschen auf die Scene schleift, sondern auch noch den geschriebenen Schmuz hübsch breit und ausgiebig dazu liefert, wirkt ekelerregend; das will Reichner zeigen, um zu bessern und zu belehren, und so führt er in seinem vorzüglichen fehlerhaften Romane eine Gesellschaft von Hauptpersonen vor, deren stärkere Hälfte durchweg ins Zuchthaus, deren schönere unter sittenpolizeiliche Aufsicht gehört.

Aber auch der übertriebene Idealismus entgeht seinem Schicksal nicht; zu seiner Verspottung hat Reichner seiner Phantasie eine Figur abgerungen, die jeder Irrenanstalt zur Zierde gereichen würde: den Hutmacher Herz, Familienvater, Bürger und Hausbesitzer in einem Orte von 2—3000 Einwohnern. Diese Stadt besucht eine reisende Sängerin, welche ihrer auffallenden und eleganten Garderobe halber von der Mehrzahl der Eingeborenen, namentlich auch von jenem Hutmacher für eine Prinzessin gehalten wird. Letzterer wendet sich nun an den Cicisbeo der Künstlerin, einen jungen Musiker, den er zufällig kennt und der ihn in dem Prinzessinnenirrthum joci causa noch bestärkt hat, mit folgender Frage:

> „Bitte, sagen Sie mir doch, wenn's nun zufällig sich träfe, daß die Prinzessin mich anspräche — man kann ja doch nicht wissen" — „Nun, weiter!" drängte Aegidius. — „Wie spricht man denn mit einer Prinzessin?" — „Deutsch, Herr Herz, deutsch." — „Ach was, das ist ja natürlich, ich kann ja keine andere Sprache, aber ich meine, wie man sie titulirt und wie man sich dabei benimmt?"

Hatte Aegidius bisjetzt so viel Unsinn anhören müssen, so wollte er sich doch auch einen Spaß dafür machen.

Mit wichtiger Miene, aber eiligen Worten belehrte er darum den aufhorchenden Hutmacher:

Eine Prinzessin titulirt man „Euere wohlriechende Gnaden", und wenn man mit ihr spricht, so schlägt man die Arme kreuzweise über die Brust zusammen und steht dabei auf einem Beine.

Aber diese Anweisung, welche in einem Märchenbuche für artige Kinder von 6—8 Jahren gewiß das Entzücken der kleinen Lesewelt wachrufen würde, wird nicht nur ertheilt, sondern auch ausgeführt — ausgeführt auf offener Straße in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachmittags zwischen 4 und 6 Uhr.

Die Sängerin, in Begleitung des geistvoll-witzigen Aegidius und eines überaus nach dem Pferdestall duftenden Barons, durchwandelt die Straßen Lindenheims:

So kamen sie bis in die Nähe des Hutmacher Herz'schen Hauses. Der Meister stand schon in abwartender Stellung unter seiner Ladenthür. Aegidius machte Fräulein Levasko auf ihn aufmerksam. Sie richteten ihren Weg so ein, daß sie an dem Harrenden vorüber mußten. Schon von weitem schlug Herz die Arme kreuzweise über die Brust (sic!), indem er mit seiner rechten Hand die linke, mit der linken Hand die rechte Achsel packte. „Gehört das schon zum Hofceremoniell?" fragte der Baron. „Ja wohl", antwortete leise Aegidius, „wenn er aber seine Lection behalten hat, so kommt's noch besser." Der Hutmacher scharrte abwechsend mit dem rechten und linken Beine hinten aus. „Guten Tag, Herr Herz", grüßte der Baron den Verblüfften. Sonst hatte der Baron niemals zuerst gegrüßt. Die dankende Antwort blieb dem armen Herz in der Kehle stecken; die Auszeichnung, eine lebendige Prinzessin vor sich zu sehen, schnürte ihm die Brust zusammen. So schön hatte er sich eine Prinzessin allerdings nicht vorgestellt, und doch war er dabei ein wenig überrascht, daß die prächtige Prinzessin nicht irgendwo auf ihrem blonden Kopfe eine Krone, wenn auch nur ein ganz kleines Krönchen trug, es hätte ja noch nicht ausgewachsen zu sein gebraucht (sic!). Sie muß dieses Abzeichen ihrer Würde wol unter dem kleinen Hute tragen, dachte sich Herz; vergaß indeß nicht, fortwährend devot auszuschauen. Aegidius flüsterte Leontinen leise zu: „Reden Sie ihn doch an." — „Sie haben hier einen recht hübschen Laden, mein Herr", sagte sie zu dem Hutmacher, „vermuthlich haben Sie auch recht viel zu thun?" Herz hatte nicht so bald aus der Mundstellung der vermeintlichen Prinzessin abgelesen, daß sie zu sprechen beginnen wolle, als er mit Aplomb sich auf den rechten Fuß stellte und das linke Bein so weit wie möglich von sich streckte, um ja recht deutlich zu zeigen, daß er genau wisse, was sich schicke, wenn eine Prinzessin ihm die Ehre der Ansprache gönne. Ueber diesem Manöver, das der Hutmacher mit der Grazie eines Tapirs ausführte, vergaß er aber ganz zu antworten.

Nach einer weitern Frage der Sängerin-Prinzessin bezüglich des Herz'schen Wohnhauses geht es dann folgendermaßen in das Isolirzellenhafte hinein:

Diesmal blieb Herz die Antwort nicht schuldig. Mit einem energischen Ruck richtete er sich auf, stellte sich jetzt auf sein linkes Bein, während er das rechte von sich wegstreckte. „Ich bitte allerunterthänigst um allergnädigste Verzeihung", sprach er, „im ersten Stockwerke wohnt der Herr Bauamtsassistent Grünbein u. s. w.; das vordere Zimmer ist hellblau angestrichen, das Kinderzimmer — es sind zwar noch keine Kinder da, aber die bleiben bei einem so jungen Paar nicht aus — ist blaßgelb!" Meister Herz hatte seiner Fertigkeit und Gewandtheit im Hofceremoniell doch zu viel zugemuthet, die Position auf dem einen Beine war schließlich doch zu schwierig, bei den letzten Worten gerieth der ins Erzählen gekommene Hutmacher ins Schwanken, er fuchtelte mit den jetzt in seiner Verzweiflung aus ihrer bisherigen Lage genommenen Armen (sic!) wie mit einer Balancirstange umher, ohne das Gleichgewicht wiederzufinden, und lag endlich zu den Füßen der Sängerin. „Euere wohlriechende Gnaden mögen allerhuldvollst verzeihen", tönte es vom Straßenpflaster herauf u. s. w.

Dieser Schilderung braucht man wol kein Wort mehr hinzuzufügen.

Verschweigen freilich dürfen wir nicht, daß, wie alles Irdische, auch dieses Werk nicht vollkommen ist; es finden sich einige Stellen in demselben, die in der That ein Romanschreiber von gutem Mittelschlage geleistet haben könnte und die also in dem vorliegenden didaktischen Opus als Verstöße oder doch mindestens als Schwächen bezeichnet werden müssen. Doch es sind ihrer nur wenige, und gewiß wird der Autor bemüht sein, bei zu erhoffenden fernern Auflagen diese schlechten guten Momente zu beseitigen und so seinem fehlerhaften Pferde — Roman, wollten wir schreiben, zu immer größerer Bedeutung für alle Klein-Dichter-Bewahr- und -Bildungsanstalten zu verhelfen.

Richard Schmidt-Cabanis.

Zur Geschichte des deutschen Theaters.

(Beschluß aus Nr. 14.)

10. Theaterlexikon. Herausgegeben von C. A. Sachse. Erste Lieferung. Wien, Selbstverlag des Herausgebers. 1876.

Wir constatiren, daß dies Lexikon den praktischen Bedürfnissen des Schauspielerstandes entgegenkommt und daher einem in Berlin geplanten ähnlichen Unternehmen, welches den Schwerpunkt mehr auf den biographisch-literarischen Theil legen will, nicht im Wege steht.

Wir wenden uns nun zu den diesjährigen Almanachen des deutschen Theaters, welche uns vorliegen:

11. Deutscher Bühnen-Almanach. Vierzigster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin, Entsch. 1876.

12. Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Herausgegeben von Ernst Gettke und dem Central-Bureau der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Vierter Jahrgang. Berlin, Selbstverlag der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. 1876.

Ehe wir indeß diese beiden interessanten Bücher würdigen, nehmen wir kurz Notiz von einem Localalmanach, der sich von jeher als theaterhistorisch beachtenswerth erwiesen hat. Es ist dies — Baiern hat gern immer „'was Apart's für sich", aber hier ist es etwas Gutes —:

13. Almanach des königl. Hof- und Nationaltheaters, des königl. Residenztheaters und des königl. Theaters am Gärtnerplatz zu München für das Jahr 1875. Mit amtlicher Autorisation herausgegeben von Anton Hagen. Siebenter Jahrgang. München. 1876.

Wie seine sechs Vorgänger, enthält auch dieser Jahrgang das Verzeichniß der an den im Titel genannten Bühnen Angestellten, das Verzeichniß der vom 1. Januar

bis 31. December 1875 in den königlichen Theatern zu München aufgeführten Vorstellungen, Uebersicht der Gäste und Novitäten, endlich Notizen über die Jubilare Fräulein Eichheim, Fr. Flerx und Hrn. Kopp, einen Nekrolog des Chordirectors K. M. Kunz, und eine „Erinnerung an den königlichen Concertmeister J. Walter". Die Beschreibung des neuen Feuerlöschapparats im königlichen Hof- und Nationaltheater zu München macht den Beschluß des dankenswerthen, mit liebevollem Eifer zusammengetragenen Buches.

Was dieses für München, das sind Entsch's und Gettke's Almanache für Deutschland und seine Grenzdistricte, „so weit die deutsche Zunge klingt". Betrachten wir zuerst den Ahnherrn, nämlich Entsch's Almanach, der just sein Schwabenalter hinter sich hat. Soll damit nun gesagt sein, daß ihm kein Schwabenstreich mehr begegnet? Bei Leibe nicht: wir rechnen es dem Almanach als einen solchen an, wenn wir unter den funfzehn vorhandenen Nekrologen denjenigen des vormaligen hamburger Stadttheaterdirectors Wurda vergebens suchen. Unter sechsundzwanzig Jubilaren finden wir auch einige dii minorum gentium, welche mit einem minder breiten Berichte abgefertigt werden konnten, und was Frau Lucie Petzoldt recht war, wäre wol einer so verdienten Künstlerin wie z. B. Therese Hoffmann-Sell in Braunschweig — deren einziger Fehler stets ihre zu große Bescheidenheit war — billig gewesen, nämlich ein anerkennendes Wort über ihre langjährige Künstlerthätigkeit bei ihrem Rücktritte von der Bühne.

Der kundige (eingeweihte) Beurtheiler erkennt aus diesen kleinen Zeichen — schon oben bei Erwähnung Roderich's von Lehmann gewahrten wir ein solches —, wie der Herausgeber des Almanachs, Entsch, nicht von literarisch-dramaturgischen Grundsätzen planvoll und bewußt ausgeht, sondern wie er, in seiner Eigenschaft als einer der wenigen achtbaren Theateragenten, welche existiren, es lediglich seinen Agenturverbindungen mit dem Künstlervölkchen überläßt, für den literarischen Theil des Almanachs zu sorgen. Was diesem der Zufall nicht an Material zuführt, das wird man vermissen; bezeichnend ist es, daß allemal in Entsch's „Theaterdiener" — der Zeitung des Agenturbureau, welche sich übrigens nicht ohne Glück befleißigt, sich gelegentlich über das Niveau trivialen Coulissenklatsches zu erheben — aufgefordert wird: „die betheiligten Herrschaften möchten die beziehentlichen Berichte über Jubiläen u. s. w. für den Almanach einsenden"; was nun eingesandt wird, findet Aufnahme, was ausbleibt, fehlt eben. Mimen, welche nicht selbst für 10 Pfennige Porto die Sorge um ihr Fortleben auf dem Druckpapier des Almanachs übernehmen, sind für diesen — und waren es damit bisher leider auch für die Nachwelt — todt. Bei Jubilaren nun ist diese liebevolle Sorge möglich, und wirklich sehen wir sie durchgehends höchst gewissenhaft ausgeübt; in fast sämmtlichen Jahrgängen des berliner Almanachs überwiegt die Zahl der Jubiläen jene der Nekrologe bei weitem. Wenn aber ein Schauspieler gestorben und niemand vorhanden war, ihm ein Blatt der Erinnerung „um Gottes willen" zu widmen — dann wird man seiner auch in Entsch's Almanach nicht gedacht finden.

Trotzdem hat der Zufall in den vierzig vorhandenen Jahrgängen des Bühnenalmanachs von Wolff-Heinrich-Entsch unglaublich viel ausgezeichnetes Material für die Geschichtschreibung der deutschen Bühne angehäuft. Namentlich zu einer Zeit, wo die Speculationen auf die Regungen der Eitelkeit gewisser Jubilare oder die jetzt ganze Spalten verschlingenden Verzeichnisse von Orden und Ehrenzeichen noch Raum ließen für dramaturgische Abhandlungen aus der Feder eines Louis Schneider, Holtei, Georg Hiltl u. a., war dieser Almanach so vorzüglich, daß man sich die ganze Misachtung vergegenwärtigen muß, welcher das für die culturhistorische Erkenntniß doch so wichtige Erforschen der Theatergeschichte von „fachwissenschaftlicher" Seite jahrelang ausgesetzt war, um die Unbegreiflichkeit wenigstens annähernd zu verstehen, daß in öffentlichen Bibliotheken — selbst in solchen von dem Range einer weimarischen und stadthamburgischen — dieses vollkommen unentbehrliche, noch dazu sehr wohlfeil zu beschaffende Material pure fehlt. Der einzige Hagen hat diese Almanache kritikvoll und gewissenhaft benutzt; auch darin zeigt sich die ganze Gründlichkeit des königsberger Professors. Eduard Devrient nennt die Almanache unter seinen Quellen, aber genügend beachtet hat er sie nicht; sonst hätte es ihm unmöglich begegnen können, daß seine Skizzirung der F. L. Schmidt'schen Thätigkeit (um nur diesen Punkt hervorzuheben) genau so viele Irrthümer in Zahlen und Daten bringt wie Worte, während das Zutreffende in wünschenswerthester Genauigkeit in dem nach Schmidt's Tode erschienenen Almanach-Jahrgange zu finden war. Ja selbst ein Mann, der recht eigentlich das Feld der Zahlen, Daten und biographischen Nachweise beackerte, der verstorbene E. M. Oettinger, hätte den Werth und die Zuverlässigkeit seines sonst so vielfach schätzenswerthen „Moniteur des dates" nicht wenig erhöht, wenn er jene, man möchte sagen bisher anscheinend lediglich als eine Art von esoterischer Literatur betrachteten Almanache gekannt hätte. Auch moderne Lexikographen haben keine Ahnung von dem Schatze, der hier so klar zu Tage und doch so verborgen liegt; Spamer's „Illustrirtes Conversations-Lexikon" z. B. widmet seinen vorzüglichen Holzschnitten die größte Sorgfalt, aber an den Almanachen geht die Redaction achtlos vorüber, sonst durfte der Geburtstag von Henriette Hendel-Schütz nicht als „unsicher" bezeichnet werden.

Daß Deutschlands Theaterbibliotheken — ein Wort, bei dem es difficile est, satyram non scribere — die Almanache nicht schätzen, kann gar nicht wundernehmen, wenn wir sehen, wie in unsern Tagen die von F. L. Schröder seit mehr als einem Jahrhundert vor seiner Zeit mühsam gesammelten Theaterzettel pfundweis in die Käseläden wandern. Deutsche Theaterbibliotheken sind eben Sammlungen bestaubter, zerrissener, kreuz und quer durchstrichener Soufflirbücher und alter Rollen; in den wenigsten würde man dramaturgische Schriften finden. Auch an die Anlegung von Archiven hat nie ein deutsches Theater, einzelne Hofbühnen vielleicht ausgenommen, gedacht; die jeweiligen Inhaber, Pächter u. s. w. betrachteten das Wesen eben vollständig als ihnen privatim zugehörig. So kommt es, daß die Briefe von Autoren und Componisten — von Gottes und Rechts wegen in ein Archiv des Instituts gehörig — in den Privatpapierkorb

des zeitigen Inhabers der betreffenden Bühnen gewandert sind, sodaß uns z. B. zur Kenntniß Schiller's ein wichtiger Factor fehlt, weil nur die Minderzahl seiner Briefe an Schauspieldirectoren erhalten blieb. Nur, als es galt, den von jeher in Deutschland jammervoll gestellt gewesenen dramatischen Autoren und Componisten ihren kärglichen Erwerb auch ex post noch zu beschneiden, da waren plötzlich die Bühnen „Institute"; die Correspondenzen allerdings hatten den Charakter reiner Privatbriefe getragen, aber die Contracte, welche den Autoren die Gurgel zuschnürten, die waren mit einem „Institutsvorstande" namens der „Anstalt" abgeschlossen: eine Metamorphose, welche das Gericht denn auch gläubig acceptirte.

Doch das sind unzeitgemäße Betrachtungen; „die Klage, sie wecket die Todten nicht auf", und da Archive oder dramaturgische Bibliotheken zur Zeit Lessing's und Schiller's nicht angelegt und dauernd gegründet wurden, so können wir eben heute die klaffende Lücke, die der Forscher leider constatiren muß, nicht mehr schließen. Welche Bedeutung müßte heute ein von Anfang an wohl fundirt, richtig angelegt und sachverständig eingerichtet gewesenes Archiv eines Theaters wie Weimar, Hamburg, Wien für die Literatur- und Culturgeschichte haben! Ein fleißiger Registrator, den man mit der Gage eines Choristen abgefunden hätte, würde hier Resultate erzielt haben, die nun unwiederbringlich verloren sind. Aber — ein solcher Registrator hätte keinen sogleich auf der Hand liegenden praktischen Nutzen geschaffen, und Saat für die Zukunft zu säen, ist kaum je einem deutschen Schauspielprincipal eingefallen. Er lebt in der Gegenwart — was kümmert ihn die Nachwelt und alle historische Forschung!

„Die Klage, sie wecket die Todten nicht auf"; aber sie kann Anlaß geben, daß gerettet werde, was etwa noch zu retten ist; daß jedenfalls für die Zukunft vorgesorgt werde — quod Dii bene vertant!

Nur scheinbar hat dieser Excurs uns von dem Entsch'schen Almanach abgeführt, denn wol kann man den vierzig vorhandenen Jahrgängen desselben das Zeugniß geben, daß sie eine Art von dramaturgischem Archiv seien, in welchem vielfach Schätzenswerthes niedergelegt ist. Möchte sich dies in Zukunft immer planvoller, immer bedeutender gestalten! Möchte die Lächerlichkeit zehn-, zwanzig-, dreißig- und vierzigjähriger, ja sogar funfzehn-, fünfunddreißig- und fünfundvierzigjähriger Jubiläen beseitigt werden! Es gibt Mimen, welche kein Lustrum, keine Dekade vorübergehen lassen, ohne ein Jubiläum zu insceniren, wäre es auch nur damit man es nachher gedruckt im Wochenblättchen lese, wo denn z. B. der Bericht über ein „fünfunddreißigjähriges Jubiläum" sich gar albern ausnimmt. Ebenso könnten die stereotypen Wendungen der Nekrologe: „Sanft ruhe seine Asche", „Möge ihm die Erde leicht sein", und ähnliche Trivialitäten wahrlich fehlen und lieber durch die Oberherrschaft der correct gegebenen Zahl (Geburts- und Todestag, Wirksamkeit nach Zeit und Ort u. s. w.) ersetzt werden.

Nach dieser Seite hin müssen wir wenigstens die Absicht, welche dem zweiten Almanach zu Grunde liegt, den wir nun zu betrachten haben, unbedingt höher stellen. Was Entsch-Heinrich's berliner Almanach früher mehr war als jetzt, das ist der „Genossenschaftsalmanach" jetzt mehr als in seinen ersten drei Jahrgängen: ein wirkliches dramaturgisches Jahrbuch. Die Kinderschuhe sind allgemach ausgetreten, Kinderkrankheiten, denen kein ähnliches Unternehmen entgehen kann, glücklich überstanden. Nun steuert der „Genossenschaftsalmanach" mit gutem Winde und vollen Segeln in dem Fahrwasser achtbarster Bestrebungen, und ist auch das Ziel einer gewissen Reife und Vollendung noch keineswegs erreicht, so fühlt man es doch heraus, wie der oder die Herausgeber auf dieses Ziel hinarbeiten, wie sie sich desselben mehr oder minder deutlich bewußt sind. Irren wir nicht, so kommt von diesem entschiedenen Verdienste ein Theil nicht nur ganz besonders auf des Herausgebers Ernst Gettke Rechnung, sondern wesentlich auch auf diejenige der unlängst von der Genossenschaft als Redacteur ihres Blattes neugewonnenen schriftstellerischen Kraft. Joseph Kürschner, der sich plötzlich auf einen sehr schwierigen und verantwortungsvollen Posten gestellt sieht, hat die Probe einer literarisch-dramaturgischen Arbeit im großen Stil noch nicht bestanden; selbst seine kleinern Schriften weisen noch manche sehr bedenkliche Spur einer gewissen Jugendlichkeit auf. Dieser Fehler wird auf der andern Seite zur Tugend, insofern ernste Strebsamkeit nicht fehlt, noch vorhandene Lücken des positiven Wissens auszufüllen — denn nun garantirt jene Jugendfrische eine in diesem Falle unerlaßliche gewisse Hartnäckigkeit, die begonnenen ehrenvollen Bestrebungen immer würdiger, immer ernster und gedeihlicher zu gestalten. Eine solche hartnäckige Ausdauer ist aber nöthig, wo es sich um die Beackerung eines Feldes handelt, das zum größten Theile erst noch urbar zu machen ist; eine Arbeit, bei welcher auf Unterstützung von Werth kaum von irgendeiner Seite her — und durch gedruckte Vorarbeiten am wenigsten — zu rechnen ist; eines Feldes endlich, dessen Ertrag dem Bearbeiter doch kaum viel Besseres bringt als Dornen und Disteln.

Klagt doch der officiell von Ernst Gettke („Genossenschaftsalmanach") gegebene cursorische Ueberblick über die dramaturgische Literatur der Neuzeit ganz unverhohlen, daß Schauspieler nun einmal keine Bücher kaufen! Bestätigt doch O. F. Gensichen in seiner vortrefflichen Skizze über Ludwig Dessoir, daß er sich vergebens bemüht habe, für eine einigermaßen umfangreiche Biographie dieses Künstlers — und wie interessant würde nicht eine bewährte Feder wie diejenige Gensichen's solche gestaltet haben — einen Verleger aufzutreiben! Dem Unterzeichneten ist positiv keine ernste periodische dramaturgische Schrift bekannt, die nicht binnen kürzester Frist wegen Mangels an Theilnahme hätte eingehen müssen; kein wissenschaftlich gehaltenes dramaturgisches Werk — von F. L. W. Meyer's so gern classisch genanntem „Schröder" an, bis zu Koffka's „Iffland und Dalberg" —, welches der Verleger nicht zuletzt zum Makulaturpreise ausgeboten hätte. Die Rechnung des „Almanach": der bücherkaufenden Schauspieler seien etwa 400, ist gänzlich falsch; nachweislich sind es deren nicht 40, kaum 20. Unvergessen ist jener für den Schauspielerstand tief beschämende, aber noch heute wahre Brief der Firma J. J. Weber in Leipzig, der seinerzeit die Runde durch Deutschlands Presse machte und die Bühnenkünstler zu lauten Ausrufen der Entrüstung — aber auch zu weiter nichts — gebracht hat:

„Die Theilnahmlosigkeit ist notorisch, welche die Theaterangehörigen dramaturgischen Werken gegenüber an den Tag legen. Die ziemlich zahlreichen Werke des J. J. Weber'schen Verlags liegen in fast unangegriffenen Auflagen noch auf Lager und harren der Papierstampfe; ... die geringe Auflage der Devrient'schen «Geschichte der Schauspielkunst» ist nach 24 Jahren noch nicht erschöpft."

Aehnliches gilt von Robert Prutz' „Geschichte des deutschen Theaters" und andern dramaturgischen Schriften des Duncker u. Humblot'schen Verlags. Möchte darin, wenn auch langsam, ein Wandel eintreten, der freilich nicht durch die Behauptung gefördert werden kann: „daß nach dem Erscheinen von Devrient's «Geschichte der Schauspielkunst» ja alle dramaturgische Schriftstellerei nur noch Körnchensuchen sein könne". Eben dieses fünfbändige Werk wird mit vorschreitender Erkenntniß naturgemäß immer gerechter, d. h. strenger, beurtheilt werden, wozu Karl Gutzkow neuerdings schon den besten Anfang gemacht hat.

Unter den literarischen Beiträgen zum „Genossenschaftsalmanach" erwähnen wir als vorzüglich kenntnißreich geschrieben die Adolf Schwarz'sche Arbeit: „Ueber die sociale Stellung der Schauspieler", welche allerdings noch durch den Hinweis auf das sächsische Gesetz hätte vermehrt werden können, das eine Verordnung der Kreisdirection zu Leipzig vom 23. Februar 1837, und eine gleiche aus Zwickau vom 28. Juli 1840 „Für Komödianten, Bänkelsänger u. s. w." kennt, worin es heißt:

> Herumziehende Komödianten, Bänkelsänger, Musikanten, Seiltänzer, Puppenspieler und andere mit dergleichen Schaustellungen sich ausbietende Personen sind, wenn sie nicht eine zu diesem Gewerbe von einer Kreisdirection nach vorgängiger Erörterung ertheilte Concession aufweisen können, als des Vagabundirens und Bettelns dringend verdächtig anzusehen, und ist solchenfalls gegen sie wie gegen andere Vagabunden zu verfahren, §. 101, §. 136.

Ausgezeichnet ist die Einrichtung der „Nekrologie. Gesammtregister der vom 1. October 1874 bis dahin 1875 verstorbenen, mit dem Theater in künstlerischer oder literarischer Beziehung stehenden Persönlichkeiten. Alphabetisch zusammengestellt und theilweise mit biographischen Notizen versehen von Joseph Kürschner". Freilich, auch abgesehen von den horrenden Druckfehlern, ist diese erste Nekrologie der Güter höchstes noch sehr lange nicht, denn da steht manche Ungenauigkeit, manche Flüchtigkeit. Karoline Baison habe 1850, nachdem ihr Mann 1859 gestorben war, die hamburger Bühne verlassen? G. Belly war ein „zwar harmloser, aber liebenswürdiger" Schriftsteller? Nina Gned wäre eine „geborene" von Kölla gewesen? Nein, sie war — obwol verschämterweise Frau Gned genannt — eine nie vermählte „Nina, Edle Gned von Kölla". Unter Friedrich Kaiser's nicht-theatralischen Schriften fehlt sein Hauptwerk: „Unter funfzehn Theaterdirectoren". Auguste Laroche, Tochter des weimarischen Chirurgen Kladzig, war — wie E. Mautner's Nekrolog in der „Neuen Freien Presse" ausdrücklich hervorhob — nicht „Goethe's Gretchen". Allerdings hatten flüchtig lesende, mit Schere und Rothstift arbeitende Journalisten (und die sind in der Mehrzahl) das „nicht" schon in der Tagespresse übersehen.

Daß Mélingue mehr noch Bildhauer und Miniaturmaler als Schauspieler war, und in jener Eigenschaft sogar einige Preise erhielt, durfte nicht fehlen. Geboren ist er zu Caen gegen Ende 1812. Royer ward am 10. September 1803 zu Paris geboren; über seine Schriften sind fast alle gemachten Angaben falsch. Alfred Touroude ist als Sohn eines Buchhändlers 1839 im Havre geboren. Bei Wurda steht gar: „geboren am 11. Juni zu Raab in Ungarn"; der erste Intendant des Künstlers hieß übrigens Gallenberg. Das Jahr 1781 war keineswegs ein Schaltjahr, kannte also auch keinen 29. Februar. Gewiß sind das nicht unbedeutende Mängel; aber die „Nekrologie" ist auch ein erster Hieb, und wo wäre denn ein Baum auf Einen Hieb gefallen? Glück auf zum Bessermachen im nächsten Jahre sei unser Scheidegruß. Nur, daß man die 1873 und 1874, also in zwei sich unmittelbar anschließenden Jahren verstorbenen Künstler u. s. w. in der unlängst erschienenen schätzenswerthen „Urne" Hugo Schramm-Macdonald's findet, sei noch erwähnt.

Etwa 20 Seiten des „Genossenschaftsalmanach" werden durch eine „Erinnerung an Charlotte Ackermann, zu deren hundertjährigem Todestage, 16. Mai 1875", aus der Feder des Unterzeichneten gefüllt. Die Skizze hat ursprünglich in den „Hamburger Nachrichten" gestanden und war Ernst Gettke privatim zur Disposition gestellt, der leider nicht rechtzeitig davon Nachricht gab, daß die wesentlich aus jetzt verschollenen Druckschriften zusammengetragene Arbeit den Vorzug eines Wiederabdrucks im „Almanach" genießen sollte. So fehlen einige Ergänzungen von Werth, denn durch das erste Erscheinen des Aufsatzes wurde festgestellt: daß die originelle Lappenberg'sche Inschrift in Röding's Stammbuch noch zu Hamburg im Privatbesitze vorhanden ist, sowie auch: wer der (von Schütze nicht genannte) Candidat war, der Charlotte's Andenken von der Kanzel herunter schmähte. Dieser hieß Ernst Georg Christian Heusinger und hatte erst am 14. October 1774 sein Examen gemacht, war folglich „noch so gar jung" (sagt der Patriarch), als er die Künstlerin ein „Weltkind" nannte (vgl. „Zeitschrift für hamburgische Geschichte", III, 75 fg.). Der S. 35 des „Almanach" genannte Westphal ist nicht der Senator, sondern der am 29. März 1799 im Alter von 71 oder 73 Jahren verstorbene vieljährige einzige hamburger Musikalienhändler J. C. Westphal. Mit Bezug auf Dorothea Ackermann wäre die Angabe interessant gewesen, daß sie von ihrem Gatten, Unzer, wieder geschieden wurde, worüber eine bitterböse aber selbst der hamburger Stadtbibliothek fehlende Proceßschrift existirt: „Factum exceptionale" u. s. w. (1798). Eine Hand voll anderer Notizchen würde hier zu weit führen; woher aber mag wol Otto Müller die Motive und die Einzelheiten seines Romans genommen haben, die so vielfach befremdlich und doch von der „Frankfurter Zeitung" (1875, Nr. 170 vom 19. Juni und fg., Feuilleton) so treu benutzt sind? Besonders scherzhaft ist die (ein Seitenstück zu Lottchen's „Grabe" bildende) Verlegung der Wohnung der Ackermanns nach dem „Kraienkampe"; auch daß Hamburg vor 100 Jahren offenbar schon Sielbau hatte, erfährt man aus Müller's Werk mit Erstaunen.

Ganz zuletzt sei noch auf den hohen Werth hingewiesen, den die (übrigens bei Entsch anscheinend vollständigern) Schauspielerverzeichnisse unserer Almanache für statistische Ermittelungen und Notizen haben müssen, wie man

solche durch Vergleichung mit frühern Jahrgängen aufstellen könnte. Es gibt zu denken, wenn wir erfahren, daß Berlin außer den königlichen Schauspielen jetzt nicht weniger als 16 Theater aufweist; es gibt zu interessanten Erwägungen politischer Art Anlaß, wenn wir sehen, wie viele Bühnen an der Peripherie des Deutschthums (Amsterdam, Bern, St.-Gallen, Luzern, Zürich, Dorpat, Reval, Riga u. s. w.), ja weit jenseit derselben (in Petersburg, Baltimore u. s. w.) ihr Gedeihen finden; vorgeschobene Posten germanischen Geistes, Pionniere deutscher Cultur! Eine schöne, bedeutungsvolle Sendung! Möchte dieselbe niemals aus den Augen gesetzt, sondern an ihrer Erfüllung stets nach allen Kräften, mit den würdigsten Mitteln gearbeitet werden. **Hermann Uhde.**

Neue Novellen und Erzählungen.

1. Olympia. Eine Erzählung aus dem 2. Jahrhundert von F. Strehle. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1874. 8. 2 M. 50 Pf.

Bedenkt man, wie schwierig im Drama und Roman die Inscenirung des antiken römischen Lebens ist — weil der gebildete Hörer und Leser nur einer geringen Nachhülfe, der mit der Geschichte weniger Vertraute aber einer sehr eingehenden Belehrung bedarf —, so erkennt man gern an, daß der Dichter der „Olympia" den fernliegenden Stoff nach seiner culturhistorischen Seite hin wohl beherrscht. Seine Menschen tragen das Costüm jener entschwundenen Zeit nicht blos als Maske und bewegen sich ziemlich sicher auf dem vor unsern Augen wieder lebendig werdenden Schauplatze des kaiserlichen Rom.

Die Erzählung behandelt auf dem gesellschaftlichen Boden des 2. Jahrhunderts den Kampf der römischen Cultur mit dem immer mehr Ausdehnung und Macht gewinnenden Christenthum. Diesem in der Geschichte sehr wichtigen Streite der alten und neuen Weltanschauung sehen wir, weil wir den Ausgang schon kennen, im Romane gleichgültig zu, wenn nicht die stärksten und packendsten Conflicte in den Herzen der Helden uns zu rein menschlicher Theilnahme zwingen.

Die Nebenbuhlerschaft der Römerin Corinna und der Griechin Olympia in ihrer Liebe zu Junius Rusticus, dem Günstling des Kaisers, führt nun freilich zu sehr ernsten Verwickelungen, ja sogar zu einem Giftmordversuch Corinna's an Olympia, gleichwol aber wird der Knoten der Handlung nicht so sehr durch das Wollen und Thun der Hauptbetheiligten, als vielmehr durch die Intriguen einer Nebenfigur, des Cynikers, geschürzt. Die Verwechselung der beiden Becher, von denen nur einer den vergifteten Trank enthält, streift ans Unglaubliche. In Calderon's „Tochter der Luft" geht eine solche Verwechselung auf der Bühne vor sich; hier vertauscht aber, soviel ich mich entsinne, ein dritter absichtlich die Becher. In der Erzählung, wo der Leser den Hergang erst durch seine Phantasie sich verkörpern muß, fällt es sehr schwer, an solche Ungeschicklichkeit der fest zum Morde der Feindin entschlossenen, eifersüchtigen Corinna zu glauben. Fast ebenso unwahrscheinlich, weil dem innersten Wesen der weiblichen Natur zuwider, ist die Versöhnung der Gegnerinnen; daß sie aber am Schlusse sich vereint bemühen, den geliebten Mann zum Christenthum zu bekehren, macht einen wenigstens für mein künstlerisches Gefühl verstimmenden Eindruck. Das Buch enthüllt damit eine Tendenz, die nichts mit der Kunst zu schaffen hat. Die Liebe der beiden Heldinnen bleibt überhaupt innerlich kühl und frostig; ungeachtet des gewaltthätigen Hasses der Corinna gegen Olympia überwiegen philosophische Reflexionen die Stimme der Natur, die Leidenschaft entwickelt sich nicht mit der vollen Naivetät, wodurch die antike Gesellschaft sich hauptsächlich von der modernen unterscheidet. Die Personen der Erzählung „Olympia" treten unserm Erkennen nicht so nahe wie der Geist, die Anschauungen und Sitten ihrer Zeit; das Bild ist weniger werthvoll als seine Einrahmung. In Bezug auf die Darstellung der letztern verdient der Autor alle Anerkennung; es gelang ihm, die richtige Grenze einzuhalten, das Wesentliche deutlich und erschöpfend zu schildern, ohne dabei in schulmeisterliche Pedanterie zu verfallen.

2. Wellenträume. Von Villamaria. Berlin, Paetel. 1875. 16. 3 M.

„Am Tyrrhenischen Meer" und „Am Strande Norwegens" betiteln sich die beiden Wellenträume, doch ist der Ort der Handlung in beiden ohne Belang. In der ersten Novelle trifft auf einer Berufsreise der Klosterprior Antonio mit Angela, der Tochter seines soeben verstorbenen Bruders, zusammen. Antonio hat Angela's Mutter einst geliebt und, als sie ihm den Bruder vorzog, aus Gram heimlich die Heimat verlassen. Angela ist Braut, kann aber nicht daran denken, ihrem Cäsario die Hand zu reichen, weil ihr Vater, um sein Gewissen, welches ihm vorwirft, durch sein Glück den Bruder ins Unglück getrieben zu haben, zu beschwichtigen, nicht sie, sondern den verschollenen Antonio zum Erben einsetzte. Der Prior verzichtet nun auf diese Erbschaft und kehrt ins Kloster zurück mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß die Tochter seiner Jugendgeliebten seiner in Dankbarkeit gedenkt. Das ist alles recht schön, auch die Darstellung warm und edel, aber indem die jungen Eheleute ihr freundliches Los nur der wackern Denkungsweise des Onkels und gar nicht eigenem Verdienste verdanken, können sie sich das ästhetische Interesse des Lesers nicht erwerben; für dieses bleibt nur der Prior übrig. Die Motive seines Handelns liegen in einer fernen Vergangenheit. Die Transmission — in der Zeit der Maschinen darf wol die Kritik einmal ein derartiges Bild gebrauchen — von der bewegenden Kraft bis zu dem Schwungrad, das die Handlung in Gang bringen muß, hat, wie ich meine, einen allzu weiten Weg zurückzulegen und wirkt nicht mehr mit voller Stärke.

Keine Glaubenslehre gibt befriedigende Auskunft, wie sich ein christlicher Ehegatte im Jenseits zu verhalten hat, wenn er seine beiden Frauen wiedersieht. Befindet sich auf Erden ein Mann in der mislichen Lage, zweimal verheirathet zu sein, wie der Schiffskapitän in „Am Strande

Norwegens", so wird die Sache noch schwieriger. Die Moral und gesellschaftliche Ordnung gebietet ihm, zur ersten Frau zurückzukehren, nachdem er sich überzeugte, daß sie nur scheintodt war; sein Herz gehört aber der zweiten Gattin und gehörte ihr schon, als er sich mit der ersten verband. In diesem Zwiespalt ganz unversöhnlicher Pflichten und Gefühle stürzt sich der Arme der zweiten Frau nach, die im Meere aus Verzweiflung den Tod suchte. Nach meinem, übrigens unmaßgeblichen Erachten führt die epische Behandlung gänzlich unlösbarer Conflicte zu dem unerquicklichsten Ausgang; derartige Stoffe sind für das bloße Talent sehr undankbar. Wie unser Gefühl eine Vivisection nur dem gewissenhaft forschenden Arzte und Gelehrten, der für das gemarterte Individuum eine allgemeine Wahrheit ins Leben zu rufen hofft, gestattet, so erlaubt der Leser das Experimentiren mit offenbar peinlichen Seelenzuständen nur dem genialen Dichter, der, muthig die Schranke der Sitte überspringend, die verletzte öffentliche Meinung durch die Kraft und hinreißende Schönheit seiner Sprache und durch die Allgewalt wirklicher Leidenschaft entschädigt.

3. Sonnenschein. Novellen von L. Maurice. Leipzig, Dege. 1875. 8. 4 M.

Freunde eines leichten, sehr harmlosen Zeitvertreibs finden einen solchen in dem vorliegenden Buche. Ohne den Leser zu eigenem Nachdenken irgendwie zu veranlassen, wirkt es durch die anspruchslose Komik natürlicher Situationen und den leisen Anflug von Humor, der dabei auf die auftretenden Personen fällt.

In „Unstet und flüchtig" erleidet ein junger Mann die bekannten, keinem in Aftermiethe wohnenden Junggesellen gänzlich ersparten Qualen. Zuerst verjagt ihn aus seinem bescheidenen Asyl ein unermüdlicher Hornbläser, später ein Trunkenbold, ein Verrückter, dazwischen die Anwesenheit von Katzen, zu großer Kindersegen seiner Quartiergeber, die Zudringlichkeit einer Hausfrau, die ihm ihre liebeskranke Tochter als Frau aufnöthigen will, schließlich — horribile dictu — allerlei Ungeziefer, bis er endlich, nachdem er von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus getrieben worden, bei einer Witwe eine stille behagliche Unterkunft findet und in ihrer Nichte jenes Mädchen wiedertrifft, das bei flüchtiger Begegnung im Eisenbahnwagen einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht hat. Indem er sich nun den eigenen Herd gründet, ist er für alle Zukunft der ausgestandenen Unannehmlichkeiten enthoben.

In der zweiten Erzählung: „Niemand kann seinem Schicksale entgehen", muß sich der Assessor Seiler, ein hartnäckiger Weiberfeind, in das Joch der Ehe beugen. Die Schwester eines Freundes wird sich auf der Durchreise einige Stunden in dem Wohnort des Assessors aufhalten, weil der Eisenbahnzug hier keinen directen Anschluß hat. Wohl oder übel muß Seiler die Bitte des Freundes, sich des Mädchens anzunehmen, erfüllen. Die schöne Reisende bekehrt den trotzigen Verächter ihres Geschlechts sehr rasch. Als sie zur Weiterfahrt in den Wagen steigt, spricht Seiler die entscheidende Frage aus, ob sie sein Weib werden wolle. Selbstverständlich antwortet sie: „Ich will."

Eugen und Thekla, die Helden der letzten Erzählung: „Nach freier Wahl", sind von ihren Aeltern schon im zartesten Alter füreinander bestimmt worden. Sie haben sich aber als kleine Kinder gehaßt, und da sie sich nun als Erwachsene wiedersehen, wirkt die Erinnerung daran so erkältend, daß beide sich weigern, einander zu heirathen. Erst an ihrer Eifersucht, die erwacht, sobald Dritte sich trennend zwischen sie stellen, erkennen sie, wie lieb sie sich haben, und schließen nun aus freier Wahl den Lebensbund.

4. Jobst von Hagen, der Barchenthändler von Meiningen. Ein Bild aus dem Leben des Bürgerstandes um 1600, von F. Schuirling. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 1 M.

Diese Erzählung, der „Familienbibliothek" von F. Schaubach einverleibt, erregt zwar keine Spannung — die trockene Darstellung und die vielen Bibelcitate lassen es nicht dazu kommen —, bietet aber keine ungesunde Lektüre für die Kreise der Gewerbtreibenden, da sie Arbeitstüchtigkeit und frommen Sinn als den besten Weg zur Erlangung eines behaglichen irdischen Loses empfiehlt.

Zwei Gesellen, Jobst von Hagen und Valentin Gümper, lassen sich in Meiningen nieder, gewinnen durch ihr lobenswerthes Verhalten die Hand von Bürgerstöchtern, während der arbeitscheue Taugenichts Peter Stubenrauch mit Schimpf aus der Stadt verstoßen wird, wofür er sich durch Brandlegung rächt. Die culturhistorischen Localfarben sind wohl getroffen, die Personen aber erheben sich leider nicht über die alltägliche Wirklichkeit, kein Schimmer poetischer Weihe ward ihnen zutheil. Die jene Epoche bewegenden religiösen Kämpfe sollen durch den Uebertritt des katholischen Jobst von Hagen zur protestantischen Kirche veranschaulicht werden.

5. Gasteiner Novellen. Von Heinrich Noë. Wien, Hartleben. 1875. 8. 3 M. 15 Pf.

Der Form nach kann nur eine der vier Erzählungen Anspruch auf den Namen Novelle machen, denn die übrigen sind im Grunde keine eigentlichen Kunstwerke, vielmehr gewissenhafte Mittheilungen eines begabten, hochgebildeten und fein beobachtenden Reisenden, dessen Darstellungsweise sich weniger durch glänzende Farbe als durch ehrliche, unbefangene Hingabe an den Gegenstand kennzeichnet. Wie P. Rosegger, dessen „Stille Geschichten" ich kürzlich zu besprechen hatte, wählt Heinrich Noë seine Helden mit Vorliebe aus dem Kreise der Menschen, welche der Cultur und ihrer geistigen Freiheit noch fernstehen; allein während Rosegger uns diese seltsamen Charaktere psychologisch begreiflich zu machen sucht, beschränkt sich Noë darauf, die Thatsache ihrer Existenz mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu beweisen. Die schroffen Ecken der Erscheinung als solcher läßt er ungemildert; ihm ist es vor allem um die Totalität des realen Gebildes, nicht um dichterische Verarbeitung zu thun. Er gleicht darin dem Botaniker, der die Pflanze, wie er sie findet, aus dem Boden hebt, sorgfältig in seinem Herbarium niederlegt, ob sie nun malerisch schön ist oder nicht, während Rosegger die Zeit der Blüte abwartet und diese Blumen zum Kranze windet. Gleichwol gebührt dem Verfasser der „Gasteiner Novellen" Dank für seine höchst interessanten, gegenständlichen Berichte, denn er wirkt damit befruchtend

auch auf die Belletristik, indem er ihr die in einsamen, sterilen Gegenden aufgesammelten neuen Menschentypen zuführt und die Sonde an kranke Stellen der menschlichen Gesellschaft legt, an Abnormitäten, von deren Vorhandensein der in der großen Welt Lebende kaum eine Ahnung hat.

Die „Denkwürdigkeiten eines Erzsuchers" erzählen uns den abenteuerlichen Lebensgang eines Goldsuchers, der, zäher als die Krüppellärche mit ihren Wurzeln in dem zerklüfteten Gestein, mit seinem Aberglauben an der Hoffnung hängt, durch Aufgraben verschütteter Goldadern reich zu werden, und dort endlich an seinem Wahn zu Grunde geht. „In der Schirmtanne" schildert das Festhalten der Bergbewohner an alten Sitten und Gewohnheiten, die Gebräuche bei Sterbefall und Begräbniß und den Einfluß der Geistlichkeit, deren Vortheil mit der Beschränktheit des Volks Hand in Hand geht.

In „Verirrungen" erhebt sich Noë von der bloßen Beschreibung zu künstlerischer Gestaltung seines Stoffs. Der auf der Alm zwischen einem Jäger und einem Hüter zum Austrag gelangende Streit um die Liebe einer Sennin fesselt durch die Steigerung der Handlung und durch die trotz der Verschmähung aller declamatorischen Effecte sehr helle und warme Charakteristik. Der Hang zum Aberglauben in dem sonst kerngesunden Gemüthe des baumstarken, wackern Hüters schmälert unsere menschliche Theilnahme an seiner tiefen Neigung für die schwarze Lisei nicht, rückt vielmehr zu Gunsten der poetischen Wirkung, im Verein mit der großartigen Naturumgebung, den ganzen Vorgang aus dem Gleise des Alltäglichen heraus. Ueberhaupt beweist diese Novelle, daß Noë, wenn er nur will, über eine bemerkenswerthe dichterische Schaffenskraft verfügt; ohne eine solche könnten uns die mit allen Schattenseiten und Mängeln vor uns hintretenden, handelnden Personen nicht in diesem Maße anregen und erfreuen. Der Hüter sowol als Lisei sind mustergültige Typen, und zwar durch echte Kunst geadelt.

„Ein Abenteuer auf dem Goldberge" zeigt uns — der Autor kehrt damit zu dem schlichten Berichterstattertone zurück — die Beschwerden und Mühseligkeiten, denen die Knappen des Gold- und Silberbergwerks auf dem hohen Goldberge in der Nauris mannhaft und todesverachtend die Stirn bieten.

6. Lorber- und Palmenblätter. Feldzugsplaudereien, Baracken-Memoiren und Gedichte von Hugo Dinckelberg. Magdeburg, Verlag der deutschen Kriegerzeitung. 1874. Gr. 8. 3 M.

Diese dem Cartelbündniß deutscher Kriegervereine gewidmete Sammlung der bereits einzeln in der „Deutschen Kriegerzeitung" veröffentlichten Plaudereien u. s. w. ist gewiß allen, die den glorreichen Krieg von 1870 mitmachten, willkommen; die Erwartung des Autors, daß seine Leser bei der einen oder andern Episode freudig ausrufen werden: „Ja, ja, so ist es gewesen", wird sich erfüllen. Begeisterte Vaterlandsliebe, ein heiterer, schlichter Sinn und ein edles Pflichtbewußtsein sprechen aus diesen Memoiren, und insofern gebührt auch ihnen eine Ehrenstelle unter den vielen patriotischen Erzeugnissen der Literatur von 1870—71, die gleichwol nicht den Anspruch erheben wollen und dürfen, unvergängliche Kunstwerke zu sein. Von den beigegebenen Gedichten gefällt mir das schön empfundene, nur in der Form noch etwas rauhe „Kriegerlohn" am besten. Im glanzerfüllten Ballsaale sitzt ein junger Mann verlassen abseits. Seine Blicke begegnen den Augen einer in übermüthiger Lust durch die Reihen dahinfliegenden schönen Tänzerin:

> Dahin ist ihre Freude,
> Verstummt des Frohsinns Laut,
> Seit sie dies schimmernd Auge
> Nur einmal hat geschaut.
>
> Sie hat darin gelesen
> Unsaglich schweres Leid,
> Ein Bitten und ein Flehen:
> „Ich lieb' dich, holde Maid."

Im Herzen der Jungfrau regt sich nun die Liebe, aber der Jüngling nähert sich ihr nicht, auch kann ihr niemand sagen, wer er ist. Da wird ein Damenwalzer getanzt, die Tänzerinnen müssen sich jetzt selbst die Tänzer wählen. Unsere Schöne, rasch entschlossen, fordert den fremden Mann zum Tanze auf. Er aber antwortet:

> Verzeihung, schönes Fräulein,
> Reicht' gern dem Glück die Hand,
> Doch bin von Tanz und Spielen
> Ich längst ja schon verbannt.
>
> Wohl sucht' in frühern Zeiten
> Im Tanz ich meinen Herrn,
> Im Reiten, Schwimmen, Turnen
> Bot stets die Wette gern.
>
> Doch alle diese Freuden
> Gab ich dem Vaterland,
> Ich gab sie meinem Kaiser
> Als meiner Treue Pfand.
>
> An Freude blieb mir übrig
> Dies Eisenkreuz allein,
> Den Tanz muß ich verweigern,
> Ich hab' — ein künstlich Bein!

Von Wehmuth übermannt, denn er liebt ja das Mädchen innig, wendet er sich; da spricht die Hochherzige:

> O Jüngling, edler Jüngling,
> Zier' mich mit deiner Ehr',
> Die Spiele kann ich meiden,
> Ich tanze nimmermehr!

7. Philipp Mannington. Eine Novelle. — Alpenleben. Eine Reiseskizze. Von H. Schütz-Wilson (Herbert Gray). Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 5 M. 50 Pf.

Philipp, der Sohn des Sir Charles Hargrave, wird, ohne seine edle Abstammung zu kennen, von der Pächterfamilie Mannington auferzogen, verliebt sich in die stolze Arabella, eine Cousine der Hargrave's, geht mit dieser vorerst hoffnungslosen Neigung im Herzen nach Australien, kehrt jedoch, von einem Traum geängstigt, der ihm ein Unglück für Arabella zu weissagen scheint, nach Europa zurück. Auf der Ueberfahrt verbrennt das Schiff; ein italienisches Fahrzeug bringt den geretteten Philipp nach Genua, wo er mit dem englischen Maler Meadow Freundschaft schließt. In Rom gerathen später die beiden in große Noth, die Malerei vermag nicht mehr ihre spärlichen Bedürfnisse zu decken. In dieser Lage trifft Charles Hargrave den Sohn und unterstützt ihn reichlich, gibt sich ihm aber noch nicht zu erkennen, weil er bezüglich der

ehelichen Treue seiner verstorbenen Gattin, der Mutter Philipp's, ungerechte Zweifel hegt. Von einer glühenden Leidenschaft für eine Gräfin Castelmonte (von welcher der Autor versichert: „sie sah wie eine gutmüthige, fröhliche Kleopatra aus") wird Philipp durch Zureden des Freundes und einen originellen Brief, worin die Dame selbst ihn vor sich warnt, wieder geheilt und denkt fortan mit unerschütterlicher Treue an Arabella. Diese wird denn auch, nachdem sein Vater ihn als Hargrave anerkannt hat, sein Weib.

An und für sich wären diese Erlebnisse bedeutend genug, ein hinlänglich starkes Gerüste zu bilden, an dem sich ein mächtiger Bau aufrichten, in diesem Falle das Charakterbild eines ungewöhnlichen Menschen — jeder Romanheld muß in irgendeiner Richtung ungewöhnlich sein — allseitig entwickeln ließe. Zum Unglück für Philipp Mannington kommt es in der schönen Literatur viel weniger darauf an, was, als vielmehr wie man etwas erlebt. In der Novelle verläuft zwar alles höchst ehrbar und gentemanlike, aber auch höchst langweilig. Dieser Philipp ist zu steif, zu hölzern, um sich Sympathien zu erwerben; seine Leidenschaften bleiben entweder in latentem Zustande oder erheben sich selbst im Maximum ihrer Erregung nicht über das Durchschnittsniveau einer phlegmatischen Philisterseele. Was nützt dem Leser die Tugendhaftigkeit Philipp's? Mit diesem Diamanten, der allen Säuren trotzt, lassen sich keine das Auge erfreuenden chemischen Experimente anstellen; der ist nach den schärfsten Reagentien, mit denen das Leben uns in Berührung bringt, was er war, sowie der stumpfsinnige Reisende alle Länder sieht, ohne einen lebhaftern, sein Wesen ein wenig umstimmenden Eindruck mit nach Hause zu bringen. Man müßte selbst zur Hargrave'schen Familie gehören, um an diesen Aufzeichnungen irgendwie Antheil nehmen zu können. Uebersetzt mußten sie natürlich werden, wir sind ja Kosmopoliten und müssen auch das Mittelmäßige von auswärts beziehen.

Die Reiseskizze „Alpenleben" schildert die Besteigung des Montblanc und anderer Gletscher und kann den immer mehr in die Mode kommenden Alpen- und Bergsteigerclubs empfohlen werden, denn der Autor ist einer der begeistertsten Anhänger des Alpen-Sports, ein so schwärmerischer Naturfreund, daß er sich bis zu der Betheuerung versteigt: „Die Alpen besitzen für ihren enthusiastischen Verehrer jenen Zauber, mit dem uns das eine, das einzige Weib durchschauert, welches wir von Anbeginn an bestimmt sind zu lieben."

Diese heiße Liebe befähigt den Verfasser zu einzelnen wirklich anschaulichen und warm empfundenen Schilderungen der großartigen Alpennatur, die aber selbst in ihrer höchsten Farbenglut nicht ganz die Härte und Unfreiheit der Zeichnung abstreifen, die den meisten englischen Malereien anhaftet.

8. Erzählungen von L. Budde. Frei nach dem Dänischen von Walter Reinmar. Leipzig, Grunow. 1875. 16. 3 M.

Möchte doch niemand durch die mit mäßigem Witz und desto größerm Behagen vorgetragenen zwei ersten Erzählungen: „Eine Geschichte vom Winde" und „Der Weihnachtsschmaus zu Rabenholz", sich abhalten lassen, in dem Büchlein weiter zu lesen. Auch die dritte Studie: „Eines Junggesellen Weihnachtsabend", wird vielleicht nicht jedermann unbedingt zusagen. Ist es doch nur eine momentane Stimmung, die den alten Junggesellen veranlaßt, dem Bettelkinde eine Freude zu machen. Ein Herz, das liebeerfüllt und opfermuthig ist — und so schildert der Dichter das Herz des Doctors —, fühlt sich nie dauernd vereinsamt im Leben; wahre Menschenliebe vermag es nicht, sich von den Menschen ganz zurückzuziehen. Doch lassen wir dies dahingestellt und wenden wir uns den drei letzten Erzählungen: „Fräulein Fanny", „Eine kleine Geschichte vom pfiffigen und vom dummen Hans" und „Geschichte eines kleinen Hundes", zu. In diesen drei herrlichen Gemälden aus dem Seelenleben der Kinder deckt der dänische Dichter (und der Nacherzähler, der warm nach- und mitempfindet) die verborgensten Geheimnisse des Kindergemüths, sein Aufsprossen und Blühen, seinen unendlichen Liebesreichthum und sein inniges Liebesbedürfniß in feinen und mächtigen Zügen auf. Da umfängt der volle Zauber der kindlichen Thorheit, die unbewußter Weisheit froh ist, uns wieder; wir hören den reinen Quell des Lebens an seinem Ursprung wieder rauschen, wir belauschen entzückt die unschuldvolle Psyche, die ihre zarten Schwingen entfaltet, wir blicken in die großen ehrlichen Kindesaugen, in denen noch der Strahl des Glaubens und Vertrauens so freudig und zuversichtlich leuchtet. L. Budde ist wie sein Landsmann Goldschmidt nicht frei von Romantik; auch bei ihm spielen die Elfen und symbolisirte Naturmächte eine zudringliche Rolle, aber seine Schilderungen schützt ein frischer Luftzug kernigen, goldechten Humors vor weichlicher Sentimentalität und wunderlicher Träumerei. Haben wir uns erst an die etwas großväterliche Vortragsweise gewöhnt, so zwingt uns der sichere Blick des Menschenkenners hohe Achtung ab. Mag sein, daß in „Fräulein Fanny" die Frühreife des zur Gefallsucht neigenden achtjährigen Mädchens etwas gar zu sehr der Art und Weise einer erwachsenen Kokette nachgebildet, daß die „Geschichte vom pfiffigen und vom dummen Hans" zu gedehnt für die kleine Handlung ist, so bleibt es doch unanfechtbar, daß der Autor, der die Jugend so gut versteht, sich selbst die Jugend des Herzens bewahrt hat. Das ist aber eine seltene und nicht hoch genug zu preisende Eigenschaft für den Schriftsteller. Die „Geschichte eines kleinen Hundes" sollte in keiner Schule, in keiner Familie fehlen; in ihr liegt plastische Pädagogik. Die kindlichen Charakterköpfe sind wahre Perlen der Literatur und stehen auf jener Höhe des rein Menschlichen, von der aus die nationalen Schranken verschwinden, sie reden eine Sprache, die überall verstanden wird, und lehren, worüber der nüchterne Verstandeshochmuth unserer Tage uns hinwegtäuschen will, daß die Welt des Herzens das wahre Leben, der Kern des Daseins ist.

9. Novellen von E. Taubert. Berlin, Bahlen. 1875. 8. 6 M.

Die drei Novellen: „Am Fuße des Ortler", „Die Kriegskameraden" und „Der Irre", zeichnen sich durch sorgfältig gefeilte und, was kein geringer Vorzug ist, sehr gewandte Sprache aus. Auch der von ihnen behandelte Stoff ist an sich interessant, und die äußere Handlung ent-

springt aus innern Beweggründen der Handelnden, ruht also auf festen Kunstprincipien. Dennoch gewähren sie dem Leserdurste keinen wahrhaft erfrischenden Trunk; vielmehr lassen sie einen eigenthümlichen Nachgeschmack zurück, wie eine narkotische Medicin, wenn sie auch mit noch so viel Zucker versetzt sein mag. Häufig gefällt sich die psychologische Motivirung in einer gewissen Spitzfindigkeit. Nicht selten erscheinen die in hoher Flamme aufflackernden Leidenschaften affectirt, erlöschen plötzlich in sich selbst, oder äußern sich anstatt mit natürlicher Wärme mit ungesunder Fieberhitze. Besonders die Geschlechtsliebe bedient sich gern sophistischer Schleier, aus denen sie, plötzlich in nackter Lüsternheit hervorbrechend, sich mit voller Sinnlichkeit auf ihre Opfer stürzt. Erfaßt der Taumel solcher Liebesbegeisterung diese sich so außerordentlich anständig gebenden, in den gesuchtesten und zartesten Blumen redenden Menschen, so entpuppen sie sich als gewöhnliche Naturen. Sie stellen weitgehende Ansprüche an die Theilnahme des Lesers, ohne hinterher durch ihren innern Werth diese Anforderung zu rechtfertigen. Ferner sind die Charaktere nicht genug individualisirt; hoch und nieder, vornehm und gering spricht ein und dieselbe Sprache, die bei allem Schwung und Reichthum monoton wirkt. Ein Uebermaß von Schmuck in der Diction hebt aber die Gestalten noch nicht in eine höhere, poetische Sphäre. Von diesen Mängeln abgesehen, bekunden die Novellen ein ungewöhnliches Erzählungstalent und werden gewiß nicht unbeachtet bleiben.

Der Raum verbietet, näher auf den Inhalt der einzelnen Novellen einzugehen, weshalb ein paar Proben den Leser mit dem Grundton des Stils bekannt machen mögen.

In der ersten Novelle lernen sich eine trauernde Witwe und ein grambeladener Witwer am Fuße des Ortler in einer Pension kennen und lieben. Am Abend des Tags, an welchem der Witwer das Töchterchen der Witwe vor dem Fall in einen Abgrund bewahrte, treffen sie sich auf dem Balcon des Hauses und führen folgendes Zwiegespräch:

„Ich wußte, daß du kommen müßtest", hauchte sie ihm entgegen. — „Wie schön du bist", entgegnete er und küßte sie. Und mit seinen Fingern in ihren dunkeln Haaren wühlend, fuhr er fort: „Zehn selige Wanderer sind meine Finger, die auf dem Gipfel des stolzen Ortler an seidenen Fäden sich halten, um nicht schwindelnd in den Abgrund zu stürzen. Nun gleiten sie auf dem weißen blendenden Gletscher deines Nackens mit unsicherm Schwanken, tasten und straucheln und graben die Nägel ihrer Bergschuhe in das glühende Eis. Sieh, nun fallen sie jäh herab und klammern sich im Sturze an deinen Armen, wie an zwei rettenden Seilen, die sie emporziehen mögen an dein Herz." Sie zog den Schwärmer sanft auf ihren Schos, faßte sein Haupt mit beiden Händen und küßte ihn leidenschaftlich auf Stirn und Mund. Dann standen sie auf, und sie sprach mit einem Ausdruck, der zwischen Wonne und Schwermuth schwankte: „Nun laß uns scheiden bis auf morgen. Noch zwei ernste Tage habe ich dem Andenken des todten Freundes zu widmen. Uebermorgen ist sein Sterbetag. Ich will zu Gott beten, daß er mich stark mache, den Schmerz und den Jubel zu tragen, die in mir kämpfen. Dann aber will ich dein sein mit ganzer Seele und ganzem Herzen, und der Verklärte wird versöhnt herniederblicken auf den treuen, engelsguten zweiten Vater seines Kindes."

In der Novelle „Die Kriegskameraden" rudert Broni, die Tochter eines Fischereipächters, im Sturme über den See, um sich zu überzeugen, ob ihr Verlobter aus Eifersucht wirklich dem jungen Edelmann, den er auf einer einsamen Insel aussetzte, ein Leid angethan hat. Hier finden wir nachstehendes höchst lebendiges Naturbild:

Das Gewitter war vollends heraufgezogen, und der See krümmte und bäumte sich unter der Wucht des Sturms und unter den Geiselschlägen des Donners. In dem grellen Scheine der Blitze flammte die Insel gespenstig auf wie ein brennender Wald. Schönborn fuhr in die Höhe, starrte in die Flut und rieb sich die Augen. Träumte er noch? Oder war das tanzende Licht dort auf den nächsten Wogen kein trügerisches Gebilde seiner erhitzten Phantasie? Es tauchte auf und sank mit dem Wellenschlage, ein kleines, flackerndes Leuchtthurmfeuer der ihre Grotten aufsuchenden Meerweiber. In der dämonischen Beleuchtung der niederfahrenden Blitze erkannte er bald die deutlichen Umrisse eines Bootes, an dessen Bord eine Blendlaterne befestigt war, deren Schein die Contouren des schwankenden Fahrzeugs und die der rudernden Gestalt magisch von dem Grau der Wogen abhob. In der freudigen Hoffnung, Martin könne doch zurückgekehrt sein, um dem grausamen Scherz ein Ende zu machen, oder ein verstürmter Fischer sei es, der in den Buchtungen des Eilandes Schutz vor dem Aufruhr der Elemente erhoffte, glitt Schönborn den kleinen Abhang von seinem Stein hinunter und näherte sich, seine Sehkraft zu gesteigertem Dienste zwingend, der Landungsstelle. Während des Jünglings Seele sich in jenen Träumen gewiegt hatte, war Broni von dem wachsenden Unwetter mächtig überrascht worden. Der wilde Regen hatte sie, wie ein rasender Verliebter, mit tausend Küssen geküßt, mit tausend Armen umarmt und ihre aufgelösten Haare mit dem Gischte seiner Leidenschaft getränkt. Und dennoch glühte sie von der heißen Arbeit des Ruderns, sodaß sie den Mantel wieder umzulegen verschmähte. In der nur von den Blitzen flüchtig erhellten Finsterniß hatte sie die Blendlaterne angezündet, um nicht von der fest eingehaltenen Richtung, trotz ihrer genauen Kenntniß der Wasser, abgedrängt zu werden. Sie wußte die Gefahr, in der sie sich befand, aber keinen Augenblick verlor sie ihre Besonnenheit, Steuer und Ruder mit bewunderungswürdiger Kraft erprobend. Der Lichtschein der Laterne lockte die wimmelnden Fische aus ihren Schlupfwinkeln hervor; zu beiden Seiten des Fahrzeugs drängten sie sich in dichten Scharen, sich gegenseitig mit den Flossen verwundend, um die Wette rudernd mit der Schifferin, eine schwimmende Schleppe des Boots, von den beweglichen Pagen der Wogen getragen. Broni freute sich des seltsamen Anblicks, wenn die klatschenden Ruder den Schwarm auf Augenblicke zerstieben machten, und gleich darauf die schnappenden Trabanten ihrer Fahrt die Reihen wieder schlossen.

Der Edelmann lohnt seiner Retterin den hochherzigen Besuch damit, daß er den Kahn, der sie zu ihm herüberführte, heimlich in die Wellen hinausstößt. Nach dieser infamen That jubelt er:

„Mein ist sie nun, mein für eine ganze brausende Nacht! Einsam mit mir auf der weltverlorenen Insel! Mein, mein! O du eifersüchtiger Thor, der die Geliebte selbst in meine Arme trieb! Sie liebt mich! Die Wildheit des Verlobten, die Angst um mich, die Sehnsucht nach mir führte sie hierher und ließ sie die Gefahren der empörten Elemente verachten. Zu dir, Undine!"

Friedrich Karl Schubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von Theobald Grieben in Berlin erscheint eine „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur“, von welcher zwei Bände vorliegen: „Die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit“ von Otto Caspari, und „Spanien und die Balearen“ von M. Willkomm. Nach dem Programm will die Bibliothek jährlich eine Reihe werthvoller neuer Werke veröffentlichen und hat bereits lebhafte Theilnahme und Unterstützung bei einer großen Zahl von bedeutenden Gelehrten gefunden; sie befolgt in den einzelnen Disciplinen eine streng wissenschaftliche Richtung und ist in bestimmte Sectionen abgetheilt, für welche folgende Werke, in Aussicht genommen sind; für die staats- und rechtswissenschaftliche Abtheilung: J. Clement, „Forschungen über das Recht der Salischen Franken vor und in der Königszeit“; Adolf Merkel, „Die politischen Parteien“; für die historische Abtheilung: F. Krones, „Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit“ (drei Bände), und O. Lorenz, „Drei Bücher Geschichte und Politik“; für die philosophische Abtheilung: F. Harms, „Philosophie seit Kant“ und das bereits erschienene Werk von Caspari; für die medicinische Abtheilung: C. H. Schauenburg, „Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege“, E. Reich, „Die Ursachen der Krankheiten“, F. Seitz, „Diphterie und Croup“; für die naturwissenschaftliche Abtheilung: Th. H. Huxley, „Reden und Aufsätze“, H. Schiff, „Einführung in das Studium der Chemie“, P. Du Bois-Reymond, „Die Grenzwerthe unendlicher Reihen und wissenschaftliche Interpreten“, H. Frey, „Grundzüge der Zoologie“; für die Abtheilung, welche Werke allgemeinern Inhalts bringt: das obengenannte Werk von M. Willkomm, E. Hallier, „Ausflüge in die Natur“, H. Vámbéry, „Das Türkenvolk“.

— Die Kirchmann'sche „Philosophische Bibliothek“ (Leipzig, Koschny) bringt in ihrem zweihundertfunfzehnten und zweihundertsechzehnten Hefte Professor Schaarschmidt's „Erläuterungen zu Leibniz' neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand“.

— Das Werk: „Die Geheimnisse der französischen Causerie“ von J. Grüner (Wien, Lechner), liegt jetzt mit dem zwölften Hefte abgeschlossen vor; es ist ein Sprachschatz, der alle die Feinheiten der bis in die neueste Zeit stetig fortgebildeten und bereicherten französischen Sprache enthält.

— Von dem „Musikalischen Conversationslexikon“, herausgegeben von Hermann Mendel (Berlin, Oppenheim), liegt der vierte Band vor, welcher sich ganz auf der Höhe der frühern Bände hält, was die Genauigkeit und treffende Charakteristik in den Biographien der Componisten, Sänger, Virtuosen und Musiktheoretiker betrifft, sowie die sachgemäße und lebendige Ausarbeitung der größern Abhandlungen, mögen sie nun musikhistorischer Natur sein, wie diejenige über die griechische Musik, oder einzelne Instrumente wie die Harfe und das Harmonium behandeln.

— Von Franz Brunner herausgegeben, erscheint ein „Deutsches Dichterlexikon, biographische und bibliographische Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten“ (Eichstädt, Krüll). Es liegen jetzt von demselben drei Hefte vor, welche bis zum Buchstaben Er reichen. Dem Programm zufolge soll das Lexikon von nicht weniger als 3000 Dichtern Biographien nebst einem Verzeichniß ihrer Werke bringen, mit besonderer Berücksichtigung der Dichter der Gegenwart, ein Princip, das wir bei einem solchen Nachschlagebuch vollkommen gerechtfertigt finden. Die bisher erschienenen Lieferungen sind offenbar mit großem Fleiße gearbeitet. Daß aber von jeder Kritik der poetischen Erzeugnisse abgesehen wird, erscheint uns als eine zu weitgehende Objectivität. Es wird dadurch die Bedeutung der hervorragenden Poeten allzu sehr verwischt, und die Leser orientiren sich nur unvollkommen; denn sie wollen auch über die Stellung, welche die Dichter in der Literatur der Vergangenheit und besonders der Gegenwart einnehmen, unterrichtet sein. Es bedurfte gerade keiner Kritik mit Censurnummern, aber doch einer charakterisirenden Darstellung, welche von selbst über den Rang der Poeten Aufschluß gab.

Ausländische Literatur.

Nachdem von England aus vor beinahe einem vollen Vierteljahrhundert, wie die nachbenannte Verfasserin mit Recht sagt, das Signal zur Anerkennung Schopenhauer's ausgegangen ist, hat sich nun auch eine Verehrerin des Philosophen veranlaßt gefunden, ihm ein ganzes Buch unter dem Titel: „Arthur Schopenhauer, his Life and his Philosophy, by Helen Zimmern“ (London, Longmans u. Comp.), mit dem Motto aus Schiller: „Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt“, zu widmen. Sie kann dabei natürlich keinen Anspruch auf Selbständigkeit erheben und versucht es auch nicht, sondern nennt im Vorworte Gwinner und Ribot als ihre Quellen. Außerdem hat sie auch die an Frauenstädt, Lindner und Asher gerichteten Briefe Schopenhauer's benutzt und mit Hineinverwebung einiger anderer von Frauenstädt in dessen „Memorabilia“ mitgetheilten Briefe des Philosophen, wie die an Sir Charles Eastlake, Frommann in Jena und an seinen Verleger F. A. Brockhaus, ein recht lesbares Buch zusammengestellt. Sie legt im Vorworte besondern Werth darauf, daß wir in Schopenhauer einen Schriftsteller besitzen, der im Stande ist, orientalischen Ideen eine abendländische Gestaltung zu geben, und schließt mit den Worten: „Schopenhauer wird stets unter denen hervorragen, welche dazu beigetragen haben, die Auffassung des Weltalls als Einheit zu fördern, und selbst wenn die eigenthümliche Form, in welche er sie gekleidet hat, nicht als die passendste und richtigste schließliche Geltung erlangen sollte, so wird sie nichtsdestoweniger zu den eindrucksvollsten und erhabensten gezählt werden.“ Der Ausdruck „eigenthümliche Form“, dessen sie sich hier bedient, ist freilich auffallend, nachdem sie auf der vorhergehenden Seite „seine lichtvolle und anziehende Behandlung“ gerühmt hat, vermittels welcher er speculative Philosophie dem Gebildeten annehmbar und der Masse (?) zugänglich gemacht habe. Da die Verfasserin eine von ihrem Vorbilde Gwinner abweichende Eintheilung vorgenommen hat, so dürfte es nicht überflüssig sein, die Kapitelüberschriften hier anzuführen. Sie lauten der Reihe nach: „I. Schopenhauer's Jugend“; „II. Seine Studienjahre“; „III. Seine geistige Entwickelung“; „IV. Sein Leben in Dresden“; „V. Sein «Opus maximum»“; „VI. Sein Aufenthalt in Italien“; „VII. Seine unzufriedenen Jahre“; „VIII. Seine Wohnung in Frankfurt“; „IX. Die Dämmerung seines Ruhms“; „X. Seine Ethik und Aesthetik“ und „XI. Sein Ruhm und Hinscheiden“. Der Stil der Verfasserin und die Behandlung des Gegenstandes ist wohl geeignet, dem Philosophen viele Leser in England und Amerika zu gewinnen.

— Vor uns liegt Nr. 1558 der Tauchnitz-Sammlung, enthaltend: „Pausanias the Spartan“, ein nachgelassenes Bruchstück des verstorbenen Lord Lytton (Edward Bulwer), herausgegeben von seinem Sohne, dem Dichter und nunmehrigen Gouverneur von Ostindien. Dem Verfasser von „Athens“ und „The Last Days of Pompeii“ konnte man natürlich zutrauen, daß es ihm gelingen werde, auch diesem historischen Roman das nöthige antike Colorit zu geben, und das Fragment legt jedenfalls ein Zeugniß mehr für seine gründliche Kenntniß des griechischen Alterthums ab, und nicht minder für seine Begabung, seine gelehrten Kenntnisse mit Geschick in die Dichtung zu verweben und in derselben zu verwerthen. Die Heldin Cleonice, die Geliebte des Pausanias, ist wol die interessanteste Gestalt im Bruchstück; weniger spricht Pausanias selbst an. Bei allen nicht zu leugnenden Vorzügen, welche auch dieser unvollendete Roman besitzt, können wir unserstheils dennoch nicht umhin, es zu bedauern, daß der Sohn des Dichters sich veranlaßt sah, der Welt auch noch dessen letztes

nachgelassenes Bruchstück mitzutheilen, und es nicht vorgezogen hat, mit seiner vielleicht gelungensten Schöpfung „The Parisians" die Reihe seiner Werke beschlossen sein zu lassen. Denn wir halten dafür, daß auch ein großer Mann wie die Sonne groß untergehen müsse, um einen großartigen und bleibenden Eindruck zurückzulassen.

— Das zweite Februarheft der „Revista Contemporanea" bringt wieder einige Aufsätze über deutsche Kunst und Wissenschaft: „Weimar y sus glorias", von A. Fastenrath, „La philosophia pessimista, el sistema de Hartmann" und Esteban Gomez: „Wagner y su Rienzi en nuestro teatro". Aus diesem Artikel erfahren wir, daß Wagner's „Rienzi" auf der madrider Bühne aufgeführt wurde und das Publikum lebhaft beschäftigt.

— Sophie J. Veitch hat die bekannte humoristische Erzählung von Ernst Eckstein unter dem Titel: „The visit to the cells" (London, Provost u. Comp., Leipzig, Hartknoch) nach der funfzehnten deutschen Ausgabe ins Englische übersetzt und dabei die Schwierigkeiten, die in Heinzerling's Dialekt liegen, glücklich überwunden.

Theater und Musik.

Die Hofbühne von Weimar, welche unter der Leitung des Barons von Loën sich durch den Muth der Initiative, in Bezug auf neue Opern und Dramen sowol, als auch in Aufführungen bisher nicht gegebener classischer Werke hervorthut, hat neuerdings in einer Serie von Goethe-Dramen auch Goethe's Schauspiel „Die natürliche Tochter", bekanntlich der erste Theil einer Trilogie, zur Aufführung gebracht. Das Drama ist seit langer Zeit von dem Repertoire der deutschen Bühnen verschwunden; früher wurde es in Weimar, und auch einmal in Berlin gegeben, wo es indeß Fiasco machte. Die pietätvolle Hingabe an dies Drama, das so wenig wie „Iphigenie" und „Tasso" äußere Bewegung hat und schon früher von angesehenen Kritikern als „marmorglatt und marmorkalt" bezeichnet wurde, wird die Schönheiten der Dichtung gewiß herausempfinden und auch ihren Gedankenperspectiven gerecht werden, die freilich eines Commentars bedürfen, der die Entwürfe der andern Theile der Trilogie erläuternd mit heranzieht; doch abgesehen von einer weihevollen Gemeinde, wie sie die Pietät vor den Bretern der weimarischen Hofbühne versammelt, wird das große Publikum wol kaum den fein gezeichneten Linien der Handlung mit Spannung zu folgen vermögen. Da ist „Stella", welches Drama auch zuerst wieder in Weimar auf die Bühne kam, doch lebendiger; Marie Seebach, die gerade für die Goethe'schen Frauengestalten eine besondere Begabung besitzt, hat die Titelrolle ihrem Repertoire einverleibt und am berliner Nationaltheater mit Erfolg gespielt.

Den Schluß der weimarischen Goethe-Vorstellungen wird der „Faust" bilden, dessen beide Theile in einer neuen Einrichtung von Otto Devrient in Scene gehen sollen. Dieser Einrichtung liegt eine Dreitheilung der Bühne zu Grunde, wodurch schon einzelne Scenen, besonders der Spaziergang, die Gretchen-Scenen am Brunnen und in der Kirche, und andere allerdings in ein ganz neues Licht gerückt würden. Der zweite Theil des „Faust", der bisher in Hamburg und Leipzig in der Wollheim'schen Bearbeitung mit der Musik von Pierson zur Aufführung kam, wird in dieser neuen Gestalt abermals sein Glück auf der Bühne versuchen. Gleichzeitig hat Dingelstedt in seinen Faust-Vorlesungen, die er in Wien hält, auch seinerseits eine neue Einrichtung der Faust-Dichtung angekündigt, welche diese Tragödie in drei Theile zerlegen soll. Das Wagner'sche Theater in Baireuth ist für die Aufführung dieser neuen Einrichtung der Goethe'schen Dichtung in Aussicht genommen (für das Jahr 1878 und 1879), und wie es heißt, ist der Componist vom König von Baiern aufgefordert worden, die Musik zum „Faust" zu componiren. Das deutsche Theater macht also mehrfach großartige Anläufe, mit neuen Bühneneintheilungen oder mit Hülfe imposanter scenischer Mittel das Doppeldrama dieser Gedankentragödie sich zu erobern.

— Adolf Wilbrandt's „Arria und Messalina" ist neuerdings in Berlin am Residenztheater und in Breslau am Stadttheater zur Aufführung gekommen. Dort spielte die Messalina Fräulein Wolter, hier Fräulein Ulrich. Die norddeutsche Kritik erkennt die vorzüglichen Leistungen beider Künstlerinnen an, spricht aber über die Wilbrandt'sche Tragödie ziemlich einstimmig ein Verwerfungsurtheil aus.

— Das große Ereigniß des berliner Theaterlebens ist die Aufführung von Richard Wagner's Oper „Tristan und Isolde", welche vor einer glänzenden Versammlung mit einem freilich nicht unbestrittenen Erfolg in Scene ging. Die enthusiastischen Wagnerianer behaupteten das Feld. Der Kaiser und viele Fürstlichkeiten wohnten der Vorstellung bei. Nur nach wesentlichen Kürzungen verspricht die Kritik der an genialen Momenten reichen Oper eine dauernde Heimatstätte auf der Bühne; die Ueberschwenglichkeiten des Textes werden von verschiedenen Seiten scharf gerügt; ebenso findet die Theorie und Praxis der „unendlichen Melodien" vielfachen Widerspruch; denn Wagner's „Tristan" steht bei weitem mehr als „Lohengrin" und „Tanhäuser" auf der von vielen für schwindelerregend angesehenen Höhe seiner Theorie. Einige Kritiker tadelten auch vom Standpunkte der öffentlichen Moral die Sinnlichkeit und Ueppigkeit der Liebesscene im zweiten Acte, die allerdings nur ein fortgesetzter Taumel wildester Leidenschaftlichkeit ist.

Berichtigung.

In Nr. 7 d. Bl. wurde bei einer Besprechung der Gedichte von Alt und Lutz der folgende Vers als unverständlich gerügt:

Als fänden sie so gerne
Im Schaum versunken ein Grab!

Der Verfasser berichtigt, daß statt „Schaum" „Schau'n" zu lesen ist, daß also ein Druckfehler der Sammlung jene Lesart verschuldet hat.

Bibliographie.

Aristoteles, Ueber die Dichtkunst. Griechisch und deutsch von M. Schmidt. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 2 M.

Die Aufgabe des Mittelstandes gegenüber der socialen Frage. Aus den Besprechungen in einer Parochialconferenz einer größeren städtischen Gemeinde. Rathenow, Haase. Gr. 8. 15 Pf.

Baumbach, E., Neue Gedichte. Riga, Kymmel. 8. 3 M.

Bibliothek für Haus und Reise. Nr. 28: Im Doctorhause. Von M. Widdern. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Bleich, B. A., Der Hausirer oder auf dunklen Pfaden. Roman aus der Neuzeit. 1ste bis 10te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Stat. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Allgemeine Statslehre. 5te umgearbeitete Aufl. Stuttgart, Cotta. 1875. Gr. 8. 9 M.

Born, G. F., Die Rose von Böhmen oder der Geigenfrieder und die Harfen-Pepi. Romantische Erzählung. 1ste bis 8te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Braunwart, L., Theodor von Zwehl. München, Kaiser. Gr. 8. 80 Pf.

Dahn, F., Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 1ster Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 M. 40 Pf.

Dohm, Hedwig, Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage. Zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 M.

Fechner, G. T., Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Fiedler, C., Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Gätschenberger, S., Die Gastronomie oder die Kunst, genußreich zu speisen nach Kant und anderen Philosophen. Didaktisch-komisches Gedicht. London, Wohlauer. 8. 4 M.

Gurlitt, E., Weinsprossen. Lieder und Sprüche. Husum, Delff. 8. 2 M. 40 Pf.

Hennig, G. A., Johann Friedrich Herbart. Zu seinem Säculargeburtstage nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt in vier Vorträgen. Kyritz. Gr. 8. 1 M.

Robinson, F. W., Seine Cousine Sarah. Roman. Aus dem Englischen von Camilla Baronesse von Conway. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 11 M.

Schlesinger, S., Das Trauerspiel des Kindes. Schauspiel. Wien, Wallishauser. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Schwarz, C., David Friedrich Strauß und sein letztes Werk: „Der alte und der neue Glaube". Ein Vortrag. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Senoa, A., Das Goldkind. (Zlatarovo zlato.) Historischer Roman aus Agrams Vorzeit. Nach dem Kroatischen von R. Podermanski. Agram, Suppan. 1874. Gr. 8. 3 M.

Streckfuß, A., Eine dunkle Vergangenheit. Novelle. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. 5 M.

Anzeigen.

Neueste Theater-Literatur aus dem Verlage der Wallishausser'schen Buchhandlung (Josef Klemm) in Wien.

In der so schnell beliebt gewordenen **Wallishausser'schen Sammlung deutscher Bühnenwerke** (in eleganten Miniatur-Ausgaben) sind bisjetzt erschienen:

Nr. 1. **Das Trauerspiel des Kindes.** Schauspiel in zwei Acten von Sigmund Schlesinger. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 2. **Eine Jugendsünde.** Schwank in drei Acten von Julius Findeisen. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 3. **Tiberius.** Tragödie in fünf Acten von Julius Grosse. Nach dem Aufführungs-Exemplar des Wiener Stadttheaters. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Nr. 4. **Der Seelenretter.** Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm. 90 Kr., oder 1 M. 80 Pf.
Nr. 5. **Das heyß Eisen.** Ein Nürnberger Fastnachtsspiel (Schwank) in einem Act von Hans Sachs. Für die neuere Bühne eingerichtet von Rudolph Genée. 50 Kr., oder 1 M.
Nr. 6. **Corfiz Ulfeldt,** der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Martin Greif. Zweite Auflage, nach dem Aufführungs-Exemplar des Wiener Stadttheaters. 1 Fl. 80 Kr., oder 3 M. 60 Pf.
Nr. 7. **Dschingiskhan.** Lustspiel in einem Act von Karl Gutzkow. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 8. **Die Philosophie des Unbewußten.** Lustspiel in einem Act von Oscar Blumenthal. 90 Kr., oder 1 M. 80 Pf.
Nr. 9. **Reine Hände.** Lustspiel in vier Acten von M. Deribauer. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 10. **Der Tanzboden.** Dramatischer Scherz in einem Act von Moriz Epstein. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 11. **Rose und Distel.** Schauspiel in einem Act von Herman Schmid. Nach dem Aufführungs-Exemplar des königlichen Residenztheaters zu München. 80 Kr., oder 1 M. 60 Pf.
Nr. 12. **Spartacus.** Trauerspiel in fünf Acten von Franz Koppel-Ellfeldt. Nach dem Aufführungs-Exemplar des königlichen Hoftheaters zu Dresden. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Nr. 13. **Durch Champagner.** Lustspiel in einem Act von Betty Young. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 14. **Angebetete Elisabeth!** Lustspiel in einem Act von Karl Saar. 7 Kr., oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 15. **Brüllvogel.** Schwank in einem Act von Paul Perron. 70 Kr., oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 16. **Der Herr College.** Schauspiel in vier Acten von U. Frank. 1 Fl. 30 Kr., oder 2 M. 60 Pf.
Nr. 17. **Paul de Kock.** Lustspiel in einem Act von Carl Weiß. 70 Kr, oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 18. **Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?** Schwank in einem Act von Paul Perron. 70 Kr., 1 M. 40 Pf.

(Die Sammlung wird **rasch** fortgesetzt.)

In demselben Verlage sind ferner, ebenfalls in eleganter Ausstattung, erschienen:

Ariadne. Tragödie in fünf Acten von A. Offermann. 8. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Caterina Cornaro. Historisches Drama in fünf Acten von A. Forstenheim. Gr. 8. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Eglantine. Schauspiel in vier Acten von Eduard Mautner. Kl. 8. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Ein Hôtel-Hausknecht. Heitere Soloscene mit Gesang von M. A. Grandjean. (Musik von Joseph Koch von Langentreu.) Am Carl-Theater mit großem Erfolg vorgetragen von Hr. J. Matras. Miniatur-Ausgabe. 40 Kr., oder 80 Pf.
Im schwarzen Frack. Sololustspiel von A. Dreyfus, deutsch bearbeitet von Ludwig Herhold. Beliebtes Repertoirestück des Wiener Stadttheaters. Gr. 8. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Joconde. Komische Oper in drei Acten von West und Moret. (Musik von Carl Zeller.) Wird gegenwärtig täglich mit großem Beifall gegeben im Theater an der Wien. Vollständiges Textbuch. Kl. 8. 50 Kr., oder 1 M.
Sakuntala. Drama in fünf Acten, für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Donsdorf. Miniatur-Ausgabe. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Station Elm. Lustspiel in einem Act, nach Guillemot, von Ludwig Herhold. 80 Kr., oder 1 M. 60 Pf.

☞ Ein **größerer Theater-Katalog** (mit Angabe der handelnden Personen u. s. w.) steht auf Verlangen **gratis** und **franco** zu Diensten.

Wien, 31. März 1876.

Wallishausser'sche Buchhandlung (Josef Klemm) Hoher Markt Nr. 1 in Wien.

Soeben erschienen

durch jede Buchhandlung zu beziehen

unter Redaction von Oberkirchenrath **Dr. Mühlhäußer** in Wilferdingen und Professor **Dr. F. Heinr. Geffcken** in Straßburg

Zeitfragen des christl. Volkslebens.

Heft 1. **Christenthum und Presse.**
„ 2. **Der Socialismus.**

Abonnementspreis für 6 Hefte (1 Band) 5 Mark.
Einzelpreis des Heftes 1 Mark.

Verlag der **Zimmer'schen Buchhandlung** in Frankfurt a. M.

durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der neugriechischen Literatur.

Von

Dr. **Rudolf Nicolai.**

8. Geh. 5 Mark.

Von dem durch seine „Griechische Literaturgeschichte" bekannten Verfasser wird in vorliegendem Werke zum ersten male eine Uebersicht über die Entwickelung der neugriechischen Literatur bis zur Gegenwart dargeboten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 13. April 1876.

1876, Sept. 18.

Philosophie und Naturwissenschaft.

1. Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft und der Geschichte des Materialismus von Albert Lange. Von Gideon Spicker. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 2 M.
2. Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Welt. Von G. Hartung. Leipzig, J. W. Krüger. 1875. Gr. 8. 1 M.
3. Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniß und die monistische Weltanschauung. Von Konrad Dieterich. Tübingen, Laupp. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
4. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 23. Januar 1875 von W. Foerster. Berlin, Dümmler. 1875. Gr. 8. 1 M.

Das Gebiet der Naturwissenschaft hat sich in neuester Zeit dermaßen erweitert, daß ihr gegenüber die Philosophie nichts Eigenes, nichts Apartes mehr zu haben scheint. Denn der alte Gegensatz zwischen Geist und Natur ist gefallen. Man betrachtet gegenwärtig den ganzen Menschen als Naturwesen, und demzufolge nimmt die Naturwissenschaft nicht blos die Erforschung des physischen, sondern auch die des psychischen und ethischen Lebens für sich in Anspruch. Psychologie und Ethik, ja auch Aesthetik haben daher aufgehört specifisch philosophische Wissenschaften zu sein. Einzelne Naturforscher haben bereits angefangen die psychischen, ethischen und ästhetischen Erscheinungen der naturwissenschaftlichen Behandlung zu unterwerfen, und mit Recht; denn wenn der Mensch ganz und gar Naturwesen ist, aus der Natur herstammt und mit den übrigen Naturstufen zusammenhängt, warum sollte er nur mit einem Theile seines Wesens Gegenstand der Naturwissenschaft, mit einem andern Theile Gegenstand der Philosophie sein?

Wir halten demnach jene noch jetzt von manchen festgehaltene Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, daß erstere es mit den physischen, letztere mit den geistigen Erscheinungen zu thun habe, die Philosophie also im Gegensatze zur Naturwissenschaft Geisteswissenschaft sei, für veraltet, für ebenso veraltet wie den Gegensatz zwischen Geist und Natur.

Was hat nun aber, bei dieser Auffassung, die Philosophie noch Eigenes? Was bleibt ihr, wenn man ihr die Psychologie, Ethik und Aesthetik nimmt; geht sie alsdann nicht ganz in Naturwissenschaft auf?

O nein! Das Einreihen der Psychologie, Ethik und Aesthetik in die Naturwissenschaften ist noch keineswegs der Tod der Philosophie; vielmehr bleibt dieser immer noch ein eigenthümliches Leben. Denn was thut die Naturwissenschaft? Sie betrachtet sämmtliche Phänomene der Welt, also nicht blos die physischen, sondern auch die psychischen, ethischen, ästhetischen, nach ihrem gesetzmäßigen Zusammenhange und ihrer stufenweisen Entwickelung. Sie klassificirt sämmtliche Erscheinungen, weist ihren Causalnexus nach und zeigt ihre geschichtliche Entwickelung von niedern und einfachern Stufen zu immer höhern und complicirtern. Nachdem sie aber die gesammte Erscheinungswelt in dieser Weise betrachtet hat, entsteht um so lebhafter das Bedürfniß, zu wissen, was denn dieser ganzen, so geordneten, so verknüpften, so sich entwickelnden und steigernden Erscheinungswelt zum Grunde liegt, welches Bedürfniß Schopenhauer treffend das metaphysische Bedürfniß genannt und mit dem Bedürfniß eines Menschen verglichen hat, der in eine ihm gänzlich unbekannte Gesellschaft gerathen ist, von deren Mitgliedern der Reihe nach ihm immer eins das andere als seinen Freund und Vetter präsentirt und mit demselben bekannt macht. Aber wie Teufel komme ich denn zu der ganzen Gesellschaft? Diese Frage schwebt ihm, indem er sich über jeden der Präsentirten zu freuen versichert, stets auf den Lippen.

So scherzhaft es auch klingen mag, die Frage: Wie komme ich denn zu der ganzen Gesellschaft? ist wirklich die specifisch philosophische Frage. Wo die Naturwissenschaft aufhört, da beginnt die Philosophie. Denn diese ist wesentlich, der Physik im weitesten Sinne genommen

gegenüber, Metaphysik, Erforschung der letzten Gründe der Dinge, Erforschung des der gesammten gesetzmäßig verknüpften Erscheinungswelt zum Grunde liegenden Ur- oder Grundwesens. Selbst die vollkommenste ätiologische Erklärung der gesammten Natur wäre, wie Schopenhauer gezeigt hat, eigentlich nie mehr als ein Verzeichniß der unerklärlichen Kräfte, und eine sichere Angabe der Regel, nach welcher die Erscheinungen derselben in Zeit und Raum eintreten, sich succediren, einander Platz machen; aber das innere Wesen, die Bedeutung der also erscheinenden Kräfte müßte sie, weil das Gesetz der Causalität, dem sie folgt, nicht dahin führt, stets unerklärt lassen. Wo die ätiologische Erklärung zu Ende ist, bei den allgemeinen Naturkräften und den Gesetzen, nach denen ihre Aeußerungen eintreten, da fängt die metaphysische, also die eigentlich philosophische an (vgl. Schopenhauer-Lexikon: „Aetiologie").

Es ist also nicht zu befürchten, daß durch die Erweiterung des Gebiets der Naturwissenschaften, durch die Einreihung der Psychologie, Ethik und Aesthetik in dieselben, die Philosophie werde überflüssig werden. Die Philosophie wird immer der noch so sehr erweiterten Physik als Metaphysik gegenüberstehen.

Faßt man aber das Verhältniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie so auf, so ist klar, daß beide, wenn jede sich innerhalb ihrer Grenzen hält, gar nicht miteinander in Conflict kommen können. Denn obgleich der Gegenstand beider derselbe ist, nämlich die ganze Welt, der Kosmos, sowol der Makrokosmos als der Mikrokosmos, so betrachtet doch jede diesen Gegenstand von einer andern Seite, die Naturwissenschaft nämlich von seiten seiner gesetzmäßigen Erscheinung, die Philosophie von seiten seines innern Wesens. Ein Conflict zwischen beiden kann daher nur entstehen, wenn die eine in das Gebiet der andern ausschweift, wenn die Naturwissenschaft sich anmaßt, über die letzten Gründe der Dinge zu entscheiden, während sie doch mit ihren Mitteln, mit Beobachtung und Experiment, mit Rechnen, Messen und Zählen nicht über die gesetzmäßig verknüpfte Erscheinungswelt hinauskommt, und wenn andererseits die Philosophie sich anmaßt, von ihrem speculativen Standpunkte aus über die Empirie zu entscheiden, die Erscheinungswelt a priori zu construiren und die Thatsachen den Ideen zu Liebe zu fälschen. Durch den erstern Fehler sind der Materialismus und Darwinismus mit der Philosophie in Conflict gerathen, durch letztern die Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie mit der Naturwissenschaft. Der Materialismus und Darwinismus haben die Grenzen der Empirie, die Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie die Grenzen der Speculation überschritten.

Friede zwischen Naturwissenschaft und Philosophie kann erst dann eintreten, wenn zwischen dem durch Empirie und dem durch Speculation Ermittelten streng gesondert wird, wenn einerseits die Naturwissenschaft sich enthält, aus dem empirisch Ermittelten Folgerungen über die letzten Gründe der Dinge zu ziehen, die sich daraus nicht mit Nothwendigkeit ergeben, wie z. B. wenn sie alle Teleologie leugnet und die ganze Erscheinungswelt mechanisch-atomistisch erklären zu können meint; andererseits wenn die Philosophie sich enthält, über die Erfahrungswelt Behauptungen aufzustellen, die durch das empirisch Ermittelte widerlegt werden, wie dies in den die Natur und Geschichte a priori construirenden Systemen geschehen ist.

Dies ist nach unserer Ansicht der Standpunkt, von dem aus man die neuesten Vermittelungsversuche zwischen Naturwissenschaft und Philosophie zu beurtheilen hat. Die von uns genannten Schriften gehören zu diesen Versuchen.

Gideon Spicker's Schrift (Nr. 1) ist von doppeltem Interesse, einmal durch Beleuchtung des Verhältnisses der Naturwissenschaft zur Philosophie im allgemeinen, und zweitens durch die scharfe Kritik der Stellung Lange's, des Verfassers der „Geschichte des Materialismus", zu beiden. Spicker bemerkt:

> Die Frage, um die es sich handelt, ist der Kampf zwischen Empirie und Speculation, zwischen Materialismus und Idealismus. Lange kämpft für die Empirie, wir für die Speculation. Sein Ideal ist Demokrit, das unserige hingegen Plato. Beide können von beiden als Urtypen zweier Geistesrichtungen, wie sie sich durch die ganze Geschichte der Philosophie, sich gegenseitig stets berührend und stets bekämpfend, hindurchziehen, betrachtet werden. Die eine treibt ihre Wurzeln im physischen, die andere auf dem ethischen Gebiete. Das letztere zu cultiviren, betrachten wir speciell als Aufgabe der Philosophie; das erstere dagegen als höchstes Ziel der Naturwissenschaft. Die Grenze und Verschiedenheit beider Gebiete aufzuzeigen, ist der Zweck unserer Kritik. Ob ferner die Speculation, d. h. die Philosophie, nicht blos ein „Bedürfniß des Gemüths", sondern auch eine Wissenschaft sei, nicht eine empirische, sondern die Wissenschaft des Geistes: das ist der Kern der Frage. Lange verneint es mit aller Entschiedenheit; wir dagegen suchen ebenso entschieden mit allen Mitteln der Kritik, die uns zu Gebote stehen, ihr den Charakter der Wissenschaftlichkeit zu wahren.

Wir stimmen nun dem Verfasser zwar darin bei, daß die Philosophie keine bloße Gemüthsdichtung sei, sondern ihr der Charakter der Wissenschaftlichkeit zukomme. Aber den Gegensatz, den der Verfasser zwischen Naturwissenschaft und Philosophie macht, daß jene nämlich ihre Wurzeln im physischen, diese im ethischen Gebiet habe, jene die Wissenschaft der Natur, diese die Wissenschaft des Geistes sei — diesen Gegensatz halten wir für falsch. Es spukt in demselben noch der alte dualistische Gegensatz zwischen Geist und Natur; während der wahre Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Philosophie doch dieser ist, daß jene, im weitesten Sinne genommen, es mit den Erscheinungen der Welt, ihren Stufen und ihrem gesetzmäßigen Causalnexus zu thun hat, die Philosophie hingegen mit den letzten Gründen der Dinge. Der Verfasser sagt ganz richtig:

> Man muß sich endlich klar werden, wo das eine Gebiet aufhört und das andere anfängt. Was nicht auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments erforscht werden kann, das muß sich durchs Denken erreichen lassen oder unbeantwortet bleiben.

Wenn der Verfasser aber alsdann fortfährt: „Die Philosophie aber ist und war von jeher nichts anderes als die Wissenschaft des Geistes", so müssen wir diesen Satz für falsch erklären. Die Philosophie ist und war von jeher weder Wissenschaft der Natur noch Wissenschaft des Geistes, überhaupt nicht Wissenschaft einer besondern Klasse von Erscheinungen, sondern Wissenschaft der Welt, oder Weltweisheit. Und zwar erforschte sie nicht, wie die Naturwissenschaften, die Kräfte und Gesetze der physischen,

noch auch, wie die Psychologie, die Kräfte und Gesetze der geistigen Erscheinungen, sondern suchte das allen Erscheinungen der Welt zu Grunde liegende Wahrhaftseiende, das allem Bedingten zu Grunde liegende Unbedingte, das in allem Wechsel und Wandel der Erscheinungen Beharrliche, Unveränderliche, Ewige, oder mit einem Worte die Substanz der Dinge.

Ganz richtig bemerkt der Verfasser, die Verachtung der Naturwissenschaft von seiten der Philosophie, und die der Philosophie von seiten der Naturwissenschaft stamme lediglich aus der Verkennung ihrer Grenze. Aber diese Grenze ist eben eine andere, als der Verfasser annimmt. Es ist nicht die Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, sondern die Grenze zwischen Empirie und Speculation im allgemeinen. Ueberschätzung der Empirie oder des sogenannten exacten Wissens, als wäre dasselbe für sich allein im Stande, das Welträthsel zu lösen, hat Verachtung der Philosophie zur Folge und bringt die Naturforscher in Conflict mit den Philosophen; umgekehrt, Ueberschätzung der Speculation, als wäre sie ohne Kenntniß und Beachtung des durch die exacten Wissenschaften Ermittelten im Stande, eine befriedigende Lösung des Welträthsels zu geben, bringt die Philosophen in Conflict mit den Naturforschern. Friede und Eintracht zwischen beiden kann nur auf dem Grunde der gegenseitigen Achtung beider sich aufbauen. Der Philosoph hat sich von dem Naturforscher über die Kräfte und Gesetze der Erscheinungswelt belehren zu lassen, und der Naturforscher hat von dem Philosophen zu lernen, was über die so beschaffene und so verkettete Erscheinungswelt zu denken ist. Der Philosoph macht sich durch aprioristisches Construiren der Welt verächtlich; der Naturforscher durch den Dünkel, mit Messen, Zählen und Wägen die Welt ergründen zu können oder sie durch die von ihm constatirten Zahlen, Maße und Gewichte bereits ergründet zu haben.

Was des Verfassers Kritik der Lange'schen „Geschichte des Materialismus" betrifft, so weist er Lange seinen Widerspruch zwischen Werth- und Geringschätzung der Philosophie und sein Schwanken zwischen Materialismus und Idealismus sehr scharf nach. Er citirt mehrere Belegstellen hierfür und sagt:

> Daß Lange geistige Vorgänge, Empfinden, Denken, Wollen, als Physiologe erklären wollte, liegt auf der Hand. Daß er die beiden Gebiete, das Sinnfällige und Abstracte, immer wieder miteinander verwechselt und sich dadurch unaufhörlich in Widersprüche verwickelt, liegt gleichfalls auf der Hand. Er will mit seiner naturwissenschaftlichen Methode „nach einem physikalischen Mechanismus des Empfindens wie des Denkens forschen" und glaubt an diesem „Erfolg von vornherein nicht den mindesten Grund zu haben, zu zweifeln". Zugleich aber sagt er: „Das Bewußtsein läßt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären. Wie bündig auch dargethan wird, daß es von stofflichen Vorgängen durchaus abhängig ist, das Verhältniß der äußern Bewegung zur Empfindung bleibt unfaßbar und enthüllt einen um so grellern Widerspruch, je näher man es beleuchtet."

Einerseits leite Lange alle geistigen Vorgänge aus dem physischen Mechanismus des Körpers ab, und dennoch erkläre er andererseits auf gut idealistisch den Körper, den Stoff mit allem, was aus ihm gebildet ist, für ein rein geistiges Vorstellungsbild. Ueber diesen Widerspruch, dieses Schwanken zwischen Materialismus und Idealismus komme derselbe nicht hinaus.

Es dürfte Lange allerdings schwer werden, sich gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen.

Der Verfasser von „Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Welt", G. Hartung (Nr. 2), will prüfen,

> ob die hin und wieder kühn ausgesprochene Behauptung, die Naturwissenschaft reiche zur Erkenntniß der Welt vollständig aus, sich durch die der Naturwissenschaft zu Gebote stehenden Methoden des Erkennens begründen läßt, und zweitens, ob die Stellung, welche heutzutage die Philosophie der Naturwissenschaft gegenüber einnimmt, passend und ihrer Bedeutung für die Welterkenntniß entsprechend ist.

Was nun die erste Frage betrifft, so weist der Verfasser das Unzureichende der Naturwissenschaft zur Erklärung der Welt nach. Er kritisirt die moderne Atomistik und sagt dann:

> Ist denn unser Verhältniß zur Welt schon bestimmt, sind unsere Beziehungen zur Welt schon erschöpft, wenn wir sagen können, daß alles, was den unendlichen Raum erfüllt, ewigen Gesetzen gehorcht, und daß alles, was uns bunt und lebendig in tausend Gestalten umgibt, durch die von Ewigkeit her geordneten Schwingungen kleiner, unfaßbarer Einheiten, durch eine innere Lebendigkeit hervorgebracht wird, die wir zu begreifen wähnen, wenn wir sie mit einem andern Namen, mit dem der Bewegung, benennen? Haben wir kein anderes Interesse an den Dingen, tauchen keine andern Fragen über den Zusammenhang des Wirklichen in uns auf als die nach seiner Mechanik? Woher dann die Idee eines Uebersinnlichen, an die sich das gläubige Gemüth mit ängstlicher Zähigkeit klammert; woher der Glaube an eine Unsterblichkeit, unter dessen belebendem Scheine es jahrhundertelang aus sich heraus die schönsten Blüten des Idealismus entfaltete? Woher endlich so allgemein die Ueberzeugung, daß der Weltverlauf kein Spiel des Zufalls, kein blindes Walten einer Nothwendigkeit, kein fruchtloser Gang in das ewige Nichts sei? Daß es Zwecke in der Welt gäbe, daß ein Schöpfungsplan nicht erst durch die anthropomorphistische Anschauungsweise des Menschen, durch die Umdeutung des gesetzmäßigen Geschehens in ein beabsichtigtes in die Schöpfung hineingetragen wurde?

Der Verfasser tadelt jene Befangenheit im Einzelwissen, die sich nicht zu einer principiellen Weltanschauung zu erheben vermag. Alles Einzelwissen sei doch nur nach seiner Verwerthung für die Gewinnung einer Weltanschauung zu schätzen. Denn schon instinctiv fühle jeder, wie es für die Regelung unsers handelnden Lebens und für die Bildung unsers Gemüths durchaus nöthig ist, die Gesammtheit aller Dinge von einem bestimmten Gesichtspunkte aus zu betrachten, weil nur dadurch das Einzelne uns ferner oder näher gerückt, werthlos oder wichtig erscheine. Wie aber könnten wir diese Einheit der Betrachtungsweise, die doch nicht auf willkürlichen Voraussetzungen ruhen soll, anders gewinnen, als durch die Untersuchung, in welchem Punkte die allgemeinsten den Dingen zu Grunde liegenden Principien zusammenlaufen, unter welchen Voraussetzungen allein sie sich nicht widerstreiten, sondern gegenseitig bestätigen?

> Somit wären auch sie nur Stufen zu einer höhern Erkenntniß, einer Erkenntniß zugleich, für die in der Erfahrung kein Analogon gegeben ist, die sich auf Dinge — oder Vorstellung von Dingen richtet, die über alle Erfahrung hinausgehen. An Wichtigkeit für den einzelnen Menschen sowie für die menschliche Gesellschaft und ihre Organisation kann sich jene andere, die wir in Hinsicht auf ihre äußersten Resultate eine

mechanische nennen wollen, nicht entfernt mit ihr messen. Und schon diese letztere war gerade zum Zweck der Einsicht in jene allgemeinsten Principien, die wir als Fundament jeglicher Weltanschauung kennen lernten, dazu genöthigt, der philosophischen Speculation einen sehr bedeutenden Antheil an ihrem Zustandekommen zu gönnen. Wie sollte demnach die naturwissenschaftliche Induction im Stande sein, die letzte abschließende Erkenntnißarbeit zu übernehmen?

Die von der Naturwissenschaft gefundenen reinen Thatsachen stehen nach dem Verfasser zu den allgemeinen aus ihnen zu entwickelnden Principien etwa in demselben Verhältniß, wie die behauenen Mauersteine zu dem Palaste, den der Architekt aus ihnen errichtet.

An dem Materialismus und Darwinismus zeigt der Verfasser, wie unzureichend die Naturwissenschaft zur Erklärung der geistigen und sittlichen Phänomene sei. Obwol wir nun die geistigen Processe nicht so dualistisch den materiellen Processen entgegensetzen können, wie der Verfasser thut, so müssen wir doch darin ihm beistimmen, daß der Materialismus und die darwinistische Descendenzlehre mit ihren Principien unzureichend zur Erklärung der Welt sind. Wir würden diese Unzulänglichkeit nur anders beweisen, als der Verfasser sie zu beweisen versucht hat. Wir finden seine, auf den Gegensatz zwischen Geist und Materie sich stützenden Beweise nicht schlagend.

Minder ausführlich, als die Frage, die er zuerst erörtert, ob die Naturwissenschaft vollständig ausreiche zur Erkenntniß der Welt, beantwortet der Verfasser die zweite Frage: welches die richtige Stellung sei, die heutzutage die Philosophie der Naturwissenschaft gegenüber einzunehmen habe. Jedoch erkennt er richtig, daß die Philosophie auf Tritt und Schritt sich der naturwissenschaftlichen Controle unterwerfen müsse. Er sagt:

> Die denkende Vernunft operirt mit Begriffen, die, sobald sie den Dingen der Außenwelt entsprechen, von diesen erst abgezogen werden. Kein Begriff dieser Art kann aber richtig gebildet werden, bevor nicht der Gegenstand selbst völlig erkannt, mit andern Worten, bis unsere Welterkenntniß vollendet ist. Daraus ergibt sich für die Philosophie die Nothwendigkeit, Schritt für Schritt, ihre die Begriffe zergliedernde Thätigkeit von der Naturwissenschaft dahin untersuchen zu lassen, ob sie sich nicht um eben diesen Schritt von der wahren Natur des Gegenstandes entfernt und in Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen gestellt hat. Bei ihrem logischen Schließen langt sie oft genug vor einem Kreuzweg an, sobald sich mehrere Schlüsse mit gleicher Folgerichtigkeit aus einer Prämisse ergeben, und sie bedarf des naturwissenschaftlichen Experiments, um zu entscheiden, welche von diesen Möglichkeiten die thatsächlich zutreffende ist.

Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß das Verhältniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie kein feindliches bleiben, daß aus der innigsten Verschmelzung beider eine wissenschaftliche Methode sich bilden möge, die uns, soweit es überhaupt im Bereiche menschlicher Kraft liegt, vor Irrgängen und Trugschlüssen bewahrt. Es sei ein thörichtes Wort, daß die Wissenschaft ihr schönstes Vorrecht, ihren idealen Charakter eingebüßt habe:

> Auch die Freier auf Ithaka erkannten den Odysseus nicht, als der König im Gewande eines Bettlers zu ihnen trat. Wir aber, wahren wir uns, daß uns über dem Blick in die Retorten des Laboratoriums nicht die Kraft des Auges erlahmt, das Bild des unendlichen Alls zu erfassen und im Kleinen das Große zu sehen; hüten wir uns, daß jene hypochondrische Grillen nicht eines Tags Wahrheit werden. Mag die Culturgeschichte das Welken der Ideale beklagen, die ein früheres Jahrhundert einst erblühen sah, mag sie alles, was im Menschensinn Hohes und Edles lebt, als eiteln Wahn erkennen im Hinblick darauf, daß einst die Ruhe des Todes über die verödete Erde herrschen wird. Noch leben wir ja, und um uns lebt noch die Welt, noch denkt unser Hirn in seiner engen, dunkeln Behausung Gedanken von Freiheit und Unendlichkeit: wer will so thöricht sein, die Gaben des Lenzes zu verachten, weil er an den kommenden Winter denkt? Wer will das Auge zudrücken deshalb, weil es nicht die unendliche Ferne zu entschleiern vermag? Im Leben preist man den als einen klugen Mann, der nicht immerfort Unmögliches begehrt oder in trübem Sinnen an den Schranken der Verhältnisse zerrt. Und wenn denn der deutsche Sinn in Wahrheit einen unwiderstehlichen Hang zu faustischem Grübeln besitzt: erinnern wir uns daran, daß es viel besser ist, ein unglücklicher Faust als ein glücklicher Wagner zu sein.

Die Schrift von Konrad Dietrich: „Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniß und die monistische Weltanschauung" (Nr. 3), hat es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, die innere Haltbarkeit der an den Namen Haeckel's geknüpften „monistischen Naturphilosophie" ruhig und kühl zu prüfen. Der Verfasser vermeidet absichtlich alle und jede dilettantische Erörterung rein naturwissenschaftlicher Fragen und beschränkt sich auf eine Kritik der philosophischen Schlüsse, welche aus empirischen Thatsachen gezogen werden, vorausgesetzt, daß die Feststellung der letztern durch die Beobachtung sicher und zuverlässig sei. Er untersucht, ob die allgemeinen philosophischen Voraussetzungen, mit welchen Haeckel an die speculative Verarbeitung des von der Naturwissenschaft angesammelten empirischen Materials herangeht, durchaus widerspruchslos gedacht und sicher begründet, ob ferner die philosophischen Theorien, welche seine Speculation auf die gegenwärtige Erfahrung baut, consequent durchgeführt seien und im Einklang mit den Thatsachen stehen, die sie erklären wollen. Ja die Frage des Verfassers erweitert sich zu der allgemeinern: „Wohin zielt überhaupt die innere Consequenz der ganzen philosophischen Gedankenbewegung auf naturwissenschaftlichem Gebiete, welche Haeckel vielleicht etwas zu schnell in seinem Monismus sich krystallisiren lassen möchte?"

Der Verfasser will die Naturwissenschaft selbst Rechenschaft ablegen lassen über den philosophischen Gewinn, den sie mit ihrer Arbeit erzielt hat. Es wäre, meint er, nicht blos unhöflich, sondern auch unklug von der Philosophie, wollte sie bei ihrer jungen Freundschaft mit der Naturwissenschaft „kleinlich betont wissen, was sie an Hülfsmitteln zu dem neuen Bunde beibrachte, statt neidlos der Gaben sich zu freuen, welche ihr von dem andern Theile entgegengebracht werden, mag sie auch öfters mit einigem Lächeln ihre eigenen Geschenke in jenen wiedererkennen".

Die Untersuchung des Verfassers ist eine ruhige und kühle; er weist aus Haeckel's Schriften die Grundzüge des Haeckel'schen Monismus nach und prüft dann die Haltbarkeit desselben. Die in der Darwin'schen Selectionstheorie wurzelnde, auf die Idee der natürlichen Züchtung sich gründende Naturphilosophie Haeckel's charakterisirt er kurz als eine Philosophie der consequent mechanischen Weltanschauung, welche im schroffen Gegensatz zur teleologischen Weltansicht den mystischen Schleier des Wunderbaren

und Uebernatürlichen vom organischen Gebiete entfernt und alle Thatsachen und Ereignisse der Wirklichkeit aus der Wirksamkeit einfacher Naturkräfte, also aus ihren natürlichen Ursachen erklärt. Da die mechanische Weltansicht ferner nicht nur anorganische und organische, sondern ebenso gut psychische als physische Erscheinungen aus derselben gesetzlichen Wirkungsweise derselben einfachen und constanten Elemente ableitet, so führe sie zu einer einheitlichen Auffassung des Universums, sei consequent mechanisch, während die teleologische Betrachtungsweise der Dinge mit der Mehrheit von letzten Principien, bei der sie stehen bleibt, den Dualismus nicht überwinden kann, welcher der Feind aller Wissenschaft ist.

Jedoch die Bezeichnung des Haeckel'schen Standpunktes als des „mechanischen Monismus" genügt dem Verfasser noch nicht. Er weist den materialistisch-atomistischen Charakter dieses Monismus nach. Die Vollendung des monistischen Weltbildes würde nach Haeckel in der exacten Deduction oder mathematischen Ableitung der ganzen bunten Gestaltenfülle der Natur und ihrer verwickeltsten Functionen aus der Wirksamkeit der einfachen mechanischen Kräfte der Atome bestehen. Dieses Ziel sei allerdings bisjetzt noch nicht erreicht; es sei noch nicht gelungen, die Molecularverhältnisse in der Zusammensetzung der Eiweißstoffe zu bestimmen, welche die einfachen Gründe der allgemeinen Eigenschaften der Erblichkeit und Anpassungsfähigkeit in den Organismen bilden. Aber es sei zu hoffen, daß wir in Zukunft noch dahin gelangen werden.

Der mechanische Monismus wird das ganze complicirte Getriebe des Weltprocesses von den verständlichen Vorgängen der anorganischen Natur bis zu den dunkeln Ereignissen der Menschheitsgeschichte in eine durchsichtige Mechanik der Atome auflösen und den Weltgedanken, den die Speculation vergeblich in einer Idee, einem Zweck oder Plan gesucht, in einer einfachen mechanischen Formel enthüllen.

Trotz dieser ausgesprochenen materialistischen Grundanschauung will Haeckel jedoch, wie der Verfasser ferner zeigt, seine causale mechanische Weltansicht nicht ohne weiteres als materialistisch bezeichnen. Haeckel denkt die metaphysischen Elemente der gesammten Weltentwickelung, welche er Materie nennt, als irgendeine Einheit von dem, was wir gewöhnlich Geist und Materie nennen; er verlegt in die materiellen Atome außer den anziehenden und abstoßenden Kräften noch weitere Kräfte, welche sie befähigen, die Erscheinungen des geistigen Lebens wie die Schönheit der äußern Natur hervorzubringen, in deren religiöser Empfindung sein Gemüth den reinsten Genuß und die tiefste sittliche Veredlung findet.

Haeckel schreibt nach dem Verfasser den materiellen Atomen eine innerliche Lebendigkeit, eine Beseelung, Durchgeistung zu, die seine entschiedenere Neigung zu der metaphysischen Hypothese eines Leibniz als zu der eines Demokrit beweise. Unbeschadet seines streng mechanischen, allen teleologischen Dualismus unerbittlich ausschließenden Charakters, habe Haeckel's Monismus, von dieser Seite betrachtet, viel mehr ein spiritualistisches als ein materialistisches Gesicht.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Am preußischen Hofe.

Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voss. Vierte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 9 M.

Die „Erinnerungen der Gräfin von Voss" enthalten nicht nur für die Geschichte des preußischen Hofs, sondern für die Geschichte Preußens überhaupt äußerst interessante und werthvolle Beiträge. Eine sehr begabte und feingebildete Frau, der es vergönnt war, während der Regierungszeit von vier preußischen Königen den höchsten Kreisen sehr nahe zu stehen, theilt uns in bald ausführlichen, bald allerdings nur kurzgefaßten Aufzeichnungen die Erlebnisse und Eindrücke mit, welche sie in dem genannten Zeitraume am preußischen Hofe empfing. Wo sie etwa in ihren Schilderungen fehlgreift, da geschieht dies sicherlich nur im guten Glauben, niemals in böser Absicht.

Sophie Marie Gräfin von Voss, geborene von Pannewitz, Oberhofmeisterin der am 10. März 1776 geborenen und am 19. Juli 1810 verstorbenen hochgefeierten Königin Luise von Preußen, erblickte am 11. März 1729 zu Schönfließ bei Oranienburg das Licht der Welt. Ihr Vater, der preußische Generalmajor von Pannewitz, Besitzer des Ritterguts Schönfließ, wurde den 13. März 1679 zu Groß-Gagelow in der Niederlausitz geboren und starb zu Berlin am 30. August 1750; ihre Mutter, Johanne Marie von Pannewitz, geborene von Jasmund aus dem Hause Trollenhagen bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz, war den 17. Juli 1702 geboren und starb den 17. April 1771. General von Pannewitz, ein alter Kriegsheld, hatte schon im Jahre 1709 in der Schlacht von Malplaquet ruhmvoll mitgekämpft. König Friedrich Wilhelm I., der ihn sehr werth hielt, unterließ nie an dem Jahrestage dieser Schlacht ihn mit besondern Ehren und besonderer Feierlichkeit nach Wusterhausen zu Gast zu laden. Die dienstliche Stellung des Generals machte Berlin zu seinem Aufenthaltsorte, und hier war es, wo seine einzige Tochter unter den Augen ihrer Mutter eine für die damalige Zeit ungewöhnliche und vielseitige Bildung erhielt, der besonders glückliche Anlagen zu Hülfe kamen. Hauptsächlich wird des jungen Mädchens hervorragendes Talent für Musik erwähnt, das sie sowol für den Gesang wie als Pianistin künstlerisch ausbildete und selbst in der Composition nicht ohne Glück versuchte. Als Actenstücke ihrer reichen Begabung sind uns, außer den in Rede stehenden „Erinnerungen", eine nicht geringe Anzahl von Gedichten und Aufsätzen des verschiedensten Inhalts geblieben, Zeugen einer innern Welt voll warmer Empfindung und ernsten edeln Strebens.

Die Kindheit der Gräfin von Voss fällt noch in die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's I.; sie scheint dieselbe zum Theil schon am Hofe der Königin Sophie Dorothea zugebracht zu haben, die ihre Mutter mit be-

sonderer Vorliebe beehrte. Ohne eine dienstliche Stellung am Hofe dieser Fürstin zu bekleiden, war die damalige Generalin von Pannewitz fast immer in deren Umgebung. Die Tochter sagt darüber in ihren Aufzeichnungen: „Ihre Majestät hatte eine so große Zuneigung für meine Mutter, daß sie dieselbe immer um sich haben wollte und sich gar nicht ohne sie behelfen konnte, sodaß zeitweise meine Mutter fast den ganzen Tag am Hofe war.“ Frau von Pannewitz aber wollte sich nicht von ihrer kleinen Tochter trennen und nahm dieselbe mit zur Königin, welche bald ihre Zärtlichkeit für die Mutter auch auf das Kind übertrug, dessen merkwürdig frühe Entwickelung es allein erklären kann, daß bei einer so zerstreuenden Lebensweise seine geistige Ausbildung nicht ernstlichen Schaden litt. Körperlich wenigstens muß das junge Mädchen mit elf Jahren beinahe erwachsen oder doch so hübsch gewesen sein, daß sie das ganz besondere Wohlgefallen selbst des Königs Friedrich Wilhelm I. erregte. Die Markgräfin von Baireuth erwähnt in ihren Memoiren die unverhohlene Bewunderung des sonst wenig galanten alten Herrn für die kleine Schönheit, der zu entfliehen diese sich dringend bemühte, und die schließlich mit einem Vorfall endete, den die Markgräfin nicht ohne Schadenfreude erzählt. Sie sagt bei dieser Gelegenheit: „Die junge Pannewitz war schön wie ein Engel, aber ebenso entschlossen als reizend, und als ihr der König einstmals auf einer Wendeltreppe begegnete, die zu den Zimmern der Königin führt, auf der sie ihm nicht ausweichen konnte, und den Versuch wagte sie zu küssen, erwehrte sie sich seiner mit einer so herzhaften Ohrfeige, daß die am Fuße der Treppe Stehenden über deren guten Erfolg nicht in Zweifel bleiben konnten. Der König nahm ihr diese entschlossene Selbstvertheidigung nicht übel und blieb ihr nach wie vor sehr gewogen.“ Die nachmalige Gräfin von Voss sagt in ihren Aufzeichnungen nur: sie habe Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1740, als sie im zwölften Lebensjahre gestanden, zum letzten male auf einer großen Assemblée beim Grafen Schulenburg gesehen und gesprochen, nicht sehr lange vor seinem Ableben. Bei Gelegenheit dieser Erinnerung fügt sie hinzu:

Der König Friedrich Wilhelm I. war nicht sehr groß, aber er sah gut aus und ganz wie das, was er war: nämlich wie ein König. Er war nicht böse von Gemüth, aber er war jähzornig und behandelte die arme Königin und die königlichen Kinder zuweilen sehr übel. Trotz seiner gewohnten Sparsamkeit konnte er mitunter doch sehr großmüthig sein, und ich erinnere mich sehr gut, wie er einmal erfuhr, daß Kleist und Einsiedel sich beide ohne ihre Schuld in großer Geldverlegenheit befanden, daß er ihnen ungebeten eine ansehnliche Summe schenkte. Er brachte sogar das Geld in seinem Wagen selbst zu ihnen, in einem großmächtigen Sack voll Goldthaler (écus d'or).

Auch Friedrich II. war dem Fräulein von Pannewitz sehr gewogen. Wie sie in ihren Aufzeichnungen bemerkt, hatte der König sie einmal im Januar 1743 ganz besonders zu einer Redoute einladen lassen. „Er frug mich“, so erzählt sie, „bei dieser Gelegenheit unter anderm nach der Gesundheit meines Vaters, der leidend war, und ich antwortete: «Es geht ihm besser durch Gottes Gnade.» Der König wandte sich um und sagte: «Sie ist noch recht unschuldig, daß sie dabei auch vom lieben Gott spricht.»“ Friedrich II. ernannte in dem ebengenannten Jahre Fräulein von Pannewitz zur Hof- und Staatsdame bei der Königin-Mutter; doch kam die junge Dame erst im Jahre 1744, also in ihrem funfzehnten Lebensjahre, zur wirklichen Dienstleistung ganz an den Hof. Sie berichtet in dieser Beziehung:

Es kostete mir einige Thränen, meine Aeltern zu verlassen, aber in der That, sie flossen nur einen Augenblick, und bald war ich überglücklich in dem neuen Leben, das sich mir aufthat. Jetzt war ich funfzehn Jahre alt, aber ich war noch sehr unerfahren und kindlich in meinen Gedanken und meinem Wesen, weil meine Erzieherin sorgfältig bemüht gewesen war, meine Zeit bis dahin, soviel es möglich, mit nützlichen Studien und ernsten Kenntnissen auszufüllen; auch war das eigentliche Treiben der Welt mir noch so fremd und unbekannt, trotz meiner vielen äußern Bekanntschaft mit derselben, daß ich alle Menschen, einen wie den andern, für fromm und gut hielt, ohne Falsch, noch Schminke, noch irgendeine Bosheit; die Folgezeit hat mich durch bittere Erfahrungen aber bald das Gegentheil gelehrt. Volle sieben Jahre lang blieb ich am Hofe der Königin-Mutter Sophie Dorothea und war derselben mit großer Verehrung ergeben. Sie war nie schön gewesen, aber sah sehr stattlich und vornehm aus, und ihre Haltung blieb dieselbe bis in ihr Alter. Vielleicht hatte sie mehr esprit acquis als esprit inné; aber sie war sehr gut unterrichtet und sehr gut erzogen, wußte mit allen Menschen zu reden und machte eine sehr angenehme Conversation. Pracht und Geselligkeit liebte sie ungemein, sah alle Mittage und alle Abende Menschen bei sich und saß besonders gern lange bei Tische, was uns Hofdamen zuweilen sehr langweilte. Es war schön zu sehen, welche große und achtungsvolle Zärtlichkeit ihr Sohn, der König, für sie hatte. Von ihren Töchtern lebte damals nur noch die jüngste, die Prinzessin Amalie bei ihr, welche den 9. November 1723 geboren, erst nach meinem Abgange im Jahre 1755 Aebtissin von Quedlinburg wurde. Damals war sie noch jung, wenn auch sechs Jahre älter als ich; aber trotz ihrer Jugend war sie sehr boshaft und sehr gefürchtet und machte uns allen viel Noth und Unannehmlichkeiten.

Bekanntlich faßte Prinz August Wilhelm, der jüngere Bruder Friedrich's II., im Sommer 1746 eine verhängnißvolle Neigung zu der damals erst siebzehnjährigen Hofdame seiner Mutter; leider blieb diese Neigung nicht lange in den Grenzen verstohlener Bewunderung und dichterischer Huldigung. Er war selbst erst dreiundzwanzig Jahre alt, mit einer Prinzessin (Tochter des Herzogs von Braunschweig) vermählt, die ihm zuwider war und die selbst auch ihm nur mit der größten Kälte begegnete und sich möglichst fern von ihm hielt; so war es nicht eine vorübergehende Aufwallung, sondern die eine große Liebe seines Lebens, die den Prinzen für das reizende Fräulein von Pannewitz einnahm und bald in ihm zur heißen Flamme wuchs. Die Gräfin von Voss schildert diese Neigung in ihren Aufzeichnungen in schlichter und anspruchsloser Weise und stellt dabei manche Irrthümer, welche über diese delicate Angelegenheit verbreitet sind, richtig; sie sagt unter anderm:

Meine Lage am Hofe war mittlerweile (Ende des Jahres 1750) eine sehr schwierige geworden. Der Prinz verlangte immer stürmischer von mir das Versprechen, denselben nicht zu verlassen, und wiederholte mir fort und fort seine Anträge. Er wollte alles auf der Welt für mich thun; aber konnte und durfte ich es annehmen? Meine eigene Bedrängniß, die täglichen Nöthe und Leiden, die diese unglückliche Sache mir verursachte, vor allem der Wunsch des Königs, den es immer mehr beunruhigte, den Prinzen einer so heftigen Leidenschaft einzig und allein nachhängen zu sehen, zwangen mich, gewaltsam einen Entschluß zu fassen. Der einzige Ausweg, der sich mir bot, war die Heirath mit meinem Vetter; ich schwankte

lange, aber der verzweifelten Stimmung des Prinzen gegenüber schien es mir endlich meine gewiesene Pflicht, denselben zu ergreifen. Soll ich verhehlen, daß ich keine Neigung für meinen Vetter hatte? Mein einziges Gefühl für ihn war das der Achtung; aber er wußte ja dies alles und war damit zufrieden. Meine Mutter wünschte, ich solle lieber zu ihr zurückkehren; aber anstatt am Hofe nur in der Stadt zu leben, dies allein hätte in meiner Lage dem Prinzen gegenüber nichts geändert; nur indem ich mich verheirathete, machte ich für ihn jeder fernern Hoffnung ein Ende. Dieser Augenblick meines Lebens war furchtbar; ich kämpfte einen harten Kampf mit mir selbst. Der Gedanke, zugleich den Hof und den Prinzen für immer zu verlassen, war mir ein Kummer, als ob ich sterben sollte; aber was konnte ich thun? — ich hatte keine Wahl; ich durfte nicht vor diesem Schmerz zurückweichen, es mußte sein.

Am 11. März 1751 fand die Vermählung von Johann Ernst von Voss mit Fräulein von Pannewitz, seiner Cousine, statt. Der ganze Hof wohnte der Trauung bei, auch Prinz August Wilhelm; letzterer stürzte aber während der Ceremonie ohnmächtig zu Boden und mußte fortgetragen werden.

Ein Zeitgenosse, der wahrscheinlich auch Augenzeuge der eben geschilderten Vorgänge war, Thiébault, erzählt darüber in seinen „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin" unter anderm Folgendes: „Die Dame, welche dem Prinzen von Preußen (diesen Titel hatte Prinz August Wilhelm von seinem königlichen Bruder erhalten) eine so heftige Neigung einflößte, war Fräulein von Pannewitz, und die Welt mußte wenigstens zugestehen, daß sie es ganz werth war, der Gegenstand einer so leidenschaftlichen und so unüberwindlichen Liebe zu sein. Groß und schlank gewachsen, mit der Gestalt einer Diane chasseresse, und zugleich schön und blond wie eine Venus, war sie ebenso reizend, so unschuldig und so liebenswürdig, wie sie schön war. Der Prinz wollte es mit Gewalt durchsetzen, von seiner Gemahlin geschieden zu werden, um ihr seine Hand anzubieten, und die höchste Autorität selbst ward gezwungen, in dieser Sache einzuschreiten."

Ueber das frühe und tragische Ende des unglücklichen Prinzen von Preußen enthält ein von Berlin aus geschriebener und vom 20. Juni 1758 datirter Brief der Gräfin von Voss interessante Einzelheiten, die früher nicht bekannt waren.

Die Gräfin von Voss hat dem Prinzen August Wilhelm stets ein treues Andenken bewahrt. Ihren ältesten Sohn nannte sie nach ihm, und als dieser ihr durch den Tod entrissen wurde, gab sie ihrem Enkel denselben Namen. Auch hat sie den Sohn des Prinzen, der ihr so treu ergeben war, den spätern König Friedrich Wilhelm II., stets milde beurtheilt, obschon sie dessen Fehler und Schwächen wohl erkannte und nicht billigte.

Im Jahre 1753 wurde Herr von Voss von Friedrich II. als Chefpräsident an die Regierung zu Magdeburg versetzt; dorthin flüchtete auch der preußische Hof während des Siebenjährigen Kriegs in den Jahren 1759, 1760 und 1761. Außer den ausführlichern Aufzeichnungen, in welchen die Gräfin von Voss den Verlauf ihres Lebens schildert, hat sie auch ein französisch geschriebenes Tagebuch hinterlassen, das mit dem Jahre 1760 beginnt und bis zu ihrem Tode 1814 fortgeht. Dies Tagebuch ist leider sehr wortkarg und notizenhaft gehalten, zugleich auch mit großer Vorsicht geschrieben; dennoch enthält es viele werthvolle Bemerkungen und wirft manche charakteristische Schlaglichter auf die damaligen Verhältnisse. Es zeigt uns die fast räthselhafte Art, wie man in derselben Zeit, wo Friedrich der Große, durch Verluste und Unglück jeder Art gebeugt, nur mit um so größerm Heldenmuthe gegen die Uebermacht seiner Feinde rang, an dem Hofe seiner Gemahlin, seiner Schwester und seiner Schwägerinnen sich die Zeit mit kleinen, oft lächerlichen und frivolen Lustbarkeiten zu vertreiben suchte, kaum ernstlich darum bekümmert, wie viele Gebiete des unglücklichen, vom Kriege erschöpften Landes zur Zeit gerade in der harten Hand der Russen, der Oesterreicher oder der Franzosen seufzten. Kurz vor der Schlacht bei Torgau schrieb Friedrich II. an den Marquis d'Argens einen Brief, in dem es heißt: „Nie werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingt, einen schmachvollen Frieden zu schließen, und kein Beweggrund der Welt wird im Stande sein, mich zu zwingen, meine eigene Schande zu unterzeichnen. Entweder ich komme unter den Trümmern meines Vaterlandes um, oder ich werde, wenn das Geschick, das mich verfolgt, diesen Tod noch zu süß findet, mein Unglück endigen, sobald es nicht mehr möglich ist, dasselbe mit Ehren zu ertragen. Ich habe nie anders gehandelt als nach meiner besten Ueberzeugung und den Geboten der Ehre gemäß; auch der letzte Schritt meines Lebens soll noch mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Meine Jugend habe ich meinem Vater, mein Mannesalter dem Vaterlande geopfert, und nun habe ich wol das Recht, wenigstens über den Rest meines Lebens zu bestimmen. Es gibt Leute, die sich allen Schickungen gegenüber beugen und unterwerfen; das ist nicht meine Sache. Ich habe nur für andere gelebt, für mich aber will ich sterben; ich werde nicht viel danach fragen, was die Welt dazu sagen mag, und ich denke: ich werde dann auch nichts mehr davon hören. Wenn alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht, dann ist das Leben Schmach und Sterben unsere Pflicht!"

Um dieselbe Zeit, wo der große Heldenkönig so dachte und fühlte, vergnügte man sich am preußischen Hofe zu Magdeburg mit Kartenspielen, Liebhabertheatern, Schäferspielen u. s. w., und das alles, wie die Gräfin von Voss berichtet, unter „tausend Scherzen" und in „heiterer, übermüthiger Laune". Von der Königin ist die Gräfin von Voss am wenigsten erbaut; sie sagt unter anderm: „Immer will sie (die Königin), daß alle Welt ihr schmeicheln und ihr in allen Dingen recht geben soll, und das macht jedes Gespräch mit ihr ebenso peinlich wie unangenehm." Der hellste Stern am preußischen Hofe war offenbar zu jener Zeit die schöne, jugendliche und geistvolle Gemahlin des Prinzen Heinrich, die Prinzessin Wilhelmine, Tochter des Prinzen von Hessen-Kassel; sie hatte eine ganze Reihe schmeichelhafter Beinamen, als: „die Schönheit", „la belle fée", „die Divina" oder „l'incomparable". Mit dieser Prinzessin, in welche der Prinz von Nassau, der als Gefangener in Magdeburg weilte, sterblich verliebt war, unterhielt sich die Gräfin von Voss am liebsten und oft über recht ernsthafte Gegenstände; so schreibt sie z. B. in ihrem Tagebuche unterm 4. März 1761: „Den Nachmittag bei der Prinzessin; wir sprachen viel über Religion, über den Tod und den geringen Grund, den man hat, so sehr an einem Leben zu hängen, das doch zunächst von

Schmerzen und Trübsalen erfüllt ist. Abends gingen wir zusammen an Hof; beim Souper saß ich zwischen der Prinzessin von Preußen und der belle fée."

Im Jahre 1783 starb der Oberhofmeister der Königin, Graf Wartensleben, und Herr von Voss erhielt dessen Stelle mit dem Range eines Staatsministers. Von dieser Zeit an betrachtete die Königin es immer mehr als ein Recht, die neue Oberhofmeisterin ganz an ihren Hof und ihre Person zu fesseln, und diese versuchte nicht mehr, sich dieser Pflicht auch nur vorübergehend zu entziehen. Auch der Tod des Großen Königs im Jahre 1786 änderte nichts in ihrer äußern Existenz. Friedrich Wilhelm II., der die rührende Geschichte von der unüberwindlichen Liebe seines Vaters für jene liebenswürdige Hofdame kannte, hatte von seiner frühesten Jugend an eine hohe Verehrung für diese Frau und zeichnete sie noch in ihrem hohen Alter durch Aufmerksamkeiten und Gnadenbezeigungen aus. Darum ist es auch begreiflich, daß die Gräfin von Voss den Sohn des einst geliebten und stets schmerzlich beweinten Freundes mit besonderm Antheil und wärmerm Interesse betrachtete als andere, und den Kummer, ihn noch im besten Mannesalter sterben zu sehen, tiefer empfand als die meisten Menschen, die nur den schwachen, untüchtigen Regenten in ihm erblickten. Die erste Geliebte Friedrich Wilhelm's II. vor seiner Thronbesteigung war bekanntlich die später zur Gräfin Lichtenau erhobene Tochter eines armen berliner Musikers, Fräulein Enke, die sich mit dem Kämmerer Rietz verheirathet hatte. Diese Frau, der es gelang, bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. den fast ungetheilten und leider verderblichsten Einfluß auf ihn zu behalten, war zu der Zeit, als er die Regierung übernahm, nicht mehr seine Geliebte, sondern nur noch die „Freundin", wie er selbst sie nannte. Er hielt die Gewohnheit fest, womöglich jeden Abend bei ihr zu soupiren; er sprach mit ihr über alles, fragte sie bei allem um Rath und hatte ein so blindes Vertrauen zu ihr, daß es nie gelungen ist, dasselbe zu erschüttern. Ja, es war dieser ebenso entschlossenen wie intriganten Person gelungen, sich dem Könige im buchstäblichen Sinne des Wortes unentbehrlich zu machen, und keine seiner spätern Neigungen schwächte jemals, selbst nur vorübergehend, ihre beklagenswerthe Herrschaft über ihn. Zu diesen spätern Neigungen, von denen in dem Tagebuche der Gräfin von Voss wiederholt die Rede ist, gehörten die zu der Gräfin Ingenheim und der Gräfin Dönhoff. Die Gräfin Ingenheim war eine Nichte der Gräfin von Voss, die sich Friedrich Wilhelm II. bei Lebzeiten seiner Gemahlin im Mai des Jahres 1787 zur linken Hand antrauen ließ. Das Consistorium erklärte eine solche Ehe für zulässig unter der Berufung auf die von Melanchthon erlaubte Doppelehe Philipp's von Hessen. Vorläufig mußte diese Verbindung ein Geheimniß bleiben und Fräulein Julie von Voss in ihrer bisherigen Stellung als Hofdame verharren. Nur die Oberhofmeisterin durfte durch ihre Nichte davon in Kenntniß gesetzt werden. Erstere schreibt unterm 2. Juni 1787 in ihrem Tagebuch:

> Meine Nichte sagte mir heute unter Thränen, seit acht Tagen sei sie mit dem König heimlich getraut; sie bat mich aber, es zu verschweigen. Es betrübt mich tief, und ich kann mich mit dem besten Willen eines Gefühls von Abscheu und Widerwillen gegen eine Sache nicht erwehren, die so unerlaubt, man mag an Scheingründen dafür angeben was man will. Ihr Gewissen wird es ihr schon genugsam sagen und wird nicht wieder ruhig werden.

Nachdem das Trauerspiel, dessen Heldin ihre unglückliche Nichte Ingenheim gewesen, zu Ende war, enthält das Tagebuch der Oberhofmeisterin nur selten noch Aeußerungen über die damaligen Hofereignisse und die Lebensweise Friedrich Wilhelm's II.; dagegen zeigen ihre Aufzeichnungen mehr und mehr den Widerschein tiefen Schreckens über die immer drohender werdenden Vorgänge in Frankreich.

Frau von Voss blieb nach dem Tode ihres Mannes, der am 26. Mai 1793 auf ihrem Gute Groß-Giewitz in Mecklenburg erfolgte, in ländlicher Zurückgezogenheit und schien fest entschlossen, dieselbe nicht wieder zu verlassen. Als jedoch die Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz stattfand, da gab sie den wiederholten dringenden Bitten des Königs Friedrich Wilhelm II. nach und übernahm die Stellung als Oberhofmeisterin bei der jungen Kronprinzessin. Sie hatte zu jener Zeit das vierundsechzigste Lebensjahr erreicht, erfüllte aber die Pflichten ihres neuen Amtes mit größter Hingebung und Liebe und wurde nach dem Ableben der Königin Luise Grande-Gouvernante und Oberaufseherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen.

Das Tagebuch und die sonstigen Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin von Voss enthalten viele interessante und historisch werthvolle Bemerkungen über die erschütternden Ereignisse der wechselvollen Jahre 1793—1814. Wir lassen hier einige dieser kurz und skizzenhaft hingeworfenen Aufzeichnungen, die sich zwischen den Tagebuchheften verstreut vorfanden, folgen:

> Der General von Köckeritz ist dem König (Friedrich Wilhelm III.) im höchsten Grade ergeben, aber er befindet sich dennoch in einer Stellung, für die er nicht paßt. Er hat wenig Verstand und gar keine Kenntnisse, gar keine Erziehung, und ist deshalb oft unwirsch und unhöflich; aber vor allem hat er keine klaren und festen Grundsätze, und das macht ihn schwankend und unzuverlässig. Geistig zu beschränkt, um ein eigenes Urtheil zu haben, thut er, obgleich er redlich das Beste will, dennoch unaussprechlich viel Schaden, indem er das nachspricht, was andere ihm vorsagen, indem er sich von andern irreleiten und gebrauchen läßt und sogar, ohne es zu wissen, oft das Werkzeug derer wird, die ihm geschickt etwas einzureden und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen wissen.

Unter diesen „Andern", die den alten Köckeritz irreführten und als Werkzeug gebrauchten, um auf die bekannte Unsicherheit und angeborene Schüchternheit Friedrich Wilhelm's III. einzuwirken, versteht die Gräfin von Voss offenbar Leute wie den sitten- und charakterlosen Minister Haugwitz, den unbedeutenden, dem alten Schlendrian zugewandten Cabinetsrath Beyme, den leichtfertigen genußsüchtigen Lombard u. s. w. Ueber den Erzieher des Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV., Delbrück, äußert sich die Oberhofmeisterin unter anderm also:

> Herr Delbrück ist ein Mensch von Verstand und von Kenntnissen, von dem Besitze beider aber auch im hohen Grade überzeugt. Er war in der That ganz für die Stellung eines Instructors geeignet, die er bisher bekleidet hat, aber er ist es durchaus nicht für die eines Gouverneurs, die man ihm jetzt zudenkt, welche vor allem einen Mann von guter Erziehung, von Kenntniß der Welt und von Charakterfestigkeit verlangt, Dinge, die ihm durchaus fehlen, und die bei der Erziehung des Kronprinzen doppelt nothwendig sind. Dieser reich begabte

Prinz ist in der ersten Kindheit durch seine Kinderfrau und seine Bonne verzogen worden und hat zu früh erfahren und begriffen, wer er sei. Dann hat sein Erzieher geglaubt, indem er ihm von klein auf die größte Freiheit ließ, Entschlossenheit und Willenskraft in ihm zu entwickeln, und hat auf diesem irrigen Wege nur seinen Eigenwillen geweckt, indem er ihm jede Laune gestattete. Das ist eine kurzsichtige Verwechselung dessen, was man bekämpfen sollte, mit dem, was man hervorrufen und stärken muß.

Diese Bemerkungen zeugen von dem psychologischen Scharfblick und der verständigen Erziehungsweise der Gräfin von Voss. Auf einem Blatte, datirt vom 15. October 1811, dem Geburtstage des von der Oberhofmeisterin sonst so sehr geliebten und in seiner Entwickelung so sorgsam beobachteten Kronprinzen, finden wir die folgenden Zeilen:

Heute vor sechzehn Jahren war einer der schönsten Tage meines Lebens! Wie denke ich an jenen October 1795 zurück, wo der geliebte Kronprinz das Licht der Welt erblickte zur unbeschreiblichen Freude des Königs und der Königin, deren erstes Wort ein inniger Dank gegen Gott war! Er hatte ihr den Sohn geschenkt, den sie sich so sehnlich wünschte und der gewiß immer ihres Herzens größte Freude und Stolz gewesen wäre! In dem Augenblick, da dieser geliebte Prinz zur Welt kam, vergaß ich auf einmal mein Alter; mir war, als wäre ich wieder jung geworden, so glücklich war ich! Doppelt tief fühlte ich den Dank für die Gnade Gottes nach dem Unglück des vorhergehenden Jahres, wo die arme Königin so namenlos litt und die kleine Prinzessin dann doch todt geboren wurde. Ich staunte damals über ihren Muth und ihre Standhaftigkeit, wie sie unter den größten Schmerzen voll frommer Hoffnung getrost zu Gott aufsah, und wie damals so in den schwersten Tagen ihres spätern Lebens, beim Tode ihres Lieblings, des kleinen Prinzen Ferdinand, in den Drangsalen des Kriegs, flüchtend von einem Orte zum andern, blieb ihre Ergebung in den göttlichen Rathschluß sich immer gleich; kein Unglück konnte den Frieden ihrer Seele und deren Zuversicht zur ewigen Vorsehung erschüttern! Gleich ihrem Leben war auch ihr Tod. Sie ahnte nicht die Gefahr, die man ihr ängstlich verheimlicht hatte, ahnte nicht die furchtbare Nähe des Todes, und doch, im Augenblick als er sie erfaßte, wie fromm ergab sie sich in den Willen Gottes, wie zärtlich drückte sie ihrem Gemahl die Hände noch, bis ihr letzter Athemzug entfloh, wie rührend sagte sie: „Ich sterbe — ach Jesus — mach' es leicht!" Ihr Gebet ward erhört. Mein Gott, wie sind deine Wege geheimnißvoll und unerforschlich, wie ringt der Glaube mit dem Schmerz, um auch in Augenblicken wie jene es festzuhalten, daß alles was du thust Gnade und Barmherzigkeit ist! Wie oft, wenn ich allein bin, weine ich um die geliebte Königin heiße Thränen! Wenn ich zurückdenke, was sie ihrem Gemahl, was sie ihren Kindern, was sie ihren Freunden war, wie ganz Güte und Huld sie für mich war, mehr wie ich es sagen kann, wie ihr größtes Glück darin bestand, andere zu erfreuen, andern zu helfen, und auf welch unvergleichliche Weise sie das that, immer und überall, so viel sie nur vermochte, und wie sie untröstlich war, wenn eine Unmöglichkeit ihr entgegentrat und sie nur einmal ihrem edeln Gefühl nicht folgen konnte!

Das letzte der dem Tagebuchhefte beigelegten Blätter ist datirt aus Sanssouci vom 8. August 1814, also nur wenige Monate vor dem Tode der Schreiberin; es ist eigentlich nur ein Laut der Klage und der ungetrösteten Sehnsucht um die stets beweinte, unvergeßliche Königin Luise. Damals stand die Oberhofmeisterin in ihrem sechsundachtzigsten Lebensjahre, und in diesem Alter, wo das Gefühl kühl und ruhig geworden zu sein pflegt, lieben und trauern wol nur wenige Menschen mit solcher Innigkeit und solcher Wärme der Empfindung, wie die nachstehenden Zeilen sie aussprechen:

Wenn ich zurückblicke auf mein vergangenes Leben, so zieht Bild an Bild an meiner Seele vorüber. Wie jung war ich, als ich an den Hof kam, wie bald fing die unglückselige Neigung des Prinzen von Preußen an, wie lange, wie treu hat er mich geliebt! — wie unglücklich bin ich damals gewesen — wie traurig war meine Verheirathung! Von den geliebten Kindern, die Gott mir gab, mußte ich meine beiden Söhne ihm wieder zurückgeben, und meine arme Tochter, so weit von mir verheirathet, ward nach und nach all ihrer Kinder beraubt. Dann kam das Unglück meiner theuern Herrschaften, das Unglück meines Vaterlandes, das ich im Blute schwimmen sah, die Knechtschaft unter der grausamen Hand dieses Bösewichts (Napoleon's), der zwanzig Jahre lang die Geisel der Menschheit gewesen ist. Ach, und der Verlust meiner Königin! — in der bittern Zeit mußte sie sterben, wo wir noch in der Erniedrigung seufzten und gezwungen die Verbündeten unsers Feindes sein mußten! Als dieser Engel von Königin uns entrissen wurde, wie ertrug ich nur meinen Schmerz? Ach sie war unvergleichlich, eine Frau wie keine andere! Nach und nach hatte sie sich durch eigenes Bemühen sehr schöne Kenntnisse erworben, sie beschäftigte sich viel und mit großem Ernst, und manche unhaltbare Träume und zu ideale Auffassungen ihrer ersten Jugend hatte sie überwunden und beiseite gelegt, um mit klarem Blick die Forderungen der Wirklichkeit ins Auge zu fassen. Wer mit ihr lebte, mußte ihren seltenen Verstand, ihr gerades sicheres Urtheil bewundern, aber noch weit, weit mehr die Reinheit ihres Herzens und die tiefe Frömmigkeit ihrer Seele. Dem König bleibt das Verdienst, viel zu ihrer ernsten innern Entwickelung beigetragen zu haben, aber das unvergleichlichste Herz hatte ihr Gott gegeben. Wie hingebend, wie zärtlich liebte sie ihren Mann und ihre Kinder, und welch ein unersetzlicher, namenloser Verlust ist ihr Tod für beide und für das ganze Land! Ach, und was war sie mir Armen — könnte ich das je mit Worten sagen! Wie oft habe ich in den Zeiten, wo sie noch unser Glück und unser Trost war, im stillen Gott gedankt, mich in meinem Alter an die Seite eines solchen Engels geführt zu haben!

Die Stärke des Gefühls, mit dem die treue Dienerin ihrer Königin den Schmerz um sie im Herzen trug, gab ihren letzten Lebensjahren einen Hauch wehmüthiger Trauer und ernster Weihe. Aber dies war nur die Färbung ihres innern Lebens, sie sprach nicht viel darüber. Im übrigen lag ihrer schlichten, aufrichtigen Natur nichts so fern als ein Hingeben an selbstische Gefühle, und ihr Charakterbild würde ein schiefes und unrichtiges sein, wollte man ihm den leisesten Zug von krankhafter Sentimentalität beifügen; diese letztere war ihr ebenso zuwider wie jede Aengstlichkeit in schlimmen Augenblicken. Von ihrem Muthe und ihrer Geistesgegenwart in Momenten der Gefahr liefert folgende Thatsache ein Beispiel: Als im Januar 1807 der König und die noch schwer kranke Königin Luise von Königsberg nach Memel flüchten mußten, waren die Oberhofmeisterin von Voss und der General von Köckeritz die letzten des königlichen Gefolgs und der Gefahr ausgesetzt, von den verfolgenden Franzosen gefangen zu werden. Der alte Köckeritz verlor den Muth und jammerte, man würde sie massakriren oder im besten Falle in die Gefangenschaft abführen. „Dann haben die Franzosen zwei alte Weiber gefangen!" sagte die Gräfin ruhig, und damit hatte das Jammern ein Ende.

Die eigenhändigen Aufzeichnungen der Gräfin von Voss endigen mit dem 28. December 1814. Am 29. December des genannten Jahres, abends, wurde sie, während sie wie gewöhnlich ihre Whistpartie spielte, von einem Schlaganfall so gelähmt, daß sie, auf ihrem Stuhle sitzend, von ihren Leuten in das Schlafzimmer getragen

und dort zu Bette gebracht werden mußte. Ihre gute Laune verließ sie auch jetzt nicht; sie sagte lächelnd zu ihren Mitspielern, während man sie hinaustrug: „Ne me trichez pas!" Die allgemeine Lähmung nahm schnell zu; sie verlor bald das Bewußtsein, und am 31. December (1814) morgens ging sie sanft und schmerzlos hinüber.

Die Gräfin von Voss stand mit den hervorragendsten Staatsmännern ihrer Zeit in engster Verbindung und genoß bis zu ihrem Tode das vollste Vertrauen und die höchste Achtung ihres Monarchen wie des ganzen königlichen Hauses. Von keinem beneidet, von vielen bewundert und von allen geliebt endete sie ein schönes, reich gesegnetes Leben.

Rudolf Doehn.

Reiseliteratur.

1. Norddeutsche Skizzen. Von L. Siemerding. Halle, Pfeffer. 1875. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

„Vom märkischen Sande bis da wo der westfälische Märker Eisen reckt, von der Chauken unwirthlichem Gestade bis da, wo Varus seinen Hermann fand, denke ich euch gehörig herumzutummeln und — wenn das Glück gut ist — euer etwas träges Blut ein wenig in Wallung zu setzen", ruft der Verfasser am Schlusse der Vorrede seinen norddeutschen Lesern zu und stellt so sanguinischern mittel- und süddeutschen Naturen bei der Lektüre seiner Skizzen ganz absonderliche Strapazen und Aufregungen in Aussicht. Nicht ohne geheime Sorgen für unser Nervensystem lasen wir weiter, zuerst über den „Mondscheinclub", dann über den „Herrn Stadtrath", die „Badereise", die „Frau Amtmännin", die „Familie Wessel", den „Amtsassessor" und zuletzt auch noch über den „Fürst von Falkenstein", mehrere Kapitel — es sei daraus kein Hehl gemacht — überschlagend, andere flüchtig durchblätternd, und als wir das grüne Büchlein von uns legten, da war unser Blut ruhiger als zuvor, und wir konnten dem Herrn Siemerding nicht zürnen, daß er sich mit seinen etwaigen nord- und andern deutschen Lesern in dem Vorwort einen Spaß erlaubt hat. Wo war das projectirte „Herumtummeln" und die versprochene „Wallung" geblieben? Wir hatten einen gemüthsbesänftigenden Whist im Mondscheinclub überlebt, einen flüchtigen Blick in die Stadtrathssitzung eines kleinen Ortes gethan, an einer unglaublich langweilenden Waldpartie der Honoratioren des Städtchens theilgenommen und allerhand ältere Damen und Herren, meist aus der Sphäre der niedern Beamtenwelt kennen gelernt, welche sich erstaunliche Mühe gaben, ihr kleinstädtisches Leben mit mehr Behagen als Witz dahinzubringen. Vergebens suchten wir nach einem jener Originale, wie sie unser größter Humorist, Fritz Reuter, auf norddeutschem Boden in Menge entdeckt hat; was wir fanden, waren Dutzend-Kleinstädter, die in angeborener Bescheidenheit sicher nicht den Anspruch gemacht haben, durch die „Skizzen" des Herrn Siemerding über die letzten Häuser ihres Wohnorts hinaus bekannt zu werden. In jenem Theile Hannovers, dessen Bevölkerung der Verfasser zu charakterisiren versucht hat, wird sein Skizzenbuch vielleicht auf dankbarere Leser rechnen können als in andern deutschen Gauen; uns erscheinen die Localschilderungen zu farblos und die Menschen zu alltäglich.

2. Beiträge zur Kenntniß des Harzes, seiner Geschichte, Literatur und seines Münzwesens. Eine Reihe von Abhandlungen von Gustav Heyse. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Aschersleben, Schnock. 1874. Lex.-8. 3 M.

Professor Gustav Heyse, einer der besten Kenner des Harzes und seiner Geschichte, hat wohlgethan, seine auf den gründlichsten Specialstudien beruhenden Abhandlungen, welche theilweise schon 1857 gesammelt erschienen, theilweise in Zeitschriften zerstreut waren, aufs neue herauszugeben, und sich hierdurch in gleicher Weise den Dank der Geographen, Numismatiker, Bibliographen und Culturhistoriker erworben. Der erste Aufsatz gibt eine höchst sorgsame Uebersicht über die Harzliteratur, der zweite behandelt die Geschichte der Brockenreisen, ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls in Deutschland. Da wird erzählt, daß der erste, „der uns mit dem Brockenstrauß am Hute begegnet", der nordhausener Arzt Johannes Thalius, ein berühmter Botaniker des 16. Jahrhunderts gewesen, und daß nach diesem Gelehrten, der von den höchsten Gipfeln seine seltenen Anemonen und Eriken zu Thale getragen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig 1591 seiner jungen Gemahlin von der Spitze des Brockens sein Reich gezeigt habe, und daß 16 Jahre später der ehrenwerthe Rector der evangelischen Klosterschule zu Ilsenburg, Martin Schwefer, zu einer gleichen Wanderung vom Kloster mit „einer Rollwurst und einem kleinen Krautkäse" ausgestattet worden sei. Nicht vergessen ist auch die abenteuerliche Lustfahrt, welche 1634 mitten in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs quedlinburger Gymnasiasten über Wernigerode nach dem sagenreichen Berg unternahmen, wohl versehen mit „ellenlangen Würsten" und Schinken, aber bei der Besteigung selbst arg beunruhigt durch den Durst nach Quedlinburgs Broihan und durch die wilden Thiere des Waldes, unter denen auch Löwen nicht fehlten. Recht ansprechende Landschaftsbilder bieten die Abschnitte: „Dammersfeld", „Auf dem Hohnstein", „Die Einsiedeleien des Harzes"; die vier letzten Kapitel aber, die sich mit der Münzgeschichte dieses erzreichen Gebirgs beschäftigen, beweisen den Fleiß und die gründliche Gelehrsamkeit des Verfassers und können der Anerkennung numismatischer Forscher sicher sein.

3. Vom deutschen Strom. Bilder von den Ufern des Rheins von Ferdinand Hey'l. Wiesbaden, Bischkopff. 1875. 8. 3 M.

Der Verfasser, welcher seinen Namen durch mehrere Reisehandbücher über die Rheinlande und deren Badeorte bekannt gemacht hat, stellt in diesem Buche Aufsätze zusammen, die schon in verschiedenen belletristischen Zeitschriften erschienen sind, aber trotzdem auch in dem neuen Gewande den Freunden des Rheins und seiner Weine willkommen sein werden. Das was hundertmal von diesem Strome beschrieben und besungen worden ist, wi

Ferdinand Hey'l nicht aufs neue dem Leser vorführen; ihm liegt mehr am Herzen, den Weinkennern von der Heimat ihrer Lieblingssorten zu erzählen, den Curbedürftigen praktische Winke über die Taunusbäder zu geben, die Erinnerung an halbvergessene Episoden aus der Geschichte des Rheinthals aufzufrischen und dessen Bedeutung für unsere Literatur und Kunst klar zu legen. Die einzelnen Kapitel sind frisch, lebendig und von unmittelbarer Stimmung.

4. Am Genfersee. Bilder und Skizzen aus Montreux und Umgebung von Wilhelm Rullmann. Zofingen, Schauenberg-Ott. 1874. 8. 2 M.

Leichte Plaudereien, anmuthende Naturschilderungen, kleine Erzählungen dazwischen, bald humoristisch, bald sentimental, und in allem eine Heiterkeit des Gemüthes, die jenen Lesern wohlthun wird, welche für ihre kranke Brust an dem Ufer des Genfersees Heilung suchen und in den langen Winterabenden Rullmann's Skizzen zur Hand nehmen. Wer wol gar mit dem Verfasser in Montreux die Freuden eines halbjährigen Pensionslebens durchgenossen, wird in seinem Büchlein sicher manchem alten Bekannten begegnen und leicht den Herrn von Ulstein wiederkennen, welcher dort so glücklich war, die schöne verwitwete Frau von Hardert zu erobern. Der Grund, weshalb gerade eine Abbildung von Chillon — beiläufig gesagt, in ziemlich dürftiger Lithographie — dem Buche beigegeben, ist uns erst aus S. 35 klar geworden. Dort heißt es:

Von Chillon zu reden, über Chillon zu schreiben, ist wenig lohnend. Es gibt kein abgedroscheneres Dasein als diese Zwingburg im See. Abgedroschen vor allem aber für den, der eine Zeit lang in jener Gegend gelebt hat. Dann ist Chillon für sein Auge das, was für seinen Geschmacksinn das Huhn ist, das in Montreux fast jeden Tag auf den Tisch kommt. Nicht allein daß man bei jedem Spaziergang, sobald die Nase nach Osten sich wendet, die graue Häusergruppe am Seeufer mit dem Hintergrunde der vorspringenden Bergwand vor sich hat. Das ist wahrhaft nicht das Schlimmste; denn dies Bild ist immer entzückend. Aber in wie mannichfacher Weise wird das Motiv von der darstellenden Kunst mishandelt! Sobald man nur bei Lausanne in die Region des Genfersees tritt, taucht auch das Bild von Chillon in der verschiedenartigsten Weise auf und bleibt bis zum östlichen Ende des Sees der stete Begleiter des Reisenden. Auf fast allen Schnitzereien ist es ein nothwendiger Schmuck, sobald die Farbe hinzutritt, auf Präsentirtellern präsentirt es sich, in Federhaltern zeigt es sich mikros, und stark aufgekleckt auf den Reclamebildern der Hotels von Vevey bis Villeneuve, die nie dieses romantischen Hintergrundes entbehren können. In Montreux hängen Bilder von Chillon in jedem Laden; besieht man sich Photographien, so ist immer die dritte — Chillon, bald von dieser, bald von jener Seite aufgenommen. Spielt man in einer Wohlthätigkeitslotterie, so gewinnt man ein Lineal oder ein Falzbein mit einem Bildchen von Chillon. Und hat sich der weibliche Curgast den langen Winter über eine Menge derartiger Andenken gesammelt, so erhält er zum Abschied von der dankbaren Pensionswirthin noch ein Serviettenband mit Chillon oder ein Arbeitskästchen mit Chillon und von einer Pensionsfreundin vielleicht noch ein Album mit Chillon zur Erinnerung an die gemeinsam genossene Gegend — kurzum Chillon muß immer dabei sein.

Natürlich auch bei einem Buche über Montreux.

5. Tagebuch des Nordpolfahrers Otto Krisch, Maschinisten und Offiziers der zweiten österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von seinem Bruder Anton Krisch. Wien, Wallishausser. 1875. 8. 1 M.

Eine der ersten Publicationen über die Nordpolarfahrt des „Tegethoff" ist das Tagebuch des Maschinisten Otto Krisch, des einzigen von den Theilnehmern der Expedition, welcher auf derselben sein Leben geendet und dessen Leiche von dem Eise des von ihm mit entdeckten Franz-Josephs-Landes umschlossen wird. Karl Weyprecht hat das Tagebuch seines an der Tuberkulose am 16. März 1874 verschiedenen Gefährten beim Verlassen des Schiffs an sich genommen und es den Verwandten des jungen Mannes zugesandt. Es war mehr als eine Pflicht der Pietät, was den Bruder veranlaßte, diese Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben, für welche sie der Verfasser nicht bestimmt hatte; die schmucklosen Aufzeichnungen haben einen unbestreitbaren wissenschaftlichen Werth durch die genauesten Mittheilungen über die Eisverhältnisse und die fast täglichen meteorologischen Beobachtungen. Der Herausgeber hat mit Recht verschmäht, die Form dieser Tagebuchblätter zu ändern; sie haben ihre Originalität erhalten und geben dem Leser gerade dadurch das anschaulichste Bild von dem Schiffsleben in jenen unwirthlichen Regionen, von den kleinen Freuden und großen Leiden während der traurigen Polarnacht, von der Abwechselung, welche die Jagd auf Seehunde, Eisbären und Polarfüchse in die ermüdende Einförmigkeit dieses arktischen Daseins bringt. Von den gräßlichen Eispressungen und von dem Dahinsiechen des armen Mannes, welcher noch auf dem Krankenbette zwei Monate vor seinem Tode notirte: „Temperatur von — 27° R. auf — 32° R., Minimum — 32,9° R., Wind aus N.N.O. 4 und N., dann Stille." Ja, dann ward es stille. Dr. Kepes, ein Gefährte des Dahingeschiedenen, schreibt:

Lebhaft und klar kann ich mich noch des stürmischen Märztags erinnern — es war am 19. März — als wir den theuern Freund bestatteten. Ich sehe, wie der mit den Schiffswimpeln bedeckte Sarg auf dem Schlitten ruht; ich sehe die in Pelze gekleideten Matrosen, wie sie, bis an den Leib in Schnee versinkend, die schmerzerregende Last ziehen. Es ist, als sähe ich noch jetzt die tiefe Felsspalte, welche das neue Land dem Verewigten als Grab beschied, da selbst nach dreitägigem Forschen eine andere Stätte nicht zu finden war. Dort ruht unser unvergeßlicher Freund auf dem „Cap Wilczek" in einer tiefen Felsspalte; außer dem wildstürmenden Unwetter, das über seinem verlassenen Grabe braust, stört nichts seine Ruhe. Aber dies ist so schrecklich! — Wenn irgendetwas auf der Welt vorhanden wäre, was die Todten aus dem ewigen Schlafe emporzurütteln vermag, dann wäre dies ohne Zweifel der schauerliche Sturm, der die Polargegend heulend durchzieht. Wenn nach Jahrhunderten wieder einmal Menschen das „Cap Wilczek" betreten sollten, dann wird ihnen ein einfaches Kreuz auf eisigem Boden künden: hier ruhe ein Mann, in weit entlegenem Land geboren und hier verstorben, ein Held der Wissenschaft.

6. Bilder aus Java von A. Meister. Zürich; Schabelitz. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Geograph wird nichts Neues in diesem Skizzenbuche finden, dessen Titelblatt sich mit den blau-weiß-rothen Farben der Niederlande geschmückt hat; doch zeigt der Verfasser, der sich längere Zeit auf Java aufgehalten, eine gute Beobachtungsgabe, ein freies Urtheil über die socialen Verhältnisse jener Insel, und ein Talent, frisch und ansprechend zu erzählen, sodaß das Büchlein sich gewiß Freunde erwerben wird.

7. Ein Tourist in Oesterreich während der Schwedenzeit. Aus den Papieren des Pater Reginbald Möhner. Aus dessen Papieren herausgegeben von Albin Czerny. Linz, Ebenhöch. 1873. Lex.-8. 3 M.

Reginbald Möhner hatte 1622 im Benedictinerkloster St.-Ulrich zu Augsburg das Ordensgelübde abgelegt; da dies Stift aber durch die schwedische Einquartierung sehr herunterkam, mußte er mit andern Conventualen sein Glück anderweit probiren und brach am 14. Juli 1635 auf, um über München, Wels, Linz nach Wien zu gehen; von da kehrte er über Salzburg nach seiner Vaterstadt zurück. Doch schon im Februar des nächsten Jahres sehen wir ihn wieder auf der Wanderschaft; er begleitet einen alten Freund seines Vaters nach Oesterreich, bleibt aber längere Zeit in Linz, Kremsmünster und Kematen und wird im October 1637 Küchenmeister im Collegium Professorum zu Salzburg. Diese Stelle gibt er auf, als sein Vater zu Rain gestorben war, und geht 1639 in sein Kloster nach Augsburg zurück. Von dort vertreibt ihn wieder der Jammer des Krieges. 1646 nimmt Möhner wieder die Stelle eines Aushülfspriesters in Kematen an, verläßt diesen Ort aber nach zwei Jahren und begibt sich nach Wien. Hier tritt er als Feldkaplan in das Regiment des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden, zieht mit diesem durch Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich, folgt ihm in die Niederlande und kommt erst 1651 wieder nach Augsburg, wo sich die Klosterpforten ihm aufs neue öffnen. Hier ist er dann auch gestorben, nachdem er einen ausführlichen Bericht über seine Kreuz- und Querzüge und die Kriegsereignisse, deren Augenzeuge er gewesen, zu Papier gebracht hatte. Der letzte Theil dieses Manuscriptes, das sich gegenwärtig auf der königlichen Kreisbibliothek zu Augsburg befindet, ist schon 1872 im Jahresberichte des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg veröffentlicht worden; er ist eine nicht unwichtige Quelle für die politische Geschichte jener Zeit. Die Erzählung des Benedictinermönchs von seinen Reisen in Oesterreich und Baiern hat nun der als Historiker rühmlichst bekannte Albin Czerny, Kapitular und Bibliothekar des Chorherrenstiftes St.-Florian in Oberösterreich, herausgegeben, in der richtigen Ueberzeugung, hierdurch ein klareres Licht über die Culturverhältnisse Süddeutschlands in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zu verbreiten:

> Wir lernen hier so lebendig und anschaulich, als wäre es von gestern, die Erlebnisse, Gedanken und Empfindungen eines flüchtigen Schwaben kennen, die ihn während eines langen Aufenthaltes in Oesterreich, Salzburg, Tirol und Baiern bewegten; er schildert uns aber auch die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände unsers Vaterlandes und das, was der kleine Mann vergangener Zeiten dachte und fühlte; seine Sorgen und frohen Stunden läßt der eigentliche Historiker am Wege liegen, und doch gewährt es auf der Stufe unserer heutigen Cultur einen eigenen Reiz, zu erfahren, wie die große Mehrheit in unserer Heimat vor mehr als 200 Jahren gelebt hat. Auch das Geringfügige wird oft so erzählt, daß es den Leser anmuthet, denn der Autor besaß Humor und Lebenslust. Manches aber, was weder in der einen noch in der andern Beziehung interessant ist, dient wenigstens zur Vervollständigung seiner Lebensschicksale.

Die stilistischen Eigenthümlichkeiten des Originals sind mit Treue beibehalten, doch wäre an einzelnen Stellen wol durch eine Aenderung der Interpunction das Verständniß erleichtert worden. Zahlreiche Anmerkungen geben sprachliche und sachliche Erläuterungen.

Oesterreichische Geschichten.

1. Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte. Von Franz Mayer. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 10 M.
2. Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufstandes 1848. Von J. A. Freiherrn von Helfert. Vierter Band: Der ungarische Winterfeldzug und die octroyirte Verfassung. December 1848 bis März 1849. Erster Theil. Prag, Tempsky. 1876. Gr. 8. 10 M.

In Oesterreich entwickelt man in neuerer Zeit einen bemerkenswerthen Eifer in der Bearbeitung der vaterländischen Geschichte, und zwar kommt diese emsige Thätigkeit ebenso der ältern Zeit wie der jüngsten Vergangenheit zugute. Denn an dem hohen Aufschwung, welchen die historischen Studien bei uns genommen haben, haben auch die österreichischen Universitäten einen hervorragenden Antheil, und in tüchtiger, streng methodischer Schule gebildet hat eine zahlreiche Generation jüngerer Historiker sich in die verschiedenen, bisher ungleichmäßig angebauten, aber alle reichen Gewinn an neuen Resultaten verheißenden Gebiete getheilt und, wetteifernd in Fleiß und Erfolg, eine ganze Reihe höchst werthvoller Forschungen in die Oeffentlichkeit gebracht. Diese Erscheinung hängt wol einigermaßen zusammen mit der glücklichern Gestaltung, welche die Verhältnisse der habsburgischen Monarchie in neuerer Zeit genommen haben. In gewissem Sinne hat dieselbe doch mit dem Ausgleich mit Ungarn und der neuen staatsrechtlichen Begründung des Dualismus, sozusagen mit der Vergangenheit abgeschlossen — soweit nämlich bei der Continuität der politischen Entwickelung von einem Abschluß überhaupt die Rede sein kann: man hat sich auf einen neuen Boden gestellt, hat ein neues Leben begonnen. Und es ist ja nur natürlich und daher eine unter ähnlichen Verhältnissen immer wiederkehrende Erscheinung, daß eine Nation, die einen solchen Wendepunkt hinter sich, die einen solchen Grenz- und Markstein passirt hat, gewissermaßen Einkehr in sich hält, die hinter ihr liegende Entwickelung noch einmal überblickt und ihr Gewinn- und Verlustconto feststellt, um mit klarer Einsicht in ihre Lage an die neue Arbeit zu gehen. Diese auch für die politischen Aufgaben der Gegenwart so außerordentlich nützliche historische Literatur wird nun obenein noch in der glücklichsten Weise begünstigt durch die in ihrer Art fast einzig dastehende Liberalität, welche neuerdings in Oesterreich von seiten der Archivverwaltung bewiesen wird. In dieser Hinsicht hat, seitdem der hochverdiente Alfred von Arneth an der Spitze des österreichischen Archivwesens steht, geradezu eine neue Aera begonnen, welche nicht allein der Geschich-

schreibung in Oesterreich selbst den glänzendsten Gewinn gebracht, sondern auch in andern Staaten die Anregung gegeben hat, die in der Benutzung archivalischer Materialien bisher herrschenden engherzigen Grundsätze fallen zu lassen und die so ängstlich unter Schloß und Riegel gehaltenen Schätze der Vergangenheit als Aufklärungs- und Bildungsmittel für das nationale und politische Leben der Gegenwart nutzbar zu machen. Ist es doch z. B. bei der unlängst erfolgten Berufung Heinrich von Sybel's an die Spitze der preußischen Archivverwaltung ausdrücklich ausgesprochen worden, daß es sich dabei wesentlich mit darum handele, durch eine Reihe von amtlichen Quellenpublicationen unserer Nation gerade ihre so oft falsch verstandene jüngste Vergangenheit recht zugänglich und begreiflich zu machen — ein Unternehmen, das, wenn wir nicht irren, auf die persönliche Initiative des deutschen Reichskanzlers in Anregung gekommen ist und dann jedenfalls einen neuen Beleg dafür geben würde, wie ganz und voll derselbe seine Zeit und was ihr noth thut versteht, mit wie klarem und sicherm Blicke er die entsprechenden Mittel aufzufinden und in Wirksamkeit zu setzen weiß.

Neben derjenigen Richtung der Geschichtschreibung aber, welche durch Erschließung neuer Quellen die Vergangenheit in ein neues Licht zu setzen und bisher gar nicht oder doch ungenügend bekannte Thatsachen klarzulegen bemüht ist, hat ohne Frage auch jene andere, untergeordnetere zwar, aber nicht minder nützliche und für die praktische Verwerthung des Neugewonnenen geradezu unentbehrliche ihre Berechtigung und ihr Verdienst, welche darauf ausgeht, den Gesammtbestand der geschichtlichen Kenntniß auf einem bestimmten Gebiete in übersichtlicher, handlicher Vollständigkeit dem eigentlich lernbedürftigen größern Publikum zugänglich zu machen und die allgemeinen Kenntnisse zu verbreiten, die zu einem tiefern Eingehen auf einzelne besonders interessante Abschnitte nicht wol entbehrt werden können. Unsere gelehrten Historiker pflegen auf diese Geschichtschreibung, die vorzugsweise didaktische Tendenzen verfolgt, mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung herabzusehen — wie uns scheinen will, mit Unrecht: auch derartige Arbeiten erfordern eindringenden Fleiß, ausgebreitete Kenntniß, kritisches Urtheil, und dann namentlich eine Klarheit der Anordnung, Knappheit der Form und Feile des Ausdrucks, wie wir sie gerade bei unsern zünftigen Historikern nicht selten vermissen.

Einen Vertreter dieser Richtung begrüßen wir in der obengenannten „Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte" von Franz Mayer (Nr. 1). Dieselbe gehört zu den besten Werken dieser Art. Zunächst ist es dem Verfasser gelungen, die wirklich gewaltige Masse des Stoffs in zwei mäßigen Bänden zu bewältigen, ohne daß die Form durch allzu große Concisheit des Ausdrucks beeinträchtigt oder gar ungenießbar geworden wäre. Auch wird kein mit der Sache Vertrauter irgendetwas Wesentliches vermissen, ja über besonders bedeutende Abschnitte wird man selbst eine ziemlich tief in das Detail eindringende Auskunft finden. Die Gliederung des behandelten sehr umfänglichen Zeitraums, den die Darstellung zu durchmessen hat, ist natürlich und ungezwungen und gewährt von vornherein eine sichere und anschauliche Orientirung über die gesammte Entwickelung. Die als Vorgeschichte bezeichnete Periode handelt von der Vorzeit der österreichischen Länder bis zur Gründung der babenbergischen Ostmark im Jahre 976. Die erste Periode umfaßt dann die Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern und während des Interregnums und die Entwickelung der böhmischen und ungarischen Länder unter ihren nationalen Dynastien; die zweite Periode umfaßt die Geschichte der österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder bis zu ihrer dauernden Vereinigung durch Ferdinand I. 1526. Daran schließt sich als dritte Periode die Geschichte Oesterreichs bis zum Aussterben des habsburgischen Mannesstammes mit Karl VI. 1740; die vierte Periode umfaßt die mehr als hundert Jahre vom Regierungsantritt Maria Theresia's bis zum Jahre 1848; die fünfte, als Oesterreichs Neugestaltung bezeichnete, die Jahre von 1848 bis 1873. Das Urtheil des Verfassers erscheint durchaus sachgemäß und ohne jede Voreingenommenheit nach der einen oder der andern Seite; es wird, der knappen Fassung und dem Zwecke des Buchs entsprechend, meist nur ganz leicht angedeutet; im allgemeinen begnügt sich der Autor, die Thatsachen selbst reden und den Leser zu dem richtigen Urtheil anleiten zu lassen. Zweierlei aber scheint uns an diesem Abriß der Geschichte Oesterreichs noch besonders gelungen und deshalb ausdrücklichen Lobes werth: einmal nämlich die sorgfältige und durchaus sachkundige Berücksichtigung der gesammten Culturgeschichte, welche ja sonst in derartigen Compendien allzu stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt; nach dieser Seite hin hat der Autor augenscheinlich besondere Sorgfalt verwandt, und wir können ihm bezeugen, daß er das mit dem besten Erfolge gethan hat. Für sehr verdienstlich und dem von dem Buche verfolgten Zwecke, zur Einführung in das Studium der österreichischen Geschichte zu dienen, besonders förderlich halten wir dann ferner die reichen, überall von guter Kenntniß und verständiger Auswahl des wirklich Brauchbaren zeugenden Literaturnachweise; soweit wir diese Seite der Arbeit einer eingehenden Nachprüfung unterziehen konnten, haben wir sie durchaus zuverlässig und zweckentsprechend gefunden.

Kürzer können wir uns über den vorliegenden vierten Band von dem Werke des Freiherrn Joseph Alexander von Helfert fassen, „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener October-Aufstandes 1848" (Nr. 2), dessen früher erschienene Bände an dieser Stelle schon eine eingehende Würdigung erfahren haben. Der der Neugestaltung Oesterreichs nichts weniger als geneigte Standpunkt des Verfassers, der schon aus dem ersten anonym erschienenen Bande deutlich genug zu erkennen war, ist in den spätern, den Namen des Autors tragenden Bänden noch viel unverhohlener bekannt und fast geflissentlich zur Schau getragen worden. Wie sich aber unter den Händen eines Verehrers der Windischgrätz und Schwarzenberg die österreichische Geschichte seit 1848 gestalten muß, leuchtet ja ein; wir sind da jedes nähern Eingehens überhoben. Den Hauptwerth auch dieses neuen Bandes sehen wir daher in den bisher unbekannten Materialien zur Geschichte der österreichischen Politik 1848—49, welche in demselben nicht allein benutzt, sondern in dem ziemlich beträchtlichen Anhange zum Theil wörtlich mitgetheilt worden sind. Das „Memorandum über die Behandlung der deut-

schen Angelegenheiten" — dem Grafen von Brühl mitgetheilt — und dann vor allem das Privatschreiben des Fürsten Schwarzenberg an den Grafen Buol, den österreichischen Gesandten in Petersburg (d. d. Olmütz, 31. December 1848), welche im Anhange enthalten sind, verdienen von demjenigen, der über die geschichtliche Gestaltung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen ein klares Urtheil gewinnen will, auf das ernstlichste beachtet zu werden.

Ohne auf die Sache näher einzugehen, müssen wir an dieser Stelle noch einem Bedenken der Helfert'schen Arbeit gegenüber energisch Ausdruck geben. Der vorliegende vierte Band des Werks ist bezeichnet durch den Separattitel: „Der ungarische Winterfeldzug und die octroyirte Verfassung. December 1848 bis März 1849. Erster Theil." Von den hier genannten beiden Stoffen aber wird in diesem im ganzen 590 Seiten starken Bande nur der erste, der ungarische Winterfeldzug bis zum Einzug Windischgrätz' in der Königsburg zu Ofen, erledigt; für die Geschichte der Verfassungsoctroyirung wird doch mindestens ein weiterer Band nöthig sein. Mit insgesammt fünf starken Bänden wird demnach die Zeit vom October 1848 bis zum März 1849 nothdürftig erledigt sein, d. h. Hr. von Helfert braucht zu jedem Monat einen Band! Geht das so fort, so wird das ja ein wahrer Leviathan von Geschichtswerk! Das liegt daran, daß der Verfasser von einem straffen Zusammenhalten der Darstellung keine Ahnung hat, sondern sich mit augenscheinlichem Vergnügen und auf das behaglichste in recht breiter epischer Erzählung ergeht. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß sich gerade von diesen Abschnitten manches recht amusant liest — z. B. die Geschichte und Charakteristik Görgey's und besonders die freilich stark satirisch gehaltene Kossuth's —: aber wir meinen, daß bei einiger Selbstkritik und bei einem leidlichen sachlichen Vorgehen z. B. der vorliegende Band auf ein Drittel seines dermaligen Umfangs reducirt werden konnte, ohne daß auch nur ein einziges sachlich werthvolles Moment unberücksichtigt geblieben wäre. Die ersten 177 Seiten z. B., welche von der allgemeinen Weltlage und Oesterreichs Beziehungen nach außen um die Jahreswende 1848/49 handeln, hätten eigentlich ganz wegfallen oder aber auf drei bis vier Seiten zusammengestrichen werden müssen. Geht das Helfert'sche Werk in dem bisher beliebten Maßstabe fort, so werden wir es wol kaum den Ausgang des Jahres 1849 erreichen sehen!

Hans Prutz.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In der Nacht vom 17. zum 18. März starb in Cannstadt einer der hervorragendsten deutschen Lyriker der Neuzeit, Ferdinand Freiligrath, der mit seinen ersten und letzten Gedichten gleichmäßig die begeisterten Sympathien des deutschen Volks sich erworben hat, während seine in der Mitte liegende politische Sturmlyrik dem schwankenden Urtheil der verschiedenen Parteien verfiel, die ästhetische Kritik aber auch aus dieser lyrischen Concursmasse einzelne Juwelen von unschätzbarem und vollgültigem Werthe herausheben muß.

Ferdinand Freiligrath war als Sohn eines Schullehrers am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, besuchte bis 1825 das dortige Gymnasium, wo er sich schon mit der eifrigen Lektüre von Reisebeschreibungen beschäftigte und auch das Gedicht „Moosthee" verfaßte, welches in seinen schüchternen Umrissen doch bereits den ganzen Freiligrath in nuce zeigte und den alten Satz bewährte: Ex ungue leonem! Mit Rücksicht auf einen vermögenden Onkel in London, den der junge Freiligrath beerben sollte, schlug er die kaufmännische Carrière ein; anfangs in Soest, dann in Amsterdam, wo die See- und Schiffsbilder, das Treiben des Hafens seine Phantasie erregten und befruchteten, dann in Barmen im Wupperthal. Auf diesen drei kaufmännischen Stationen verfaßte er die Gedichte, die seinen Namen bald auf dem deutschen Parnaß einbürgern sollten, als sie 1838 im Druck erschienen. Der Einfluß der englischen und französischen Poesie, die er in musterhaften Uebersetzungen gleichzeitig und später unserer Literatur zueignete, besonders eines Victor Hugo und Walter Scott, die Vorliebe, mit welcher seine Phantasie sich den exotischen Bildern hingab, eine große Formgewandtheit, welche der deutschen Sprache vielfach das Gesetz dictirte, und auch Fremdländisches in Namen und Wendung waren charakteristisch für diese Gedichte; einzelne derselben wie „Der Löwenritt", „Das Gesicht des Reisenden", „Der Blumen Rache" und andere bürgerten sich in unserer Literatur wie die classischen Gedichte ein. Diese Gedichte sind übrigens weit davon entfernt, harmlose Landschafts- und Thierbilder oder ethnographische Studien zu sein; sie haben einen pessimistischen und weltschmerzlichen Zug, wie er damals in der ganzen Epoche lag. Freiligrath stellte den Kampf ums Dasein dar, wie ihn Natur- und Völkerleben uns zeigen, freilich ohne die düstern Reflexionen eines Byron daran zu knüpfen. Daß diese Stimmung aber des Dichters Grundstimmung damals war, beweist sein Gedicht auf Grabbe mit dem bekannten Sinnspruch:

> Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel.

Der Erfolg dieser Gedichte ermuthigte Freiligrath, seine kaufmännische Carrière aufzugeben und sich allein literarischer Thätigkeit zu widmen; er lebte anfangs in dem Rheinstädtchen Unkel, wo er sich mit der Tochter des weimarischen Professors Melos vermählte, dann in Darmstadt und St.-Goar, wo er mit Geibel längere Zeit verkehrte. Inzwischen war die politische Lyrik aufgetaucht, Freiligrath hatte ihr das geflügelte Wort entgegengeschleudert:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte
> Als auf der Zinne der Partei —

und den damaligen Triumphator Herwegh als einen Renommisten und Mann der Schwabenstreiche in einer poetischen Epistel heftig angegriffen. Dadurch war er selbst bei der damaligen herrschenden Richtung unpopulär geworden, um so mehr als er eine Pension von König Friedrich Wilhelm IV. bezog, welchem Humboldt den Dichter empfohlen hatte. Herwegh wies triumphirend in dem „Duett der Pensionäre" auf die „bezahlten Kamele" hin. Freiligrath fühlte sich in einer schiefen Stellung, und als Hoffmann von Fallersleben, der überall gefeiert wurde, seitdem er seines Amtes entsetzt worden war, in der verhängnißvollen Nacht im Riesen zu Koblenz ihn davon vollständig überzeugt hatte, verwandelte sich Saulus in einen Paulus und Freiligrath wurde ein glühender Revolutionär. Die Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntniß" enthält die Geschichte seiner Wandlung, neben einigen tiefgefühlten Liebesgedichten und rheinisch-westfälischer Landschaftspoesie, der er ihre Eigenarten, wie in dem Gedicht „Der Freistuhl von Dortmund", abzulauschen wußte. Hatte er sich doch in der Zeit seiner Rheinidyllik mit der Herausgabe rheinischer Albums und Jahrbücher und des „Malerischen und romantischen Westfalen" beschäftigt. Einmal in die revolutionäre Armee eingetreten, schlug Freiligrath alle Mitbewerber durch die Wildheit einer fanatischen Begeisterung, als deren Documente die Sammlungen „Ça ira" (1846) und „Neuere

politische und sociale Gedichte“ (1849 und 1850) vorliegen. Fulminant ist vor allem das Gedicht „Die Todten an die Lebenden“. Schon nach dem Erscheinen des „Glaubensbekenntnisses“ von der Regierung verfolgt, begab sich Freiligrath anfangs nach der Schweiz, dann im Jahre 1846 nach London. Das Revolutionsjahr rief ihn zurück; er betheiligte sich an den politischen Bewegungen in Düsseldorf, an der Redaction der „Neuen rheinischen Zeitung“ in Köln, flüchtete aber 1851 abermals vor mehrern drohenden Processen nach London, wo er über 15 Jahre in kaufmännischer Stellung seinen bürgerlichen Pflichten und seiner Familie lebte, außerdem mit den politischen Flüchtlingen in Verkehr trat. Seine Muse verstummte damals oder beschränkte sich auf Familiengedichte; nur dem Grabe der Johanna Kinkel weihte er ein schönes poetisches Gedenkblatt. Sehr thätig war er damals als Uebersetzer und gab auch eine Anthologie heraus: „The rose, thistle and shamrock“ (4. Aufl., London 1865). Trefflich hat er besonders die Lieder von Burns und Longfellow's „Hiawatha“ übersetzt.

Als im Jahre 1866 der deutsche Krieg ausbrach, war Freiligrath ebenso wie Prutz der dichterische Führer der Protestpartei, die damals ja durch die angesehensten Collegien der großen Städte vertreten war. Sein stimmungsvolles „Westfälisches Sommerlied“ war dieser poetische Fehdebrief gegen den Bruderkrieg. Inzwischen war Freiligrath's Stellung in London durch das Eingehen der von ihm verwalteten Bankagentur in Frage gestellt. Eine große deutsche Nationalsubscription, eingeleitet und mächtig unterstützt durch das Keil'sche Weltblatt „Die Gartenlaube“, sicherte seine Zukunft, und da ihm die Rückkehr nach Deutschland gestattet war, so kehrte er im Jahre 1868 zurück, und zwar wählte er Stuttgart zu seinem Aufenthaltsorte, wo er mit Gleichgesinnten, das heißt politisch Misgestimmten verkehrte, die mit dem Gange der Ereignisse, der Gründung und dem Uebergewicht des Norddeutschen Bundes nicht einverstanden waren. Aus dieser schiefen Stellung wurde der Dichter durch den deutschen Nationalkrieg gegen Frankreich gebracht; mit bedingungslosem Patriotismus war er einer der poetischen Vorkämpfer in diesem Kriege und in vollem Einklang mit den Sympathien der Nation, die sich ihm lebhafter als je zuwendeten. Die lyrischen Prachtstücke, die Hymne „Hurrah, Germania!“ und die Romanze „Der Trompeter von Vionville“ gehören zu Freiligrath's schönsten Gedichten und nehmen in der Kriegslyrik von 1870 den unbestritten ersten Rang ein. Von Stuttgart war Freiligrath nach Cannstadt übergesiedelt; er redigirte im letzten Jahre mit Geschmack, Takt und seltener Kenntniß der neuern englischen und amerikanischen Literatur Hallberger's „Illustrated Magazine“. Ein Unfall auf der Pferdeeisenbahn hatte eine Verletzung des Dichters zur Folge, die ihn längere Zeit an das Siechbett bannte; sein Tod erfolgte unerwartet. Die Bedeutung des Dichters prägt sich in dem Nachruf aus, den die deutsche Presse ihm einstimmig mit warmer Anerkennung widmet.

— Chr. Joseph Matzerath, einst viel genannt bei dem Auftauchen der schwäbischen Dichterschule als einer ihrer Hauptvertreter, starb am 24. März in Köln. Geboren am 28. Januar 1815 zu Linnich, studirte er seit 1830 in Bonn die Rechte, wurde dann Auscultator und Referendar, 1840 Assessor und 1841 Hülfsarbeiter im Justizministerium. Er war dann in verschiedenen Staatsstellungen thätig, und war 1849—51 auch Abgeordneter für Montjoie. Im Jahre 1856 wurde er Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirection, in welcher Stellung er sich große Verdienste erwarb; 1866 schied er aus dem Staatsdienst. Die Sammlung seiner Gedichte erschien 1838 im Cotta'schen Verlag gleichzeitig mit derjenigen Freiligrath's; sie enthält Balladen und Romanzen, vermischte Gedichte und Dithyramben, Elegien, Idyllen und dramatische Scenen. Die Gedichte haben keine scharfmarkirte Physiognomie, doch melodischen Fluß und sinnige Reflexionen. Im Jahre 1840 und 1841 redigirte er mit Simrock und Freiligrath das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie“. Seiner Anregung ist das Becker'sche Rheinlied besonders zu verdanken, er ermunterte dazu seinen Universitätsfreund. Später, besonders in den Jahren 1866 und 1870, erschienen noch schwunghafte Gedichte von ihm in der „Kölnischen Zeitung“: die Elegie „Winterabend“, „An König Wilhelm“ und andere; zuletzt beschäftigte er sich mit einer Elegie „Die letzten Gedanken des Einsiedlers von Sanct-Just“. So verspricht sein Nachlaß noch reiche Ausbeute.

Bibliographie.

Hoefer, E., Die Bettelprinceß. Eine Geschichte. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Holland, W. L., Ueber Uhland's Ballade „Merlin der Wilde“. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M.

Höpfner, A., Perleberger Reimchronik. Perleberg von 1200—1700. Gedichte mit historischen Anmerkungen. Perleberg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Howe, H. E., Die beiden Urkräfte der Natur. Ein Beitrag zur Physik und Astronomie. Lübeck, Seelig. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Katt, F., Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges. I. Die bayerisch-französischen Verhandlungen von der Zusammenkunft in Einsiedeln bis zur Ulmer Capitulation (1639—1647). Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1875. Gr. 8. 2 M.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder in den Volksschulen. Ein Wort der Belehrung und Ermahnung an die Eltern. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 30 Pf.

Klein, W., Die gegenwärtige wirthschaftliche Lage Deutschlands. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Krauß, A., Das protestantische Dogma von der unsichtbaren Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Lichtstrahlen aus den Schriften katholischer Mystiker. 1ster Bd. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Gedichte von M. v. S. Leipzig, F. Fleischer. 16. 2 M.

Lüthgen, E., Die Quellen und der historische Werth der fränkischen Trojasage. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Martin, K., Irrthum und Wahrheit in den großen Fragen der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Marty, A., Kritik der Theorien über den Sprachursprung. Inaugural-Dissertation. Würzburg. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Milberg, H., Sprüche und Sinngedichte. Hamburg, Brücker. 16. 1 M. 50 Pf.

Müller, R., Kurzer Ueberblick über das griechische Tonsystem. Wittstock. 1875. Gr. 4. 60 Pf.

Nicolai, R., Geschichte der neugriechischen Literatur. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 M.

Pestalozzi, L., Der christliche Glaube. Altes und Neues gesammelt und gesichtet. Zürich, Schultheß. 1875. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Prinz, P., Markward von Anweiler, Truchsess des Reiches, Markgraf von Ancona, Herzog der Romagna und von Ravenna, Graf von Abruzzo und Molise. Emden. 1875. Gr. 8. 3 M.

Raimund, G., Verwaist. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Reissmann, A., Die königliche Hochschule für Musik in Berlin beleuchtet. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 80 Pf.

Rocco, E., Der Umgang in und mit der Gesellschaft. Halle, Hendel. Gr. 8. 3 M.

Rose, M., Die Wallfahrt nach Lourdes. Ein humoristisch-satyrisches Epos. Leipzig, Payne. 1875. Gr. 8. 2 M.

Schütz, W., Weimar's Jubeltag, der 3. September 1875. Nachklänge von den Enthüllungs-Feierlichkeiten des Karl-August-Denkmals, mit dem Festspiele von G. zu Putlitz. Weimar, Kühn. 1875. 8. 80 Pf.

Spir, A., Empirie und Philosophie. Vier Abhandlungen. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sporn, C., Freier Handel und Wandel. Eine volksthümliche Betrachtung über die Elementarsätze der Volkswirthschaftslehre. Magdeburg, E. Baensch. Gr. 8. 75 Pf.

Stadler, A., Die Grundsätze der reinen Erkenntnisstheorie in der Kantischen Philosophie. Kritische Darstellung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Vogtländische Erzählungen von Helene R. Plauen, Neupert. Gr. 16. 1 M.

Volger, A., Aus eiserner Zeit, oder: Die Erstürmung von Magdeburg. Historisches Original-Schauspiel. Musik von Carl Heyer. Landsberg a/W., Volger u. Klein. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Volker, F., Sang und Drang. Gedichte. Aarau, Sauerländer. 16. 2 M.

Die Volks-Bibliothek. Eine fortlaufende Sammlung der neuesten und interessantesten Romane. 1stes bis 4tes Heft. Dresden, Verlag der Chronik. Gr. 8. à 40 Pf.

Wilmanns, C., Die „goldene“ Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei. Berlin, Niendorf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stilles Wirken. Eine Erzählung für Jung und Alt. Aus dem Französischen. Neusalz, Lange. 8. 2 M. 25 Pf.

Wittichen, C., Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung. Eine kritische Bearbeitung der Evangelien nach Marcus, Matthäus und Lucas, mit Einleitung und Erläuterungen. Jena, Dufft. Gr. 8. 9 M.

Wlassack, E., Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Zu dessen Säcular-Feier im Februar 1876 herausgegeben. Wien, Rosner. Gr. 8. 8 M.

Ziehen, E., Haiderosen. Sammlung niedersächsischer Novellen. 1stes u. 2tes Bdchn. Leipzig, Wölfert. Gr. 16. à 1 M.

Ziller, F., Die Musik und das Komische. Dissertation. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 20. April 1876.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 3 M.

Wir haben seinerzeit in d. Bl. (Nr. 2, Jahrgang 1872) den ersten Theil obiger Schrift einer eingehenden Würdigung unterzogen und dabei hervorgehoben, daß sie nicht blos ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels, sondern auch zur Geschichte der deutschen Literatur sei; dies gilt in noch erhöhtem Maße von dem vorliegenden zweiten Theil, der uns von den Literaturzuständen zur Zeit der Befreiungskriege und in den nächsten Jahren aus bisher noch nicht erschlossenen Quellen ein sehr anschauliches Bild gibt.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede das späte Erscheinen dieses zweiten Theils damit, daß er theils durch den Buchdruckerstrike des Jahres 1872, theils durch seine Thätigkeit im Deutschen Reichstag sehr in Anspruch genommen worden sei, und daß seine Arbeit überdies durch den am 15. November 1874 erfolgten Tod seines Vaters Heinrich Brockhaus die schmerzlichste Unterbrechung erfahren habe.

Der zweite Theil sollte anfangs die Biographie zum Abschluß führen; warum dies nicht geschehen, sagt der Verfasser in der Vorrede:

Die Verlagsthätigkeit meines Großvaters ist in diesem zweiten Theile meines Buchs zu Ende geführt, und da sein äußeres Leben in den Jahren 1820 bis 1823 keinen umfangreichern biographischen Stoff darbietet, als die im sechsten Abschnitte vorgeführten ersten Jahre seit seiner Niederlassung in Leipzig, 1817 bis 1819, so wäre es thunlich gewesen, mit einer Schilderung jener letzten Lebensjahre seine Biographie überhaupt abzuschließen, wenn seine geistige Kraft in jenen Verlagsunternehmungen ganz aufgegangen wäre. Allein gerade in den Jahren, welche auf seine Uebersiedelung von Altenburg nach Leipzig folgten, bethätigte er sie auch noch nach andern Seiten hin: in Kämpfen gegen den Nachdruck, zunächst wegen Schädigung seiner wichtigsten Verlagsartikel, vor allem des „Conversations-Lexikon“; im offenen Auftreten für Preßfreiheit und Schutz des Urheberrechts; in literarischen Streitigkeiten, besonders mit Adolf Müllner; endlich in einem gefährlichen und langwierigen Conflicte, in den er mit der preußischen Regierung wegen der von dieser verfügten „Recensur“ seines Verlags gerieth. Diese nicht minder wichtige Seite seines Lebens und Wirkens war natürlich von Anfang an in den Rahmen meiner Arbeit eingeschlossen und sollte eine Stelle im vorliegenden zweiten Theile einnehmen. Bei dem mir zugeflossenen neuen Material und der größern Ausdehnung, welche die Darstellung der Verlagsthätigkeit in Leipzig gegen meine frühere Annahme beanspruchte, erwies sich dies aber als unausführbar, wollte ich sie nicht, im Misverhältniß zu ihrer Wichtigkeit, in wesentlich verkürzter und deshalb ungenügender Weise behandeln. Dazu kommt noch, daß bei den meisten der hier zu behandelnden Materien das sachliche und allgemeine Interesse das persönliche, biographische weit überwiegt, sodaß dabei noch mehr als in dem bisher Gegebenen zugleich einige ihrer Neuheit wegen nicht ganz werthlose Beiträge zur deutschen Literatur- und Zeitgeschichte in dem zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts geliefert werden können.

So sehe ich mich genöthigt, noch einen dritten Theil folgen zu lassen, der zugleich die letzten Lebensjahre meines Großvaters schildern und auch ein Register über das ganze Werk enthalten wird.

Der fünfte Abschnitt des Werks, der erste des zweiten Theils, behandelt „Kämpfe mit der Censur“. Der Verfasser hat in dem herzoglichen Staatsarchiv zu Altenburg und in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden hierzu das Material gefunden, dessen Benutzung ihm bereitwillig gestattet wurde. Jene Zeit der Censur hat für das nachwachsende Geschlecht etwas Sagenhaftes, und nur Autoren, deren literarische Thätigkeit mindestens bis zum Anfang der vierziger Jahre zurückreicht, wissen von dieser Epoche zu erzählen. Das Bild, das uns hier aus der Zeit nach den Befreiungskriegen von diesen Preßbedrückungen entrollt wird, zeigt uns die ganze Willkür derselben; doch wir ersehen daraus auch, daß die von Freiligrath als „Gedankenmörder“ so drastisch geschilderten Censoren oft ihre eigene Haut zu Markte tragen mußten, ebenso, daß gerade die Buntscheckigkeit des deutschen Staatswesens und der Mangel an straffer Einheit einer freiern Bewegung wieder zugute kam; denn wo das

Handwerk des „Gedankenmordes“ allzu grausam geübt wurde, da flüchtete der Bücherdruck sich über die oft sehr nahe Grenze und erfreute sich in dem Nachbarländchen einer nachsichtigen Prüfung. Friedrich Arnold Brockhaus, der sein Geschäft zunächst in Altenburg hatte, dasselbe aber allmählich nach Leipzig verlegte, der bald in Braunschweig, bald in Rudolstadt, bald in Jena drucken ließ, wußte diese complicirten staatlichen Verhältnisse bei eintretenden Conflicten sehr geschickt zu seinem Vortheil auszubeuten, und durch die angerufenen verschiedenen Instanzen, die hier freisprachen und dort verurtheilten, eine künstliche Verwirrung hervorzurufen, in der sein eigener Weizen am besten blühte. Ein Anhänger der Preßfreiheit, verfocht er überall seine Sache mit einer Entschiedenheit und Hartnäckigkeit, die ihm häufig den Erfolg sicherten, indem die Regierungen zuerst in diesem Kampfe ermüdeten.

In einer kleinen Schrift: „Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens“, die Brockhaus unter der fingirten Firma Peter Hammer in Köln hatte erscheinen lassen, fand Fürst Hatzfeld Anlaß zur Klage, indem sein Bruder Oberst Graf Hatzfeld darin der Falschmünzerei und Giftmischerei beschuldigt wurde; in der That war dieser für das erste Verbrechen zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Brockhaus, damals den altenburgischen Behörden noch unbekannt, vom Herzog, der in einer Cabinetsordre die Untersuchung befahl, „ein gewisser Brockhausen, der sich in Altenburg aufhalten soll“, genannt, wurde von Hatzfeld ein calomniateur und barbouilleur genannt, die seinen Bruder betreffende Erzählung ein Gewebe von Schrecken und Lügen. Trotz einer glänzenden Vertheidigung des Hofadvocaten Hempel und trotz dessen, daß die Schrift in Dessau die Censur passirt hatte, wurde Brockhaus vom Schöppenstuhl zu Jena wegen der Vergehen wider die gemeine deutsche Polizeiordnung verurtheilt, von der Juristenfacultät zu Göttingen aber freigesprochen und nur zur Nennung des Verfassers und zur Tragung der Kosten verurtheilt; Verfasser der Schrift war vermuthlich Kriegsrath von Cölln.

Einen zweiten Conflict mit der Censur rief „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ hervor, ein Wiederabdruck derjenigen Schrift, wegen welcher der Buchhändler Palm erschossen worden war. Die Verhältnisse waren zwar inzwischen ganz andere geworden; Brockhaus wollte das Actenstück bekannt machen, das eine so blutige Maßregel veranlassen konnte; aber die Angriffe auf Preußen und Oesterreich, obgleich aus dem Jahre 1806 stammend, machten böses Blut; die damalige russische Generaldirection in Sachsen schritt gegen die neue Veröffentlichung der Schrift ein mit einer Beschwerde bei der altenburger Regierung. Brockhaus setzte sich tapfer zur Wehr, doch sistirte er schließlich den Druck. Seine an die altenburgische Regierung gerichtete Rechtfertigungsschrift zeigt die Klarheit, Entschiedenheit und Prägnanz des Stils, welche alle von ihm verfaßten Schriftstücke charakterisirt.

Große Censurnöthe machten ihm die „Deutschen Blätter“, namentlich die Besprechung der sächsisch-preußischen Frage. Es wurde ihm von dem altenburger Censor verboten, über diesen Gegenstand etwas aufzunehmen. Rasch entschlossen schickte er drei Nummern mit einem Aufsatz: „Streitschriftenwechsel über die Vereinigung Sachsens mit Preußen“, zum Druck nach Dresden, wo das damals preußische Generalgouvernement die Druckerlaubniß ertheilte. Inzwischen hatte die auch von Brockhaus gemißbilligte und schmerzlich bedauerte Zerreißung Sachsens stattgefunden, und ein anderer Aufsatz der „Deutschen Blätter“ erregte das Misfallen der altenburgischen Regierung, sodaß sie über den Herausgeber, sowie über den Censor, der höchst anstößige Stellen habe passiren lassen, gleichzeitig Beschwerde führte. Von Brockhaus wurde verlangt, daß er um die Concession zur Anlegung und Betreibung einer Verlags- und Sortimentshandlung einkomme, was schon früher einmal gefordert, von ihm aber nicht beachtet worden war; kurz vor seiner Uebersiedelung nach Leipzig suchte er endlich um die Concession nach. Der Proceß selbst dauerte vier Jahre; schließlich wurde Brockhaus zu 10 Thalern Strafe von der göttinger Facultät verurtheilt, der Censor erhielt einen Verweis und mußte die Untersuchungskosten mittragen. Diese Censurnörgeleien, welche die verwickelten staatlichen Verhältnisse damaliger Zeit recht anschaulich machen, gaben indeß Brockhaus Veranlassung zu mannhafter Aussprache; er las dem altenburger Stadtrath ein Collegium über Preß- und Gedankenfreiheit:

> Was kann einem wohlbegründeten Staate das einzelne Wort — auch das thörichte oder das unziemliche schaden? Man erinnere sich an England, an Friedrich den Großen! Allen Völkern, sagen wir ferner, wie jedem Individuum sind in den letzten Jahren fast unerschwingliche Lasten auferlegt worden und ist Jedermann gern bereit gewesen, Gut und Blut aufzuwenden, wo es nur verlangt wurde; das sollten unsere Fürsten und ihre Vertreter dankbar erkennen, und uns, die wir geholfen, und Alles, und Alles allein, getragen, nicht um jede triviale Kleinigkeit, wie diese ganze Geschichte ist, placken und plagen, noch sogleich und ohne alle vorhergegangene Prüfung in die gehässigen Denunciationen fremder Regierungen eingehen, sondern ihre guten Bürger kennen und würdigen und männiglich vertreten, anstatt sie durch dergleichen müßige, am Ende doch zu gar nichts führende, Jahre lang dauernde Inquisitionen in ihrem Berufe und Geschäften zu stören, und auf an sich ganz unnütze Kosten zu treiben.
>
> Es ist uns viel verheißen worden: Druck- und Preßfreiheit, Verfassung, d. h. Schutz vor Willkür, und Verantwortlichkeit der Beamten, folglich Schutz vor jeder fremden und eigenen Bedrückung und Unterdrückung. Acten und Verhandlungen wie die gegenwärtigen, Verfahren, wie sie eben gegen Unterzeichneten mit dem fünften Theile des „Conversations-Lexikon“ in Leipzig und sogar hier stattgefunden haben, mögen Belege abgeben über die Art und Weise, wie Liberalität der Gesinnung, wie Preß- und Denkfreiheit, wie Schutz des Bürgers vor fremden Eingriffen in die Rechte, die Freiheit und das Eigenthum wahrhaft gehandhabt werde!

Ein vierter Conflict betraf das „Conversations-Lexikon“. Es wurden ihm in Leipzig alle Exemplare des fünften Bandes der zweiten Auflage mit Beschlag belegt wegen „höchst frevelhafter“ Aeußerungen in dem Artikel: „Die Schlacht bei Leipzig“; diese betrafen den König von Sachsen selbst. Brockhaus hatte dieselben, mit Ausnahme eines einzigen, schon aus dem Neudruck entfernt und versprach auch jetzt noch den Umdruck des betreffenden Bogens. Der Polizeipräsident von Rackel hatte sich selbst bei Brockhaus eingeschlichen, um einige Exemplare zu kaufen und den Buchhändler in die Falle zu locken; er hat einige „Krebse“ erworben, in denen noch die verfänglichen Stellen standen. Der Verfasser des Artikels, der in Braunschweig censirt worden, war Venturini. Die Co-

petenzconflicte in dieser Affaire, die Correspondenz der dresdener und der altenburger Regierung, die höchst freimüthige Eingabe von Brockhaus an den König, die feste liberale Haltung der braunschweiger Regierung und die schließliche Niederschlagung des Verfahrens: das sind actenmäßig erzählte Thatsachen, welche die damaligen Zustände treffend charakterisiren.

Der nächste Abschnitt des Werkes behandelt die „Niederlassung in Leipzig". Hatte Brockhaus früher mit den Censurchicanen und den verwickelten Competenzen der einzelnen deutschen Staaten zu kämpfen, so bereitete ihm jetzt der Zopf der leipziger Buchdruckerinnung neue Schwierigkeiten. Er war ein Mann von sachlichem Tic und kümmerte sich wenig um Formalitäten; dadurch gerieth er häufig in Verwickelungen, aus denen er sich immer wieder mit Gewandtheit zu ziehen wußte, indem er der leeren Form gab, was ihr zukam, d. h. sie zum Schein erfüllte. Nachdem er sich im Winter 1817 auf 1818 in Leipzig aufgehalten, um seine Uebersiedelung vorzubereiten, gründete er sich eine Druckerei, die für sein „ins Kolossale entwickeltes" Geschäft ihm unerläßlich schien; doch kaum hatte er die Druckerei mit sieben Pressen eröffnet, als die leipziger Buchdruckerinnung ihn plötzlich wissen ließ, daß sie ihn als einen „nicht gelernten" Buchdrucker nicht unter ihre Mitglieder aufnehmen könne, und gleichzeitig gegen die Errichtung seiner Buchdruckerei Einsprache erhob. Jener Fehler war allerdings ein unverbesserlicher, und Brockhaus hätte mit seinen Unternehmungen an dem leipziger Innungszwang Schiffbruch gelitten, wäre er der Mann gewesen, sich durch solche Hindernisse einschüchtern zu lassen; doch er verstand sich auf „Manipulationen", um solche Formen illusorisch zu machen, wie er es schon einmal in Amsterdam gethan, wo die dortige Buchhändlergilde ihm verbot, als nicht gelernter Buchhändler eine Buchhandlung auf seinem Namen zu begründen. Wie er damals den Buchdrucker Rohloff ersuchte, ihm seinen Namen zu geben, so ersuchte er jetzt seinen Freund den Buchdrucker Teubner, ihn mit seinem Namen und seiner Concession zu decken. Die „Manipulation" bestand in zwei Verträgen, einem Kaufvertrag, mit dem Vorbehalt, daß der Verkäufer die Buchdruckerei nach drei bis sechs Jahren einem Sohne, der die Buchdruckerkunst gelernt habe, zu übergeben das Recht haben solle, und einem Gesellschaftsvertrag, der jenen Kaufvertrag factisch wieder aufhob. In beiden Verträgen ist alles mit großer Klugheit und Vorsicht angeordnet. Es dauerte indeß nur zwei Jahre, bis der Sohn, der „Buchdruckergesell" Friedrich Brockhaus, die Druckerei seines Vaters übernahm. Dem tüchtigen Buchdrucker und Buchhändler Teubner, dem thatkräftigen Freunde von Brockhaus, werden Worte warmer Anerkennung gewidmet, sowie eine Charakteristik seines Wirkens und seiner überaus thätigen Firma gegeben. In der Brockhaus'schen Druckerei wurde im Sommer 1826 die erste Schnellpresse, die in Leipzig und überhaupt in Sachsen aufgestellt wurde, angeschafft. Die Firma König und Bauer in Oberzell bei Würzburg, an welche sich Brockhaus alsbald gewendet, hatte diese Schnellpresse geliefert. Der Buchdrucker Friedrich König hat überhaupt die erste Schnellpresse, mit einem Patent der englischen Regierung ausgerüstet, gebaut, und muß als ihr eigentlicher Erfinder betrachtet werden. Die König'sche Anstalt vollendete bei Gelegenheit des funfzigjährigen Jubiläums der Erfindung (23. März 1863) die tausendste Schnellpresse, am 6. September 1873 die zweitausendste. So zeigte sich Brockhaus, wie er ohne allzu viele Skrupel störende Formalitäten zu umgehen wußte, ebenso verständnißvoll wie energisch, wenn es galt, neue fruchtbare Erfindungen für seine Zwecke zu verwerthen. In seinem häuslichen Leben wechselten indeß Wolken und Sonnenschein, im ganzen behagte es ihm in Leipzig besser als in Altenburg. Im Jahre 1820 traten die beiden Söhne Friedrich und Heinrich in das Geschäft ein.

Der inhaltreichste Abschnitt des vorliegenden zweiten Theils ist der siebente, der über die Verlagsthätigkeit in Leipzig, über das „Conversations-Lexikon", die journalistischen und andern Verlagsunternehmungen Aufschluß gibt, und uns vorzugsweise die Bedeutung, welche diese Verlagsthätigkeit für die Entwickelung unserer Literatur hatte, in volles Licht stellt.

In Betreff des „Conversations-Lexikon" werden die Mittheilungen des ersten Bandes durch eine anschauliche Entstehungsgeschichte dieses Werks ergänzt, das auf die allgemeine Bildung einen so maßgebenden Einfluß gewinnen sollte. Die ursprünglichen Herausgeber des „Conversations-Lexikon" waren Dr. Renatus Gotthelf Löbel und später Advocat Christian Wilhelm Franke; dann ging es einige Zeit lang von Hand zu Hand als eine Waare, die man rasch wieder loszuschlagen suchte. Der eigentliche Begründer aber, der diese Bewegung in absteigender Linie zum Stehen brachte, dem Gedanken, aus dem das Werk hervorgegangen, erst den entsprechenden Ausdruck verlieh, und zwar in einer von Auflage zu Auflage wachsenden Vollkommenheit, welcher geschäftlich und finanziell dem Werk einen bedeutenden Aufschwung gab und einen künftigen noch größern anbahnte, bleibt Friedrich Arnold Brockhaus, der es 1808 ankaufte. Die erste Auflage hatte zwischen dem ersten und letzten Bande des Werks einen Zwischenraum von zwölf Jahren gelassen; es zeigten sich alsbald Supplemente nöthig, welche Advocat Franke lieferte. Für die zweite Auflage hatte Brockhaus die Professoren Pölitz, Gruber und Ersch, Männer, die auf dem Gebiete der encyklopädistischen Literatur in Deutschland eine Hauptrolle spielten, gewonnen. Von der zweiten Hälfte des zweiten Bandes an war Dr. Ludwig Hain Mitredacteur. Ueber die Arbeitstheilung zwischen beiden gibt die von beiden unterzeichnete Vorrede zum zehnten Bande Auskunft:

Die äußere Leitung des Ganzen vom ersten Beginnen an bis zur Vollendung befand sich stets in den Händen des Unternehmers und Eigenthümers (Brockhaus). Er bezeichnete von vornherein die aufzunehmenden Artikel, verglich bei neuen Auflagen die von wohlwollenden Freunden eingegangenen Bemerkungen, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Artikel unter sie, wobei er ihnen die nach seiner Ansicht zu fassenden Gesichtspunkte bezeichnete, sorgte für die Herbeischaffung der Materialien, welche die aus- und inländische Literatur darbot, zu welchem Ende er die wichtigsten deutschen, englischen, französischen und holländischen Zeitschriften, und überhaupt die ganze neueste Literatur Deutschlands und des Auslandes aufmerksam zu beachten und durchzugehen pflegte, nahm die von den Mitarbeitern eingesandten Beiträge in Empfang und conferirte über ihre Aufnahme in Form und Umfang. Eigene Ausarbeitungen aber unternahm er nie, oder nur so selten, daß sie keiner An-

führung bedürfen. Nur die Revision der biographischen Artikel aus der neuern und neuesten Zeitgeschichte hatte er sich vorbehalten, und wurde diese oft eine ganz neue Redaction derselben. Ein vielbewegtes Leben, große Reisen, Kenntniß der neuern Sprachen und der Literatur mehr noch des Auslandes als des Vaterlandes, und eine allgemeine encyklopädisch-literarische Bildung, verbunden mit einem glühenden Eifer für Alles, was Kunst und Literatur und deren Förderung betrifft, machten ihn zur Leitung dieses nicht für die Schule, sondern für die Welt bestimmten Unternehmens vielleicht vor Andern geschickt.

Die innere Leitung des Ganzen, mithin die eigentliche Redaction, hatte für fast alle zehn Bände der zweite Unterzeichnete (Hain). Er vereinigte seit 1812 beinahe unausgesetzt seine ganze Thätigkeit mit der des Unternehmers, hielt die vielfach verschlungenen Fäden, an welchen die Tausende von Artikeln sich zu einem Ganzen ordnen sollten, arbeitete selbst eine große Anzahl derselben aus, und gab, wo es nöthig war, den fremden Arbeiten die ihm erforderlich scheinende Gestalt, soviel Zeit und Kräfte zuließen.

Rasch folgten die Auflagen einander, allerdings nicht immer alle Bände umfassend, da sich Brockhaus besonders zum Veranstalten der vierten Auflage wegen eines bei der Firma A. F. Macklot in Stuttgart erscheinenden Nachdrucks bestimmen ließ, ehe noch in zweiter und dritter Auflage die letzten drei Bände erschienen waren. Im Jahre 1818 war die erste vollständige Umarbeitung des „Conversations-Lexikon" durch gleichzeitigen Abschluß der zweiten, dritten und vierten Auflage vollendet. Bei der fünften Auflage wurde für jedes wichtigere Fach ein Specialrevisor gewählt; z. B. Cannabich für Geographie, Kirchenrath Paulus für neuere Zeitgeschichte, Hofrath Müllner für Dramaturgie. Diese Auflage hatte zuerst durchgreifenden Erfolg, die 12000 Exemplare der ersten fünf Bände waren in einem Jahre verkauft. Im Vorwort zum Neudruck der fünften Auflage sagte der Herausgeber:

Es ist dies das erste mal seit acht Jahren, wo ich selbst an die Spitze dieser Unternehmung trat und der Druck derselben angefangen wurde, daß vollständige Exemplare dieses Werks von mir geliefert werden können. Der Absatz war immer so rasch, daß auch die stärksten Auflagen nicht lange zureichten und 8 Officinen und 30—40 Pressen den Bedarf Jahre lang nicht befriedigen konnten. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist kein Beispiel gleichen Erfolgs und eines gleichen Absatzes bei einem Werke dieses Umfangs (650 eng gedruckte Bogen) in irgendeinem Lande bekannt, wie aber auch kein Originalwerk jemalen zu einem so verhältnißmäßig wohlfeilen Preise geliefert worden ist als dieses.

Außer den unter der Leitung des Unterzeichneten ausgegebenen fünf Original-Auflagen sind noch drei Nachdrucke und außerdem mehrere unberechtigte Auszüge davon erschienen und angekündigt; es ist in die dänische, schwedische und holländische Sprache übersetzt worden, und zu englischen und französischen Uebersetzungen werden unter Mitwirkung des Unterzeichneten Vorbereitungen getroffen. Soweit die deutsche Sprache reicht, ist dieses Lexikon verbreitet worden, und aus den dem 5. und 10. Bande vorgedruckten Pränumeranten-Verzeichnissen ersieht man, daß nach allen Richtungen der Erde Exemplare gegangen sind. Der Inhalt ist allen Ständen und Individuen, insofern sie zu den Gebildeten gehören, zugänglich, und man findet dieses Buch daher ebenso häufig bei unsern Landleuten, auf den Putztischen der Damen und in den Bureaux der Geschäftsmänner, als es in den Cabineten unserer Fürsten selten fehlen dürfte.

Die sechste Auflage wurde außer von Brockhaus von den Professoren Loebell und Hasse besorgt. Seitdem war die Geltung des Werks eine gesicherte, der Erfolg steigerte sich von Auflage zu Auflage. Mit Recht schließt der Verfasser seine Darstellung mit folgendem Urtheil über das Unternehmen:

Der Einfluß, den das „Conversations-Lexikon" seit der ersten Umarbeitung im Jahre 1812 bis zur Gegenwart auf diese ganze Zeit, auf die Verbreitung der allgemeinen und speciell der politischen Bildung unter dem deutschen Volke wie im Auslande geübt hat, harrt noch der Würdigung durch einen Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. In keiner der bisherigen Schilderungen der politischen oder der literarischen Geschichte unserer Zeit ist unsers Wissens ein Versuch dazu gemacht worden, wol weil die Grundlagen dazu fehlten, wie sie erst in Vorstehendem und in der oben erwähnten Abhandlung gegeben sind. Nur Gervinus gedenkt wenigstens beiläufig der von „großen heilsamen Folgen" begleiteten „merkwürdigen Veränderung", welche in den zwanziger Jahren „die alle Gegenden durchdringende Verbreitung des Buchhandels" in Deutschland hervorgebracht habe, „wo das Beispiel der größern, in die mittlern Volksschichten eindringenden Unternehmungen zuerst durch das «Conversations-Lexikon», die «Stunden der Andacht» und die wohlfeile Ausgabe der Scott'schen Romane gegeben ward".

Daß dieser Einfluß aber ein großer sein muß, geht schon aus der weiten Verbreitung des Werks hervor. Nach den von der Verlagshandlung stets mit voller Offenheit in den Vorreden mitgetheilten Angaben über die Höhe der verschiedenen Auflagen ist das „Conversations-Lexikon" bis zur elften Auflage in ungefähr 300000 Exemplaren verbreitet worden. Mit den etwa 3 Millionen Bänden dieses Werks (jede Auflage durchschnittlich nur zu 10 Bänden gerechnet, während die spätern Auflagen 12 und 15 Bände enthalten) ist jedenfalls ein massenhafter Bildungsstoff ins Volk gedrungen. Dazu sind auch noch die zahlreichen Nachdrucke und Nachbildungen sowie die Uebersetzungen und Bearbeitungen des Werks in fast allen lebenden Sprachen zu rechnen, deren geistiger Gehalt zum großen Theile dem „Conversations-Lexikon" entnommen ist.

Und diesen unbestreitbaren Einfluß hat das „Conversations-Lexikon" von jeher im Sinne der Aufklärung und der Popularisirung der Wissenschaft ausgeübt, in freiem, echt liberalem und humanem Geiste, nie im Dienste irgend welcher Partei oder Doctrin. Es hat deshalb vielerlei Anfechtungen von den extremen Parteien in Kirche und Staat erfahren, in frühern Zeiten auch von der Censur. Aber niemals hat es sich dadurch in seiner Aufgabe beirren lassen: ein treues Abbild des menschlichen Lebens und Strebens im Lichte der Gegenwart zu liefern und auf diese Art mitzuarbeiten an dem Fortschritte der Menschheit.

Als Curiosum erwähnen wir noch, daß die dritte Auflage dem Fürsten Metternich als einem ebenso gründlichen Kenner und wahren Beförderer der Künste und Wissenschaften, als hochherzigen, von großen Weltansichten geleiteten Staatsmanne gewidmet war. In dieser Widmung ward ferner erwähnt, daß die von Metternich geleiteten „Angelegenheiten Deutschlands glorreich und heilbringend für ganz Europa entschieden, und die edelsten Güter der Völker, Unabhängigkeit von fremder Gewalt und Denkfreiheit, wiedergewonnen wurden". In wie verschiedener Beleuchtung die berühmten Staatsmänner erscheinen, je nach dem Zeitpunkte ihres Wirkens, das beweist diese Widmung, die schon im Jahre 1819, dem Metternich der Karlsbader Beschlüsse gegenüber, in eine ironische Beleuchtung gerückt wurde.

Daß Brockhaus selbst einer durchaus freisinnigen Richtung huldigte, das beweisen seine „Deutschen Blätter", das bewies die „Isis", eine Fortsetzung derselben, welche von dem Naturphilosophen und Naturhistoriker Oken in Jena redigirt wurde und wie selten eine Zeitschrift mit

dem Herausgeber verwachsen war. Ihrer Verbreitung war dies in mancher Hinsicht nicht förderlich; denn die sich bis auf die Sprache erstreckende Eigenart dieses Schriftstellers, seine originellen Wendungen und Gedankencombinationen machten sie für das große Publikum ungenießbar, sodaß auch der äußere Erfolg ausblieb und die Kosten nicht gedeckt wurden. Gleichwol spielte die „Isis" eine wichtige Rolle in der damaligen politischen Bewegung, und bei der anfänglich in Weimar herrschenden Preßfreiheit wurde sie ein Stapelplatz für die Ablagerung aller jener Meinungen, welche nach den Befreiungskriegen für besonders staatsgefährlich galten. Das erste Heft erschien am 1. August 1816; die Zeitschrift selbst bestand 31 Jahre lang bis 1848 und füllt 41 Hefte. Das Programm begann mit folgenden wunderlichen Sätzen:

Die „Isis" ist ein encyklopädisches Blatt und umfaßt alle vier Reiche der Natur, der Elemente, der Mineralien, der Pflanzen und der Thiere, sowie das Reich oder die Reiche des Geistes, und schließt schlechterdings keine Betrachtung aus, welche bleibenden, befördernden Werth hat. Sie erzählt, beurtheilt, lobt, tadelt, verschweigt vorzüglich das, was die laufende Zeit bringt, schaut aber auch zurück und vorwärts, je nach Belieben ihrer Kunden und Gesellen.

Sie sollte in Abhandlungen, Beurtheilungen und Anzeigen zerfallen und zwar aus den Fächern der Naturwissenschaft, der Kunst, Geschichte und Literatur. Die Haltung war eine sehr vornehme, und die auf dem Umschlag und im Programm ausgesprochenen Grundsätze würden sie heute bei den Mitarbeitern sehr misliebig machen:

In dieser Zeitschrift kann Jeder unaufgefordert einsenden, was er will, jedoch nur über unten anzugebende Fächer. Weder bezahlt Jemand Etwas, noch erhält Jemand Etwas. Alles ist frei.... Dadurch wollen wir faule und handwerksmäßige Mitarbeiter, besonders Miethrecensenten, entfernen. Ein rechter Gelehrter fällt ein Urtheil auch wol ohne Lohn.

Der Kopf der Zeitschrift war ganz ägyptologisch; außer der Isis waren auch die Figuren des Osiris und Anubis dort sichtbar.

Ueber die politische Wendung, welche die Zeitschrift bald nahm, berichtet Eduard Brockhaus:

Die Politik war ja eigentlich durch das Programm der Zeitschrift ausgeschlossen, obwol sie in das „Reich des Geistes" mit gehörte oder sich als „Geschichte" betrachten ließ. Oken schrieb noch vor Erscheinen des ersten Stücks an Brockhaus: das Blatt dürfe keinen politischen Charakter im Titel annehmen, weil die politischen Blätter in Weimar unter Censur ständen, er wolle politische Nachrichten u. s. w. erst nach einigen Monaten anfangen zu geben. Trotzdem druckte er gleich an der Spitze des ersten Stücks diejenige Stelle aus dem eben erlassenen weimarischen „Grundgesetze über die landständische Verfassung" vom 5. Mai 1816 ab, in welcher „das Recht auf Freiheit der Presse" ausdrücklich anerkannt war; bekanntlich mußte diese Verfassung, durch deren Gewährung der Herzog Karl August zuerst unter allen deutschen Fürsten sein Wort einlöste, schon 1819 auf Andringen Oesterreichs und Preußens wieder aufgehoben werden. Ebenso schrieb er an der Spitze des zweiten Stücks: „Ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werden, wird der Fortgang der «Isis» lehren." Allerdings lieferten die Schicksale der „Isis" und ihres Herausgebers bald eine derartige Lehre. Im neunten bis elften Stücke veröffentlichte nämlich Oken einen Aufsatz „Ueber das Grundgesetz über die Landständische Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach", der ganz im Tone der „Deutschen Blätter" gehalten war und sich auch über die Zustände in den übrigen deutschen Ländern bitter aussprach. Dieses Beispiel fand rasch Nachahmung, und die unter dem Schutze der weimarischen Preßfreiheit gedruckte Zeitschrift wurde bald der Sammelplatz patriotischer Einsendungen aus allen Theilen Deutschlands, wenn diese auch meist in der Form von Bücherbesprechungen oder geschichtlichen Aufsätzen auftraten und der Anzahl nach gegen die fachwissenschaftlichen Abhandlungen aus der Naturwissenschaft sehr zurücktraten. Im ersten Jahrgange erschienen an politischen Aufsätzen: ein offener Brief des Ministers von Wangenheim an den König von Würtemberg gegen den berüchtigten Geheimen Rath Schmalz, eine vom Freiherrn von Hormayr eingesandte Reihe von Briefen des Geschichtschreibers Johannes von Müller über österreichische Literatur und Literatoren, ein Artikel „Preußens neueste Anordnungen" von Wilhelm von Schütz u. s. w. Diese politischen Aufsätze der „Isis" vergrößerten zwar das Interesse für die neue Zeitschrift, erregten aber auch die Aufmerksamkeit der weimarischen Regierung.

Die Abhandlung über die landständische Verfassung, in welcher die That des Großherzogs Karl August, seinem Lande aus freiem Antriebe eine Verfassung gegeben zu haben, bereitwillig anerkannt wurde, behauptete trotzdem, daß die Grundlagen der Ständeeinrichtung völlig verfehlt seien, daß von den Volksrechten 23 fehlten und nur eines garantirt sei, die Preßfreiheit. Ueber diese Abhandlung wurde Ministerrath gehalten; Goethe selbst erklärte sich in einem Gutachten, zu welchem ihn der Großherzog aufgefordert hatte, für die Unterdrückung der „Isis". In einem schon früher von Düntzer und in dem „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe" mitgetheilten Schreiben spricht er sich gegen Palliativmaßregeln, gegen einen Verweis aus, ebenso dagegen, daß man einen Proceß gegen Oken anstrenge, dessen Unternehmen zwar catilinarisch sei, der aber als ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst nicht wie ein Schulknabe behandelt werden dürfe; doch solle das Blatt sogleich verboten werden:

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der „Isis" wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben.

Es geschah indeß in Weimar nichts gegen die „Isis", doch in Oesterreich wurde sie plötzlich verboten Ende 1816. Von der weimarischen Regierung wurde erst 1817 eine Nummer der „Isis" confiscirt wegen einer Schilderung des Wartburgfestes, an dem auch Oken theilgenommen hatte. Dieser Schilderung waren die Abbildungen der von den Studenten in übermüthiger Laune verbrannten Gegenstände, z. B. des deutschen Zopfs, beigefügt. Oken wurde wegen dieser Abhandlung und jener ersten, die damals also noch nicht für verjährt galt, zu sechs Wochen Festungsarrest verurtheilt. Dieses Urtheil der weimarischen Justizbehörde ward von dem Oberappellationsgericht zu Jena cassirt und Oken straffrei gesprochen. Am 11. Mai 1819 wurde ihm die Alternative gestellt, entweder die Herausgabe der „Isis" und jedes andern ähnlichen Blattes, es erscheine nun unter diesem oder jenem Titel, sofort gänzlich aufzugeben, oder seine Stelle als Professor augenblicklich niederzulegen. Ein Rescript des Großherzogs an den akademischen Senat enthielt diese Forderung. Der Senat ergriff die Partei Oken's und setzte sich tapfer zur

Wehr; doch vergebens — die Amtsentlassung wurde von der weimarischen Regierung verfügt, besonders da Oken noch eine sehr lakonische und in der Form verletzende Erklärung abgegeben hatte; außerdem wurde die „Isis“ unterdrückt. Oken, von Brockhaus, der in solchen Angelegenheiten sehr bewandert war, gut berathen, verlegte den Druck der „Isis“ nach Rudolstadt, wo derselbe unbehindert fortgesetzt werden konnte; auch der nach wie vor in Leipzig besorgte Debit der Zeitschrift hatte ungestörten Fortgang, obschon die sächsischen Behörden dieselbe, besonders auf österreichische Reclamationen hin, strenger überwachten. Seit dem Jahre 1824 hielt Oken alle Politik von seiner Zeitschrift fern und wahrte ihr einen strengwissenschaftlichen Charakter, sodaß die Chronik derselben von weitern Conflicten nichts zu berichten hat.

Die Correspondenz zwischen Brockhaus und Oken zeugt von dem Eifer, mit welchem sich der Verleger eines im ganzen wenig lohnenden Unternehmens annahm; sie enthielt anfangs allerlei Schärfen und gegenseitige Vorwürfe, da beide Männer etwas Charakterfestes, aber auch Schneidiges hatten. Auch auf den Inhalt ging Brockhaus öfter ein, da er die barocken Einseitigkeiten Oken's stets als bedrohlich für den Erfolg der Zeitschrift betrachtete. So schrieb er einmal:

Was den neuen Jahrgang der „Isis“ anbetrifft, so will ich mir durchaus keine Mahnungen oder Vorschriften darin anmaßen, sondern mir nur erlauben, Sie zu bitten, den Plan, den Sie sich dabei vorgezeichnet haben, nochmal auf das genaueste zu prüfen, alle einseitigen Tendenzen zu verwerfen und das Nützliche und die Wissenschaften wahrhaft Fördernde mit dem allgemein Interessirenden möglichst zu verbinden, auch überlästige Correspondenten im Zaum und Gebiß zu halten. Dies Alles sei Ihnen ohne Anmaßung und mit Bescheidenheit mitgetheilt.

Ein andermal schrieb er an Oken, nachdem er sich Regelmäßigkeit im Geschäftsgange ausbedungen hatte:

Geht dies nicht, so brisons tout court, denn mir macht die „Isis“ mehr Schererei und Schreiberei und Nachrechnerei als zehn Vortheil bringende Unternehmungen. Das Publikum hat auch dieses Jahr eine weit geringere Theilnahme gezeigt als im vorigen Jahre, und mir dünkt, nicht mit Unrecht. Diese Masse von monographischen Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Naturwissenschaften mögen, was ich gar nicht bezweifeln will, sehr wichtig sein, aber gewiß ist es, daß sie in kein „encyklopädisches“ Journal gehören. Ich begreife vollkommen, daß Ihre Proceßgeschichte Ihnen viele Störung und Hudelei gemacht, indessen bekümmert sich das Publikum darum nicht; das will für sein Geld Waare, wie sie versprochen ist, und wenn es die nicht erhält, so geht es zu einem andern Laden.

In seinem nächsten Briefe führte er mehrere Bedingungen an, unter denen er allein die „Isis“ fortsetzen wolle; Oken sollte unter anderm

den Plan der „Isis“ mehr encyklopädisch anlegen, alle ellenlange Abhandlungen und Terminologien daraus fortlassen, nur Analysen und Auszüge geben (anstatt steifer und verrenkter Uebersetzungen und unverschämten Selbstlobes unbedeutender Autoren in ihren Selbstrecensionen) und Alles, was Sie geben, mit Ihrem Odem und Ihrem Geiste durchdringen.

Weiterhin sagte er:

Es kauft kein Mensch auf der Welt darum ein Exemplar, wenn Sie ihm sagen: „Kauft mir was ab, sonst gehe ich zu Grunde!“ Jedes Buch und jede Schrift findet Käufer, wenn der Verfasser den Geist der Zeit begreift und berührt. Wem dies Geheimniß nicht verrathen ist, bei dem ist alle Mühe umsonst, er kommt nicht vorwärts. Drum mußten auch der „Patriot“ und die „Nemesis“ untergehen, und die „Isis“ wird gleich dasselbe Schicksal haben, wenn sie sich nicht ändert und bessert.

Ueber das unpünktliche Erscheinen der „Isis“ hatte sich Brockhaus mehrfach zu beklagen; er schrieb an Oken die treffenden Worte:

Eine Zeitschrift muß pünktlich auf den Tag erscheinen, sonst ist's sauer Bier und der Verleger wirft das Geld zum Fenster hinaus!

Oken dagegen beschwerte sich darüber, daß, wenn er auf Geld rechne, er statt dessen immer Anordnungen über Anordnungen bekomme. Trotz dieser oft „scharfen“ und „anzüglichen“ Correspondenz blieb die Freundschaft beider Männer und ihre gegenseitige Achtung ungetrübt. Nach einer lebensgefährlichen Erkrankung von Brockhaus im Jahre 1822 schrieb Oken:

Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Kindern, Ihren Freunden, erhalte er Sie unserer Literatur! Sie können in der That stolz sein auf den Rang, den Sie als Buchhändler in der literarischen Welt einnehmen. Ihre Krankheit war ein allgemeines Gespräch unserer Stadt, und um so mehr anderer. Täglich erkundigte sich Jeder, der Jemanden sah, welcher etwas davon wissen konnte, wie es mit Ihnen stehe. Man betrachtete Ihren möglichen Tod als eine öffentliche Calamität, welche der gesammten Literatur drohte. Welchen Antheil ich und meine Familie an Ihrer Gesundheit nehmen, brauche ich wol nicht mit Worten auszudrücken. Die Freundschaft, womit Sie mich und die „Isis“ behandeln, wäre mir unersetzlich gewesen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuern deutschen Literaturgeschichte.

1. Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Von Julian Schmidt. Vierter Band: Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 8 M.
2. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann. 1874. Gr. 8. 8 M.
3. Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Von Paul Lindau. Berlin, Stilke. 1875. Gr. 8. 7 M.

Der Berichterstatter ordnet hier zunächst drei Bücher zusammen, welche, wie es scheint, in gleicher Weise dadurch entstanden sind, daß eine Anzahl in Zeitschriften erschienener Aufsätze und Kritiken, in engerm Kreise gehaltener Vorträge u. s. w. zusammengestellt und dadurch dem unverdienten Lose der Vergessenheit entrissen wurden. Jede der drei Sammlungen hat in ihrer Weise eigenthümlichen Inhalt und besondere Vorzüge; jeder der drei Verfasser erfreut sich im gesicherten Besitze des Rufs, ebenso kenntniß- wie geistreich zu sein. Die Reihenfolge zu finden ist schwer; so ordnen wir die drei Schriftsteller derart, daß das Alter vorangehen mag, freilich auf die Gefahr hin, nicht ganz das Richtige zu treffen.

Julian Schmidt (Nr. 1) zunächst hat eine Reihe von Aufsätzen über zeitgenössische literarische Größen u

einem stattlichen Hochquartbande vereinigt. Was ein so bedeutender Schriftsteller wie Julian Schmidt uns darbietet, ist immer werthvoll; die umfassende Kenntniß, der kritische Scharfblick, die feine Darstellung, welche ihm eigen sind, halten den Leser fest, belehren ihn und erfreuen ihn zugleich, auch bei der Besprechung von Gegenständen, die ihm bis dahin völlig fern gelegen. Und darin möchte der Berichterstatter vielleicht einen Mangel neben den glänzenden Vorzügen erkennen, daß der Verfasser hier neben und zwischen einer Reihe von Gestalten, welche jedem gebildeten Deutschen bekannt und bedeutsam sind, auch eine Anzahl schriftstellerischer Hauptvertreter unserer Nachbarvölker, der Russen, Ungarn und Engländer, gestellt hat; wir hätten lieber diese letztern Aufsätze ausgesondert, mit ähnlichen weitern in einem Bande vereinigt, dagegen die Aufsätze über unsere deutschen Landsleute wieder für sich zusammengestellt gesehen. Indeß ist dies kein Grund, uns nicht der Gabe, wie sie geboten ist, ebenso warm zu erfreuen. Betrachten wir den Inhalt des Bandes.

Derselbe wird eröffnet durch zwei Aufsätze über David Friedrich Strauß, welche ursprünglich in den Jahren 1860 und 1872 niedergeschrieben sind. Wir stehen nicht an, dieselben als die ohne Zweifel bedeutsamsten Arbeiten der ganzen Sammlung zu betrachten, wie ja schon der Gegenstand selbst, die in der Gegenwart die Geister so mächtig bewegende Frage nach dem geschichtlichen Christus, nach der Bedeutung des Christenthums für unsere anscheinend so widerchristliche Zeit, sich über die kritische Beurtheilung eines Dichtwerks oder eines Dichters erhebt. Die beiden Arbeiten sind so vortrefflich, daß wir das Buch nicht besser zu empfehlen wissen als durch die Mittheilung des Schlusses derselben:

Es sei mir erlaubt, Strauß' Beispiel zu folgen und im Namen der Majorität, die er als die Halben bekämpft, gleichfalls den pluralis majestatis anzuwenden. „Wir" erkennen seinen Anspruch, daß nur der ein Christ sei, der die Beschlüsse der Concilien unterschreibt, nicht an. Hörte Sokrates auf, ein Heide zu sein, als er diesen oder jenen Gott nicht anerkannte? Hat es, solange Griechenland stand, irgendeinen Griechen gegeben, der alle Götter anerkannte? Auch Griechenland hatte ein aufgeklärtes Zeitalter. Wie viel Juden glauben noch an den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem — hören sie deshalb auf, Juden zu sein? Tritt der Mohammedaner aus seiner Religion, wenn er ohne Gewissensbisse Wein trinkt? Dies drückt freilich nur ein historisches Factum aus. Wir sind Christen, nicht Juden, nicht Mohammedaner, nicht Heiden, weil wir in den Gesinnungen und Idealen des Christenthums aufgewachsen sind und von ihnen bedingt werden, nicht blos „wir", Hans oder Kunz, sondern unsere Aeltern und Voraltern bis ins tausendste Glied. Das Christenthum steckt uns im Blute. Aber wir gehen weiter. Wir erkennen die volle sittliche Gemeinschaft auch mit denjenigen unserer protestantischen, also christlichen Mitbürger an, die eine strengere Ansicht von der christlichen Kirche haben als wir. Wir wollen diese Gemeinschaft nicht aufgeben, sondern sie pflegen und sie möglichst in unserm Sinne zu leiten suchen. Wir fühlen uns freilich, gerade wie Strauß und seine Anhänger, unfähig, ein Lehramt in der Kirche auszuüben, weil es unserm Wahrheitssinn widersprechen würde; aber wir fühlen die strenge Verpflichtung, denjenigen, die durch die eigenthümliche Richtung ihres Gemüths dazu befähigt sind, ihre Lage zu erleichtern; wir fühlen die Verpflichtung, weil sie ein heiliges und nothwendiges Amt ausüben, an dessen Stelle wir nicht treten können. Die Barbarei und Bestialität bedroht uns noch heute wie zu den alten Zeiten, und im Kampfe gegen sie hat die protestantische Kirche heute eine ebenso heilige Mission als vor 300 Jahren. In dieser Kirche wird unsere sittliche Gesinnung durch Pietät und Frömmigkeit erzogen. Die Männer, die dies nothwendige Amt auszuüben sich befähigt fühlen, deshalb Halbe oder gar Heuchler zu schelten, ist ungerecht; es ist eine unwissenschaftliche Abstraction, das religiöse Empfinden für etwas Einfaches zu halten; der Begriff enthält vielmehr eine sehr complicirte Reihe von Vorgängen, über die nur das eigene Gewissen urtheilen darf. Wie die angeborene Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen sich in die sonstigen Anlagen des Gemüths schickt, wie sie sich in ihnen formt, das ist nicht durch eine einfache algebraische Gleichung zu lösen.

Das sind äußerliche Motive! würde Strauß uns sagen. Es sei! Die Welt der Pflichten auf dieser an Raum und Zeit gebundenen Erde wird durch äußerliche Bedingungen eingeengt und zum Theil bestimmt. Aber unser Verhältniß zum Christenthum ist auch ein innerliches; die Schule der Ehrfurcht, die Goethe aufrichtet, ist die nothwendige für die edlere Entwickelung der Menschheit; die Ehrfurcht vor den Gräbern, wie die Ehrfurcht vor den Sternen. Wir schmeicheln uns nicht mit der Idee, das Leben dieser Welt fließe im Gleichklang dahin oder solle dahinfließen, wie es eine neuere Philosophie in misverstandenem Anklang an die Antike gefordert hat: wir fühlen uns als Christen auch darum, weil in dieser Religion zuerst der absolute Werth und die Würde des Opfers verkündet wurde. Zum Wesen der Seele gehört, daß sie sich selbst nicht genügt und auf Erden nichts findet, das ihr völlig genüge; zum Wesen der Seele gehört die Empfindung des Uebersinnlichen. Strauß führt den alten Kant als Zeugen dafür an, daß die religiöse Function des Betens mit der freien Manneswürde sich nicht vertrage. Daß Kant als Knabe sehr ernsthaft gebetet habe und zum Gebet erzogen sei, dafür spricht jede Zeile seiner Schriften, und schwerlich wird er durch diese Erinnerung seine Manneswürde beeinträchtigt gefunden haben. Nur der Unmündige betet, aber die Unmündigkeit ist nicht an das Alter gebunden; auch das reife Leben hat Momente der Unmündigkeit, und das sind vielleicht seine höchsten. Aus dem Beten ein stetes Geschäft zu machen, widerstrebt dem Bessern in unserer Natur, aber auch für den Stärksten kommt eine Zeit, wo er in einer großen Krisis die ganze Macht seines Willens und seines Gewissens zusammenrafft und in die Wagschale des Ewigen wirft. Wie er sich dabei verhält, ob er kniet oder die Hände faltet, ist gleichviel; in solchem Augenblick steht er dem Unsichtbaren Auge in Auge gegenüber, und je mächtiger seine eigene Persönlichkeit, desto sicherer wird ihm die Persönlichkeit dessen entgegentreten, mit dem er zu Rathe geht. Nicht die Beschaulichkeit führt zu Gott, sondern die der Leidenschaft verwandte Concentration und Erregung des ganzen Wesens. Wir sind Christen, weil die höchsten Ideale unserer Seele in dem historischen Boden des Christenthums wurzeln. Jeder thut zwar das Seinige dazu, sich einen Gott zu schaffen nach seinem Bilde; es liegt in der Natur des Gemüths, das Uebersinnliche, unter dessen Banne es lebt, sich bildlich näher zu bringen. Je reicher die Individualität, die es unternimmt, desto würdiger wird es ausfallen. Rafael ist besser als Rubens, Dante besser als Klopstock; aber jeder hat auf seine Art, als Zeuge des Göttlichen, unsern geistigen Besitz bereichert. Insofern hat auch der neueste wunderlichste dieser Versuche seine Berechtigung, den historischen Christus zu einem französirten Schleiermacher oder Leopold Schefer zu machen, der sich mit schönen Seelen über die galiläischen Natureindrücke unterhält. Ein Bild zu haben, ist uns Bedürfniß, und auch das schwächste drückt wenigstens das individuelle Ideal aus, durch welches wir uns das Namenlose verständlich machen. Aber wie nur derjenige epische Dichter Weltdichter wird, in welchem die Seele seines Volks sich offenbart, so bringt nur derjenige ein bleibendes religiöses Ideal hervor, in welchem eine höhere substantielle Macht erkennbar sich individualisirt.

Wer im Stande ist, die Wunder des historischen Christus und seine Thaten für die Erlösung des Menschengeschlechts lebendig nachzufühlen, wer die Schwingen des gleichen Geistes

in seinem Innern empfindet, wer erkennt, ein Glied des großen Ganzen zu sein, das aus diesen Thaten und Wundern hervorgegangen ist — darf er sich nicht einen Christen nennen? auch wenn das, was er unter „Wunder" versteht, etwas ganz anderes ist, als was sich die Bildungssphäre eines Goeze darunter denkt. Das Christenthum soll nicht blos fortgebildet werden, es ist bereits seit nahe an 2000 Jahren fortwährend fortgebildet. Nur folgt die Fortbildung den Bedürfnissen der Zeit, sie besteht nicht immer in der Erfindung neuer Dogmen; sie strebt vielmehr, den Tempel über der Erde unaufhörlich so zu befestigen, daß ohne Schaden ein Stück des Gerüstes nach dem andern weggenommen werden kann.

Sehr umfassend, eine förmliche Monographie, ist der nun folgende, in acht Theile geschiedene Aufsatz über Berthold Auerbach, welcher hier eine ebenso eindringende wie glänzend anerkennende Betrachtung seiner gesammten literarischen Laufbahn gefunden hat. Daneben steht in gleich liebevollem Eingehen, nicht selten mit Heranziehung von Briefen des ebenso genialen wie unglücklichen Dichters an den Verfasser, der Aufsatz über Otto Ludwig. Diese beiden umfassenden Arbeiten schließen sich der ersten über Strauß ebenbürtig an. Wenn es eine Sünde ist, von Jókai und Turgénjew nicht alles, von des letztern Landsmann Pisemski gar nichts gelesen zu haben, so muß sich der Berichterstatter dieser Sünde schuldig bekennen; die Art und Weise aber, wie Julian Schmidt die theilweise etwas wunderlichen Werke dieser Dichter charakterisirt, nach ihren Licht- und Schattenseiten darstellt und uns so ein Gesammtbild des Dichters vor Augen rückt, ist höchst anziehend. In ähnlicher Weise wirkt der folgende Aufsatz, die „Studien über den englischen Roman", welcher uns die Hauptvertreter desselben von Addison's „Spectator" bis zu Boz und G. Elliot in ebenso feinen als geistreichen Federzeichnungen vorführt.

In den vorbezeichneten umfassenden Aufsätzen liegt der Schwerpunkt dieser Sammlung. Es schließen sich daran eine Reihe kleinerer kritischer Arbeiten über die letzterschienenen Schriften von Paul Heyse, über K. Rosenkranz' „Von Magdeburg nach Königsberg", Nekrologe von Moritz Haupt, Hoffmann von Fallersleben, dem Grafen Schwerin, Friedrich Halm, Grillparzer, Fritz Reuter. Mehr Gelegenheitsarbeiten, dem unmittelbaren Eindruck entsprungen, reihen sich auch diese kurzen Aufsätze in geistreichen Parallelen oder kritischen Bemerkungen den die Sammlung eröffnenden großen Abhandlungen würdig an.

Das Buch von Wilhelm Scherer (Nr. 2) hat eine Aehnlichkeit mit dem soeben besprochenen Werke von Julian Schmidt darin, daß es gleichermaßen entstanden ist durch die Zusammenstellung einer Reihenfolge vereinzelter Aufsätze oder kritischer Arbeiten, sodaß sie den gemeinsamen Eindruck einer gewissen Mannichfaltigkeit nicht vermissen lassen. In Hinsicht des Stoffs dagegen und der Behandlungsweise unterscheiden sie sich in mancherlei Art. Während bei Julian Schmidt wir ausschließlich Arbeiten literargeschichtlichen Inhalts begegnen, sich beziehend auf neuere Erscheinungen des deutschen oder fremdländischen Schriftlebens, ist dieses Element bei Scherer zwar in ähnlicher Weise vertreten, doch in geringerm Maße und dabei mit einer sichtlichen Vorliebe für die Erforschung des deutschen Geistes- und Schriftlebens im Mittelalter.

Der Verfasser selbst deutet im Vorwort darauf hin, daß die gesammelten Aufsätze im wesentlichen drei gesonderte Gruppen bilden. Die ersten vier Arbeiten suchen in die Ursprünge und das Wesen des deutschen Volks und seiner Literatur einzudringen; sie handeln über den „Ursprung der deutschen Nationalität", über „Die Entdeckung Germaniens", „Die deutsche Spracheinheit" und den „Ursprung der deutschen Literatur". Diese vier ersten Aufsätze betrachte ich als einen ganz besonders werthvollen Bestandtheil des Buchs; nicht nur daß sie auf der sichern Grundlage gediegenster germanistischer Kenntniß ruhen, so sind auch die Ergebnisse der neuern geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungen über die frühesten Zustände des deutschen Nationallebens in der gewinnendsten, durchsichtigsten Form dargeboten, sodaß wir nur bedauern, nicht längere Abschnitte aus diesen ebenso belehrenden wie anziehenden Vorträgen und Aufsätzen mittheilen zu können. Nur als Musterstück stehe hier ein Abschnitt aus dem ersten Vortrag über den „Ursprung der deutschen Nationalität":

Wenn ich versprochen habe, über den Ursprung der deutschen Nationalität zu reden, so erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen eine Angabe machen werde über die Zeit, in welche dieser Ursprung fällt. Wir wissen die Zeit nicht. Unsere Vorfahren treten unter dem Namen der Germanen in die Geschichte. Da sind sie ein fertiges Volk, sie haben bereits ihre eigene Nationalität, die sie auf das bestimmteste von ihren Nachbarn unterscheidet, die von den Römern mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht angeschaut und empfunden wird, nicht ohne die Ahnung, daß sie einer unberührten gewaltigen Kraft gegenüberständen, der sie selbst schließlich erliegen würden. Die gerade Fortsetzung dieser germanischen Nationalität ist unsere deutsche, deren Ursprung also fällt in eine Zeit, an welche keine geschichtliche Ueberlieferung hinanreicht. Wie denn aber dann — werden Sie fragen — wie können wir gleichwol etwas davon wissen? Welche Mittel haben wir, um unsere geschichtlichen Kenntnisse auszudehnen weit hinter alle überlieferte Kunde, hoch hinauf in eine Epoche, die mit Nacht und mit Dunkel bedeckt sein muß, in das kein geschaffenes Auge dringt? Die Leuchte, welche das Dunkel erhellt, ist die Wissenschaft der Sprache. Die Mythologie der alten Skandinavier erzählt von einer ungehenern Esche. Das ist der größte und beste von allen Bäumen, seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Seine Wurzeln reichen hinab bis dahin, wo einst das Chaos war, und dahin, wo Nacht und Nebel herrscht, und unter einer dieser Wurzeln befindet sich eine Quelle, die Quelle gehört dem Riesen Mimir; Mimir, d. i. Erinnerung. Ein solcher Baum ist die Sprache. Sie ragt aus der fernsten Vergangenheit in die Gegenwart und wieder in die fernste Zukunft. Wenn wir nur tief genug zu graben verstehen, bis an ihre Wurzeln hin; da schöpfen wir aus Mimir's Brunnen; unvordenkliche Weisheit wird uns kund. Die Sprache ist ein lebendes Archiv. Sie ist wie ein steinalter Greis, der die Jahrhunderte und Jahrtausende durchlebt hat, zahllose werthvolle Erinnerungen in sich aufsammelnd, aber schweigend. Plötzlich in unsern Tagen öffnet ihm deutsche Wissenschaft den Mund, und er beginnt zu reden. Wir staunen und hören und staunen wieder: den Geheimnissen der Welt kommen wir um einige Schritte näher. Der Schatz der Wörter ist der Schatz der Begriffe, der Gedanken, der Anschauungen, Ideen, Empfindungen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die Erkenntniß der Gesetze, nach denen die Wörter entstehen, sich wandeln und vergehen, gibt uns die Mittel an die Hand, den Wortschatz der alten Germanen wiederherzustellen. Er liegt vor uns wie ein offenes Buch, und wir lesen in der Seele des Volks. Eine ganze versunkene Welt von Geistes- und Gemüthskräften erhebt sich aus den Grüften der Vorzeit. Oft genügt ein einziges Wort, und der volle Mensch steht vor mir in athmender Gestalt, ich kann ihm nachfühlen, mich in ihn hineindenken, ich sehe ihn leidend, ringend, kämpfend, vielleicht tief unglücklich, und doch wieder muthig und unverzagt, seines Ziels bewußt und auf das Eine, Große gerichtet, das

ihn emporhebt über das Niedrige und Gemeine. Unwillkürlich habe ich vorausgreifend das Bild des Germanen hingestellt, wie es mir erscheint, als den Typus des Idealisten.

Dies nur eine kleine Probe der tiefen Anschauungen, der gedankenreichen Sprache dieser Aufsätze.

Unter der etwas räthselhaften Ueberschrift „Die Entdeckung Germaniens" verbirgt sich, anknüpfend an Müllenhoff's „Deutsche Alterthumskunde", eine höchst anziehende Darlegung der mehr und mehr zunehmenden Kenntniß der alten Griechen über unser Vaterland, mit eingehendem Verweilen bei der Seefahrt des Pytheas von Massilia. Den gleichen erfreulichen Eindruck zugleich wissenschaftlicher Gediegenheit und lichtvoller Bewältigung des theilweise spröden Stoffs bilden die beiden andern bereits erwähnten Abhandlungen dieser Abtheilung.

Von den folgenden fünf Aufsätzen, welche sich mit der geistigen Entwickelung Oesterreichs, der Heimat des Verfassers, beschäftigen, sind vornehmlich hervorzuheben: die ganz trefflichen Vorträge über das „Nibelungenlied" und über das geistige Leben Oesterreichs im Mittelalter, sowie die sehr umfassenden Abhandlungen über Abraham a Sancta Clara und Grillparzer. Es sind wahre Musterarbeiten, diese Darstellung, wie das „Nibelungenlied" aus einem Gemisch uralter Göttersagen und naiver geschichtlicher Ueberlieferung zu einem edelsten Werke der Dichtung erwuchs, diese Charakteristiken Walther's von der Vogelweide, des possenhaft-satirischen wiener Hofpredigers, seines Gönners Kaiser Leopold I. und schließlich diejenige des größten Vertreters des classischen Dramas wie der Romantik in Oesterreich. Die geistreiche Auffassung, die Frische der Darstellung, die völlige Beherrschung des Gegenstandes sind mustergültig.

Die letzte Gruppe bilden eine Anzahl kleinerer, in der Weise des Feuilletons gehaltener Aufsätze, welche sich mit der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigen. Ich hebe daraus hervor den inhaltreichen Aufsatz: „Zu Lessing's Nathan", den über die deutsche Literaturrevolution, die schönen Abhandlungen über Hölderlin, Karoline Schlegel, Schleiermacher, sowie über den elsasser Dichter und Historiker Ludwig Spach; einiges minder Bedeutende darf hier übergangen werden.

Schon die Aufzählung dieser einzelnen Arbeiten gibt Zeugniß für die Reichhaltigkeit des Buchs, welches fast aus jedem Zeitalter des deutschen Volks- und Schriftlebens, von den Uranfängen unsers nationalen Daseins bis auf die schweren Entwickelungskämpfe, welche das letzte Jahrzehnt über Deutschland und Oesterreich brachte, lebendige geistvolle Bilder aufweist, sodaß der Leser selbst in Zweifel ist, ob er mehr der Gediegenheit oder der Mannichfaltigkeit des Gebotenen sich erfreuen soll. Dabei geht durch alle diese Aufsätze ein gesunder, herzerfreuender Zug deutscher Vaterlandsliebe, doppelt erfreulich bei dem Oesterreicher, der jetzt berufen ist, an einer deutschen Hochschule, an wichtigster Stelle, in Straßburg, der Herold deutscher Geistesarbeit zu sein.

Es ist ein belehrendes und erfreuliches Buch.

Nun zu dem Buche von Paul Lindau: „Gesammelte Aufsätze" (Nr. 3). Es ist im Grunde eine undankbare Sache, Kritiken zu schreiben, fast so undankbar als einen Theaterzettel abzufassen. Dieser gilt nur für einen Tag, und die Kritik lebt gemeiniglich nur so lange als das Buch lebt, welchem sie ihre Entstehung verdankt. Kritiken, welche auch noch geraume Zeit nach ihrem ersten Erscheinen mit Vergnügen gelesen werden sollen, auch von solchen, welche das beurtheilte Buch vielleicht gar nicht kennen, solche Kritiken bedürfen, mag es sich um Besprechung wissenschaftlicher oder dichterischer Arbeiten handeln, eines eindringenden eigenartigen Geistes, welcher nicht allein stark genug ist, sich über das besprochene Werk zu erheben, seine Licht- und Schattenseiten scharf zu erspähen, sondern auch schöpferisch frei genug, sich gleichzeitig von der stofflichen Unterlage loszumachen, die Beurtheilung eines fremden Werks in eine eigenthätige Schöpfung zu verwandeln. Solche Kritiken behalten ihren Werth, auch wenn das beurtheilte Buch längst verschollen ist; es kann sich an das kläglichste Product der Geistlosigkeit die geistreichste Kritik anschließen, wie um den todten Weidenstumpf sich das süßduftende Geisblatt schlingt. Solche Kritiken waren diejenigen von Lessing, von Goethe, von Börne; die Werke, welche dieselben beurtheilten, sind längst untergesunken im Strome der Zeit; die Kritiken schwimmen oben, weil das wahre Kunstwerk unvergänglich ist.

Paul Lindau wird nichts dagegen haben, wenn wir den genannten Namen den seinigen als den eines geistvollen, wenngleich schwächern Nachfolgers anreihen. Paul Lindau hat sich vornehmlich als Kritiker bewährt, und er wird uns gestatten müssen, seine kritischen Leistungen für bedeutsamer zu halten als seine dramatischen. Lindau's kritische Arbeiten sind Muster eines klaren, schneidigen, witzigen Feuilletonstils; seine scharfe Feder verwundet nicht blos, wie man wol gemeint hat, mit wohlfeilem Spotte die Armen an Geist, sondern trifft auch gefeierte Größen der Literatur. Diese „Gesammelten Aufsätze" bringen wieder eine Anzahl solcher Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen, deren unterscheidende Merkmale erst dem schärfer spähenden Blicke hervortreten. Die elf Aufsätze der ersten Abtheilung zeigen uns den Kritiker mehr in rosiger Laune; die Werke, die er beurtheilt, kann er nicht tadellos finden, aber er bespricht sie mit jener achtungsvollen Gemessenheit, welche wir der als tüchtig anerkannten Kraft gegenüber als Schuldigkeit betrachten müssen, auch wenn wir tadeln. Die beiden ersten Aufsätze beschäftigen sich mit Hoffmann von Fallersleben und Roderich Benedix; es sind Nachrufe, frisch und warm geschrieben, und in solcher Weise wirksam. Daran reihen sich die Beurtheilungen von Freytag's „Ahnen", von den „Erlebnissen einer Mannesseele", von B. Auerbach's „Waldfried", von Friedrich Spielhagen's „Neuen Erzählungen", Paul Heyse's „Kindern der Welt" u. s. w. bis herab zu Hamerling's „Teut". Die verzeichneten Werke finden keineswegs durchgängig Gnade vor Lindau's Augen, er erkennt ihre Schwächen fast mit dem Scharfblick eines Naturforschers, welcher sich des Mikroskops bedient; aber er hat recht, und die Essigsäure seines Tadels ist gemildert durch den Honig achtungsvoller Anerkennung; übrigens hätte er von letzterer Beimischung dem „Teut" Hamerling's gegenüber immerhin etwas mäßigern Gebrauch machen können.

Daß Lindau, durch und durch vertraut mit dem neuern

Schriftleben der Franzosen, auch manche Erscheinungen desselben vor das kritische Messer nimmt, ist nicht zu verwundern. Diesen Aufsätzen ist die zweite Abtheilung gewidmet. Sie bringt, außer zwei, den ersterwähnten ähnlichen Nachrufen an Jules Janin und Paul de Kock, zwei — und mit Recht — scharfgesalzene Aufsätze über Alexandre Dumas' Vorrede zu einer neuen französischen Uebersetzung des „Faust", und über Victor Hugo's letzte Werke, „Das Schreckensjahr" und „1793". Mit seinem instinctiven Haß gegen die Phrase ist Paul Lindau der rechte Mann, diese Ausgeburten aufgeblasener Nichtigkeit oder eines verbrannten Gehirns geziemend zu verarbeiten; wir sehen dem Schauspiele, wie der Verfasser der „Camelliendame", welcher einen Goethe schlecht macht, unbarmherzig geschunden wird, mit Vergnügen zu, wie wir uns freuen, daß Lindau, wenn er dem Nestor der französischen Dichter seinen neuesten „versificirten Nonsens" zergliedert, immer mit Hochachtung auf dessen frühere Dichtungen zurückblickt.

Die dritte Abtheilung beginnt mit einem ganz vortrefflichen Aufsatz, der Kritik nicht sowol eines Buchs als unserer Hochschulen, welche wol für die Erläuterung des Heinrich von Veldeke, Nidhart von Reuenthal, der „Nibelungen" und Minnesinger Lehrstühle besitzen, bei welchen aber keinerlei Gelegenheit ist, die Meisterwerke des neuern deutschen Schriftlebens, unserer „sogenannten Classiker", eingehend gewürdigt zu hören. Der Beweis für die Betrübtheit dieser Zustände wird aber nicht etwa erbracht in einer von vaterländischer Entrüstung eingegebenen Abhandlung, sondern weit wirksamer im leichten Gewande der Ironie. Ein vorurtheilsloser Franzose, der längst eine tiefe Verehrung vor deutschem Geistesleben gewonnen, kommt nach Berlin, um hier in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs unter der Leitung berühmter deutscher Forscher die größten deutschen Dichter der letzten hundert Jahre zu ergründen, welche durch ihre Werke den Sieg Deutschlands über Frankreich vorbereitet haben. Er wendet sich an einen tüchtigen, philologisch gebildeten Gelehrten, aber dieser versteht anfangs gar nicht, was der Franzose will. Der Franzose spricht:

„Es wird mir, als Ausländer, etwas schwer, Ihren Deductionen zu folgen. Auf unsern pariser Hochschulen, die, wie ich weiß, weit unter den Ihrigen stehen — ich meine die Sorbonne und das Collège de France —, bilden die bedeutenden Werke unserer Literatur ein ständiges Lehrpensum; da las meinerzeit z. B. Saint-Marc Girardin über Lafontaine's Fabeln, Loménie über Beaumarchais' Dramen, Philarète Chasles über Molière's Lustspiele. Für diese und die andern großen Dichtungen unserer Schriftsteller wird die Begeisterung der studirenden Jugend entflammt, an ihnen und durch sie richtet sich auf, erstarkt in trüben Tagen wie heute das nationale Bewußtsein, sie sind unser Trost und unsere Hoffnung! Ach, ich begreife, daß Ihre großen Dichter jetzt doppelt Ihr Stolz sein müssen! Jetzt, glaube ich, werden Sie endlich den Sinn meiner gewiß ungeschickten Worte erfaßt haben: führen Sie mich zu Ihrem deutschen Saint-Marc Girardin und Loménie, führen Sie mich in jene Lehrsäle, in welchen Ihre großen Gelehrten vor der enthusiastischen akademischen Jugend die herrlichen Schätze Ihrer wundervollen Dichter und Denker ausbreiten, deren Ursachen nachforschen und deren Wirkungen offenbaren, machen Sie mich vertrauter mit denen, denen Sie Ihre Größe verdanken und die Ihr Stolz sind!" — „Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie über Heinrich von Veldeke ein sehr interessantes Colleg hören können." — „Und ich wiederhole Ihnen, daß mich Ihr Heinrich von Veldeke nicht reizt; ich will bedeutende Professoren über Lessing, Goethe, Schiller hören." — „Wir drehen uns im Kreise herum und kommen nicht vom Flecke! Wenn Sie sich für die Literatur Aegyptens, Persiens, Indiens, Polens und Rußlands interessiren, so können Sie hier außerordentlich viel lernen. Wir haben hier einen indischen Specialisten von seltenem Scharfsinn. Wenn Sie über einige verschimpelte Literaturgreise des 12. und 13. Jahrhunderts die wundervollsten Aufschlüsse bekommen wollen, so kann Ihnen geholfen werden. Wenn Sie aber wissen wollen, was Lessing, Goethe und Schiller gedichtet, was sie für den deutschen Geist gethan haben, dann nehmen Sie sich eine beliebige Literaturgeschichte und lesen Sie das zu Hause durch. In den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts hatten unsere Universitäten noch ihre Bouterwek und Wachler, jetzt wissen sich unsere Universitäten von dieser Schwäche frei. Lehrstühle für deutsche Literaturgeschichte existiren auf unsern Universitäten selbstredend nicht. Was bei uns Literaturgeschichte heißt, ist altdeutsche Philologie, grammatisch und antiquarisch. Das ist die Regel. Sonderlinge machen natürlich von Zeit zu Zeit einmal eine Ausnahme, und es kommt wol vor, daß ein Privatdocent oder ein junger Extraordinarius, den die Ehrwürdigkeit unserer Hochschule ungerührt läßt, sich gelegentlich einmal der sogenannten Classiker annimmt. Aber das ist glücklicherweise eine Seltenheit. Da sehen Sie: ich habe den berliner Lectionskatalog für dieses Semester 1872—73 zufällig bei mir; studiren Sie denselben aufmerksam, und Sie werden zu der erfreulichen Wahrnehmung gelangen, daß auch nicht eine einzige Vorlesung angekündigt ist, welche auch nur entfernt die neuere deutsche Literatur berührt. Sehen Sie, das ist ein Muster! Dafür ist es aber auch der Katalog der Hochschule in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs, welche vor kurzem (zehn Jahre nach der Enthüllung der dem Grafen Brandenburg gesetzten Statue) ein Schiller-Denkmal enthüllt und soeben die Ausstellung der Modelle zum Goethe-Denkmal in ihren Mauern gesehen hat. Und prüfen Sie diesen Lehrplan genauer. Sie werden eine immer größere Hochachtung vor der Zweckmäßigkeit unserer Universitätsbildung erlangen. Sehen Sie nur, was alles für Wahrung und Bildung deutscher Idealität überhaupt geschieht. Es ist erstaunlich, wahrhaft großartig. Da liest ein Professor z. B. über Aesthetik zweistündig — ja wohl zweistündig! Das imponirt Ihnen, was? Und ein anderer liest über dramatische Kunst sogar einstündig — für das bischen Drama mehr als genug! Und ein dritter liest — mir war doch so, als ob ein dritter läse; aber ich sehe, ich habe mich geirrt. Und das wäre auch des Guten zu viel. Drei Stunden für Aesthetik, dramatische Kunst und was darum- und daranhängt — den ganzen idealen Krimskrams — das ist doch wahrhaftig vollauf genug. Sehen Sie, lieber Fremdling, aus diesem Grunde bin ich wissenschaftlich so bedeutend, aus diesem Grunde vermag ich dem guten Lessing und seinen weimarer Collegen keinen Geschmack abzugewinnen, und aus diesem Grunde hat deutsche Bildung den gewaltigen Sieg erfochten, der..." — „So?" unterbrach der Franzose, stand auf, nahm seinen Hut, verabschiedete sich, packte seinen Koffer und dampfte wieder ab.

Den Schluß des Bandes bilden einige Aufsätze in der Art des „Kleinstädters", ebenso übermüthige als treffende Verurtheilungen einer Anzahl von schwächlichen oder vordringlichen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Von ihnen kann Paul Lindau sagen: „Dies sind die Kleinen unter den Meinen."

Er verarbeitet sie mit einem so behaglichen Humor, so gutmüthiger Ueberlegenheit, daß es ein Vergnügen ist, dieser Abschlachtung des sich in französischem Wortflitter spreizenden E. M. Vacano u. a. zuzuschauen. Es gibt zwar zarte Gemüther, welche dieses scherzhaft-grausam Spiel der Katze mit der gefangenen Maus sehr tadelns werth finden. Wir sind nicht dieser Ansicht. Wenn di dichterischen Erstlinge eines selbstzufriedenen jungen Poeten unbarmherzig zerpflückt werden, so kann uns der Man zwar leidthun, aber dem aufdringlichen poetischen Dilet

tantismus der Gegenwart ist eine scharfe Cur herzlich zu gönnen. Würde wissenschaftliche, dichterische und kritische Nichtigkeit allezeit mit so scharfer Lauge gewaschen, wie Paul Lindau dieselbe bisweilen zu seinem und seiner Leser Vergnügen bereitet, so würde diese Nichtigkeit sich minder breit machen.

4. Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendern Erscheinungen. Populäre Vorlesungen. Von Karl Julius Schröer. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1875. Gr. 8. 9 M.
5. Grillparzer als Archivdirector. Von G. Wolf. Wien, Brüder Winter. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte. Von C. S. Wollschläger. Eisenach, Bacmeister. 1873. Lex.-8. 6 M.

Der auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung rühmlich bekannte Verfasser, Karl Julius Schröer, bietet uns in Nr. 4 ein neues Werk, welches uns vor allen Dingen von Werth ist als ein Beweis, daß Oesterreich auch nach dem Tage von Sadowa die Bewegung des deutschen Geisteslebens mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der Verfasser spricht sich darüber im Vorwort also aus:

Hat die freie Bewegung unsers staatlichen Lebens die Scheidewand hinweggeräumt, die uns bis vor kurzem von Deutschland trennte, sind uns nun durch das Volksschulgesetz und die neuen Einrichtungen des Unterrichts überhaupt die Mittel in die Hand gegeben, uns emporzuarbeiten zu einem gemeinsamen Culturleben mit den übrigen Deutschen, so ist gerade jetzt der Fall eingetreten, daß wir an einer großen Handlung unsers Volks uns nicht mit betheiligen sollten. Der Norden hat die Führerschaft in Deutschland übernommen und einen Staat gebildet, aus dem wir ausgeschlossen sind. Im deutschen Geistesleben konnte dadurch eine Scheidewand nicht entstehen. Die Wurzeln desselben sind nicht politischer, sondern culturgeschichtlicher Natur. Diese unzerreißbare Einheit deutschen Geisteslebens, an dem nicht nur Westösterreich, an dem selbst die Deutschen Ungarns und Siebenbürgens entschieden Antheil nehmen, wollen wir im Auge behalten. Möge auf diesem geistigen Gebiete hüben und drüben gegenseitige Liebe walten. Wir in Oesterreich wollen mit dem Geistesleben im Deutschen Reiche Hand in Hand gehen und unbefangen anerkennen und nachstreben, wo man uns dort voran ist; im Deutschen Reiche wolle man aber unsere schwere Culturaufgabe würdigen und ehren und über das Vergangene nicht uns anrechnen, was unser Schicksal, nicht unsere Schuld ist.

Wir Deutsche im Reiche begrüßen diese Anschauungsweise mit Freudigkeit; möge es unsern deutschen Brüdern in Oesterreich nur allezeit vergönnt sein, Schriftwerke hervorzubringen, welche auch uns Grund geben, der Gemeinsamkeit der geistigen Arbeit von Herzen froh zu werden!

Ausgehend von Goethe und Schiller, stellt sich das Werk die Aufgabe, eine Uebersicht der Haupterscheinungen der Dichtung im 19. Jahrhundert zu geben; es macht nicht den Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit, sondern beschränkt sich auf „die hervorragenden und bezeichnenden Erscheinungen, die wirkenden Kräfte, welche von Einfluß auf die Entwickelung und für die Zeitströmung charakteristisch erscheinen". Hierdurch, sowie durch die Beschränkung auf die schöne Literatur unterscheidet sich die Arbeit von den Werken von Koberstein, Goedeke, Gottschall, J. Schmidt u. s. w.

Es ist schwer, ein Werk zu beurtheilen, welches sich die Betrachtung des literarischen Lebens der jüngsten Zeit zur Aufgabe setzt. Schon die Auswahl hinsichtlich derjenigen Namen, welche hervorgehoben oder übergangen werden, wird je nach dem individuellen Geschmack oder der Heimat des Schreibenden verschieden sein; ebenso ist es selbstverständlich, daß die Zusammenstellung nach einzelnen Gruppen einer großen Mannichfaltigkeit fähig ist, je nachdem die zeitliche oder örtliche Nachbarschaft oder die Gleichartigkeit der Strebungen maßgebend ist. Es ist also nicht viel damit gesagt, wenn der Berichterstatter meint, daß statt der mehrfach nach den Geburtsjahren sich richtenden Reihenfolge hin und wieder mehr die innere Zusammengehörigkeit Berücksichtigung verdient haben möchte. Daß der Oesterreicher der Dichtung und darunter auch der Dialektdichtung seines Heimatlandes größern Raum widmet, als es gemeinhin geschieht, werden wir naturgemäß finden müssen; daß er seinem Vater, dem als Pseudonymus Christan Oeser bekannten Verfasser ästhetisch-philosophischer Arbeiten, als Dramatiker nur unter dem Deckmantel des tiefsten Geheimnisses aufgetretenen Professor Tobias Gottfried Schröer zu Preßburg, eine Stelle einräumt, ist erklärlich, wenn es gleich nicht gerechtfertigt erscheint, daß derselbe mehr Raum beansprucht als Raupach, Raimund und Grillparzer zusammen; es wäre besser gewesen, diese Mittheilungen als Sonderaufsatz dem Anhang zuzuweisen.

So wird auch der Leser in Beurtheilung von Dichtern und Dichtwerken ab und zu seine abweichende Meinung haben. Geibel z. B. wird zwar im ganzen anerkennend beurtheilt, aber doch noch immer als der „Backfischpoet" von 1840 betrachtet. Ganz abgesehen davon, daß für einen Lyriker das Urtheil, seine Dichtungen könnten jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden, mir keineswegs ehrenrührig erscheint, und daß schon Geibel's erste Sammlung trotz manches Weichlichen auch gar Treffliches und Gesundes enthält, so hat er seitdem in einer Reihe anderer lyrischer und dramatischer Dichtungen, wenigstens unsers Erachtens, Schröer's hartes Wort: „eine Entwickelung des Dichters zu höhern Productionen ist nicht wahrzunehmen", zu Schanden gemacht. Wenn als Geibel's bezeichnende Eigenschaften „ein besonnenes Maßhalten, eine stille Friedlichkeit, eine gewisse natürliche Anmuth und milde Frömmigkeit" hervorgehoben werden, so mögen wir wol beistimmen; wenn Geibel aber daraufhin mit Gellert's „unanstößiger Harmlosigkeit" in Vergleich gestellt wird, so wird sich ohne Zweifel jedermann über diese Offenbarung wundern; Schröer hat leider eine Hauptsache übersehen, daß Geibel ein Dichter ist, zwar kein genialer, aber doch ein schönbegabter, und das ist der zierliche Erzähler und fromme geistliche Poet Gellert ganz und gar nicht. In ähnlicher Weise wird bei Freiligrath hingewiesen auf die Wunderlichkeiten seiner ersten Sammlung, als ob der Dichter dieselben nicht längst überwunden hätte. Und auch diese Wunderlichkeiten traten doch mit aller Naivetät zu Tage, sie geben Zeugniß von einer großen und ursprünglichen Dichterkraft; wie Herrliches hat er noch in den letzten Jahren geliefert! Wir könnten in dieser Hinsicht noch auf manches etwas rasch gesprochene Wort hinweisen, z. B. in der Be- oder Verurtheilung Heine's. Diese und ähnliche Urtheile scheinen dem Berichterstatter auf einen Grundmangel in Schröer's Wesen hinzudeuten, auf die unzureichende Fähigkeit der Erkenntniß des wahrhaft Genialen. Der Kritiker wird immer von einem gewissen ästhetischen wie sittlichen Gesichtspunkte aus urthei-

len; aber seine erste Pflicht ist es doch, dem Genius gerecht zu werden. Das hat Schröer beispielsweise gegenüber Heinrich von Kleist in einer Weise gethan, welche dem Berichterstatter hinwiederum bedenklich erscheint. Wenn er Betty Paoli's Lyrik warm anerkennt, so werden wir von Herzen beistimmen; wenn er aber fortfährt: „Man suche in der deutschen Literatur seit 1832 nach Einem lyrischen Gedichte eines Mannes, das diesen Gedichten wirksam an die Seite gestellt werden kann", oder wenn er in Bezug auf Sealsfield spricht: „Was ist all unsere Lyrik, Epik und Dramatik im Vergleich mit der Zauberwirkung dieser Prosa?" so wird mancher Leser sehr anderer Ansicht sein.

Wir müssen uns mit diesen Bemerkungen begnügen. Wer das Buch zum Führer durch die deutsche Literatur der Gegenwart wählt, wird darin neben einigen anfechtbaren viel treffende Urtheile finden. Den Eindruck völliger Reife hat das Werk dem Berichterstatter nicht gemacht, sowol hinsichtlich der Anordnung als der Darstellung; jedenfalls erinnert die letztere in der Aufzählung minder bedeutender Persönlichkeiten und Werke zu zeiten an die Kürze und Gedrängtheit von Leitfäden; eine wohl abgerundete, von störenden bibliographischen Zuthaten freie Entwickelung, wie wir sie von „populären Vorlesungen" erwarten, bringt das Buch nicht.

Als Anhang sind demselben einige bisher vereinzelt erschienene Aufsätze beigegeben: „Schiller's Nachlaß", ein Vortrag, „Goethe und die Frauen", und schließlich eine Reihenfolge von Aufsätzen über „Die Hebung der Schauspielkunst, eine Frage der Zeit". Die beiden erstern bringen das schon früher Ermittelte in verkürzter Gestalt zu allgemeiner Kenntniß; der dritte bespricht die vielfach erwogene Frage, inwiefern durch die Begründung einer Akademie der Schauspielkunst der Herrschaft der bloßen Routine ein Ende gemacht werden könne. Die Aufsätze sind eine unorganische, aber schätzenswerthe Zugabe.

Gelegentlich der Abfassung einer Geschichte der kaiserlich königlichen Archive in Wien gedachte G. Wolf, der Verfasser des vorliegenden Heftchens Nr. 5, auch Grillparzer's Wirksamkeit als Director des Hofkammer-Archivs zu beleuchten; eine Anzahl dienstlicher Schreiben des Dichters stieg dabei wieder aus dem ehrwürdigen Dunkel der Acten hervor; dieselben sind hier mitgetheilt. Sie zeigen uns den mühseligen Lebensgang des berühmten Dramatikers, dem seine glänzenden Leistungen nicht über die bescheidenste Stellung hinweghalfen, und welcher in trockenster amtlicher Thätigkeit unermüdlich darauf bedacht war, die ihm anvertrauten archivalischen Schätze zu sichern und zu ordnen. Insofern uns der Dichter der „Sappho" und und des „Ottokar" hier als ein bei herzlich beengten Verhältnissen freimüthiger und einsichtsvoller Beamter erscheint, als Beitrag zu Grillparzer's einfacher Lebensgeschichte wie zur Kenntniß der fabelhaften politischen Enge des guten alten Oesterreich hat das Heftchen seinen Werth.

Auf 22 Druckbogen, wie dies das Buch von C. S. Wollschläger (Nr. 6) versucht, einen Abriß der gesammten Literaturgeschichte zu geben, ist ein schwieriges Unternehmen, und es wird für den einzelnen Schriftsteller nicht viel Raum übrigbleiben; ob aber mit einer Aufzählung zahlreicher Schriftsteller und Schriften gar so vielen gedient sei, ist dem Berichterstatter zweifelhaft; im übrigen sind die Hauptliteraturen und Hauptgestalten im Druck wie im Umfange der Darstellung hervorgehoben und der deutschen Nationalliteratur selbst der Löwenantheil mit etwa 110 Seiten zugewiesen.

Nachdem etwa zwei Druckbogen der „exotischen Literatur", d. h. der chinesischen, indischen, arabischen, persischen u. s. w. sowie den afrikanischen und amerikanischen Schriftwerken zugetheilt worden, folgt als zweiter Abschnitt die altorientalische, als dritter die jüdische Literatur. Man wird diese Anordnung schwerlich glücklich nennen oder verstehen können, warum S. 23 Saadi und Hafis erscheinen, S. 73 erst die persische Keilschrift folgt. Daran reiht sich die Betrachtung der deutschen Literatur und derjenigen der übrigen germanischen Völker, dann der Slawen und Romanen. So kann das ganze Werk nicht viel mehr als ein Leitfaden sein, und diesem ist durch den Mangel eines alphabetischen Inhaltsverzeichnisses vieles von seiner praktischen Brauchbarkeit benommen. Die Urtheile über deutsche Dichtwerke sind, nach den Anführungszeichen zu schließen, zum guten Theil und in weiter Ausdehnung von anderer Seite her entlehnt. **Wilhelm Buchner.**

Philosophie und Naturwissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 16.)

1. Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft und der Geschichte des Materialismus von Albert Lange. Von Gideon Spicker. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 2 M.
2. Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Welt. Von G. Hartung. Leipzig, J. W. Krüger. 1875. Gr. 8. 1 M.
3. Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniß und die monistische Weltanschauung. Von Konrad Dieterich. Tübingen, Laupp. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
4. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 23. Januar 1875 von W. Foerster. Berlin, Dümmler. 1875. Gr. 8. 1 M.

Nicht blos Verwandtschaft mit Leibniz, sondern auch mit Spinoza weist der Verfasser der dritten Schrift, Konrad Dieterich, an dem Haeckel'schen Monismus nach. Denn er mache Spinoza's Einheit von Gott und Natur zum Motto und fasse die Natur, trotz der Vielheit der Atome, als ein einheitliches Ganzes auf. In dem großen Gedanken Spinoza's dürften nach dem Verfasser die an Goethe sich anlehnenden poetischen Wendungen Haeckel's am Ende seiner generellen Morphologie ihren präcisesten philosophischen Ausdruck finden:

Sahen wir den naturphilosophischen Monismus in seinen nächsten metaphysischen Annahmen sich offenbar an Leibniz annähern, so berührt er sich in seiner letzten metaphysischen Gesammtanschauung ebenso entschieden mit dem spinozistischen System.... Die rücksichtslose Durchführung der causalen Erklärung, das unerbittliche Streben nach geschlossener Einheit und nothwendigem Zusammenhang des ganzen Weltbildes ist die Seele der Philosophie Spinoza's; sie läßt sich geradezu als

der großartigste Typus der mechanischen und monistischen Weltbetrachtung bezeichnen, Goethe und seine naturphilosophischen Freunde fanden daher in Spinoza die beste Befriedigung ihres monistischen Bedürfnisses.... Wollen wir den Monismus, der aus dem neuen Bunde von Philosophie und Naturwissenschaft hervorzugehen im Begriffe ist, jetzt endgültig charakterisiren, so verspricht er ein streng mechanisches, spinozistisch gefärbtes Gepräge zu tragen. Materialistisch ist weder die Denkweise von Strauß, noch die von Haeckel, vielmehr mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein vom Geiste Spinoza's durchdrungen.

Nach dieser Charakterisirung des Haeckel'schen Monismus fragt aber der Verfasser mit Recht, ob es dem philosophischen Genius der Naturwissenschaft, welcher zu kühnem Fluge frisch seine Schwingen regt, so leicht gelingen werde, den Zweckbegriff aus der Reihe unserer metaphysischen Begriffe zu streichen und den theoretischen Idealismus in seiner bisherigen teleologischen Gestalt von Plato bis Hegel als einen durch die Descendenztheorie überwundenen Standpunkt zu betrachten. Er verneint dies. Zwar äußerliche dualistische Teleologie werde in dem Weltbild der Zukunft wol nicht mehr zu finden sein. Den consequent durchgeführten Naturmechanismus werde die Philosophie des kommenden Jahrhunderts dankbar aus der Hand der exacten Wissenschaft entgegennehmen und mit ihr in der ganzen äußern und innern Erscheinungswelt gesetzmäßigen natürlichen Zusammenhang finden. Allein die Auffassung der geistigen Welt werde mit dem Begriff des Naturmechanismus allein nicht ausreichen. Den Zusammenhang der geistigen Welt wollen wir nicht blos berechnen, sondern verstehen. Verständniß werde aber nur erzielt, wenn ein innerer Sinn, eine vernünftige Bedeutung, ein werthvoller Zweck erkannt wird.

So gar unauflöslich, wie Haeckel behauptet, ist nach dem Verfasser die Antinomie zwischen Mechanismus und Teleologie doch nicht:

Kant gab eine mechanische Erklärung der Entstehung der Organismen und ihrer Lebenserscheinungen in abstracto als durchaus denkbar zu, hielt aber eine allgemeine, dem ganzen Mechanismus immanente Teleologie für möglich und wahrscheinlich. Warum sollte nicht der causalen Aufeinanderfolge des Geschehens ein teleologisches Princip in der Weise immanent sein, daß derselbe Verlauf, der sich als ein mechanischer darstellt, wenn wir nach seinem Grunde fragen, als ein teleologischer sich betrachten läßt, wenn wir das Ziel desselben ins Auge fassen? Gegen die Möglichkeit, daß Ideen sich durch die mechanischen Mittel der Natur, soweit als ihnen diese gestatten — und deshalb oft in sehr unvollkommener Weise —, verwirklichen, läßt sich kein gegründeter Einwand erheben; es handelt sich nur darum, ob man zu solcher idealen Deutung der Natur, zur Frage nach einem vernünftigen Sinne ihres ganzen Haushalts Lust und Geschmack hat.

Wir stimmen dem Verfasser in dem Grundgedanken seiner Schrift, daß es nämlich, um allen Dualismus zu vermeiden und zu einer consequent monistischen Weltanschauung zu gelangen, nicht nöthig sei, die Teleologie gänzlich zu verwerfen, sondern daß es genüge, sie als eine der Welt immanente und durch den Naturmechanismus sich verwirklichende aufzufassen — wir stimmen dem Verfasser in diesem Grundgedanken seiner Schrift völlig bei. Bedenklich finden wir es nur, daß er die Zwecke, die sich durch die mechanischen Mittel der Natur verwirklichen, Ideen nennt und dem Schelling-Hegel'schen Idealismus den Vorzug gibt vor dem Schopenhauer'schen Realismus, nach welchem es Willensbestrebungen sind, die sich durch die mechanisch wirkenden Ursachen verwirklichen. Gerade die Bezeichnung der Naturzwecke als Ideen ist es, was die Naturforscher von der Teleologie zurückschreckt. Denn Ideen sind Gedanken, Vernunftobjecte; wie sollte aber ein bloßer Gedanke, sei er auch noch so vernünftig, im Stande sein, die realen Naturkräfte, die Schwere, die Elektricität, die chemische Affinität, in seinen Dienst zu zwingen und zu einem zweckmäßigen, harmonischen Organismus zu verbinden? Da hat doch Schopenhauer, obgleich er sich auch noch des Wortes Idee bedient, richtiger gesehen, indem er die in den zweckmäßigen Naturproducten zur Erscheinung kommenden Ideen als Willensacte, Willensobjectivationen definirt hat. Da steht bei Erklärung der Organismen nicht mehr eine Idee (im Sinne einer logischen Vorstellung) den Kräften der Natur gegenüber, was dualistisch klingt, sondern ein höherer Wille, d. h. eine höhere Naturkraft, überwältigt die niedern Naturkräfte und verwirklicht mittels ihrer seine Zwecke. Das ist Monismus, weil nicht aus dem Gebiete der Natur in das des Geistes als ein fremdes übergesprungen und zur Erklärung der zweckmäßigen Naturgebilde nicht ein übernatürliches Wesen — eine Vernunft, die über der Natur schwebt — herbeigezogen wird (vgl. meine „Neuen Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie", Brief 29—31). Der ganze dualistische Gegensatz zwischen Geist und Natur ist von Schopenhauer mit Recht verworfen worden. Der Verfasser aber scheint sich, trotz seiner Begrüßung der nach einer philosophischen Weltanschauung strebenden monistischen Naturwissenschaft, von jenem dualistischen Gegensatz noch nicht frei gemacht zu haben, wie auch seine Aeußerungen über die Willensfreiheit beweisen.

Die Schrift von W. Foerster über „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit" (Nr. 4) soll ein populärer Vortrag sein, ist aber schwer verständlich geschrieben, entbehrt also gerade derjenigen Eigenschaft, durch die sich populäre Schriften von gelehrten unterscheiden. Der Verfasser will es versuchen, in möglichst unbefangener Prüfung des Wesens von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, wie dasselbe vom Standpunkte des Naturforschers, erläutert an dem Beispiele der Kopernikanischen Lehre und ihrer Gegenlehre, sich darstellt, einen kleinen Beitrag zu „Begrenzungen und Verständigungen" auch auf anderm als naturwissenschaftlichem Gebiete zu liefern und so den Frieden unter den Meinungen der Menschen herbeizuführen. Er zeigt, wie die Astronomie zu einer Wissenschaft geworden, welche dem menschlichen Geiste am frühesten „die Wohlgefühle der prophetischen Uebereinstimmung der Gesetze unsers Denkens mit der Entwickelung der Vorgänge der Außenwelt bereitet hat, und welche noch gegenwärtig die vollkommensten Beispiele dafür liefert".

Trotz dieser Uebereinstimmung sei aber die Wissenschaft sich bewußt, daß auch die gegenwärtigen Lehren der Astronomie absolute Wahrheit nicht gewähren können, d. h. es sei keine Bürgschaft dafür vorhanden, daß nicht im weitern Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die fortgesetzten und verfeinerten Wahrnehmungen noch Thatsachen zum Bewußtsein der in der Gleichheit dieser Erkenntnißprocesse aufs schönste und sicherste verbundenen Menschheit bringen werden, welche eine vielleicht auch für die Erklärung der irdischen Erscheinungen bedeutsame Erweiterung,

Vertiefung und formelle Umbildung der gegenwärtig angenommenen Gesetze der Bewegungen im Himmelsraume verlangen werden. Doch auf die bloße Lehre von der Drehung der Erde und ihrer Bewegung um die Sonne, werde allerdings keinerlei Umbildung solcher Art mehr zurückgehen, denn jene Lehre sei eine Grundlehre geworden von einem Grade der Uebereinstimmung mit zahllosen Thatsachen, wie er höher nicht gedacht werden kann. Der eigentliche Kern der Kopernicanischen Lehre werde auch nicht entfernt von den Unsicherheiten in der Astronomie irgendwie erreicht, und selbst nach der zahlenmäßigen Sprache der mathematischen Lehre von der Wahrscheinlichkeit ist die Wahrscheinlichkeit, daß alle diejenigen Erscheinungen, in welchen wir die Bewegung der Erde um die Sonne gewissermaßen greifbar sehen können, sämmtlich jedesmal durch unberechenbare Zufälligkeiten hervorgebracht oder durch eine Theorie von fundamentaler Verschiedenheit gegen die Kopernicanische Lehre erklärt werden könnten, eine zu geringe, um selbst für unser Denken erfaßbar zu sein, sodaß es eine Thorheit sein würde, wenn die Astronomen diesem fast absoluten Minimum von Zweifel hinfort noch irgendeinen Einfluß in ihrem vernünftigen Denken und Thun einräumen wollten.

Nachdem der Verfasser den der Wahrheit fast gleichkommenden Grad von Wahrscheinlichkeit, den die Astronomie durch ihre exacte, messende und rechnende Methode erreicht, nachgewiesen, macht er den Uebergang zur Betrachtung der geistigen Gebiete und beantwortet die Frage, ob auch auf diese Gebiete dieselbe exacte Methode anwendbar und von der Anwendung derselben auch hier ebenso ersprießliche Resultate zu erwarten seien wie in der Naturwissenschaft. Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, welche sich auf diesen Gebieten der exacten Behandlung entgegenstellen, weist aber doch auf die Fortschritte hin, welche die Psychologie und Ethik durch Anwendung der exacten Methode, durch Nachweis der strengen Gesetzmäßigkeit der psychischen und ethischen Erscheinungen gemacht haben, während die a priori construirende Methode nur die wahre Erkenntniß des Seelenlebens und des sittlichen Lebens gehemmt habe. Eine exacte Behandlung der Lehre von der Freiheit des Willens z. B. zerstört nach dem Verfasser den Wahn von einer absoluten Freiheit des Einzelwesens und läßt nur eine relative Freiheit übrig.

Je feiner und sicherer jene innere Bestimmbarkeit des Menschen durch höher entwickelte Erkenntniß der Welt oder höhere Uebereinstimmung gesetzmäßig angeordneter Gedankengebilde mit gewissenhaft verfeinerter Erfahrung organisirt ist, desto freier im obigen (relativen) Sinne, aber auch desto berechenbarer wird der Mensch, desto mehr wird sich sein Handeln als das Product von umfassenden und einfachen Gesetzen zeigen, welche die natürliche Entwickelung seines Innenlebens und die jedesmalige Hervorbildung ihrer Resultate im Bewußtsein zu Willensacten streng bestimmen, vergleichbar mit solchen Gesetzen, wie sie z. B. in den Bewegungen der Himmelslichter walten. Auch auf ethischem Gebiete ist es die Fortdauer der in der menschlichen Entwickelung meist so bedeutsamen Hinneigung zu dem Glanze des Absoluten, zu der Vornehmheit logischer Universal-Constructionen, welche auch da Schwierigkeiten geschaffen hat, wo die schlichtere, begrenztere Arbeit der Naturforschung keine mehr findet, und welche die Entwickelung des wahrhaft Förderlichen, nämlich eines innerhalb bewußter Grenzen erfahrungsmäß geordneten Verständnisses und der dadurch zu gewinnenden Macht auch über die Erscheinungen des Menschenlebens gehemmt hat.

Jenen, welche der exacten naturwissenschaftlichen Behandlung des organischen und geistigen Gebiets geringschätzig entgegenhalten, daß sie doch im besten Falle nur einzelnes verknüpfen, aber das erste und letzte nicht erklären könne, erwidert der Verfasser:

Nun, um das erste und letzte kümmert sich die gesammte Naturforschung überhaupt nicht mehr; sie weiß, wie oft solche ungemessene Ziele als Fata-Morgana die Metaphysik tiefer in die Wüste gelockt haben. Dagegen ist ihr das geringste Fragment einer Theorie werth und theuer, welches eine wohlbeobachtete Gruppe von Phänomenen in wohlverbundener geistiger Nachbildung folgerichtig darstellt, womöglich an Maßgebilde der Zeit und des Raums, welche bereits von der Erkenntniß beherrscht werden, sicher anknüpft und überhaupt einen Weg zur fernern geistigen Bemeisterung jener Erscheinungen in die Zukunft hinein eröffnet.... Die Astronomie hat sich zum Besten der Menschen an die praktische Verwerthung ihrer Bewegungstheorien gewagt, obgleich sie gar nichts weiß über die ersten Impulse der Bewegungen, und obgleich sie das innere Wesen der nur in glücklichen mathematischen Bildern eingeführten sogenannten Kräfte, mit denen sie so kühn und erfolgreich operirt, noch gar nicht kennt.

Wollte man nun aber aus dieser Aeußerung des Verfassers folgern, daß derselbe die Sehnsucht der Menschheit nach dem ersten und letzten, das unablässig auf Befriedigung dringende metaphysische Bedürfniß, geringschätze, so würde man irren. Er verkennt die Berechtigung dieses Bedürfnisses keineswegs; aber er verweist die Befriedigung desselben in das Gebiet der Kunst, namentlich der Poesie, auf dem es schon von jeher seine Befriedigung gesucht habe. Nur gibt er der Kunst zu verstehen, daß sie, um dauernde Werke zu schaffen, die Schönheit mit der Wahrheit zu vereinbaren, folglich sich auf den Boden der Naturwissenschaft zu stellen haben werde.

Wer die völlig gesicherte Vereinbarkeit der Empfindungen echter Schönheit mit der exacten Bewußtwerdung allmählicher, immer wahrscheinlicher werdender Annäherungen an die Wahrheit nicht zugibt und sich auf eins dieser Gebiete einschränkt, mag darin den besondern Gesetzen seiner Seele folgen; doch darf man nicht meinen, daß sich die leicht beieinander wohnenden Gebilde poetischer Weltanschauung auch jemals dauernd an die Stelle der Resultate der edeln Arbeit setzen können, die unser Verhältniß zur Außenwelt systematisch entwickelt und dieselbe systematisch bemeistert. Auch die Welt der Schönheit verlangt zum Blühen den Boden, welchen allein die harte exacte Arbeit der Seele ohne Rücksicht auf unmittelbares und augenblickliches Wohlgefallen für das äußere und innere Gedeihen menschlicher Cultur bereitet, und jede zu Gunsten des Schönen verlangte öffentliche Einschränkung oder Verletzung des unüberwindlichen Dranges der meisten Menschen nach dem Wahren rächt sich auf die Dauer als eine Erziehung zur Niedrigkeit und Unwahrheit.

Wir können diesen Schlußworten des Verfassers beistimmen, finden es aber einseitig, daß er für die Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses ausschließlich auf die Kunst verweist, während doch in erster Linie Religion und Philosophie diesem Bedürfniß dienen, jene als die Volksmetaphysik, wie sie Schopenhauer treffend genannt hat, und diese als die Metaphysik der Gebildeten. Die Kunst verschafft der metaphysischen „Sehnsucht nach dem ersten und letzten" erst mittelbar Befriedigung, insofern sie sich nämlich mit religiösem oder philosophischem Gehalt erfüllt, also als heilige und speculative Kunst.

Was der Verfasser daher von der Kunst fordert, daß sie sich nämlich in Einklang setze mit der exacten Wissenschaft und deren Resultaten, das ist auch auf die Religion und Philosophie auszudehnen. Kunst, Religion und Philosophie im Bunde können nur dann das metaphysische Bedürfniß wahrhaft befriedigen, wenn sie den Ergebnissen der empirischen Wissenschaften nicht widerstreiten; denn doppelte Buchhaltung ist einmal dem menschlichen Geiste bei seinem Streben nach Einheit nicht möglich.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die Sympathien der italienischen Literatur für die deutsche gewinnen täglich mehr an Terrain. C. V. Giusti, der Herausgeber der „Rivista Contemporanea", hat jetzt auch einen Band Gedichte veröffentlicht, welche den deutschen Erinnerungen des Dichters gewidmet sind: „Tra le ombre; ricordi di Germania. Leggende e ballate di C. V. Giusti" (Firenze, tipografia del vocabolario diretta da G. Polverini, 1876). In der Widmung an seine Schwester erzählt er, daß er diese Gedichte meistens in Deutschland selbst verfaßt habe, theils übersetzend, theils die volksthümlichen Ueberlieferungen neugestaltend, theils frei erfindend nach den Stimmungen, welche die Orte und die Vorgänge in seinem Gemüth erweckten. Die große Mehrzahl derselben knüpft an Sagen und Märchen an; bisweilen wird auch ein Märchen von Grimm in italienische Verse gebracht. Eigenthümlich ist die Neigung des Autors, in sonst selbständige Gedichte Originalverse deutscher Dichter in freier oder treuer Uebersetzung mit hereinzunehmen. So finden wir in dem Gedicht „La ballata del marinaro" die Goethe'schen Verse

> Halb zog sie ihn, halb sank er hin
> Und ward nicht mehr gesehn —

folgendermaßen übersetzt:

> Un po la lo trasse, un poco egli scese,
> E non si vide più.

In dem Gedicht „Una notte in Vormazio", welches der Verherrlichung Luther's gewidmet ist, hat der Dichter zwei Kernsprüche des deutschen Reformators, nach der eigenen Angabe der Noten nach Werner's Drama „Martin Luther", gestaltet. Die Barbarossa-Legende behandelt er im Sinne unserer neuern patriotischen Lyrik; er gibt eine kleine Chronologie von Weckrufen für den schlummernden Kaiser; der letzte Weckruf ertönt bei der gegenseitigen Begrüßung des Königs von Italien und des Kaisers von Deutschland, da erwacht der Rothbart:

> Scote il lungo torpor Barbarossa,
> E le intente pupille dilata,
> E da lunge i due Principi guata,
> Che a vicenda si chiaman: fratel!
> Or l' oltraggio mortal di Canossa
> È lavato dal fronte sdegnoso;
> Or gli lice all' eterno riposo
> Adagiarsi nel candido avel.

In den Noten zu diesem Gedicht gibt Giusti eine Prosaübersetzung des Rückert'schen Barbarossa-Gedichts. Ueberall begegnen wir sympathischer Gesinnung und schätzenswerther Kenntniß deutscher Zustände und deutscher Literatur.

— Die Sammlung „Sapienza Italiana in bocca Alemanna" von L. C. M. Giani (Stoccarda, Paolo Neff) ist ein wichtiger Beitrag zur Sprichwörterliteratur; sie enthält die beträchtliche Zahl von 1882 Sprichwörtern, darunter allerdings auch einzelne Wendungen von blos sprachlichem Interesse. Die Vorrede wollen wir zur Empfehlung der Sammlung mittheilen, welche der Verfasser dem Dichter Victor Scheffel gewidmet hat: „Es liegt ein eigener Zauber im Sprichwort, in dieser unerschöpflichen Fundgrube «della sapienza del popolo». Das Sprichwort würzt das Gespräch und schmückt die Rede mit Anmuth. Es ist eine perennirende Pflanze, die ihren Reiz nie verliert, einheimisch bei allen Völkern. Wie aber ein jeder Garten sich seiner besondern Blumen erfreut, so treibt auch jedes Land seine besondern Blüten der Volksweisheit; und lieblich vor allen prangt hierin Italien:

> . . . «il bel paese
> Ch' Appennin parte, e 'l mar circonda e l' Alpe.»
> (Petrarca, Sonetto 113.)
>
> . . . «Italien, das schöne Land,
> Das Apennin trennt, Meer umgibt und Alpe.»

Italien, das Land, in welchem die Sprache Musik ist und das Leben Gesang. Wer aber Italien und sein Volk recht verstehen will, sollte vor allem auch dessen Sprache kennen. Im Sprichwort aber spricht sich ein Volk am kürzesten und verständlichsten, am sinnigsten und offensten aus; da lernen wir am besten sein Wollen und Fühlen kennen, sein Sinnen und Trachten, seine Freuden und Leiden. Es wird darum gewiß jedem, der sich für Italien interessirt, eine willkommene Gabe sein, eine Auswahl italienischer Sprichwörter zu besitzen. In dieser Hoffnung allein, und rein nur aus Liebe zur Sache, hat es der Verfasser unternommen, in dem an Sprichwörtern so üppig blühenden Garten Italiens eine Blumenlese zu halten, vom Lago di Como angefangen, mit dem «giardino della Lombardia», der gepriesenen Landschaft Brianza, an seinen Ufern, bis zur goldenen Muschel («Conca d' oro») Siciliens, mit seiner kostbaren Perle Palermo «la felice» und bis zur «getreuen» Sirakusa, «città dell' antica gloria», bespült von den Wellen des Jonischen Meeres. Der Verfasser übergibt hiermit — in der Gewißheit nachsichtiger Beurtheilung — wohlgemuth diese Raccolta den Freunden Italiens und seiner melodischen Sprache, und entbietet allen seinen freundlichsten Gruß."

— Von Berthold Auerbach's „Waldfried" ist eine englische Uebersetzung von C. A. Stern erschienen: „Waldfried. A family-story from the fatherland" (Stuttgart, Auerbach). Hoffentlich ergötzen sich die Engländer mehr an diesem Roman als das deutsche Publikum; hat er für Ausländer doch den Reiz, daß er ihnen deutsches Leben vorführt, welches die Poesie der Ferne und Fremde mit einem gewissen Zauber bekleidet.

Bibliographie.

Bartenstein, Caroline Freiin v., Seelenblicke. Speyer, Kleeberger. 16. 3 M.

Bernard, J., Isidore von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert. 3te, durch ein poetisches Vorwort vermehrte Aufl. Kaiserslautern, Muschi. Gr. 8. 4 M.

Berthold, G., John Toland und der Monismus der Gegenwart. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Bibliothek deutscher Original-Romane. Herausgegeben unter Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands. 31ster Jahrgang. 1876. 24 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 24 M.

Bracke, W., „Nieder mit den Socialdemokraten!" Braunschweig, Bracke jun. 8. 25 Pf.

Braun, T. S., Unkraut im Weizen. Erzählungen in 3 Bdn. Leipzig, Grunow. 8. 13 M. 50 Pf.

Bunge, R., Tragödien. 1ster bis 5ter Bd. Köthen, Schettler. Gr. 16. 5 M.

Bunsen, E. v., Das Symbol des Kreuzes bei allen Nationen und die Entstehung des Kreuz-Symbols der christlichen Kirche. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 5 M.

Claudicus, A., Ein Gespräch am Kachelofen oder des deutschen Reichskanzlers ideale Steuerdoctrin. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 60 Pf.

Colomb, v., Aus dem Tagebuche während des Feldzugs 1870—71. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. Index zum 1sten bis 4ten Thl. von K. Gerstenberg. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Engel, E., Königin Luise. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 27. April 1876.

Die Cernirung von Metz.

Der Krieg von 1870—71. Fünfte Abtheilung: Die Cernirungsoperationen bei Metz. Kritische Beleuchtung der militärischen und politischen Ereignisse bis zur Schlacht bei Noisseville (Ste.-Barbe) im allgemeinen und bis zur Waffenstreckung der französischen Armee im besondern. Nach den Proceßacten Bazaine's und andern officiellen Schriften von J. N. Teschen, Prochaska. 1875. Gr. 8. 8 M.

Das vorliegende Werk ist das Product tiefen Studiums und großer Fachkenntniß, daher sehr beachtenswerth. Zu bedauern ist, daß dem Verfasser zur Zeit seiner Bearbeitung des Werks noch nicht die Aufschlüsse zur Disposition standen, welche die spätern Theile des preußischen Generalstabswerks bieten. Den oft kühnen Hypothesen des Verfassers und den darauf begründeten Folgerungen und Schlüssen vermögen wir in mehrfacher Beziehung nicht beizutreten; wir werden uns daher bescheiden, die uns am wesentlichsten und wichtigsten erscheinenden Mittheilungen des Werks hervorzuheben. In einer Rückschau auf die Operationen bei Metz vom 1. August bis 1. September spricht sich der Verfasser zunächst dahin aus, die Proceßverhandlungen Bazaine's wie die bisher über den Krieg von 1870—71 veröffentlichten Schriften hätten apodiktisch dargelegt, daß der Marschall bei Fortsetzung der ihm vom Kaiser Napoleon aufgegebenen Rückzugsbewegung von Metz gegen Verdun am 16., 17. oder 18. August die Maaslinie ohne bedeutende Verluste hätte gewinnen können. Von der Uebernahme des Oberbefehls an scheine er aber beflissen gewesen zu sein, manche unnöthige, den raschen Abzug hemmende Hindernisse erst zu schaffen und hierdurch die bei jeder Rückzugsoperation ohnehin schon vorhandenen vielen Reibungen der complicirten Maschine eines zahlreichen Heers zu vermehren, anstatt sie durch schnelle Entschlüsse, zweckmäßige Anordnungen und unmittelbares Handeln sofort zu beseitigen oder wenigstens zu vermindern.

Zum Beweise seiner Behauptung gibt der Verfasser einen Ueberblick über die Lage des Marschalls. Er hebt hervor, daß die Ernennung desselben zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee bereits am 12. August erfolgte; er theilt die Weisungen des Kaisers Napoleon wegen Beschleunigung des Moselübergangs mit; er bemerkt, daß im französischen Hauptquartier die Zusammensetzung und Lage der deutschen Streitkräfte ziemlich genau bekannt war; wie er auch nicht unterläßt, zwei Schreiben des Marschalls an den Kaiser zur Kenntniß zu bringen. Das zweite dieser Schreiben scheint uns so wichtig zu sein und wirft ein so grelles Licht auf die Handlungsweise des Marschalls, daß wir uns nicht enthalten können, dasselbe nach seinem Wortlaut mitzutheilen:

An den Kaiser zu Metz.

Borny, den 13. August 9 Uhr abends.

Da der Feind sich uns zu nähern und unsere Bewegungen überwachen zu wollen scheint, derart, daß ein Uebergang auf das linke Ufer dann einen für uns ungünstigen Kampf nach sich ziehen könnte, so empfiehlt sich, entweder den Feind in unsern Stellungen zu erwarten, oder ihm mit einem allgemeinen Vorstoß auf den Leib zu rücken. Ich bin eben bemüht, Auskunft über die von ihm eingenommenen Stellungen und die Ausdehnung seiner Fronte zu erhalten. Alsdann werde ich die auszuführenden Bewegungen anordnen und Euerer Majestät darüber Rechenschaft geben. Für Aufnahme der Offensive gedenke ich bei einer Flankenbewegung den Feind auf frischer That zu überraschen und ihn über die Nied zurückwerfen zu können. Wenn der Erfolg meinen Erwartungen entspricht und das deutsche Heer durch das obere Moselthal getrennt ist, kann ich bis Frouard rücken und von der sehr starken Stellung auf dem Plateau von Haye aus, zwischen Nancy und Toul, die Linie der Ostbahn beherrschen: eine Stellung, auf die ich seit zwei Jahren die Aufmerksamkeit des Kriegsministers gelenkt habe.

Gez. Bazaine.

Wir sind der vollständigen Ueberzeugung, daß dieser Brief des Marschalls nichts ist als eine geradezu beabsichtigte Täuschung. Wollen wir auch so weit gehen, daß wir zur Ehre des Marschalls annehmen, er habe sich über die Gefahr bei seinem Rückzuge in einer Art Selbsttäuschung befunden, so mußte er doch zweifellos mit sich darüber im Klaren sein, daß die Gefahr mit jeder Verzöge-

rung wuchs. Was nun aber den beabsichtigten Vorstoß und eine Besetzung des Plateau von Haye betrifft, so sind wir der Ueberzeugung, daß Bazaine eine viel zu klare Einsicht in die Verhältnisse haben mußte, um sich einer derartigen Illusion hinzugeben. Er täuschte also wissentlich seinen Kaiser und Herrn, und indem er diese Täuschung beging, schädigte er gleichzeitig sein Heer.

Im weitern Verlauf seiner Mittheilungen sucht dann der Verfasser unter Auseinandersetzung der strategischen und taktischen Verhältnisse vom 15. bis 19. August nachzuweisen, daß der Marschall Bazaine bei einem Aufbruche seines Heers am 16. August um 4½ Uhr morgens von Metz ohne Schlacht hätte abziehen können, daß es ihm ferner ebenfalls gelungen wäre, bei einem Aufbruch zwischen 9 und 10 Uhr morgens sein Ziel unter Arrièregarden-Gefechten zu erreichen, daß er aber auch nach der blutigen Schlacht von Vionville den Rückzug bewirken konnte, da zwei deutsche Corps und der größte Theil der an der Schlacht betheiligten Reiterei für einige Tage außer Gefechtsthätigkeit gesetzt waren.

Wir wollen dem Verfasser darin beistimmen, daß die französische Armee sich in der Möglichkeit befand, bei einem Aufbruch am 16. August um 4½ Uhr morgens oder auch bei einem Aufbruch um 9 oder 10 Uhr vormittags ihr Marschziel, unter mehr oder minder heftigen Kämpfen, zu erreichen. Seine Behauptung indessen, daß es dem französischen Heere auch nach der Schlacht bei Vionville möglich gewesen wäre, nach der Maas durchzubrechen, werden wir sofort unter Anführung der Befehle der deutschen Heeresführung widerlegen. Der Verfasser sagt nämlich mit Bezugnahme auf letztern Punkt:

Sowie am 16. August war die französische Armee auch am nächsten Tage nach der Schlacht bei Vionville in der Lage, den auf dem Gefechtsfeld lagernden, einer unmittelbaren Action und Verfolgung noch wenig fähigen deutschen Heerestheilen ohne Kampf sich zu entziehen und die Maas zu gewinnen. Hierbei waren zu dirigiren: das zwischen Mars-la-Tour, Vionville, Bruville und St.-Marcel bivuakirende 4. und 3. Corps, dann die Cavaleriedivision du Barail über Ville-sur-Yron, Brainville und Hennemont nach Haudiomont; das Garde- und 6. Corps von Rezonville nach Doncourt, Conflans und Jeandelize; das 2. Corps von Gravelotte über Verneville, Giraumont, la Brie nach Mouaville; die vorläufig entbehrlichen Verpflegungscolonnen unter Bedeckung der nicht an der Schlacht betheiligt gewesenen Divisionen Metman und Lorencez des 3. und 4. Corps auf Châtel, Briey, Fléville nach Etain, dann über Roncourt, Hautmecourt, Mainville nach Eton oder, wenn es nicht zu vermeiden war, von Briey über Mainville, Lardres nach Longuyon, und von hier weiter mittels der Eisenbahn über Montmédy, Rethel, Rheims nach St.-Menéhould oder Châlons. Ein Theil der schwer fortzubringenden Armeetrains konnte auch nach Metz zurückgeschickt, hier deponirt oder aber auf der Bahn über Thionville nach Châlons befördert werden.

Der Verfasser muthet also dem deutschen Heere zu, daß, nachdem es Tags vorher mit seinem Gegner in einem der blutigsten Kämpfe des Jahrhunderts um dessen Rückzugslinie gekämpft hatte, es jetzt demselben erlauben würde, in einem Flankenmarsche, fast in seiner unmittelbaren Nähe, wie im Parademarsch an ihm vorbeizuziehen und sich sogleich unangefochten auf die gestern so hart bestrittene Straße zu setzen! Wahrlich, diese Zumuthung ist fast zu groß, um einer Widerlegung zu bedürfen. Wir geben diese indessen trotzdem auf Grund authentischer Quellen. Der nachmittags 2 Uhr am 17. August auf der Höhe von Flavigny gegebene Befehl an die Obercommandos der Ersten und Zweiten deutschen Armee lautet folgendermaßen: „Die Zweite Armee wird morgen, den 18. August, um 5 Uhr früh antreten und mit Staffeln vom linken Flügel zwischen dem Yron und Gorzebach — im allgemeinen zwischen Ville-sur-Yron und Rezonville — vorgehen. Das 8. Armeecorps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von Metz her zu sichern. Weitere Bestimmungen Sr. Majestät des Königs werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen. Gez. von Moltke."

Der Verfasser wird uns nun vielleicht erwidern können, daß der obige Befehl der deutschen Heeresführung erst am 17. August 2 Uhr nachmittags gegeben sei, zu einer Zeit also, wo nach den von ihm empfohlenen Maßnahmen der Marsch des französischen Heeres, der am 17. August morgens beginnen sollte, bereits halb durchgeführt sein mußte. Nun wohl! Wir sind auf diesen Einwand gefaßt und bemerken dagegen, daß auf Grund der Recognoscirungen der sächsischen Cavaleriedivision, welche am 17. August morgens um 7½ Uhr bei Hartville, nördlich von St.-Hilaire, eingetroffen war und von dort sogleich weiter nach der Straße von Etain vorging, die sie um 9 Uhr bei St.-Jean-les-Buzy erreichte, feststand, daß nirgends geschlossene feindliche Abtheilungen auf jenen Straßen zu finden waren. Nur bei Jeandelize hatten sich Versprengte gezeigt, welche nach einigen gewechselten Schüssen gefangen genommen waren. Ebenso war von Patrouillen des ersten sächsischen Reiterregiments gemeldet worden, daß bei Jarny auf der Straße von Etain kein Feind zu sehen sei. Auf Grund dieser Meldungen hatte die deutsche Heeresführung wol die Berechtigung, ihren von dem harten Kampfe angegriffenen Heere einen Ruhetag zu gönnen, da durch denselben das zu erzielende große Resultat in keiner Weise gefährdet werden konnte.

Der Verfasser wird sich aus dem Text des oben citirten Befehls aus dem großen deutschen Hauptquartier überzeugt haben, daß von der deutschen Heeresführung jederzeit die „Maßnahmen des Feindes" in Berücksichtigung gezogen wurden, und es unterliegt daher bei der Thatkraft, die diese Heeresführung kennzeichnet, keinem Zweifel, daß, wenn auf Grund der Cavalerierecognoscirungen ein Abmarsch des Feindes in der Richtung der Maas festgestellt worden wäre, deutscherseits sofort ein Angriff stattgefunden hätte. Es wäre ja auch geradezu Thorheit gewesen, ein so mühevoll errungenes Resultat ohne weiteres wieder aufzugeben.

Ein Vormarsch des französischen Heers also nach der Schlacht von Vionville in der von dem Verfasser bezeichneten Richtung wäre, unserm Ermessen nach, eine der gefährlichsten Operationen gewesen, die jemals stattgefunden und die ein so marschirendes Heer, das seine ganze Flanke dem Vorstoß des Gegners preisgab, aller Wahrscheinlichkeit nach einem sichern Untergang entgegenführt hätte. Auch befindet sich der Verfasser im Irrthum, wenn er annimmt, daß infolge der Schlacht von Vionville zwei deutsche Corps (worunter doch wahrschein-

lich das 3. und 10. Corps verstanden sein sollen) wie der größere Theil der an der Schlacht betheiligten Cavalerie für einige Tage außer Gefechtsthätigkeit gesetzt waren, und wir verweisen vielmehr auf die Verwendung dieser Truppen in der Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat.

Ein weiterer Vorwurf, den der Verfasser der Kriegsführung des Marschalls Bazaine macht, ist der, daß er sich in der Stellung von Roncourt-St.-Privat-Amanvilliers-Rozénieulles mit der Fronte nach Westen geschlagen habe, statt in einer Stellung bei Auboué, hinter der Orne, mit dem rechten Flügel an das Bois d'Abbeville, mit dem linken Flügel an den Forêt-de-Moyeuvre gelehnt, Fronte gegen Süden. Wir bedauern, auch hierin der Ansicht des Verfassers nicht beipflichten zu können.

Die von dem Marschall Bazaine gewählte Stellung war an und für sich außerordentlich fest und sicherte ihm unter allen Umständen den Besitz von Metz, der für ihn in vielfacher Beziehung, namentlich behufs Ergänzung seiner Munition, von größter Wichtigkeit war. Errang der Marschall in dieser Position einen entscheidenden Sieg, so waren für ihn die nördlichen Wege nach der Maas gesichert; erlag er, so erwuchs für sein Vaterland der Vortheil, daß er eine numerisch bedeutend überlegene, überdies siegreiche Armee vor Metz festhielt. Unter den nunmehr eingetretenen Umständen war demnach die vom Marschall Bazaine gewählte Position die beste, die er zu beziehen vermochte. Die Stellung von Auboué, hinter der Orne, hatte überdies, unserer Ansicht nach, bedeutende Schwächen. Sie gab zunächst die Verbindung der französischen Armee mit Metz vollständig preis, sie hatte ferner die kaum zwei Tagemärsche entfernte belgische Grenze im Rücken, sodaß einer in dieser Stellung geschlagenen Armee eine ähnliche Katastrophe bereitet werden konnte wie später dem Mac-Mahon'schen Heere bei Sedan. Endlich bot sie in dem weit vorgeschobenen rechten Flügel, bei dem Bois d'Abbeville, der deutschen Heeresführung einen überaus günstigen Angriffspunkt, da mit dem Niederwerfen dieses Flügels für den Sieger gleichzeitig der Besitz der nördlichen Straßen, welche nach der Maas führen, errungen war. Der Verfasser scheint dieses auch selbst zu fühlen, indem er einer etwaigen Umgehung dieses rechten Flügels durch Aufstellung von Reserven bei Fléville vorzubeugen sucht. Dieses Auskunftsmittel dürfte indessen wenig genügt haben, denn da der bei Moyeuvre stehende linke französische Flügel weit zurückgezogen war und demnach gleichsam in der Luft stand, so hatte er für den deutschen Angriff keine Bedeutung. Letzterer würde sich vielmehr mit voller Wucht auf den rechten französischen Flügel gewandt und diesen um so leichter erdrückt haben, als eine Unterstützung dieses Flügels bei den schwierigen Waldwegen sehr zeitraubend und folglich kaum rechtzeitig zu ermöglichen war.

Unserer Ansicht nach hatte eine Stellung bei Auboué also nur Nachtheile, nämlich die völlige Preisgabe von Metz, die Möglichkeit, daß der rechte Flügel in seiner vorgeschobenen Stellung leicht umgangen und erdrückt werden konnte, endlich die Wahrscheinlichkeit, daß ein in dieser Stellung geschlagenes Heer gezwungen sein würde, über die belgische Grenze zu gehen.

Der Verfasser glaubt nun freilich aus den auf der Höhe von St.-Quentin nach der Schlacht bei St.-Privat gegebenen Directiven des deutschen Hauptquartiers annehmen zu können, daß die deutsche Heeresführung es einem in einer Stellung bei Auboué geschlagenen Heere gestattet haben würde, nach der Schlacht ruhig seinen Marsch nach der Maas fortzusetzen, da sie ja auch nach der Schlacht am 18. August den deutschen Truppen eine ausreichende Ruhe gewährte!

Wir bekennen aufrichtig, daß eine solche Voraussetzung uns geradezu mehr als unverständlich erscheint. Wir dürfen unsere Leser wol nicht darauf hinweisen, daß nach der Schlacht von St.-Privat von einer Verfolgung des französischen Heers überhaupt keine Rede sein konnte, da dieses Heer unter den Befestigungswerken von Metz Schutz fand, daß also unter solchen Umständen eine Ruhe der Truppen in Aussicht genommen werden konnte. Andererseits ist es klar, daß nach einer für das deutsche Heer siegreichen Schlacht von Auboué die einfachsten Regeln der Strategie dem Sieger geboten hätten, die Verfolgung des geschlagenen Feindes bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd fortzusetzen.

In dem weitern Verlaufe seiner Mittheilungen sucht der Verfasser die Gründe zu erforschen, welche die Unthätigkeit des Marschalls Bazaine, sowie sein weiteres Verharren in Metz veranlaßt haben. Er theilt demnächst den Depeschenwechsel zwischen dem Marschall, dem Kaiser Napoleon und Mac-Mahon mit, gibt Kenntniß von den Beschlüssen des Kriegsraths zu Schloß Grimmont, beleuchtet hierbei das von dem Marschall Bazaine eingehaltene unredliche Benehmen und spricht schließlich seine Ueberzeugung dahin aus, daß sich bei dem Marschall Bazaine immer mehr die vorgefaßte Meinung befestigt habe, die Rheinarmee müsse aus Metz vom Lande selbst befreit werden und ihr Oberbefehlshaber habe hierzu die Initiative nicht zu ergreifen. Der Verfasser fährt demnächst fort:

Man kann nicht sagen, daß der ohne Zweifel ehrgeizigen Absichten entsprungene, vom Marschall Bazaine daher mehr aus politischen Gründen als aus militärischer Nothwendigkeit gefaßte, überdies mit den Meinungen der beiden Generale Coffinières und Soleille in Uebereinstimmung stehende Beschluß, bei Metz zu bleiben, ein durchaus verfehlter war. Durch ihn konnten, wenn mit Verständniß und Thatkraft durchgeführt, großartige Resultate erreicht werden. Welcher Umschlag würde nicht in der strategischen Lage eingetreten sein, wenn es Bazaine gelungen wäre, die unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl stehende Einschließungsarmee von Metz auch nur einen Monat länger vor jenem Waffenplatz festzubannen und dadurch die an der Loire in Bildung begriffenen Heere der Republik ihre Organisation und operativen Vorbereitungen beenden zu lassen. Sobald der Höchstcommandirende mit der Armee in Metz bleiben und mit den Streitkräften Mac-Mahon's sich nicht vereinigen wollte, mußte er behufs Verlängerung des Widerstandes vor allem darauf bedacht sein: 1) die Vorräthe an Lebensmitteln zu vermehren, und dann 2) die Gegenwehr für den Feind so mörderisch als möglich zu gestalten.

Die von dem Verfasser aufgestellten Grundsätze zur Ausführung obiger beiden Bedingungen verdienen jedenfalls besondere Beachtung. Sowol das von ihm entwickelte System behufs weiterer Proviantirung von Metz, wie ferner die vorgeschlagenen Maßregeln über die einzuhaltende Art der Kriegführung, nämlich in kurzen Intervallen große und entscheidende Schläge zu thun, endlich aber der Vorschlag, sich in fortificatorisch befestigten Ver-

theidigungsabschnitten festzusetzen, würden zweifellos der Vertheidigung die größten Vortheile gewährt haben.

Wenn wir auch der Ansicht sind, daß sich dem Marschall bei Ausführung dieser Entwürfe die mannichfachsten Schwierigkeiten entgegengestellt hätten, so würde doch gerade in dem Bestreben, dieselben zu überwinden, die richtige Art der Kriegführung gefunden worden sein. Der Verfasser fährt dann fort:

Wollte aber der Marschall Bazaine keinen Festungskrieg führen, da er sich innerhalb des verschanzten Lagers von Metz als im freien Felde stehend betrachtete — eine Anschauungsweise, die von dem französischen Kriegsgericht getheilt wurde —, so mußte er die Feldoperationen fortsetzen und angriffsweise vorgehen. Bis zum 22. August lag es in seinem Belieben, das bei Courcelles-sur-Nied lagernde erste deutsche Armeecorps durch einen überraschenden Offensivstoß mit überlegenen Kräften zu vernichten; am 26. und 31. August aber die Divisionen Kummer und Bentheim mittels plötzlicher Anfälle zu vernichten. Angenommen, daß am 26. August bei Tagesanbruch ein überfallähnlicher Angriff auf jene beiden bei Malroy bis Noisseville, 1½ Meilen weit, aufgestellten Abtheilungen unternommen und dieselben entscheidend geschlagen worden wären, so verminderte sich hierdurch die Stärke des Cernirungsheers um 25000 bis 30000 Mann.

Wir vermögen es nicht, die Illusionen des Verfassers mit Stillschweigen zu übergehen. Der General Manteuffel hatte den Befehl erhalten, einem überlegenen Angriff auszuweichen, und er würde diesen Befehl unfehlbar befolgt haben. Es konnte also seinem Corps ein erheblicher Nachtheil um so weniger erwachsen, als unter den obwaltenden Verhältnissen eine Verfolgung desselben nur eine sehr begrenzte sein konnte. Ebenso wenig vermochte der Marschall die Divisionen Kummer und Bentheim durch plötzliche Angriffe zu zertrümmern.

Wir räumen ein, daß, wenn der Marschall mit seinem ganzen Heere in nördlicher Richtung einen Durchbruch durchsetzen wollte, wozu ihm unserer Ansicht nach nur der Wille, nicht aber die Macht fehlte, er den beiden Divisionen die erheblichsten Nachtheile zufügen konnte, indem er die Division Bentheim aus ihren Positionen in östlicher und nordöstlicher Richtung fortzutreiben, die Division Kummer aber, wahrscheinlich sogar unter den schwersten Verlusten, nach Norden zu werfen vermochte. Ein derartiges Resultat konnte aber nur erreicht werden, wenn der Marschall behufs Durchbruchs sein ganzes Heer einsetzte; war dieses nicht der Fall, griff der Marschall nur mit überlegener Macht an, und vermochte er nicht, durch nachhaltige Verfolgung seinem Angriff eine weitgreifende Wirksamkeit zu geben, so konnten auch keinenfalls Resultate erreicht werden, wie sie dem Verfasser vor Augen schweben, denn es darf nicht übersehen werden, daß bei der Vorsicht und Umsicht der deutschen Kriegführung schon im voraus die gemessensten Befehle ertheilt waren, die jenen Divisionen nöthigenfalls eine rechtzeitige Unterstützung zugeführt hätten.

Und so standen denn auch am 26. August, als sich den deutschen Beobachtungsposten die ersten feindlichen Bewegungen bemerkbar machten, zehn Bataillone des 10. Armeecorps mit der Corpsartillerie bei Argancy bereit, jeden Augenblick in einen etwaigen Kampf einzugreifen. Von seiten des 9. Corps aber hatte sich die 25. Division nach Hauconcourt in Marsch gesetzt während sich die übrigen Theile in Marange vereinigten. Am 31. August, dem Tage der Schlacht bei Noisseville, aber lagen die Verhältnisse für die gedachten Divisionen noch günstiger; wir verweisen in dieser Beziehung unsere Leser auf die Mittheilungen des neunten Hefts des preußischen Generalstabswerks.

Aus dem Depeschenwechsel zwischen den Marschällen Mac-Mahon und Bazaine entnehmen wir dem Werke nun folgende Mittheilungen. Die Depesche Mac-Mahon's vom 22. August lautet:

Ich habe Ihre Depesche vom 19. August erhalten, befinde mich in Rheims und rücke in Direction nach Montmédy vor. Uebermorgen treffe ich an der Aisne ein und werde von dort aus nach Umständen handeln, um Ihnen zu Hülfe zu kommen.

Es ist bisher noch nicht aufgeklärt, sagt der Verfasser, weshalb Marschall Bazaine den zum Kriegsrath in Grimmont am 26. August zusammengezogenen Corpsgeneralen diese Depesche verheimlichte. Wahrscheinlich verschwieg er dieselbe, weil die Generale Coffinières und Soleille, auf die er große Stücke hielt, ihm hiergegen Vorstellungen gemacht und einen glücklichen Umschwung in den Begebenheiten in nahe Aussicht gestellt hatten, welche Ueberzeugung er mit ihnen theilte. Er kann aber auch befürchtet haben, daß ihm die Corpsführer beim Bekanntwerden der Depesche Mac-Mahon's den moralischen Zwang auferlegen würden, um jeden Preis der Armee von Châlons entgegenzurücken, eine Bewegung, die er noch nicht an der Zeit und daher für ein großes Unglück hielt.

Marschall Canrobert gab in seinem Verhör zu Protokoll, daß sie alle, und hätte es auch gekostet was es wolle, dem Marschall Mac-Mahon entgegengerückt wären, wenn Bazaine den in Grimmont am 26. August versammelten Generalen von der bekannten Depesche Kenntniß gegeben hätte.

Am 29. August erhielt Bazaine eine Depesche Ducrot's vom 26. August aus Attigny, also lautend:

Vertrauen und tausendfachen Freundschaftsausdruck! Mac-Mahon ist mit 120000 Mann im Anmarsche. General Ducrot befehligt Corps Mac-Mahon's, muß sich heute, am 27. August, in Stenay befinden; linker Flügel des Heers. General Douay als rechter Flügel an der Maas. Sich bereit halten, auf ersten Kanonenschuß zu marschiren.

Am 30. August folgte dieser Depesche eine Depesche Mac-Mahon's vom 27. August, aus Le Chêne, folgenden Inhalts:

Marschall Mac-Mahon benachrichtigt Marschall Bazaine, daß die Ankunft des Kronprinzen in Châlons ihn zwingt, am 29. August seinen Rückzug auf Mézières zu bewerkstelligen und von da nach Westen, wenn ihm nicht Mittheilung wird, daß die Rückzugsbewegung des Marschalls Bazaine begonnen hat.

Der Verfasser fügt diesen beiden Depeschen folgende sehr treffende Bemerkungen hinzu:

Die zweite Depesche Mac-Mahon's, welche einem förmlichen Widerrufe der ersten gleichkam, da sie die Mitwirkung seiner Armee zum Entsatze von Metz vom sofortigen Abmarsche der Rheinarmee abhängig machte, während die andere das Abwarten bei Metz bis zum ersten Kanonenschuß als Bedingung hinstellte, erzeugte eine, jede Thätigkeit ausschließende Begriffsverwirrung in der Umgebung Bazaine's und ward so der Deckel zu dem Sarge, in welchem die Armee von Metz begraben werden sollte. Nach dem Empfange jenes, nur 24 Stunden jüngern und eine unverkennbare Entmuthigung durchblicken lassenden Schriftstücks mußte sich im Hauptquartier zu Ban-St.-Martin unwillkürlich der Einwurf erheben, wie sich so rasch

die Verhältnisse derart geändert haben konnten, daß der Marschall, dem früher eine zuwartende — passive — Rolle zugefallen war, plötzlich zur Action gedrängt wurde. In der That mußte die Gefahr schon den Gipfelpunkt erreicht haben, wenn Bazaine dringend angegangen ward, eine Schlacht um jeden Preis zu schlagen und diese zu gewinnen — denn ohne diese Bedingung konnte er nicht aus Metz heraus —, um sodann mit seinen Streitkräften zu jenen des Marschalls Mac-Mahon zu stoßen. Bazaine sollte jetzt allein diejenige Operation unternehmen und durchführen, zu welcher anfänglich die Vereinigung der Streitkräfte beider Marschälle für nothwendig erachtet wurde. Erzwang Bazaine durch eine kühne und glänzende That den Ausbruch aus Metz, gelang es ihm, Abtheilungen der Einschließungsarmee entscheidend zu schlagen, vor den verfolgenden Massen einen Tagemarsch Vorsprung zu gewinnen und bis an die Maaslinie zu gelangen, was sollte nachher geschehen? Mac-Mahon hätte inzwischen nach Mézières abziehen und die Vierte deutsche Armee mit Heerestheilen der Dritten zwischen die beiden Marschälle sich einschieben können, indessen Prinz Friedrich Karl im Rücken nachdrängte. Auf eine solche Eventualität mußte sich der Höchstcommandirende in Metz nach der zweiten Depesche Mac-Mahon's gefaßt machen, da diese das Heer des Kronprinzen von Preußen am 26. August schon bei Châlons lagern und demzufolge den eigenen Rückzug auf Mézières am 27. August beginnen ließ. Dieser Auffassung der Sachverhältnisse und diesem Calcul sind die verworrenen Dispositionen und die lahme Gefechtsthätigkeit der Franzosen in der Schlacht bei Noisseville (St.-Barbe) am 31. August und 1. September zuzuschreiben, in welcher mit halbem Willen gehandelt, die halben Maßnahmen ergriffen, die halbe Kraft eingesetzt und der halbe Erfolg erkämpft wurde.

Wir vermögen uns den Ansichten des Verfassers, die wir wortgetreu wiedergegeben haben, nur aus vollster Ueberzeugung anzuschließen und sind demnach bis zu diesem Augenblick der Ansicht, daß der Marschall den Durchbruch seines Heeres vom 31. August bis 1. September bei thatkräftiger Führung, unter Aufgebot aller ihm zur Disposition stehenden Kräfte und bei richtig getroffenen Dispositionen hätte erzwingen können, wenngleich wir zugestehen müssen, daß unsere Behauptung durch die im neunten Heft des Generalstabswerks ausgesprochene Ansicht vollständig widerlegt zu sein scheint.

Wir bekennen, daß es uns selbst als Vermessenheit erscheint, einer solchen Autorität gegenüber im Widerspruch zu verharren, allein unsere persönlichen Anschauungen, die wir auf dem Schlachtfelde selbst gewonnen haben, in Verbindung mit den von den Anklägern des Marschalls Bazaine hervorgehobenen Beschuldigungen, die ja zum Theil auch in dem Generalstabswerke nicht in Abrede gestellt werden, sind Veranlassung, daß wir uns noch nicht von unserm Unglauben bekehrt haben. Wir heben demnach die Bedingungen hervor, bei deren Erfüllung wir glauben, daß für die französische Rheinarmee ein günstiges Resultat in Aussicht stand.

1) Die Maßregeln, die der Marschall Bazaine zur Concentrirung seines Heeres auf dem rechten Moselufer traf, mußten mit Präcision gefaßt und mit Energie durchgeführt werden, wie es sich bei einem so wichtigen Act, bei dem es sich um „sein oder nicht sein" handelte, geziemt. Nach den Mittheilungen aber, die das „Journal d'un officier de l'armée du Rhin" uns darüber gibt, war dieses keineswegs der Fall, und heben wir aus diesem Werke nur hervor, daß der vollständige Aufmarsch der französischen Corps erst gegen 5 Uhr nachmittags erreicht werden konnte. Die Armee-Reserve-Artillerie, die an jenem Tage unter den Befehlen des Generals Bourbaki stand, erreichte sogar erst um 6 Uhr das Plateau, gefolgt von dem Cavaleriecorps unter General Desvaux (Gardecavalerie-Division und Division Forton, 10 Regimenter).

Bei rechtzeitiger Vermehrung der Moselübergänge, sagt das Generalstabswerk, bei Mitbenutzung der Stadtbrücke, bei Verwendung sämmtlicher bereits auf dem rechten Moselufer sich befindender Divisionen, bei früherm Vorziehen der Artillerie-Reserve, vielleicht auch durch Beginn der Bewegung bei Nachtzeit, fragt es sich, ob nicht eine wesentliche Beschleunigung des Aufmarsches hätte erzielt werden können.

Wir stellen demnach als erste Bedingung auf, daß der Marschall den Kampf spätestens in der Mittagsstunde begann und ein entscheidendes Resultat zu erreichen suchte, ehe die wirksamen Unterstützungen des 9. und 10. Corps sich geltend machen konnten. Wie dieses Resultat zu erreichen war, werden wir sogleich ausführen.

2) Hatte sich der Marschall einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, in nördlicher Richtung durchzubrechen, und dieses war schon seit dem 25. spätestens der Fall, da er ja schon am 26. den ersten, halb ernstlichen Versuch dazu machte, so mußte er vor allen Dingen alle die kleinen Hindernisse aus dem Wege räumen, die einen ersten Vorstoß verzögern konnten, sodaß er möglichst ohne Aufschub ein erstes großes Resultat zu erreichen vermochte. Dahin gehört, daß er von seinen drei auf dem linken Moselufer lagernden Corps, spätestens bis zum 30. August ein Corps nebst der Armee-Reserve-Artillerie auf das linke Moselufer zog, um durch Marschverzögerungen später nicht beirrt zu werden. Ferner mußte er die zunächst vor ihm stehenden weit vorgeschobenen feindlichen Abtheilungen aus Malroy, Rupigny, Failly und womöglich auch aus Vremy zu vertreiben suchen, indem er diese Orte unter das Feuer seiner weittragenden Positionsgeschütze vom Fort St.-Julien nahm und sie im Nothfall gänzlich zerstörte. Der Gedanke, französische Unterthanen durch einen solchen Gewaltact gleichzeitig mit zu ruiniren, durfte den Marschall, im Hinblick auf das vor ihm liegende große Ziel, nicht beirren. Nach Vertreibung dieser vorgeschobenen feindlichen Besatzungen mußte der Marschall sich in einer befestigten Position südlich von Malroy, westlich von der Straße Malroy-Chieulles, da wo das Gelände von Malroy gegen Metz hin sich plötzlich erhebt, also ungefähr auf dem Punkt, der auf der Karte von Metz mit „201" bezeichnet ist, etabliren und diesen Punkt mit einer starken Batterie besetzen. Er hatte alsdann einen weit vorgeschobenen Posten, der mit seinen Batterien die Straßen von Malroy und Antilly beherrschte und der ihm bei einem spätern Vorstoß eine starke Anlehnung für seinen linken Flügel gewährte. Daß ein derartiges Resultat zu erreichen war, beweist die Behauptung von Ladonchamps auf dem linken Moselufer durch die Franzosen. Ebenso mußte der Marschall rechts vorwärts der Ferme Grimmont eine starke Batterie errichten und dieselbe aus Geschützen schweren Kalibers, die aus den Beständen der Festung Metz entnommen waren, zusammensetzen. Er that dieses später in ungenügender Weise und unserer Ansicht nach zu spät, indem er beim Beginn der

Schlacht von Noisseville auf gedachtem Punkte drei kurze Vierundzwanzigpfünder aufstellte. Alle diese Vorbedingungen konnte der Marschall bis zum 28., spätestens 29. August erreicht haben, er konnte dann seinem Heere einen bis zwei Ruhetage gönnen, um mit frischen Kräften den Kampf am 31. zu beginnen.

3) Den Kampf selbst am 31. August mußte der Marschall, unter Mitwirkung der Besatzungstruppen von Metz und unter Betheiligung sämmtlicher Geschütze aus den Forts, auf dem linken Moselufer der Art einleiten, daß er die Aufmerksamkeit des Feindes einerseits vom rechten Moselufer abzuleiten versuchte, dann aber auch, daß er durch energische Vorstöße den Feind veranlaßte, möglichst viel Truppen gegen diesen Angriff zu verwenden, wodurch eine Unterstützung der Truppen auf dem linken Moselufer verzögert, wenn auch nicht verhindert wurde.

Endlich aber durfte der Hauptvorstoß des Marschalls, beim Beginne der Schlacht, nicht in der Richtung von St.-Barbe und nicht gegen das in stärkern Positionen stehende, numerisch stärkere erste Armeecorps geschehen; vielmehr mußte sich der Marschall begnügen, gegen dieses Corps einen hinhaltenden Kampf zu führen, indem er gegen dasselbe, unter Zuhülfenahme seiner Reservegeschütze, eine formidable Geschützlinie von mindestens 100 Geschützen in der Richtung Poix-Servigny-Noisseville entwickelte, während er selbst, unter Einsetzung seiner ganzen Kraft gegen den schwächsten Punkt der deutschen Aufstellung, gegen das Bois de Failly losging und sich dieses Gehölzes bemächtigte. Im Besitze desselben, vermochte sich das französische Heer zwischen die Divisionen Bentheim und Kummer einzudrängen, und der letztern Division würde es bei aller, so oft von ihr bewiesenen Tapferkeit nicht möglich gewesen sein, selbst bei eintreffenden Unterstützungen einen numerisch so vielfach überlegenen Gegner aufzuhalten.

Eine weitere Ausführung unserer Ideen gehört nicht in den Bereich dieses Referats. Wir schließen damit und hoffen zum wenigsten nachgewiesen zu haben, daß unsere Ansicht eine mindestens nicht ganz unberechtigte Unterlage hat. Daß nach dem erfolgten Durchbruch die Lage des französischen Heeres eine hoffnungslose werden mußte, ist im Verlauf unserer Besprechungen bereits zur Genüge hervorgehoben worden. Der Verfasser fügt diesem Abschnitt hinzu:

Was die Operationen der Deutschen anbelangt, so muß zugegeben werden, daß Großes angestrebt und unternommen und auch glücklich erreicht wurde. Mit einem Heere, welches beim Beginn der Cernirung um zwei Armeecorps und zwei Cavaleriedivisionen schwächer war als die Streitkräfte, mit denen die blutige Schlacht bei Gravelotte geliefert wurde, schlossen sie die durch die Besatzung von Metz um 18—20000 Mann verstärkte Armee Bazaine's in jenem Waffenplatze ein und besetzten dabei eine Linie von 50 Kilometer Umfang. Daß die Deutschen so etwas gewagt und glücklich durchgeführt, lag im Selbstbewußtsein auf eigene Kraft, in richtiger Beurtheilung des Gegners, namentlich seines unschlüssigen Heerführers, in rastloser Thätigkeit und unbegrenzter Hingebung an die Sache, in wohldurchdachten Combinationen, in verläßlichen Nachrichten, welche man durch fähige Spione über die Schlagfertigkeit und Absichten des feindlichen Heeres aus Metz zu ziehen verstanden hatte, im Widerstreit der Meinungen im Lager des Gegners u. s. w. Ein solches Wagniß wie die Einschließung von Metz mit einer etwas stärkern, im Verlaufe der Operationen erst durch zwei, ihren Etats nach ganzen Armeecorps gleichkommenden Heeresabtheilungen (Division Kummer und Corps des Großherzogs von Mecklenburg) ist noch niemals versucht worden, weder bei Sewastopol, noch bei Richmond, Puebla u. s. w. In der Rheinarmee besaß Frankreich ein Heer, von dem übereinstimmend — von Freund sowol als Feind — behauptet wurde, es sei das Beste gewesen, was das Land an Kräften jemals gehabt hatte, und auf das der Spruch Napoleon's I.: „La terre, qui porte cette armée, en est fière!" mit Recht in Anwendung gebracht werden konnte. Ein solches aus kampfbewährten Soldaten zusammengesetztes Veteranenheer wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit in einem für uneinnehmbar gehaltenen großen und verschanzten Lager bezwungen und völlig niedergeworfen. Wie läßt sich eine solche in der Kriegsgeschichte beispiellose, für die Welt überraschende Erscheinung, eine derlei vielleicht nie wiederkehrende Waffenthat erklären?

In dem zweiten Abschnitte des Werks, welcher „Die Lage der französischen Armee und des Waffenplatzes Metz" beleuchtet, wird uns zuerst in einer Depesche vom 1. September Mittheilung gegeben, wie der Marschall Bazaine seine Lage beurtheilte. Die Depesche lautet:

Nach kräftigem Versuche, der uns zu zweitägigen Kämpfen in der Umgebung von St.-Barbe geführt hat, stehen wir wieder im verschanzten Lager von Metz, mit wenig Hülfsquellen für die Munition der Feldartillerie, ohne Fleisch, ohne Zwieback, doch mit Getreide für fünf Wochen; endlich ist der Gesundheitszustand kein vollkommener: die Festung ist mit Verwundeten überfüllt. Die Moral des Heeres ist gut geblieben. Ich bemühe mich nach wie vor, aus unserer Lage herauszukommen; der Feind ist aber sehr zahlreich um uns herum. General Decaen ist todt. Verwundete und Kranke 18000!

Im weitern Verlauf der Mittheilungen erfolgt sodann eine genaue Beschreibung der Festung Metz, ihrer Forts und Werke, der ausgeführten Befestigungsanlagen u. s. w., wie ein Nachweis der Bestände an Waffen, Munition und Lebensmitteln, wie des Verbrauchs derselben und Angabe der Hülfsquellen, welche der Festung zur Disposition standen. Ebenso werden über die Lazarethe und den allmählich hervortretenden Mangel, über die Maßregeln bei Vertheilung der Lebensmittel, wie über die Mittel, die man ergriff, um Pulver, Patronen und Geschosse für die Feldgeschütze herzustellen, weitere Mittheilungen gemacht. Der Abschnitt ist für einen Fachkenner von hoher Bedeutung. In einem dritten Abschnitt, welcher die Ereignisse vom 2. bis 22. September behandelt, wird der Einfluß, welchen die Katastrophe von Sedan und die Revolution vom 4. September auf die Entschließungen des Marschalls Bazaine haben mußten, beleuchtet.

Von deutscher Seite war man geneigt anzunehmen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ein Durchbruch des Marschalls nach Süden in Aussicht stand, da dieser die meisten Chancen für sich hatte. Denn gerade im Süden traf er am schnellsten die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere, er hatte einen genügenden Raum vor sich, um der Verfolgung auszuweichen, und konnte durch Wiedereröffnung der Verbindungen mit Straßburg und den Festungen des südlichen Elsaß oder auch mit Toul und Langres für seine Armee am ehesten eine neue Basis gewinnen.

Während indeß von deutscher Seite die entsprechenden Maßregeln ergriffen wurden, um einer derartigen Absicht des Marschalls entgegentreten zu können, sah derselbe seinerseits seine Lage mit ganz andern Augen an. In einem am

12. September in seinem Hauptquartier zu Ban St.-Martin versammelten Kriegsrath sprach er sich zu seinen Corpscommandanten und Divisionsgeneralen folgendermaßen aus:

Sie werden wol begreifen, daß ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, das Schicksal Mac-Mahon's zu theilen. Demzufolge werden wir in Zukunft keine großen Ausfälle mehr unternehmen. Jeder von Ihnen wird es über sich nehmen, kleine Operationen im Einzelnen vor der Front seines Heereskörpers auszuführen, um die Truppen in Thätigkeit zu erhalten und dem Feind zu zeigen, daß wir noch am Leben sind. Ich wende mich daher an die Corpscommandanten und überlasse es ihrem Ermessen, derartige kleine Ausfälle anzuordnen. So werden wir die Befehle der Regierung erwarten.

Am 15. September richtete darauf der Marschall an den Kriegsminister folgende Depesche:

Die Armee bedarf dringend Nachricht über das, was in Paris und in Frankreich vorgeht. Wir haben keinerlei Verbindung mit dem Innern des Landes, während der Feind sowie die von demselben ausgewechselten Gefangenen höchst beunruhigende Gerüchte in Umlauf setzen. Die Uebersendung von Verhaltungsbefehlen und neuen Nachrichten ist für uns von äußerster Wichtigkeit. Starke feindliche Heeresmassen halten die Armee hier eingeschlossen und konnten am 31. August und 1. September nicht von uns durchbrochen werden!

Zu jener Zeit entwickelte sich nun der bekannte Briefwechsel zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und Bazaine; der Verfasser äußert sich über denselben folgendermaßen:

Bezüglich der Correspondenzen mit dem Feinde ist zu bemerken, daß hiervon noch in allen Kriegen der umfassendste Gebrauch gemacht wurde, sei es als eine durch das Völkerrecht erlaubte Kriegslist, sei es aus andern Gründen. Das französische Reglement verbietet blos einem Festungscommandanten, mit dem Feinde in Briefwechsel zu treten und die auf diesem Wege erhaltenen Nachrichten den Truppen bekannt zu geben. Bazaine war kein Festungs-, sondern ein Armeecommandant, denn als solcher wurde er, als im freien Felde capitulirend, vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem zum Tode verurtheilt. Gemäß allen Gesetzgebungen der civilisirten Welt besitzt ein vor dem Feinde stehender Armeecommandant die Rechte der souveränen Gewalt. Nach der officiell bekannt gemachten Gefangennahme des Kaisers und dem Sturze des Kaiserreichs war Marschall Bazaine also der höchste Würdenträger in Frankreich, und da er von der Umwälzung in Frankreich vom 4. September unberührt geblieben war, so konnte er in seiner doppelten Eigenschaft als Armee- und Festungscommandant, dann als Repräsentant des Kaiserreichs mit dem Feinde sowol als mit den Machthabern in Paris unterhandeln. Nicht an Bazaine lag es daher, sich die Anerkennung seiner de facto und de jure ohnehin bestehenden Gewalt von der Regierung der Nationalvertheidigung zu verschaffen, sondern letztere hatte dahin zu wirken, daß sie von ihm anerkannt wurde. Wenn der Marschall von der Umwälzung in Paris und von einer Regierung keine Notiz nahm, die, gleich ihm durch den Feind von der Außenwelt abgeschlossen, jeden Tag durch Barrikadenmänner ersetzt werden konnte, so kann ihm dies unmöglich zum Vorwurf gereichen. Aus dem pomphaften Titel „Regierung der Nationalvertheidigung" ließen sich noch keine Schlüsse auf die Lebensfähigkeit und den Fortbestand einer usurpirten Gewalt ziehen; wie sollte übrigens eine in Paris belagerte Regierung die Nation vertheidigen und Frankreich Gesetze dictiren?

Aus der im „New York Herald" veröffentlichten Vertheidigungsschrift entnehmen wir folgenden Absatz, welcher die damaligen Ansichten des Marschalls Bazaine wiedergibt: „Was Metz betrifft, so ging dieses verloren, weil unter dem Vorwande, sich patriotisch zu zeigen und die Erinnerungen an die Revolution aufzufrischen, Narren und Abenteurer, welche nie ihr Leben einsetzten, einen unsinnigen Kampf fortsetzen wollten, in der Eile Massengebote aufhoben, die schlecht bewaffnet waren und noch schlechter gekleidet, ohne genügende Cadres, um damit 800000 vorzüglich ausgerüsteten und geführten Deutschen die Spitze zu bieten. Man wollte nicht einmal meinen Aufenthalt in Metz benutzen, um einen ehrenhaften Frieden zu schließen, sondern ließ es geschehen, daß sich meine Mittel bis zum letzten Bissen Brot erschöpften. Selbst nach meinem Misgeschick konnte man Metz retten, als Thiers, der einzige, welcher den Verstand bewahrt hatte, den Frieden vorschlug!"

Wir können diesen Bemerkungen unsererseits keinen Werth beilegen. Die Pflicht gegen sein Vaterland gebot dem Marschall unzweifelhaft, einen letzten verzweifelten Versuch zu wagen, sein Heer zu retten. Mislang dieser Versuch, so hatte er wenigstens seine Soldatenehre gerettet und es traf ihn nicht der unauslöschliche Vorwurf, der Agonie seines aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes mit verschränkten Armen zugesehen zu haben. Siegte er, oder um uns richtiger auszudrücken, gelang es ihm selbst unter den ungeheuersten Verlusten, einen Theil seines Heeres zu retten, so konnte er sich allerdings mit der stolzen Hoffnung schmeicheln, daß die Trümmer seines braven Heeres genügen dürften, um für sein Vaterland einen günstigern Frieden zu erwirken. Dann, ja dann war es ihm auch verstattet — vorausgesetzt, daß es ihm alsdann noch beliebt hätte —, die momentan so heiß ersehnte Rolle eines Monk zu spielen!

Die vierte Abtheilung des Werks enthält einen Bericht über die kleinen Gefechte bei Lauvallier, Vany und Chieulles, die für eine weitere Besprechung nicht wichtig genug erscheinen. Der letzte Abschnitt endlich behandelt die Missionen Regnier's und Bourbaki's, sowie die Versuche der Nationalvertheidigung, mit Metz in Verkehr zu treten. Was die Mission Regnier's anbetrifft, so sind wir der Ansicht, daß dieselbe gegenwärtig schon so allgemein bekannt ist, um einer weitern Besprechung nicht mehr zu bedürfen. Wenn der Regierungscommissarius, General Pourcet, in seinem Requisitorium sagt: „Wenig liegt daran, zu wissen, wer dieser Mann eigentlich ist, ob ein eitler Narr oder ein preußischer Spion! Was dem Marschall Bazaine vorgeworfen werden muß, ist seine Nichtbeachtung der Regeln betreffs des Ein- und Austritts von Parlamentairen, ist sein blindes Vertrauen in jene mandatslose Persönlichkeit, ist seine strafwürdige Geneigtheit, deren Vorschläge anzuhören, sind endlich die beklagenswerthen Folgen der mit Regnier eingeleiteten Vorbesprechungen" — so vermögen wir diesem Ausspruche, mit Ausnahme des letzten Absatzes, uns im allgemeinen nur anzuschließen. Besondere Folgen können wir aber den Verhandlungen zwischen dem Marschall und Regnier nicht unterbreiten, wenngleich die Neigung Bazaine's, die Capitulation abzuschließen, hierdurch gefördert worden sein mag. Was aber das Schicksal des französischen Heeres und der Festung Metz anbetrifft, so glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß dasselbe zu jener Zeit schon ohnedem so gut wie besiegelt war.

Indessen, oft schon haben an und für sich unbedeutende Zufälle in den Geschicken der Völker große Verän-

derungen herbeigeführt. Die Haltung der Kaiserin, als ihr die Mittheilungen des Generals Bourbaki zutheil wurden, war so überaus taktvoll und zeigte solchen Patriotismus, daß wir wohl annehmen können, eine spätere Zeit werde derselben Rechnung tragen. Wir nehmen hiermit von dem ersten Theil des Werks Abschied und hoffen, bei dem unzweifelhaften Interesse, das derselbe wol bei einem großen Theil des Publikums erwecken dürfte, bald in der Lage zu sein, über den zweiten Theil Bericht erstatten zu können.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 3 M.

Gleich nach den Befreiungskriegen faßte Brockhaus die Idee zu einem Sammelwerke von Biographien der „Zeitgenossen", nach dem Vorbild der in London erscheinenden „Public Characters", und gewann für die Herausgabe desselben seinen Freund Professor Koethe in Jena; er wollte dies Unternehmen nicht als eine Buchhändlerspeculation betrachtet sehen, sondern ihm einen großen historischen Charakter geben und alles entfernt halten, was, auf Leidenschaft berechnet, diesem entgegen sei. Daß dies Ziel erreicht worden sei, bezeugt der Verfasser in den Schlußworten des betreffenden Abschnitts:

> Die „Zeitgenossen" haben sich in der langen Zeit ihres Bestehens und besonders in den ersten acht Jahren, während welcher sie von Brockhaus geleitet wurden, als ein geschickt redigirtes, weit verbreitetes und angesehenes zeitgeschichtliches Unternehmen bewährt. Ruhig gehalten, aber von patriotisch liberaler Richtung, übten sie mannichfachen Einfluß auf ihre Zeit und haben bleibenden Werth für die Geschichte derselben behalten.

Das Werk erschien seit 1816 und zwar in „Abtheilungen" oder „Heften", von denen vier einen Band bildeten; es wurde nach Brockhaus' Tode noch bis zum Jahre 1841 fortgesetzt, sodaß es 18 Bände umfaßt. Brockhaus selbst war die eigentliche Seele des Unternehmens und redigirte dasselbe von 1816 bis 1821 und dann wieder von Ende 1822 bis zu seinem Tode allein. Die Grundsätze, welche in dem Prospect des Unternehmens ausgesprochen wurden, sind in treffende Form gekleidet und von so allgemeiner Gültigkeit für derartige biographische Sammelwerke, daß wir ihnen hier gern eine Stelle gönnen, um so mehr, als sie auch für ein neuestes Unternehmen des Brockhaus'schen Verlags, den „Neuen Plutarch", mit dem einzigen Unterschied, daß dieser bis zur Reformation, nicht bis zur Französischen Revolution seine Anfangsgrenze zurückdatirt, wieder maßgebend geworden sind:

> Das Gelingen des wichtigen Unternehmens hängt aber wesentlich davon ab, daß ein Kreis geistreicher, einsichtsvoller und geschichtskundiger Männer sich vereinige, und durch möglichst vollendete Darstellungen einzelner ausgezeichneter Menschen dieser Zeit den Herausgeber in den Stand setze, etwas Vorzügliches zu liefern. Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht blos noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahre hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre), dazu gerechnet werden. Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltene Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgendeinem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern „Zeitgenossen" seinen Platz. Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgesetzt werden müssen. Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weit verbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahinwandelten, von unserm Plane ausgeschlossen. Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen. Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geiste der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (soweit der Forscher einzudringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Eingreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen, wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und soviel es geschehen kann, auch wie er ward, die das Menschliche in seiner Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen: das ist es, was wir zu erreichen wünschen.

Zu den Hauptmitarbeitern gehörten namhafte Publicisten und Gelehrte: Adam Müller, der eine Biographie des Kaisers Franz schrieb, bald aber, nachdem Hormayr Brockhaus vor diesem „Agenten der geheimen österreichischen Polizei gewarnt", aus dem Kreise der Mitarbeiter wieder ausschied, Joseph von Hormayr, Benzenberg, dessen Biographie König Friedrich Wilhelm's III. für Brockhaus verhängnißvoll wurde und zu einer Recensur seines ganzen Verlags führte, Henrich Steffens, August Wilhelm von Schlegel, Tiedge, Venturini, Woltmann, Johannes Voigt, Amadeus Wendt u. a. Auch sehr interessante Selbstbiographien wurden geliefert, so von Friedrich Creuzer, Malchus, Matthisson, dem Historiker Schlosser und Woltmann. Varnhagen von Ense gehörte ebenfalls zu den Mitarbeitern, er sandte Biographien von Tettenborn und Mirabeau ein und zahlreiche kürzere Notizen, wie er sich überhaupt für das Unternehmen interessirte und Rathschläge in Betreff der Mitarbeiter, über die leitenden Principien der „Zeitgenossen" selbst u. s. w. ertheilte. So schrieb er gleich nach Empfang des ersten Hefts:

Die wohlgeschriebene Einleitung stellt vortreffliche Gesichtspunkte auf, denen ich meinen Beifall durchaus geben muß, und deren beruhigende Erörterung für einen großen Theil der Leser unumgänglich nöthig war. Allein mich dünkt, die Praxis könne sich ohne den größten Nachtheil des Werks doch nicht ganz an diese Theorie binden, sie muß sich hin und wieder mit Bewußtsein einige Freiheiten nehmen, die der Buchstabe dieser Erörterung nicht immer verstatten würde. Gerade die Zeitgeschichte verstattet keine völlige Neutralität, denn das Leben kann nicht neutral sein; besser ist es, wenn einzelne Artikel in starken Schwingungen nach einer Seite durch die Verschiedenartigkeit derselben dann doch für das Ganze ein Gleichgewicht erzeugen.

Um die Geheimhaltung seines Namens als Mitarbeiter ersuchte er fortwährend mit großer Aengstlichkeit, da er für seine diplomatische Stellung fürchtete. Auch Goethe interessirte sich für die „Zeitgenossen"; Koethe schreibt an Brockhaus am 20. November 1815:

Knebel liefert auch eine Selbstbiographie, zu der ich mit Goethe vereint ihn bewogen habe. Und selbst Goethe hat mir seine eifrigste Theilnahme fast unaufgefordert zugesagt und mich aufs freundlichste eingeladen, mich in dem Fall, wo ich seiner bedarf, seines Raths, seiner Unterstützung, an ihn zu wenden und seiner größten Bereitwilligkeit versichert zu sein. Es ist sonst nicht seine Art, sehr zuvorkommend zu sein; aber sein besonderes Wohlwollen ehrt mich um so mehr. So hoffe ich, nun auch von ihm noch etwas zu den „Zeitgenossen" zu erhalten, und rechne besonders auf eine einleitende Darstellung des französischen Theaters, wenn nur erst Beiträge dazu eingegangen sind.

Ein „Leipziger Kunstblatt", welches Brockhaus verlegte und Professor Wendt redigirte, sollte besonders Theater und Musik besprechen; es war der Ausdruck des lebhaften persönlichen Interesses, welches Brockhaus allen künstlerischen Bestrebungen entgegenbrachte. Aeußern Anlaß gab die Eröffnung des neubegründeten leipziger Stadttheaters am 26. August 1817; die erste Nummer erschien drei Tage darauf. Doch ging das Blatt im October 1818 wieder ein; es theilte dies Los mit einer großen Zahl dramaturgischer Zeitschriften, die ihm im Laufe der nächsten Jahrzehnte folgten. Adolf Müllner traf den Nagel auf den Kopf, wenn er am 19. November 1818 an Brockhaus schrieb:

Das Horoskop des „Kunstblattes" war eben nicht schwer zu stellen. Das Publikum hört über die Kunst nicht gern Collegia, und wer nicht unterhält, redet in Zeitschriften vergebens, was er auch immer Gutes sagen möge.

Dagegen hatte der im Herbst 1818 begründete „Hermes" einen schönen Erfolg; es war dies eine kritisch-literarische Zeitschrift, die das gesammte Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft umfassen sollte. Die Idee entsprang Brockhaus' Vorliebe für die englische Literatur, und die englischen Revuen waren seine Vorbilder. Er schrieb an Ludwig Wieland, den Sohn des Dichters, den er für seinen Plan zu interessiren suchte, im November 1817:

Mir scheint ein kritisches Institut im Geiste und Charakter der beiden trefflichen englischen Journale „The Edinburgh Review" und „The Quarterly Review" in Deutschland zu fehlen, ein Institut, das sich wie diese nicht über Alles, was gedruckt wird (wie es die literarischen Zeitungen bei uns wollen), erstreckte, sondern sich nur auf das die Wissenschaft wahrhaft Förderndе, oder das aus irgend einer sonstigen Hinsicht bedeutend in die Zeit und in die Literatur eingriffe, einschränkte. Auch die Franzosen haben jetzt ein gutes Journal dieser Art an dem „Journal des savans". Wir haben ihm keins entgegenzusetzen, das ein Mann von Geschmack und Geist in seiner Bibliothek selbst besitzen möchte und zu dem er immer gerne zurückkehrte. Unsere literarischen Zeitungen allesammt ersäufen sich in ihrer Allgemeinheit, und die einzelnen trefflichen Kritiken, die sie enthalten, gehen in der Gemein- und Leerheit der übrigen verloren. . . .

Meiner Meinung nach müßte ein deutsches Institut, was jenem englischen gliche, also Keckheit, Tiefe, Verstand und Geschmack in sich vereinigte, auch unter uns gelingen können, und es würde gekauft und aufgehoben werden, anstatt daß man unsere literarischen Zeitungen nur in Lesecirkeln durchblättert und nicht wieder ansieht. Es müßte zu diesem Zwecke auch nicht zu viel Volumen gegeben werden. Vierteljährlich ein Heft, das so viel enthielte als die genannten englischen Journale, wäre genug. Aber es enthielte wirklich werthvolle Gaben, keine Spreu. Kein Zweig der Literatur bliebe ausgeschlossen, jedoch würden von den exacten Facultätswissenschaften — und wie freilich überhaupt — nur Hauptwerke oder -Schriften aufgenommen. Eine Broschüre dürfte aber eine längere Kritik erheischen als ein Werk in Quartbänden. Alles gelte die intensive Bedeutung. Es würde keine Armee von Recensenten oder Mitarbeitern engagirt, wie Ersch es bei der „Encyklopädie" für nöthig erachtet hat, sondern nur ein kleines Häuflein von tüchtigen Menschen, die aber — mit Erlaubniß — Haare auf den Zähnen hätten.

Mit Wieland kam es zu keiner Einigung, dagegen gewann Brockhaus für die Redaction den Professor Krug in Leipzig, der als akademischer Lehrer, philosophischer Schriftsteller und Patriot hohe Achtung genoß. Vom zweiten Jahrgang an übernahm indeß Brockhaus selbst die Redaction und führte sie bis zu seinem Tode fort. Nach den Karlsbader Beschlüssen hielt sich Brockhaus für verpflichtet, seinem Unternehmen auch eine politische Bedeutung zu geben und den Kampf gegen die Reaction in demselben aufzunehmen; das Journal sollte sich der doctrinellen Entwickelung der „constitutionellen Ideen im Geiste unsers Jahrhunderts" widmen, dabei zunächst aber noch der constitutionellen Ausbildung Deutschlands nach den Verheißungen der deutschen Bundesacte. Um nicht mit den deutschen Censurbehörden in Conflict zu gerathen, verlegte er Druck und Verlag der Zeitschrift nach Amsterdam; im Jahre 1821 zeichnete er indeß wieder Leipzig als Druck- und Verlagsort, ohne in Conflict mit der Censur zu gerathen. Die Aufnahme des „Hermes" von seiten des Publikums war eine günstige; namentlich rühmten auch die französischen und englischen Blätter die Zeitschrift. Ihre finanziellen Erträgnisse waren indeß nicht glänzend, sie warfen kaum ein Redactionshonorar ab. Brockhaus schrieb an Geheimen Rath Schmid in Jena noch 1823:

Unser Journalwesen ist in Deutschland ein glänzendes Elend. Fast alle Zeitschriften kämpfen mit dem Hungertode, und nur wenige, die entweder durch altes Herkommen in alle Lesecirkel einmal eingeführt sind, oder deren Gemeinheit sie in solche führt, gedeihen wahrhaft.

Schmid übernahm die Redaction nach dem Tode von Brockhaus und führte sie bis zum Aufhören der Zeitschrift 1831. Der „Hermes" umfaßt 35 Bände. Eduard Brockhaus sagt von demselben:

Der „Hermes" war namentlich unter Brockhaus' eigener Redaction ein angesehenes literarisches Journal von eigenthümlichem Charakter, das auf die Literatur jener Zeit einen maßgebenden Einfluß ausübte, und wird ebendeshalb wie wegen seiner vielfach ausgezeichneten Beiträge Werth für den Literarhistoriker behalten. Trotz der Ausdehnung und wachsenden Bedeutung, welche die deutsche Journalistik seit jener Zeit er-

langt hat, ist der „Hermes“ doch von keiner der spätern deutschen Zeitschriften ersetzt worden.

In der That fehlt es in Deutschland noch immer an einer vornehmen kritischen Revue, für welche das besprochene Buch nur den Anknüpfungspunkt für einen den gleichen Inhalt behandelnden Essay hergibt. Unsere neuen Revuen haben mehr die „Revue des deux mondes“ zum Vorbild genommen.

Der „Hermes“ enthält sehr eingehende politische Essays über die wichtigsten Tagesfragen; die wichtigsten Erscheinungen der philosophischen Literatur, Werke Hegel's, Herbart's, Jacobi's werden eingehend gewürdigt. Auch Schopenhauer's Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, dessen erstes Erscheinen 1819 in jene Epoche fällt, erfährt volle Beachtung; der Recensent, Herbart, nennt den Verfasser bereits damals einen „wirklich ausgezeichneten Denker und Schriftsteller“. Ueber den Mysticismus und Somnambulismus bringt der „Hermes“ eingehende Aufsätze; über sein Verhältniß zur schönen Literatur heißt es in unserm Werke:

Wenn so der „Hermes“ in der Politik ein Bild der Restaurationsepoche und der ersten Anfänge constitutioneller Entwickelung lieferte, über die philosophischen Tendenzen der Zeit aber den Mitlebenden genaue Auskunft ertheilte, so warf er nicht minder in der schönen Literatur, die damals sich in keiner Blütezeit befand, das Gewicht seines kritischen Ansehens mehrfach in die Wagschale, und ein für die Literaturforschung nicht unwichtiger Schatz gründlicher und geistreicher Besprechungen damaliger Production ist in seinen Bänden verborgen. Es war der Höhepunkt der Schicksalstragödie, dieser Nachblüte der Romantik. Goethe's Stimme ließ sich nur zuweilen noch vernehmen; neue Talente wie Uhland, Kerner tauchten auf; die Uebersetzungsliteratur war rüstig und thätig. Dieser Charakter der damaligen Epoche spiegelt sich nach allen Seiten hin in den hervorstechenden Zügen im „Hermes“ ab, deutlicher als in andern Zeitschriften. Sehr eingreifende Kritiken bringt er namentlich über die Müllner'schen Dramen. Gegen die „Albaneserin“ findet sich ein förmlicher Fehdebrief, dessen Verfasser (Freiherr von der Malsburg) mit Bewußtsein gegen den Strom schwimmt; er erklärt, daß er den gründlichsten Haß gegen die Gemüthsrichtung und Weltunordnung empfinde, die sich Müllner für seine Trauerspiele ausgedacht habe, sowie gegen die sonderbare Betriebsamkeit, die derselbe für seinen Ruhm entfalte. Nicht besser ergeht es seinem „König Yngurd“, dessen Grundidee gelobt, der aber trotz des Haschens nach Theatereffect als breit und langweilig hingestellt wird; ebenso wird die Ohnmacht der Charakteristik und das Ueberwiegen der poetischen Reflexion getadelt. Interessant ist, daß in derselben Kritik Grillparzer's „Ahnfrau“ gegen alle Angriffe vertheidigt, die Erscheinung derselben für wahr und poetisch erklärt wird. Raupach's dramatische Dichtungen (1818) werden hochgestellt wegen der neuen interessanten Situationen, des kräftigen Ausdrucks tiefer Leidenschaft, einer gedankenreichen, ebenso glänzenden und hohen als größtentheils fehlerfreien Dichtersprache. Die Houwald'schen Dramen: „Das Bild“, „Der Leuchtthurm“ und andere, beschäftigten damals Kritik und Publikum in hohem Maße; es sei nur an die Besprechungen von Ludwig Tieck und Ludwig Börne erinnert, die in ihrer Art als kleine kritische Meisterstücke Aufsehen machten. Ihnen reiht sich die Kritik von Wilibald Alexis im „Hermes“ gleich verdienstlich an; sie ist gründlicher, ruhiger, wenngleich weniger glänzend als die Kritiken jener Schriftsteller. Unter den Novellisten nahm damals Hoffmann eine bizarre Sonderstellung ein; auch ihm ist in der Zeitschrift eine besonders eingehende Analyse gewidmet; ebenso dem genialen Dramatiker Heinrich von Kleist, dessen Werke Ludwig Tieck eben herausgegeben hatte. Die Novellistik blühte vorzugsweise in den Taschenbüchern; auch neu auftauchende Talente, wie Leopold Schefer, verdienten sich in ihnen die ersten Sporen. Der „Hermes“ hält mehrfach Rundschau über dieselben, mit eingehender Würdigung der modischen Unterhaltungsliteratur und der verschiedenen erzählenden Talente.

Daß Brockhaus neben dem „Hermes“ noch ein anderes Literaturblatt erscheinen ließ, hat innere und äußere Gründe. Neben der vornehmern Revue konnte ein leichteres kritisches Blatt immer noch Geltung finden, welches weniger den Essay pflegte als die referirende Kritik, welches den neuerscheinenden Schriften das Pikante und Interessante entnahm und den Lesern mittheilte und sich daher mehr an ein weltmännisches Publikum als an die gelehrte Welt wendete. Dann aber war es ein genialer Coup des Verlagsbuchhändlers, der seinen Gegnern eine Waffe aus der Hand schlug, als er von Hoffmann in Weimar das „Literarische Wochenblatt“ ankaufte, in welchem Adolf Müllner, erbittert durch die Kritik über seinen „König Yngurd“ im „Hermes“, die giftigsten Pfeile gegen die Brockhaus'sche Buchhandlung abschoß. Das „Literarische Wochenblatt“, als dessen Fortsetzung sich unsere „Blätter für literarische Unterhaltung“ mit Recht betrachten dürfen, wurde von Kotzebue 1817 begründet und sehr geschickt redigirt; es hatte einen polemischen und publicistischen Charakter und brachte neben Kritiken und literarischen Notizen auch Aufsätze, welche den Enthusiasmus der deutschen Jugend und das Turnwesen verspotteten. Ueber den Inhalt des von Kotzebue redigirten „Literarischen Wochenblatts“, über die Uebernahme derselben seitens der Brockhaus'schen Verlagshandlung, über die zweimalige Aenderung des Titels, einmal in „Literarisches Conversations-Blatt“, dann in „Blätter für literarische Unterhaltung“ (1826), und zwar beidemale infolge von Conflicten mit der preußischen Regierung, haben wir schon in dem Aufsatze „Das funfzigjährige Jubiläum der «Blätter für literarische Unterhaltung»“ (Nr. 1, 1868) berichtet; in der Schrift von Eduard Brockhaus ist dies alles noch eingehender und unter Mittheilung interessanter Actenstücke behandelt, zu denen wir besonders das an Hardenberg gerichtete große Mémoire von Brockhaus und seine oft sehr scharfe Correspondenz mit der Verlagsbuchhandlung von Hoffmann in Weimar rechnen. Auch die allerdings resultatlosen Verhandlungen mit Börne, welchen Brockhaus zum Redacteur des „Literarischen Wochenblatts“ machen wollte, sind ausführlich mitgetheilt; sie zeigen uns die Bedeutung, die schon damals dem geistreichen Publicisten beigelegt wurde, welchen Hoffmann den „deutschen Swift“ nennt.

Im Widerspruch mit den Principien, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung“ heutigentags verfolgen und welche wir für die einzig richtigen halten, wahrte Brockhaus auf das strengste die Anonymität seiner Mitarbeiter, wie dies auch im „Hermes“ der Fall war; doch ist der Verfasser in den Stand gesetzt, folgendes Verzeichniß der Hauptmitarbeiter in den Jahren 1820—23 mitzutheilen:

Hofrath Bernstein in Breslau, Hofrath Böttiger in Dresden, Professor Böttiger in Erlangen (Sohn des Vorigen), Geheimer Legationsrath Breuer in Dresden, Professor Büsching in Breslau, Wilhelmine von Chézy in Dresden, Dr. G. Depping in Paris, Bibliothekar Ebert in Dresden, Dr. Friedrich Förster in Berlin, Professor Karl Förster in Dresden, Professor Friedländer in Halle, Regierungsrath Grävell in Merseburg, Professor von der Hagen in Breslau, von Halem in Leipzig,

Dr. H. Hase in Dresden, Professor Hasse in Dresden, Friedrich Hempel in Altenburg (später in Pesth), Dr. Franz Horn in Berlin, Therese Huber in Stuttgart, Staatsrath von Jakob in Halle, Therese von Jakob in Halle, Graf Kalckreuth in Dresden, Dr. Moritz Kind in Leipzig, Professor Köppen in Landshut, Dr. Wilhelm Körte in Halberstadt, Ritter von Lang in Ansbach, Wilhelm Adolf Lindau in Dresden, Graf von Löben in Dresden, Baron von der Malsburg in Dresden, Freiherr von Meseritz in Frankfurt a. M., Wilhelm Müller in Dessau, Geheimer Kirchenrath Paulus in Heidelberg, Professor Pölitz in Leipzig, Professor Puchelt in Leipzig, Geheimer Rath Schmid in Jena, Friedrich August Schulze in Dresden, Wilhelm von Schütz in Dresden, Professor Gustav Schwab in Stuttgart, Karl August Varnhagen von Ense in Berlin, Professor Wendt in Leipzig.

Wenn wir so durch den Ahnensaal unserer Zeitschrift wandeln, werden wir durch keine misliebigen Gespenster erschreckt; wir können mit gerechtem Stolz auf die langjährige kritische Wirksamkeit dieser Zeitschrift zurückblicken, und auch ihre ersten kritischen Devisen sind mit geringen Wandlungen noch die unserigen. Ebenso wenig glauben wir, daß man unsere Zeitschrift wegen ihrer achtundfunfzigjährigen Vergangenheit zum alten Eisen werfen kann; sie hat sich immer frisch gehalten und bleibt auch gegenwärtig für Deutschland eine Specialität, wie es das „Athenaeum" für England ist.

Der letzte Abschnitt des Werks bespricht die weitern Verlagsunternehmungen von Friedrich Arnold Brockhaus, darunter Werke, die noch zur encyklopädischen Literatur gehören, eine Menge politischer Schriften, die sein lebhaftes Interesse an den Zeitströmungen bekunden, Werke von Venturini, Benzenberg u. a., Broschüren von Krug, Wilhelm Körte, Karl von Rotteck u. a. Aufsehen erregte ein 1819 von Brockhaus veranstalteter Wiederabdruck des berühmten patriotischen Briefs, den Friedrich von Gentz am 16. November 1797 an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei dessen Thronbesteigung richtete. Gleichen politischen Muth bewies der Verleger dadurch, daß er Ernst Moritz Arndt's Selbstvertheidigung verlegte. Auch die bekannte Schrift von Joseph von Görres „Europa und die Revolution", ein Seitenstück zu „Deutschland und die Revolution", verlegte Brockhaus in Gemeinsamkeit mit dem Buchhändler Erhardt in Stuttgart.

Zahlreich waren auch die biographischen Werke und Memoiren, unter denen diejenigen von Casanova eine hervorragende Stelle einnehmen. Die Geschichte des Ankaufs der letztern ist sehr interessant; auch erfahren wir, daß alle Ausgaben, auch die französischen, noch editiones castigatae sind. In der deutschen sind die bedenklichsten Stellen fortgelassen, in der französischen gemildert. Brockhaus selbst hatte die geschichtsphilosophische und culturgeschichtliche Bedeutung des Werks besonders im Auge; er sagte in der „Urania":

Diese Memoiren umfassen den größten Theil des Zeitalters Ludwig's XV. (nämlich den Zeitraum von 1730 bis 1770), ein Zeitalter, das sich einerseits durch die Entfesselung aller sittlichen Verhältnisse und bürgerlichen Ordnungen in der Gesellschaft, durch eine jetzt kaum noch glaubliche grenzenlose Libertinage und Ueppigkeit in allen, besonders den höhern Ständen, wozu fast in allen Staaten von den Thronen herab das gefährliche und ansteckende Beispiel gegeben wurde, durch den bedenklichsten Skepticismus und Leichtsinn in allen heiligen und religiösen Dingen, sowie durch ebenso furchtbaren als kleinlichen Despotismus, aber auch andererseits durch die feinsten und abgeglättetsten Formen der Gesellschaft, durch den Schimmer der aufs höchste gesteigerten Vollendung und äußern Liebenswürdigkeit in der Kunst des Umgangs und des ganzen gesellschaftlichen Verkehrs gleich sehr ausgezeichnet hat. Nur durch die innere Verderbtheit dieses Zeitalters erklären sich auch vielleicht die Greuel der ihm gefolgten Revolution. Nichts scheint uns kurzsichtiger geurtheilt, als die Ursache dieser allein in Finanzverlegenheiten und etwaigen politischen Fehlern des Augenblicks, die zu allen Zeiten gemacht werden, suchen zu wollen. Die Revolution war die Entladung der Atmosphäre der Gesellschaft von der ihr vorangegangenen sittlichen Verderbtheit derselben.

Casanova hat dieses entartete Zeitalter, das sich in der allgemeinen Gesellschaft freilich nur in Frankreich und besonders in Paris, in ganz Europa aber an allen Höfen und in den höhern Ständen ausgebildet hatte, in seinen Erscheinungen und durch seine Beobachtungen und Selbsterfahrungen mit der höchsten Wahrheit und Ergreifung, aber auch oft mit einem Pinsel geschildert, gegen den die Gemälde des Verfassers der „Liaisons dangereuses" und des „Faublas" nur farblose Umrisse genannt werden können.

Unter seinen geschichtlichen Verlagswerken sind diejenigen von Friedrich von Raumer, mit welchem Brockhaus in einem reichhaltigen Briefwechsel blieb, besonders hervorzuheben; von seinen philosophischen das Hauptwerk von Arthur Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung". Schopenhauer war ihm vom Freiherrn von Biedenfeld als ein höchst interessanter Kopf empfohlen worden, der für ein umfassendes philosophisches Werk einen großen Buchhändler zum Verleger wünsche; Brockhaus erklärte im allgemeinen, daß er mit Schopenhauer gern in Beziehung treten würde; er erhielt nun einen Brief von diesem aus Dresden, vom 28. März 1818, mit einem Verlagsantrag in Betreff seines größern Werks, dem wir die folgende Stelle entnehmen, als das erste interessante Programm, das der Autor von seinem eigenen Hauptwerke mit seinem nie verleugneten Selbstgefühl gibt:

Ich will nämlich zur nächsten Michaelismesse ein philosophisches Werk erscheinen lassen, an welchem ich hier seit vier Jahren unablässig gearbeitet habe. Es wäre nun einerseits sehr am unrechten Ort, dem Verleger gegenüber als Schriftsteller den Bescheidenen spielen zu wollen: andererseits ist es überall unrecht, den Charlatan zu machen. Daher will ich Ihnen zugleich offen und gewissenhaft über mein Werk dasjenige sagen, woran Ihnen, meines Erachtens, gelegen sein kann. Zugleich aber nehme ich Ihnen, als einem Mann von Ehre, hiermit das Versprechen ab, das Gesagte streng zu verschweigen, sogar den Titel des Buchs, welchen Niemand früher als aus dem Meßkatalog erfahren soll.

Mein Werk also ist ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinn des Worts: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grad zusammenhangende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie Andern verständlich mitzutheilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Ueberzeugung nach, eins von denen sein, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden. Jene Gedankenreihe war, dem Wesentlichen nach, schon vor vier Jahren in meinem Kopfe vorhanden: aber um sie zu entwickeln und sie durch unzählige Aufsätze und Studien mir selber vollkommen deutlich zu machen, bedurfte es ganzer vier Jahre, in welchen ich mich ausschließlich damit und mit den dazu gehörigen Studien fremder Werke beschäftigt habe. Vor einem Jahre fing ich an, das Ganze in zusammenhangendem Vortrag für Andere faßlich zu machen, und bin damit eben jetzt fertig geworden. Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule und vom breiten glatten Geschwätze der Periode vor Kant: er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit:

nur wer echte eigene Gedanken hat, hat echten Stil. Der Werth, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als die ganze Frucht meines Daseins. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagirt, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehen: alles Spätere sind nur Entwickelungen und Variationen desselben. Ist nun diese Reaction, dieser Gedanke, ein vom gewöhnlichen, wie er sich täglich in Millionen Individuen wiederholt, verschiedener und wirklich eigenthümlicher; so kann nun auch das Werk in welchem er sich ausspricht und mittheilt, sogleich vollendet werden, sobald nur ein günstiges Geschick die Muße, die innere und äußere Ruhe dazu gibt. Dies ist nun, wie ich glaube, mein Fall gewesen. Wollte ich demnach, gemäß dem Werthe, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen. Sogar aber wenn ich auch nur nach dem Werth, den, meines Erachtens, das Manuscript für den Verleger haben wird, die Forderungen machen wollte, würden sie schon stark sein. Allein auch dieses werde ich nicht, weil ich nicht verlangen kann, daß Sie alles Gesagte mir ganz auf mein Wort glauben, sondern Sie natürlich argwöhnen müssen, ich sei durch Eigenliebe bestochen. Dies annehmend bequeme ich mich von der Rücksicht auszugehen, daß mein Name noch sehr wenig bekannt ist, und daß ein philosophisches Werk, solange es keinen Ruhm erlangt hat, vor's Erste kein großes Publikum findet, wiewohl nachher ein desto größeres.

Brockhaus nahm das Werk an, war ihm Schopenhauer doch von mehrern Seiten als ein ausgezeichneter Kopf gepriesen worden. Auch die weitere Correspondenz zwischen Autor und Verleger ist sehr interessant, besonders wegen der göttlichen Grobheit, welche der wunderliche Heilige dabei zur Schau trägt. Auch der Verleger nahm kein Blatt vor den Mund und sprach besonders einmal die Befürchtung aus, an diesem Werk blos Makulatur zu drucken. In der That wurde der größte Theil der in 750 Exemplaren gedruckten ersten Auflage wirklich makulirt; so gering war der Absatz des Werks. Schopenhauer's Selbstvertrauen war dadurch nicht erschüttert worden, und er sollte schließlich recht behalten, wie aus den dankenswerthen Mittheilungen von Eduard Brockhaus über die weitern Schicksale des Buchs und die spätern Auflagen hervorgeht. Habent sua fata libelli!

Von den schönwissenschaftlichen Verlagsartikeln führt der Verfasser ebenfalls die hervorragendsten an, und gibt literarhistorisch interessante Mittheilungen über die „Urania", über die aus dem Unger'schen Verlage erworbenen Goethe'schen Schriften, die lyrischen und dramatischen Werke von damals wenig bedeutsamen Literaturepoche, die Romane der Johanna Schopenhauer und Therese Huber, die Voß'sche Shakspeare-Uebersetzung, die Uebersetzung italienischer und spanischer Dichter von Adolf Streckfuß und Otto von der Malsburg u. a. Die streng objective ansprechende Darstellung, der aus zum Theil gänzlich neuen Quellen schöpfende Fleiß lassen diese Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus als einen wichtigen Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts erscheinen. Das Bild des Geschilderten hebt sich lebhaft von diesem Hintergrunde ab als dasjenige eines geistreichen und energischen Mannes, eines gewandten, höchst thätigen Buchhändlers, eines tüchtigen, den Geist der Zeit erfassenden Patrioten.

Rudolf Gottschall.

Gedichte von Karl Gerok.

Blumen und Sterne. Vermischte Gedichte von Karl Gerok. Fünfte vermehrte Auflage. Stuttgart, Greiner. 1875. 16. 5 M. 40 Pf.

Im Jahre 1868 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, 306 Seiten stark; im Anfang vorigen Jahres bereits die fünfte, 522 Seiten stark. Nehmen wir dazu die vielen Auflagen der in illustrirter Prachtausgabe, in Miniatur- und Taschenausgabe erschienenen „Palmblätter", der „Pfingstrosen" und der patriotischen Zeitgedichte „Deutsche Ostern", so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir Gerok zu den beliebtesten und gelesensten Lyrikern der Gegenwart rechnen.

Der ebenso bescheidene als liebenswürdige Dichter ist von einem solchen Erfolge wol selber überrascht worden, hat ihn aber redlich verdient. Einfach und schlicht, empfindungsvoll und gefühlswarm ohne sentimentale Ueberschwenglichkeit, fromm ohne allen Orthodoxismus und Pietismus, bei aller schwäbischen Eigenart warm patriotisch und reichsfreundlich, bei allem Ernst seiner Muse doch kindlich froh und heiter und nicht ohne jenen Humor, der frei und befreiend über den Wassern schwebt — hat sich Gerok das Herz des deutschen Volks gewonnen, das noch immer, trotz alles Materialismus und Pessimismus der Gegenwart, gesunde Frömmigkeit und ein harmonisches Gemüthsleben zu schätzen weiß.

Der Stand des evangelischen Pfarrers begünstigt — wie wir das auch bei Julius Sturm sehen — nicht wenig diese gemüthliche Richtung der Poesie, obwol er andererseits dem schwächern Talente auch wieder die Gefahr bereiten kann, sich ins Salbungsvolle, Predigerhafte, Confessionelle zu verirren. Wenn und wo aber, wie es bei Gerok der Fall, jene poetische Freiheit gewonnen wird, welche überall, auf religiösem wie auf weltlichem Gebiet, das Menschliche zu erfassen und festzustellen weiß: da gibt es auch einen guten Klang und wir erhalten kernhafte, über alle Tendenzlyrik emporgehobene Poesie. Nihil humani a me alienum puto — dieses echte Dichtermotto dürfte Gerok getrost über alle seine Dichtungen schreiben!

Der Vielseitigkeit seines Blicks und der Unbefangenheit seiner Anschauung des Menschenlebens kommt es zu statten, daß Gerok als Prälat und Oberhofprediger den höchsten Kreisen der Gesellschaft nahe gerückt ist. Uebrigens hat die schwäbische Haupt- und Residenzstadt den idyllischen Zug seiner Muse keineswegs unterdrückt; es weht uns aus seinen Gedichten eine frische Landluft entgegen; die lebhaft empfangenen Jugendeindrücke, die er uns in seiner unlängst erschienenen Selbstbiographie mit so guter Laune geschildert *), sind dem gereiften Manne geblieben,

*) „Jugenderinnerungen" von Karl Gerok (Bielefeld und Leipzig 1876).

und auf einen gewissen idyllischen Ton ist ja ganz Schwabenland gestimmt. Wie bei Uhland und Mörike heimeln uns auch bei Gerok die warmen Landschaftsbilder und Naturschilderungen an. Sie beschränken sich nicht auf die engere Heimat; auch die Kreidefelsen der Stubbenkammer und das Felseneiland Helgoland mit dem blauen unendlichen Meer werden uns in markigen, glücklich der Natur abgelauschten Zügen vorgeführt. Von den Tagebuchblättern aus Helgoland dürfen sich einige, wie der „Matrosentanz“, getrost neben Heine's „Nordseebilder“ stellen: sie sind von echtem poetischen Schrot und Korn.

Und auch im zweiten Abschnitt *) treffen wir, neben den im schlichten Chronikenstil gehaltenen Sagen von Karl dem Großen, Romanzen wie „Ines de Castro“ mit einer bei aller innern Bewegtheit so sichern plastischen Ruhe und Klarheit, und wie der „Kaisermord“, die einen an sich grausigen Stoff doch so ganz poetisch bewältigen und wohlthuend auf uns wirken lassen, daß wir von diesen in der neuen Auflage hinzugekommenen Gedichten bekennen müssen, sie haben den Werth der ganzen Sammlung bedeutend erhöht.

Nicht minder zeigt uns der Dichter im dritten Abschnitt, daß ihm auch prometheische Stimmungen und Stürme des Zweifels nicht fremd geblieben sind. Zu dem in schwungvollen freien Rhythmen gesungenen „Schicksalslied“ der frühern Auflagen hat sich in der vorliegenden ein tiefempfundenes Schmerzenslied gesellt, „Ein trauriger Spaziergang“ überschrieben, dessen Schluß also lautet:

Und die Berge da drüben,
Die regenverschleiert
Hinausschaun in die graue Welt,
An die ich so oft
Wie an der Mutter warmen Busen
Mein liebepochend Herz gelegt,
Die mich emporgehoben
Wie auf Vaterarmen
Hoch in das selige Abendroth,
Ich kenne sie nicht,
Sie kennen mich nicht:
Todtes Gestein,
Vom Zufall aufeinandergethürmt;
Ob Regen sie peitscht,
Sie die Sonne vergoldet,
Es rührt sich nimmer
Ihr steinern Herz.

Da fiel die ganze Natur von mir ab,
Fernhin ins Bodenlose,
Wie zerbröckelnd Gestein
Unter des klimmenden Wanderers Fuß.

Und seufzend lacht' ich:
O Thor, o Thor,
Der du zu wandeln wähnst
Als in einem Vaterhaus
In der kalten wildfremden Welt,
Welcher kindisch vertrauend
Du vorerzählst
Und andichtest
Deines liebedurftigen
Armen Herzens
Leiden und Freuden,
Und die dich nicht versteht
Und die du nicht verstehst,
Drin einsam du wandelst,
Wie auf öder Heide
Wankt ein verirrtes
Verlornes Kind!

Es ist das eine so recht für die Gegenwart gedichtete Elegie, für eine Zeit, welche das Unendliche im Endlichen, das Weltganze im Atome zu erfassen vermeint und den bewußtlosen Stoff wieder idealistisch vergöttern muß, um nicht in den gähnenden Abgrund des Nichts zu blicken. Stimmungen wie diese beschleichen wol auch den wärmsten Naturfreund, wenn er erfährt, daß das „Unbewußte“ auch das „Gefühllose“ ist.

Um so heller und kampfesfreudiger ertönt das „Schicksalslied“:

Nein, schone nicht mein, Allmächtiger,
Schone nicht mein, wie der Harfe nicht schont
Der gottbegeisterte Sänger,
Wenn er gewaltig wühlend
Zwingt aus der Saiten bebendem Gold
Stürme herrlicher Harmonie!
Stürm', o Gott,
Stürm' in meiner Seele Saiten,
Ob sie jauchzend in Freuden klingen,
Oder in tiefem Jammer beben,
Wenn sie dir nur erzittern
Von deinem Schlag,
Wenn sie dir nur ertönen
Zu deinem Lob!

Im vierten Abschnitt befindet sich auch eine Parodie auf Goethe's Mignon-Lied: „Kennst du das Land“, umgedichtet nach Hebr. 13, 14:

Kennst du das Land, wo ew'ge Rosen blühn?
An Lebensbäumen Edens Früchte glühn,
Wo Himmelsluft des Pilgers Stirn umweht,
Im reinen Blau die Friedenspalme steht?
Kennst du es wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o liebe Seele, ziehn u. s. w.

Ich muß gestehen, daß mir solche ins Christliche übersetzte Lyrik unerfreulich ist; auch die edelste Absicht vermag der Parodie nicht den Beigeschmack, wenn auch nicht immer des Komischen, so doch des Zweideutigen zu nehmen. Wir vermeinen, das Weltkind Goethe in einem Priesterrock zu sehen.

Karl Gerok bewegt sich so gewandt und sicher in den verschiedensten Versmaßen und Rhythmen, daß er solcher Anlehnungen gar nicht bedarf. Etwas anderes ist's, wenn er z. B. in dem schönen Gedicht: „Auf Hölty's Todestag“, sich Motto und Strophe der für den früh dahingeschiedenen Sänger so charakteristischen Ode zum Vorwurf nimmt: „Ihr Freunde hänget, wann ich gestorben bin“ u. s. w.:

Noch hängt sie, Hölty, dort am geweihten Ort
Die kleine Harfe mit dem verblaßten Band,
Noch tönen oft im Abendhauche
Leis wie im Traum die goldnen Saiten.

Nicht viel Accorde zählte dein Saitenspiel,
Nicht stolzen Klanges reißt es die Herzen fort,
Doch sanft und süß mit holder Wehmuth
Rührt es mir immer aufs neu' die Seele.

Du sangst den Frühling — der dir so kurz geblüht;
Sangst Liebe — der du nie eine Braut geküßt;
Sangst: „Wunderschön ist Gottes Erde!“
Schon mit dem Tod im Jünglingsherzen.

*) Von den vier Abschnitten der Sammlung ist der erste überschrieben „Von Land und Meer“, der zweite „Aus Welt und Zeit“, der dritte „Von Haus und Herd“, der vierte „Aus Gottes Wort“.

Kein Weltschmerzdichter, welcher sein kleines Weh
Zum Riß aufdonnert, der durch das Weltall klafft,
Nein, in der Schöpfung Harmonien
Ließest du lächelnd dein Leid verklingen.

Kein Himmelsstürmer, welcher mit kecker Stirn
Gottleugnerisch dem Schöpfer ins Antlitz trotzt,
Nein, streng geführt auf rauhem Pfade
Preisest du kindlich den Vater droben.

Um Frühlingsanfang, da sich im deutschen Hain
Die ersten Sänger übten im Wettgesang,
Da tönte süß dein Lied vor allen,
Sänger des Lenzes und „Traumbilddichter!"

Wol schöner prangt der purpurnen Rose Kelch,
Wol voller tönt der Nachtigall Wonnelied,
Doch freut mich auch die Apfelblüte
Und der bescheidne Gesang der Drossel.

Drum oft noch unterm blühenden Apfelbaum
Am Frühlingsabend, dort auf der Gartenbank,
Sind's deine Lieder, holder Hölty,
Drauf mir die Blüten herniedersäuseln.

Das ist ein poetischer „Essay" über Hölty, der kürzer und treffender kaum geschrieben werden könnte.

An Gelegenheitsgedichten, die, wie sich das bei einem Dichter von der Begabung Gerok's von selber versteht, nicht blos individuelle Bedeutung haben, ist die vorliegende Sammlung nicht arm. Sie geben auch ihrerseits Zeugniß, wie frisch und fröhlich er ins volle Leben hineingreift. So hat, um nur noch Ein Beispiel anzuführen, das geflügelte Wort unsers Reichskanzlers, das zugleich ein historisch höchst bedeutsames geworden ist und noch werden wird, unsern Dichter zu dem frischen patriotischen Gedichte begeistert: „Nach Canossa gehn wir nicht!" Der Refrain ist von schlagender Wirkung:

Sollen wir dem Papst zu Füßen
Flehn um Absolution,
Das Verbrechen abzubüßen,
Daß wir eine Nation?
Nein, wir sind's von Gottes Gnaden,
Und kein menschlich Femgericht
Soll uns drum zur Buße laden:
Nach Canossa gehn wir nicht!

A. W. Grube.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Nachdem Zendrini Heine's „Buch der Lieder" so vorzüglich in das Italienische übersetzt hat, liegt uns jetzt auch eine spanische Uebersetzung einer Abtheilung der Heine'schen Gedichte vor: „Enrique Heine. Intermezzo lirico traducido por Francisco Sellen" (New-York, imprenta y libreria de N. Ponce de Leon, 1875). Sellen schickt seiner Uebersetzung eine längere Einleitung voraus, in welcher er sich zunächst über Heine's Stellung in der deutschen Literatur, dann über das „Buch der Lieder" selbst in begeisterten Superlativen ausspricht, außerdem eine Biographie des Dichters und ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke gibt. Die Anregung zur Uebersetzung Heine's gab ihm sein cubaner Freund Enrique Peñeyro. Vorher hatte das „Intermezzo" Manuel Maria Fernandez y Gonzalez übersetzt; die Uebersetzung erschien 1873 in Madrid, und noch früher hatte im Jahre 1867 Don Mariano Gil Sanz eine, wenn auch nicht vollständige Uebersetzung des „Intermezzo" in dem „Museo Universal" in Madrid veröffentlicht. Eine elegante Prosaübersetzung erschien in der „Revista del Pueblo" in Habana von Ponce de Leon. Der Uebertragung von Mariano Gil Sanz sagt Francisco Sellen nach, daß sie zwanzig Verse brauche, um einen Gedanken wiederzugeben, den der Dichter in sechs Versen ausgedrückt hat. Dies ist allerdings eine schwer ins Gewicht fallende Rüge, gegenüber Heine's scharf zugespitzter Dichtweise. Was Sellen's Uebersetzung betrifft, so rühmt sich der Dichter zwar der möglichsten Treue, doch ist es ihm nicht immer gelungen, die Pointen mit ihrer oft ergreifenden, oft frappirenden Macht so scharf wie das Original auszuprägen. Der Sprachgenius bietet da oft ein nicht zu überwindendes Hinderniß. Manches lyrisch Duftige aber ist dem Uebersetzer trefflich gelungen. Als Probe theilen wir das Gedicht mit: „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht".

La flor del loto se oculta
de los rayos que el Sol darda,
y con inclinada frente,
soñando, la noche aguarda.

Mas la Luna, que es su amante,
con su luz disipa el sueño,
y á ella la flor le descubre
su rostro dulce y risueño.

Se sonroja y luce y brilla,
y en silencio mira al cielo;
y suspira y tiembla y llora
de amor y amoroso anhelo.

— „The tragedy of Israel" heißt eine große dreibändige dramatische Trilogie von George Francis Armstrong (London, Longmans, Green, Reader u. Dyer, 1872—76), die etwas an Rückert's Drama erinnert und für die Pflege der Buchdramatik in England ein merkwürdiges Beispiel gibt. Die drei Abtheilungen dieser Tragödie sind: „King Saul", „King David", „King Salomon". Die englische Kritik rühmt dem Dichter große stilistische Vorzüge, Glut und Kraft des Stils nach; besonders sind seine Schilderungen schwunghaft und erinnern an die großen Muster eines Milton und Byron, die den biblischen Ton in der englischen Poesie in edler Form einbürgerten. Die Architektur ist sehr einfach, einzelne psychologische und charakteristische Contraste wirken anziehend.

— Aus dem eben erschienenen „Quarterly Record of the Tauchnitz Edition", Nr. 1, welches eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der letztveröffentlichten Werke in den Sammlungen des Tauchnitz'schen Verlags, nebst Beurtheilungen der englischen Presse im Auszuge und Angaben über die Autoren enthält, glauben wir schließen zu dürfen, daß es nicht beabsichtigt sei, John Forster's ersten Band des „Life of Swift" in die Sammlung der „British Authors" mit aufzunehmen, da zwar sein Ableben berichtet und die in der Sammlung veröffentlichten Werke desselben aufgezählt werden, jener Biographie aber keine Erwähnung gethan wird. Unter den neuesten Erscheinungen der ebengedachten Sammlung befinden sich diesmal sehr hervorragende Werke, und zwar: „Queen Mary. A Drama" von Alfred Tennyson, mit des Dichters „letzten Berichtigungen" des Textes, wie es im „Record" heißt; „The Life and Letters of Lord Macaulay", herausgegeben von seinem Neffen George Otto Trevelyan, in vier Bänden, und die zwei gediegenen Romane: „Beauchamp's Career" von George Meredith und „Ersilia" von E. F. Poynter.*) Die Sammlung deutscher Autoren in englischer Uebersetzung ist ebenfalls um einen Band vermehrt worden, welcher eine von C. Bell und E. F. Poynter veranstaltete, sehr gelungene Uebersetzung der „Geier-Wally" von Wilhelmine von Hillern enthält. Das Tennyson'sche Drama ist allerdings nur ein versificirtes Stück englischer Geschichte, ohne wirklichen dramatischen Conflict, ohne Schürzung und Lösung eines Knotens, ohne Leidenschaft, es sei denn, daß man die schwächliche, unerwiederte Liebe der

*) Der Name befindet sich zwar nicht auf dem Titelblatte, wird uns aber auf einem Seitenwege im obengedachten „Record" bei der Anführung der Namen der Uebersetzer der „Geier-Wally" genannt.

Königin zu ihrem Gemahl Philipp II. so nennen wollte, und ohne eine ansprechende, interessirende Gestalt, außer etwa derjenigen Cranmer's auf dem Scheiterhaufen — vorher ist auch er ein Schwächling — und der künftigen Königin Elisabeth, deren Auftreten im Stücke uns an das Spinoza's im „Uriel Acosta" erinnert. Trotz aller Mängel jedoch und trotz der vierundvierzig Personen, welche das Drama enthält, liest es sich dennoch, wie das die Meisterschaft, mit welcher der Laureatus die Form beherrscht, kaum anders erwarten ließ, sehr glatt und gefällig und scheint sich jedenfalls besser für die Bühne zu eignen, für welche der Dichter es nach den neuesten Nachrichten nun auch etwas umgearbeitet hat, als etwa Swinburne's viel zu umfangreicher „Bothwell". Die zwei lyrischen Einlagen gehören zu den besten Liedern, die Tennyson hervorgebracht. Sie lassen die eigentliche Begabung des Laureaten von neuem recht klar erkennen und gerade durch ihre Vortrefflichkeit seinen Mangel an dramatischer Kraft um so deutlicher heraustreten. Die hier erwähnten Lieder ebenso wie die in seinen epischen Idyllen gehören zu den schönsten der gesammten englischen Literatur.

Die Macaulay-Biographie reiht sich den besten Werken dieser Art an. Wenn Macaulay selbst in einem seiner berühmten Essays die Boswell'sche Biographie Johnson's für die beste überhaupt erklärt hat, die je geschrieben worden, weil der Verfasser es verstanden, seinen Helden vermittels seiner Gespräche mit ihm uns leibhaftig vorzuführen, so darf die vorliegende mindestens der Forster'schen von Charles Dickens an die Seite gestellt werden, weil es dem Verfasser durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Macaulay ermöglicht worden, ihn vermittels seiner hier mitgetheilten Briefe an seine Aeltern und Geschwister seine eigene Biographie schreiben zu lassen, und er nur den verbindenden Text dazu zu schreiben nöthig gehabt. Wir werden wol später auf dieses Werk zurückkommen, können aber schon jetzt unbeanstandet die Behauptung wagen, daß es sich ebensolcher Beliebtheit beim Publikum erfreuen werde wie die Schriften des geistreichen Essayisten und Historikers selbst.

Auch die beiden obengenannten Romane gehören zu den besten der jüngsten Zeit, und ihre Aufnahme seitens der englischen Presse darf eine glänzende genannt werden.

— Von der von uns bereits erwähnten englischen Quartalschrift „Mind", welche die Philosophie vom streng wissenschaftlichen Standpunkte behandelt, ist soeben das zweite, das Aprilheft, erschienen.*) Vom ersten sind zwei starke Auflagen vollständig vergriffen und eine dritte eben unter der Presse. Hat wol irgendeine deutsche philosophische Zeitschrift einen solchen Erfolg aufzuweisen? Und doch hält man Deutschland für das Land der Philosophie und Philosophen par excellence; hier hat man früher, wie z. B. Hegel, englische Philosophie lächerlich zu machen gesucht, weil man dort zu verschwenderisch mit dem Ausdrucke ist und ihn da anwendet, wo man im Deutschen blos Lehre sagen würde.

— Gestützt auf die Schliemann'schen Ausgrabungen hat der Expremier W. E. Gladstone eine neue homerische Studie unter dem Titel „Homeric Synchronism: an Inquiry into the Time and Place of Homer" herausgegeben.

— Alfred Horwood hat der königlichen Gesellschaft für Literatur kürzlich das von ihm unter alten Manuscripten zu Netherby aufgefundene, höchst interessante Tagebuch John Milton's vorzulegen das Glück gehabt. Es werden demnächst photographische Facsimile davon veröffentlicht werden.

— „Thoughts on Art, Philosophy and Religion: being Selections from the Unpublished Papers of Sydney Dobell" ist der Titel eins von John Nichol mit einer Einleitung herausgegebenen Werks, welches stark an Otto Ludwig's Shakspeare-Studien erinnert. Es sind eben nur Aufzeichnungen für den Selbstgebrauch, keineswegs aber eine reiflich durchdachte, systematisch geordnete, für die Oeffentlichkeit bestimmte Arbeit.

---

*) Es enthält unter anderm eine sehr eingehende und anerkennende Kritik der „Neuen Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" von J. Frauenstädt aus der Feder des Professors Steward.

Bibliographie.

Dumont, L., Vergnügen und Schmerz. Zur Lehre von den Gefühlen. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. XXII. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Eckstein, E., Der Besuch im Carcer. Humoreske. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Elze, K., Vermischte Blätter. Köthen, Schettler. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Faulmann, K., Neue Untersuchungen über die Entstehung der Buchstabenschrift und die Person des Erfinders. Wien, Bermann u. Altmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Freyburger, E., Novellen aus dem Seelenleben. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Giżycki, G. v., Philosophische Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie. Ein Versuch. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 M.

Goldziher, I., Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwickelung. Untersuchungen zur Mythologie und Religionswissenschaft. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Harlessem, A. A. v., Pro multo. Entgegnung der Brochure „Pro nihilo!" Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hartsen, F. A., Was heisst ein chemisches Aequivalent? Kritik der heutigen Chemie und Vorschlag zur Berichtigung. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M.

Herrig, H., Der Kurprinz. Drama. Berlin, Enslin. 8. 2 M.

Jireček, J., Leben des obersten Hofkanzlers von Böhmen Wilhelm Grafen Slavata. Dargestellt nach den hinterlassenen Papieren desselben. Prag, Tempsky. Gr. 8. 60 Pf.

Klar, A., Joseph Viktor Scheffel und seine Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie. Dem Dichter Joseph Viktor Scheffel zum 50. Geburtstage gewidmet von der deutschen Studentenschaft in Prag. Prag, Kosmack u. Neugebauer. Gr. 8. 60 Pf.

Kraus, F. X., Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. Beschreibende Statistik im Auftrage des kaiserlichen Oberpräsidiums von Elsass-Lothringen herausgegeben. 1ster Bd. 1ste Abth. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 5 M.

Landriot, Die starke Frau. Vorträge für Frauen in der Welt. Nach dem Französischen mit Autorisation des Verfassers bearbeitet von Anna Gräfin Galen, geb. Gräfin Asseburg. Münster, Russell. 8. 2 M. 25 Pf.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. 1578ste bis 1594ste Lfg.: Der verschollene Millionär. Roman von E. Chavette. Autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 45 Pf.

Memoiren einer Idealistin. 3 Bde. Stuttgart, Auerbach. 8. 9 M.

Möllhausen, B., Die Kinder des Sträflings. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 16 M.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. 1ster Bd. München, Oldenbourg. 1875. 8. 3 M.

Natzmer, G. E. v., Aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. Ein Beitrag zur preußischen Geschichte. 1ster Thl. Mit einer Einleitung von T. v. Bernhardi. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Noiré, L., Die Doppelnatur der Causalität. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Pasig, G., Dichtungen. Leipzig, J. Naumann. Gr. 16. 2 M.

Post, A. H., Der Ursprung des Rechts. Prolegomena zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rein, L., Pädagogische Studien. 2tes Heft: Betrachtungen über Methode und Methodik. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 75 Pf.

Reinhardt, G., Harwstblaumen. Plattdütsche Gedichte. Güstrow, Opitz u. Comp. 8. 50 Pf.

Reiser's, F., Reformation des Königs Sigmund. Mit Benutzung der ältesten Handschriften nebst einer kritischen Einleitung und einem erklärenden Commentar herausgegeben von W. Boehm. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Scheffler, H., Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Prinzipien der abstrakten Wissenschaften. Für Naturforscher, Mathematiker, Logiker, Philosophen und alle mathematisch gebildeten Denker. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Theorie der Anschauung oder die mathematischen Gesetze. Enthaltend die allgemeinen Gesetze der Zahl und die besondern Gesetze des Raumes, der Zeit, der Kraft, der Neigung und des Triebes. 1ste Lfg. Leipzig, Förster. Gr. 8. 10 M.

Schlieben, E., Das Judenschloß. Roman. 3 Bde. Preßburg, Heckenast. 8. 12 M.

Schmidt, C., Ist Gottfried von Strassburg (der Dichter) Strassburger Stadtschreiber gewesen? Eine historische Untersuchung. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Schrautenbach's, L. v., Religionsideen eines Ungelehrten. Mit einer biographischen Einleitung im Auszug herausgegeben von H. Plitt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Sevin, H., Die deutsche Sprache in der Volksschule. Vortrag. Mannheim, Bensheimer. 8. 40 Pf.

Seyerlen, R., Ueber Bedeutung und Aufgabe der Predigt der Gegenwart. Akademische Antrittsrede. Tübingen, Fues. Gr. 8. 50 Pf.

Stelzhamer, F., Liebesgürtel. Hochdeutsche Lieder. 2te, aus dem Nachlasse vermehrte Ausgabe. Preßburg, Heckenast. 8. 5 M. 60 Pf.

Storch, A., Die Königsmörder. Historischer Roman. 1ste bis 4te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.

Szigládvy, P., Fata Morgana. Federzeichnungen. 2 Bde. Wien, Hügel. 8. 8 M.

Teichmüller, G., Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. 1stes Heft: Herakleitos. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Thoma, A., Saulus. Drama. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 370: Ein Schritt vom Wege. Lustspiel von E. Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 20 Pf.

Anzeigen.

Neueste Theater-Literatur aus dem Verlage der Wallishausser'schen Buchhandlung (Josef Klemm) in Wien.

In der so schnell beliebt gewordenen **Wallishausser'schen Sammlung deutscher Bühnenwerke** (in eleganten Miniatur-Ausgaben) sind bisjetzt erschienen:

Nr. 1. **Das Trauerspiel des Kindes.** Schauspiel in zwei Acten von Sigmund Schlesinger. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 2. **Eine Jugendsünde.** Schwank in drei Acten von Julius Findeisen. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 3. **Tiberius.** Tragödie in fünf Acten von Julius Grosse. Nach dem Aufführungs-Exemplar des Wiener Stadttheaters. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Nr. 4. **Der Seelenretter.** Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm. 90 Kr., oder 1 M. 80 Pf.
Nr. 5. **Das heyß Eisen.** Ein Nürnberger Fastnachtsspiel (Schwank) in einem Act von Hans Sachs. Für die neuere Bühne eingerichtet von Rudolph Genée. 50 Kr., oder 1 M.
Nr. 6. **Corfiz Ulfeldt,** der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Martin Greif. Zweite Auflage, nach dem Aufführungs-Exemplar des Wiener Stadttheaters. 1 Fl. 80 Kr., oder 3 M. 60 Pf.
Nr. 7. **Dschingiskhan.** Lustspiel in einem Act von Karl Gutzkow. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 8. **Die Philosophie des Unbewußten.** Lustspiel in einem Act von Oscar Blumenthal. 90 Kr., oder 1 M. 80 Pf.
Nr. 9. **Reine Hände.** Lustspiel in vier Acten von M. Oeribauer. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Nr. 10. **Der Tanzboden.** Dramatischer Scherz in einem Act von Moriz Epstein. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 11. **Rose und Distel.** Schauspiel in einem Act von Herman Schmid. Nach dem Aufführungs-Exemplar des königlichen Residenztheaters zu München. 80 Kr., oder 1 M. 60 Pf.
Nr. 12. **Spartacus.** Trauerspiel in fünf Acten von Franz Koppel-Ellfeld. Nach dem Aufführungs-Exemplar des königlichen Hoftheaters zu Dresden. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Nr. 13. **Durch Champagner.** Lustspiel in einem Act von Betty Young. Nach dem Aufführungs-Exemplar des Leipziger Stadttheaters. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Nr. 14. **Angebetete Elisabeth!** Lustspiel in einem Act von Karl Saar. 70 Kr., oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 15. **Brüllvogel.** Schwank in einem Act von Paul Perron. 70 Kr., oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 16. **Der Herr College.** Schauspiel in vier Acten von U. Frank. 1 Fl. 30 Kr., oder 2 M. 60 Pf.
Nr. 17. **Paul de Kock.** Lustspiel in einem Act von Carl Weiß. 70 Kr., oder 1 M. 40 Pf.
Nr. 18. **Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?** Schwank in einem Act von Paul Perron. 70 Kr., 1 M. 40 Pf.

(Die Sammlung wird **rasch** fortgesetzt.)

In demselben Verlage sind ferner, ebenfalls in eleganter Ausstattung, erschienen:

Ariadne. Tragödie in fünf Acten von A. Offermann. 8. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Caterina Cornaro. Historisches Drama in fünf Acten von A. Forstenheim. Gr. 8. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Eglantine. Schauspiel in vier Acten von Eduard Mautner. Kl. 8. 1 Fl. 50 Kr., oder 3 M.
Ein Hôtel-Hausknecht. Heitere Soloscene mit Gesang von M. A. Grandjean. (Musik von Joseph Koch von Langentreu.) Am Carl-Theater mit großem Erfolg vorgetragen von Hr. J. Matras. Miniatur-Ausgabe. 40 Kr., oder 80 Pf.
Im schwarzen Frack. Sololustspiel von A. Dreyfus, deutsch bearbeitet von Ludwig Herhold. Beliebtes Repertoirestück des Wiener Stadttheaters. Gr. 8. 60 Kr., oder 1 M. 20 Pf.
Joconde. Komische Oper in drei Acten von West und Moret. (Musik von Carl Zeller.) Wird gegenwärtig täglich mit großem Beifall gegeben im Theater an der Wien. Vollständiges Textbuch. Kl. 8. 50 Kr., oder 1 M.
Sakuntala. Drama in fünf Acten, für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Donsdorf. Miniatur-Ausgabe. 1 Fl. 20 Kr., oder 2 M. 40 Pf.
Station Elm. Lustspiel in einem Act, nach Guillemot, von Ludwig Herhold. 80 Kr., oder 1 M. 60 Pf.

☛ Ein **größerer Theater-Katalog** (mit Angabe der handelnden Personen u. s. w.) steht auf Verlangen **gratis** und **franco** zu Diensten.

Wien, 31. März 1876.

Wallishausser'sche Buchhandlung (Josef Klemm) Hoher Markt Nr. 1 in Wien.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Soeben erschien vollständig:

Karl Gutzkow's gesammelte Werke.

Erste vollständige Gesammtausgabe. Erste Serie.

12 Bde. 8. Brosch. 51 M. Eleg. geb. 63 M.
Einzelpreis pro Band 6 M., eleg. geb. 7 M.

Inhalt:

I. Aus der Knabenzeit.
II-IV. Kleine Romane und Erzählungen.
V. VI. Blasedow und seine Söhne. Satyrischer Roman.
VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874.
VIII. Säcularbilder.
IX. Oeffentliche Charaktere.
X. Zur Geschichte unserer Zeit.
XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien.
XII. Börne's Leben. — Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses.

☛ **Vorstehende Werke eines unserer hervorragendsten Geister sind hierdurch dem deutschen Publikum angelegentlichst empfohlen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Herz und Welt.

Dichtungen
von
Victor Granella.
(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 3 Mark. Geb. 4 Mark.

Diese sinnigen und formvollendeten Gedichte von Wilhelm Tangermann, dem bekannten Pfarrer der altkatholischen Gemeinde zu Köln, werden in zahlreichen Kreisen sympathischen Anklang finden.

Von dem Verfasser erschienen früher in demselben Verlage folgende mit großem Beifall aufgenommene Werke:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
Aus zwei Welten. Wahrheit und Dichtung. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 4. Mai 1876.

Romane von Sacher-Masoch und Robert Hamerling.

1. Die Ideale unserer Zeit. Roman in vier Büchern von Sacher-Masoch. Vier Bände. Bern, Haller. 1875. 8. 12 M.
2. Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas von Robert Hamerling. Drei Bände. Hamburg, Richter. 1876. 8. 12 M.

Die Romane der beiden österreichischen Autoren haben mehrfach, besonders in Oesterreich selbst, eine wenig freundliche Besprechung erfahren, sodaß wir sie mit keinem günstigen Vorurtheil in die Hand nahmen. Der erstere wurde als übertrieben, unwahr und unschön, der letztere als langweilig verurtheilt. Wenn der Roman indeß für die Eigenart der Schriftsteller einen breitern Spielraum gewährt als irgendeine andere Kunstform, so hat die Kritik wol auch die Pflicht, diese Eigenart selbst zu berücksichtigen. Man mag derselben Zuneigung oder Abneigung entgegenbringen: das kritische Urtheil soll sich durch diese persönlichen Stimmungen nicht beeinflussen lassen; man soll nicht Trauben von den Dornen eines satirischen Romans lesen wollen, und nicht die labyrinthischen Verwickelungen moderner Abenteuer unter dem „säulengetragenen Dache“ eines antiken Culturromans suchen.

Der Roman von Sacher-Masoch: „Die Ideale unserer Zeit“ (Nr. 1), hat eine durchaus satirische Tendenz und unterscheidet sich dadurch von jenem Novellencyklus, der uns als erster Theil von dem „Vermächtniß Kain's“ geboten wurde. Die Liebe, mehr in ihren ungewöhnlichen Verirrungen als in dem Unglück geschildert, welches sie als eine normal sich entwickelnde Leidenschaft über die Menschen bringt, bildete den Inhalt des ersten Bandes vom „Vermächtniß Kain's“; nicht eine zusammenhängende Erzählung, in deren künstlerischer Architektonik der Grundgedanke zum Ausdruck kam, sondern ein Conglomerat von Novellen, von denen jede irgendeine Seite der verderblichen Leidenschaft, meistens aber Auswüchse derselben behandelte, war die von Sacher-Masoch gewählte Form; man könnte fragen, ob diese Form der plauderhaften Novellistik Boccaccio's für die künstlerische Lösung so tiefgreifender Probleme geeignet sei? „Die Ideale unserer Zeit“ sind dagegen ein ineinandergreifender Roman, und hierin liegt ein Fortschritt; denn der Roman ist umfassend und frei genug in seiner Bewegung, um einen Grundgedanken in der mannichfachsten Formengebung und dem wechselndsten Farbenspiel darzustellen; der moderne Roman wird um so willkommener sein, je mehr es ihm gelingt, in ungezwungener Weise eine Fülle anscheinend freizügiger Charaktere und Abenteuer auf Einen Grundgedanken zurückzuführen, sie alle gleichsam im Bann einer bedeutsamen künstlerischen Absicht zu halten. Will uns ein Dichter die Schattenseiten unserer socialen Welt schildern, so kann er in einem Roman eine Menge von Verhältnissen nebeneinander hinstellen, durch welche alle der Blitz des Gedankens galvanoplastisch hindurchschlägt. Soll aber das Kunstwerk sich harmonisch abrunden, so muß es nicht aus lauter Negativbildern bestehen, oder mindestens müssen die idealen Complementärfarben sich vor der Phantasie der Leser von selbst hinzaubern. Hier stoßen wir sogleich auf die eine Schwäche des Sacher-Masoch'schen Romans: er ist vorwiegend satirisch-negativ, die poetischen und philosophischen Complementärfarben fehlen fast gänzlich.

Dann aber hat der Autor eine bestimmte Epoche herausgegriffen, die er uns in der Beleuchtung einseitiger Tendenz vorführt. Ein Gegner des neuen Deutschen Reichs, sieht er in demselben nur einen Träger einer dem Idealen gänzlich abgewendeten Richtung und scheint dasselbe als eine Art politischer Gründung zu betrachten, auf welche sich dann polypenartig eine Menge finanzieller Gründungen anheftete, sodaß das vielgepriesene Deutsche Reich ihm als die Mutter aller Corruption erscheint. Daß der Gründungsschwindel, eine Epoche tiefer Erniedrigung, nicht mit dem Deutschen Reich zusammenhängt: das konnte der Autor aus den Börsenereignissen in Wien entnehmen, wo der „Krach“ mit allen seinen Folgen wol die kolossalsten Di-

mensionen erreicht hatte und in der That an die Zeit der Mississippi-Actien John Law's und ihres ganz Frankreich ruinirenden Zusammenbruchs erinnerte. Doch wenn wir auch einem galizischen Ruthenen das Recht einräumen, gegen das Deutsche Reich feindlich gesinnt zu sein: so kommt durch das Hereinziehen des politischen Elements doch ein Zwiespalt in die Darstellung und eine Verdunkelung in die Tendenz, sodaß wir dagegen schon vom künstlerischen Standpunkte aus Protest erheben möchten. Daß Sacher-Masoch aber von all dem idealen und opfermuthigen Aufschwung, der bei der Neugestaltung Deutschlands so viele Geister und Herzen ergriffen hatte, nur den trüben Bodensatz in seinem Roman verwerthet, das macht den dumpfen Druck, der auf demselben lastet, um so empfindlicher. Schon in der Einleitung kündigt er seinen Widerwillen gegen das neue Deutschland an:

Ein ekelerregender Byzantinismus macht sich, wie in unserm politischen Leben, auch in unserer Literatur breit. Dem nebelhaften Zuge deutschen Wesens entsprechend, begnügt sich die neueste Dichtung nicht damit, die großen Todten und die siegreichen Lebenden, einen Friedrich den Großen oder Bismarck zu verherrlichen, nein, in die Geschichten längstvergangener Zeiten (Freytag, „Die Ahnen") und sogar in unsere alten Heldenlieder (Jordan, „Nibelungen") wird nachträglich die Hohenzollern'sche Legende hineingedichtet, und wie der deutschen Dynastie wird auch dem deutschen Volke ebenso blind als geschmacklos gehuldigt. Man vergißt, daß ein Volk, das sich selbst verherrlicht, genau dieselbe komische Rolle spielt, wie ein Mensch, der sich selbst lobt; diese Rolle wird aber zu einer traurigen, sobald man eben das an sich selbst in den Himmel hebt, was man an andern verdammt hat, und dies ist der gröbste Fehler, in den die deutsche Literatur unserer Tage verfallen ist. Sie beweihräuchert an den Deutschen genau das, was sie seit Ludwig XIV., also seit beinahe 200 Jahren, an den Franzosen als Nationalfehler bekämpft und beschimpft hat. Ich zähle zu den wenigen in Deutschland, welche auch unter veränderten Verhältnissen, welche nach Königgrätz und Sedan ihren politischen und sittlichen Grundsätzen, ihren freiheitlichen Idealen treu geblieben sind, welche sich weder durch politische Erfolge, noch durch Siege auf dem Schlachtfelde bestechen lassen. Während fast alle andern deutschen Schriftsteller zu Götzendienern des Erfolgs und der Macht geworden sind, wage ich es, dem deutschen Volke unserer Tage einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich genau so erblicken kann, wie es in der That ist. Ich habe den Versuch gemacht, deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einmal weder verzerrt und verhäßlicht, noch verschönert oder geschmeichelt darzustellen, sondern einfach wahr, vorzüglich aber die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht und von unsern Modeschriftstellern durch bedientenhafte Schönfärberei noch gesteigert worden sind, ohne jene bestechende Maske zu zeigen, hinter welcher patriotische und sittliche Heuchelei dieselben zu verbergen sucht.

Eine Anthologie reichsfeindlicher Stellen läßt sich aus diesen „Idealen unserer Zeit" mit Leichtigkeit herausheben. Ein Volk auf seine Schattenseiten hinzuweisen, ist das Verdienst großer Satiriker, eines Juvenal und Persius; doch in einer Epoche, die an großen Thaten und Zügen reich ist, blos die Symptome des Verfalls herauszuwittern, bleibt eine Einseitigkeit, deren sich Sacher-Masoch fortwährend schuldig macht. Er hat gegen Deutschland so viel auf dem Herzen, daß seine Helden in Anklagen wahrhaft unerschöpflich sind. So z. B. in dem Kapitel: „Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden". Der närrische Graf Riva, das Orakel und der Chorus des Romans, hinter welchem der Autor mit seinen eigenen Ueberzeugungen steht, spricht sich mit einer Deutlichkeit gegen das neue Deutschland aus, die nichts zu wünschen übrigläßt; er nennt die Deutschen ein sehr originelles Volk:

Wir wissen, wie man die weittragendsten Flinten und Geschütze erzeugt und ein Volk zu strammen Soldaten drillt, was brauchen wir noch mehr? Wir belächeln das, was wir einst heilig hielten, die großen Ideen des vorigen Jahrhunderts, und wir belächeln sie mit Recht....

Macht und Nationalruhm das sind die politischen Ideale unserer Zeit; als die Franzosen, die Briten, die Russen sich auf dieselben steiften, da war dies allerdings himmelschreiend, aber jetzt denken wir anders darüber. Wir fanden es lächerlich, wenn sogar kleine Völkchen, wie Czechen, Kroaten, Serben und wie sie noch alle heißen mögen, sich mit heißer Liebe an ihre armselige Nationalität klammerten; uns fiel es nicht ein, die unsere zu lieben, solange sie geringgeschätzt war; aber jetzt lieben wir sie ganz außerordentlich, denn wir sind ein originelles Volk. Daß die Franzosen begeistert der ruhmgekrönten Tricolore der Napoleone folgten, war ein Nationalfehler; bei uns ist es eine Nationaltugend, der siegreichen preußischen Fahne zuzujauchzen. Daß die Russen sich für Gott und den Zar schlachten ließen, war eine Folge ihres Mangels an Bildung; bei uns gehört es aber zu unserer Culturaufgabe, für Gott, König und Vaterland zu sterben, denn wir sind ein originelles Volk....

Es ist die Zeit gekommen, die wir in Leiden, Schmerz und Drangsal erhofft, ersehnt, erbeten haben; ja, ja, sie ist gekommen, aber sie findet uns wie sie die andern Völker fand, ohne Ideale, wir schienen berufen, andere Ziele zu verfolgen, ganz andere als Macht und Nationalruhm, aber da unsere Zeit kam, fand sie uns, wie sie die andern Völker gefunden hat, bereit, den Erfolg auf den Thron zu setzen und die Gewalt anzubeten. Thut mir nur den einen Gefallen und sendet mir euere ganze Literatur in die Papiermühle oder laßt Patronen daraus machen für euere Million Soldaten. Thut das. Ihr habt zu viel geredet, ehe ihr zum Handeln kamt, und jetzt, wo die Zeit der Thaten gekommen ist, will euere Rede nicht stimmen mit euern Thaten. In die Papiermühle mit euerer Literatur!

Ja selbst die Statistik ruft Sacher-Masoch zu Hülfe, um uns zu beweisen, wie sehr wir in verschiedener Hinsicht gegen andere Völker zurückstehen:

Wir sind das sittlichste Volk, sagen wir. Was sagen die unerbittlichen Zahlen? Der beste Maßstab für die Sittlichkeit ist das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen. Die Zahlen der Statistik geben uns da einen gar seltsamen Bescheid. In Preußen kommen auf 1000 Geburten 120 uneheliche, in Süddeutschland sogar 200, dagegen in Frankreich nur 70, in England nur 60, und doch ist bei der größern materiellen Entwickelung der beiden letztern Länder die Schließung einer Ehe, die Errichtung eines Hausstandes dort viel mehr erschwert als in Deutschland. Noch Wunderlicheres erfahren wir aus Oesterreich. Dort erheben die Deutschen den Anspruch, als das sittliche Culturelement zu gelten, aber die unerbittlichen Zahlen urtheilen ganz anders. Da sind die slawischen Länder: Galizien mit 92, Kroatien mit 63, Dalmatien mit 44, die Militärgrenze sogar nur mit 14 unehelichen auf 1000 Geburten, dagegen die deutschen Länder: Oberösterreich mit 213, Salzburg, Steiermark und Niederösterreich mit 305, Kärnten mit geradezu 456 unehelichen unter 1000 Geburten. Wir sind aber auch das gebildetste Volk, sagen wir. Was sagen aber die unerbittlichen Zahlen? Sie sagen allerdings, daß es in Deutschland mehr Leute gibt, welche lesen und schreiben lernen, als anderswo. Was hilft es aber, wenn diese Leute dennoch nicht lesen? Ich finde dies viel schlimmer als wenn sie deshalb kein Buch zur Hand nehmen würden, weil es ihnen unmöglich ist, dasselbe zu enträthseln. In Frankreich und England gibt es weniger Leute, welche lesen können, aber die es können, lesen alle, in Deutschland liest aber die überwiegende Mehrzahl jener, welche lesen gelernt haben, trotzdem nicht, so-

daß die Zahl der Lesenden, folglich der Gebildeten, in jenen Ländern viel größer ist als bei uns. Die Franzosen und Engländer haben eine viel größere Zahl von großen Zeitungen und jede dieser Zeitungen weist eine Zahl von Abonnenten auf, gegen welche die Abonnentenzahlen unserer Zeitungen geradezu scurril erscheinen. Dafür lassen uns die unerbittlichen Zahlen den zweifelhaften Vorrang, was den Consum von Branntwein betrifft. Wir consumiren mehr Branntwein als die andern Nationen, und wir consumiren per Kopf mehr Branntwein als Bücher. Für Bücher geben wir im Durchschnitt per Kopf nur 8 Silbergroschen jährlich aus, während die Branntweinsteuer jährlich in Deutschland 14—15 Silbergroschen per Kopf einbringt, ich sage die Steuer, der Branntweinconsum selbst muß danach noch ein viel höheres Procent zu unserm Nachtheil ergeben. Und wir erstaunen noch, daß die besten deutschen Schriftsteller nicht im entferntesten die Honorare englischer, französischer, ja russischer Schriftsteller erhalten? Das Angebot richtet sich überall nach der Nachfrage. Wo mehr gelesen wird, wird die literarische Arbeit besser gezahlt; ich denke daher, daß wir alle Ursache haben, mit unserer Bildung nicht zu renommiren, solange wir nicht mehr Bücher kaufen und unsere Schriftsteller nicht besser bezahlen als die Engländer, Franzosen und Russen.

Wir sind, diesen Anklagen zufolge, nicht sittlicher, sondern wir verstehen nur besser zu heucheln:

Wir haben unsere Ideale längst von uns geworfen, aber wir geben uns den Anschein, sie noch immer hochzutragen; dies ist viel schlimmer als wenn wir in der Politik, den Künsten und Wissenschaften, der Liebe und wie alle die Factoren des Menschenlebens heißen mögen, offene ehrliche Materialisten sein wollten, die wir trotz unserer Idealitäts-Tartuferie doch am Ende sind.

Die Monomanie Sacher-Masoch's gegen das Deutsche Reich ist im Grunde gegen die moderne Realpolitik überhaupt gerichtet, und daß sie aus dem Glauben an menschheitliche Ideale hervorgeht, die sie in diesem Reiche verachtet zu sehen glaubt, mag ihr einigermaßen zur Rechtfertigung gereichen.

Nirgends aber in dem Romane haben wir das Gefühl, uns in dem neuen Deutschen Reiche und seiner Hauptstadt, auf welche der Thiergarten hinzuweisen scheint, zu befinden; der Localton, die Localfärbung hat so wenig Charakteristisches, daß wir immer glauben, uns in Wien aufzuhalten, und uns erst darauf besinnen müssen, daß die Handlung des Romans in einer deutschen Residenz spielt; nur die Staffage der „Gardelieutenants“ erinnert uns hin und wieder daran. Bei der Lebenswahrheit, die der Roman für sich in Anspruch nimmt, ist dieser Mangel immerhin empfindlich. Sacher-Masoch kennt offenbar das sociale Leben in Deutschland nicht; er schildert uns eher das Leben der Deutschen in den Kronländern. Bei der Kühnheit der Erfindung, die eine Königin auf Liebesabenteuer ausgehen läßt und sie uns in den verfänglichsten Situationen vorführt, dürfen wir zwar an eine bestimmte Stadt oder Residenz nicht denken; aber auch der Ton und Charakter deutschen Lebens, jener Zug akademischer Bildung, der die auf deutschen Universitäten herangezogene Jugend charakterisirt, das frischere und freiere Wesen prägt sich nirgends in dem Romane aus; die Helden desselben haben etwas Greisenhaftes, und selbst Andor, der Vertreter des deutschen Idealismus, hat wenig von deutschnationaler Eigenheit.

Wir haben zuerst auf die Achillesferse des Romans hingewiesen, die in tendenziöser Deutschfeindlichkeit und in dem Mangel jedes deutschnationalen Colorits besteht. Dagegen räumen wir dem Dichter vollkommen das Recht ein, die Heuchelei der Zeit, ihren falschen Idealismus, ihre crassen materialistischen Tendenzen mit rückhaltloser Satire und auch in grellen Schilderungen zu geiseln, und daß Sacher-Masoch nach dieser Seite hin seinen Idealen, einem Thackeray, Gogol und Turgénjew, vielfach nahe gekommen ist, daß er die Gemeinheit der Gesinnung aus allen socialen Bemäntelungen herausschält und der Verachtung preisgibt: das halten wir für ein Verdienst des Romans, welches bisher keineswegs hinreichend anerkannt worden ist. Es ist wahr, den poetischen Hauch, der die ersten Erzählungen Sacher-Masoch's durchwehte, vermissen wir meistens in diesem neuesten Werke; hier findet sich selten eine stimmungsvolle landschaftliche Schilderung, eine Darstellung tieferer Empfindung, die unsere Sympathien weckt; aber die tiefeinschneidende Satire geht der modernen Gesellschaft bis aufs Blut, der aschgraue Himmel einer an keine Ideale mehr glaubenden Zeit ruht mit bleierner Schwere und erdrückender Eintönigkeit über allen Gestalten und Verwickelungen des Romans. Die Satire hat einen idealistischen Zug; denn sie ist im Grunde nur die Kritik, welche der Idealismus der Gesinnung an einer ihm nicht entsprechenden Wirklichkeit ausübt. Insofern hat auch der Roman seinen Idealisten Andor, einen Journalisten von unbestechlichem Sinn und edelm Charakter; aber seine Kritik ist durchaus pessimistisch und trifft oft, besonders in politischer Hinsicht, dasjenige, worin man mit Recht den Idealismus der Gegenwart suchen darf, während der Held sich auf der andern Seite kindlichen Illusionen hingibt, wie gegenüber der Schauspielerin Valeria, welche natürlich die vollste Enttäuschung zur Folge haben. Gleichwol hat Andor die kühne Absicht, die verbuhlte Künstlerin, die Favorite des Königs, die früher die Geliebte eines Börsenmatadors war, heimzuführen, wenn sie ihrem frühern Leben vollständig entsagen wollte; doch Valeria kann sich hierzu nicht entschließen, und damit endet der Roman des Haupthelden. Doch nein, auf einem Kirchhof, wo er am Allerseelentage das Grab seiner Mutter besucht, ruft er seinem eigenen Geschick und dem Geschick Deutschlands eine Parabase zu, welche durchaus den Charakter einer pessimistischen Nänie trägt; sie mag hier als neuer Beitrag zur reichsfeindlichen Anthologie Sacher-Masoch's, aber auch als Probe des edeln und schwunghaften Stils, über den der Autor gebietet, eine Stelle finden:

Ich habe den Glauben nicht, und was noch viel schlimmer ist, nicht die Hoffnung mehr. Mich faßt sogar der Zweifel an, ob Welt und Menschen je anders waren, als sie uns erscheinen, ob es nicht die Erinnerung an die goldene Jugendzeit ist, und diese allein, welche unsern Aeltern vergangene Zeiten besser und freundlicher erscheinen läßt, ob die Ideale, die wir heilig halten, nicht vielmehr in uns allein und stets in wenigen von uns lebendig sind? Das aber steht als eherne Gewißheit vor mir, daß in dieser Welt, die mich umgibt, kein Raum mehr für unsere Ideale ist. Dieses Geschlecht weiß nichts von Liebe und Schönheit, von Ehre, Wahrheit und Freiheit! Die Eigennützigen, die Lieblosen, die Unredlichen, die Tyrannen der Menschheit triumphiren; den Redlichen verfolgt der Spott. Uns bleibt nur die Resignation, aber nicht jene, die sich vor der Welt in Einöden flüchtet, sondern jene, die ihr muthig die Stirne zeigt und unermüdlich kämpft, nicht für sich, nicht für ein einzelnes Volk, sondern für die ganze Menschheit. Mögen wir immerhin von unsern Zeitgenossen als Träumer Spott

und Kränkung ernten; was der einzelne für sich gethan, und was ein Volk für sich erobert hat, hat noch stets der Strom der Zeiten weggespült, die Thaten aber, die für die Menschheit gethan wurden, die Worte, die gesprochen wurden, sie zu erbauen und zu stärken, sind wie die Wahrheiten, die ihr Licht und ihren Segen über alle strömen, ewig. Und wandelst du nicht auch zwischen Gräbern, Deutschland, so wie ich, und siehst eines deiner heiligen Feuer erlöschen nach dem andern? Nein, noch schlimmer, du bist es selbst, das sie verlöscht. Sie haben lange genug gebrannt und dir den Weg gewiesen, jetzt stehst du am Ziele, jetzt brauchst du keine Sterne und keine Ideale mehr. Du hast Blut gesäet und Gold geerntet, Siege erfochten und Milliarden aufgespeichert, wozu bedarfst du der Liebe? Was kümmert dich der Haß der Völker, die sich wie Erinnyen an die Räder deines Siegeswagens klammern? Was soll dir die Wahrheit? Sie mag das Schild des Unglücks sein, der Glückliche darf seine Stirn ungestraft mit dem funkelnden Diadem der Lüge krönen. Und die Schönheit? Du hast den unvergänglichen Ruhm Griechenlands hingegeben für den vergänglichen Roms. Dir singt kein Homer, für dich meißelt kein Phidias und malt kein Apelles mehr. Wozu bedarfst du der Freiheit? Deine Tempel stehen leer, und wie den Cohorten und dem Pöbel Roms werden dir zu Göttern die Cäsaren.

Wie unberechtigt dieser formenschöne Grabgesang der Germania ist, daran mögen wol wenige zweifeln; doch eine wunde Stelle des neuen Reichs berührt er immerhin: der Cultus der Schönheit in Kunst und Literatur hat in ihm keine Stätte gefunden; hoffen wir, daß die Zukunft dasjenige, was über den großartigen Organisationsarbeiten vergessen wird, zur dauernden Ehre und Herrlichkeit des deutschen Namens nachholen werde.

Neben dem Idealhelden Andor, der indeß, abgesehen von seiner Liebe zu Hanna und später zu Valeria, zusammen mit dem närrischen Grafen Riva nur den reflectirenden Chorus der Handlung bildet, tritt am meisten Plant hervor, der gewandte Mann der Praxis, der sich zu einem Finanzmann hohen Rangs erhebt, der schönen Künstlerin eine prachtvolle Villa baut, dann bankrott wird und eine Zeit lang in die Bedientenlivree schlüpft. Es ist jedenfalls eine paradoxe Erfindung, daß der fallirte Finanzmann bei seiner Maitresse in Dienste tritt, und man befürchtet, es könnte hier eine Variante aus der „Venus im Pelz" eine Stelle finden und das sultanische Gelüste der Herrin in der Mishandlung ihres Sklaven eine grausam wollüstige Befriedigung suchen. Doch nichts von dem allen geschieht; der Bediente benutzt seine Stellung nur dazu, Geld zu machen, was ihm in überraschender Weise gelingt.

Der dritte im Bunde der jungen Männer, die im Mittelpunkte des Romans stehen, ist der Künstler Wolfgang, in welchem Sacher-Masoch einen „echten Deutschen", das heißt einen Teutonen im altidealen Turnerstil zu schildern sucht:

Er war einer jener unglücklichen Patrioten, welche in ihrem Lande alles vortrefflich finden und in die Fehler ihrer Nation noch mehr verliebt sind als in die Vorzüge derselben. Wolfgang befleißte sich vor allem einer unermüdlichen Grobheit, er ließ sich keine Gelegenheit zum Widerspruche entgehen, knüpfte mit unglaublicher Geschicklichkeit an den kleinsten archimedischen Punkt, den ihm sein Gegner bot, einen Streit, der sich endlos ausspann wie der unsterbliche Strumpf einer deutschen Hausfrau, und warf im harmlosesten Gespräche mit wahren Felsstücken herum. Er war gut gewachsen, kräftig gebaut, und trug auf seinen Schultern einen schönen echt germanischen Kopf, aber begnügte sich damit nicht. Ein schwarzer Sammtrock mußte ebenso gut wie die fehlende Weste der Welt den Künstler verkünden, und da er zu jenen Biedermännern gehörte, welche das Deutschthum weniger in deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst und Kriegstüchtigkeit als in langen Haaren, Biertrinken, Turnen und Singen suchen, so trug er eine förmliche Allonge von blonden Locken auf dem Kopfe. Sein Evangelium war darin des Tacitus „Germania". Ob er hieraus die Ansicht geschöpft, daß die alten Deutschen ungewaschen waren, ist nicht gewiß, aber er selbst verschmähte Wasser und Seife offenbar sehr hartnäckig. Dabei war er ein Fürstenköpfer und Pfaffenbrater erster Sorte. Dies versteht sich von selbst. Bildhauer von Handwerk, beschäftigte er sich, wie alle Leute dieser ewig raisonnirenden, phrasenden Sorte, eigentlich mit allem andern, mit Politik, Chemie, Feldzugsplanen, Gründen von Vereinen, Fechten, Klavierspielen, Liebeln, dem Theater, der religiösen Reform, der Zucht von Laubfröschen und dem Beantworten aller möglichen Inserate, vorzüglich der Heirathsanträge in den Zeitungen, nur nicht mit Bildhauerei.

Diesem Wolfgang, der anfangs vom König begünstigt wird, ergeht es im Verlauf des Romans herzlich schlecht; er weiß von der Vergangenheit der neuen Königin mehr als er wissen soll, wird deshalb nach Rußland geschickt, soll nach Sibirien transportirt werden, entspringt aber und kehrt als Vagabund zurück, bis ihn sein Freund Plant mit Hülfe eines Darlehns nach Italien befördert.

Von den Frauengestalten des Romans steht Hanna Teschenberg, spätere Generalin Mardefeld, in erster Linie; sie ist die Vertreterin des berechnenden weiblichen Egoismus und einigen Hauptfiguren der Thackeray'schen Romane vollkommen ebenbürtig. In ihrer Mutter, der Frau Rath, ist die gesellschaftliche Heuchelei trefflich gezeichnet. Die reiche Jüdin Micheline, besonders aber Marie, das schöne Mädchen aus dem Trödlerladen, die Baroneß Julie, die später den verkommenen Lieutenant Baron Keith heirathet und sich das Leben nimmt: das ist eine Gruppe von weiblichen Charakteren, die sich in scharfen Contrasten voneinander abheben und alle den Reiz voller Lebenswahrheit besitzen. Am meisten in den Vordergrund des Romans tritt Valeria; sie ist von dem Autor mit besonderer Vorliebe behandelt; doch zu solchen Demi-Monde-Damen sind die Modelle so zahlreich, daß es keiner großen Kunst bedarf, sie nachzuzeichnen. Daß die Contouren treu sind und das Colorit lebendig ist, bedarf kaum der rühmenden Erwähnung bei einer im Grunde so leichten Aufgabe. Die Gelegenheit, pikante Abenteuer zu zeichnen, lag hier nahe; aber mit Ausnahme jener Situationen auf dem geheimnißvollen Lustschloß, wo die Königin mit ihrer Freundin Hanna zügellosen Ausschweifungen huldigt, hat der Autor seiner Neigung, echauffirte Liebesscenen und Verirrungen zu schildern, nicht nachgegeben. Dagegen überrascht er oft durch glücklichen Humor, wie in der Darstellung des im Badecabinet der Künstlerin versteckten Bankiers, während jener der König Audienz ertheilt:

Er sieht erst jetzt, daß er sich in einem ganz kleinen, vollkommen leeren Raum befindet, der sein spärliches Licht durch ein viereckiges Fenster von oben empfängt, er denkt nun vor allem daran, sich in Sicherheit zu bringen, der Boden scheint ihm glühend und die Luft mit zahllosen kleinen Nadeln erfüllt. Er versucht die Thüre zu öffnen, und erinnert sich, daß sie gesperrt wurde, er klopft, er brüllt wie ein eingesperrtes Raubthier nach dem braven Jean, aber niemand kommt. Man hat ihn offenbar vergessen, der König wird zurückkehren, wird ihn entdecken, er sieht schon den Degen blitzen, der in seinen Eingeweiden wühlen wird. Er stellt sich mit dem Rücken gegen die Thüre und beginnt auszuschlagen wie ein Pferd, die Thüre dröhnt, aber niemand scheint es zu hören. Er rennt wie ein Wahnsinniger auf und ab, er überlegt schon, ob er durch das kleine Fenster entweichen könnte, da fällt ihm zur

rechten Zeit ein Glockenzug in die Augen, der an der Wand befestigt ist, er lacht auf, er begreift nicht, daß er denselben nicht längst entdeckt hat. Jetzt hat er seine volle Würde zurückgewonnen, er tänzelt hin und zieht kräftig an, da — „Gott über die Welt!" schreit er auf. Ein wahrer Platzregen strömt von der Decke des kleinen Gemachs auf ihn herab. Er ist in dem Zimmer eingesperrt, in dem sich die Göttin von den kräftigen Strahlen des kalten Wassers peitschen läßt, und was er für einen Glockenzug hielt, ist die Maschine, welche die Douche in Bewegung setzt, er machte tolle Bocksprünge, um sich zu retten, aber vergebens, schon steht das Wasser in seinen Schuhen und rinnt ihm aus den Aermeln des Fracks, er blickt verzweifelt umher, es muß irgendwo eine Vorrichtung zu finden sein, die das furchtbare Element bändigt. Ja, da ist sie schon, triumphirend drückt er an der Feder, aber sofort trifft ihn ein neuer Strahl, der aus der Wand springt wie ein Schuß, er taumelt zurück, er sieht plötzlich aller Orten metallene Federn, er drückt da und dort, rechts und links, oben und unten, und mit jedem Druck entfesselt er neue Furien, die ohne Erbarmen mit nassen Schlangen auf ihn losschlagen. Und mitten in diesem Sturme nahen Schritte. Rosenzweig sieht sich dem sichern Tode preisgegeben und schwört, daß er sich zur Wehre setzen wird. „Ich vertheidige mich bis auf den letzten Mann!" schreit er, da wird die Thüre geöffnet, Valeria erscheint auf der Schwelle, sieht die entfesselten Elemente, sieht Rosenzweig, der wie ein nasser Pudel dasteht und eine martialische Grimasse schneidet, und bricht in ein ausgelassenes Gelächter aus. „Kommen Sie doch, wie sehen Sie aus", ruft sie; er tritt heraus wie eine Regenwolke, es strömt nur so von ihm herab auf den kostbaren Teppich, ein kleiner Fluß folgt seinen Schritten. „Das war eine entsetzliche Stunde", murmelt er, „ich bin naß bis auf die Haut, aber die Gluten meines Herzens sind deshalb doch nicht gelöscht." — „Dann schnell noch eine Douche", lacht Valeria. — „Alle Douchen der Welt vermögen nichts gegen meine Liebe", schwört Rosenzweig, „aber jetzt möchte ich doch Jean um trockene Kleider bitten." Es schüttelt ihn, daß die Tropfen nach allen Richtungen auseinandersprühen, und Valeria springt wie toll umher und lacht und girrt wie eine Turteltaube.

Im ganzen überwiegt in dem Roman die Reflexion über die Darstellung; es ist in demselben eine nicht in Handlung und Charakteristik umgesetzte Fülle satirischer Betrachtungen. Sacher-Masoch ist ein geistsprudelnder Autor, und es wundert uns nicht, daß sein Esprit auf die Franzosen eine so große Anziehungskraft ausübt. Jedenfalls wird man ihm am meisten gerecht, wenn man ihn nicht blos mit dem Maßstab eines deutschen Autors mißt, sondern seinem ursprünglich slawischen Naturell volle Rechnung trägt. Der Roman trägt die Züge eines starken Talents und eines beweglichen Geistes und ist keinesfalls so beiseite zu werfen, wie es zum Theil von der Kritik geschehen ist. Die Composition freilich hat einen fragmentarischen Anstrich, es fehlt ihr jeder Abschluß; die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Walter Scott, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, die spätern Geschicke seiner Helden berichtet, ist Sacher-Masoch fremd; wir erhalten nur ein Segment aus dem Leben derselben und müssen uns damit begnügen.

Mit größerer biographischer Genauigkeit tritt **Robert Hamerling** in seinem Künstler- und Liebesroman „Aspasia" (Nr. 2) auf, einem Roman, der zwar nicht den Ansprüchen genügt, welche die Phantasie stoffhungriger Leser an spannende Verwickelungen und Schürzungen des Knotens stellt und welche auch vom ästhetischen Standpunkte aus vollberechtigt sind, der aber durch den schlicht edeln Stil der Darstellung, durch eine Fülle ansprechender Schilderungen aus dem althellenischen Leben und sinniger, oft bedeutsamer Betrachtungen eine hervorragende Ausnahmestellung unter den Romanen der jüngsten Zeit einnimmt.

Bei dem ersten Blick auf den Roman ist man geneigt, an Becker's „Charikles" und andere geschmackvoll eingekleidete Studien zur Schilderung des antiken Lebens zu denken; mindestens tritt die Aehnlichkeit mit den antiquarischen und archäologischen Romanen scharf hervor, zu denen wir Kingston's „Hypatia", Flaubert's „Salambo", „Eine ägyptische Königstochter" von Georg Ebers und „Die Ahnen" von Gustav Freytag rechnen, nebst der zahlreichen Nachkommenschaft, welche diese auf der Sittenschilderung längst entschwundener Zeiten ruhenden Culturromane erzeugt haben. An Treue und Lebhaftigkeit der Schilderungen kann Hamerling's Roman mit ihnen allen wetteifern, mag er uns zu den Bauten auf die Akropolis, in die Volksversammlungen der Athener auf der Agora und der Pnyx, zu den Olympischen Spielen in Elis, mag er uns in das Innere der Häuser und Tempel führen, uns die alltägliche Lebensgewohnheit oder den festlichen Aufschwung des athenischen Volks bei großen Festen wie bei denjenigen der Panathenäen schildern. Ja auch mit Flaubert's krankhaft glühender Phantasie, die sich in Darstellung des geheimnißvoll Dämonischen, des wild Grausamen, krampfhaft Ueberhitzten gefällt, wetteifert Hamerling in einem, wir möchten sagen korybantischen Taumel der Darstellung, wenn er uns die orgiastischen Feste auf dem kleinasiatischen Tmolus schildert mit ihrer in Blut schwelgenden Trunkenheit, oder er beschwört den Zauber dunkler Geheimnisse herbei, wie Flaubert in der Schilderung der karthaginensischen Mysterien, wenn er uns mit reger Phantasie in die eleusinischen einführt und dabei die entsprechende zweifelhafte Beleuchtung über visionär und schattenhaft vorschwebende Bilder breitet.

In seiner Landschaftsmalerei ist Hamerling ein Claude Lorrain und Poussin; es herrscht darin ebenso viele Plastik wie Stimmung; mit festen Umrissen heben sich die tempelgekrönten Berge Athens von dem Hintergrunde der scharf gezeichneten Gebirgslinien ab; keiner dieser Berge bleibt für uns ein Namen oder eine Sage; wir sehen seine Formen vor uns, das ganze Attika tritt wie ein plastisches Reliefbild vor uns hin. Wie stimmungsvoll ist z. B. der nachtigallenreiche Hain von Kolonos als das Asyl glücklicher Liebe, der Zaubergarten unter dem ionischen Himmel von Milet, und dagegen düster sich abhebend die wilde arkadische Felsen- und Waldlandschaft geschildert! Auch Flaubert schildert Karthago und seine Umgegend mit großer Treue; aber diese Schilderungen sind durchaus realistisch, es fehlt darin das lyrisch Stimmungsvolle, welches diejenigen von Hamerling beseelt.

Noch mehr als an die archäologischen Romane erinnert „Aspasia" an die Sittenromane Wieland's, in denen die Schilderung des äußern Lebens allerdings nur eine untergeordnete Rolle spielt, indem die griechisch-französische Lebenstendenz bei weitem überwiegt. In „Agathon" und „Aristipp" mag man die Vorbilder der „Aspasia" erblicken; besonders erscheint die Lais im „Aristipp" bei oberflächlicher Betrachtung als das Ideal des schönen, gebildeten, freien Weibes, wie es auch Hamerling bei seiner „Aspasia" vorschwebte; wie diese erscheint auch Lais

dem Auge des Sokrates als der Inbegriff aller Grazien, sowie beide dem Bildhauer als das Ideal weiblicher Schönheit. Und wenn Aristipp findet, daß das Leben einer solchen Hetäre ein weit glücklicheres und der höhern Bestimmung des Menschen angemesseneres sei als dasjenige ehrbarer Matronen, deren Tugend sich in ein geistloses Einerlei auflöse, so ist dies auch ungefähr der Grundgedanke des Hamerling'schen Romans. Ebenso ist unverkennbar die Aehnlichkeit der Reflexionen über Liebe, Schönheit, Tugend, über alle Fragen der Lebensweisheit und einer Form derselben, die an den Sokratischen Dialog erinnert, sowie auch die wenig geschlossene Reihe der dargestellten Abenteuer selbst, die sich in einem Nacheinander ohne ineinandergreifenden Zusammenhang und deshalb ohne eigentlich fesselnde Spannung vor unsern Augen vorbeibewegt.

Dennoch darf man über diesen Aehnlichkeiten nicht verkennen, daß Hamerling's Aspasia sich sehr wesentlich von der Lais Wieland's unterscheidet, und daß sie auch über die Tendenzen des heitern Lebensgenusses mit idealerm Flug hinausgreift. Die Lais ist nur eine feile Buhlerin, die sich reichen Schwelgern hingibt und für ihren Aristipp nur den Reiz geistiger Unterhaltung übrig hat; sie verspottet den unermeßlich reichen Perser Arasambes, während sie seine Buhlerin ist und ihm die größten Summen entlockt; sie ist die eigentliche Hetäre, die sich dem gewinnbringenden Cultus der korinthischen Aphrodite gewidmet hat. Daß Hamerling's Aspasia nicht auf Einer Linie steht mit dieser Lais, hat der Dichter selbst dadurch markiren wollen, daß er seiner Aspasia eine korinthische Hetäre in der Theodota gegenüberstellte, die in dem Roman als das Abbild der Lais erscheint. Der Gegensatz der ihre Schönheit für Geld hingebenden Buhlerinnen gegen die engherzigen Ehefrauen Athens bleibt ein durchaus einseitiger; es sind nur Extreme, von denen keins dem Ideal entspricht. Das aber war Hamerling's Absicht, in seiner Aspasia das wahrhaft ideale Weib zu zeichnen, in welchem Geist, Schönheit und liebende Hingebung sich vereinigen — und das erhebt seinen Roman über das Niveau eines archäologischen, daß dies Ideal nicht an das Weichbild Athens, nicht an den Schatten des Oelbaums der Athene gebannt ist. Auch den Telesippen der Gegenwart stellt Hamerling in seiner Aspasia das ideale Weib gegenüber, und zwar geschieht dies ohne tendenziöse Aufdringlichkeit und hält sich immer in dem Rahmen des attischen Lebens.

Die schöne Milesierin, die uns zuerst als Gastfreundin des Hipponikos begegnet und dem jungen Bildhauer Alkamenes als Modell der Aphrodite diente, wird uns von dem Dichter mit folgenden Worten geschildert:

Sie war schlank, und die Glieder dennoch von anmuthigster Weichheit und Rundung. Ihr Gang war fest und reizvoll zugleich. Ihr krauses, weiches Haar schimmerte röthlich-braun, ihr Antlitz war von unvergleichlicher Schönheit. Das Bezauberndste aber an ihr war ein feuchter Glanz, ein weicher aphrodisischer Schimmer der wundervollen Augen, dessen Zauber keiner widerstand, auf welchen diese Augen sich richteten. Ihr Gewand aus gelbem, weichem Byssos floß eng anschließend über die feinen, aber doch schön gerundeten Hüften zu den Knöcheln hinab. Nach oben war der Vordertheil des Gewebes an der Schulterhöhe mit dem Hintertheile durch zierliche Agraffen ineinander genestelt. Der Ueberschuß desselben aber fiel von den Schultern wieder als eine Art von Obergewand in schönen Falten hinab bis zur Mitte des Leibes. Unbedeckt ließ das ärmellose Gewand die edelgeformten Arme, und verbarg nicht ganz den Umriß des jugendlich zarten und doch voll und fest entwickelten Busens. Es war der gewöhnliche Chiton der griechischen Frauen, welchen die Fremde trug, aber reich und bunt, wie man ihn bei ionischen und lydischen Frauen der asiatischen Küste sah. Die Farbe des Gewandes war glänzend gelb, die Säume mit bunten Stickereien reich geziert. Das röthlichbraun schimmernde Haar wallte gekräuselt, wie es war, über den Nacken hinab; ein Purpurband, welches an der Stelle, wo es auf dem Vorderhaupt ruhte, mit einer giebelartig gestalteten Metallplatte geziert war, hielt das reiche Gelock zusammen.

Wir begegnen ihr zuerst im Atelier des Phidias, wo sie sich an einer Berathung der Männer betheiligt, welche der Verwerthung des Goldschatzes von Delos in künstlerischen Gebilden gilt. Ihre Worte, in denen sich volle Begeisterung für den Cultus der Schönheit ausspricht und für die großen Aufgaben des hellenischen Geistes, machen einen tiefen Eindruck auf Perikles; in der Pansgrotte finden sich ihre Herzen ganz, und als Jüngling verkleidet begleitet sie den athenienfischen Staatsmann auf seinen Lebenswegen. Einmal geräth sie auch in seine Häuslichkeit, wo sie indeß erkannt und von der Gattin des Perikles, Telesippe, sowie von ihrer Freundin, der Schwester des Kimon, Elpinike, mit den heftigsten Schmähreden empfangen wird. Was sie entgegnet, ist gleichsam das Evangelium aller Aspasien gegenüber einer nüchternen, blos auf ihr Recht sich berufenden Liebe, und man mag hierin den geistigen Angelpunkt des Romans finden:

Habt ihr nun eure schärfsten, eure giftgetränktesten Pfeile versendet? Ich habe diesen Hagel eurer Zorngeschosse ruhig über mein Haupt ergehen lassen, denn ich begab mich nun einmal in die Gefahr, ich wagte mich in den Bereich dieser zornigen Hausgötter, und ich habe, obgleich ihr mein Kleid Lügen straft, doch so viel Männliches in mir, um mich in das, was begreiflich und unausbleiblich ist, zu finden. Aber auch du, o Herrin des Hauses, Telesippe, und du, ehrwürdige Elpinike, werdet es begreifen und ertragen, daß ich auf so viele Anreden Einiges, wenn auch in einem Tone, der mit dem eurigen nichts gemein haben will, erwidere. — Was ist es denn, Herrin Telesippe, angetraute Gemahlin des großen Perikles, um dessentwillen du mich in so harten Worten schmähst und beschuldigst? Sage, was hab' ich dir geraubt? Deine Hausgötter? deine Kinder? deinen guten Ruf? deinen Tugendstolz? deine Habe? dein Geschmeide? deine Salben- und Schminktöpfe? Nichts von all' dem! Nur ein Kleines kann ich dir entrissen zu haben scheinen: das, was dir das letzte war von allem, was du selber preisgegeben, was du im Grunde nie wahrhaft besessen, was du zu erwerben und zu erhalten niemals ernstlich bedacht gewesen: die Liebe deines Gatten! Und wenn es in der That sich so verhielte, wenn dein Gatte mich liebte, dich aber nicht, wäre es meine Schuld? Nein, es wäre die deine! Bin ich nach Athen gekommen, um die Athener zu zwingen, ihre Frauen zu lieben? Besser geziemt es und leichter fällt es mir, die athenischen Frauen zu lehren, wie sie es anfangen sollen, um von ihren Männern geliebt zu werden. Ihr athenischen Hausfrauen, kindergebärende Sklavinnen, verkümmernd in der Verborgenheit eurer Frauengemächer, ihr versteht sie nicht, diese Kunst, des Mannes Herz zu unterjochen, und ihr zürnt uns Ionierinnen, weil wir sie verstehen? Ist es ein Verbrechen, sie zu verstehen? Nein, es ist ein Verbrechen, sie nicht zu verstehen! Was heißt geliebt werden? Es heißt gefallen! Willst du geliebt werden, so gefalle! Da hilft nicht Band, nicht Eidschwur, nicht Berufung auf göttliches oder menschliches Gesetz; da gilt nur der Wahrspruch: Wisse zu gefallen! — Und wann gefällt das Weib? Vor allem wenn es

will! Und womit muß es zu gefallen suchen? Mit allem was gefällt. Nicht lange wird es fesseln, wenn es blos die Sinne besticht, nicht lange, wenn es blos die Einbildungskraft bezaubert, oder den Geist anspricht, oder das Herz rührt — es muß das alles in sich zu vereinigen wissen, es muß, um es mit Einem Worte zu sagen, liebenswürdig sein! — Aber um den Sieg der Liebenswürdigkeit zu vollenden und fremde Leidenschaft desto sicherer zu erwecken, wird es die eigene sorgfältiger zu verbergen als zu verrathen suchen. Ernüchternd wirkt des Weibes zuvorkommende Glut auf den Entflammten, anwidernd auf den Erkalteten. Sie beginnt damit, den Mann stolz zu machen, und endet damit, ihn zu langweilen. Des Mannes Langeweile aber ist des Eheglücks, der Frauenherrschaft sicheres Grab. Kosen oder grollen, girren oder fluchen mag der Mann, gleichviel; nur gähnen, gähnen darf er nicht! — Du, o Telesippe, thatest zu wenig und zu viel: zu wenig, denn du botest dem Gatten nur deinen Leib und deine Treue; zu viel, denn du brachtest ihm das, was du botest, dar wie auf dem Teller die Speise! Das Weib soll aber nicht Speise auf dem Teller sein, noch Geräth im Hause, noch Sklavin, selbst nicht „Ehefrau"; wie man es nennt, denn Hymen ist des Eros räuberischer Feind. Täglich neu muß es um sich werben lassen, und die wunderliche Kunst muß es verstehen, Abends als Braut sein Lager zu besteigen, und des Morgens als Mädchen wieder aufzustehen! — Das sind die Regeln jener Kunst; befolge sie, wenn du willst und wenn du kannst. Wo nicht, so verzichte auf das, was durch diese Kunst gewonnen wird, und gönne neidlos andern, die Früchte derselben zu ernten!

Das reizende Liebesidyll im Hause des Tragöden Sophokles, der ebenso wie Sokrates und Phidias, Anaxagoras, Euripides und Alcibiades in glaubwürdiger Gestalt in den Roman eingeführt wird, zeigt uns Aspasia und Perikles schon im engsten Liebesbunde; die kurze Episode, wo die üppige Theodota ihn untreu zu machen sucht, geht folgenlos vorüber; bei dem Feldzug nach Samos feiern sie auf dem in einen Garten verwandelten Dach des Hauses von Milet eine volle Liebesfeier, und nach der Rückkehr scheidet sich Perikles von seiner Telesippe und heirathet Aspasia. Die Reise zu den Olympischen Spielen, der Kampf mit den Gegnern, die Vertheidigung der wegen Gotteslästerung angeklagten Frau durch Perikles selbst, der Hereinbruch der Pest über das schöne Athen, die Siege des Demagogenthums und der Peloponnesische Krieg: das alles bildet eine Reihe interessanter, lebhaft ausgeführter Bilder, in deren Mitte Perikles und Aspasia stehen.

Solange es nur jene Verherrlichung des Cultus des Schönen und Wahren, der Kunst und des Wissens und eines in göttlicher Freiheit erblühenden Lebens gilt, mag immerhin der finstere Trotz des Erechtheuspriesters, mögen die von ihm entfesselten feindlichen Mächte gegen diesen Cultus ankämpfen, bewahren alle vorgeführten Bilder Klarheit und Durchsichtigkeit, sowie die gedanklichen Entwickelungen, oft mit der Naivetät und feinen Ironie des sokratischen Dialogs ausgeführt, in volles Licht treten. Erst gegen den Schluß des Romans hin geräth die Tendenz des Autors in Schwanken. In der Liebe des Arkadierkindes Kora zu dem nordländischen Manes, einer keuschen, schmerzlichen, entsagenden, opferlustigen Liebe, die von Aspasia als traurig und krankhaft bezeichnet wird, in der Geburt Platon's, von dem es heißt, daß er mit süßester Beredsamkeit die bittersten Lehren predigen, daß er lehren wird, der Leib sei ein Kerker der Seele, diese müsse sich emporringen ins Ueberirdische, gehen an dem Himmel von Hellas neue, fremdartige Gestirne auf. Der Dichter selbst scheint zwar in der sonst prächtigen Schlußparabase, die an die nächtigen Wanderungen des Sokrates anknüpft, in der hereinbrechenden neuen Weltanschauung eine Vertiefung des Lebens, einen Fortschritt zu erkennen, aber er hat so lange und so sinnvoll den hellenischen Lebenscultus der Schönheit als ein schönes Ideal gefeiert, daß wir der im Dämmerlicht gehaltenen Zukunft nur halbe Theilnahme schenken.

Wenn wir den bereits anfangs erwähnten vortrefflichen Schilderungen des hellenischen Lebens noch diejenige der Aufführung der „Antigone" des Sophokles und der Olympischen Spiele anreihen, haben wir um so mehr ein Recht, diesen Spiegel der altgriechischen Welt als einen fein geschliffenen und durchsichtigen, in vieler Hinsicht als ein Meisterwerk nachschaffender Kunst zu betrachten. Maßvoll in Auffassung und Darstellung, trägt der Roman das Gepräge des hellenischen Genius. Wir könnten viele Seiten unserer Blätter mit den anziehendsten Schilderungen der Landschaft, des städtischen Lebens, der Kunststätten und Liebesscenen füllen; wir wählen als Probe für die poetisch durchwärmte Schilderung die Beschreibung der Heimat des Sophokles an den Ufern des Kephissos:

Wenn man in mitternächtiger Richtung die alte Stadt Athen verließ, etwas zur Linken gewandt den äußern Kerameikos durchschritt, über die Gärten und Platanengänge der „Akademie" hinaus seinen Weg fortsetzte, dann noch eine Strecke mitternachtwärts im Freien auf besonnter Straße zurücklegte, so erreichte man das anmuthige, hold umschattete Kephissosthal. Man hatte beim Eintritt in dieses Thal sofort einen flüsternden, üppig grünenden Olivenwald zur Linken. Er erstreckte wie ein grüner Wall sich weithin immer zur Seite des Wegs. Baumhoch sproßte dazwischen der Keuschlammstrauch, dessen blaue Blüte gegen das sanfte Grün der schmalen Blätter angenehm abstach. Epheuranken hingen von den Aesten überall herab; auch Taxusbäume wuchsen den Abhang empor und bedeckten ihn dergestalt, daß man nichts als Grünes sah. Zur andern Seite des Wegs aber, zur Rechten, kamen die krystallklaren Murmelwellen des Kephissos aus dem Innern des Thals über blitzend weiße Kiesel dem Wanderer entgegengerieselt, hier und da in den Rosenlorber- und Keuschlammbüschen sich bergend. Jenseit des Kephissos sah man aus einiger Entfernung den nicht minder lieblich umlaubten, sagenreichen Hügel Kolonos herüberwinken. Ging man, nachdem man das Thal betreten, eine kurze Strecke zwischen dem Olivenhain und dem fließenden Gewässer hin, so sah man am jenseitigen Ufer des Kephissos, auf wiesigem, sanft ansteigendem Boden einen anmuthigen Weiler im Schein der Sonne glänzen, umgrünt von einzelnen uralten hochgewipfelten Cypressen, Platanen und Pinien, und von einem Garten, der fast bis an den Kephissos herüberreichte. Aber nicht blos von dieser Seite erstreckte sich jenes Gartengelände bis ans Ufer des Flüßchens, sondern dieses, seinen Weg aus dem Innern des Thals gegen den Eingang desselben fortsetzend, machte eine Krümmung nach der rechten Seite hin, und bespülte sonach auch dort die Gründe, in welche der Frucht- und Blumengarten, der das Landhaus umgab, nach jener Seite hin auslief. Nur daß dort der Boden des Gartens einigermaßen sich abdachte, und der Bach in seiner Vertiefung zwischen höherm, von den Strahlen der Sonne durchblitztem und von Nachtigallen durchtöntem Gebüsch um so traulicher plätschernd dahinfloß. In der Mitte des weiten Raums zwischen diesem sich abdachenden Kephissosufer und dem Wohnhause stand ein von Rosen umbüschtes Gartenhäuschen. An den Ecken des Gartens trat Lorber-, Myrten und Rosengebüsch zu dichten, traulich-verschwiegenen Lauben zusammen. Auch die Scharlachblüte des Granatbaums fehlte nicht. Dop-

pelreihen von Oliven-, Feigen- und andern Fruchtbäumen umsäumten, von einer dieser Lauben zur andern führend, den Garten. Wo der Boden gegen den Kolonoshügel hin sanft anstieg, da bräunten sich an sonnigen Hängen die Trauben. Das ländliche Wohnhaus selbst umschlangen Rebengewinde, ja selbst an den Bäumen wanden sie in üppiger Fülle sprossend sich empor. Mit ihnen wetteiferte wuchernd der Epheu, dessen große schwarze Dolden von Wänden und Baumstämmen, nicht minder Trauben ähnlich, herunterhingen, und dessen üppiges Geblätter, sich fortschlängelnd, selbst das Gefild der thauigen Wiese besäumte.

Zwischen den blühenden Hecken und freien Rasenplätzen waren kleine Beete von Blumen angelegt. Wenig hatte von den schöntraubigen Narcissen, vom goldenen Schmelz des Krokos, von den Lilien, Irisblumen und Veilchen die vorgerückte Jahreszeit und die kranzwindende Lust des Atheners übriggelassen, aber unzählig flammten die Rosen überall, von Violen umsäumt, in purpurn lachenden Fluren auf dem Boden hin sich verbreitend, oder auf hohen Sträuchern prunkend, niemals angeweht von rauhen Winden, und allmorgendlich erfrischt vom reinsten Thaue des Himmels. Leicht erscheint es, so der Dinge, die hier zu schauen waren, Namen und äußere Gestalt mit Worten anzugeben; unmöglich aber ist es, den heitern und glücklichen Frieden zu schildern, welcher über diesem üppig grünen, waldumsäumten, von den Wässern des Kephissos bethauten, von Nachtigallen durchschwärmten Thalgrunde verbreitet lag. Man war der lauten Stadt so nahe, und fühlte sich ihr doch weltenweit entrückt. Es war, als müsse der ländliche Gott Pan hier aus schattendunkler Waldstille treten, eine Najade dort unter hellaubigem Schattendach aus dem Bade der Kephissoswellen steigen. Weiter innen in der lauschigen Tiefe des Hains tummelten sich gewiß bocksfüßige Satyrn, und man konnte das Gekicher vollbusiger, reigenschlingender, oder auf grünem Laub zur Ruhe hingelagerter Hamadryaden vernehmen. Zuweilen ging ein Schauer durch die Kronen der Bäume, die in der reinsten Bläue des hellenischen Himmels zitterten, wie ein Wonneahnungsschauer, einherwehend vor dem Schritt des Freudengottes Dionysos. Will er etwa vom Thalgewässer des Kephissos erobernd hinaufstürmen gegen den von ernsten Kunden der Vorwelt umflüsterten Eumenidenhain auf dem Hügel Kolonos? Aber auch der Reigen apollinischer Gefährtinnen war diesem Orte nicht fern. Hier hauste ja der Musenliebling Sophokles. Dies hier war seine heimische Stätte, wie er sie von der Höhe der Akropolis dem Perikles und der Aspasia lobpreisend aus der Ferne gewiesen. Hier war er geboren, und hier lebte er. Unter den weißen, von Epheu und Blumen überwucherten Denksteinen, welche hier und da aus dem Grün des Gartens und der Büsche hervorblinkten, schliefen seine Väter.

Ebenso könnten wir eine Anthologie der sinnreichsten Betrachtungen aus den drei Bänden dieses Romans zusammenstellen, der, was ihm an spannender Verknüpfung der Ereignisse fehlt, reichlich durch den Glanz poetischer Schilderung und geistiger Bedeutung ersetzt. Wenn man auch hin und wieder eine Detailmalerei, welche in der Verwerthung interessanter philologischer Studien bisweilen weiter geht, als die Theilnahme der Leser folgen kann, tadeln mag: das ganze Werk trägt den Stempel eines echt dichterischen Talents, und seine Tendenz ist nicht blos auf eine Belebung des Alterthums, sondern auch auf eine innere Reform unserer eigenen Weltanschauung gerichtet.

Rudolf Gottschall.

Eine neue Schrift von Alexander Jung.

Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung. Von Alexander Jung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 9 M.

Alexander Jung hat sich durch eine Reihe an Sinn und Tendenz ähnlicher Werke längst einen ehrenvollen und anerkannten Platz in unserer Literatur erworben, sodaß seine Art und Weise bereits einen bestimmten urwüchsigen Charakter von entschieden religiöser Natur darin repräsentirt. Ob derselbe in Romanform auftritt, wie in seinem „Rosmarin“ und seinem „Darwin“, oder in raisonnirender Form, wie in seinem „Geheimniß der Lebenskunst“ und nun wieder in diesem neuesten Werke, verändert weder etwas an der philosophischen Grundlage seines festen und entschiedenen Gedankensystems, noch an der Grundstimmung und dem Colorit seiner durchaus poetischen Empfindungsweise. Mannichfaltigkeit ist dabei nicht ausgeschlossen. Im „Darwin“ tritt vorzugsweise die polemische Seite hervor; die Hauptsache ist ihm dort, sich ritterlich mit seinen Gegnern herumzuschlagen. Im „Geheimniß der Lebenskunst“ entfaltet sich sein Grundgedanke von der psychologischen Seite; es sind dort besonders die überaus gelungenen Gemälde der von unsern Gedankensystemen abhängigen Gemüthsstimmungen, welche uns lehrreich beschäftigen und fesseln. In der gegenwärtigen Schrift enthüllt sich uns seine Metaphysik, aber auch wieder nicht auf schulmäßige und trockene, sondern auf desultorische, unmittelbar empfindbare, poetisch eindringliche, mit einem Wort wie immer auf religiöse Art.

Die Schriften Alexander Jung's gehören sämmtlich zu den excitatorischen, denen in der gegenwärtigen Zeit ohne Zweifel eine große Wichtigkeit und Wirksamkeit beizumessen ist. Denn es kommt heutzutage, wo der europäische Kampf der Aufklärung mit fanatisirten Religionskreisen von einer nicht zu unterschätzenden Ausdehnung in vollem Gange ist, viel darauf an, daß wahre dogmenlose, naturwüchsig aus dem Innern hervorquellende Religiosität überall, wo dieselbe wirklich lebt, in ihrer unmittelbaren schrankenlosen Vollgewalt hervorbreche und sich zeige. Eine fruchtbare Wirksamkeit ist ihr dabei sicher, so weit als ihre Stimme gehört und verstanden wird. Denn die edle und schwungvolle Sinnesart hat das mit der unedeln und frivolen gemein, daß sie in ihrem unverhüllten Hervortreten ansteckend wirkt, und nebenbei noch den unschätzbaren Vorzug, daß sie begeisternd wirkt, was die unedle nicht kann. Denn die unedle kennt keine Begeisterung; sie ist durch und durch nüchtern und skeptisch. Will sie gewaltig thun, so sieht sie sich auf das klägliche Mittel reducirt, zu schimpfen, indessen die edle Sinnesart in ihrer entfesselten Gewalt dahinbraust wie ein luftreinigender Sturmwind.

Zwar wollen wir uns sorgfältig vor dem Fehler hüten, den Werth nüchterner Aufklärung in hellen und haarscharfen Begriffen, welche von der hohlen Nüchternheit der

Frivolität und des Nihilismus himmelweit verschieden ist, zu unterschätzen. Wer aber der Ansicht sein sollte, daß gegen die um sich greifende Macht eines todesmuthig entzündeten Fanatismus die nüchterne Religionslosigkeit der Skepsis einen hinreichenden Gegenhalt in den Gemüthern biete, dem dürfen wir dreist die Versicherung geben, daß er ein schlechter Kenner der menschlichen Herzen ist, welche in ihrer großen Mehrzahl immer noch das Trinken aus trüben und schlammigen Religionsquellen dem einfachen Verschmachten vor Durst in der Wüste vorziehen werden, und dieses, wie uns dünkt, mit voller Berechtigung. Darum muthig voran, alle ihr, deren Herz entzündet ist von der Religion der Wahrheit, der namenlosen, freien, der Religion des ungefesselten, rückhaltlosen Menschenthums! Hört unser Volk auf eure Stimme, so kann es nur zu seinem Heile und Ruhme gereichen. Es darf dann auf seiner begonnenen Siegeslaufbahn fortschreiten in gemessenem Gange, gehoben von Stufe zu Stufe, mit der Sicherheit und Regelmäßigkeit eines aufgezogenen Uhrwerks. Misachtet unser Volk eure Stimme, höhnt es euch — doch das ist ja undenkbar, und wir müssen uns anders ausdrücken: Erheben sich verleumderische Stimmen gegen euch, frivole Lästermäuler, lebenssatte Jünglinge, überspannte Uebergescheite, mattherzige Buchstabenkrittler, banghaftige Urtheilslose, renommirende Nihilisten, mit einem Worte undeutsches Ungeziefer — nun so denkt daran, daß es bei einer gut kochenden Suppe nicht die Kraftbrühe, sondern der abzuschöpfende Schaum ist, welcher nach oben treibt und am meisten ins Auge fällt. Wer nun meinte, die ganze Suppe bestände aus Schaum, der fiele in einen Irrthum, welchem wir zwar heutzutage in manchen Kreisen begegnen, welcher aber dessenungeachtet ein aus der Luft gegriffener Irrthum ist.

Der Standpunkt der Jung'schen „Theodicee" ist ein religiöser, oder auch ein philosophischer, wie man es nehmen will. Beides fällt hier zusammen; denn er verlangt in der Religion nach keinen andern Dogmen als nach den von einer philosophischen Metaphysik dargebotenen, aber dafür ist ihm die Metaphysik nicht abstracte Theorie, nicht ein bloßes begriffliches Rechenexempel, sondern ein unmittelbares Innewerden des geistigen Lebens in uns, welches nicht von unten, aus den Atomen des Erdbodens, sondern von oben, aus den Kräften unkörperlicher Regionen stammt, und uns in jene ewige Gegend einführt, welche die Heimat der Seelen ist. In der niedern Region ist alles im Werden, Entstehen und Vergehen; in der höhern Region ist kein Werden, ist lauter Sein, lauter ewige Gegenwart. Die niedere Region ist an und für sich dunkel und unbewußt, außer soweit sie von der höhern her mit Bewußtsein beschienen wird. Die höhere Region ist die selbstleuchtende, von deren Klarheit wir so viel getreue und unverfälschte Anschauung besitzen, als in unserm Bewußtsein, welches selbst einen abgeleiteten Theil von ihr ausmacht, enthalten ist. Nun aber kommt alles Werden vom Sein, alles Dunkel vom Lichte und nicht umgekehrt, und folglich vom bewußten Sein oder Bewußtsein. Alles Unbewußte ist nichts als eine vorüberfliehende Erscheinung am ewig bewußten Urwesen, an welchem wir selbst theilhaben, soweit wir bewußte und denkende Wesen sind. Freilich nur so weit. Denn alles übrige in uns gehört ebenfalls den vorüberfliehenden Erscheinungen des Unbewußten an.

Das ist allerdings eine sehr kühne Theorie, so kühn, daß der kühnste Philosoph des Unbewußten mit seinen gewagtesten Hypothesen sich wol dagegen vorkommen mag wie ein zahmer Stelzenläufer gegen einen verwegenen Akrobaten. Und doch enthält dieser kühnste Schwung des Denkens nur wieder ganz dasselbe in moderner origineller Reproduction, was von alten Zeiten her in dem abrahamitischen Monotheismus altbabylonischer Schulweisheit von Ur in Chaldäa angelegt war, aus welchem mit der Zeit Judenthum, Christenthum und Islam hervorgewachsen sind. Auch in diesen alten Monotheisten lebte ihre Metaphysik, ähnlich wie in Alexander Jung, nicht als trockenes Rechenexempel, sondern als unmittelbar aufleuchtendes Selbstbewußtsein von dem, was der Geist ist, als ein plötzliches Innewerden der in uns lebenden Wahrheit, welche hinweist auf den Quell aller Wahrheiten, dessen heller Aufsprung das Herz hüpfen und aufjauchzen macht, und jede Wüste in ein Paradies umzuwandeln versteht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß alle Menschen von jeher, welche diesen philosophischen Schatz in sich entdeckten, ihn als das größte Gut erkannten, werthvoller als Geld und Besitz, als Macht und Ansehen in der Welt. Sie kamen sich immer und kommen sich ebenso immer noch heute vor wie Menschen, welche einen Schatz finden in ihrem Acker, dessen Werth den des Ackers so weit übertrifft, daß der Werth des Ackers als nur geringfügig dagegen erscheint. Es ist das, mit den Worten des Dichters zu reden, eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu; und wem sie just passiret, dem bricht nicht das Herz entzwei davon, sondern dem geht das Herz auf und wird, sofern es krank gewesen sein sollte, davon unfehlbar gesund, kerngesund. Wer das erfahren hat, der weiß es, der kennt diese heilkräftige Medicin. Die Erfahrung besteht aber in einem Denkenkönnen. Wer so glücklich ist, sich in diesen Urgedanken hineindenken zu können, dem geht das große Licht auf, der betritt den Kreis der ewigen Wahrheiten. Der andere wird freilich nur verwunderungsvoll das Zusehen haben.

„Bist du es", sprach zu Leila der Khalife,
„Die den Medschnun bezaubert hat?
Du bist nicht reizender als andre Schönen" —
„O schweige", sprach sie, „du bist nicht Medschnun."

Für den eigentlichen Grund der bei einer großen Anzahl Gebildeter in der Gegenwart eingerissenen Religionslosigkeit hält Alexander Jung eine gewisse mit dem verweichlichenden Luxus unserer Tage zusammenhängende Erschlaffung des Charakters, die sich als eine krankhafte Scheu vor dem Erhabenen äußert. Es gibt ohne Zweifel Menschen, und zwar ausschließlich unter Gebildeten oder vielmehr Verbildeten, welche eine wirkliche Scheu haben vor allem Erhabenen, vor dem Meere, dem Hochgebirge, dem gestirnten Himmel, dem Sturmwinde, dem Gewitter, dem Glockengeläute, der Musik ergreifender Orgeltöne, den Psalmen, dem Gedanken des ewigen Lebens, und folglich auch der Gottheit. Dabei hat Jung gewiß unbedingt recht, wenn er behauptet, daß niemand hohe Genien in irgendeiner Art, wie z. B. einen Platon, Dante, Shakspeare, Kant, Goethe, Schiller, Jean Paul, Beethoven u. s. w.,

sich irgend verständlich machen kann, welcher ein solcher Schwachmaticus im Gefühl ist, seine Scheu vor der Erhabenheit nicht überwinden zu können. Es leuchtet eben auch wieder aus diesem Umstande der Vortheil ein, welchen die excitatorische Methode des religiösen Schriftstellers vor der doctrinären oder philosophischen voraushat. Er beruht auf der unleugbaren Wahrheit, daß die eigentlichen Hindernisse des Verständnisses in religiösen Dingen selten im Intellect, gewöhnlich in der Schlaffheit des Charakters liegen, und zwar in dieser aus Verweichlichung und Verzärtelung entspringenden Scheu vor dem Erhabenen. Dieser Sinn aber läßt sich wecken, denn er schlummert in jedem Menschen, so gewiß er Mensch ist. Der Wollüstling kann sich ermannen, der in Weiberkleider gehüllte Achill kann zum Schwerte greifen. Die süßen Reize in Armida's Gärten sind nicht so fesselnd, daß in Rinaldo nicht die Stöße kriegerischer Trompeten den eingeschlummerten Sinn des Erhabenen wecken sollten. Aber es bedarf der Trompetenstöße. Der Schläfer erwacht nicht auf eine schmeichlerische Berührung, sondern will hart angefaßt, will mit Worten des Zorns und der Empörung über sein heilloses und verächtliches Hintaumeln emporgescheucht und an empfindlichen Theilen seiner innern Ehre ergriffen sein. Dazu bedarf es zwar keiner philosophischen Schulmethode, wohl aber eines philosophischen Standpunktes, wie er dem Verfasser eigen ist. Die Schulmethode wendet sich an den Verstand. In ihm liegt aber nicht der eigentliche Mangel, zu dessen Ergänzung daher die bloße Einsicht nur wenig vermag. Viel dagegen vermag der philosophische Standpunkt, insofern er zugleich ein kräftiger Willensstandpunkt ist. Denn der feste Wille gibt Zeugniß von der Festigkeit der Wahrheit, und ein solches Zeugniß wirkt immer ansteckend und reinigend:

Ein Wille, scharf und hart wie Stahl
Und spiegelklar und blank,
Der fegt wie Gottes Donnerstrahl
Den wüsten Höllenstank.

Die Stärke der Ansteckung eines solchen speculativen Willens beruht nämlich darauf, daß es sich bei ihm nicht um empirische Reproduction von irgendetwas Anzulernendem handelt, sondern im Gegentheil um Urproduction dessen, was originell aus eigener Seelentiefe quillt, und um Vergessenheit und Verachtung alles blos Angelernten und erfahrungsmäßig Empfangenen. Wir müssen lernen, die Kinderschuhe austreten und die Gängelbänder unsers Verstandes wegwerfen, alles Empirische und von außen Aufgedrungene geringer achten als uns selbst; lernen, niemand zu glauben, niemand zu vertrauen, niemand zu dienen als nur allein uns selbst, d. h. der Vernunft, die wir sind, der Gottheit, die in uns lebt, denkt und handelt, wenn wir leben, denken und handeln nach ihrem Gesetz. Es ist daher recht erfreulich, constatiren zu können, daß solche ermunternde und kräftigende Stimmen wie die Alexander Jung's in der Tagesliteratur immer mehr im Anschwellen begriffen sind, und gern stimmen wir ein in das reife Urtheil, welches derselbe über diesen Umstand ausspricht:

Der Realismus hat jetzt lange bereits das große Wort geführt. Es war ihm zu gönnen. Er war früher überhört, wenn nicht absichtlich unbeachtet gelassen worden. Jetzt hat er nicht blos gesprochen, er hat auch Großes vollbracht, aber er hat auch seine Schwächen, Beschränktheiten hinlänglich zu Tage gegeben. Er ist anmaßend, übermüthig, blind für die höchsten, unumstößlichen Wahrheiten bis zum Keckften geworden. Er hat leichtsinnig genug seine Unwahrheiten sogar der Menge verkündet, ist mit unverdientem Beifall belohnt, zur Mode geworden. Doch nein, nicht mehr so. Er fängt an zu veralten. Schon tritt der Idealismus seine Rechte wieder an.

Das vorliegende Werk besteht aus zwei ziemlich verschiedenartigen Theilen. Im ersten wird theils schildernd, theils kritisch-humoristisch auf hervorragende Sitten, Gebräuche und Lebenszustände des gegenwärtigen Culturtreibens eingegangen; im zweiten werden die Grundzüge einer philosophischen Grundansicht vorgetragen. So verschieden die Themata sind, so eng ist ihr Zusammenhang. Der Verfasser zeigt sich überall bemüht, der pessimistischen Lebensansicht entgegenzuarbeiten und den Fortschritt der Menschheit vom Schwachen zum Starken, vom Passiven zum Activen, vom Schlechtern zum Bessern, von der Barbarei zur Cultur, von der Finsterniß zum Lichte zu behaupten und zu vertheidigen. Er taucht sich im ersten Theile tief in die Schattenpartien und Verirrungen unserer gegenwärtigen Zustände, um daran die Stichhaltigkeit seines Beurtheilungsprincips des unaufhaltsamen Fortschritts zu erproben, dessen Grundbegriffe und ewige Normen er im zweiten Theile aufstellt.

Der Titel des Werks, obgleich mit Vorbedacht gewählt und die Tendenz desselben genau ausdrückend, klingt etwas abstrus und verlangt daher eine Erklärung. Panacee bedeutet hier eine schmerzstillende Medicin und zwar eine solche, welche alle Schmerzen ohne Ausnahme zu lindern fähig ist. Dergleichen gibt es bekanntlich bei körperlichen Schmerzen, wie z. B. Morphium, Chloralhydrat u. dgl. Es sind das keine Radical-, sondern Palliativmittel; sie heben nicht die Ursachen der Schmerzen auf, sondern nur die Empfindung derselben und die Belästigung durch dieselben. Ebenso ist hier das Wort im bildlichen Sinne verstanden. Der religiöse Sinn, wie ihn der Verfasser zu wecken bestrebt ist, befreit uns von keinem der Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens, aber er hilft sie uns leichter dadurch ertragen, daß er unmittelbar den Muth und die Kraft zu ihrer Ueberwindung stählt, und eben dadurch mittelbar unsere Empfindung gegen das vorhandene Unangenehme abstumpft, daneben vieles Widerwärtige und Schmerzhafte als eine Aufgabe zur höhern Emporentwickelung unserer Kräfte erwünscht und willkommen macht. Daß religiöser Sinn eine Panacee ist gegen die Leiden des Lebens, weiß jedermann, und niemand zieht es in Zweifel. Ebendaher ist aber auch der Umstand, daß wir so manche religiöse Menschen in Leiden verzagen und den Muth verlieren sehen, ein Beweis davon, wie viele unreine Bestandtheile noch den gewöhnlichen religiösen Vorstellungen beigemischt sind, durch welche ihre Kraft herabgesetzt und vermindert wird. Diese unreinen Bestandtheile sind eben die unphilosophischen. Eine philosophische Weltansicht wie die, welche der Verfasser seine Theodicee nennt, dient aber zur Reinigung recht vieler falscher und trüber Religionsbegriffe, schon allein durch den Umstand, daß ihr zufolge der Mensch sich als ein dem innern Organismus des göttlichen Lebens selbst mit angehöriges Glied fühlen lernt, dessen Thaten in ihren Wirkungen

weit über die Spanne seiner engen Lebenszeit hinausreichen, und auf welche daher im Zusammenhange des Ganzen ausdrücklich mitgezählt ist. Dieses Bewußtsein ermuntert die menschlichen Kräfte zu freudigen Anstrengungen allen hohen Zielen entgegen.

Der Ausdruck Theodicee stammt von Leibniz, welcher unter ihm eine Rechtfertigung der Gottheit wegen der von ihr zugelassenen Uebel und Leiden in der Welt verstand. Dabei galt als Voraussetzung, daß der Mensch zum behaglichen Lebensgenusse die Bestimmung von Gott empfangen habe. Demzufolge bedurfte der Schöpfer allerdings eine Rechtfertigung für die vielen zugelassenen Schmerzen und Verdrießlichkeiten. Wer hingegen wie Alexander Jung die Bestimmung des Menschen in einer mühevollen Steigerung seiner activen Bethätigungen, einer fortschreitenden Erhöhung seines geistigen Organismus, einer selbstschöpferischen Productivität des Geistes erblickt, bei dem verändert sich die Bedeutung einer Theodicee als Rechtfertigung göttlicher Gerechtigkeit von Grund aus. Denn die Leiden und Schmerzen des Lebens können ihm nur dann noch als Uebel erscheinen, wenn sie zur Erschlaffung unserer geistigen Activität dienen. Dieses aber ist immer nur unsere eigene Schuld und niemals die der Gottheit, welche deshalb keiner Rechtfertigung in diesem Sinne bedarf. Die wirkliche Gerechtigkeit der moralischen Weltordnung besteht vielmehr in dem Verhältnisse, in welchem der menschliche Geist zum göttlichen Geiste gestellt ist. Von der richtigen Auffassung dieses Verhältnisses hängt freilich sehr viel ab in Beziehung darauf, ob der Geist zur erhöhten Activität, die seine Bestimmung ist, Muth gewinnen, oder in der Muthlosigkeit seiner sinnlichen Anlage erschlaffen soll. Dieser Muth entspringt aus einem unbedingten Vertrauen in den Beistand der Gottheit, so oft wir dessen bedürfen. Können wir aber dieses berechtigte Vertrauen, diese berechtigte Zuversicht stärken? Und wodurch? Wir können es, und zwar durch den Gedanken der Immanenz Gottes in den menschlichen Geistern, durch den Gedanken, daß unter unsern Seelenthätigkeiten die rein geistigen die göttlichen Thätigkeiten selbst sind, welche bereits bei uns in Function stehen und sich steigern je nach den Graden ihres richtigen Gebrauchs, sodaß die Geister auf dem regelrechten Gange ihrer Entwickelung durch immer vergrößerten göttlichen Einstrom immer tiefer in die schöpferischen Thätigkeiten der Gottheit hineinwachsen. In diesem Gedanken entschwindet dem Menschen das entmuthigende Gefühl der Gottesferne und Gottverlassenheit, welches die Quelle ist von übler Laune, Verzagtheit, Ungeduld, Zanksucht, Fadheit, Frivolität, Blasirtheit und Zerfahrenheit im Leben, und tritt in ihn ein: geistesheitere Zuversicht, Ausdauer, Geduld, Arbeitslust, Unverdrossenheit, guter Humor, Bescheidenheit, Dienstfertigkeit, Bereitwilligkeit, Mittheilsamkeit, mit einem Worte Gottheit oder göttliches Wesen. Hat sich nun die Gottheit von Anfang an so zur Menschheit gestellt — und das hat sie wirklich gethan —, so sind ihre Wege und Plane mit der Menschheit dadurch ohne Zweifel bewunderungswürdig gerechtfertigt und die Aufgabe einer Theodicee gelöst. In diesem Sinne heißt es:

> Gott ist mit dem etwaigen Uebel, mit der Unvollkommenheit einer Welt in gar keine Verbindung zu setzen, geschweige denn, daß er dafür verantwortlich sein könnte. In der Welt, welche Gott schafft, ist kein Uebel, ist auch kein Uebel möglich. Der Aufwand, der erforderlich ist, um das Böse, Falsche, Häßliche in die Erscheinung zu rufen, ist ein gestohlener Aufwand. Das Uebel wird hervorgebracht nur durch entwendete Kräfte, entwendet dem ewigen Besitze des Ursubjects.

Und dieses eben ist es zugleich, weswegen der Verfasser seine Weltanschauung als eine neue bezeichnet. Wir sind nicht gewillt, ihm diese Behauptung zu bestreiten, sowie auch er gewiß nichts dagegen haben würde, wenn man ihm nachwiese, daß ähnliche Gedankengänge sich bereits in manchen andern philosophischen Systemen unter dem Titel einer Vereinigung der Immanenz des Ursubjects mit einer Transscendenz desselben nachweisen lassen, wie bei Weiße, J. H. Fichte, Melchior Meyr und anderswo. Einerseits sind dieses nur ähnliche Weltanschauungen, nicht ganz dieselbe; andererseits bildet die excitatorische und zum Theil hochpoetische und schwunghafte Form der Darstellung einen starken Gegensatz. Die Werke jener Philosophen sind trocken; bei Jung grünt und blüht alles. Jene zerbrechen sich die Köpfe; ihm gibt es die Muse. Den Elaboraten jener kränkelt sich des Gedankens Blässe an; bei ihm schüttet das volle Herz seinen ganzen Farbenreichthum aus. Jene zwingen und kasteien sich; er schreibt frisch nieder, was der höhere Sinn verlangt und was das Herz befriedigt. Offenbar führt diese Manier wieder zurück in die ältesten Formen der Philosophie, in die Uranfänge des sich kühn emporschwingenden Gedankens in der Menschheit, welche alle von religiöser Art waren; denn das menschliche Herz ist von Natur religiös gestimmt.

Und die Fortdauer dieser religiösen Grundstimmung gehört zur Gesundheit des Geistes. Von ihr hängt die Reinheit und Heiterkeit der wissenschaftlichen Atmosphäre ab, in welcher die Geister munter und wacker athmen. Materialismus, Atheismus und Nihilismus hat es immer in der Welt gegeben und wird es immerfort geben. Das schadet auch nichts, solange diese Irregularitäten nicht zum herrschenden Ton werden. Aber so wie das fortwährende Athmen in verdorbener Luft auch die gesunden Organismen zuletzt mit Krankheit und Siechthum behaftet, so übt auch eine verdorbene geistige Atmosphäre eine vergiftende Wirkung auf den Einzelnen aus, welcher er sich nur schwer entziehen kann. Von diesem Gesichtspunkte aus muß schlechterdings für Reinigung unserer literarischen Atmosphäre gesorgt werden, damit die faulen Dünste, womit die hier und da bereits drückend und unerträglich schwül gewordene Luft wirklich angefüllt ist, durch heilsame Sturmwinde und Gewitterregen daraus verschwinden. Und von diesem Gesichtspunkte aus heißen wir alle solche luftreinigenden Gewitter willkommen, welche mit ähnlicher Erfrischung wie die Alexander Jung's gegen den Wind ziehen.

Karl Fortlage.

Eine naturwissenschaftliche Bibliothek.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Band 8 und 9: Aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte von A. Zittel. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit 183 Holzschnitten und 5 Kärtchen. Band 11: Die Vorgeschichte des europäischen Menschen. Von Friedrich Ratzel. Mit 92 Holzschnitten. Band 12: Bau und Leben der Pflanzen. Von O. W. Thomé. Mit 72 Holzschnitten. Band 14: Das Mikroskop und seine Anwendung. Von Friedrich Merkel. Mit 132 Holzschnitten. München, Oldenbourg. 1874—75. 8. Jeder Band 3 M.

Schon früher ist in d. Bl. Zweck und Charakter dieser naturwissenschaftlichen Volksbibliothek geschildert worden, sodaß wir jetzt eines nähern Eingehens auf das Allgemeine überhoben sind und sogleich die einzelnen Bände besprechen können.

„Aus der Urzeit" (Bd. 8 und 9) von A. Zittel erweckt unser Interesse in mehrfacher Beziehung. Der Verfasser ist uns durch seine erfolgreiche Theilnahme an der Expedition in die Libysche Wüste interessant geworden; dann erlebte sein Buch bereits die zweite Auflage und behandelt überdies einen Gegenstand von allgemeinem Interesse. In gewissem Betracht könnte man es eine Geologie nennen; allein es verfolgt nur einen speciellen Theil dieser Lehre, indem es von den Lehren der Geologie nur die Hauptpunkte auffaßt, um desto länger und eingehender bei der untergegangenen Lebewelt der Erde zu verweilen: eine Aufgabe, welche von dem Verfasser in durchaus wissenschaftlicher Weise und doch allgemein verständlich gelöst ist. Der Leser empfängt sowol über die kleinsten wie über die größten Urkunden der Vorzeit, nach den Lebensaltern unsers Planeten geordnet, Aufschluß; mit einer gewissen Vorliebe aber über die bekannten fossilen Thiere, obgleich auch die Charakterpflanzen und einzelnen Gesteinsformationen berücksichtigt sind. Der Werth des Ganzen erhöht sich wesentlich durch die beigegebenen Holzschnitte, sodaß wir nicht anstehen, das Werk als ein höchst lehrreiches, seinen Zweck vollkommen erfüllendes anzuerkennen. Ganz besonders erkennen wir an, daß der Verfasser, obgleich Darwinist, doch in den Schlußkapiteln, welche die lange Formenreihe der Geschöpfe unter einheitliche Gesichtspunkte zu stellen suchen, sich sehr reservirt zeigt und nicht gewillt ist, Phantasiebilder denen der Wirklichkeit unterzuschieben. Da wir es jedoch mit einer zweiten Auflage zu thun haben, so müssen wir die Schablone des Inhalts als bekannt voraussetzen.

In gewisser Beziehung schließt sich diesem Buche das Friedrich Ratzel's: „Die Vorgeschichte des europäischen Menschen" (Bd. 11) innig an. Es behandelt den europäischen Menschen, soweit er uns bisjetzt in seinen der Erdoberfläche beigemischten Resten entgegentrat. Friedrich Ratzel, dessen Talent wir in d. Bl. schon anderweitig anerkannt haben, greift in vorliegendem Buche nur das Hauptsächlichste heraus, um die aufgefundenen Urkunden sowol als auch den durch sie charakterisirten Menschen zu schildern, wie er sich durch seine Hinterlassenschaften in Höhlen und Muschelhaufen oder Küchenabfällen, in Pfahlbauten und Gräbern darstellt. Neues dürfen wir natürlich in dem Buche nicht erwarten; es behandelt aber die allbekannten Thatsachen in geschmackvoller Weise, ein zerstreutes Material kenntnißreich zusammenfassend. Wie jedoch die Geschichte des europäischen Menschen immer erst in ihren Anfängen vor uns liegt, die sich fort und fort erweitern und dieser Erweiterung auch nur zu sehr bedürftig sind, so ist es kein Wunder, daß wir schon nach dem Erscheinen des Buches von Ratzel in manchen Beziehungen wieder vorwärts gekommen sind, z. B. in Bezug auf die Quellen der Bronzegeräthe. Wenn man das neueste Buch von François Lenormant über „Die Anfänge der Cultur", besonders seine erste Abhandlung über vorgeschichtliche Archäologie liest, so kann es kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die Phönizier die Verbreiter der Bronze in Europa waren, und daß das Zinn zu derselben wahrscheinlich dem Paropamisus in Indien oder dem Kaukasus entstammt, wo wir die ältesten Zinngruben zu suchen haben. Gewiß würde der Verfasser sein Kapitel über Erzlegirung anders geschrieben haben, wenn er Lenormant's vortreffliche Abhandlung schon gekannt hätte, während er sich mit Renan u. a. gegen den phönizischen Ursprung erklärt. Ebenso sind seine Mittheilungen über Menschenfresserei unserer Vorfahren durch neuere Forschungen überholt, welche z. B. in den Höhlen von Schaffhausen unzweifelhafte Documente jenes Kannibalismus ergeben haben, wie letzthin noch Professor Hermann Karsten zeigte. Doch thut das der Gediegenheit des Buchs keinen Abbruch; bei einer so jungen Disciplin wie die vom europäischen Ureinwohner, dessen Anwesenheit man nun auch an vielen Orten der deutschen Nordsee-Ebene nachwies, ist es nicht anders zu erwarten, als daß der Tag den Tag überflügelt.

In ganz andere Gebiete versetzt uns „Bau und Leben der Pflanzen" (Bd. 12) von O. W. Thomé. Getreu seinem Titel, baut es uns die Pflanze aus ihrer Zelle auf, indem es von der Zelle aus zum Zellgewebe übergeht, um dann die äußere Formung, an diese das Pflanzenleben der Erde nach der geschichtlichen Entwickelung derselben, ferner die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen, ihre Abhängigkeit von äußern Beziehungen, ihre Lebensäußerungen in ihrer Reizbarkeit, die Arten ihrer Vermehrung, ihre systematische Reihenfolge und ihre Beziehungen zu den einzelnen Pflanzen und Thieren darzulegen. Es ist das ein so plastischer Weg, daß man dem Verfasser gern auf ihm folgt, weil er der anschaulichste ist; um so mehr, als wir eine Menge recht guter Abbildungen für diese Anschauung erhalten. Wir dürfen deshalb das Buch wol eine Art von abgerundetem Gemälde des gesammten Pflanzendaseins und Pflanzenlebens nennen, das uns in wenigen Umrissen die Hauptpunkte des betreffenden Wissens vorführt. Auch die Sprache hält die glückliche Mitte zwischen abstracter und schildernder Darstellung, sodaß das Buch seinen Platz in obiger Bibliothek sicher gut ausfüllt.

Sehr glücklich reiht sich hieran die Schrift von Friedrich Merkel: „Das Mikroskop und seine Anwendung" (Bd. 14). Wir leiden zwar keinen Mangel an Anleitungen zum Gebrauche des Mikroskops; allein es fehlte doch noch immer an einem populären Buche, das mit einer gewissen Ausführlichkeit sich über die optischen

Lehren und Einrichtungen des Mikroskops, sowie über dessen genauere Geschichte, über die Nebenapparate und ihren Gebrauch, über Mikroskope zu verschiedenen Zwecken, über Prüfung, Pflege und Kauf derselben, über das mikroskopische Arbeiten selbst und über deren Anwendung in Leben und Wissenschaft verbreitete. Ein sehr gutes Buch dieser Art ist zwar Julius Vogel's 1867 erschienenes „Das Mikroskop, ein Mittel der Belehrung und Unterhaltung für jedermann sowie des Gewinns für viele"; doch steht dasselbe wol einen Schritt hinter den Anforderungen und Zielen unsers Verfassers zurück. Wir rühmen an dem des letztern ganz besonders eine recht ausführliche Geschichte des Mikroskops durch alle Zeiten hindurch und die allseitige Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstande, sodaß sein Buch auch wissenschaftlichen Lesern von Vortheil werden dürfte. Nicht minder rühmen wir die vortrefflichen Abbildungen, besonders der verschiedenen Mikroskope, wie sie nacheinander erschienen, sowie der optischen Lehren. Wir haben deshalb kein gewöhnliches Unterhaltungsbuch, sondern ein wirkliches Lehrbuch in populärem Gewande vor uns, welches jeder Denkende leicht versteht und gewiß um so lieber liest, als die einzelnen Mikroskopiker der frühern Zeit auch mit wenigen Strichen in ihren wissenschaftlichen Lebensverhältnissen geschildert werden, wie das z. B. von einem Swammerdam und Leeuwenhoek gilt. Aus diesen Gründen können wir das Buch nur mit ganz besonderer Wärme allen denen empfehlen, welche sich gründlich über das Mikroskop, seine Geschichte, sein Wesen, seine Leistungen u. s. w. unterrichten wollen.

Wir können aber nicht schließen, ohne dem Herausgeber und Verleger obengenannter Bibliothek unsere warme Anerkennung abzustatten. Was wir bisjetzt von derselben gesehen haben, erfüllt seinen Zweck in einer lobenswerthen Weise. Ganz vorzüglich gilt das aber von den vorliegenden Büchern, weil sie in glücklicher Art einen Ton treffen, welchen wir in den gebildeten Leserkreisen suchen. Wer da weiß, wie übermäßig alle guten Kräfte der Schriftstellerwelt heutzutage angestrengt oder wie vielfach sie versagt sind, der wird es bewundern müssen, daß es dem Herausgeber dennoch gelang, so treffliche Autoren in Gesammtdeutschland zu finden. Möge ihm das Glück auch ferner darin hold sein!

Karl Müller von Halle.

Zur Zeitgeschichte.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. VII und VIII: Die Jahre 1873 und 1874 umfassend. Nebst einer Chronik der Ereignisse der Jahre 1873 und 1874 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. 1874—75. 8. 8 M. 70 Pf.

Von den politischen Neuigkeiten, welche die Zeitungen Tag für Tag bringen, entschwinden im Laufe eines Jahres gar viele dem Gedächtnisse des Lesers; die Bilder hervorragender Gestalten verblassen, und der historische Zusammenhang der einzelnen Thatsachen verliert sich. Und doch enthält ein ganzes Jahr des Denkwürdigen so viel, daß es sich wol lohnt, dasselbe wie in einen Blumenstrauß zusammenzufassen, zumal in einer Zeit, welche mit allem Scharfsinn und aller Energie an die Lösung der schwierigsten politischen, socialen und religiösen Fragen geht und mit einer gewissen Ungeduld und Hast in kaum einem Jahrzehnt vollenden möchte, was sonst die Arbeit von Jahrhunderten war. Ein solches Zusammenfassen der bemerkenswerthesten Jahresereignisse hat nun schon seit einer Reihe von Jahren Wilhelm Müller, Professor in Tübingen, durch seine „Politische Geschichte der Gegenwart" in einer anerkennenswerthen Weise bewirkt. Der Verfasser hat für seine Arbeit nicht die Form einer Chronik oder eines Tagebuchs gewählt, sondern die Form einer historisch-politischen Revue, welche es ihm erlaubte, das Unwesentliche gar nicht oder doch nur flüchtig zu berühren, das Wesentliche aber durch Darlegung seines geschichtlichen Ursprungs und seiner Verwandtschaft mit frühern Thatsachen in das rechte Licht zu setzen. Er hat es sich dabei zur besondern Pflicht gemacht, die deutschen Verhältnisse in den Vordergrund zu stellen und die außerdeutschen hauptsächlich vom Standpunkte des deutschen Interesses aus zu betrachten.

Um das Buch auch zum Nachschlagen, zum raschen und bequemen Auffinden der darin angeführten Ereignisse, diplomatischen Actenstücke, Kammerverhandlungen, Journalartikel u. s. w. brauchbar zu machen, hat der Verfasser, außer den fortlaufenden Ueberschriften des Textes, noch drei besondere Verzeichnisse demselben beigefügt. Das eine ist ein genau an den Text sich anschließendes, ziemlich detaillirtes Inhaltsverzeichniß mit Angabe der Daten und Verweisung auf die Seitenzahl des Textes; das zweite ist eine Chronik der Hauptereignisse des betreffenden Jahres, in der Weise eines Kalenders geordnet und gleichfalls mit Verweisung auf die Seitenzahl des Textes versehen; das dritte endlich ist ein alphabetisches Verzeichniß der hervorragenden Personen, ebenfalls mit Angabe der einschlagenden Textstelle. Durch diese Anordnung hat die in Rede stehende Schrift sich den Charakter einer historisch-politischen Revue bewahrt und doch den praktischen Vortheil einer Chronik oder eines Tagebuchs gewonnen.

Was nun den Inhalt des siebenten Bandes der „Politischen Geschichte der Gegenwart" (Jahr 1873) anlangt, so gewährt uns derselbe vornehmlich ein anschauliches Bild von dem Kampfe des Deutschen Reichs mit den Herrschgelüsten des Vaticans, er zeigt das entschlossene Vorgehen der Schweiz gegen die Uebergriffe der Bischöfe und schildert die klerikal-legitimistischen Wallfahrten in Frankreich sowie die Zuckungen der Republik in Spanien. Außerdem sind manche interessante Thatsachen aus Ländern, die in den frühern Jahrgängen nicht berührt wurden, in den Rahmen des geschichtlichen Gesammtbildes aufgenommen worden. Eine besondere Sorgfalt ist der Darstellung der verschiedenen Phasen der spanischen Republik gewidmet. Auch die wesentlichsten Ereignisse in Amerika wurden nicht vergessen und im ganzen correct angegeben; als ein etwas

curioses Anhängsel an Amerika erscheinen zwei Mittheilungen aus Asien, von denen die eine die Rundreise des Schah von Persien, die andere gewisse fortschrittliche Maßnahmen des Kaisers von China betrifft.

Der achte Band des in Rede stehenden Werks (Jahr 1874) weist nach, daß der Kampf des modernen Staats und der modernen Cultur überhaupt gegen die Allmachtsgelüste der römischen Curie Dimensionen annahm, wie sie die Geschichte seit der Reformationszeit nicht mehr gesehen hat. Wie damals, so steht im Jahre 1874 und steht noch heute das deutsche Volk im Vordertreffen. Aber auch in andern Staaten, selbst in Amerika, ist der kirchlich-politische Kampf entbrannt und bis dahin zum Nachtheil der Curie geführt. Die Beschreibung dieses weltgeschichtlichen Conflicts füllt einen großen Theil des achten Bandes der „Politischen Geschichte der Gegenwart" aus, während die Schilderung der rein politischen Kämpfe und Begebnisse, die sonst der fast ausschließliche Gegenstand der Darstellung waren, sich auf ein bescheideneres Maß angewiesen sieht. Auch in diesem Bande erscheint Asien als ein kümmerliches Appendix zu Amerika.

Zum Schluß wollen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser seinem Werke keinen Schaden zufügen würde, wenn er bei seinen Ausführungen der politischen Kämpfe in Deutschland einen weniger schroffen Parteistandpunkt einnehmen wollte. Der Geschichtschreiber tritt nur zu oft hinter dem Parteimann zurück, und die stricte Wahrung des politischen Parteiinteresses ist durchaus nicht immer identisch mit unverfälschter, reiner Vaterlandsliebe. Man kann in der Praxis ein guter Parteimann sein und doch bei geschichtlichen Darstellungen wenigstens nach historischer Objectivität streben, wenn man dieselbe auch nie ganz erreicht. Die individuelle Auffassung und Gruppirung der Thatsachen schließt nicht aus, daß man bemüht ist, auch dem Gegner möglichst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Zu den deutschen Romanschriftstellern, welche ihre unzweifelhafte Begabung nur in Werken von edler Haltung bekundeten, gehören ohne Frage **Heinrich Koenig** und **Levin Schücking**, und es war deshalb ein vollkommen berechtigtes Unternehmen der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung, daß sie die hervorragendsten Werke dieser Autoren in neuen Gesammtausgaben erscheinen ließ. In 15 Bänden erschienen „Ausgewählte Romane" von Heinrich Koenig in neuer wohlfeiler Ausgabe, während die „Ausgewählten Romane" von Levin Schücking in zwei Folgen vor uns liegen, jede zu zwölf Bänden. Die Sammlung der Koenig'schen Romane enthält: „Die Clubisten in Mainz" und „Die hohe Braut", zwei Werke, deren geschichtliche Grundlage die politischen Bewegungen bilden, welche infolge der Revolution in den Nachbarstaaten zum Ausbruch kamen, und von denen besonders das erste als ein mit einer Fülle culturhistorischen Details und fein geistiger Reflexionen ausgestattetes Epos betrachtet werden kann. Außerdem bringt die Sammlung: „Regina", „Hedwig, die Waldenserin", „Eine pyrmonter Nachcur", den Anekdoten- und Memoirenroman „König Jerôme's Carneval" und die Perle unter Koenig's Romanen, die uns wie ein tiefsinniges Poem gemahnt: „William Shakspeare". Die zweite Folge von Schücking's „Ausgewählten Romanen" enthält: „Verschlungene Wege", „Schloß Dornegge", „Die Malerin aus dem Louvre", „Der Kampf im Spessart", Erzählungen, die sich alle durch lebendige Darstellung und elegante Haltung auszeichnen, und von denen „Schloß Dornegge" besonders eine reiche und spannende Erfindung bewährt. Die Romanliteratur dient, abgesehen von der literarischen Bedeutung der bessern Werke, dem augenblicklichen Genuß des Lesepublikums, und wie bei allem, was solchem Genuß dient, spielt die Mode eine große Rolle; neu auftauchende Erscheinungen drängen ältere in den Hintergrund. Dennoch gibt es auch auf diesem Gebiete nicht blos Remontanten, sondern auch perennirende Pflanzen, und wir glauben, daß die Romane von Koenig und Schücking zu ihnen gehören.

— Von den „Ausgewählten Schriften von **K. A. Varnhagen von Ense**" (Leipzig, Brockhaus) liegt der dritte und letzte Theil der dritten Abtheilung, die „Vermischten Schriften" enthaltend, vor, welcher zugleich als neunzehnter Band der ganzen Sammlung dieselbe abschließt. Die erste Abtheilung (6 Theile) enthält die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", die zweite Abtheilung (10 Theile) die „Biographischen Denkmale", welche vor allem dem Autor den Ruf der Classicität verschafften. Die „Vermischten Schriften" bringen kürzere „biographische Skizzen", in denen sich die Meisterschaft Varnhagen's bewährt, rasch mit der Silhouettenschere treffende Bildnisse auszuschneiden; es sind meistens Porträts aus der Galerie seiner Bekannten, hin und wieder eine flüchtige Kohlenskizze, aber von charakteristischer Aehnlichkeit. Oft handelt es sich nur um einzelne ergänzende Züge, durch welche früher mit größerer Breite ausgeführte Charakteristiken ihren Abschluß erhalten; oft werden prägnante Köpfe, wie Wiesel und Merck, durch Parallelen und Contraste beleuchtet. Ein Abschnitt: „Goethe", enthält interessante Anekdoten und ergänzt die mitgetheilten Briefe des Dichters an Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg. Neue Streiflichter fallen auf Adam von Müller, Achim von Arnim, Graf zu Bernstorff, Adalbert von Chamisso, Franz von Baader, die Humboldt u. a., während ebenso historische Persönlichkeiten wie Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Männer des Esprit, wie der Fürst von Ligne, Seckendorf, Schlabrendorf u. a., uns näher gerückt werden. Interessant sind die „Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmann's", die Gespräche Saint-Martin's und andere Mittheilungen. Varnhagen war nicht nur ein Biograph mit künstlerischen Intentionen, er verstand sich auch wie wenige auf die Causerie; und diese, auf dem Hintergrund eines bewegten und reichen Lebens, gibt den „Vermischten Schriften" ihren besonders anregenden Charakter.

— Im Verlage von Otto Schultze in Leipzig sind die „**Gedichte Friedrich's von Schiller**" in einer Elzevier-Ausgabe erschienen, auf welche wir die Freunde des Dichters und derartiger Ausgaben hinweisen.

— Der vierte Band der Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller", welche mit den Dichtungen von Wolf einen glücklichen Griff gethan, enthält die Erzählung „Horatier" von **Wilhelm Raabe**, mit Illustrationen von P. Grot Johann.

Theater und Musik.

Die Thatsache, daß die Dramen norwegischer Dichter auf unserer Bühne immer mehr Terrain gewinnen, verdient Beachtung. **Björnstjerne Björnson**, zuerst mit seinen skandinavischen Dramen, die zu eigenartiger Ausstattung Veranlassung geben, von dem meiningenschen Hoftheater gefördert, hat mit seinem Schauspiel „Ein Falliſſement" einen der nachhaltigsten Erfolge in dieser Wintersaison davongetragen. Am Stadttheater in Wien, München, Dresden, Breslau, am berliner Nationaltheater und neuerdings in Leipzig, wo Friedrich Haase in der Rolle des Advocaten Berent Furore machte, ist das Stück

mit vielem Beifall in Scene gegangen. Es verdient diesen Beifall, indem es einen einfachen und fest zusammengehaltenen Aufbau zeigt, und indem seine Wirkungen aus wohl motivirenden Ursachen hervorgehen und die Motive selbst rein menschlicher Art sind. Freilich herrscht in dem Stücke ein schonungsloser Realismus, der uns einen kaufmännischen Bankrott in seinem Werden und Wachsen, seinen geschäftlichen Voraussetzungen und Folgen mit einer Lebenswahrheit zergliedert, welche ähnliche Vorgänge in den Comptoirs unserer Finanzwelt in jüngster Zeit abphotographirt; doch die bürgerliche Breite, die einzelne Scenen zu gedehnt erscheinen läßt, wird im ganzen bei dem wirksamen dramatischen Aufbau und der markigen Charakteristik weniger empfunden. Die Charaktere haben etwas Reservirtes, einen skandinavischen Zug; sie geben sich meist rauh und hart und widerborstig, und erst später erkennt man ihren trefflichen Kern. Der letzte Act ist ein mehr idyllisch ausklingendes Nachspiel; einzelne Scenen, wie diejenigen zwischen dem Kaufmann und dem Advocaten, haben eine ausnehmend dramatische Bewegung und Steigerung. Auch „Die Neuvermählten“ von Björnson sind am wiener Stadttheater mit Erfolg in Scene gegangen; und da die meininger Hofwanderbühne auch die Stücke des Norwegers Ibsen unter ihre Fittiche genommen hat, so culminirt gegenwärtig über unserer Nationalbühne das skandinavische mit dem französischen Gestirn. Ein verwandter germanischer Zug ist diesen Dramen nicht abzusprechen; gleichwol haben ihre Sittengemälde doch etwas Fremdartiges und sind nicht aus unserm deutschen Volke herausgewachsen. Rechnen wir die Shakspeare-Dramen mit zur dramatischen Ausländerei und summiren wir diese mit den französischen und skandinavischen Stücken, die jetzt auf unsern Theatern zur Aufführung kommen, so wird die Fremdherrschaft auf dem Gebiete des deutschen Theaters eine für die einheimische Production geradezu beschämende sein.

Auch ein russisches Drama, allerdings in französischer Bearbeitung und von dem jüngern Dumas zugestutzt: „Die Danitschew“, ging am wiener Stadttheater und am berliner Wallner-Theater mit Erfolg in Scene. Das Stück athmet zwar den russischen Nationalgeist, doch sind seine Voraussetzungen veraltet; denn die Leibeigenschaft, die Grundlage des Conflicts, ist ja aufgehoben. Weit poetischer hat Raupach in „Isidor und Olga“ einen ähnlichen Stoff behandelt; warum suchen unsere Bühnen nicht lieber das Stück eines deutschen Dichters hervor, statt ein grell ausgemaltes russisch-französisches Mischlingsproduct dem Publikum vorzuführen?

Aus der Schriftstellerwelt.

Es ist eine schöne Sitte in Oesterreich, die hervorragenden Dichter bei geeigneten Gelegenheiten zu feiern und zwar stets in einem großartigen Maßstabe, welcher einer solchen Feier einen nationalen Charakter gibt. Wie bei der Grillparzer-Feier, so war dies auch neuerdings bei der Anastasius Grün-Feier der Fall, welche aus Anlaß des siebzigjährigen Geburtstags des würdigen Veteranen der österreichischen Lyrik und des politischen Liberalismus am 10. April in Gratz, Wien und an andern Orten begangen wurde. Grün kann in der That als einer der Propheten der jetzigen freiern Aera in Oesterreich betrachtet werden; seine schwung- und bilderreiche Lyrik ist lange Zeit hindurch für die österreichische Dichtung maßgebend gewesen. Besonders lebhaft war die Feier in Gratz, wo schon einige Wochen vorher ein studentischer Commers zu Ehren des Dichters stattgefunden hatte. Eine große Festakademie im Theater hatte alle gebildeten Kreise von Gratz versammelt; als ein Schauspieler das Gedicht Grün's „Der letzte Dichter“ vortrug und die Verse recitirt hatte:

> Solange wallt auf Erden die Göttin Poesie
> Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh —

da erhob sich das Publikum wie Ein Mann und brachte dem Dichter eine stürmische Huldigung dar. Vor dem Theater begrüßte ihn die Volksmenge mit Hochrufen, eine studentische Deputation aus Wien brachte ihm am Nachmittag eine Glückwunschadresse dar. Auch in Wien und in andern österreichischen Städten fand eine schwunghafte Dichterfeier statt.

Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine Schrift von Adolf Promber: „Anton Alexander Graf Auersperg“ (Linz, Ewert), aufmerksam, welche das Leben und Wirken Grün's im Auftrage des liberalen politischen Vereins für Oberösterreich behandelt und namentlich die politische Wirksamkeit Grün's im Zusammenhang darstellt.

Bibliographie.

Alencar, J. de, Der Guarany. Brasilianischer Roman. Nach der 2ten vom Autor verbesserten Auflage bearbeitet von M. Emerich. 1ster Thl.: Die Abenteurer. Falkenberg, Bartelt. 8. 3 M. 50 Pf.

Americain-Theater. Sammlung der beliebtesten im Americain-Theater zu Berlin vorgetragenen Couplets, Soloscherze und komischen Scenen. Herausgegeben von W. Dalatkewicz. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 M.

Beiträge zur Geschichte Böhmens. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 4te Abth.: Städte-Bücher. 1ster Bd.: Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Bearbeitet von L. Schlesinger. Prag. Gr. 4. 9 M.

Birck, M., Georg Cassander's Ideen über die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen in Deutschland. Eine Studie. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 80: Der Besuch im Carcer. Humoreske von E. Eckstein. 8. 2 M.

Brockhaus, H. E., Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 M.

Caro, C., Conradine. Trauerspiel. Breslau, Trewendt. 8. 2 M.

Darwin, C., Insectenfressende Pflanzen. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 9 M.

Fischer, P. D., Die Telegraphie und das Völkerrecht. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Frank, U., Der Herr College. Schauspiel. Berlin, Lowitsch. Gr. 8. 1 M.

Freeman, E. A., Augusta Treverorum. Historisch-archäologische Skizze. Aus „The British Quarterly Review“: Juli 1. 1875 übersetzt von C. S. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 M.

Friedrich, J., Ueber Wahrheit und Gerechtigkeit. Antwort auf die im Oktober 1875 von den Bischöfen Bayerns bei Sr. Majestät dem König eingereichten Vorstellung. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gebler, K. v., Galileo Galilei und die römische Kurie. Nach den authentischen Quellen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Glossen. Politische Zeitschrift in zwanglosen Heften. 1ster Bd. 1876. 6 Hefte. Mailand, Schramm. 4. 8 M.

Hadlich, E., Paul Lindau als dramatischer Dichter. Kritische Essays. Berlin, Weile. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Höfer, E., Allerhand Geister. Geschichten. Stuttgart, Cotta. 8. 6 M.

Hohenhausen, F. v., Berühmte Liebespaare. Neue Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Holtei, An Grabes Rande. Blätter und Blumen auf langer Wanderschaft gesammelt. 2te, vermehrte Ausgabe. 1815—1875. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 3 M.

Hopp, E. O., Transatlantische Stimmen. Ein Liedercyklus aus Amerika. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Hoppe, J. J., Die Erforschung der Gefühle und moralischen Begriffe behufs der wissenschaftlichen Begründung und Rechtfertigung der Religion und des Cultus. 3 Reden. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 M.

Kluckhohn, A., Luise, Königin von Preußen. Zur Erinnerung an ihren 100jährigen Geburtstag (10. März 1876). Berlin, Habel. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Kölbing, E., Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters, unter besonderer Berücksichtigung der englischen und nordischen Litteratur. Breslau, Koebner. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kühling's, A., Theater-Specialität. Nr. 9: Im Carcer oder deutsche Corpsstudenten. Genrebild mit Gesang von F. Geber. Berlin, Kühling. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Meier, E. J., Humor und Christenthum mit besonderer Beziehung auf den Katholicismus und den deutschen Protestantismus. Vortrag. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 75 Pf.

Mittelstädt, O., Kaspar Hauser und sein badisches Prinzenthum. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Nohl, L., Musik und Musikgeschichte. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 45 Pf.

Ratzel, F., Städte- und Culturbilder aus Nordamerika. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Schönwälder, M., Jacob Böhme. Rede. Görlitz, Remer. Gr. 8. 60 Pf.

Das deutsche Theater und seine Zukunft. Von einem Staatsbeamten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wichert, E., Schuster Lange. Störungen. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Witte, J. H., Vorstudien zur Erkenntniss des unerfahrbaren Seins. Philosophische Abhandlungen speculativ- und historisch-kritischen Inhalts. 1stes Heft. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wyß, G. v., Zürich am Ausgange des 13. Jahrhunderts. Oeffentlicher Vortrag. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 90 Pf.

Ziehen, E., Haiderosen. Sammlung niedersächsischer Novellen. 4tes u. 5tes Bdchn. Leipzig, Wölfert. Gr. 16. à 1 M.

Zurmühlen, H., Des Dülkener Fiedlers Liederbuch. Anhang: Ruhter-Liedekens (1870—71). Viersen, Fluß. 1875. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 11. Mai 1876.

1876, Sept. 18.

Die deutsche Rechtschreibungsconferenz.

Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des königlich preußischen Unterrichtsministers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 8. 3 M.

Die Kunde, daß der preußische Unterrichtsminister eine Versammlung zur Berathung über eine einheitliche Regelung und Feststellung der deutschen Rechtschreibung zu Anfang dieses Jahres nach Berlin berufen habe, war schon etwas früher ins Publikum gedrungen, aber über alles Nähere wurde sorgsam ein räthselhaft geheimnißvolles Schweigen beobachtet, und demgemäß beschloß denn auch die Versammlung gleich in ihrer ersten Sitzung, „auf Anregung des Vorsitzenden, daß über den Gang der Verhandlungen erst nach dem Schlusse derselben Mittheilungen an die Presse gemacht werden sollten". Und doch war und ist gerade bei dieser Frage, wie vielleicht bei keiner zweiten, die Gesammtheit des deutschen Volks weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus betheiligt, und es wäre im höchsten Grade wünschenswerth und wol auch richtiger gewesen, die öffentliche allseitige Erörterung der den Berathungen der Versammlung zu Grunde zu legenden Vorlagen durch rechtzeitige Veröffentlichung und Verbreitung nach Kräften zu fördern, statt sie zu hemmen und zurückzuhalten. Auch nachdem die Berathungen geschlossen waren, erfolgten von amtlicher Seite im „Reichs-Anzeiger" nur langsam spärliche und wenig ausführliche Veröffentlichungen, deren Schluß noch dazu in manchen vaterlandsliebenden Kreisen Misverständnisse und Bedenken erregte und die allerdings unbegründete Befürchtung wach rief, als könnten die Ergebnisse jener Berathungen die leitenden Kreise veranlassen, statt der wol ausnahmlos allseitig gewünschten größern Einheitlichkeit in unserer Rechtschreibung, vielmehr einen entschieden und rücksichtslos ausgesprochenen Zwiespalt zwischen der Schule und dem Leben für die Rechtschreibung herbeizuführen, während mit jenen Schlußworten doch nur gesagt sein sollte, daß es naturgemäß wie außer der Macht, auch außer der Absicht der Regierungen liege, für andere Kreise als die der Schule unmittelbare Vorschriften über die zu befolgende Orthographie zu geben. Und diesen Sinn soll es offenbar auch nur haben, wenn Rudolf von Raumer in dem „Anhang" der zu besprechenden Schrift sagt:

> Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir bei unsern Festsetzungen direct nur mit der Schule zu thun haben. Ob und inwieweit die Erwachsenen von unsern Aufstellungen Gebrauch machen wollen, das wird natürlich, wie wir nicht erst auseinanderzusetzen nöthig haben, lediglich ihre Sache sein.

Daß der preußische Unterrichtsminister sich nicht dazu verstehen würde, Feststellungen für die Schule seine Zustimmung zu geben, sobald nicht mit Bestimmtheit vorauszusetzen ist, daß die weit überwiegende Mehrheit der Deutschen überhaupt sich diesen Feststellungen mit Freuden anschließen werde, konnten Kundige mit voller Sicherheit vorauswissen und auch minder Eingeweihte hätten es aus dem ersten Bericht über die orthographische Conferenz im „Reichs-Anzeiger" entnehmen können, wo gegen den Schluß mit klaren Worten zu lesen war, daß der von dem Minister mit der Leitung der Berathungen betraute Vorsitzende sich also ausgesprochen:

> Die Berathungen der Conferenz betreffen zwar zunächst die Feststellung der deutschen Orthographie für die Schulen; aber es dürfe nicht daran gedacht werden, zwischen einer etwa für den Schulunterricht vorzuzeichnenden Orthographie und dem allgemeinen Schreib- und Druckgebrauche einen gewaltsamen Riß herbeiführen zu wollen. Durch diesen Gesichtspunkt werde die Einfachheit und Consequenz der orthographischen Regeln, so sehr dieselbe für den Schulunterricht wünschenswerth sein möge, ihre nothwendige Begrenzung finden müssen.

Von diesem Standpunkte aber, dem als dem allein praktisch richtigen das deutsche Volk in seiner weit überwiegenden Mehrheit — ja, man darf wol sagen: in seiner Gesammtheit mit verschwindenden Ausnahmen — zustimmt, hat sich doch die Mehrheit der Conferenz namentlich in einer Hauptfrage entfernt, wie dies bei einer fast nur

aus Theoretikern bestehenden Versammlung nur zu leicht geschieht, zumal wenn, wie es hier der Fall war, der Zwiespalt zwischen der Praxis, als der Resultante verschiedener zusammenwirkender Elemente, und einer einseitigen Theorie unausgeglichen in der den Berathungen zu Grunde zu legenden Vorlage bereits vorhanden war.

Es ist mir erwünscht, daß ich hierüber ein anderes Mitglied der Conferenz für mich sprechen lassen kann, nämlich Wilhelm Scherer, aus dessen vortrefflichem Bericht im Märzheft der „Deutschen Rundschau" das Folgende zu entlehnen ich mir erlaube:

Hr. von Raumer hatte den Regeln und Wörterverzeichniß, welche der Berathung zu Grunde gelegt werden sollten, Erläuterungen beigefügt, und in diesen Erläuterungen war eine sehr radicale Aenderung vorgeschlagen, von welcher die ursprüngliche, höchst maßvolle Vorlage nichts wußte. So befand sich die Conferenz in der für eine berathende Versammlung immer höchst mislichen Lage: nach zwei verschiedenen Vorlagen berathen zu müssen. Es waren dadurch von vornherein zwei Parteien geschaffen. Je nachdem einer sonst in praktischen Dingen lieber vorsichtig oder lieber kühn ist, war er geneigt, sich der einen oder der andern Vorlage anzuschließen. Ja, wer für sich allein vorsichtig gewesen wäre, der wurde durch kühnere Genossen mit fortgerissen und von seinem eigenen frühern Standpunkte abgedrängt. Während z. B. der Vertreter der Buchdrucker vor der Conferenz seine Mahnungen zur Mäßigung ausdrücklich mit dem Hinweis auf Würtemberg unterstützte, wo man weitgehende Aenderungen vielleicht nicht annehmen würde, um die bereits festgestellte Schulorthographie nicht zu gefährden, so gab jetzt Hr. Professor Kraz aus Stuttgart die Erklärung ab, Würtemberg würde sich den Beschlüssen der Conferenz jedenfalls fügen, an Würtemberg solle es nicht fehlen. Hierdurch fand sich der Vertreter der Buchdrucker bewogen, seinerseits zu erklären: die Buchdruckereien für sich würden nicht kühn vorgehen; aber, wenn die Schule voranginge, an ihnen würde es nicht fehlen. Die zahlreichen Vertreter der Schule umgekehrt meinten: sie für sich allein hätten nicht gewagt, voranzugehen; aber, wenn die Praxis sich ihnen anschlösse, an ihnen solle es nicht fehlen. Man übersah dabei ganz, daß der zweite Vertreter der Praxis, der nicht so sehr mit der Schule als mit dem Leben Fühlung hat, [der Vertreter des Buchhandels] sich entschieden gegen die Durchführbarkeit einer weitgehenden Aenderung aussprach; man vergaß, daß niemand in dem Sinne ein Mandat hatte, daß seine Abstimmung als bindend für seine Committenten angesehen werden konnte; man vergaß, daß man überhaupt keine für irgendjemand bindenden Beschlüsse zu fassen, daß man nur einen Antrag zunächst an eine deutsche Regierung zu stellen hatte, daß man im Begriff stand, sich von der offen und laut geäußerten öffentlichen Meinung auf die bedenklichste Weise zu entfernen, und daß man unmöglich einer Regierung empfehlen könne, Grundsätze anzunehmen und durchzusetzen, welche die öffentliche Meinung gegen sich haben, tief in die Lebensgewohnheiten jedes einzelnen einschneiden und daher allen Feinden dieser Regierung neue und sehr wirksame Waffen in die Hand geben würden. Die Rücksicht auf die Schule überwog; das Machtgefühl des Lehrers, der seinen Schülern befehlen kann was er will, schien die Conferenz in ihrer überwiegenden Majorität zu leiten. Man schien sich der Ungerechtigkeit nicht bewußt zu werden, welche darin lag, daß man die ganz überwiegende Mehrheit aller Lesenden und Schreibenden im deutschen Volke durch die Schule, alle Erwachsenen durch die Kinder, die gegenwärtige Generation durch die künftige zu majorisiren unternahm. Und so faßte man Beschlüsse, welche meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht geeignet sind, die herrschende Verwirrung zu vermindern, welche im Gegentheil dazu beitragen müssen, dieselbe zu vermehren, und welche überdies, wenn ich nicht irre, ohne theoretische Berechtigung sind.

So Wilhelm Scherer. Nun aber sind inzwischen die Verhandlungen der Conferenz im Druck erschienen und von dem preußischen Unterrichtsminister auch den andern deutschen Bundesregierungen mitgetheilt, allerdings ohne jenen „Anhang" von R. von Raumer, woraus wir oben eine Stelle anzuführen Anlaß gehabt.

Ueber die wichtige Frage aber, welche Stellung der preußische Unterrichtsminister zu den Beschlüssen der Conferenz einnimmt, hat die halbamtliche „Provinzial-Correspondenz" einen Aufsatz gebracht, woraus wir bei der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieser Frage wenigstens die hauptsächlichsten Sätze hier anführen zu müssen glauben:

Bei Berufung der Conferenz hatte der Minister in Aussicht genommen, auf Grund ihrer Beschlüsse, als eines sachkundigen Gutachtens, sich über die den Schulen zu gebende Vorschrift schlüssig zu machen und durch Mittheilung seiner Absichten an die Bundesregierungen eine gemeinsame Verständigung vorzubereiten. Von diesem Vorhaben hat der Minister jedoch für jetzt noch Abstand genommen.... Es würde dem Zwecke der allgemeinen Einigung geradezu widersprechen, wenn in den Schulunterricht eine Rechtschreibung eingeführt würde, welche, sei sie auch noch so zweckmäßig und theoretisch wohl begründet, in dem Schreib- und Druckgebrauch außerhalb der Schule keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme fände.... Es wird, wenn die Vorschläge der Conferenz in den gebildeten Kreisen des Volks die ihnen gebührende unbefangene Erwägung finden, ermöglicht werden, darüber eine Ueberzeugung zu gewinnen, ob eine auf Grund der Anträge der Conferenz an die Schulen zu erlassende Vorschrift die unentbehrliche Zustimmung außerhalb der Schule erwarten darf.

Alle Vaterlandsfreunde können hiernach, wie wir schon früher gesagt, vollkommen darüber beruhigt sein, daß von dem preußischen Unterrichtsminister für die Rechtschreibung in den Schulen keine Vorschrift erlassen werden wird, welche nicht auf allgemeine oder wenigstens überwiegende Annahme im Volke zu rechnen hat.

Um so wünschenswerther aber und dringender geboten erscheint nun die möglich weiteste Verbreitung und eingehendste Erörterung der im Druck erschienenen „Verhandlungen" nach ihrem Für und Wider. Darauf möchte ich durch diese meine Besprechung in dem ausgedehnten Leserkreise dieser Zeitschrift hinwirken; aber es ist durchaus nicht meine Absicht, mich hier auf eine umfassende und allseitige Besprechung des Buchs und der orthographischen Frage überhaupt selbst einzulassen, da ich meine Ansichten hierüber bereits wiederholt ausgesprochen und besonders ausführlich und ins Einzelnste eingehend in den beiden Heften meiner

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner (Berlin 1873 und 1874)

dargelegt und begründet.

Als die Ausführung und den praktischen Abschluß dieser meiner „Vorschläge" habe ich dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres ein Buch veröffentlicht:

Orthographisches Wörterbuch oder alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung (Leipzig 1875),

wovon jetzt bereits die zweite, durchgesehene Auflage erschienen ist. In dem Vorwort dieses Buchs habe ich ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß von Abhandlungen und Schriften gegeben, in denen die Regelung und Feststellung unserer Rechtschreibung aus verschiedenen Ge-

sichtspunkten behandelt ist. Als Ergänzung aus der Zeit vor der Conferenz will ich nur ein Schriftchen namhaft machen, auf das ich unten noch besonders zurückkommen werde:

Die Durchführung der Orthographiereform. Aus Auftrag der Orthographischen Kommission des Schweizerischen Lehrervereins ausgearbeitet von Ernst Götzinger. Frauenfeld, Huber. 1874. Gr. 8. 80 Pf.

Begreiflicherweise aber hat namentlich die berliner Conferenz eine Menge von Aufsätzen und Abhandlungen (viele darunter von Conferenzmitgliedern) hervorgerufen, wie die nachstehend verzeichneten:

Annalen der Typographie u. s. w. Nr. 342: Die Orthographie-Konferenz in Berlin (von dem leider jüngst verstorbenen Oswald Bertram).
Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen. Bd. 55, Heft 2, S. 129: Ist es Zeit? Von J. F. Kräuter.
Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 53—55. Von Karl Bartsch.
Daheim. Nr. 23 und 24: Für und wider die neue deutsche Rechtschreibung. (I. Von D. Sanders. II. Von Konrad Duden.)
Deutsche Rundschau. Heft 6, S. 462: Die Berliner Konferenz zur Einigung über die Grundsätze der deutschen Rechtschreibung. Von Wilhelm Scherer (s. o.).
Dresdner Presse. Nr. 84 vom 24. März (Abdruck aus der amerikanischen Zeitung: „Westliche Post").
Gegenwart. Nr. 7: Die Berliner Orthographie-Konferenz von Wilhelm Scherer.
Illustrirte Zeitung Nr. 1701 und 1702: Die Orthographische Konferenz.
Ueber die Orthographie der deutschen Sprache. Apologie des Buchstaben „h". Von Kilian. Eine Humoreske. Straßburg.
Kölnische Zeitung, in mehrern (mir augenblicklich nicht zur Hand liegenden Nummern), von Konrad Duden.
Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 4: Die deutsche Rechtschreibung.
National-Zeitung. Nr. 71: Zur deutschen Rechtschreibung. Von D. Sanders. Nr. 81: Zur Verständigung. Von Prof. von Raumer. Nr. 91: Zur vollen Verständigung. Von D. Sanders. Nr. 103: Neue Apologie des Buchstabens H. Von Julian Schmidt.
Salon. Heft 7 und 8: Die deutsche Rechtschreibung und die Berliner Konferenz. Von D. Sanders.
Volks-Zeitung. Nr. 67: Julian Schmidt. Ueber das dehnende h. Von H. F. Langer. Nr. 68: Zur Frage über die Dehnungsbuchstaben in der deutschen Rechtschreibung. Von D. Sanders. Nr. 69: Zur Frage über die Dehnungsbuchstaben in der deutschen Rechtschreibung. Von E. Jacobusch und H. F. Langer.

Damit ist allerdings die Zahl der durch die Conferenz veranlaßten Aufsätze auch nicht nur annähernd erschöpft, aber jedenfalls genügt diese Aufzählung der mir vorliegenden oder erinnerlichen Aufsätze, dem Leser hinreichenden Stoff nachzuweisen zur Prüfung des Für und Wider, namentlich in Betreff der Dehnungsbuchstaben, worum sich zunächst hauptsächlich die Frage dreht.

Obgleich es nun, wie gesagt, durchaus nicht in meiner Absicht liegt, die in der Ueberschrift genannte Schrift hier einer ausführlichen Beurtheilung zu unterwerfen, so will ich doch wenigstens über den Inhalt Bericht erstatten und dann auch noch Einzelnes, zumal was meiner Ansicht nach bisher nicht in genügendem Maße beachtet und hervorgehoben worden ist, zur Sprache bringen.

Die genannte Schrift enthält zuerst das Geschichtliche über die Berufung und Zusammensetzung der Conferenz. Dann folgen die beiden vom Professor von Raumer als Vorlage für die Conferenz ausgearbeiteten Schriften, und zwar: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Von R. von Raumer" und „Zur Begründung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Von R. von Raumer"; darauf das „Protokoll der Verhandlungen", woran sich „Proben eines Druckes in der von der Konferenz empfohlenen Orthographie" schließen; alsdann „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. (Auf Grundlage der von R. von Raumer verfaßten *) Vorlage)" und schließlich — was freilich wol aus triftigen Gründen, wie gesagt, in die amtliche Ausgabe nicht mit aufgenommen ist — „Anhang. Erläuterungen von R. von Raumer".

Der praktisch wichtigste Theil des Buchs findet sich, wie man sieht, in dem letzten Abschnitt. Bedauerlicherweise sind aber hier, wie ich in einem Aufsatze der „Gegenwart", Nr. 16, ausführlicher gezeigt, manche Beschlüsse der Conferenz theils übersehen, theils bei der Druckberichtigung nicht zur Genüge beachtet worden. So fehlt z. B. auf S. 135, §. 3b unter den Wörtern mit nicht verdoppeltem Endconsonanten bin (vgl. S. 13, §. 8a in der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage), und dies Wort fehlt nebst hat auch in dem Wörterverzeichniß; auf S. 138, §. 12b fehlt ferner As für das allgemein übliche Aas nach dem letzten Conferenzbeschlusse (während früher die Schreibweise mit doppeltem a beschlossen war), und auch im Wörterverzeichniß S. 154b steht blos: „As §. 35c", wo die Mehrzahl Asse angegeben ist, während es deutlich und verständlich hier etwa heißen müßte: As mit gedehntem Vocal (des Ases, die Äser) und mit geschärftem Vocal (des Asses, die Asse) u. a.

Auf S. 134 findet sich zu §. 1 die Anmerkung 3: Der Unterschied von i und j ist auch für die großen Buchstaben kenntlich zu bewahren (vgl. das Protokoll, S. 85, Z. 5 fg. und das erste Heft meiner „Vorschläge", und dazu z. B. G. Michaelis' „Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung" [Berlin 1874]). Durchgeführt aber ist dies im Buche selbst nirgends, nicht einmal auf S. 128 fg. in den „Proben eines Drucks in der von der Konferenz empfohlenen Orthographie", vielmehr findet sich ganz dasselbe Zeichen für den Vocal (i) und den Consonanten (j) als Majuskel, z. B. in den Ueberschriften: „Aus Jacobs' Erzälungen", und „Aus Goethe's Iphigenie", und so ferner z. B. in der dritten Zeile der ersten Probe: „Interesse" und „Jugend" u. s. w.

Während ebenfalls auf S. 134 die Anmerkung 1 zu §. 1 lautet: „Es ist Ä Ö Ü zu schreiben", findet sich doch z. B. auf S. 175c im Wörterverzeichniß Ueberdruſs, Ueberfluſs (statt Überdruſs, Überfluſs) u. a., vgl. S. 137, Z. 17 v. u. u. s. w.; ferner z. B. S. 135, Z. 12 v. u., wie S. 136, Z. 10 v. u., ohne statt one (S. 139, Z. 2 und S. 168b), und namentlich mehrfach ß statt ſs, z. B., wie schon oben erwähnt, auf S. 131 in verfaßten, auf

*) So ist in dem Buche gedruckt, obgleich nach den Beschlüssen der Conferenz (S. 143, §. 24 der Regeln am Schluß) gesetzt sein müßte: verfaſsten (s. u.).

S. 133, Z. 3 v. u., S. 135, Z. 5 v. u. u. s. w. daß; S. 136, Z. 15 v. u. zuläßt u. a.

Ferner ist z. B. auf der ersten Seite des Wörterverzeichnisses (S. 152b) auffällig unmittelbar hintereinander gesetzt Affaire, Affekt mit dem Doppel-f als Ligatur, und unmittelbar darauf afficiren und affiziren mit zwei einzelnen f, vgl. ähnlich S. 163c: Kauffarer (mit Doppel-f), Kauffarteischiff (mit Doppel-f am Schluß des Wortes, aber mit zwei einzelnen f am Schluß der ersten und Beginn der zweiten Silbe); ferner S. 172b: Schiffart (mit der Ligatur), während S. 136, in den Regeln §. 5c „Schiffahrt" mit zwei getrennten f, und außerdem — gegen den Beschuß der Conferenz und §. 12b — mit h (s. u.) gesetzt ist. Die Frage über die Unterscheidung der Ligaturen von den zu trennenden Buchstaben (vgl. meine „Vorschläge", I, 6 fg., und in meinem „Orthographischen Wörterbuch", z. B. S. 9b unter auf 9a u. s. w.) habe ich in der Conferenz bei Gelegenheit des Wortes Hoffahrt (vgl. mein „Orthographisches Wörterbuch", 61a) anzuregen versucht, aber auf eine Erörterung wurde bei der knapp bemessenen Zeit nicht weiter eingegangen; in dem Wörterverzeichniß findet sich auf S. 161c: „Hoffart, hoffärtig" mit der Ligatur gesetzt; aber ob z. B. auch in Auffahrt, auffällig, Lauffeuer die Ligatur (ff, *ff*) geschrieben und gedruckt werden dürfe, also Auffart u. s. w. findet man in dem Buche nirgends eine Angabe, vgl. auch, als einigermaßen hierher gehörig, in dem Protokoll über die achte Sitzung: „Dagegen kam es zu keiner Einigung, ob Schiffart oder Schiff-fart bei der Trennung zu schreiben sei."

Wir haben in dem Vorstehenden wenigstens ein Beispiel dafür geben wollen, daß manche wol einer einheitlichen Feststellung bedürfende Fragen — wie man deren viele in den beiden Heften unserer „Vorschläge" abgehandelt findet — in der Conferenz theils gar nicht zur Erörterung, theils wenigstens nicht zum Austrag gelangt sind.

Auch dafür, daß gegen die Fassung mancher Regeln sich gerechte Bedenken erheben lassen, will ich einige Beispiele geben. Wenn es z. B. S. 143 in einer dem berliner „Regelbüchlein" §. 6 entlehnten Anmerkung zu §. 22 heißt: „pf wird im Anlaut vieler Wörter geschrieben, die in norddeutscher Aussprache gewöhnlich ihr p verlieren, z. B. Pferd, Pfahl, Pflaster, pflücken", so glaube ich kaum, daß diese allerdings z. B. in Berlin nicht seltene Aussprachweise von gebildeten Norddeutschen als ihre gewöhnliche anerkannt werden wird (vgl. Adelung's „Wörterbuch" unter Pf). Nach meiner Ansicht müßte es gerade in einem Schulbuche, das auf das Richtige überall hinzuweisen die Pflicht hat, vielmehr heißen: „die in nachlässiger Aussprache hier und da ihr p verlieren" u. s. w.

Ferner heißt es S. 142, §. 20c: „Die Wörter auf icht werden mit ch geschrieben, wie Kehricht, thöricht. Nur Predigt hat igt."

Hier sollte es statt „die Wörter" im Anfang offenbar heißen „Stammformen"; denn „Wörter" sind doch auch Flexionsformen, wie z. B. berechtigt, unberechtigt, betheiligt, begnadigt, erledigt, heiligt, geheiligt u. s. w., in denen doch nicht — nach der Fassung der Regel — die Schüler das g vor dem t mit dem ch vertauschen sollen.

Dieser Tadel trifft allerdings einen tiefer greifenden Uebelstand, daß nämlich in der Raumer'schen Vorlage und auch in den darauf gegründeten Feststellungen der Conferenz überwiegend fast nur die Stammformen ins Auge gefaßt sind, ohne umfassende Berücksichtigung der zugehörigen Flexionen und Zusammensetzungen.

Wenn es ferner S. 144 als Anmerkung 4 des §. 25 heißt: „Beim Zusammentreffen von stammhaftem s, ss, ß mit dem st der Flexion schreibt man st, sst, ßt, z. B.: du last = lasest, du läßst = lässest, du reißt = reissest", so hätte hier meiner Ansicht nach (vgl. meine „Vorschläge", II, 71 und 72 und mein „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache", 9. Aufl., S. 145b und S. 170) statt von den drei genannten von den Zischlauten überhaupt (also auch von sch, z, x) gesprochen und in den Beispielen außer den Verbalformen auch die Superlative erwähnt werden müssen, wie das allgemein übliche: größt und die nur ausnahmsweise und vereinzelt vorkommenden harten Formen: böst, süßt, hübscht, schwärzt u. s. w. statt der gewöhnlichen bösest u. s. w. Namentlich aber hätte für die zweite Person Singularis des Präsens geschieden werden müssen, je nachdem in diesen Formen der Vocal des Infinitivs bleibt oder wechselt. Im letztern Falle ist heute in der gebildeten Prosa der Ausfall des Flexions-e die Regel, im erstern Falle eine nur ausnahmsweise geduldete Härte als z. B. regelmäßig: du läßt, ißt, liest, wäscht (von lassen, essen, lesen, waschen) und nur noch alterthümlich, z. B. in der kirchlichen Sprache: du lässest, issest, liesest u. s. w., aber gewöhnlicher: du reißest (von reißen) u. s. w., wie im Imperfectum: du lasest, aßest u. s. w. (zu las, aß u. s. w.) als: du reißt, du last, du aßt u. s. w.; vgl. namentlich Formen wie: du weißt (von wissen), du misst (von messen), dagegen: du weißest, missest (von weißen, missen) u. a.

Die Hauptpunkte aber, für welche die Mehrheitsbeschlüsse der Conferenz schwerlich auf die allgemeine Zustimmung werden zu rechnen haben, sind: 1) die angestrebte Bevorzugung der lateinischen Buchstaben vor den deutschen; 2) die Beschränkung der großen Anfangsbuchstaben in Betreff der substantivischen Wörter und 3) die Beschränkung der Dehnungsbuchstaben.

Freilich der schweizerische Lehrerverein, dem „ein Abwarten, bis Deutschland beginnt, überhaupt nicht nöthig scheint" (vgl. das obengenannte Schriftchen von Ernst Götzinger, S. 24), geht noch weit über die Vorschläge der berliner Conferenz hinaus. Dabei tritt in diesem Heftchen die schweizer Eigenart des Verfassers, die sich an die gemeinsame deutsche Schriftsprache nicht allzu sorgsam und ängstlich binden zu müssen glaubt, in allerlei Mundartlichkeiten hervor, was wir zur Kennzeichnung des Verfassers nicht ganz übergehen zu dürfen glauben. Schon auf dem Titel nennt er seine Schrift: „aus Auftrag der orthographischen Commission u. s. w. ausgearbeitet", wofür wir im allgemeinen Schriftdeutsch gewöhnlich sagen: im Auftrage u. s. w. Seite 21 spricht er schweizerisch von einer „wünschbar (statt wünschenswerth) erachteten Neuerung" und von einer „Schlußnahme" statt einem Beschluß. Seite 22 schreibt er: Die Reform beschlägt (statt betrifft) einzig und allein die Schriftform —, in welchem Satze ein sorgsamerer Schriftsteller wol auch den Wohllaut etwas mehr berücksichtigt haben würde. Auf der folgenden Seite lesen wir: Sie haben den Strom der Sprache und den

Fortgang der Rechtschreibung nicht zu hemmen vermögen, statt vermocht; dann auf S. 24: Auf Unterhandlungen des schweizerischen Lehrervereins mit dem deutschen Lehrerverein für unsern Zweck legen wir für einmal (statt fürs erste oder zunächst, vorläufig u. s. w.) kein Gewicht; weiter auf S. 25: Es braucht auch gar nicht überall zugleich mit der Einführung der lateinischen Schrift begonnen zu werden, wenn nur da, wo man einmal damit angefangen hat, vorwärts gefahren (statt vorwärts gegangen oder fortgefahren) wird, und gleich darauf: Einzig und allein die Lesebücher für die ersten zwei oder drei Schuljahre müssen in lateinischer Schrift erstellt (statt hergestellt) werden; dann auf S. 26: Ob sämmtliche Dehnungen mitsammt (statt miteinander oder mit einem Schlage u. s. w.) fallen sollen — und auf S. 27: Von einer Wiedereinführung wird keine Rede sein wollen (statt sollen oder können) u. s. w.

Nach dieser Blütenlese sprachlicher Absonderlichkeiten auf den wenigen Seiten wird man sich bei diesem Schweizer wol kaum wundern, daß er für die Schweiz auch einer absonderlichen deutschen Rechtschreibung das Wort redet, unbekümmert darum, ob und wann das Deutsche Reich nachfolgen werde; eher möchte es Verwunderung erregen, daß er selbst in seinem Schriftchen die von ihm befürwortete Orthographie — nicht anwendet, wie man schon aus dem oben mitgetheilten Titel ersehen kann, der danach sich so darstellen müßte: „Die durchfürung der ortografireform. aus auftrag der ortografischen kommission des schweizerischen lererfereins" u. s. w.

Die hier geforderten Reformen sind nämlich: 1) „Vertauschung der deutschen Fracturschrift mit der lateinischen Schrift"; 2) „Abschaffung der Substantivmajuskeln"; 3) „Abschaffung der Dehnungszeichen"; 4) „Die Verdrängung des v aus deutschen Wörtern"; 5) „Schreibung der Fremdwörter nach deutscher Lautschrift".

Nach diesem Helden der „fi-Partei" (vgl. Scherer in der „Deutschen Rundschau", II, 464) würde also die bekannte Stelle aus der Bibel (Offenb. Joh. 21, 1) sich dem Auge so darstellen:

Das mer ist nicht mer —

und ein darauf anspielender Vers bei Freiligrath:

O träume! — bist du nicht, wo nicht mer ist das mer?

Man denke sich nun einen Leser, der ohne Kenntniß des Inhalts die eine oder die andere Stelle zum ersten male vor Augen bekommt. Wie viel Kopfbrechens wird es ihm kosten, den rechten Sinn zu enträthseln, der sich ihm sofort klar darstellt, wenn er in der allgemein üblichen Schreibweise dort liest:

Das Meer ist nicht mehr —

und hier:

O Träume! — bist du nicht, wo nicht mehr ist das Meer?

Allerdings trifft das Gesagte nicht die berliner Conferenzbeschlüsse, nach welchen die Dehnungsbuchstaben hinter e und ferner die großen Anfangsbuchstaben für die Substantiva (in Meer und Träume) noch unangetastet bleiben; aber immerhin trifft doch auch schon diese Beschlüsse das sehr gewichtige Bedenken, daß man bei diesen Neuerungen eine sehr fragliche und jedenfalls höchst geringfügige Erleichterung für die Schreibenden durch eine unzweifelhafte Erschwerung für die Lesenden — und zwar sowol in Bezug auf die richtige Aussprache wie auf das leichte und schnelle Verständniß — zu erkaufen haben würde.

Es ist ein großer Vorzug unserer Rechtschreibung z. B. vor der französischen und der englischen, daß sie die Lesenden über die Aussprache eines Wortes nur in verhältnißmäßig sehr wenigen Fällen in Zweifel läßt. Aber wo dies der Fall ist, liegt offenbar ein Mangel vor, z. B. bei dem Worte Bruch, dem der Lesende nicht ohne weiteres ansehen kann, ob das u gedehnt oder geschärft zu sprechen sei, was er erst aus dem Zusammenhang nach der Bedeutung entscheiden kann. Das geschärfte a in hart ist der Regel gemäß, das gedehnte in Art, Bart, zart u. s. w. gehört zu den Ausnahmen, die der Ausländer z. B. einzeln auswendig lernen muß. Unbegreiflich aber ist es, wie man darauf verfallen kann, gerade auf solche Mängel unserer Rechtschreibung sich als auf Muster für die Erleichterung und Vereinfachung unserer Orthographie zu berufen, z. B. bei der Schreibweise Fart statt Fahrt, wodurch der Deutsch Lernende nur eine Ausnahme mehr zu erlernen bekommt. Aber nun erwäge man Zusammensetzungen wie Schiffahrt, Wohlfahrt, Thorfahrt u. s. w., die nach der neuernden Schreibweise sich darstellen würden als Schiffart oder gar Schiffart (s. o.), Wolfart, Torfart u. s. w., also ganz so wie Zusammensetzungen des Grundwortes Art mit den Bestimmungswörtern Schiff, Wolf, Torf u. s. w., sodaß man also beim Anblick dieser Schriftbilder über die Aussprache und die Bedeutung im Unklaren sein wird, bis man aus dem Zusammenhang den Sinn gefaßt hat. Man lese z. B. den Satz: „Es ist die schlimmste Wolfart, die in Schafspelzen für eure Wolfart ganz besonders besorgt zu sein ausgibt", oder: „Die Schiffart, die man im Mittelländischen Meere früher zur Schiffart am häufigsten verwendete, war die Galere" u. s. w.

Daß das Verständniß in solchen Sätzen durch die neuernde Schreibweise verdunkelt und erschwert ist, wird man nicht ableugnen können; aber man sagt, diese Sätze seien eigens dazu gemacht, die Mängel der neuen Schreibweise in ein grelles Licht zu stellen. Allerdings! ebenso wie z. B. in folgendem Scherz des „Kladderadatsch":

Für die neue Orthographie. Wenn man jetzt nach der neuen Orthographie liest, wie viele Bankdirectoren und -kassirer bei der herrschenden Banknot mit Banknoten auf den Banknotenpunkten durchbrennen, so erkennt man sofort den großen Vorzug der neuen Rechtschreibung vor der altfränkischen, die durch die trennende Schreibweise: Banknoth, Banknoten und Bahnknotenpunkt den Leser ganz one Anung von dem innern Zusammenhang dieser Wörter ließ —

oder in folgendem:

Geburtstagswunsch nach der Conferenzorthographie.

Es war im vor'gen Jar
Die Not fern und Gefar.
Es war in diesem Jar
Vor Not und vor Gefar
Dich Gott. Das werde war!

Daß diese Beispiele in doppeltem Sinne dazu gemacht (d. h. sowol eigens dazu gebildet, wie auch besonders dazu geeignet) sind, ein grelles Licht auf die Conferenz-

beschlüsse wegen der Dehnungsbuchstaben zu werfen, ist wahr; aber sie zeigen eben in dieser grellen Beleuchtung doch die Beschlüsse vollkommen richtig und nicht etwa entstellt und verzerrt. Und wenn es der Mühe lohnte, unser Schriftthum danach zu durchstöbern, so würde man auch sicher darin schlagende Beispiele finden, ohne daß man sie zu machen nöthig hätte, wie ich z. B. in meinem „Katechismus der deutschen Orthographie" (dritte verbesserte Auflage, 1873), eine Stelle aus Schlegel's Shakspeare aufgeführt habe, in der es von mehrern Personen heißt: [Sie] „sind wider uns verbündet." Nach der Conferenzorthographie (vgl. „Verhandlungen", S. 137, §. 9a und S. 177b), wonach man „wider in beiden Bedeutungen" = „gegen und nochmals" zu schreiben hat, wird man nun nicht wissen, ob der Sprechende die Genannten als seine verbündeten Gegner oder als seine neu verbündeten Genossen bezeichnen will u. a.

Ferner sind, wie oben gesagt, in den „Verhandlungen" S. 128 fg. auf etwa $1\frac{1}{2}$ Seiten zwei „Proben eines Druckes in der von der Conferenz empfohlenen Orthographie" gegeben, wodurch bewiesen werden soll, daß durch diese Neuerung die Werke unserer Classiker nicht „in eine für die lebende Generation auf störende Weise seltsame äußere Gestalt gebracht werden würden". Aber kann das durch 24 Verse aus Goethe's „Iphigenie" und aus 41 Zeilen einer prosaischen Erzählung bewiesen werden, wenn in diesen Proben sich wenig Befremdendes findet? Und findet sich denn wirklich so wenig darin? Erscheinen nur meinem Auge oder nicht auch denjenigen der meisten heutigen Leser folgende Verse in einem höchst störenden und befremdenden Gewande:

> Heraus . . . .
> Tret ich noch jetzt mit schauderndem Gefül . . .
> Und es gewönt sich nicht mein Geist hierher.
> So manches Jar bewart mich hier verborgen
> Ein hoher Wille —

In den 24 Versen kommen Dehnungsbuchstaben für das e nur in folgenden drei Wörtern vor: in Meer, Seele, zehrt. Wollte man dafür nun Mer, Sele, zert setzen, ich glaube kaum, daß das Ganze dadurch einen viel fremdern Eindruck machen würde, als man ihn jetzt schon ohnehin erhält. Dürfte man daraus also nun schließen, die Dehnungsbezeichnung sei auch beim e zu tilgen? Wie eigen der Zufall bei derartigen kleinen Proben spielt, zeigt z. B. in Goethe's Gedichten die „Zueignung". In den 8 Zeilen der ersten Strophe kommt kein einziges Dehnungs-h vor und sonst Dehnungsbuchstaben nur einmal, in Seele, und einmal in die (V. 6); in der zweiten Strophe findet sich ein Dehnungs-h nur in mehr (V. 5), dagegen viele ie, nämlich in wie, stieg, Wiese (V. 1), umfließen (V. 3), genießen (V. 5), wie (V. 7); in der dritten hat man nur theilt' (V. 4), dagegen: schien, die (V. 1), hier (V. 3), hier (V. 4), wie, ihr (V. 5). In diesen 24 Zeilen wäre also nach der Conferenzorthographie nur das einzige Wort theilt' zu ändern in teilt'; wollte man auch die Dehnung beim e tilgen, so träten nur zwei Aenderungen hinzu (Sele und Mer), während ie 13 mal erscheint und nach der Fi-Orthographie also noch 13 Aenderungen bedingt.

Dagegen hat man nach der Conferenzorthographie schon in den vier ersten Zeilen in der Ballade „Der Sänger" vier Buchstaben zu streichen:

> Was hör' ich draußen vor dem T[h]or,
> Was auf der Brücke schallen?
> Laß den Gesang vor unserm O[h]r
> Im Sa[a]le wi[e]derhallen,

während nach der schweizer Orthographie keine einzige Aenderung mehr hinzuträte.

Will man — bei so schwankenden Zahlverhältnissen — wirklich nach zwei kurzen Proben die Conferenzorthographie als eine „wenig befremdende" bezeichnen? Und wäre sie das wirklich, wie sie in der That das Gegentheil ist, bezeichnet sie nicht nachweislich die richtige Aussprache in vielen Fällen weniger genau und sicher als die bisherige Schreibweise? Ich habe mir die erste Probe von einem Knaben vorlesen lassen, der schon geläufig und mit Verständniß liest. Gleich in der ersten Zeile stutzte und stockte er bei den Schriftbildern Mitteilung und erzälte, wie später bei manchen andern, namentlich bei Son, entwönt, Kan, Jar. Bei der häufigen Wiederkehr dieses letzten Wortes umspielte ein Lächeln seinen Mund, das aber in ein lautes Lachen überging bei der Stelle: „Was tut der Junge?" Ein leiseres Kichern begleitete dann die Worte: „Da tat ich ihm auch nichts", und am Schluß des Ganzen: „und jetzt, wo er zwölf Jare alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezalt", las der Knabe — ich wage nicht zu entscheiden, ob aus wirklichem Misverstand oder aus schalkhaftem Uebermuth — das letzte Wort mit geschärftem a, sodaß es als reiner Reim zu dem kurz vorhergehenden alt erklang, vgl. Schiller's Ballade „Hero und Leander" in der dritten Strophe, wo „Hellespont" und „wohnt" als unreiner Reim auftritt. Die Schreibweise wont würde gewiß manche, zumal Ausländer, zu der Aussprache mit geschärftem Vocal, wie in Hellespont, verführen u. a.

Durch solche Neuerung wird aber nicht nur das Lesen in Bezug auf die Aussprache, wie auf das Verständniß, sondern auch, in geradem Gegentheil zu der von den Urhebern beabsichtigten Wirkung, der Unterricht in der Orthographie erschwert. „Achtsame und bedächtige Lehrer klagen, daß seitdem [seit den Ein- und Nachwirkungen der sogenannten historischen Schule] der orthographische Unterricht bei weitem schwieriger und minder erfolgreich geworden. Natürlich genug; denn die unerschüttert feststehende und überall gleichmäßig wiederkehrende Schreibweise der Wörter prägte sich dem Auge und dem Gedächtniß der Lernenden fest und sicher ein, während dieselbe durch den schwankenden Gebrauch, wonach ihnen dasselbe Wort hier in dieser, dort in jener Gestalt vors Auge tritt, zu keiner Sicherheit gelangen, sondern, irre gemacht und rathlos, in bedenkliches Schwanken gerathen und sozusagen den festen Boden unter den Füßen verlieren." Mit diesen Worten aus einem Aufsatze von mir (in von Holtzendorff's „Jahrbücher für Gesetzgebung" u. s. w. IV, 1, 215) stimmt vollkommen überein, was Professor Bartsch in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 53 (s. o.) sagt: „Im allgemeinen war vor 30—40 Jahren das Schwanken in unserer Orthographie nicht so groß wie

heute. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Germanisten ein gut Theil der Schuld an diesem Schwanken tragen" u. s. w.

Die vorstehenden Erwägungen sollten, nach meiner unumstößlichen Ueberzeugung, dahin führen, bei einer Reform unserer Rechtschreibung nicht im allgemeinen Gebrauch Feststehendes zu erschüttern und umzustürzen, sondern vielmehr es sorgsam bei Bestand zu erhalten und nur, wo es sich um Ausfüllung einer Lücke oder um Beseitigung eines Schwankens handelt, auf einheitliche endgültige Feststellungen hinzuarbeiten.

Daniel Sanders.

Neue Novellen.

1. Die Familie von Brion. Novelle aus den Jahren 1869—71, von J. Grimm. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 3 M. 75 Pf.
2. Gabriel. Roman von S. Kohn. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1875. 8. 6 M.
3. Aus der Heimat. Studien von Heinrich Seidel. Breslau, Hoffmann. 1874. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.
4. Ein neues Novellenbuch von A. Wilbrandt. Dritte Sammlung der Novellen. Wien, Rosner. 1875. 8. 6 M.
5. Schwindelnde Bahn. Novelle von H. Hirschfeld. Berlin, Behrend. 1875. 8. 1 M.
6. Gesammelte Novellen von F. C. B. Avé-Lallemant. Drei Bände. Leipzig, Thiele u. Freese. 1875. 8. 9 M.
7. Der Bauer von Longvall. Erzählung von J. W. Zingerle. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1874. 8. 1 M. 20 Pf.
8. Verschlossene Thüren von C. O. Berlin, Expedition des Reichsboten. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.
9. Deutsche Hochlandsgeschichten von A. Silberstein. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 6 M.
10. Idyllen aus den Vorbergen von Bret Harte. Uebersetzt von M. Busch. Leipzig, Grunow. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
11. Die weiße Rose. Eine Novelle nach dem Italienischen des Dall' Ongaro von B. J. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. 8. 2 M. 70 Pf.
12. Auf der Sturmwand. Ein Bild aus dem norwegischen Volksleben. Frei nach dem Dänischen von Rudolf Müldener. Altona, Verlags-Bureau. 1875. Gr. 16. 75 Pf.

Wenn ich die zwölf Autornamen hier überblicke, dann fällt mir unwillkürlich Lord Byron's boshaftes Wort von den „Helden" ein, bei denen after filling the gazettes with cant, das verehrte Publikum schließlich finds that he was not the true one. Wir haben in Deutschland etwa ein Dutzend Schriftsteller, deren Namen uns in den Notizen der Tagespresse alltäglich mit der eindringlichsten Beharrlichkeit entgegentreten, Helden der Reclame und der Kameraderie, literarische Geschäftsmänner, Leute, die es verstehen, jede ihrer Bagatellen an die große Glocke zu hängen. Verfügt ein solcher Geschäftsmann gar noch über ein eigenes Blatt, und ist er persönlich als boshaft und rücksichtslos bekannt, dann darf er sicher sein, daß sein Name ständiger Gast der Tagespresse bleibt. Natürlich, wie sollte man einer solchen Persönlichkeit nicht die Gefälligkeit erweisen, gelegentlich eine kleine Reclamenotiz aufzunehmen? Das kostet ja nichts, und man sichert sich damit freundliche Beziehungen zu dem Manne, welcher, wenn er auch gerade nicht nützt, doch unter Umständen einmal schaden könnte.

An sich wäre der durch ein solches Vorgehen angerichtete Schaden nicht groß, denn was liegt daran, wenn das Publikum nachträglich findet, der innere Werth der ausposaunten Waare stehe im geraden Gegensatze zu den löschpapiernen Ruhmesfanfaren? Bei der schönen deutschen Gewohnheit, belletristische Werke als gänzlich überflüssige Luxusartikel zu betrachten, die man sich wol ausborgt, aber nicht kauft, schadet es durchaus nichts, wenn jemand, durch die Marktschreierei verlockt, einmal in die Börse greift.

Aber nach einer andern Seite hin macht sich der Nachtheil um so lebhafter fühlbar. Durch das rücksichtslose Verdrängen Einzelner im „Kampfe um das literarische Dasein" wird eine ganze Reihe anderer weit bedeutenderer und noblerer Schriftsteller zurückgeschoben. Ja es trifft sich sogar, daß die Tagespresse von einzelnen Namen gar keine Notiz nimmt, nicht etwa aus Uebelwollen, sondern ganz einfach deshalb, weil der viel beschäftigte Journalist nicht Zeit hat, sich um die schönwissenschaftliche Production zu kümmern und eigentlich selbst nur die in den Blättern immer wiederkehrenden Namen kennt.

Eine solche unbekannte literarische Persönlichkeit ist der Verfasser oder wahrscheinlicher noch die Verfasserin der „Familie von Brion", J. Grimm (Nr. 1). Ich muß gestehen, daß mir der Name bisher gänzlich fremd blieb. Obwol ich täglich eine große Anzahl Zeitungen lese, ist er mir zur Stunde noch nicht einmal vorgekommen. Die kleine, wirklich reizend geschriebene Erzählung bekundet eine seltene literarische Bildung verbunden mit psychologischem Tiefblick, plastischer Gestaltungskraft und Noblesse der Gesinnung. Es ist eine interessante Herzensgeschichte, in welche die Ereignisse des Jahres 1870 gewaltsam eingreifen, um die Peripetien der Handlung schließlich einem allseitig befriedigenden Ende zuzuführen. Mit entschiedener Meisterschaft ist der Charakter Helenen's gezeichnet. Alle Regungen eines edeln weiblichen Herzens sind hier mit überzeugender Wahrheit dargelegt. Ist der Autor eine Dame, dann verdient auch die Charakteristik des Doctors nicht mindere Anerkennung, denn sie böte uns in diesem Falle den seltenen Beleg dafür, daß einer weiblichen Hand auch echt männliche Gestalten gelingen. Nur Lili, das enfant gâté der Familie, die sich im Handumdrehen mit dem Doctor verlobt und später, trotzdem sie den Irrthum einsieht und ihr Herz dem jüngern Bruder zuwendet, doch hartnäckig an ihrer sogenannten Pflicht festhält, scheint mir im Innersten nicht ausgiebig motivirt. Unter andern als den eingangs angedeuteten literarischen Verhältnissen müßte der Grimm'sche Roman unbedingt das Interesse der gesammten Lesewelt fesseln. Möglich, daß

er dies auch bereits wirklich thut. Die Zeitungen melden jedoch nichts davon.

Eine ganz eigenartige Schöpfung ist „Gabriel“ von S. Kohn (Nr. 2), gleich merkwürdig durch den behandelten Gegenstand wie durch das dem Buche gewordene Schicksal. Es ist ein echter Ghetto-Roman, ja ich möchte ihn den Ghetto-Roman par excellence nennen, denn während alle andern Judengeschichten, wie z. B. die Kompert'schen, doch auf dem Gegensatze zwischen Christenthum und Judenthum beruhen und eine, ich möchte fast sagen, passiv polemische Tendenz bekunden, indem der Jude immer als eine Art Paria, als das Product vielhundertjährigen Drucks hingestellt wird, sind die Gestalten des Kohn'schen Romans gänzlich tendenzfrei. Sie sind Juden und nur Juden und gewähren uns einen vollen Einblick in ein interessantes, wenn auch keineswegs besonders sympathisches Volksthum. Der Held, Gabriel, ein im Ehebruch erzeugtes Judenkind, hat es im Laufe der wildbewegten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs bis zum kaiserlichen General gebracht. Von seinen Stammesgenossen als „Mamser“, d. h. Bastard, geächtet, ist er Christ geworden und verfolgt nun die Juden mit tödlichem Hasse, aber keineswegs aus religiösen sondern aus rein persönlichen Motiven. Echt alttestamentarisch ist „Aug' um Auge und Zahn um Zahn“ seine Devise. Als „Mamser“ ist er von der geliebten Braut weggerissen und von ihr selbst verstoßen worden, nun geht all sein Dichten und Trachten dahin, diese, nachdem ihr Mann ins Elend gerathen ist, mit brutaler Gewalt zum Ehebruch zu zwingen, um auf diese Weise an ihr und an dem ganzen Stamme Vergeltung zu üben. Das Rachewerk gelingt jedoch nicht, denn im entscheidenden Moment trifft Gabriel seinen längst verlorenen Vater als Wahnsinnigen wieder und stirbt mit ihm auf dem prager Judenfriedhof eines jähen Todes.

Interessante, spannende Verwickelungen hat der Roman nicht, und der abrupte, gewaltsame Schluß, ein reiner Deus ex machina, ist so unkünstlerisch als nur möglich; denn ebenso gut könnte man z. B. in einem Drama allen Verlegenheiten damit ein Ende machen, daß der Tyrann plötzlich vom Schlage getroffen wird, oder die verfolgte Unschuld das große Los gewinnt. Trotzdem fesselt das Buch ungemein, und zwar dadurch, daß der Verfasser mit scharfem Blicke und mit beiden Händen mitten hineingreift in das ganze, volle Volksthum. Die Bilder, welche er entrollt, die Gestalten, die er zeichnet, z. B. die „Bochar“ oder hebräisch gesprochen „Bocharim“, sind alle durch und durch wahr. Ebenso correct sind die historischen und örtlichen Verhältnisse behandelt. Hierin liegt der große Vorzug des Kohn'schen Romans vor andern „Judengeschichten“, und so erklärt sich auch der geradezu beispiellose Erfolg desselben.

Das Buch erschien vor 25 Jahren unter der Chiffre S. K. und fand in Deutschland nicht die geringste Beachtung. Um so größere Aufmerksamkeit wurde ihm dagegen im Auslande zutheil. Ueberall, wo es Juden gibt, fand es auch einen Uebersetzer, und so geschah es, daß das in Deutschland längst verschollene Werk in eine ganze Reihe fremder Sprachen übertragen wurde und schließlich auch in der Tauchnitz Collection Aufnahme fand. Der Verfasser, welcher inzwischen die Literatur an den Nagel gehängt hatte, blieb unbekannt. Auf vielen Uebersetzungen wurde sogar Kompert als Autor genannt. Endlich bekannte sich S. Kohn als den Verfasser des „Gabriel“, indem er zugleich mit einem zweiten, das Börsentreiben behandelnden Roman: „Im Spiegel der Gegenwart“, wieder vor die Oeffentlichkeit trat, einem merkwürdigen Buche, in dem auch wieder nur Juden handelnd auftreten. S. Kohn ist eine ganz originelle literarische Erscheinung, und sein „Gabriel“, der nunmehr in zweiter Auflage vorliegt, sichert ihm eine dauernde Stelle in der Literatur der Gegenwart.

Ein dritter mir bisher gleichfalls ganz unbekannter Schriftsteller ist Heinrich Seidel. Seine Studien „Aus der Heimat“ (Nr. 3) machten mir ihn jedoch bald zu einem lieben Bekannten. Sie behandeln Bilder aus dem deutschen Familienleben. Da gibt es keine aufregenden Situationen, keine grellen Contraste, keine problematischen Naturen. „Interessant“ im landläufigen Begriffe des Wortes sind die uns vorgeführten Gestalten nicht, und noch weniger sind sie „pikant“. Dafür aber haben sie einen andern, heutzutage recht seltenen Vorzug: sie sind bei all ihrer scheinbaren Gewöhnlichkeit ganz erstaunlich vertieft. Heinrich Seidel besitzt den milden und dabei doch tiefen Blick des wirklichen Dichters. Manche Züge gemahnen an Andersen, die Naturschilderungen — und Seidel behandelt sie, wie z. B. seine Erzählung von dem Schlittschuhlaufe beweist, mit großer Vorliebe — erinnern an Stifter. Das sind jedoch nur wahlverwandtschaftliche Beziehungen zu den genannten Dichtern und thun der Originalität des Schriftstellers durchaus keinen Eintrag. Am meisten erinnern mich die Seidel'schen Studien an den amerikanischen Humoristen J. Marvel (Mitchell), dessen „Dream life“ — irre ich nicht, seinerzeit bei Rümpler auch in deutscher Uebertragung erschienen — denselben seelenvollen Humor athmet wie diese, nur mit dem Unterschiede, daß der Amerikaner hier und da sich doch ein wenig allzu stark in Sentimentalität verliert, während bei Seidel die Empfindung stets gesund bleibt. Um sich des Unterschiedes bewußt zu werden, genügt es, eins der Bilder, z. B. das des „guten alten Onkels“ mit seiner Sammlung von Ruhekissen, die alle das Motto tragen: „Schlummre sanft“, mit einer verwandten Gestalt J. Marvel's zu vergleichen. Ein anderer Vorzug Seidel's ist sein gutes, flüssiges Deutsch. Freilich klingt es fast komisch, wenn man bei einem deutschen Schriftsteller das noch besonders hervorheben muß. Sieht man indessen, wie so mancher Bruder in Apoll mit unserm „geliebten Deutsch“ umspringt, dann wird man einen solchen Vorzug begreifen.

Ist Adolf Wilbrandt, der vielgenannte, auch einer von den Byron'schen heroes that are not the true ones? Ohne Zweifel ist der Verfasser der „Vermählten“, der „Maler“ der „Arria und Messalina“ u. s. w. ein nicht gewöhnliches Talent, und die frische, schöpferische Kraft welche namentlich seine frühern Arbeiten bekundeten, berechtigte zu bedeutenden Hoffnungen. Die leidige Sucht nach Ungewöhnlichem, nach noch nicht Dagewesenem, scheint ihn jedoch auf sehr bedenkliche Abwege zu führen. Mir fiel dies namentlich bei seiner Tragödie „Arria und

Messalina" auf, wo der eigentliche Schwerpunkt des Werks — man sage was man wolle — doch nur in dem Kitzel rohester, gemeinster Sinnlichkeit liegt. Es ist eben „Offenbach auf dem Kothurn!" Das „Neue Novellenbuch" (Nr. 4), worunter indessen keineswegs ein Buch von „neuen" Novellen zu verstehen ist, hat nun allerdings mit dieser Richtung nichts zu thun. Dagegen tritt jenes Streben nach Ungewöhnlichem darin in fast krankhafter Weise zu Tage. Namentlich gilt dies von dem „Märchen von dem ersten Menschen". Die Grundlage bildet die bekannte Darwin'sche Descendenztheorie. Nun ist nicht zu leugnen, daß dieses Motiv sich für eine Humoreske — und eine solche soll dieses Märchen doch wol sein? — ganz gut eignet. Aber wie behandelt es Wilbrandt? Anstatt in dem modernen Menschen die Nachklänge an das Uraffenthum unserer Ahnen in humoristischer Weise darzuthun, läßt er „Onkel Fridolin" eine ganz absonderliche Geschichte aus seinem Leben erzählen, wie er einst bei einer Zigeunertruppe einen fast menschenähnlichen Affen gefunden, diesen käuflich an sich gebracht, allgemach ein wenig „humanisirt" (so müssen wir hier wol sagen) und sich schließlich in „Räthsel" — so heißt der Affe — den Rivalen bei der eigenen Braut erzogen habe. Dieser letzte Gedanke ist geradezu unqualificirbar! Allerdings stellt sich Onkel Fridolin's Erzählung am Ende als ein „Fiebertraum" heraus. Aber wozu das alles? fragen wir. Welche Idee soll dieses „allegorische Märchen" vertreten? Trotzdem ich es zweimal gelesen, muß ich doch mit Fräulein Henriette sagen: „Ich verstehe es nicht!" und wenn Fräulein Pauline, „in das Nachgefühl dieser Geschichte vertieft, gedankenvoll in den Sternenhimmel hinaussieht, und auf die Frage, ob sie es verstanden, still vor sich hin nickt", dann erlaube ich mir zu behaupten, daß sie es ebenso wenig versteht und in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, wenn sie dieses „gedankenvolle Nicken" mit Worten interpretiren sollte.

Ganz ebenso krankhaft im innersten Kern wie dieses Märchen sind die „Dämonen", und die psychologische Motivirung in „Bande des Bluts" ist ebenso schwankend, wie die Erzählung selbst reizlos ist. Nur „Unser Rechtsbewußtsein" bekundet wieder die alte frische Laune, wie wir sie in den „Malern" fanden. Das ist eine lustige Novelle, auf gesunder, natürlicher Grundlage aufgebaut, psychologisch richtig gezeichnet und ganz allerliebst erzählt. Sehr gelungen ist namentlich die ewig jammernde Friederike, wenn wir auch bereits bei Dickens einem ähnlichen Exemplar begegnet sind. Wie aber die „Königin von Castilien" in das Novellenbuch kommt, das wissen die Götter! Das Ding sieht gar nicht aus wie eine Originaldichtung, sondern gleicht zum Verwechseln einer mittelmäßigen Uebersetzung einer noch mittelmäßigern alten spanischen Dutzendnovelle. Hat Wilbrandt sie in sein Buch blos aufgenommen pour faire volume, dann hätte er ganz entschieden besser gethan, sie draußen zu lassen!

„Schwindlers Bahn" von Hirschfeld (Nr. 5) ist flott erzählt. Der Roman behandelt den Lebenslauf eines ehrgeizigen Mannes, welcher es vom simpeln Schreiber bis zum Premierminister eines deutschen Kleinstaats bringt, seiner alles umfassenden Leidenschaft daher jedes bessere Gefühl opfert und schließlich erniedrigt und verlassen stirbt. Eine etwas feinere und namentlich tiefere Charakteristik würde dem Buche ungleich höhern Werth verleihen. Gebe ich auch gern zu, daß die Verhältnisse und Persönlichkeiten an dem geschilderten kleinstaatlichen Hofe im allgemeinen richtig sein mögen, so machen doch diese Dinge, ich weiß nicht recht warum, den Eindruck, als ob der Verfasser mehr nach anderweitigen Mittheilungen als nach selbst Geschautem erzähle. Daß Tugenden und edle Gesinnung sich nur auf seiten des Volks befinden, die höhern Stände dagegen mehr oder minder corrumpirt sind, versteht sich hier eigentlich von selbst. Lobend ist jedoch anzuerkennen, daß der Verfasser in dieser Hinsicht nicht allzu tief in seinen Farbentopf gelangt hat. Mich will es bedünken, als habe Hirschfeld das Zeug dazu, bei etwas sorgfältigerer Arbeit einen recht guten Roman schreiben zu können. Bei der Masse von werthlosem Material, das unter dem Titel „Roman" alljährlich in den Moloch der Leihbibliotheken geschoben wird, sind gute erzählende Schriften immer willkommen.

Von den „Gesammelten Novellen" Avé-Lallemant's (Nr. 6) bin ich, ehrlich gestanden, wenig erbaut. Der Verfasser pflegt bekanntlich als seine Specialität die sogenannte Criminalnovelle und hat auf diesem Gebiete ganz Anerkennenswerthes geleistet. Zu bedauern ist jedoch, daß er zuweilen zur Schablone greift und dann, wie es scheint, im Bewußtsein dieses fatalen Umstandes seinen Spitzbubenhelden so extravagante Eigenschaften beilegt und sie in Situationen so unmöglicher Natur bringt, daß sein Publikum einen wahren Köhlerglauben besitzen muß, um solche Dinge ruhig hinzunehmen. In der vorliegenden Novellensammlung werden nun allerdings an die Gläubigkeit der Leser keine so überspannten Anforderungen gestellt. Dafür ist aber z. B. in der Erzählung „Meyer" der Vorwurf ein so barocker, daß man fast versucht ist zu glauben, der Verfasser sei, als er sich sein Thema stellte, ganz und gar darüber im Unklaren gewesen, was er denn eigentlich schreiben wolle, habe auf gut Glück angefangen und dann im Verlaufe der Erzählung alles Mögliche zusammengetragen, um es tant bien que mal mit dem Thema in Einklang zu bringen. Wir haben hier einen ganzen Haufen von „Meyer" — eine wahre „Meyerei", möchte man mit einem alten Kalauer sagen —, zwischen denen und durch die sich die wenig interessante Handlung fortspinnt. Da nur wenige der Gestalten eine schärfer ausgeprägte Physiognomie besitzen, so ist es eine ziemlich ermüdende Arbeit für den Leser, diese verschiedenen „Meyer" auseinander zu halten. Manche der breit ausgemalten Situationen machen beinahe den Eindruck, als seien sie nur dazu da, um einigen drolligen Einfällen und Vorkommnissen die nöthige Folie zu bieten. Spaßhaft genug sind die einzigen amusanten Patrone in der ganzen „Meyerei", ein Rabe und sein Feind der Truthahn „Peter". So leicht wie in diesem Buche sollte sich ein Autor die Sache doch nicht machen. Wir sind berechtigt, von jedem, der mit einem Werke vor die Oeffentlichkeit tritt, sein Bestes zu verlangen. Daß Avé-Lallemant Besseres bieten kann als solche Geschichten, hat er bereits bewiesen.

Der „Bauer von Longvall" von J. V. Zingerle (Nr. 7) behandelt einen zwar nicht neuen Vorwurf, den Gegensatz zwischen der ehrenfesten seßhaften Ordnung und der vagabundirenden Zigeunerromantik, hier zwischen Bauernhof und Waldesdunkel; aber die Geschichte behandelt ihn mit fein psychologischer Motivirung und gesundem Realismus und unterscheidet sich dadurch zu ihrem Vortheile von der ganzen Preziosa-Descendenz in unserer Literatur. Der Gegenstand ist mit wenigen Worten erzählt. Ein junger wohlhabender Bauer verliebt sich in eine schöne Zigeunerin und macht sie zu seinem Weibe. Die Ehe ist eine recht glückliche, trotzdem man ihr nicht das beste Prognostikon stellte. Jahrelang bleibt der Gegensatz zwischen Civilisation und Halbcivilisation — so möchte ich es nennen — latent. Zuletzt aber tritt die ursprüngliche Natur wieder in ihre Rechte. Das Kind des Waldes kehrt zu seinen Stammesgenossen in den Wald zurück, und der biedere Bauer von Longvall büßt seine Liebe zu der schönen Zigeunerin mit einem gebrochenen Herzen. Diese romantische Dorfgeschichte ist sehr gut erzählt. Namentlich bekundet das allmähliche Erwachen und Wachsen der unausgleichbaren Gegensätze eine fein zeichnende und geschickt abwägende Hand. Freunden einer sinnigen Lektüre bietet das Büchlein, in dem mehr gesunde Poesie steckt als in manchem bändereichen Romane, einen wirklich befriedigenden Genuß.

„Verschlossene Thüren" von C. O. (Nr. 8), ein Separatabdruck aus dem berliner „Reichsboten", ist der Titel eines kleinen historischen Romans, der sich ganz gut liest, ohne indessen höhern künstlerischen Anforderungen gerecht zu werden. Damit soll jedoch kein Tadel gegen die Darstellungsweise des anonymen Autors ausgesprochen sein, sondern der Einwurf richtet sich nur gegen den Gegenstand als solchen. Um die Bemerkung zu motiviren, müßte ich etwas weit ausholen, und dazu mangelt es an Raum. Ich muß mich deshalb auf einige flüchtige Andeutungen beschränken. Von jedem Kunstwerk — und somit auch von dem Romane, von dem historischen sowol wie von dem socialen — verlangen wir vor allen Dingen eine Idee. Wir wollen, wenn wir mit dem Genusse zu Ende sind, auch etwas davon mit fortnehmen. Ob nun dieses Etwas eine Stimmung, ein bestimmter Gedanke, eine Anweisung auf die Zukunft, die genauere Kenntniß irgendeiner Periode der Vergangenheit, die präcise Zeichnung einer historischen, literarischen, künstlerischen u. s. w. Persönlichkeit, eines gesellschaftlichen Typus oder einer ganzen Gesellschaftsklasse sei, bleibt sich völlig gleich. Nur muß es etwas sein. Unter diesem Etwas verstehe ich jedoch keineswegs die sogenannte Tendenz im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern nur die rein künstlerische Tendenz. Ebenso wenig denke ich dabei an ein didaktisches Moment. Nun haben wir aber erzählende Schriften zu Hunderten, deren künstlerische Tendenz geradezu unerfindlich ist. Der Leser, welcher von einem Buche mehr verlangt als die mehr oder minder geschickte Verkürzung einer müßigen Stunde, ruft unwillkürlich mit Hamlet: „Was ist mir Hekuba?" Zu dieser Sorte von Büchern zählt auch der obengenannte Roman. Die in demselben geschilderten Vorgänge lassen uns im Grunde „kühl bis ans Herz hinan". Regt sich doch einmal ein Interesse, so ist es ganz materieller Art. Man wird neugierig, aber nicht erwärmt. Dem Leser gewöhnlichen Schlags mag dies vielleicht genügen. Wer höhere Anforderungen zu stellen gewohnt ist, bedauert dagegen die verlorene Zeit.

Daß auch die allereinfachsten Vorgänge, daß Zustände und Verhältnisse primitivster Art, aber freilich gesehen und vermittelt durch das Prisma wahrer Dichtung, uns nachhaltig zu interessiren vermögen, beweisen die „Deutschen Hochlandsgeschichten" von A. Silberstein (Nr. 9). Der Verfasser, der eigentliche Schöpfer der österreichischen Dorfgeschichte, führt uns in seinem Buche Typen aus dem Salzkammergute und den angrenzenden Gegenden vor. Die Geschichten an sich sind ebenso einfach wie die darin handelnden Personen. Ihre Motive sind stets die zunächst liegenden: Liebe und Haß; die Helden sind Holzknechte, Hirten, Sennerinnen, Jäger und Bauern, kurz eine Gesellschaft, in der sich nur schwer Träger einer „Idee" auffinden lassen. Und trotzdem fesselt eine jede Erzählung von Anfang bis zu Ende, und der Leser nimmt aus dem Buche thatsächlich etwas mit fort, und zwar die Kenntniß von Land und Leuten. In dieser Beziehung sind die „Deutschen Hochlandsgeschichten" von durchaus nicht zu unterschätzendem ethnographischen Werthe. Für ein Dichterwerk genügt jedoch dieser allein nicht. Von einem solchen verlangen wir in erster Reihe Poesie; Silberstein versteht es wie kein anderer der österreichischen „Dorfnovellisten", den wirklich poetischen Gehalt in seinen Gebirgsmenschen aufzufinden und solchen dem Leser zu vermitteln. In seinen Gestalten reflectirt sich die ganze so wunderbar reiche Gebirgswelt der Alpen. Wer diese aus eigener Anschauung kennt, fühlt sich durch diese Gebilde gar seltsam angeheimelt. Jeder Zug, jedes Wort, jede Bewegung an ihnen ist echt. Wir haben hier keine verkleideten Stadtleute, keine tendenziösen Vorkämpfer irgendeiner Richtung in Kniehosen und Lodenrock, sondern urwüchsige Alpenbauern mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, ihrem treuherzigen Kinderglauben, ihren ungekünstelten Empfindungen, ihrem derben Humor, ihrer Rauflust, ihrer übermüthigen Freude und ihrem tiefen Weh. Ueberall fühlen wir jenen Goethe'schen Griff ins volle Menschenleben, und deshalb ist's auch interessant, wo es der Dichter packt. Ginge es in der Welt nach Recht und Gerechtigkeit, dann müßten wir den Silberstein'schen „Hochlandsgeschichten" einen ersten, wenn nicht den ersten Rang unter den sämmtlichen Erzeugnissen dieser speciellen Richtung anweisen.

Ich habe die „Idyllen aus den Vorbergen" (Nr. 10) von Bret Harte, deutsch von M. Busch, sowol im Original als in der Uebertragung mehrmals gelesen, vermochte aber trotz des besten Willens darin unmöglich alle die Herrlichkeiten zu finden, welche namentlich die deutsche Zeitungspresse diesen Erzählungen nachrühmt. Ohne Zweifel liegt die Schuld davon auf meiner Seite und mir fehlt der Sinn für die poetische aus dem fernen Westen gekommene Offenbarung. Mir ist, die Wahrheit zu sagen, das ganze amerikanische Wesen so wenig sympathisch. Die Civilisation dort drüben ist noch eine viel zu unfertige, als daß auf ihrem Boden jetzt schon bedeutende nationale Dichtungsgebilde entstehen könnten. Ueber-

haupt wurzeln die hervorragenden amerikanischen Poeten in ihrem innersten Kerne alle viel mehr in der Alten als in der Neuen Welt. So Longfellow, Mitchell, der ältern wie Cooper nicht zu gedenken. Auf mich machten sie stets den Eindruck, als seien sie eigentlich Engländer, die lange Zeit in Amerika gelebt, das Land aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt und dann ihre amerikanischen Eindrücke künstlerisch gestaltet hätten. Erst Mark Twain, Bret Harte und Aldrich verstehen es, sich fest auf den nationalen Boden zu stellen. Das wirkt auf uns mit dem Reize der Neuheit. Unsere alte Schwäche, das Ausländische zu überschätzen, kommt hinzu, und so geschieht es, daß wir diese Erscheinungen weit über ihren innern Werth bewundern. Daß Bret Harte eine wirkliche Dichternatur ist, soll damit nicht bestritten werden. Nur finde ich, daß wir in der Alten Welt weit bedeutendere Capacitäten haben, von denen weit weniger Lärm gemacht wird. Einen ungetrübten künstlerischen Genuß hat mir von seinen sieben Idyllen auch nicht eine bereitet. Theils ist mir die Form zu ungeschlacht, theils erscheint der Gegenstand zu breit gehalten, wie z. B. in der „Rose von Tuolumen". Daß Bret Harte Humor, guten, gesunden Humor besitzt, ist gewiß. Aber ihn einen „amerikanischen Dickens" zu nennen, scheint mir eine schwere Sünde gegen den großen englischen Dichter. Ich weiß, es ist eine ketzerische Ansicht, die ich mit diesem Urtheil über den Amerikaner ausspreche. Die Zeit wird lehren, inwieweit dieselbe berechtigt ist. Was die Busch'sche Uebersetzung betrifft, so bekundet sie Geschmack und Verständniß.

Die beiden letzten Erzählungen: „Die weiße Rose" von Dall' Ongaro (Nr. 11) und „Auf der Sturmwand" aus dem Dänischen von Müldener (Nr. 12) (warum gibt der Uebersetzer nicht den Namen des Verfassers?), sind zwei Novellen wie es deren so manche gibt. Die italienische gefällt sich ein wenig in Pathos und Uebertreibungen, und die dänische erzählt einen auf derbe Nerven berechneten Vorgang. Der künstlerische Werth ist ein untergeordneter. Uebrigens dürften beide ihr Lesepublikum finden.

C. M. Sauer.

Neue Beiträge zur Sociologie.

1. Einleitung in das Studium der Sociologie. Von Herbert Spencer. Nach der zweiten Auflage des Originals herausgegeben von H. Marquardsen. Autorisirte Ausgabe. Zwei Theile. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 14. und 15. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 8 M.
2. Bau und Leben des socialen Körpers. Von A. E. F. Schäffle. Encyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialem Stoffwechsel. Erster Band. Allgemeiner Theil. Tübingen, Laupp. 1875. Gr. 8. 14 M.

Seitdem man die Idee des allgemeinen und gleichen Staatsbürgerthums erfaßt hat, sucht die Wissenschaft danach, die gesammten Zusammenhänge und Zusammenwirkungen des Volkslebens auf dieser Grundlage systematisch zu begreifen und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung wie nach ihrer idealen Richtung zu erforschen. Es war bekanntlich Saint-Simon, der zuerst die moderne Gesellschaft und die in ihr wirkenden eigenthümlichen Kräfte als den Gegenstand einer neuen Wissenschaft zu erfassen suchte. Seine großartigen historischen Conceptionen zu einer Geschichte der Gesellschaft und seine Gedanken zur Umgestaltung derselben auf Grundlage der Anerkennung der Arbeit als Ordnungsprincip gaben zwar mächtige Anregung für socialwissenschaftliche Forschungen, aber ein methodisches Erfassen des ganzen Problems wurde bis in die neueste Zeit nicht versucht; auch nicht von seiten der beiden am nächsten stehenden Wissenschaften, der Staatslehre und der Volkswirthschaftslehre, so viel auch mit den Begriffen „Gesellschaft" und „social" von beiden operirt wurde. In neuester Zeit ist nun von einer dafür augenscheinlich nicht gerade berufenen Seite her der Anstoß gegeben oder besser genommen worden, ein System der Socialwissenschaft zu begründen. Die modische Passion für Naturwissenschaften und „Schöpfungsgeschichte" hat dazu geführt, daß die schon aus dem Alterthum datirenden und oft wiederholten Versuche, gesellschaftliche Gebilde durch Vergleiche mit den Vorgängen im Thierleben und mit Einrichtungen des Thierkörpers zur bessern Anschauung zu bringen, in größerm Maßstabe und in methodischer Weise angestellt werden. Die von den modernen Naturforschern so reichlich ausgestreuten „gemeinverständlichen" Auseinandersetzungen ihrer, freilich so oft noch problematischen Errungenschaften haben mehr als einen Forscher veranlaßt, einen Zusammenhang zwischen Biologie und Sociologie herbeizuführen; und nachdem der Nationalökonom kaum von dem Abwege zurückgekommen ist, naturwissenschaftliche Anschauungen in seine Wissenschaft zu übertragen, versucht der Socialforscher die Gesellschaft als einen „natürlichen Organismus" mit Hülfe einer den Naturwissenschaften und gelegentlich auch der Medicin entlehnten Terminologie darzustellen, ohne der Gefahr zu achten, welche für die Socialwissenschaft in diesem fremdartigen und einseitigen Ausgangspunkte liegt, und ohne zu erklären, wie die den Naturwissenschaften fremde, den socialen Wissenschaften eigenthümliche Forschung nach dem Idealen, der Frage: Wie wollen und sollen wir die Gesellschaft einrichten? bei einer solchen Methode zur genügenden Geltung kommen soll.

Sehen wir zu, wie die Verfasser der vorliegenden Werke, welche dieser Moderichtung huldigen, das Problem erfassen.

Was Spencer's „Einleitung in das Studium der Sociologie" (Nr. 1) betrifft, so müssen wir zunächst bemerken, daß es eine jener für den ästhetisch und logisch gebildeten continentalen Leser so unerquicklichen „gemeinverständlichen" Behandlungen wissenschaftlicher Probleme ist, wie sie in England jetzt gangbar und beliebt zu sein scheinen und in Uebersetzungen dem deutschen Publikum nur zu häufig angeboten werden. Für welche unserer Leserkreise diese Uebersetzungen englischer „Sociologen", wie Mill, Bagehot,

Stephen u. a. eigentlich berechnet sind und bei welchen sie Anklang finden, wissen wir nicht. Für den Gelehrten bedarf es keiner Uebersetzungen aus den europäischen Hauptsprachen, die ihm bekannt sein müssen; dem größern Publikum aber sollte man vorerst die mit mehr Geschmack und Logik schreibenden französischen Autoren und von den Engländern Werthvolleres als dieses Common-sense-Gut zugänglich machen. Daß wirklich Vorzügliches aus dem Gebiete der Socialwissenschaft, wie z. B. Maine's mustergültige Forschungen über die Entwickelung des Eigenthums — schon längst ins Französische übersetzt — verdeutscht worden sei, ist uns nicht bekannt; jedenfalls würden aus solchen die Leser mehr Gewinn ziehen als aus dieser landläufigen Art von „inductiver" Wissenschaft, wo ein vag erfaßter Grundgedanke mit einer Masse von Beispielen und aus allen Ecken herbeigeholter Belege illustrirt wird, worauf dann plötzlich die Moral von der Geschichte, ein scheinbar logischer Schluß kommt, der dem Leser alles nähere Nachdenken erspart.

Dies vorausgeschickt, müssen wir sagen, daß es Spencer da, wo er durch seine Einleitung in das Studium der Socialwissenschaft eine systematische Erkenntniß der Natur derselben, der eins der Hauptkapitel gewidmet ist, erzielen will, ebenso geglückt ist, den Leser im Unklaren zu lassen, wie es ihm andererseits gelungen ist, ihm eine deutliche Anschauung der Schwierigkeiten dieses Studiums zu verschaffen. Die Abschnitte namentlich, in denen er die Vorurtheile schildert, welche dem Beurtheiler der gesellschaftlichen Zustände aus den anerzogenen Ideen des Klassengeistes, des Patriotismus, der Politik, der Religion erwachsen, sind recht interessant und oft drastisch; er kann dort seinem Geschick zur Induction, resp. zur Sammlung praktischer Beispiele freien Lauf lassen, während im übrigen die „Vorbereitung" vieles zu wünschen übrigläßt. Soweit man aus den Kapiteln: „Natur der Socialwissenschaft" und „Vorbereitung in der Biologie" erkennen kann, scheint Spencer die Socialwissenschaft in dem Sinne aufzufassen, daß sie sich mit den Erscheinungen im socialen Organismus zu beschäftigen habe, soweit dieselben etwas Berechenbares und „Gesetzmäßiges" haben, daß namentlich die Aehnlichkeiten zwischen den Entwickelungsstufen des thierischen Organismus und denen der menschlichen Gesellschaft geeignet sein möchten, Licht in der „Sociologie" zu verbreiten, und daß ihr aus solchen Beobachtungen auch Verhaltungsmaßregeln für die sociale Politik erwachsen könnten. Wir unsererseits konnten aus den sehr allgemein gehaltenen Parallelen zwischen den Erscheinungen im natürlichen Körper und solchen in der Gesellschaft hiervon noch keine Ueberzeugung gewinnen; und wenn schließlich Spencer als ein Hauptergebniß eines derartigen Studiums der Sociologie Folgendes hinstellt:

> Nachdem klar erkannt worden ist, daß die Bildungen und Handlungen in einem Gemeinwesen durch die Eigenschaften der sie bildenden Individuen bestimmt werden, und daß die Gesellschaft wesentlich und dauernd nicht verändert werden kann, ohne daß die Individuen derselben wesentlich und dauernd verändert werden, wird es leicht, zu erkennen, daß große Veränderungen mit Nutzen nicht plötzlich gemacht werden —

so wissen wir, daß diese Wahrheit die Socialreformer aller Zeiten, auch ohne das Studium einer auf neuer Grundlage aufzubauenden Socialwissenschaft, schon erkannt haben, indem sie das Hauptaugenmerk immer auf eine Veränderung der Individuen durch eine Reform der Erziehung gelenkt haben.

Im übrigen will Spencer, wie schon der Titel sagt, kein System der Sociologie geben, sondern nur auf das Studium derselben vorbereiten, für das er denn auch wirklich viele interessante Winke gibt.

Mit höhern Ansprüchen tritt hingegen Schäffle auf, der auf einer ähnlichen naturwissenschaftlichen Grundauffassung einen systematischen Aufbau der Socialwissenschaft anstrebt. Schon der Titel: „Bau und Leben des socialen Körpers" (Nr. 2) zeigt dies an.

Nun ist, wie sich schließlich herausstellt, Schäffle allerdings durchaus ungewiß, mit was für einer Art von Organismus er es bei dem socialen Körper eigentlich zu thun hat; am Schlusse seines leider nur allzu umfangreichen und oft ermüdenden Werks sagt er nämlich:

> Der soeben entworfene Grundriß einer socialen Organisationslehre ist geeignet, die Gründe für eine Ansicht zu vervollständigen, nach welcher die im socialen Körper und seinem Leben anhebenden Formen und Functionserscheinungen eine neue höhere Ordnung von Thatsachen bezeichnen, obwol ihre Entstehung und Erhaltung aus den Mitteln der organischen und anorganischen Natur bestritten wird. Heben wir die allgemeinen Gesichtspunkte hervor, welche dieser Ansicht Kraft verleihen! In dreifacher Abstufung können wir den obigen allgemeinen Gedanken übersichtlich nachweisen: an den Elementarthatsachen der socialen Organisation selbst; sodann an den complexen Erscheinungen jener socialen Organ- und Functions-Hauptsysteme, denen wir im speciellen Theil (zweiten Band dieses Werks) näher nachzugehen haben; endlich am Gesammtkörper und Gesammtleben der menschlichen Gesellschaft. Auf allen drei Stufen der Betrachtung tritt uns überwältigend die Erkenntniß entgegen, daß die menschliche Gesellschaft keine einfache Fortsetzung der Erscheinungen der organischen Biologie darstelle, sondern die organische Natur in einer neuen, höhern und universellern Ordnung wiederhole. Wir dürfen deshalb den socialen Körper nicht als Thierstaat, die Sociologie nicht als Theil der Zoologie behandeln.

Und weiter:

> Es hilft nichts, der sociale Körper ist nicht ein gemeiner und eigentlicher Organismus der fünften und sechsten Ordnung Haeckel's. Derselbe ist Wiederholung der höchsten organischen Form vorsocialer Individualisirung, des Stocks oder Thierstaats in einer neuen höhern Potenz. Er ist eine höhere Stufenreihe, aber allerdings durchaus Stufenreihe von Gesellungen. In ihm kehren die sechs organischen Stufen der Zusammenstellung von Stoff und Bewegung wieder, aber in viel höherer Steigerung des Umfangs und der Intensität der Gemeinschaft. In der Stufenfolge der Familien, Geschlechter und Stämme, dann der socialen Berufsveranstaltungen einfacherer und zusammengesetzterer Art, ferner in der bezirksweisen, der kreisweisen, der provinziellen, weiter in der nationalen, endlich der internationalen Form- und Lebenseinheit wiederholt die sociale Erscheinungswelt in höherm, physisch zusammengesetzterm und daher innerlich zusammenhangsreicherm Gegenbild die nach der Art Haeckel's oder sonstwie abzustufende organische Individualisirungsweise. Und zwar ohne den schließlich im organischen Reiche erreichten Grad der Gesellung von Personen zu einer Gemeinde irgendwo, selbst nicht in der untersten Ordnung d[illegible] wilden Stammdaseins, verloren gehen zu lassen.

Nun sage noch jemand, daß er die Stellung des so-cialen Körpers in der Reihe der Organismen nicht be-griffen habe! Er hat darin unsere vollste Sympathie; den[illegible] wir befinden uns leider in der gleichen Lage. Verehr[illegible]

von Schäffle, die wir wegen seiner vielen neuen, aber oft unvollständig durchgearbeiteten und deshalb breit ausgesponnenen Gedanken sind, vermögen wir ihm auf diesem organischen Gedankenfluge nicht zu folgen.

Die Beschreibung des socialen Körpers, dem dieser unbestimmte Platz in der Schöpfung angewiesen scheint, ist nun in den Grundzügen folgende: Er baut sich auf aus den Elementen: Natur, Vermögen, Bevölkerung. Seine vitale Einheit oder seine Zelle ist die Familie, welcher die Functionen der Fortpflanzung, der Erwerbung und Vererbung obliegen; die Zusammenhänge dieser „socialen Gewebezellen", welche physischer, geistiger, wirthschaftlicher Art sind, bilden die „socialen Grundgewebe", z. B. der Verwandtschaft, der Besitzschichtung, der Spracheinheit, aus denen dann wieder die „specifischen Gewebe des Gesellschaftskörpers", nämlich die mannichfachen gemeindlichen, staatlichen, gewerblichen Anstalten hervorgehen:

Diese Verbände bilden analog wie die organischen Gewebe (im Thierkörper) die Grundveranstaltungen des socialen Lebens; und als Verwebungen bestimmter Personen- und Gütermassen für bestimmte sociale Zwecke und für sociale Bethätigungen können sie passend sociale Gewebe genannt werden. Im Bau der Familie sind sie in Anfängen eingesetzt oder wenigstens angedeutet. Solcher Grundveranstaltungen erkennen wir fünf. Wir finden erstens das Niederlassungs-, Weg- und Bauwesen; es stellt ein verschlungenes Gewebe von Arbeit und Gütern dar, welches im Dienste der Verknüpfung des socialen Körpers mit dem Boden steht. Ein zweites mit dem Niederlassungswesen zum Theil verwachsendes Hauptgewebe sind die Anstalten zum Schutz des Vermögens, des Leibes, der Gesundheit, der sittlichen Bewahrung, der innern Ordnung und äußern Sicherheit des socialen Körpers; es ist durch alle Bezirke des letztern verbreitet, haftet an jeder Einzelperson als Kleidung, fast an jeder Waare als Hülle. Eine dritte Gewebeart von ungeheuerer Ausbreitung ist dem Stoffwechsel gewidmet, aus zahllosen Productions- und Handelsgeschäften und aus den innern Haushaltsanstalten aller Privaten, Familien, Geschäfte und öffentlichen Institutionen zusammengesetzt. Ein viertes Grundgewebe, ebenfalls mit den andern tausendfach verschlungen und gekreuzt, tritt uns in technischen Veranstaltungen civiler und militärischer Art; ein fünftes in den alle andern Anstalten durchdringenden Veranstaltungen der geistigen Leitung, Berechnung, Planentwerfung, Berathung, Erwägung, des Anordnens, der Buchhaltung, der Controle entgegen. In der Einleitung fanden wir für den organischen Körper Knochengewebe, Epidermal- und Epithelialgewebe, Gefäßgewebe, Muskelgewebe, Nervengewebe; offenbar(!) Analoga der fünf socialen Grundgewebe; das organische Bindegewebe hat, wie wir finden werden, ebenfalls sociale Analoga. In diesen fünf Grundeinrichtungen ist immer Arbeitskraft irgendwelcher Personen mit Theilen der Substanz des Volksvermögens verknüpft; jede social wirkungsfähige Einheit, d. h. gewebliche Grundeinrichtung, ist ein aus Personal und aus Gütern zusammengesetztes Ganzes, das in der Wirthschaft einen Personal- und einen Realbedarf äußert.

Als Psyche des socialen Körpers stellt sich dar das Collectivbewußtsein, über dessen „Schwelle", wenn die Erregung des Körpers stark genug ist, die Ereignisse treten, und welchem ein entsprechender äußerer „psychophysischer Mechanismus" zu Gebote steht in Form von „Presse, Post, Telegraph, Literatur, artistisch-buchhändlerischer Publicität"; die Sinnesthätigkeit des socialen Organismus gibt sich kund in dem Erkenntniß- und Gefühlsproceß, welcher den ideellen und materiellen Werth der Dinge feststellt, und der Willensthätigkeit, die sich in Moral und Recht offenbart; die Erneuerung und Fortentwickelung desselben geschieht durch die Vernichtung und Schöpfung der socialen Organe: der Familienanstalten, Anstalten der Privatverbindungen und der sogenannten Körperschaften oder öffentlichen Anstalten.

Was ist nun diese Beschreibung des „socialen Körpers", der hier und da Bemerkungen „zur Pathologie und Therapie" einzelner Theile angehängt sind? Etwa die Offenbarung eines neuen socialwissenschaftlichen Systems? Wir begreifen wirklich nicht, warum und mit welchem Nutzen die Socialwissenschaft in ein solches Schema hineingezwängt werden soll, statt in ihren eigenthümlichen Stoffen nach einem eigenen System behandelt zu werden. Schäffle's Behandlung wenigstens hat uns weder von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die Gesellschaft als ein socialer Körper naturwissenschaftlich zerlegt werden müsse, noch von dem Nutzen, den dieses Vorgehen haben könne; denn bei ihm führt dieselbe zu einer geschraubten, gezwungenen, zerrissenen Darstellung, zu einer ganz willkürlichen Gruppirung und künstlichen Verdunkelung der einzelnen Themata, dazu noch, durch die stets sich wiederholenden naturwissenschaftlichen Repetitoria, zu einem solchen Umfange des Buchs, daß auch den wohlwollendsten und geduldigsten Leser diese beiden Eigenschaften stellenweise verlassen und ihm die aufmerksame Lektüre des Buchs verbittert, ja geradezu unmöglich gemacht wird. Und dies ist um so mehr zu bedauern, als nicht nur die vielen schätzenswerthen Ausführungen über einzelne Fragen, wie den Kapitalismus, das Eigenthum (bei den socialen Organen behandelt), die Presse u. s. w., darunter leiden, sondern weil auch der Grundgedanke des Buchs: die Entwickelung der Gesellschaft zu höhern socialen Formen zu zeigen, bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt wird.

Wie Schäffle in dem folgenden speciellen Theil seine Aufgabe weiter führen will, ist uns vollständig unfaßbar; wir möchten aber die Hoffnung aussprechen, daß der Verfasser nicht durch eine fernere Mishandlung des socialen Körpers in der begonnenen Art seine wissenschaftlichen Gedanken dem Publikum unzugänglich machen und es doch andern, die weniger Gedanken zu verbergen haben als er, überlassen möge, eine „Socialwissenschaft der Zukunft" zu „organisiren". Indessen, es kann ja sein, daß die Mangelhaftigkeit unsers naturwissenschaftlichen Auffassungsvermögens uns hindert, den Werth der Schäffle'schen Behandlungsweise zu begreifen, und wir empfehlen daher dem Leser, er möge selbst prüfen; belohnt wird in jedem Falle seine Mühe durch die Lektüre einzelner Partien des Buchs, in denen Schäffle eine Fülle von geistreichen Anregungen gibt.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wer aus den Handschriften deutscher Dichter Studien über ihren Charakter und ihre geistige Physiognomie machen will, dem bietet die eben erschienene Sammlung: „Deutsche Dichterhelden. Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Böttcher" (Leipzig, Riehl), die beste Gelegenheit dazu. Der Verfasser erweist sich in dem der Sammlung vorausgeschickten „Geleitswort" als ein Anhänger der günstigen Anschauung über die Literatur und Poesie der Gegenwart, wie sie jetzt in immer weitern Kreisen verbreitet ist, wie sie aber lange Zeit fast nur von dem Herausgeber d. Bl. vertreten und von den sogenannten „kritisch Gebildeten" geächtet war: „So leben auch in der Gegenwart berufene Geister, welche dem Banner wahrer Philosophie folgen, wenn auch daneben ein wilder Troß legitimationsloser Dichterlinge auf der staubigen Heerstraße eines aufgedunsenen Dilettantismus schlendert. Doch hat es in den Tagen Schiller's und Goethe's nicht auch Leute gegeben, welche in Makulaturkreisen rühmlichst bekannt waren?" Die Liste der Autoren, die hier ihre nicht immer sehr kalligraphischen Handschriften zur Schau stellen, weist Namen genug auf, um jene Anschauung zu vertreten; wir erwähnen nur Bauernfeld, Bodenstedt, Brachvogel, Felix Dahn, Ernst Eckstein, Freiligrath, Karl Frenzel, Geibel, Gensichen, Gerok, Grieben, Grosse, Groth, Anastasius Grün, Gutzkow, Hackländer, Hamerling, Eduard von Hartmann, Hans Herrig, Paul Heyse, Karl von Holtei, Kinkel, Kobell, Laube, Lindau, Lindner, Lingg, Lorenz, E. Marlitt, Alfred Meißner, Johannes Minkwitz, M. H. von Mosenthal, G. von Moser, Albert Moeser, Müller von der Werra, von Prittwitz-Gaffron, Redwitz, Rittershaus, Rodenberg, Roquette, Sacher-Masoch, Schack, Scheffel, Scherenberg, Scherr, Hermann Schmid, Storm, Sturm, Traeger, Tschabuschnigg, Wehl, Wichert, Wilbrandt, den Neuen Tanhäuser, den Herausgeber d. Bl. u. a. Sie alle sind durch ältere und neuere Sinnsprüche und Gedichte meist in charakteristischer Weise vertreten. Von den Gedichten selbst erwähnen wir das geschmackvolle Lied „Schneesturm" der Gartenlaubennovellistin E. Marlitt und das Gedicht „Den Elegischen" von Meißner mit dem Schlußvers:

> Todt ist, was einst zu Grabe fuhr;
> Ertrag' es als ein Mann,
> Daß jede Flasche einmal nur
> Getrunken werden kann.

Gustav von Moser verlangt, daß man das Leben weder als ein Trauerspiel noch als eine Posse betrachte:

> Nein, soll dein Leben heiter sein,
> Und willst du drin dein Glück erreichen,
> Dann schlag' den Mittelweg du ein
> Und laß es einem Lustspiel gleichen,
> Das wechselnd zwischen Ernst und Scherz
> Die wahre Lebensweisheit spende,
> Veredelnd dich an Geist und Herz
> Dich sicher führt zum guten Ende.

Viele Autoren haben in Prosa geistreiche Sentenzen beigesteuert, Prittwitz zwei formenschöne Sonette; wir vermissen nur wenige, darunter Karl Beck, Franz Dingelstedt, Freytag, Spielhagen und Auerbach, doch fehlen die letztern drei, wie wir erfahren, trotz der Aufforderung des Herausgebers.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach praktischer Methode" von W. Volkmann Ritter von Volkmar sagt die „Westminster Review" vom April d. J.: „Volkmann hat das für die Psychologie geleistet, was Ueberweg für die Logik geleistet hat; d. h. er hat eine klare und erschöpfende Darstellung des Gegenstandes geschrieben und dazu einen ausführlichen Bericht über die Geschichte jedes Begriffs gegeben. Kein besseres Handbuch ist, soviel wir wissen, vorhanden, und wir hoffen, ein uneigennütziger Engländer werde uns demnächst eine Uebersetzung des Volkmann'schen Werks bieten."

Auch „Metaphysische Untersuchungen" von A. L. Kym werden daselbst mit hoher Anerkennung besprochen. Die destructive Seite des Werks scheint dem Recensenten zwar einseitig und ungenügend, desto befriedigender aber findet er die mehr oder minder selbständigen Erörterungen des Verfassers, besonders die Abhandlung über die Willensfreiheit. „Kaum minder interessant und belehrend", heißt es dann, „ist die über Plato und Spinoza, als Vertreter des großen Gegensatzes der Philosophie zwischen dem Idealismus einerseits und dem Realismus andererseits. Mit viel Geschick weist der Verfasser die in Darwin's Leugnung der Zweckursachen enthaltenen Inconsequenzen nach und zeigt den Weg zu einer richtigen Weltanschauung in Spinoza's Substanz, vertieft und beherrscht durch Plato's Idee. Kym's Werk ist ein höchst werthvoller Beitrag zur höhern Region der Philosophie und lohnt ein aufmerksames Studium."

„Die Traum-Phantasie" von Johannes Volkelt wird ebenfalls als eine interessante Abhandlung bezeichnet, deren Titel das Verdienst habe, die im Buche enthaltene Lehre kurz zusammenzufassen. Ebenso wird „Die Ethische Frage" von Johannes Huber als zeitgemäß willkommen geheißen.

In der Besprechung von „Der junge Goethe, seine Briefe und Dichtungen" heißt es: „Gerade wegen der Wichtigkeit dieser Erscheinung sagen wir sehr wenig darüber. Bemerkungen über Shakspeare und Goethe werden selten mit Geduld gelesen. Es ist das Schicksal der Größe, viel müßigen Commentar erleiden zu müssen; wer aber entnimmt seine Auffassung solcher Männer den Commentaren oder verändert sie danach? Jeder findet seinen eigenen Shakspeare, seinen eigenen Goethe in seinem eigenen abgegriffenen Exemplar ihrer Werke. Goethe einfach loben, heißt die Menschheit beschuldigen und zwar mit Unrecht. Wir können kaum glauben, daß ein noch Lebender Goethe bei uns «herauszustreichen» gehabt hat." Die Anordnung und der Fleiß des Verfassers der Einleitung, Michael Bernays, findet übrigens die verdiente Anerkennung, ebenso wie der Sammlereifer des „berühmten leipziger Verlegers", wie S. Hirzel genannt wird.

Die „Saturday Review" vom 18. März sagt über „Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge" von Ernst Curtius unter anderm: „Alle seine Abhandlungen sind äußerst elegant und abgerundet, zeichnen sich aber mehr durch diese Eigenschaften als durch Originalität oder Tiefe aus. Sie bringen den Eindruck hervor, als ob sie vielmehr der Schau wegen als aus einem dringenden Bedürfniß sich zu äußern geschrieben wären, und die Gewandtheit, mit welcher der Redner, von welchem Punkte er auch ausgehen mag, es versteht, mit der Verherrlichung des Christenthums, Preußens oder beider abzuschließen, hat etwas Sophistisches an sich."

„Beda der Ehrwürdige und seine Zeit" von Karl Werner wird als ein höchst vortrefflicher und belehrender sowie auch sehr lesbarer Bericht über dieses große geistige Licht eines der dunkelsten Zeiträume der europäischen Geschichte gerühmt.

Ueber „Die Urkraft des Weltalls" von Philipp Spiller sagt das Blatt: Man könne bezweifeln, ob er am Ende doch über die Frage nach dem Aether als Universalprincip des Daseins von ihrer naturwissenschaftlichen Seite mehr vorzubringen habe, als in Sir William Thomson's bedeutungsvoller Bemerkung enthalten ist, daß nämlich die Materie wahrscheinlich kein letztes, sondern eine Bewegungsart einer primitiven Flüssigkeit sei. Von der religiösen und ethischen Seite stimme Spiller's System im wesentlichen mit andern Abarten des Pantheismus überein. Das Werk bekunde übrigens ungeheuere Gelehrsamkeit und eine erstaunenswerthe Fertigkeit im Citiren und Hinweisen auf Stellen in andern Schriften.

Ueber „Hypochondrische Plaudereien" von Gerhard von Amyntor heißt es: „Sie handeln größtentheils von socia[illegible]

Schwächen und Verkehrtheiten; es liegt aber keine Bitterkeit in des Verfassers Satire, noch Strenge in seinen Verweisen. Sie sind im ganzen lebhaft und unterhaltend, zeugen von bedeutender Beobachtungsgabe, und das einzige, was man gegen sie einwenden kann, ist, daß sie kaum hinlängliches Gewicht oder genügenden Umfang haben, um in einem so soliden Bande gesammelt zu werden."

In der „Saturday Review" vom 22. April lesen wir über „Zeiten, Völker und Menschen. Bd. 3: Aus und über England" von Karl Hillebrand, Folgendes: „England hat in Karl Hillebrand einen intelligenten und freundlichen Beurtheiler gefunden, dessen Briefe von hier Schärfe der Beobachtung mit Wohlwollen gepaart erblicken lassen. Er ist der Ansicht, daß England und Deutschland die Rollen wechseln, indem jenes Land sich allmählich jene Führerschaft in der Philosophie und dem abstrusen Gedanken aneigne, welche dieses sich so lange erhalten hatte, und schreibt dies dem Verhältnisse zu, in welchem Deutschland an geistigem Vorrange abnimmt, sich aber als eine Macht in der praktischen Politik geltend macht. Diese Ansicht, welche von der Zeit her datirt, wo der Eindruck der deutschen Siege noch frisch war und ehe man noch hinreichende Gelegenheit hatte, den Umfang der finanziellen Verlegenheiten Deutschlands und seine Abhängigkeit von Rußland (!) zu schätzen, dürfte kaum stichhaltig sein. Man darf wol auch annehmen, daß Hillebrand's Beurtheilung englischer Politik etwas anders ausgefallen sein würde, wären seine Briefe vor den Wahlen von 1874 verfaßt worden. Er schreibt der vorgeschrittenen liberalen Partei viel zu viel Einfluß zu, während andererseits seine Würdigung John Stuart Mill's seicht und unbefriedigend ist. Die besten kritischen Essays in seiner Sammlung behandeln die Besprechungen französischer Angelegenheiten von drei sich sehr unähnlichen Engländern, F. Marshall, John Morley und dem Verfasser des «The Member of Paris»."

Bibliographie.

Avenarius, R., Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Princip des kleinsten Kraftmasses. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 M.

Bärthold, A., Noten zu Sören Kierkegaard's Lebensgeschichte. Halle, Fricke. Gr. 8. 2 M.

Becker, J. K., Die Grenzen zwischen Philosophie und exacter Wissenschaft. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M.

Brentano, L., Ueber das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 80 Pf.

Caro, J., Katharina II. von Rußland. Ein Vortrag. Breslau, Köbner. Gr. 8. 80 Pf.

Chodowiecki, M., Zeus. Nach dem Spanischen des T. M. Fioretti herausgegeben. Leipzig, Mentzel. 8. 6 M.

Dohm, Hedwig, Der Seelenretter. Lustspiel. Wien, Wallishausser. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Eicken, H. v., Der Kampf der Westgothen und Römer unter Alarich. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Findeisen, J., Eine Jugendsünde. Schwank. Wien, Wallishausser. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

August Hermann Francke. Ein Lebensbild. Stuttgart, Buchhandlung der evangelischen Gesellschaft. 8. 35 Pf.

Giani, L. C. M., Sapienza italiana in bocca alemanna. — Italienische Sprichwörter in deutschem Gewande. Stuttgart, Neff. 8. 4 M.

Grosse, J., Tiberius. Tragödie. Wien, Wallishausser. Gr. 16. 3 M.

Günther, S., Der Einfluß der Himmelskörper auf Witterungsverhältnisse. Vortrag. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 50 Pf.

Hartung, B., Die Selbstauflösung der negativen und pessimistischen Richtungen der Gegenwart (Strauss, v. Hartmann). Vortrag. Leipzig, Hahn. 8. 50 Pf.

Hellwald, F. v., Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 2te, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1ste Lfg. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Helmers, H., Das Bild des Kaisers. Original-Lustspiel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 60 Pf.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 3ter Bd.: Aus und über England. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Iwanow, D., Die Russen in Turkestan. Nach den „Skizzen" deutsch von A. v. Drygalski. Stuttgart, Auerbach. 8. 5 M.

Jugler, A., Aus Hannovers Vorzeit. Ein Beitrag zur deutschen Cultur-Geschichte. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 10 M.

Kellner, Emilie, geb. Andreae, Goethe und das Urbild seiner Suleika. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Klaußmann, A. O., Elly. Humoreske aus dem Breslauer Studenten-Leben. Leipzig, Fest. Gr. 16. 1 M.

— — Ultramontan. Novelle aus Oberschlesiens Gegenwart. Leipzig, Fest. Gr. 16. 50 Pf.

Klitsche de la Grange, Antonietta, Die Vestalin. Historischer Roman aus dem 1. Jahrhundert. Mit Genehmigung der Verfasserin frei nach dem Italienischen bearbeitet von M. Lützen. Regensburg, Pustet. 8. 1 M. 80 Pf.

Knorr, L., Erörterungen und Abhandlungen auf philosophischem Gebiete, nebst einem Vortrage: Philosophie für Frauen. Halle, Pfeffer. 8. 1 M.

Kolkmann, J., Die gesellschaftliche Stellung der Juden. Löbau, Skrzeczek. Gr. 8. 60 Pf.

Kremer, A. Ritter v., Culturgeschichtliche Beziehungen zwischen Europa und dem Oriente. Wien, Faesy u. Frick. 8. 60 Pf.

Die Lieder der älteren Edda (Saemundar-Edda) herausgegeben von K. Hildebrand. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Miaskowski, A. v., Isaak Iselin. Ein Beitrag zur Geschichte der volkswirthschaftlichen, socialen und politischen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrhundert. Basel, Georg. 1875. Gr. 8. 2 M.

Noé, H., Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild. 2ter Bd.: Tirol und das salzburgische Hochgebirge. 1ste Lfg. Glogau, Flemming. 8. 75 Pf.

Oesfeld, M. v., Geschichte der Okkupation der freien deutschen Reichsstadt Nürnberg und deren Vorstädte durch Preußen im Jahre 1796. Ein staatsrechtlicher Beitrag zur preußisch-deutschen Vaterlandskunde, sowie insbesondere zur Geschichte der Stadt Nürnberg und der Hardenberg-preußischen Politik in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth. Aus neuerlich aufgefundenen dokumentarischen Quellen aktenmäßig dargestellt. Berlin, Hempel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Pfaff, F., Die Theorie Darwin's und die Thatsachen der Geologie. Ein Vortrag. Frankfurt a/M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 60 Pf.

Dr. Kasimir Pfyffer. Biographische Skizze. Zur Erinnerung für seine Freunde. Luzern, Prell. 1875. Gr. 8. 40 Pf.

Die Philosophie des Christenthums. Ein Beitrag für die allgemeine Union. Von einem Laien. Magdeburg, Faber. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Pilar, G., Ein Beitrag zur Frage über die Ursache der Eiszeiten. Vortrag. Agram, Suppan. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Portig, G., Religiöse Reden über die Grundwahrheiten des Christenthums. Zur Lehre und Erbauung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Ranke, L. v., Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Raumer, C. v., Die Zukunft der katholischen Kirche vom politischen Standpunkte beleuchtet. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 30 Pf.

Rodenberg, J., Ferien in England. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Sachs, H., Das heiß' Eisen, ein Nürnberger Fastnachtsspiel. Schwank. Für die neuere Bühne eingerichtet von R. Genée. Wien, Wallishausser. Gr. 16. 1 M.

Scharling, H., Meine Frau und ich. Erzählung. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Duncker. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 M.

Schmeling, K., Die Millionäre von Brasilien oder deutsche Sclaven unter den Tropen. Ein Verbrechen der Neuzeit in romantischer Darstellung geschildert. 1stes bis 12tes Hft. Leipzig, Diez u. Gehrmann. Gr. 8. à 40 Pf.

Schwebel, O., Der Tod in deutscher Sage und Dichtung. Berlin, Weile. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Spieske, H. A., Aus Oldenburgs glücklichen und unglücklichen Zeiten. Erinnerungen vom Jahre 1792 bis auf den heutigen Tag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 75 Pf.

Steinmeyer, F. L., Der Zweifel und die Glaubensgewißheit. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 50 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 54: Aus dem Stegreif. Festspiel von J. Weilen. Zur Säcularfeier des k. k. Hof-Burgtheaters am 17. Februar 1876. Wien, Rosner. 8. 1 M. 20 Pf.

Trois-Etoiles (Grenville-Murray), Der Abgeordnete für Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 12 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 731: Perpetua. Ein Trauerspiel von P. Schuster. — Nr. 732—735: Gabriel Solmar oder ein kleines deutsches Fürstenthum. Roman von H. Lorm. — Nr. 736: Die Frau für die Welt. Schauspiel von E. Wichert. — Nr. 740: Pariser Leben. Heitere und düstere Bilder aus der Weltstadt von E. Eckstein. 1stes Bdchn. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 2te Serie. 1875. 4ter bis 7ter Bd. 4ter Bd.: Tausend Gedanken des Collaborators. Von B. Auerbach. — 5ter Bd.: Rückblicke auf mein Leben. Von K. Gutzkow. — 6ter Bd.: Die alte Welt in ihrem Bildungsgange als Grundlage der Kultur der Gegenwart von G. Hoyns. — 7ter Bd.: Renaissance und Rococo. Studien von K. Frenzel. Berlin, Hofmann. Gr. 8. à Bd. 6 M.

Villamaria, Freudvoll und leidvoll. Novelletten. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Wachs, O., Erinnerungen eines Civilarztes an die französischen Kriegsgefangenen der Jahre 1870 und 1871. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Wieser, J. E. v., Kaiser Julianus. Trauerspiel. Brünn, Winiker. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Wiß, E., Die Arbeiter und die Strafbarkeit des Contractbruchs. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 M.

Wolf, G., Geschichte der Juden in Wien (1156—1876). Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M.

Wood, Mrs. Henry, Parkwater. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Zahn, G., Ueber die Kantische Untersuchung von Sinn, Verstand und Vernunft. Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. 1875. 8. 1 M.

Zobel, S., Schlesischer Erntekranz. Sammlung heimathlicher Lebens- und Stimmungsbilder aus dem literarischen Nachlaß. Herausgegeben von R. Zobel. Breslau, Zobel. 8. 3 M.

Zur pädagogischen Kritik mit besonderer Rücksicht auf Bayern. München, Oldenbourg. 8. 80 Pf.

Zwerger, J., Die schönste Tugend und das häßlichste Laster. Graz, Vereinsbuchdruckerei. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

1876, Sept. 18.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 18. Mai 1876.

Schriften zur Cultur- und Literaturgeschichte.

1. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten von J. J. Honegger. Berlin, Oppenheim. 1875. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Man muß es den deutschen Historikern nachrühmen, daß sie, namentlich in der letzten Zeit, eifrig bemüht gewesen sind, sich aus der Aeußerlichkeit der bloßen Haupt- und Staatsactionen zu einer wahrhaft philosophischen Behandlung der weltgeschichtlichen Entwickelung zu erheben. Wenn auch noch gegenwärtig Krieg und Politik als gebietende Großmächte das öffentliche Leben ungleich lebhafter beschäftigen, als es die stillen Bewegungen in dem geistigen Leben der Völker vermögen, und unsere Generale und Diplomaten oft eine bei weitem wichtigere Rolle zu spielen scheinen als unsere Gelehrten und Künstler, so verlangt es doch der Geist der Wissenschaft, ebenso wenig bei der trockenen Chronik wie bei der Erzählung von Hofgeschichten und Schlachten stehen zu bleiben, sondern die verschiedensten Strömungen des Culturlebens, je nach ihrer maßgebenden Bedeutung für das Wohl und Wehe der Völker, in umfassender Weise zu verfolgen und sie für die Darstellung in ein einziges Bett zu leiten. Es vollzieht sich auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft ein ähnlicher Proceß wie auf demjenigen der Naturwissenschaft. Wie auf die luftigen Gebilde der Naturphilosophie Hegel's und Schelling's eine Periode des bloßen Sammelns von Thatsachen folgte, bis diese dann, zunächst von einer jüngern Generation geistvoller Naturforscher, die sich auf Darwin's große Errungenschaft der Entwickelungslehre stützten, abgelöst und wiederum in eine Periode philosophisch durchgeistigter Naturbeobachtung verwandelt wurde, so veranlaßte in ähnlicher Weise eine Reihe mislungener Geschichtsconstructionen eine Zeit lang alle soliden Bestrebungen, sich mit der Feststellung des Thatsächlichen zu begnügen und jeder Verlockung zu philosophischer Verallgemeinerung zu widerstehen. In neuester Zeit versucht man es jedoch, auch hier die goldene Mittelstraße einzuschlagen, das geschichtliche Material für die Betrachtung unter höhere Gesichtspunkte zu bringen, ohne dabei die Ereignisse der empirischen Forschung geringzuschätzen. Nach dieser Richtung hat Buckle durch seine „Geschichte der Civilisation in England" eine wohlthuende Bewegung in Deutschland hervorgerufen, und seine meisterhaften Darstellungen einzelner Perioden aus der Geschichte Frankreichs, Englands und Schottlands werden mit Recht zu den reifsten Früchten gezählt, welche von der modernen Geschichtsphilosophie überhaupt gezeitigt worden sind.

In Deutschland bringen namentlich drei Schriftsteller, welche durch die populäre Haltung ihrer Bücher den Boden der Schule verlassen, der Behandlung der Culturgeschichte eine liebevolle Hingabe entgegen. Es sind dies die schweizer Radicalen Johannes Scherr, J. J. Honegger und Henne-Am Rhyn. Scherr hat sich durch seine „Geschichte der Religion", seine zahlreichen literarhistorischen Schriften, welche sich nicht nur mit einzelnen Völkern wie England und Deutschland beschäftigen, sondern überhaupt die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Nationen schildern, vor allem aber durch seine „Geschichte der deutschen Frauenwelt" und seine „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte" um den Ausbau einer früher vernachlässigten Wissenschaft wesentliche Verdienste erworben. Ihm schließen sich Honegger, der den Versuch, die Culturgeschichte unsers Jahrhunderts zu schreiben, nunmehr in fünf Bänden glücklich beendigt hat, und Henne-Am Rhyn, von dem dasselbe für die Zeit seit der Reformation geleistet worden ist, in würdiger Weise an.

Für einen so feinen Kenner des französischen Geistes wie Honegger mußte es von verlockendem Reize sein, nach der Bewältigung jener großen culturgeschichtlichen Aufgabe ein mit der Gegenwart im innigsten Zusammenhange stehendes Thema zu behandeln und das allmähliche Aufsteigen der französischen Macht, welche in der Zeit der englisch-burgundischen Kriege nahe daran gewesen war, als

selbständiges Staatswesen von der Weltbühne zu verschwinden, bis zu ihrem tonangebenden Einfluß auf die übrigen europäischen Culturvölker zu schildern. Doch beschneidet sich Honegger seine Aufgabe dadurch in doppelter Weise, daß er einerseits die Beziehungen Frankreichs zu den Nachbarstaaten bis zum 17. Jahrhundert unberücksichtigt läßt und andererseits die französische Geschichte seit der Revolution mit einer kurzgefaßten Skizze abfertigt, da über diese Periode sein obenerwähntes Hauptwerk in ausführlicher Weise Auskunft ertheilt. Doch wenn auch Honegger's Buch keine abschließende Leistung ist, so bietet es trotzdem eine in vieler Beziehung dankenswerthe Arbeit, die namentlich für das 18. Jahrhundert und seine vielseitigen Bewegungen die Kenntniß und Benutzung der literarischen Vorgänger sowie ein selbständiges, an dem Studium der Quellen geschultes Urtheil verräth. Honegger ist ein Verächter jener vornehmen Art der geschichtlichen Darstellung, welche, ohne die eigene Persönlichkeit hervortreten zu lassen, nur die thatsächliche Wahrheit zu ergründen bemüht ist; er liebt es vielmehr, den Weltgeist, wo es ihm gut scheint, mit einer oft aufdringlichen Moral zur Ordnung zu rufen, und diese energische Subjectivität prägt sich auch in Honegger's Stil aus, der zwar eine große Frische und markige Kraft besitzt, zugleich aber auch jede Kunst der rhythmischen Gliederung im Periodenbau verschmäht und namentlich durch den zu häufigen Gebrauch von elliptischen Kürzungen und Participialwendungen etwas Schroffes und Eckiges erhält. Wir glauben, daß jeder mustergültige Stil ein gewisses musikalisches Element enthalten müsse, welches auf den Leser eine einschmeichelnde Wirkung ausübt, das wir aber bei unserm Culturhistoriker meistens vermissen.

Bei der Betrachtung der französischen Cultur treten drei Gipfelpunkte, welche auch von Honegger als solche gekennzeichnet werden, in bemerkenswerther Weise hervor:

> Zu Ludwig's XIV. Glanzzeit wirkten der Geschmack in Schrift und Kunst, der gesellschaftliche Glanz, die Politik und die Waffen zusammen; im Verlaufe des 18. Jahrhunderts traten die ungebundene skeptisch-philosophische Meinung und die socialen Verbesserungstheorien siegend ein; unter der Revolution und Napoleon waren es die welterobernden Waffen, trügerisch verbrämt mit dem sprungweis erblassenden Schimmer der revolutionären Freiheit.

Jener wunderbare Proceß, welcher Frankreich aus der Ohnmacht provinzieller Zerrissenheit zur Kraft centralistischer Staatsgewalt erhob, diesem Lande durch eine Reihe glücklicher Gebietserweiterungen ein außerordentliches continentales Uebergewicht verschaffen und von ihm aus einen Strom neuer Ideen in sämmtliche Nachbarstaaten hinüberfluten ließ, wird als Einleitung zur Glanzperiode unter Ludwig XIV. von Honegger mit scharfen Grundstrichen dargestellt. Während mit unaufhaltsamen Schritten die Weltstellung der Habsburger ihrem Ende entgegeneilte, brachte die kühne Politik eines Richelieu und Mazarin Deutschland in ein unwürdiges Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich. Die grenzenlose Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse während des Dreißigjährigen Kriegs wird von Honegger in folgender Weise geschildert:

> Seit dem letzten Drittel jenes Kriegs durften sich Franzosen und Schweden als die Schiedsrichter der Geschicke Deutschlands betrachten. Klage und Rüge namentlich der Dichter jener Zeit über die Gesunkenheit des vaterländischen Sinns und das geduldete, ja gepflegte Uebergreifen fremdländischen Wesens verhallten im Leeren. Im Verlaufe der Regierung des schwachen Leopold ward das Verhältniß noch schlimmer, und das Gefühl für die erduldeten frevelhaften Uebergriffe stumpfte sich vollständig ab. Die sogenannten Relationen jener Zeit, die eine schlechte Periode in der Geschichte des deutschen Journalismus ausmachen, beweisen, wie wenige in Deutschland die Schmach und das Unrecht lebhaft empfanden, die in der Wegnahme des Elsasses mit Straßburg und in der unmenschlichen Verheerung der Pfalz lagen. Es war in der That so weit gekommen, daß deutsches Wesen und Leben im innersten Kern gefährdet und von fremden Schmarotzerpflanzen überwuchert waren. Als zu der französischen feinen Sitte und Geschmacksherrschaft, zu seiner als classisch gepriesenen Literatur und der geschulten Conversationssprache, zu seiner bestechenden Mode und dem Prunke noch die Herrschaft der Waffen und der Diplomatie seit Richelieu hinzutraten, und als alle diese Factoren auf ein erschöpftes und verwildertes Deutschland trafen, da war es um das deutsche Wesen geschehen. Die lange Anwesenheit französischer Krieger und Staatsmänner auf deutschem Boden, der Einfluß der eingewanderten Hugenotten, die Flut der französischen Bücher guter und schlechter Art, welche damals schon die deutschen Lande überschwemmten und in allen mit Weltbildung prunkenden Kreisen die einzige fashionable Lektüre ausmachten, endlich das Reisen nach Paris, das für den Mann von Welt geradezu eine Nothwendigkeit ward und erst den gesellschaftlichen Schliff gab: alles das brachte uns in Massen und ohne Maß französische Sitten und Manieren in Wort und That, französische Thorheiten und Laster.
>
> Am ärgsten war die Rückwirkung auf Sprache und Literatur. Im traurigen 17. Jahrhundert starb die alte volksthümliche Dichtung völlig aus, und an ihre Stelle trat eine ausschließlich von Gelehrten angebaute Literatur in einer dem Volke unverständlichen Form und Sprache, ohne allen nationalen Charakter, die Nachäffung der französischen Pseudoclassik und überhaupt der fremdländischen Vorbilder auf diesen Stil. Die herrliche deutsche Sprache wurde grundsätzlich vernachlässigt und systematisch verderbt, ein Gemengsel wie das Völkergemisch im Kriege; das directe Seitenstück zum Schicksal der Nation. Wie eben französische Politik am westfälischen Friedensschluß die überherrschende Macht war, so ward ihre Sprache die allgemeine Hof-, Ceremonial- und Conversationssprache, vornehmlich an den verbündeten protestantischen Höfen, während infolge der spanisch-habsburgischen Einwirkung an den katholischen, insbesondere am kaiserlichen, noch das Italienische und Spanische überwogen, bis auch sie im 18. Jahrhundert von Franzosen verdrängt wurden. Alles, nur nicht deutsch! Da jeder, welcher der feinen und gebildeten Welt angehörte, französisch sprach, wurde auch das Deutsch, das man wenigstens nicht entbehren konnte, wenn man zum Volke sprach, so sehr mit französischen und lateinischen, beiläufig auch mit italienischen und spanischen Brocken durchspickt, daß man es nur noch euphemistisch deutsch heißen durfte. Die Opposition selber schrieb kein Deutsch, das zur Besserung anreizen konnte.

Uebrigens unterscheidet Honegger wesentlich zwischen dem französischen Einfluß vor und nach dem Tode Heinrich's IV. Er findet, daß vor dem Ableben dieses Fürsten die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland zum großen Theil günstig und glücklich für das letztere waren, und sucht mit Recht in der aufgelösten Organisation des deutschen Reichskörpers den Grund, weshalb die französischen Einflüsse auf unser Vaterland später wesentlich verderblich wirkten. Frankreichs Ueberlegenheit beschränkte sich keineswegs nur auf das politische Feld, sondern zeigte sich eben deutlich auf dem Gebiete der Literatur, wo die unruhig Skepsis eines Montaigne und Charron zur tonangebende Philosophie des Descartes hinüberleitete, während c Thomasius in seiner berühmten leipziger Vorlesung, vo

Sommer 1687, der ersten deutschen, die Ueberlegenheit der Franzosen vor seinen Landsleuten in Gelehrsamkeit, Geschmack und Lebensgewandtheit offen eingestehen mußte.

Ausführlicher wird die Darstellung bei der Schilderung des Höhepunktes der französischen Machtentwickelung unter Ludwig XIV., in dem sich eine doppelte Verkörperung des Romanismus, als staatlicher Absolutismus und als jesuitisch restaurirter Katholicismus, ausspricht. Vielleicht hätte Honegger in der Erzählung der französischen Geschichte etwas kürzer und dafür in der Schilderung des französischen Einflusses auf das öffentliche Leben, die Literatur und Kunst der übrigen Staaten Europas, dem Titel seines Buchs entsprechend, noch ausführlicher sein können. Doch auch so werden die Hauptmomente in übersichtlicher Weise hervorgehoben. Neben dem Deutschen Reiche, dessen Fürsten sich zu Lohndienern der französischen Monarchie erniedrigten, und Spanien, das in unsaglicher Ohnmacht aus tausend Wunden blutete, bleibt namentlich auch das Verhältniß Frankreichs zu England in hohem Grade bemerkenswerth. Von den beiden letzten Stuarts war Karl II. durch seine Laster, Jakob II. durch seinen blödsinnigen Fanatismus an Frankreich gefesselt, sodaß der strenge Geist des puritanischen England dem französischen Pomp zeitweilig weichen mußte, bis der sittliche Ernst des Oraniers das fremde Element auszustoßen und eine heilsame Gegenwirkung hervorzubringen begann. Das Einströmen französischer Sitte und Sprache, der französischen Dichtung und Kunst wird in lichtvoller Weise erzählt und mit zahlreichen Angaben belegt. Wie wenig Honegger trotz seines republikanischen Sinns von Parteileidenschaft irregeführt wird, zeigt folgende Würdigung der vielen Glanzseiten, welche die Regierung Ludwig's XIV. auszeichnen:

Sein Land zum beherrschenden des Erdtheils zu machen, war schon des jungen Fürsten hochstrebender Plan, dessen Erreichung möglich, nach den trefflichen Vorarbeiten seiner Vorgänger im Innern und nach außen, welche erlaubten, alle Kraftanstrengungen der Nation unter eine Willensrichtung zu bringen. Eigener Geistesbefähigung des Herrn und einer Reihe bedeutender Kriegs- und Staatsmänner kam eine Combination von Zeitumständen zu Hülfe. Nirgends war die königliche Gewalt unter vollständiger Einstimmung der Nationalmeinung so concentrirt, das Gesammtgebiet des Reichs so abgerundet, auf lange hin die Möglichkeit innerer Parteikämpfe und die hemmende Einwirkung fremder Mächte so scharf abgeschnitten; dabei die Hülfsquellen des Staats unermeßlich und unter Colbert's geschickter Hand in die ausgiebigste Strömung gesetzt. Man vergleiche mit den (wenn auch einseitigen) Schöpfungen des genialen Ministers die volkswirthschaftliche Impotenz in den meisten andern Staaten! Das Gewicht einer Reihe sehr bedeutender Männer für Civilverwaltung und Kriegführung, welche das Glück jener Generation in Ludwig's frühern Zeiten entgegenbrachte, wird gestützt durch das nicht viel geringere jener reizend liebenswürdigen und geistreichen Französinnen, deren feine Finger, zur politischen Intrigue geschaffen, sehr stark Diplomatie woben und ein schwer zerreißbares Netz über Europa ausspannten. Haupt- und Hülfsmittel der hohen Politik, immer ausreichend, war für den König und seine Diener die souveräne Unbedenklichkeit in Verletzung der Verträge und beschworenen Rechte, sobald die unumwundene Ueberschreitung derselben ihren Zwecken dienlich erschien. Es ist die Politik auf Grund der ausbündigen Jesuitenmoral; man lese ihre ganz feine Zeichnung in dem von E. Sue entworfenen Porträt von dem Minister des Aeußern de Lionne! Uebrigens ruhte die mit Gehorsam und Stolz aufgenommene autokratische Kronmacht auf folgenden nationalen Grundlagen: den großen Ideen von der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer an Ruhm und Macht reichen Weltstellung; daher die Dienstwilligkeit und das unbekümmerte Preisgeben der Freiheit!

Der werthvollste Theil des Honegger'schen Buchs ist die umfassende Darstellung, welche dasselbe von der geistigen Entwickelung während des 18. Jahrhunderts gibt. Der Autor bietet über diese Periode ein umfangreiches Culturgemälde, welches kein irgendwie bedeutungsvolles Gebiet des öffentlichen Lebens in Frankreich und den durch letzteres beeinflußten Staaten unberücksichtigt läßt. Honegger beginnt mit dem Verfall Frankreichs in der letzten Periode Ludwig's XIV. Durch zwei Ereignisse wurde die Machtstellung Frankreichs wesentlich herabgedrückt. Während die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht nur ein moralisches Verbrechen, sondern auch ein grober politischer Fehler war, indem hierdurch ein beträchtlicher Theil der tüchtigsten Bürger zur Auswanderung veranlaßt wurde, erzeugte der Spanische Erbfolgekrieg, trotz seines schließlich für Frankreich günstigen Ausgangs, eine Verwirrung der Finanzen, die bis zur Revolution hin nie mehr gelöst wurde. Auf eine kurze Zeit gelang es der maßvollen Politik des Cardinals Fleury, Frankreich die Segnungen des Friedens zuzuwenden, bis dann später nicht mehr Staatsmänner, sondern die aufeinanderfolgenden Maitressen die Epochen der französischen Geschichte bestimmten. Spanien war unter den Bourbons das getreue Abbild Frankreichs, und auch die reformatorischen Bestrebungen Karl's III. und seiner Minister waren nur eine Frucht der französischen Aufklärungsphilosophie. In Deutschland trugen einzelne Fürsten eine geradezu landesverrätherische Haltung zur Schau. Baiern lag ohnmächtig gefesselt in den Banden der französischen Politik, Würtembergs Hof stand ganz auf dem Fuße des ärgsten französischen Lasterlebens, wozu der sächsisch-polnische Hof ein trauriges Seitenstück bildete, während die Kurfürsten von Köln und Mainz gleichfalls von der lockersten französischen Hofsitte beherrscht wurden. In Oesterreich drang das französische Element langsamer ein, da es hier zunächst einen Kampf mit der spanischen Mode zu bestehen hatte; doch war bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts die Gesellschaftssprache der Hauptstadt durchaus französisch, und Fürst Kaunitz hielt es für eine Ehrensache, den pariser Ton möglichst genau zu treffen. In Berlin hatte Friedrich Wilhelm I. gegen die durch den ersten Preußenkönig bewirkte Einführung des französischen Wesens mit puritanischer Strenge reagirt, während Friedrich der Große dasselbe als Bildungsmittel für seine Nation verwenden wollte. Von dem Regiment Friedrich Wilhelm's II. sagt Honegger, daß dasselbe in seinem Ausgange manches an Ludwig XV. Erinnernde gehabt habe, und daß die Skandalgeschichte aus dem Hofleben und dem Treiben des preußischen Adels in jenen Tagen einen nicht geringern Stoff als aus denselben Schichten in Frankreich heraussaugen könnte. Dagegen hatte sich England von der in einer frühern Periode überwältigenden französischen Beeinflussung nicht nur befreit, sondern durch die aufkommende Herrschaft der Industrie und des Großhandels Frankreich sogar aus seiner tonangebenden Stellung in Europa verdrängt. In längerer, wenn auch fruchtloser Beziehung standen zu den Franzosen

die Polen, die bei dem Gewaltstreich der Theilung vergeblich auf die Unterstützung durch ihre Sittengenossen im Westen hofften. In der vornehmen Gesellschaft Rußlands bürgerte sich gleichfalls während des 18. Jahrhunderts überall französisches Wesen ein und hat sich daselbst bis auf die Gegenwart in lebhafter Einwirkung erhalten. Nicht minder herrschte der französische Einfluß in Schweden und Dänemark; dort war Gustav schon als Prinz ein gelehriger Schüler der pariser Meister, hier setzte der gepriesene Friedrich V. seinen größten Stolz darein, im kleinen Ludwig XIV. zu spielen.

Mit warmen Worten gedenkt Honegger des alten Frankreich in seinem schönen Auftreten im nordamerikanischen Freiheitskriege zu Gunsten der Amerikaner. Es war die letzte Erhebung aus dem Zustande der Erniedrigung, in welche der Siebenjährige Krieg das Land versetzt hatte. Die Jahre der Regentschaft beschleunigten die Geschichte der Nation nach der Richtung des Verfalls. Das zeigte sich deutlich an der allgemeinen Sittenlosigkeit und der herrschenden Modethorheit. Der Verfasser geiselt mit scharfer Feder die Auflösung aller moralischen Bande, von welcher das Familienleben auf das härteste betroffen wurde, nicht minder wie die Ausschreitungen des Luxus und der Trachten. Es bleibt zu beachten, daß der Uebergang von Ludwig XIV. zum XV. die volle Wendung zweier Zeitalter in der Mode bezeichnet:

Unter Ludwig XIV. herrschte das Imponirende und Majestätische, groß und unbequem, unbehaglich und fast unheimlich, die kalte Prunksucht und steife Etikette. Große Massenwirkung und einfach überschauliche Verhältnisse in der Architektur. Die Tracht steif, waren ja selbst die langen Rock- und Westenschöße gar mit Drahtsieb gesteift, die Halskragen und Manschetten gestärkt; große Ueberschläge und Kragen, die gewaltige Allongenperrüke, die Haltung nothwendig gezwungen, eingeklemmt. Unter Ludwig XV. die petites maisons, in welchen eben die tändelnde Conversation und der üppige Leichtsinn sich so gut befanden. In Bau- und Bildkunst der Barockstil mit seinen runden und schwellenden Linien; Amoretten und Grazien in unendlicher Wiederholung. In der Malerei feine Gestalten, kokett, hingehaucht, ein erotisches Spiel, Liebeln und Flüstern, ein Hintergrund schattiger Gänge mit stillen Verstecken, üppigen Statuen und frischen Rasenteppichen. In den Gärten umarmte der bockfüßige Pan schlanke weiße Nymphen am künstlichen Wasserfall. Puder und Parfums, schwere Seidengardinen und große goldgerahmte Spiegel, der weiche gepolsterte Lehnsessel und, mit dem orientalischen Thee und Kaffee, das orientalische Sofa, verschnörkelte Möbel und üppige Malereien, kurz, die Herrschaft des Boudoir mit seiner Wollust. Bizarre Formen und leichte Moden. Die Tracht unter der Regentschaft: der leichte Galanteriedegen, der goldgestickte langschößige Rock, schneeweißes Puderhaar. Die Damen in reichen weißen Spitzen, im langen engen Schnürleibe, mit weitbauschigem Reifrock voller Blumen und Wappen, tiefentblößtem Busen — die leibhaftigen Bilder der zierlich süßlichen Sittenlosigkeit — alles freier, leichter, bequemer, auch in der Art zu wohnen. Kleine Gemächer, Salons und Boudoirs statt der alten Prachtsäle. Statt des Hohen und Geradlinigen vom Mittelalter her das Schwellende und Geschweifte, in ausgeschwungenen Linien und geschnörkelt. Auf den Marmorkaminen und Möbeln eine Masse niedlicher, aber geschmackloser Ziergegenstände (nippes), Porzellanvasen und reich verzierte Stutzuhren. Alle Stücke der Kleidung wurden zusammengezogen. Die ungeheuern Perrüken verloren an Umfang und nahmen mit den Moden vereinbarte Formen an, während die vorher ganz zusammengeschrumpften Hütchen wieder sich entwickelten. Die Frauen begannen die Haare kurz und in anmuthigen gepuderten Löckchen zu tragen. In der zweiten Hälfte Ludwig's XV. kamen dann die Haargerüste wieder auf, noch ungeheuerer als unter der Maintenon.

Ergötzlich ist die Schilderung, welche Honegger von der Tracht in der neugebildeten Rococozeit gibt. Aus folgenden Requisiten bestand das Costüm eines feinen Herrn in jener Zeit:

Als Hauptstück die sorgfältige dichtgepuderte Frisur, auslaufend in einen Haarbeutel, von dem ein breites, schwarzes Band ausgeht (postillon d'amour), bis es sich in dem breiten kunstvoll gekräuselten Jabot verliert; dieses nebst Manschetten aus brüsseler Spitzen ein unerlaßliches Zubehör des Männerputzes; ein kleiner schwarzseidener Chapeaubas, zu allem eher tauglich als den Kopf zu decken, da die Frisur unberührt bleiben mußte, also unter dem Arme getragen, Seiden- und Sammtröcke in schillernden Farben und an allen Nähten und Säumen, ja um die zahllosen Knopflöcher mit Gold gestickt; der feine Degen an der Seite; die unerlaßlichen Zierathen, wozu der große Solitär am kleinen Finger, die lang herabbaumelnde Uhrkette und die den ganzen Oberfuß bedeckenden Steinschnallen als Hauptstücke gehörten.

Nicht minder originell war der Paradeanzug der Damen:

Hauptstück ein ungeheuerer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm, mindestens eine Elle hoch; dafür am andern Körperende weiße, etwas über zolldicke Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen; ein aus dicht aneinandergefügten Fischbeinstäbchen gefertigter Harnisch, an dem eine Flintenkugel abgeprallt wäre, Arme und Schulter gewaltsam zurück-, die Brust heraustreibend, über den Hüften die Taille zur Wespenform einschnürend; der Reifrock, über ihm der mit Falbeln und allerlei Kinkerlitzchen fast bis ans Kinn hinauf garnirte seidene Rock und über diesem das lange Schleppkleid gleichen Stoffs; Aermel bis an den Ellbogen, mit Blonden und Bändern bis an die Schultern hinauf reich garnirt: Hals und Brust in liberalster Weise freigelassen; als nothwendige Vervollständigung ein großer Strauß von künstlichen Blumen und ein Perlmutterdöschen mit den obligaten Schönpflästerchen (mouches) in allerlei entsprechenden Formen.

Diese französische Mode wurde für den ganzen Continent von tonangebender Bedeutung, und weder den Kleiderordnungen noch mancher witzigen Verspottung gelang es, in Deutschland dieser „Allamoderei" Einhalt zu thun. Durch die Ausschreitungen des Luxus wurde selbstverständlich der Gang der Finanzen bedingt. Die allseitige Verschwendung erzeugte eine plötzliche Entwerthung des Geldes, und eine Schwindelperiode brach an, welche sich mit solchen Erscheinungen wie dem Law'schen Börsenraubspiel nicht nur auf Frankreich beschränkte, sondern auch Engländer und Holländer ansteckte. In dieser Periode fand auch auf dem religiösen Gebiete der Uebergang vom Skepticismus und Deismus zum Materialismus und Atheismus statt. Diese freie Bewegung stürzte allerdings manches schädliche Vorurtheil und hatte als ihr interessantestes Resultat die Aufhebung des Ordens der Jesuiten zur Folge, aber es wird mit Recht von Honegger betont, wie mit den kühnsten Regungen der menschlichen Vernunft die albernsten Ausschreitungen der Beschränktheit und Dummheit zusammentrafen:

Die Zeiten, wo das Studium der Wissenschaften, Vernunft und Philosophie in Frankreich blühten, sind voll von Wundererzählungen, die man auf ganz authentische Weise beglaubigte. Ja mitten unter dem nackten Unglauben auf der einen, herrscht der dickste Aberglaube auf der andern Seite, meist nebeneinander in den gleichen Köpfen gelagert. Im Frank-

reich der Philosophen war das Gros der Nation abergläubischer als ein anderes Volk Europas, und der Fanatismus dieses Aberglaubens brach so wüthend aus in den Processen von Calas, Syrven, de la Barre, in dem was mit Bezug auf d'Argens zu Toulon geschah, endlich in dem öffentlichen Geschrei gegen Necker und in hundert Beispielen, daß ein französischer Autor selbst behauptet, sein Volk werde das letzte Europas sein, wo dieser Zug sich behaupte, und beifügt: Ich danke dem Schicksal dafür, daß Deutschland von Tag zu Tag toleranter wird! Aber nicht blos das Volk, die höchsten und frivolsten Stände, die doch so frei und fein gebildet sein wollten, der sittlich verdorbenste Hof des Regenten und Ludwig's XV. wurden von denselben Thorheiten gepackt. Damen von etwas romantischer Einbildungskraft versuchten den Teufel zu schauen. Eine vornehme Dame, die sich von einem Adelichen wiederholt Seine höllische Majestät hatte vorführen lassen, wurde dafür ins Kloster und der Teufelsbeschwörer ins Gefängniß gesteckt; dieser aber fand an einer Herzogin die eifrigste Verfechterin. Die beiden Marquises de l'Hospital et de la Force sollten in ein Spital gesperrt werden, weil der Polizeicommissar des Quartiers sie ganz nackt in einem öden Hause gefunden, wo eine Zauberin sie sitzen ließ, nachdem sie ihnen das Vergnügen eines Höllenschauspiels versprochen und die unter dieser Firma ausgezogenen Kleider und Kleinodien gestohlen hatte. Ja schon der offenkundig freigeistige und nichts glaubende Regent versuchte den Teufel zu sehen und rühmte sich dessen, wollte die Zukunft errathen, und dergleichen mehr.

Für die wissenschaftlichen Bestrebungen Frankreichs in diesem Jahrhundert ist es charakteristisch, daß die naturwissenschaftlich-mathematischen Disciplinen ein außerordentliches Uebergewicht erlangen, während die classischen Studien immer mehr an Bedeutung verlieren. Der demokratische Zug der Zeit bevorzugte in jeder Beziehung die realen Materien und wandte sich von den Speculationen der Metaphysik ab. Bei der Schilderung der internationalen Literaturströmungen führt Honegger das schöne Wort Macaulay's an, nach dem die französische Literatur für die englische das gewesen sei, was Aaron für Moses war, indem die großen den Engländern angehörenden Entdeckungen in Physik, Metaphysik und Naturwissenschaft nicht direct, sondern erst durch Frankreichs Vermittelung der übrigen Menschheit mitgetheilt wurden. Es fehlt hier der Darstellung des deutschen Culturhistorikers, infolge des Mangels an strengerer Systematik, unleugbar an planvoller Uebersichtlichkeit. Die Schilderung verwirrt den Leser durch die häufige Zusammenstellung heterogener Gegenstände an manchen Stellen ebenso sehr, wie sie durch überflüssige Wiederholungen oft ermüdet. Namentlich eingehend spricht Honegger über die Literaturbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, wobei er wieder Rousseau's gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben unsers Vaterlandes kennzeichnet; doch werden auch Spanien, Italien, die nordischen und die slawischen Länder, soweit sich diese Völker nach der pariser Normaluhr richteten, in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Die Geschichte Frankreichs seit der großen Revolution wird von Honegger in Form eines Résumé behandelt und bietet bei dem skizzenhaften Charakter der Darstellung nichts Neues. Ueber die jüngste Entwickelung unserer westlichen Nachbarn fällt der Geschichtschreiber folgendes Urtheil:

> Eine zerrissene, widerspruchsvolle, einschneidende und doch zum starken Theil trostlose Geschichte, dieses Frankreich seit der ersten Umwälzung das Bild der Planlosigkeit und des Unbestandes, der gewaltsamsten Sprünge und unausweichlichen Rückschritte, des zweckunsichern Tastens und Jagens; eine Geschichte, lehrreicher und fruchtbarer geworden für alle andern Völker als für das, welches sie durchgeführt und durchgelitten hat. Es schwebt über dem modernen Frankreich ein schweres Verhängniß, dessen Hauptschuld der Mangel an nationaler Selbsterkenntniß ist. Alle Regierungen seit der Revolution haben eine unverzeihliche Sünde an der Nation begangen, die ja gerade vermöge ihrer ganz gewiß geistbegabten Beweglichkeit und Lebendigkeit einer sorgfältigen Leitung und Erziehung zehnfach bedürfte: nicht eine einzige hat etwas Rechtes für die Erziehung des Volks gethan; sie alle haben sich auf die Mächte der weltlichen und geistlichen Autokratie und des Rückschritts, auf Heer und Geistlichkeit, gestützt und daneben den schlechten Instincten des Volks geschmeichelt, um es einzuschläfern; sie haben den verblendeten Größenwahn der grande nation gehätschelt, die wildeste Speculationswuth und ungezügelte Gier entfesselt, das Leben absolut veräußerlicht und dafür die edlern Kräfte aufs trostloseste brach liegen und versimpeln lassen. Das Ende kennt man, ein weltgeschichtliches Gericht von erschreckendster Wucht und Raschheit; die Tiefe des Falls mußte um so erschütternder wirken, als kurz vorher noch das Gaukelwerk des zweiten Kaiserreichs alle Welt, die vor dem goldenen Kalbe tanzte, zu blenden verstanden hatte.

Honegger's Buch gestattet einen in vieler Hinsicht belehrenden Blick auf die Culturfäden, welche im 17. und 18. Jahrhundert von Frankreich zu den übrigen Nationen Europas hinüberleiten, während es für die Zeit seit der Revolution auf des Verfassers „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" verweist.

2. Die deutsche Volkssage. Beitrag zur vergleichenden Mythologie mit eingeschalteten tausend Originalsagen. Von Otto Henne-Am Rhyn. Leipzig, J. W. Krüger. 1874. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die deutsche Forschung hat der wissenschaftlichen Erkenntniß und planmäßigen Sammlung des vaterländischen Sagenstoffs ein warmes Interesse entgegengebracht. Seit den für die Art der Herausgabe musterhaften „Deutschen Sagen" der Gebrüder Grimm haben unsere Gelehrten mit unermüdlichem Eifer aus diesem Bergwerk reiche Schätze ans Licht gefördert und uns mit manchem duftigen Strauß aus dem Garten der Volkssage erfreut. Bedenkt man die Wichtigkeit des Mythus für die vergleichende Religionswissenschaft, die Geschichte der Literatur und Cultur, so wird man in den fleißigen Arbeiten, mit welchen Männer wie Kuhn, Müllenhoff, Panzer und viele andere die von unsern germanistischen Dioskuren eröffneten Wege weiter gebahnt haben, keine selbstgefälligen antiquarischen Spielereien, sondern werthvolle Bereicherungen unserer Literatur erblicken. Es sind zuverlässige Boten aus der Jugendzeit unsers Volks und geben uns ein treues Abbild seines wunderbar reichen Lebens in Gemüth und Phantasie.

Die jüngste Sammlung auf diesem Gebiete haben wir in ihrer Anregung und theilweisen Ausführung dem Vater des schweizer Culturgeschichtschreibers Otto Henne-Am Rhyn, Anton Henne, zu danken, welcher sich als Dichter, Historiker, Volksredner und Publicist bekannt gemacht hat und eine besondere Vorliebe für Mythologie besaß. Durch sein Hinscheiden wurde er an der Veröffentlichung seiner während eines Zeitraums von vierzig Jahren angelegten Sammlung von mythischen Volkssagen verhindert, die nunmehr größtentheils in das uns vorliegende Buch seines Sohnes aufgenommen worden sind. Derselbe theilt in seiner Vorrede mit, daß jene Theorie, nach welcher die Züge der Mythologien aller Völker und ihrer Märchen

und Sagen ursprünglich Vorgänge in der Natur bedeuten, bereits in den dreißiger Jahren von seinem Vater vertreten worden sei, ohne daß diese jetzt von allen Forschern anerkannte Lehre damals habe Anklang finden können. Ueber das Wesen des Mythus und seinen sich in aufsteigender Linie entwickelnden Charakter sagt der Herausgeber:

Alle mythischen Wesen der Heidenvölker sind Namen und Hüllen für Gegenstände der Natur, vorab für die beiden großen Urgegensätze, Himmel und Erde, dann für die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne und für die sich an diese Wesen anschließenden und sich gleich ihnen paarenden Wirkungen und Analogien derselben: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod, Wärme und Kälte, endlich für alle übrigen, mehr oder weniger selbständigen Naturerscheinungen: Feuer und Wasser, Blitz und Donner, Wind und Wetter, Wolken, Regen, Schnee, Wachsthum, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Krankheit u. s. w. Bei fortgesetzter Vergleichung und Zusammenstellung wird es sich denn auch zeigen, daß eine fortlaufende Entwickelungsreihe die mythischen Wesen verbindet und von den unvollkommensten, menschenunähnlichsten zu den vollkommensten, menschenähnlichsten aufsteigt. Der Mensch beginnt in der Erkenntniß der Dinge nicht bei sich selbst; im Gegentheil, erst nachdem er die Außenwelt durchforscht, kehrt er zu sich selbst zurück und erkennt sich selbst. Die Selbsterkenntniß ist die höchste Stufe in der Entwickelung der Ideen; wo sie anfängt, da hört die Kindheit der Menschheit, und mit ihr die Religion im gewöhnlichen Verstande und die Mythe auf und beginnt die Speculation und die Philosophie. Letztere hat mit der Mythe nichts mehr zu schaffen, auch wenn sie sich noch so sehr auf sie zu stützen und sie für ihre Zwecke zu benutzen sucht. Wenn die ägyptischen Priester von einem Urgeist, einem Urstoff, einer Urzeit und einem Urraum sprachen, so waren sie längst über die Kinderzeit der Mythe hinaus und in das reife Alter der Speculation eingetreten, sie waren von einer Stufe der Entwickelung des Geistes zu der ihr entgegengesetzten fortgeschritten. Die Mythe nämlich schafft Bilder für Begriffe, die ihr sonst unverständlich wären, die Speculation abstrahirt aus den Bildern der Mythe, die ihr zu einfach und kindisch geworden sind, wieder Begriffe, bis sie zuletzt der Bilder nicht weiter bedarf. Das Verfahren der Mythe ist Personification, Individualisirung, das der Speculation ist Abstraction, Idealisirung.

Dieser Ausführung entsprechend, ergibt sich von selbst eine systematische Gliederung des vorhandenen Sagenstoffs, indem man drei Stufen der Gestaltung göttlich verehrter und daher auch in den Mythen spielender Wesen unterscheidet: die Thiergestalt, eine eigenthümliche Combination von Mensch und Thier, welche man unter dem Namen Dämonen zusammenfassen kann, und die Menschgestalt. Wie schon der Titel angibt, hat sich der Sammler auf die deutsche Volkssage beschränkt, doch ist dieser Ausdruck nicht im politischen, sondern im ethnographischen Sinne zu nehmen, sodaß also auch namentlich die deutsche Schweiz berücksichtigt worden ist. Die Sagen anderer Völker hat der Herausgeber nur dann herangezogen, wenn sich aus ihnen bedeutungsvolle Analogien mit der deutschen Sage ergeben. Wir müssen der Versuchung, auf Einzelheiten in dieser Sammlung einzugehen, widerstehen, so sehr auch namentlich die tausend in den Text eingestreuten Originalsagen, welche theilweise Bekanntes in einer eigenthümlichen Umschreibung, theilweise aber auch völlig Neues bieten, dazu verlocken mögen, vergleichende Betrachtungen anzustellen. Es ist erstaunlich, von welcher Productivität und Originalität die naiv schaffende Phantasie des Volks in ihrer schmucklosen und doch so sinnvollen Poesie sich erweist. Wie ein erquickender Labetrunk wirkt die Beschäftigung mit diesem Gegenstande auf den denkenden Leser, der sich plötzlich aus dem Raffinement unsers modernen Lebens in die rührende Einfachheit versetzt sieht, welche uns aus dieser Morgenröthe deutscher Cultur mit stillem Lichte entgegenstrahlt.

Von den Thieren diente eine große Anzahl als Gestalt der Erscheinung für die in den Mythen göttlich verehrten Wesen, so von den kriechenden Thieren die Spinne, die Kröte, die Schlange — von ihr erzählt Henne eine größere Anzahl neuer Sagen —, der Drache; unter den Vögeln sind namentlich der Schwan, das Huhn, die Taube, der Rabe, der Adler, die Eule und der fabelhafte Greif (Löwe mit Adlerkopf und Adlerflügeln) bemerkenswerth; von den Jagdsäugethieren treten der Hase, der Fuchs, der Wolf, der Bär, der Hirsch; von den Haussäugethieren der Hund, die Katze, das Schwein, die Ziege, das Schaf, das Rind, das Pferd und der Esel für die Sage in den Vordergrund. Ferner sind auf dieser Stufe der mythischen Gestaltung die Sagen von der wilden Jagd, vom lockenden Spielmann und Rattenfänger, von der Viehheerde und dem Alpdrücken sowie dem Nachtvolk von eigenthümlicher Bedeutung.

Den Uebergang von den Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden die Dämonen, deren Cultus in seiner geschichtlichen Entwickelung vielfach dunkel und unenträthselt ist. Man unterscheidet Wasser- und Landwesen. Jene sind die Nixen, welche ursprünglich in ihrer Gestalt aus Wasserthieren und Menschen zusammengesetzt waren, sich aber später von der menschlichen Erscheinung nicht wesentlich unterschieden. Die Landdämonen entsprechen dagegen nicht dem Menschen, sondern stehen in der Größe entweder unter oder über demselben, sodaß sie in Zwerge und Riesen zerfallen. Dieser Abschnitt über die Kobolde, Elfen, Korndämonen, sowie über die verwandten Erscheinungen des Alpdrückens und der Wechselbälge ist besonders reich in der Mittheilung neuer Sagen. Von jüngstem Ursprung scheint die Sage über diejenigen Dämonen zu sein, welche sich der menschlichen Gestalt ganz anschließen und sich von dem Menschen selbst nur durch ihren Charakter unterscheiden. Es sind die Geistesriesen oder Schicksalsmächte der Sage, welche auf das menschliche Leben einen bestimmenden Einfluß ausüben — der Tod, der Satan, die Feen, Hexen, Zauberer und Hexenmeister.

So gewahren wir in der Mythenbildung eine fortschreitende Stufenfolge vom Niedern zum Höhern, indem im Verlauf der Entwickelung das sinnliche Element immer mehr ausgeschieden und das geistige bis zur vollständigen Erhebung zur Gottheit immer stärker betont wird. Diese ganze Reihe wird durch die Sage von den Göttern und Helden abgeschlossen, sodaß wir auf diese Weise die Volkssage von ihrer niedrigsten Gestalt als Thiermythus bis zu ihrer herrlichsten künstlerischen Vollendung als Nibelungensage verfolgen können. Auch die Götter sind Abstractionen der Natur, den Menschen an Gestalt zwar ähnlich, aber von feinerer Organisation, unsterblich und, wenn es in ihrem Wunsche liegt, unsichtbar. Tritt jedoch der Mensch in ein näheres Verhältniß zu den Göttern, so muß er sie zu wirklichen Menschen machen, welche wie diese auf der Erde leben, wenn sie auch in ihrem Wirken das Göttliche ihres Ursprungs nicht verleugnen. Ihre

Geburt und ihr Tod gehört unbedingt den Göttern an und ist daher stets in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Daß auch den Göttern ein Ende bevorsteht und dereinst eine Wiederkunft beschieden ist, dieser Glaube ist den Religionen aller Völker gemeinsam und auch bei den Germanen in lebensvoller Kraft gewesen.

Otto Henne-Am Rhyn hat in durchaus pietätvoller Weise das von seinem Vater begonnene Werk beendigt und sich durch die Herausgabe seines Sammelbuchs über „Die deutsche Volkssage", welches ebenso wol wegen der übersichtlichen Zusammenstellung des vorhandenen Materials wie wegen der interessanten zahlreichen Einschaltungen von neuen Mythen empfehlenswerth ist, ein unverkennbares Verdienst erworben.

3. Erläuterungen zu den deutschen Classikern von Heinrich Düntzer. Erste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethe's Werken. 3. Wilhelm Meister's Lehrjahre. — Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 24. 25. Schiller's Wilhelm Tell. — Vierte Abtheilung: Erläuterungen zu Herder's Werken. 1. Cid. — Sechste Abtheilung: Erläuterungen zu Lessing's Werken. 1. 2. Lessing als Dramatiker und Dramaturg. Leipzig, Wartig. 1874—75. 8. Jedes Heftchen 75 Pf.

Je mehr die Werke unserer nationalen Classiker zum eisernen Bestande unsers geistigen Hausschatzes gerechnet werden, desto dringender ist das Bedürfniß, dieselben vom wissenschaftlichen Standpunkte aus allseitig zu beleuchten, in das Geheimniß ihres allmählichen Entstehens einzudringen und so gleichsam den Dichter in seiner eigenen Werkstatt zu belauschen. Wer sich dem Berufe widmet, eine Nation in der bewußten Erkenntniß ihrer theuersten Kleinode auf dem Gebiete der Literatur zu fördern, der wird mit Bestimmtheit auf den Dank jedes Einsichtigen rechnen können, wenn auch zuweilen der Dilettantismus und eine ins Kleinliche gehende Spür- und Auslegesucht eine solche Thätigkeit in Verruf gebracht haben. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß durch das beständige Herabsteigen in denselben Schacht auch viel Werthloses, das besser in seinem Dunkel verborgen geblieben wäre, an das Tageslicht geschafft worden ist, und daß sich manche Kraft in überflüssigen Spielereien auf diesem Gebiete erschöpft hat, deren Thätigkeit der modernen Literatur hätte zugute kommen können. Allein, man mag es bedauern, daß die Dichter, deren Haupt von dem Glorienschein der Classicität umleuchtet wird, eines Commentars bedürftig sind, Thatsache bleibt, daß wir eine Goethe- und Schiller-Specialität besitzen, wie wir eine Shakspeare-Wissenschaft haben.

Für die Erläuterung der vaterländischen Dichtungen steht der Name Heinrich Düntzer's obenan. Seine Arbeiten haben den Vorzug, daß sie trotz ihres Reichthums an gelehrten Notizen und sachlichen Einzelheiten den Sinn für den Zauber des poetisch Bedeutsamen nicht vermissen lassen und der Gefahr des Goethe'schen „Unterlegens", im Gegensatz zum „Auslegen", meistens glücklich aus dem Wege gehen. Auch die uns vorliegenden Bändchen seiner „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" erfüllen ihren populären Zweck in durchaus würdiger Weise. Düntzer bringt unsern classischen Dichtern eine liebevolle, ja oft enthusiastische Hingabe entgegen, sein Lob erklingt stets in vollen Accorden, während er den tadelnden Ton gewöhnlich nur in leichter Weise anschlägt. Er geht vielleicht in diesem löblichen Bestreben oft zu weit. So gibt er z. B. in seiner Erläuterung zu Goethe's „Wilhelm Meister's Lehrjahre" fast jede Kritik auf und begnügt sich mit einer bloßen Reproduction der Goethe'schen Phantasiewelt. Freilich spielt er dann auch die Führerrolle mit einem so liebenswürdigen Eifer, einer so freundlichen Miene, erklärt den wundervollen Bau des Romans bis in die entlegensten Winkel und Treppen, daß man ihm für die vielfach gespendete Belehrung Dank wissen muß und den Tadel wegen des Beiseitelegens der kritischen Maßstäbe gern unterläßt. Dagegen gibt Düntzer in seiner Erläuterung zu Schiller's „Tell" nicht nur einen ausführlichen Nachweis der Quellen, aus denen der Dichter geschöpft hat, sondern zeigt sich auch, trotz der vollen Anerkennung des poetischen Genius, für die Mängel dieser Dichtung keineswegs blind, indem er ebenso wol auf den epischen Charakter des ganzen Sujets wie auf das Fehlen der rechten dramatischen Einheit aufmerksam macht. Der Commentar zu Herder's „Cid" trägt wegen der eingehenden Vergleichungen der deutschen Dichtung mit der französischen Quelle und den spanischen Romanzen am meisten den Charakter einer eigentlich gelehrten Arbeit, während die Schilderung Lessing's als Dramatiker und Dramaturg nicht nur eine ganz vorzügliche Analyse der „Hamburgischen Dramaturgie" bietet, sondern auch eine durchaus zutreffende Würdigung von Lessing's Verdiensten um die Reform des deutschen Theaters enthält.

Aus Düntzer's „Erläuterungen" weht uns in gewissem Sinne der wohlthuende Hauch einer an „Nathan" anklingenden Versöhnung entgegen. Offenbar hat die langjährige Beschäftigung mit den Schriften unserer Classiker auch ihren Commentator mit dem Geiste jener Humanität erfüllt, die sich in ihren Werken so erfreulich ausspricht.

Eugen Zabel.

Grundzüge eines neuen Gedankensystems.

Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1875. Gr. 8. 2 M.

Mit dem geistlosen Materialismus, der sich in den letzten Jahrzehnten überall breit machte und mit seiner Oberflächlichkeit auch bessere Köpfe verdarb, scheint es jetzt glücklich zu Ende zu gehen. Ueberall machen sich Zeichen einer vernünftigern und dem Volke der Denker würdigern Weltanschauung geltend. Es zeigen sich verschiedene philosophische Bestrebungen, die in einem Punkte übereinstimmen, darin nämlich, daß sie der exacten Naturwissenschaft volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, andererseits aber auch die Gedankenlosigkeit des Materialismus erkennen und dem Geiste sein gutes Recht zukommen lassen. Einer der Vertreter dieser philosophischen Bestrebungen ist

Ludwig Noiré. Derselbe hat seine Ansichten zuerst in dem Werke: „Die Welt als Entwickelung des Geistes“ (Leipzig 1874), sodann in einem zweiten: „Der monistische Gedanke“, und schließlich in einer kleinern Schrift: „Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie“, die hier vorliegt, entwickelt. Der Inhalt dieser drei Schriften ist im wesentlichen derselbe, nur auf verschiedene Weise ausgeführt. Dieselben Gedanken werden in allen drei Werken so oder so gewendet, stets aufs neue wiederholt. Die vorliegende Schrift hat den Vorzug, daß der Verfasser darin seine Gedanken möglichst kurz und bündig darlegt und den Weitläufigkeiten der beiden andern ziemlich fernbleibt. Diese ist deshalb am besten geeignet, eine Uebersicht der Ideen des Verfassers zu geben.

Noiré setzt dieser Schrift das Motto vor: „Von Kant zu Kant.“ Als Ausgangspunkt, als Grundstein seiner Philosophie betrachtet er Kant. Der Zweck seiner Schrift sei, sagt er, in möglichst klarer und verständlicher Weise die großen Entdeckungen Kant's darzulegen, die oft „völlig misverstanden oder doch nicht in ihrer ganzen Tiefe begriffen worden seien“. Diese schönen Vorsätze wären in der That recht lobenswerth, denn ohne Zweifel wird der große Kant immer der Ausgangspunkt unsers Philosophirens bleiben. Seine Erkenntnißtheorie richtig zu erfassen, sie kritisch zu läutern und dann weiter zu bauen, das wird der Weg sein, um eine zeitgemäße Philosophie zu gründen. Kant ist aber von vielen nicht in seiner ganzen Tiefe begriffen worden, sagt der Verfasser. Unter andern von ihm selbst nicht. In der That, so sehr sich der Verfasser auch bemüht und so gute Absichten er auch hegen mag, so ist doch von einem wahrhaften Verständniß der erkenntnißtheoretischen Probleme, um die es sich bei Kant handelt, keine Rede. Die wichtigsten Punkte verkennt Noiré völlig; insbesondere übersieht er die wichtigste Thatsache, die nämlich, daß Kant sein Leben lang unermüdlich danach rang, zu beweisen, daß und warum die Erscheinung nicht blos Erscheinung heißt, sondern auch wirklich ist, und daß dieses gewaltige Ringen der eigentliche und wahre Inhalt seiner „Kritik der reinen Vernunft“ ist. Statt dessen sucht Noiré eine auf dem Standpunkte von Condillac und Helvetius stehende Theorie des Empfindens und eine von Trendelenburg hergenommene Theorie der Bewegung mit Kant's Erkenntnißtheorie in ganz willkürlicher Weise zu verbinden.

Vollständig ignorirt der Verfasser den wichtigen Begriff der objectiven Erscheinung und das Verhältniß zwischen dieser und metaphysischem Wesen oder Substanz, sowie das Verhältniß von subjectiver Erscheinung und Ding an sich. Dies ist alles in zwei kürzlich erschienenen Schriften, in Eduard von Hartmann's „Kritischer Grundlegung des transscendentalen Realismus“ und G. Spicker's „Kant, Hume und Berkeley“ (Berlin 1875) sehr schön dargelegt.

Das Verkennen der objectiven Erscheinung bringt bei Noiré, ebenso wie bei Schopenhauer und F. A. Lange, die Confusion von subjectivem Idealismus und Materialismus hervor. Zwar protestirt er mehrfach gegen beide, kann jedoch einen festen Standpunkt nicht finden und verfällt höchstens noch in den naiven Realismus.

Die mangelnde Unterscheidung zwischen Erscheinung und metaphysischem Wesen macht sich in Noiré's Schrift mehrfach bemerkbar. Er nennt z. B. den Willen einmal das Wesen, ein andermal die innere Eigenschaft („innere Erscheinung“) im Gegensatz zur äußern.

In Summa können wir also den Kant'schen und erkenntnißtheoretischen Studien des Verfassers unsern Beifall nicht bezeigen.

Eher können wir dies betreffs des eigentlichen Grundgedankens von Noiré's Philosophie, den derselbe als mit Kant's Erkenntnißtheorie im innigsten Zusammenhange stehend vorführt, was aber nicht im geringsten der Fall ist. Der Grundgedanke selbst ist nicht gerade neu; abgesehen von Spinoza und Schopenhauer, ist er in neuerer Zeit von G. Th. Fechner, vom Verfasser der anonymen Schrift: „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie“, u. a. in ganz gleicher Gestalt wie von Noiré ausgesprochen worden. Dieser Grundgedanke ist: alles Dasein von seiner niedersten bis zu seinen höchsten Erscheinungsformen, vom Atome bis zum thierischen Organismus, hat eine doppelseitige Natur, eine innerliche Seite: Empfindung, Bewußtsein, und eine äußerliche: Materie, Bewegung; beide Seiten sind die Erscheinungsweisen eines und desselben Wesens. Daher heißt der Gedanke der monistische.

Wenn Noiré auch nicht das Verdienst hat, diesen Gedanken zuerst aufgefunden zu haben, und nur die specielle Fassung desselben ihm eigen ist, so hat er doch die große Bedeutung desselben erkannt und ihn zur Grundlage seiner Philosophie gemacht. Es sind bisjetzt immerhin noch wenige, die ein Gleiches gethan haben, und daher ist es um so mehr anzuerkennen; denn dieser Grundgedanke ist es, welcher allein die Herrschaft des Materialismus vollständig stürzen wird.

Zur Ableitung dieses Gedankens benutzt Noiré die Analogie. Alles von außen Wahrgenommene, sagt der Verfasser, ist stets nur Bewegung, Räumlichkeit. Bei den Menschen und auch den Thieren begreifen wir aber auch das Innere derselben, ihr Wollen und Empfinden. Von den übrigen Wesen wissen wir nicht, was in ihrem Innern vorgeht; aber da sie ebenfalls einen bestimmten Charakter wie die erstern haben, so ist der Analogieschluß erlaubt, daß in ihrem Innern ein ähnlicher, analoger Zustand vorhanden ist, daß sie auch Wille und Empfindung besitzen.

Gegen diese Ableitung des Gedankens ist nichts einzuwenden; jedoch dürfte es auch noch eine bessere Begründung desselben geben. Für sehr willkürlich halten wir es aber, wenn der Verfasser mit diesen Fragen die Kant-Schopenhauer'sche Lehre vom intelligiblen und vom empirischen Charakter und der intelligiblen und sensiblen Causalität zusammenbringt, denn diese erhält dadurch eine kaum wiederzuerkennende Bedeutung.

Verfehlt ist ferner die Auffassung der innern Eigenschaft der Dinge. Noiré bezeichnet als solche zunächst die Empfindung, aus der alle übrige geistige Thätigkeit abzuleiten sei. Andererseits hegt er aber eine große (sehr lobenswerthe) Verehrung für Schopenhauer und adoptirt dessen Lehre vom Willen, den er nun ebenfalls als innere Eigenschaft bezeichnet. Schon oben erwähnten wir, daß Noiré hierbei Wesen oder Substanz und Eigenschaft oder besser Erscheinung verwechselt. Wäre er Schopenhauer

wirklich gefolgt, so hätte er den Willen richtig als das Wesen der Dinge bezeichnet. Durch diese Confusion aber sieht er ihn als innere Eigenschaft der Dinge an und ist dadurch genöthigt, ihn mit der Empfindung zu identificiren und ihm einen, wenn auch auf den untersten Stufen noch so geringen Grad von Bewußtsein zuzugestehen, denn aus einem absolut unbewußten Willen könnte ja nie eine bewußte Empfindung hervorgehen. Nun ist es aber gerade das große Verdienst Schopenhauer's, nachgewiesen zu haben, daß der Wille von Intellect und Bewußtsein völlig zu trennen, daß er für sich absolut unbewußt ist. Die Bedeutung des Unbewußten hat der Verfasser überhaupt gar nicht berücksichtigt; für ihn gibt es nur ein relativ Unbewußtes, d. h. in Bezug auf unser helles Bewußtsein dunkel erscheinendes Bewußtsein. Den schönen Satz von C. G. Carus: „Der Schlüssel zur Erkenntniß des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußten", hat Noiré nicht beherzigt.

Wenn übrigens auch der Verfasser Willen und Empfindung willkürlich identificirt, so wird er trotzdem doch aus dem erstern Bewußtsein und Denken in Wahrheit nie ableiten können. Er übersieht eben, daß es nicht blos Ein geistiges Princip, den Willen, sondern zwei solcher: Wille und Vorstellung (Idee), gibt. Erst aus der Vereinigung beider kann unser bewußtes geistiges Leben hervorgehen, niemals aber aus dem Willen allein ohne die Vorstellung.

Diese Mängel in Noiré's Philosophie kommen zum Theil daher, daß der Verfasser nicht recht wagt, den Boden der Metaphysik zu betreten, daß er philosophiren will, während sein naturwissenschaftliches Gewissen vor der Metaphysik zurückschreckt. Aber der Monismus kann nur in der Metaphysik begründet werden, denn das Monon, das Grundwesen, das sich in den beiden Erscheinungsweisen offenbart, ist eben ein metaphysisches. Daß man aber das Gebiet der Metaphysik betreten kann, ohne der Naturwissenschaft untreu zu werden, beweist die bereits erwähnte anonyme Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie" (Berlin 1872), in welcher derselbe Grundgedanken wie der Noiré's in consequent philosophischer und doch mit der Naturwissenschaft völlig im Einklang stehender Weise durchgeführt ist.

Ein metaphysischer Mangel in Noiré's Philosophie ist auch der Pluralismus seines Systems. Er erkennt kein einheitliches, allumfassendes Weltwesen an, während doch nur diese Annahme die Wechselwirkung der Dinge und noch viel mehr die Einheit des Bewußtseins erklärlich macht.

Wir haben nun die Hauptpunkte von Noiré's Schrift beleuchtet; dies wird zur Orientirung genügen. Die übrigen in derselben entwickelten Gedanken des Verfassers, insbesondere über das Verhältniß seiner Philosophie zur Entwickelungslehre, sowie zu Wissenschaft, Kunst und Ethik enthalten manches Anregende und Interessante neben Mängeln und Irrungen, die mit den oben charakterisirten im Zusammenhange stehen. Es böte sich hier noch Stoff zu längerer Besprechung, jedoch müssen wir an dieser Stelle darauf verzichten.

Es genügt, festgestellt zu haben, daß Noiré den richtigen Grundgedanken erfaßt hat, in seiner Ausführung aber auf Abwege gerathen ist. Daß er das Recht des Geistes so eindringlich verkündet und so wacker gegen die „seichten Köpfe, die puren, simplen Materialisten", wie er sie nennt, zu Felde zieht, ist sehr anzuerkennen. Daß seine vorliegende Schrift aber eine Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie sei, das möchten wir doch bezweifeln, besonders wenn wir Eduard von Hartmann's „Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus" damit vergleichen, von welcher der berühmte Physiolog J. Czermak sagte, daß sie „den Zwiespalt der Kant'schen Erkenntnißtheorie in einer überaus einfachen und mit der naturwissenschaftlichen Denkweise vollkommen übereinstimmenden Art gelöst habe".

Im übrigen ist noch zu bemerken, daß auch in der vorliegenden Schrift sich der Verfasser als ein talentvoller und gewandter Schriftsteller zeigt, und daß dieselbe wie die frühern elegant und interessant geschrieben ist, sodaß wir jedenfalls behaupten dürfen, daß der Schriftsteller Noiré den Philosophen Noiré weit übertrifft.

Friedrich von Hoeler-Ravensburg.

Zur Geschichte der Blumen.

Die Blumen in Sage und Geschichte. Skizzen von M. von Strantz. Berlin, Euslin. 1875. Gr. 8. 8 M.

Wir müssen es dankbar aufnehmen, wenn einmal jemand den Versuch macht, diejenigen Pflanzen, welche seit alter Zeit einen bestimmten Einfluß auf das Menschengeschlecht äußerten, in diesem ihrem Einflusse geschichtlich darzustellen; denn diese Darstellung läuft schließlich in eine hohe ethische Spitze aus, die keine andere als die Culturgeschichte sein kann. Versuche dazu sind auch oft gemacht worden. Wir erwähnen unter andern: „Die Königin der Blumen oder die höhere Bedeutung der Rose" von Wilhelm Ludwig Döring (1835), ein Buch, welches dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein scheint, da er es nicht unter den benutzten Büchern in seinem Anhange verzeichnete; ferner: „Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt, ein Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands" von Berthold Seemann (1862), welches dem Verfasser ebenfalls entging; ferner „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volks" von Karl Schiller (1861); „Die Pflanzenwelt Niedersachsens in ihren Beziehungen zur Götterlehre und dem Aberglauben der Vorfahren" von Brockhausen (1866); „Deutsche Pflanzensagen" von von Perger (1864); vor allen aber „Culturpflanzen und Hausthiere" von Victor Hehn (1874). Häufige Berücksichtigung erfuhren die Pflanzen auch in den verschiedenen Darstellungen der mythologischen Vorstellungen der Völker von den betreffenden Forschern. In dieser Beziehung gingen die Gebrüder Grimm allen andern voran, besonders für die deutschen Stämme, während z. B. Eckermann ähnliches für die

slawischen that. Zahlreiche anderweitige Beiträge wurden in einzelnen Abhandlungen und Vorträgen oder auch gelegentlich in botanischen und geschichtlichen Studien niedergelegt, und selbst die einzelnen besonders populär-naturwissenschaftlichen Zeitschriften, ihnen voran „Die Natur", ja sogar Conversations-Lexika, wie das illustrirte von Spamer, sind voll von Beiträgen. Kurz und gut, das Material, welches hier zu verarbeiten war, ist so massenhaft angehäuft, aber auch so zerstreut in der Literatur, daß es eines vollen Menschenlebens bedürfte, um es für sämmtliche Pflanzen besagter Art zu sammeln, zu sichten und zu verarbeiten. Aus diesem Grunde hat man volle Ursache, auch für bescheidenere Gaben dankbar zu sein. Denn sonderbarerweise werden dergleichen Schriften, wenn nicht von den meisten Kreisen, so doch von den exact botanischen meist über die Achsel angesehen und gewissermaßen als botanische Allotria betrachtet, folglich mehr gehindert als gefördert. Erst in der neuesten Zeit trat mit dem Erwachen eines außerordentlichen historischen Sinnes, der seinerseits wieder in der größern Belebung und Anregung unserer Culturperiode wurzelt, eine Wendung zum Bessern ein. Wer mit ethischerm Sinne heutzutage an eine Wissenschaft herantritt, verlangt fast instinctiv nach deren Geschichte, und so nimmt es uns nicht wunder, daß der Verfasser vorliegenden Buchs, ohne Zweifel nur ein Liebhaber der Pflanzenkunde, da er uns auf rein botanischem Gebiete noch nicht begegnet ist, das gleiche Gefühl nach seinem eigenen Geständniß empfand. Er suchte „nach einer einfachen Geschichte der Blumen" und fand überall nur Einzelheiten, damit aber auch die Anregung, sie mit Vorliebe zu sammeln und zu „Blumenbiographien", wenigstens geschichtlichen, zu verarbeiten. Er hat sich folglich nur selbst genügen wollen, als er sein Buch schrieb, und das ist unter allen Umständen das edelste Motiv des Schriftstellers; es verbürgt ihm schon von vornherein, das gleiche Bedürfniß in vielen andern zu befriedigen, und so stehen wir nicht an, ihn schon jetzt, bevor wir noch kaum von seinem Buche gesprochen haben, aufzufordern, in gleicher Weise fortzuarbeiten und diesem Bande eine neue Reihe von geschichtlichen Blumenbiographien folgen lassen zu wollen.

In der That ist die Zahl der vorliegenden nur gering. Sie betreffen: Rose, Lorber, Lilie, Granate, Veilchen, Myrte, Stiefmütterchen (welches doch mit dem Veilchen systematischer hätte verbunden werden sollen), Cypresse, Camelie (nicht Camellie), Epheu, Nelke, Reseda, Gänseblümchen oder Maßlieb, Schwertlilie, Orchideen, Tulpe, Hyacinthe, Himmelschlüssel, Levkoje und Goldlack, Orange, Citrone und Pomeranze, Vergißmeinnicht, die Rose von Jericho, Weiß- und Schwarzdorn, Heidekraut (nicht Erika, sondern Calluna), Georgine, Kaiserkrone und Türkenbund, Victoria regia, Hortensie, Lotos, Rosmarin, Distel, Aloë und Agave, Passionsblume, Geranium und Pelargonium, endlich die Fuchsie. Daß dennoch ein Buch von fast 500 Seiten damit zu Stande kam, beweist am besten die Massenhaftigkeit des aufgehäuften Materials. „Das Ganze", sagt der Verfasser bescheiden, „erhebt keinen andern Anspruch, als die Fragen zu beantworten, welche sich uns unwillkürlich beim Anblick der Blumen aufdrängen: wie und wo sie geboren sind, wessen Lieblinge sie im Laufe der Zeit gewesen, was ihnen alles (auch horticulturistisch) begegnet sei, und wie sie dem Culturleben der Völker alter und neuer Zeit gedient haben, sei es um Tempel und Altäre zu schmücken, Volksfeste zu verherrlichen, häuslichen Sitten und Gebräuchen als Symbol zu dienen, oder als Feldzeichen auf den Bannern feindlicher Parteien zu flattern: Fragen über Fragen, mehr als ausreichend, um ein interessantes Buch zu Stande zu bringen. Dennoch können sie damit nicht erschöpft sein. So dankbar wir auch dem Verfasser für das Gegebene sind, so könnten wir ihm doch noch eine ganze Reihe anderweitiger Fragen namhaft machen, welche theilweise schon im vorliegenden Bande hätten verfolgt werden können. Wir erwähnen davon nur folgende.

Vor allen Dingen hätten die „Capitularien" Karl's des Großen benutzt werden sollen, um darzuthun, wann diese oder jene Pflanze im Heiligen Römischen Reiche ihre Volkslaufbahn begann, als sie befohlenermaßen in die deutschen Bauergärten kam. Der väterlich sorgende Fürst war ja umsichtig und vielseitig genug, um nicht nur an Nutzpflanzen, sondern auch an idealere Blumengestalten zu denken. Es fällt uns das ein bei Rose und Lilie, Rosmarin, Levkoje, Goldlack, Stiefmütterchen, Veilchen, Nelke, Tausendschön und Himmelsschlüssel. Bei dem Heidekraut fällt uns ein, daß selbst die Namen der Pflanzen von hohem Interesse werden können, wenn man nur im Stande ist, ihre tiefen Beziehungen zu den Völkerstämmen hervorzuheben. Es taucht dabei z. B. sogleich die Frage auf, woher es denn komme, daß die nördlichern deutschen Stämme allgemein das Wort Haide oder Heide gebrauchen, während die alemannischen Stämme statt dessen das Wort Prüsch oder Brüsch in vielfachen Umgestaltungen besitzen? Durch das Verfolgen dieser Verwandlungen wird man auf das französische bruyère geleitet, und findet nun, daß die nördlichern Stämme ihr Wort unmittelbar aus dem Gothischen von Heithi-Feld bezogen, die alemannischen aber durch ihre nahe Berührung mit romanischen Stämmen zu dem ihrigen gelangten. Wo jedoch Völker wandern, nehmen sie auch ihre ursprünglichen Pflanzennamen mit, und so würde man schon durch diese von etwaigen Colonistenstämmen mitten unter andern Stämmen Kunde empfangen. Daß das wirklich der Fall, bezeugt z. B. in der Mark Brandenburg das Wort „Malineken" für Himbeere, ein Wort, das hier völlig sporadisch in den niederdeutschen Wortschatz geräth. „Maling" heißt aber die Himbeere im Slawischen, und da wir geschichtlich von „Böhmischen Brüdern" wissen, die ehemals nach der Mark kamen, so wissen wir nun auch, wo wir ihre Colonistenreste in ihren Sprachresten zu suchen haben. Stellt man überhaupt die oft unglaublich langen Reihen deutscher Namen für ein und dieselbe Pflanzenart derart zusammen, daß sich ihre Umwandlungen im Munde der verschiedenen Sprachstämme von selbst ergeben, so gelangt man nicht selten zu überraschenden Etymologien. Von dem unendlich verwickelten Wachholder ganz zu schweigen, weil sich in seine verschiedenen Namen die allerverschiedensten deutschen und slawischen Zungen mischen, wollen wir nur der Kiefer gedenken. Bar und Far bezeichnen sowol im niederdeutschen wie im slawischen Idiome diese Baumart und gingen in

eine ganze Reihe von Umwandlungen (Farche, Ferche, Forche, Föhre u. s. w.) über; warum also noch die Vorsetzsilbe „Kie"? Sie ergibt sich, wenn man findet, daß unter vlämischen Stämmen der Name „Kienboom" gang und gäbe war. Hieraus folgt von selbst, wie man mit Kiefer eine besonders kienhaltige Föhre, also eine Kienföhre bezeichnen wollte, die anfangs in Kienfer, später in Kiefer einfach überging. Ebenso wunderbar und mannichfaltig sind die Anschauungen, welche das Volk in seiner Pflanzenmystik niederlegte. Man versteht vieles erst in dem sogenannten Aberglauben, der sich an viele Pflanzen knüpft, oder von ihrer Nutzanwendung im häuslichen und medicinischen Gebrauche, wenn man sich erinnert, wie die Völker ganz natürlich von sogenannten Winken der Natur (signa naturae) ausgingen, die sie in Form, Farbe und Duft der Pflanzen fanden. Ganz richtig hat der Verfasser diesen Weg z. B. beim Stiefmütterchen eingeschlagen, ohne leider zu einer Erklärung des seltsamen Namens zu gelangen. Wie sich hieran unmittelbar auch die umlaufenden Legenden, diese klösterlichen Christianismen einer frühern Zeit anknüpfen, ist selbstverständlich und vom Verfasser auch gebührend berücksichtigt.

Wenn wir also eine Reihe von Motiven vermissen, so können wir zwar des Verfassers Buch keine erschöpfende Arbeit nennen, doch müssen wir seine Sammlung als höchst werthvolle Beiträge des betreffenden Literaturgebietes bezeichnen. Wir vermissen eben auch im einzelnen noch wohlbekannte Thatsachen, z. B. bei dem Lotos die „heilige Patma", in deren Kelche der indische Amor den Ganges hinabschwamm; bei dem Gänseblümchen die Bezeichnung „Marienblümchen", die wiederum auf eine neue Perspective hindeutet, u. s. w. Bei der „Rose von Jericho" hätte auch des Puschlav's (Poschiavo im italienischen Graubünden) gedacht werden können, wo noch heute in der Christnacht mystische Gebräuche religiöser Art mit dem „Aufleben" dieser Pflanze verknüpft sind. Einzelnes wäre auch schärfer zu fassen gewesen; z. B. der Name Camellia, den der Verfasser um so mehr Camelia, wie oben berührt, hätte schreiben sollen, als er ganz richtig den Namen vom Jesuitenpater Kamel herleitet. Bei Kaiserkrone und Türkenbund finden wir beide zu den Fritillarien gestellt, was doch nur Bezug auf die erstere hat. Beim Heidekraut ist der Verfasser wol nicht vorsichtig genug gewesen, die griechische Art auf Calluna vulgaris zu beziehen, während hier sicher von Erica arborea die Rede hätte sein müssen. Ebenso wenig können wir unterschreiben, daß die Rose auf der südlichen Hemisphäre Amerikas zu Hause sein soll. Auch bei der Reseda hat der Verfasser zu sehr auf Treu und Glauben Aegypten und die Berberei als Vaterland angegeben, was sehr zweifelhaft ist. Doch bezwecken wir mit diesen kleinen Ausstellungen, denen wir noch einige folgen lassen könnten, nichts weiter, als den Verfasser bei etwaiger Fortsetzung seiner schönen Aufgabe auf noch größere Aufmerksamkeit hinzuweisen, weil wir diese Aufgabe für eine äußerst verdienstliche halten. Sie würde uns noch mehr verpflichten, wenn der Verfasser mit einem gewissen systematischen Plane vorgegangen wäre. Er möge aber von uns die Versicherung entgegennehmen, daß wir mit dieser umständlichen Besprechung seines Buchs nur das Verdienst anerkennen wollten, das er sich durch dasselbe in der betreffenden Literatur, nach unserer Meinung wenigstens, unstreitig erworben hat. Möge er mit demselben auch andere erfreuen, wie er uns damit erfreute. Vielleicht ist es nicht überflüssig hinzuzusetzen, daß der Verfasser sein Buch dem Fürsten „Bismarck-Cincinnatus" mit einem sinnigen Sonette widmete, der dem großen Staatsmann einen so wohlverdienten Kranz von „Rosen und Lorber" „zu Füßen" legt, wie einst Fabius durch eine Graskrone gefeiert wurde. Die geschmackvolle Schreibart und Ausstattung befähigt das Buch auch hinreichend zu einer solchen Widmung.

Karl Müller von Halle.

Schriften von F. von Hellwald und J. S. Bloch.

1. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. 1875. Gr. 8. 12 M.

Das vorliegende Werk, welches besser und mit mehr Recht „Gedanken über Culturgeschichte" betitelt worden wäre, indem es keine fortlaufende Darstellung der culturgeschichtlichen Thatsachen liefert, ist im ganzen und großen eine schätzenswerthe Bereicherung der culturgeschichtlichen Literatur und reich an fruchtbaren Anregungen für künftige Bearbeitungen dieser in unserer Zeit an Wichtigkeit stets zunehmenden Wissenschaft. Die mancherlei Irrthümer und Inconsequenzen, an welchen das Buch leidet, haben wir bereits in der „Deutschen Warte", VIII, 21 fg., nachgewiesen, worauf Hr. von Hellwald wol mit einigen beiläufigen Bemerkungen im „Ausland", aber mit keiner Widerlegung geantwortet hat. Es ist daraus zu schließen, daß Hr. von Hellwald diejenigen Rügen, welche er im „Ausland" nicht berührte, als gerechtfertigt anerkennt, und daß dieselben in einer wol nicht ausbleibenden neuen Auflage seines Werks berücksichtigt sein werden; wir unterlassen daher eine Wiederholung derselben, namentlich da wir nicht beabsichtigten, sein Werk zweimal zu besprechen, sondern zu der gegenwärtigen Besprechung ausdrücklich aufgefordert wurden. Nur da, wo wir durch seitherige Studien zu einer Berichtigung unserer in der „Deutschen Warte" ausgesprochenen Ansichten gelangt sind, werden wir, dies offen zugebend, darauf zurückkommen.

Der Verfasser beabsichtigt „den Versuch, die Culturentwickelung der Menschheit im Lichte jener realistischen Weltanschauung zu schildern, die wir heute als das logische Ergebniß unsers Naturwissens betrachten dürfen". Er verzichtet daher darauf, „in den Rahmen dieses Bandes die Culturphänomene aller Zeiten und bei sämmtlichen Völkern der Erde zu zwängen", und will sich damit begnügen, „die leitenden Gesichtspunkte, unter welchen

die Culturgeschichte seines Erachtens behandelt werden soll, festzustellen, und zu deren näherer Begründung das Culturleben der hervorragendsten Völker aller Zeiten anzurufen".

Nach der Ansicht des Verfassers, der sich damit zur Schule Buckle's bekennt, beruht auch die Geschichte der Menschheit auf Naturgesetzen. Er ergeht sich daher im Anfange des Buchs in Betrachtung der Naturkräfte und der Urgeschichte der Erde und der auf ihr lebenden Wesen, wobei er nicht unbedeutende naturwissenschaftliche Kenntnisse an den Tag legte. Vom Menschen sagt er, es sei ein vergebliches Beginnen, für denselben unter den Naturwesen eine Sonderstellung zu beanspruchen. Derselbe könne von dem Naturganzen nicht losgelöst werden; er sei ein Naturproduct, wenn auch das höchste. Die zunehmende Erkenntniß führe zur Aufhebung des Dualismus in der Natur und somit zum Monismus, zur Einheit. Unbekannt sei die Grenze zwischen Pflanze und Thier, haltlos und unbegründet der Unterschied zwischen Thier und Mensch. Der Verfasser bekennt sich zu der übrigens in neuester Zeit nicht nur von dogmatischer, sondern auch von streng naturwissenschaftlicher Seite stark angefochtenen Darwin'schen Theorie. Wir glauben, daß dieselbe noch mannichfachen Modificationen unterliegen werde, wenn ihr auch zugegeben werden muß, daß sie in der Wissenschaft epochemachend geworden ist und zu ganz veränderten Weltanschauungen führen kann. Mit Recht betont der Verfasser, daß es keinen ersten Menschen gegeben, welche Vorstellung auf reiner Willkür beruht; er ist geneigt, anzunehmen, daß die Menschen in Heerden sich zu dem entwickelt haben, als was sie in den ältesten Zeiten ihrer Entwickelung, die uns bekannt sind, erscheinen. Auf die Betrachtung der Urzeit folgt „die Morgenröthe der Cultur", welche der Verfasser mit dem richtigen Nachweise eröffnet, daß die Wissenschaft keine Entartung der Menschheit kenne, sondern in den Urzuständen derselben blos Roheit und Elend, aus welchem sich der Mensch durch Fortschritt erhoben hat. Diesen Fortschritt will von Hellwald jedoch nur als eine Folge des „Kampfes um das Dasein" anerkennen, blos als „eine erhöhte Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Natur zum Vortheil des Menschen, in der Organisation der Gesellschaft, in der Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen, kurz in der Verbesserung der äußern Lebensgestaltung". Der Mensch verbessert sich in seinen äußern Lebensverhältnissen, meint der Verfasser, aber er bessert sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit. Der Fortschritt würde daher nach seiner Ansicht blos egoistischen Motiven entspringen und die Fähigkeiten und Leistungen der Thiere nicht übertreffen. Im Reiche der Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit anerkennt er keinen Fortschritt. Daß wir dieser Ansicht nicht sind, bei welcher eigentlich eine Culturgeschichte geradezu ausgeschlossen wäre, haben wir anderswo gezeigt und werden noch ferner Gelegenheit haben, es zu zeigen. Wir führen hier nur einen kleinen Umstand an. F. von Hellwald sagt, die Geschichte vermöge kein Beispiel zu nennen, daß je eine neue menschliche Leidenschaft, eine neue Gemüthsbewegung entdeckt oder eine solche verschwunden wäre. Nun, im Augenblick wo wir dies lasen, fielen uns schon eine Menge Thatsachen ein, welche diese Ansicht widerlegen. Es ist bekannt, daß wilde Völker von der Liebe keinen Begriff haben, daß dieser Begriff noch bei den Völkern des Alterthums sehr undeutlich war, daß er erst im Mittelalter anfing, Gestalt zu gewinnen, und erst in neuerer Zeit zur aufregenden und begeisterten Leidenschaft geworden ist. Die Freude an der Naturschönheit ferner ist erst seit der Entwickelung des Humanismus allmählich zu verfolgen und erst im 18. Jahrhundert deutlich zu bemerken und ist noch heute blos auf die gebildeten Stände beschränkt. Die Leidenschaft für den Aberglauben, die im Mittelalter zur Hexenverbrennung führte, ist erloschen und nur noch bei ganz rohen Stämmen zu finden. Aehnlich verhält es sich mit der Begeisterung für Dogmen, welche gegenwärtig fast nur noch in erheuchelter Weise vorkommt oder dann bei ganz ungebildeten Individuen. Solcher Beispiele ließen sich noch eine Menge finden. Der Verfasser kommt sodann auf den Ursprung der Religion zu sprechen. Die Frage, ob es Völker ohne Religion gab oder gegeben habe, ist keine offene mehr; es ist, wie Lubbock in seinem neuesten Werke dargethan, erwiesen, daß es Völker ohne Religion gibt, d. h. ohne inneres Bewußtsein höherer Mächte, daß aber allerdings ein in seinen einzelnen Stadien fast unmerklicher Uebergang vom Aberglauben zur Religion stattfindet.

Die Religion stammt ganz gewiß nicht, wie Hr. von Hellwald meint, aus der Verehrung der Stammeshäupter und Vorgesetzten, sondern aus der Furcht vor den Naturkräften, wie sämmtliche Mythen und Religionssysteme der Völker genugsam beweisen. Wir haben das Nähere hierüber in unserer „Deutschen Volkssage" (Leipzig 1874) dargelegt. Die Dolmen sind nicht mehr räthselhaft und scheinen nicht nur Grabstellen gewesen zu sein, sondern sind wirklich solche, da unter ihnen überall Gräber gefunden wurden. Der Verfasser vergißt aber der Menhirs und Cromlechs zu gedenken, welche als Ueberreste eines frühern Steincultus nachgewiesen sind, der bei vielen Völkern noch gegenwärtig geübt wird. In Beziehung auf die Erfindung des Feuers und deren Folgen stellt sich Verfasser wesentlich auf denselben Standpunkt wie Caspari's „Urgeschichte der Menschheit" (vgl. unsere Besprechung derselben in Nr. 27 d. Bl. f. 1873). Die von dem Verfasser getheilte Ansicht von einer geschlechtlichen Anarchie in der Urzeit (Hetärismus) ist, so sehr sich das Gefühl dagegen sträubt, nach den von Lubbock dafür beigebrachten Beweisen wol nicht mehr abzulehnen und wir müssen ihre Richtigkeit anerkennen.

Unter dem Gesammttitel „Aelteste Culturstadien" stellt der Verfasser die Ursprünge der verschiedenen Berufsarten dar, die sich allerdings, wie er richtig sagt, nicht in der hergebrachten Schablone abgelöst haben, so wenig wie das Stein-, Erz- und Eisenzeitalter der Vorzeit. Es werden indessen in anziehender Uebersicht die Urzustände der Jäger- und Fischer-, der Hirten- und der ackerbauenden Völker betrachtet und geschildert. Unter „Volksthum und Geschichte" folgen die Rassenverschiedenheiten, dann der „geographische Gang der Cultur", über welchen wir bereits in der „Deutschen Warte" unsere Ansicht kund gegeben haben. Nun werden die einzelnen Länder der Alten Welt durchgenommen: China, Japan (das jet ch

erst im sogenannten Mittelalter ein Culturstaat wurde), Indien, Eran, Assyrien und Babylon, Medien, Persien, Palästina, Arabien, Phönizien und Aegypten. Bei letzterm Lande nimmt es uns wunder, daß Hellwald sich von der Fabel des hohen Alters, welches dem Staate Meroe in Nubien zukommen, wofür keine ältere Quelle als Diodor spricht, nicht losmachen kann. Ueberdies widerspricht er sich in auffallender Weise. Es heißt S. 204:

Aegypten hat seine Cultur nicht von Aethiopien oder Meroe aus empfangen; allein ebenso voreilig wäre der Schluß, daß die Aethiopier unter den historischen Culturvölkern nicht existirten.

S. 207:

Zu den ursprünglich rohen, nur vom Fischfange lebenden Bewohnern kam bei Beginn des 3. Jahrtausends vor Chr. (?) eine höhere Cultur aus dem Staate Meroe durch ausgewanderte Priester. (Ohne Quellenangabe.)

Diese letztere Fabel ist durchaus aufzugeben. Schon Herodot sagt ausdrücklich (II, 30), daß vielmehr Aethiopien von Aegypten aus civilisirt worden ist. Auch Diodor weiß für seine Behauptung (III, 3—6) keine andere Quelle anzugeben als die Behauptungen der Aethiopen.*)

Ueber den größern Theil der Culturgeschichte Hellwald's können wir uns kurz fassen. Seine Ansicht über die Griechen, die er über alle maßen geringschätzt und denen er sozusagen kein Verdienst zuerkennt, könnten wir nicht noch einmal widerlegen, ohne uns darüber zu empören; wir hoffen aber, der Verfasser werde sie inzwischen im Interesse seiner eigenen Ueberzeugung von der Entwickelung der Völker abgeändert haben und auch diesem Volke, das zwar große Fehler, aber auch unschätzbare Vorzüge besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sehr günstig mußten wir uns bereits über die Behandlung der römischen und der islamitischen Welt durch Hellwald aussprechen. Sehr tadeln mußten wir dagegen seine ungerechtfertigte und seiner Grundidee diametral widersprechende Polemik gegen den Protestantismus und gegen republikanische Gesinnung, welche doch so gut Ergebnisse natürlicher Entwickelung sind wie der Katholicismus und die Monarchie, in welchen von Hellwald das Heil der Welt zu finden scheint, was um so unbegreiflicher ist, als er sich aller Dogmatik gegenüber durchaus negativ verhält. Wir hoffen zuversichtlich, der geehrte Verfasser werde auch diese Einseitigkeiten und Inconsequenzen künftig als überwundene Standpunkte verwerfen und wir werden ihm bei nächster Gelegenheit als Mitstrebendem näher stehen.

2. Die Juden in Spanien. Eine historische Skizze. In Bruchstücken vorgetragen im historischen Seminar der münchener Universität von J. S. Bloch. Leipzig, Leiner. 1875. Gr. 8. 3 M.

Diese interessante Monographie findet die ersten geschichtlichen Spuren jüdischer Bewohner auf der iberischen Halbinsel unter der römischen Herrschaft. Sie wurden dort nicht nur geduldet, sondern auch sehr geachtet, und dies dauert auch fort, als das Christenthum zur Herrschaft gelangt und als die Westgothen das Land eroberten, unter letztern jedoch nur so lange, als die arianische Richtung obenan war. Sowie dieselbe von der orthodoxen Partei gestürzt war (unter König Rekkared), begannen die Verfolgungen der Juden, d. h. von seiten der Geistlichkeit; denn es dauerte lange, ehe das Volk von seinen „Hirten" gegen die Volksgenossen des Erlösers sich aufhetzen ließ. Kurze Zeit vor der maurischen Eroberung Spaniens befahl das westgothische Gesetzbuch, die Ausübung des jüdischen Ritus durch Feuer oder Steinigung zu bestrafen, und die Richter mußten bei der Execution Geistliche zuziehen. Noch unmenschlichere Verordnungen folgten. Aber das Leiden war nur von kurzer Dauer. Die erobernden Mauren und Araber brachten den Juden Befreiung und dem unter den Gothen verwilderten Volke Ordnung und Bildung. In blendenden Farben wird die glänzende Culturperiode unter den Khalifen von Cordova geschildert. Unter den von ihnen begünstigten Gelehrten bildeten die Juden einen bedeutenden Theil, namentlich gab es unter ihnen große Aerzte und Staatsmänner, Dichter und Gelehrte. Im 11. Jahrhundert war der Jude Samuel Großvezir des Khalifen. Als Philosoph und Dichter zeichnete sich der Jude Gabirol aus. Das Beispiel der arabischen Herrscher bewirkte sogar, daß auch die christlichen Könige Spaniens, deren Reiche sich nach und nach vergrößerten, den Juden bürgerliche Gleichstellung mit den Christen gewährten. Ja, als die toleranten Araber im mohammedanischen Spanien den fanatischen Mauren aus Marokko erlagen, mußten die Juden in die christlichen Staaten fliehen, waren dort wohlgelitten, und es blühten unter ihnen in Toledo Abraham Ibn Esra und andere große jüdische Gelehrte. Endlich aber gelang es dem Papstthum und seinen Verfechtern, die christlichen Spanier gegen die Juden einzunehmen. Es begannen Anfang des 14. Jahrhunderts Judenmetzeleien vorzukommen. Aber noch gab es Könige und sogar Bischöfe, welche dem Glaubenshasse Einhalt thaten. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts jedoch wurde die Verfolgung allgemein. Blutbäder wurden unter den Juden angerichtet. Tausende ließen sich aus Todesangst taufen, um im geheimen das Christenthum noch mehr hassen zu lernen, so wie es sich zeigte. Die Inquisition begann ihre blutigen Feldzüge, besonders unter der Regierung des „katholischen" Ferdinand und der Isabella. Das Folgende ist bekannt; es heißt: Torquemada, Ximenes und Philipp II. Wir konnten hier nur eine kurze Skizze geben; das Büchlein selbst enthält eine kostbare Menge von Material, das streng geschichtlich und ohne Leidenschaft verwerthet ist.

Otto Henne-Am Rhyn.

*) Für eine spätere Auflage wäre eine gründliche Revision des ersten Satzes auf S. 204 sehr rathsam.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am 6. und 7. Mai fanden in Weimar die Aufführungen des Goethe'schen „Faust", und zwar des ersten und zweiten Theils, in der neuen Einrichtung von Otto Devrient statt, welche die Dreitheilung der Bühne zur Voraussetzung hat; es war von vornherein zweifellos, daß diejenigen Scenen der Dichtung, welche einen volksthümlichen Charakter haben und sich zu gruppenweiser Vorführung eignen, auf dieser nachgeahmten mittelalterlichen Bühne mit einem gewissen anheimelnden Grundton des scenischen Colorits zur Darstellung kommen würden, und dabei mußte es ganz gleichgültig scheinen, ob diese Scenen im Himmel oder auf Erden spielten; denn das mittelalterliche Passionsdrama bebte ja vor himmlischen Vorgängen nicht zurück. In diesen Bühnenrahmen paßte daher zum ersten male auch das „Vorspiel im Himmel", wenngleich der Gottvater der Dichtung für das so wenig naive Bewußtsein der Gegenwart durch eine andere bühnenmögliche Figur ersetzt werden mußte. Auch die „Walpurgisnacht" brauchte nicht ganz wie bisher von der Bühne ausgeschlossen zu werden, und die schattenhafte Gestalt Gretchen's brachte bei der Aufführung eine unerwartete Wirkung hervor. Der Rabenstein, früher das Kreuz der Regisseure, ist schon lange gänzlich von der Bühne verschwunden; eine Zeit lang sprachen Faust und Mephisto noch die darauf bezüglichen Worte und es blieb der Phantasie der Zuschauer übrig, sich das Bild dazu zu schaffen; später wurden diese Worte meistens gestrichen. In dem volksthümlichen Rahmen der dreigetheilten Bühne durfte auch der Rabenstein nicht fehlen. Außerdem sind es aber besonders die Gruppenscenen, welche bei dem neuen Arrangement ausnehmend gewinnen: der Spaziergang, die Scene in Auerbach's Keller, die Kirchenscene. Der Phantasie des Regisseurs ist hier ein weiterer Spielraum für Erreichung einer Gesammtwirkung geboten, und Otto Devrient hat diesen Spielraum zu geschickten Arrangements benutzt. Dagegen erwies sich die complicirtere Bühneneinrichtung weniger günstig für Situationen der innerlichen Einkehr, für alle Scenen, wo der Monolog und Dialog vorwiegt; denn hier wurde der Sinn des Publikums durch eine Verschwendung der unbenutzten scenischen Möglichkeiten theils abgelenkt, theils unbefriedigt gelassen.

Wenn in dem ersten, auf den Bühnen eingebürgerten Theil des „Faust" es darauf ankam, einzelne Scenen der Bühne zu erobern, andere in einem bewegtern Bilde vorzuführen: so fand der zweite Theil, trotz einzelner Versuche der Aufführung in Hamburg, Leipzig u. a., noch eine tabula rasa vor; denn seine Bühnenmöglichkeit ist noch nicht bewiesen, und ein neuer Versuch, sie zu beweisen, mußte von besonderm Interesse sein. Je mehr es der Dichtung in diesem Theil an innerlicher Vertiefung fehlt, je mehr sie auf äußerliche, besonders allegorische Schaustellungen ausgeht, je mehr, mit einem Wort, sich dieser Theil in ein Passionsdrama verwandelt: desto mehr mußte die alte Bühnenform der Passionsdramatik hier eine günstige Wirkung versprechen. Die Gruppe, und zwar die allegorische Gruppe, ist in dem kaleidoskopischen Spiele der wechselnden Scenen die vorherrschende Figuration; für Gruppenbilder aber ist der dreifache Rahmen wie geschaffen. So gestalteten sich die Hofscenen, die Helenascenen und die Scenen des letzten Acts zu besonderer Wirkung; weniger Eindruck machte die classische Walpurgisnacht und die Flasche mit dem Homunculus. Die geniale Lassen'sche Musik hob die Aufführung, die als ein entschieden interessantes Experiment und ein Verdienst des Barons von Loën und des Regisseurs Otto Devrient zu betrachten ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer unserer fleißigsten und tüchtigsten Mitarbeiter, Adolf Zeising, der sich als Kritiker durch die eingehende und wohlwollende Behandlung der von ihm besprochenen Werke auszeichnete, ist nach jahrelangen Leiden in München am 27. April 1876 gestorben. In ihm hat die deutsche Literatur einen vielseitigen, rastlos strebenden Schriftsteller verloren, der sich besonders auf dem Gebiete der Aesthetik durch exacte Forschungen auszeichnete. Geboren am 24. September 1810 zu Ballenstedt am Harz als Sohn eines Musikers, besuchte er das Gymnasium zu Bernburg, dann die Universitäten zu Halle und Berlin; später wurde er Professor an dem Gymnasium, dem er seine erste wissenschaftliche Bildung verdankte. Seine literarischen Sporen verdiente er sich als Lyriker in den dreißiger Jahren und zwar in dem Chamisso-Schwab'schen „Musenalmanach" durch einen Liedercyklus „Die Wolken". Im Jahre 1846 trat er in den Kreis der politischen Lyriker mit „Zeitgedichten", die er 1846 herausgab, die aber als gefährliche Waare eingestampft wurden. Einzelne Gedichte athmeten eine patriotische Begeisterung, die damals freilich noch geächtet war. Im Jahre 1848 betheiligte sich Zeising an der politischen Bewegung und wurde auch in den Landtag von Anhalt-Bernburg gewählt. In der darauffolgenden Reactionsepoche war er der Regierung misliebig, wurde zurückgesetzt und ging zuletzt 1853 mit einem Theil seines Gehalts nach Leipzig und 1856 nach München. Im Jahre 1854 war seine „Proportionslehre" erschienen, in der er als Wiedererwecker der Lehre des Goldenen Schnittes seinen Beruf für die Aesthetik glänzend bewährte. Diese Lehre knüpft sich seitdem an seinen Namen; sie behauptet, daß, wenn ein Ganzes in ungleiche Theile getheilt werden soll, dies logisch und wohlgefällig am besten geschieht, wenn der kleine Theil sich zum größern verhält, wie der größere zum Ganzen. Zeising wies nach, wie diese Theilung in der Gliederung des menschlichen Körpers, in der Blattstellung der Pflanzen, in der Praxis der großen Meister der Baukunst und Malerkunst verwirklicht sei. Denselben Zug, für die Lehre des Schönen exacte Grundlagen zu finden, bewährte er in seinen ästhetischen Studien über geometrische und stereometrische Form (Cotta'sche „Vierteljahrschrift", 1868 und 1869) und in der reichen Beispielsammlung, mit der in seinen „Aesthetischen Forschungen" (1854) die Lehren vom Erhabenen, Tragischen und Komischen illustrirte.

Als Dramatiker hat sich Zeising mit einer Tragödie „Kaiserin Eudocia" versucht, die von den Preisrichtern des von König Max eingesetzten Comités zur Aufführung empfohlen und auch in München gegeben wurde. In seinen Romanen suchte er seiner ästhetischen Bildung in der Darstellung künstlerischer Lebensverhältnisse eine für das große Publikum anziehende Unterlage zu geben; in den mehr humoristischen verleugnet sich die Vorliebe für das Barocke nicht; wir erwähnen: „Meister Ludwig Tieck's Heimgang" (1854), „Reise nach dem Lorberkranz, humoristisches Lebensbild" (2 Thle., 1861), „Gunst und Kunst, Roman aus den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts" (3 Bde., 1865), „Hausse und Baisse" (3 Bde., 1864) und seinen letzten Roman „Joppe und Krinoline" (3 Bde., 1875), der auf einem mehr dorfgeschichtlichen Hintergrund die Tendenz nach der Ausgleichung der Stände durchführt. Sein philosophisches Werk: „Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche" (1863), steht in metaphysischer Hinsicht auf dem Standpunkt des theistischen Pantheismus, der Fichte-Ulrici'schen Richtung, und berührt sich vielfach mit Melchior Meyr; im Kampf zwischen Kirche und Staat steht er entschieden auf Seite des letztern und nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein wie Frohschammer.

Bibliographie.

Adalbert, C., Das Buch mit sieben Siegeln. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Andree, K., Geographie des Welthandels. Mit geschichtlichen Erläuterungen. 2te ergänzte Aufl. von R. Andree. 1ste Lfg. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 1 M.

Becker, J. H., Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Mit Einleitung von F. v. Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Berndal, C. G., Ansichten über Errichtung einer dramatischen Hochschule. Berlin, Behr. Gr. 8. 50 Pf.

Berthold, T., Im Freien. Naturbilder. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Blätter aus dem Tagebuche eines hannoverschen Officiers aus den Jahren 1848 und 1849. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Blind, C., Preußens Verdienste um Deutschland im 19. Jahrhundert. Festrede. Köln, Römke u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Blumenthal, O., Vom Hundertsten in's Tausendste. Skizzen. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 3 M.

Brink, J. ten, Der Schwiegersohn der Frau v. Roggeveen. Dem Holländischen nacherzählt von A. Glaser. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 10 M.

Brunold, F., Literarische Erinnerungen. 2 Bde. Zofingen, Schauenberg-Ott. 8. 4 M.

Dalton, H., Rembrandt und seine Gemälde in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 60 Pf.

Detlef, K., Benedikta. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

— — Ein Dokument. Roman. 1ster Halbbd. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckstein, E., Katheder und Schulbank. Neue Gymnasialhumoresken. Leipzig, Expedition des literarischen Wochenberichts. 8. 1 M.

Ehrenfeuchter, F., Christenthum und moderne Weltanschauung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 8 M.

Eliot, George, Daniel Deronda. Deutsch von A. Strodtmann. 1ster Halbbd. Berlin, Paetel. 8. 2 M. 50 Pf.

Fechner, G. T., Vorschule der Aesthetik. 1ster Thl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Fischer, R., Der Credit. Oeffentlicher Vortrag. Gera, Hasenpflug. Gr. 8. 50 Pf.

Fraas, O., Drei Monate am Libanon. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 2 M.

Pädagogische Fragen. 2tes Heft: Ueber das Lügen und die Erziehung zur Wahrhaftigkeit. Von O. Schäfer. Frankfurt a/M., Zimmer. Gr. 8. 1 M.

Friedberg, E., Verlobung und Trauung. Zugleich als Kritik von Sohm: Das Recht der Eheschliessung. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 M.

Frohschammer, J., Das Christenthum Christi und das Christenthum des Papstes. Elberfeld, Loll. Gr. 8. 75 Pf.

Gasparin, Graf A. de, Das apostolische Jahrhundert, Konstantin, Innocenz III. Hauptzüge aus der Geschichte des Christenthums. In sieben Vorträgen erörtert. Aus dem Französischen in das Deutsche übertragen von Graf und Gräfin Wrschowetz Sekerka v. Sedczicz. Schloß Lagow. Gr. 8. 3 M.

Goll, J., Die französische Heirath. Frankreich und England 1624 und 1625. Prag, Calve. Gr. 8. 2 M.

Grigorjew, W. W., Die Nomaden als Nachbarn und Eroberer civilisirter Staaten. Zwei Vorträge. St. Petersburg, Röttger. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Grube, A. W., Streiflichter auf die Wandlungen und Schwankungen im neuhochdeutschen Sprachgebrauch. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gutzkow, K., Börne's Leben. Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Philosophie der That und des Ereignisses. Ueber Theaterschulen. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Hausrath, A., David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. 1ster Thl. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 8 M.

Heigel, K., Neue Erzählungen. (Benedictus — Baron Riedgras in der Residenz.) 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 5 M.

Heinrich, J. B., Joseph Görres. Gedächtnißrede. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Pf.

Heyden, F. v., Die Salicylsäure und ihre Anwendung in der Medicin, der Technik und im Hause. Leipzig, Barth. Gr. 8. 80 Pf.

Hugo, V., Thaten und Worte. Gesammelte Reden. 1ster Bd.: Vor dem Exil. 1841—1851. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Der Humor im Reichstage. Von Anselmus Facetus. 1stes Hft.: Reichstag des Norddeutschen Bundes. Berlin, A. Schindler. 8. 60 Pf.

Jókai, M., Der neue Gutsherr. Humoristischer Roman in 2 Bdn., aus der Zeit der Bach-Husaren in Ungarn 1849—1859. Dresden, Wallerstein. Gr. 16. 9 M.

Kapp, F., Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse. 2 Bde. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 M.

Ketteler, W. E. Freih. v., Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken? 1ste u. 2te Aufl. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 75 Pf.

Kirchmann, J. H. v., Die Bedeutung der Philosophie. Ein Vortrag. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 30 Pf.

Knecht, F. J., Die Früchte der badischen Schulreform und der neue Gesetzentwurf über zwangsweise Einführung der gemischten Schule. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. 2ter Bd. 2tes Heft: Die Ereignisse von den Vorbereitungen zur Ergreifung der Offensive über den Mincio bis zum Waffenstillstande von Villafranca, 22. Juni bis 7. Juli. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 M.

Lessing's, G. E., 54 zum Theil noch ungedruckte dramatische Entwürfe und Pläne. Herausgegeben von R. Boxberger. Berlin, Hempel. 8. 4 M.

Ludwig, H., Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Maier, F., Versuch einer „monistischen" Begründung der Sittlichkeitsidee. Ein Beitrag zum Culturkampf. Stuttgart, Wittwer. Gr. 8. 60 Pf.

Mainländer, P., Die Philosophie der Erlösung. Berlin, Grieben. Gr. 8. 10 M.

Majunke, P., Die Ohnmacht der modernen naturwissenschaftlichen „Forschungen". Studien aus Büchner und Darwin. Berlin, Verlag der Germania. Gr. 8. 30 Pf.

Meltzer, O., Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen. Ein Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. 2te, völlig umgearbeitete Auflage. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 4 M.

Meyer, J., Durstige Lieder. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Michelis, F., Haeckelogonie. Ein akademischer Protest gegen Häckel's „Anthropogenie". 2te mit einer kritischen Abrechnung als Vorwort versehene Auflage. Bonn, Neusser. Gr. 8. 3 M.

Ein praktisches Mittel gegen den Ultramontanismus. Real-politische Studie. Elberfeld, Loll. Gr. 8. 1 M.

Müller, C. W., Am Abgrund. Eine kleine Erzählung aus großer Zeit. Herborn, Buchhandlung des nassauischen Colportage-Vereins. 8. 60 Pf.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. 16ter Bd.: Darwinismus und Thierproduktion. Von C. E. R. Hartmann. München, Oldenbourg. 8. 3 M.

Oberleitner, K., Alexander's Zug nach Persien. Drama. Wien, Perles. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Raab, F., Aus Vindobona. Gedichte in antiker Weise. Wien, Hölder. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Hamburger Reise-Bibliothek. 1ster Bd.: Aus der Gesellschaft. Zwei Novellen von R. Müldener. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 16. 1 M.

Reissig, A., Jean Baptiste Molière's Leben und Schriften und sein Don Juan. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Resch, A., Das Formalprinzip des Protestantismus. Neue Prolegomena zu einer evangelischen Dogmatik. Mit Vorwort von D. Dorner. Berlin, Berggold. Gr. 8. 3 M.

Retcliffe, Sir J., Biarritz. 2te Abth.: Um die Weltherrschaft. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Liebrecht. 8. à 60 Pf.

Transatlantische Roman-Bibliothek. 1ster Bd.: Voreilige Schlüsse. Novelle von W. D. Howells. Autorisirte Uebersetzung von Minna Wesselhoeft. Stuttgart, Auerbach. 8. 3 M.

Rothschild, E., Ideen über Umwandlung sämmtlicher deutschen Bahnen zu Reichseisenbahnen. Braunschweig, Ramdohr. Gr. 8. 20 Pf.

Sacher-Masoch, Die Ideale unserer Zeit. Roman in vier Büchern. 3te Aufl. Bern, Haller. 8. 12 M.

Scheve, G., Das Papstthum und die deutschen Frauen. Ein Brief an eine Freundin. Mit einer Antwort auf die Thatsachenentstellung in Reichensperger's „Culturkampf oder Friede in Staat und Kirche". Berlin, van Muyden. Gr. 8. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Graf Ketlan, der Rebell. Roman aus dem ungarischen Tieflande. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 6 M.

Schlesinger, M., Die gedungene Berliner Revolverpresse. Ein Zeitbild. Berlin, Berliner Buchhandlung. Gr. 8. 20 Pf.

Schumann, J. C. L., Die ächte Methode Wolfgang Ratke's. Ein Beitrag zur Lösung der Ratke-Frage. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schuster, P., Ueber die erhaltenen Porträts der griechischen Philosophen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 4 M.

Schwartz, M. S., Das Mädchen von Korsika. Roman. Aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 M.

Schwarz, B., Aus dem Osten. Reisebriefe aus Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Türkei und Kleinasien. Chemnitz, May. 8. 3 M.

Schücking, L., Der Doppelgänger. Roman. Stuttgart, Simon. 8. 5 M.

Schützenberger, P., Die Gärungserscheinungen. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, XXIII. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Seber, J. B., Gründe und Zwecke der Strafe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sievert, K. S., Erzählungen vom Lande. 1ster Bd. Berlin, Denicke. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Deutsches Theater. Herausgegeben von C. A. Görner. 34stes Bdchn.: Die Nachtigall aus dem Bäckergang. Volksstück von J. Stinde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 M. 50 Pf.

Sozialistische Theaterstücke. Nr. 2: Preß-Prozesse oder die Tochter des Staatsanwalts. Lustspiel von M. Kegel. Zürich, Volksbuchhandlung. 8. 30 Pf.

Thilo, Amalie, Die Bildung der Frau in Beziehung auf ihre nationale Aufgabe. Ein Wort zu den Reformen des weiblichen Schulwesens. Breslau, Schletter. Gr. 8. 30 Pf.

Vacano, E. M., Am Wege aufgelesen. Novelle. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 M.

Valta, M., Zins und Discont als transscendente Funktion der Zeit nachgewiesen und mit einer Kapitals-Ephemeride versehen. München, Stahl. Gr. 8. 80 Pf.

Varnbüler, Freih. v., Soll das Reich die deutschen Eisenbahnen erwerben. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 M. 60 Pf.

Venus-Lieder. Leipzig, O. Schulze. 8. 1 M. 50 Pf.

Vincenti, C. v., Die Ehe im Islam. Wien, Faesy u. Frick. 8. 60 Pf.

Verne's, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 3te Serie. 1ste bis 16te Lfg.: Die geheimnißvolle Insel. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 50 Pf.

Weech, F. v., Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. 1ste bis 4te Lfg. Leipzig, Lange. 4. à 30 Pf.

Zimmermann, K., Im Cantonnement. Drei lustige Soldatengeschichten. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

— — Bei der Gepäck-Colonne. Heitere Soldatengeschichten. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

— — Kaserne und Wachtstube. Heitere Soldatengeschichten. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

— — Manöver-Abenteuer. Drei lustige Soldatengeschichten. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

— — Gefreiter Caspar Schulze. Garnisongeschichten. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

— — Zweierlei Tuch. Erzählungen aus dem Soldatenleben. Elberfeld, Püttmann. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geld und Geldverkehr.

Von

W. Stanley Jevons,

Professor der Logik und Volkswirthschaftslehre an Owens College in Manchester.

8. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek XXI. Band.)

Die Literatur über die Wissenschaft vom Gelde ist in neuerer Zeit zu einem kaum übersehbaren Umfange angewachsen. Man wird es daher dem Verfasser des vorliegenden Werks, dem englischen Nationalökonomen Jevons, Dank wissen, dass er das Interessanteste und Wichtigste aus der Masse des Stoffs herausgehoben und hier in zusammenhängender, fesselnder Darstellung den Lesern vorführt.

Bd. 1—20 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" enthalten:

1. **J. Tyndall.** Das Wasser in seinen Formen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. **Oscar Schmidt.** Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. **A. Bain.** Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. **W. Bagehot.** Der Ursprung der Nationen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. **H. Vogel.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
6. 7. **E. Smith.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
8. **E. Lommel.** Das Wesen des Lichts. Darstellung der physikalischen Optik. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. **Balfour Stewart.** Die Erhaltung der Energie. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. **J. Bell Pettigrew.** Die Ortsbewegung der Thiere. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. **H. Maudsley.** Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. **J. Bernstein.** Die fünf Sinne des Menschen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. **J. W. Draper.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
14. 15. **H. Spencer.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
16. **Josiah P. Cooke.** Die Chemie der Gegenwart. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. **K. Fuchs.** Vulkane und Erdbeben. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. **P. J. van Beneden.** Die Schmarotzer des Thierreichs. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
19. **K. F. Peters.** Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
20. **William Dwight Whitney.** Leben und Wachsthum der Sprache. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Städte- und Culturbilder aus Nordamerika.

Von

Friedrich Ratzel.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 Mark. Geb. 10 Mark.

Diese getreuen und anziehenden Schilderungen aller bedeutendern Städte und Landschaften im Norden, Süden und Westen der Union geben in ihrer Zusammenfassung ein allgemeines Bild von der Topographie, dem Handel und Verkehr, den Bildungszuständen, dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Nordamerikas. Das Werk ist somit besonders auch als Reisebegleiter zur Industrieausstellung in Philadelphia zu empfehlen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Wandertage eines Naturforschers. Zwei Theile. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Immer mehr gelangt diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden dritten Auflage wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

Das Gedicht liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Premier livre

de lecture, d'écriture et d'instruction allemande

à l'usage de la maison et des écoles.

Par **B. Sesselmann.**

Cinquième édition. In-8. Geh. 60 Pf.

Ein bereits in fünfter Auflage vorliegendes Elementarbuch, das, nach einer höchst praktischen Methode bearbeitet, die französische Jugend mit Leichtigkeit in die ersten Grundlehren der deutschen Sprache einführt.

Im Anschluss hieran erschien von demselben Verfasser:

Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises. 3me édition. In-8. Geh. 1 M. 20 Pf.

Méthode de lecture ou Syllabaire allemand. In-8. Cart. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 25. Mai 1876.

Weltanschauungen zweier Naturforscher.

1. Die Weltanschauung des Naturforschers. Von Ernst Hallier. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 4 M.
2. Die Weltzellen. Mit Betrachtungen über die Glaubensbekenntnisse. Von Heinrich Baumgärtner. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Neben jener Unzahl von Naturforschern, die, ganz in ihre Specialforschung vertieft, von der Beobachtung und dem Experiment absorbirt, sich nie über die bloße Empirie zur Philosophie, nie über das Einzelwissen zu einer Gesammtweltanschauung erheben, gibt es immer auch einige Wenige, denen das Einzelwissen nicht genügt, die vielmehr in dem richtigen Gefühl, daß das Einzelne nur aus dem Ganzen richtig erkannt und begriffen werden kann, nach einer Erkenntniß des Ganzen, nach einer einheitlichen, alles Besondere und Einzelne umfassenden Weltanschauung streben.

Zu diesen Wenigen gehören die beiden Genannten, wie aus ihren vorliegenden, Naturwissenschaft mit Philosophie verbindenden Schriften zu ersehen ist. Stehen diese Schriften gleich auf verschiedenem Standpunkte, so haben sie doch dieses miteinander gemein, daß sie ebenso der Naturwissenschaft wie der Philosophie gerecht zu werden suchen.

Der Verfasser der zuerst genannten Schrift steht im wesentlichen noch auf Kant'schem Standpunkte. Seine Philosophie ist der Kant'sche Kriticismus, jedoch in der Form, die derselbe bei Fries und dessen Schüler Apelt angenommen hat. Fries gelangte bekanntlich durch Verschmelzung Jacobi'scher Anschauungen mit der Kant'schen Philosophie zu der Lehre, daß das Sinnliche Object des Wissens, das Uebersinnliche Object des Glaubens (des Vernunftglaubens), die Offenbarung des Uebersinnlichen im Sinnlichen aber Object der Ahnung sei. Diese, auch von Apelt in seinen Schriften weiter ausgeführte Lehre bildet nun den Grundgedanken der vorliegenden Schrift Hallier's (Nr. 1). „Wie verhalten sich die beiden mächtigen Geisteswaffen: Naturwissenschaft und Kriticismus zueinander? Das zu zeigen ist der Hauptzweck vorliegender Schrift" — sagt der Verfasser selbst im Vorwort, und er hat es gezeigt von dem angegebenen Fries-Apelt'schen Standpunkte aus.

In dem neunten Kapitel: „Die Unvollendbarkeit der Naturwissenschaften und der Ursprung der Ideen", wirft der Verfasser die Frage auf: welches Verhältniß hat die Naturforschung zu unserm ganzen übrigen Dasein; behandelt sie all unser Denken, Empfinden und Handeln erschöpfend, oder gibt es noch Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt? Hierauf antwortet er nun mit Berufung auf das in den frühern Kapiteln Ausgeführte: wissenschaftliche Darstellung kann nur von Naturvorgängen, von Veränderungen in Raum und Zeit gegeben werden, denn alle unsere Erkenntniß ist immanent, d. h. sie kann aus den rein anschaulichen Formen von Raum und Zeit nicht heraus. Nun gibt es aber doch Dinge oder vielmehr Vorstellungen von Dingen, die über die wissenschaftliche, in den Formen von Raum und Zeit befangene Auffassung hinausgreifen. Und diese entspringen mit Nothwendigkeit aus unserer Vernunft. Sie sind derselben wesentlich, unaufgeblich, treten bei jedem Culturvolk hervor und spielen eine bedeutende Rolle im Leben der Menschen. Es sind dies die übersinnlichen, transscendenten Ideen, die Ideen der Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit. Untersuchen wir nun, wie diese sich dem Ganzen unserer Erkenntniß gegenüberstellen, so finden wir die merkwürdige Thatsache, daß sie demselben geradezu entgegengesetzt sind. Die Naturwissenschaft zeigt, daß alle Zustände der Dinge bedingt sind; in der Idee der Gottheit dagegen liegt das Walten einer unbedingten Macht. Die naturwissenschaftliche Auffassung zeigt auch die Bedingtheit unsers Geisteslebens; die Idee der Freiheit dagegen macht den Geist nach sittlichem Maßstab für seine Handlungen verantwortlich. Die

Naturwissenschaft negirt das Fortleben des Geistes nach dem Ableben des Körpers; der Idee nach hingegen ist der Geist ein ewiges, unvernichtbares Wesen.

Dieser Gegensatz führt nach dem Verfasser zu dem Dilemma: Entweder erfüllen uns die Ideen mit Ansprüchen, die niemals erfüllt werden können; sie wären also ein bloßes Gaukelspiel unserer Vernunft, dem alle Menschen zufolge der Natur ihrer Vernunft in gleicher Weise unterworfen sind. Oder es muß unserer natürlichen Auffassung der Dinge ein Mangel ankleben, der durch die Ideen ergänzt oder wenigstens beleuchtet wird.

Der Verfasser entscheidet sich für das letztere. Die naturwissenschaftliche Forschung ist nach ihm sich selbst genug, solange wir auf ihrem Boden verharren; aber sobald wir sie mit dem Ganzen unsers Geisteslebens und seiner Ansprüche vergleichen, zeigt sie sich als höchst unvollkommen; denn sie kommt nie zu Ende, kommt nicht zum letzten Ansichseienden, sondern schreitet immer nur von Bedingtem zu Bedingtem fort. Der Verfasser weist dies an dem Kant-Laplace'schen Weltsystem nach und sagt alsdann:

Wie seltsam! Unsere Vernunft fordert Vollständigkeit der Erkenntniß, und gerade die Wissenschaft zeigt sich als unvollendbar, also mangelhaft. Es ist ein Leichtes, den Nachweis zu führen, daß alle unsere wissenschaftliche Erkenntniß mit diesem Mangel behaftet ist. Nicht den kleinsten Körper vermögen wir vollständig zu erklären.

Die Atome geben nach dem Verfasser keine Erklärung, die befriedigen könnte. Die Atomistik verwickelt sich in Widersprüche. Die ganze Naturforschung ist nur eine Art, die Erscheinungen in bestimmter Ordnung aufzufassen; an das wahre Wesen der Dinge reicht sie mit ihren Maßstäben, Raum und Zeit, niemals heran. Die ganze Natur ist uns erklärlich nach Naturgesetzen, sobald uns einmal für einen bestimmten Moment die Zusammensetzung gegeben ist. Alles übrige folgt dann nach dem Causalgesetz und dem Gesetz der Wechselwirkung von selbst und läßt sich berechnen. Aber die ursprüngliche räumliche Anordnung der Körper ist und bleibt dabei für uns ganz zufällig.

Es ist daher nach dem Verfasser zweierlei klar: jeder Versuch, innerhalb der Kette der Naturerscheinungen eine supranaturalistische Kraft, eine Gottheit als Erklärungsgrund einführen zu wollen, ist überflüssig und deshalb gänzlich verwerflich, denn die Naturgesetze reichen zur Erklärung der Erscheinungen vollständig aus. Nicht minder aber steht es fest, daß unsere Naturauffassung gänzlich rathlos dasteht gegenüber der Frage nach der ursprünglichen räumlichen Anordnung der Materie. Diese erscheint uns als rein zufällig, und nur in der Idee vermögen wir uns von dieser Zufälligkeit loszumachen:

In zweifacher Weise also ist unsere Naturerkenntniß unvollständig, erstlich weil sie uns nicht zur Erkenntniß des Anfangszustandes führt, und zweitens weil uns die Materie niemals Gegenstand einer vollständigen Erkenntniß wird. Es bleibt also für die Naturwissenschaft unbeantwortbar die Frage stehen nach dem Ursprung der Materie und dem Grunde der Zusammensetzung der Welt. Die Einheit der Vernunft fordert die Beantwortung dieser Fragen, und das führt zur Idee eines Schöpfers der Welt, welcher zugleich der Grund für die Form ihres Daseins wäre.

Warum aber, fragt der Verfasser, ist die Vorstellung der Gottheit diejenige einer Person? Er antwortet:

Wäre sie es nicht, so würde diese Idee uns keine genügende Lösung des Postulats der Einheit und Vollendung geben. Ist die letzte Ursache der Dinge ohne Wesenheit, so kann sie ja nur wiederum eine Form sein, wie der Raum, und es würde die Forderung nach Ausfüllung dieser Form immer noch bestehen bleiben. Es kann also die Idee der Gottheit nur die Idee eines höchsten Wesens sein, einer ewigen und heiligen Persönlichkeit.

Andererseits behauptet aber der Verfasser, daß wir uns von Gott gar keine positiven Vorstellungen machen können, daß die Idee der Gottheit, obgleich von allen am festesten in unserer Vernunft gelegen und die ursprünglichste von allen, dennoch die dunkelste aller unserer Vorstellungen sei, und er warnt vor Anthropomorphismus. Zu der Annahme der drei Kant'schen Ideen gesellt der Verfasser noch die der vier Kant'schen Antinomien:

In unserer Vernunft finden sich infolge ihrer sinnlichen Auffassung einerseits und ihrer Forderung nach Vollendung andererseits vier vollständige Widersprüche oder Antinomien, den vier Momenten der Kategorientafel gemäß. Die Naturanschauung fordert einen grenzenlosen Raum und eine anfangslose Welt. Die Idee verlangt eine Schöpfung der Welt und eine Abgrenzung im Raum. Die Naturanschauung behauptet, daß wir bei fortgesetzter Theilung der Materie niemals auf das Einfache gelangen. Nach der Idee setzen wir voraus, daß alles aus einfachen Theilen bestehe. Die Naturanschauung läßt alles, was geschieht, nach Naturgesetzen folgen. Die Idee zeigt, daß es außer dem Naturgesetz noch eine Causalität des freien Willens gebe. Die Naturanschauung kennt keine Ursache der Welt, welche ein nothwendiges Wesen (Gott) wäre. Die Idee verlangt eine Gottheit als Urheber der Welt.

Diese Widersprüche lösen sich nach dem Verfasser sehr einfach durch unsere Doppelnatur. Es gibt nicht zwei Welten, eine geistige und eine körperliche. Wol aber gibt es verschiedene Weltanschauungen, welche ganz gleichberechtigt dastehen und in der Lehre von der sinnlich beschränkten Natur unserer Vernunft ihre vollkommene Lösung finden. Jene Sätze, welche aus der Idee entspringen, deuten auf das Sein der Dinge an sich, und da dieses uns wegen der Sinnlichkeit unserer Vernunft dunkel bleiben muß, so treten jene Sätze nothwendig in Widerstreit mit denen, welche der sinnlichen Auffassung entsprechen:

Wir können daher einer und derselben Welt eine ideale und eine natürliche Weltanschauung abgewinnen. Mit der idealen Anschauung beginnt der Mensch, sowol der einzelne als auch im Völkerleben. Später tritt die Naturanschauung dazwischen. Diese scheint der idealen Auffassung vollständig zu widersprechen. So fällt der Einzelne wie die ganze Nation aus dem Idealismus in den Realismus. Erst der vollkommen Gebildete sieht ein, daß sich die natürliche und die ideale Auffassung sehr wohl verbinden lassen, sobald man zu der Einsicht kommt, daß es nur verschiedene Anschauungen einer und derselben Welt sind und worin diese Verschiedenheit liegt.

Der Gegensatz zwischen idealer und natürlicher, d. h. zwischen der auf das Sein an sich und der auf die räumlich-zeitliche Erscheinung sich beziehenden Weltanschauung ist nach dem Verfasser identisch mit dem Gegensatz zwischen Glauben und Wissen. Beide, Glauben und Wissen, beziehen sich auf eine und dieselbe Welt, aber beide in ganz verschiedener Weise:

Das Wissen ist die Erkenntniß innerhalb der immanenten Auffassung gemäß der Formalität unserer Vernunft. Der Glaube weist uns hin auf eine von der Formalität freie, transscendente Weltanschauung. Das Wissen bewegt sich in Raum, Zeit und der transscendentalen Grundform unserer Vernunft — der

Glaube im Reiche der Ideen. Aber nur der Dichter kann reden von einer andern Welt; in Wahrheit gibt es nur eine Welt, die sich uns in zweifacher Weise abspiegelt.

Derselbe Widerstreit zeigt sich nach dem Verfasser auch in unserm praktischen Leben, in dem Zwiespalt des Wollens und Müssens, des Sehnens und Strebens, der Neigung und der Pflicht.

Der religiöse Glaube ist, wie der Verfasser zeigt, nicht als unsichere Ueberzeugung dem Wissen entgegengesetzt, sondern bezieht sich umgekehrt auf das Allerrealste im Dasein der Dinge, aber nur nach den Ideen, die ihm kein falsches Spiegelbild, kein wesentliches Traumbild, sondern die Wahrheit sind:

Unser Verhältniß zum Weltganzen ist also ein sehr verschiedenes. Wir erkennen die Welt wissenschaftlich in der Natur der Dinge, wie sie uns erscheinen. Wir stellen uns dieselbe Welt im religiösen Glauben vor nach den Ideen des Absoluten. Drittens gibt es für uns noch eine Vorstellungsart, in welcher beide Weltanschauungen, die natürliche und die ideale, gewissermaßen verbunden werden. Diese ist die ästhetische Weltanschauung. Wir wissen von der Natur der Dinge, vom Endlichen; wir glauben an das Ewige, d. h. an ein absolutes Dasein der Dinge, unabhängig von Raum und Zeit; wir ahnen das Ewige im Endlichen.

Von diesem Standpunkte aus polemisirt der Verfasser gegen den von modernen Naturforschern, namentlich von Haeckel aufgestellten „Monismus". Er gibt zu bedenken, daß eine vollständige Anschauung auch für den Naturforscher nur dann möglich ist, wenn beide Seiten der Forschung, die durch den äußern und die durch den innern Sinn, gleichmäßig ausgebildet und in Einklang miteinander gebracht werden. Er findet es wunderlich, daß es in unserer Zeit noch Naturforscher gibt, denen man dergleichen zu versichern nöthig hat:

Ein Maschinist wird eine Dampfmaschine in Gang halten können, ohne von der Theorie der Dampfmaschine das Geringste zu verstehen, wenn man ihm nur die nöthigen Handgriffe für alle vorkommenden Fälle fest eingeübt hat; ist aber das Geringste an der Maschine in Unordnung, so wird er rathlos sein, noch weniger wird er im Stande sein, die Reparatur vorzunehmen. So auch der Naturforscher. Es ist sehr glaublich, daß ein berühmter und ausgezeichneter Specialist eine Specialität völlig beherrscht und darin Vollkommenes leistet, ohne die Maschine, an der er arbeitet, nämlich die Natur, im ganzen theoretisch zu kennen oder gar das Verhältniß der Naturanschauung zu andern psychischen Vorgängen. Es wird daher dem Specialisten in seinem Fache meist kaum einen Abbruch thun, wenn er im übrigen ein ungebildeter Mensch ist, denn zur Bildung gehört die klare Auffassung und Unterscheidung der verschiedenen Seiten des Menschenlebens. Sobald aber der Naturforscher zu Fragen von allgemeinerer Bedeutung und Tragweite übergeht, steht er rathlos da, wenn er sich nicht zuvor die Principien dieser Fragen klar vor Augen geführt hat. Daher kommt die Verwirrung, der Streit und die Unklarheit bezüglich der brennenden Fragen von allgemeiner Bedeutung, so gegenwärtig vor allen Dingen bezüglich der Abstammungslehre.

Gegen jene naturwissenschaftlichen Specialisten, die sich ohne jede philosophische Vorbildung über das Gebiet der empirischen Naturforschung hinaus auf den Boden philosophischer Fragen wagen, hat der Verfasser nur scharfen Tadel:

Leider aber ist es fast Modesache geworden, ohne jegliche Vorbildung über derartige Dinge mitzureden. Es ist in der That seltsam: in jeder Wissenschaft verlangt man, daß nur derjenige mitrede, welcher sich die elementaren Grundlagen derselben zu eigen gemacht hat, und mit Recht, denn das Hineinreden von Nichtvorgebildeten kann die Menge nur verwirren. Bezüglich der Philosophie, der schwierigsten aller Wissenschaften, scheint es anders zu sein; es glaubt jeder das Recht zu haben, ohne jegliche Vorbildung seine Phantasien und Träumereien vorzutragen und oft in einem Tone, als ob sie ewige Wahrheit enthielten. Das verwirrt die Menge und ist schon deshalb eines gebildeten Gelehrten gänzlich unwürdig. Es ist fast, als ob es in dieser Wissenschaft nicht ebenso gut wie in jeder andern eine Fortentwickelung der Methode im Laufe der Jahrhunderte gebe. Wer mit dem Mikroskop arbeiten will, mit Erfolg und Sicherheit, der muß sich mit der Theorie dieses optischen Instruments genau vertraut machen. Die kleinste Beobachtung des Naturforschers erfordert Urtheil; und die Kenntniß der Theorie des subtilsten aller Instrumente, der urtheilenden Vernunft, sollte überflüssig oder auch nur entbehrlich sein?

Wir können dieser Mahnung an die Naturforscher nur beistimmen. Sie ist um so anerkennenswerther, als der Verfasser selbst Naturforscher von Fach, Botaniker ist. Aber nicht so befriedigt wie von des Verfassers Anerkennung und Vertheidigung der Rechte der Philosophie sind wir von seiner eigenen Philosophie. In dieser finden wir noch Inconsequenzen und Widersprüche, die es uns unmöglich machen, ihr beizutreten.

Zunächst ist es inconsequent, die Idee Gottes für die „von allen am festesten in unserer Vernunft gelegene und die ursprünglichste von allen" zu erklären und dabei doch zu behaupten, daß sie die „dunkelste aller unserer Vorstellungen" sei. Was ein reines Vernunftproduct ist und mit eben solcher Nothwendigkeit aus der Natur der Vernunft entspringt, wie die Formen des Raums und der Zeit aus der Natur der sinnlichen Anschauung, das kann ebenso wenig dunkel sein wie diese. Vielmehr ist alles a priori aus der Natur unsers Erkenntnißvermögens mit Nothwendigkeit Entspringende gerade das Klarste und Verständlichste. Oder ist etwa die Vorstellung, daß der Raum drei, die Zeit dagegen nur eine Dimension hat, dunkel? Ist die Vorstellung, daß jede Veränderung Wirkung einer Ursache ist, dunkel? Ist die Vorstellung, daß aus nichts nichts wird, daß die Materie weder aus nichts entstehen noch zunichte werden kann, dunkel? Warum soll also die Idee des Unbedingten, des Absoluten — und weiter will ja der Verfasser unter der Idee der Gottheit nichts verstanden wissen — dunkel sein? Alle Dunkelheit für das Erkennen liegt nicht, wie Schopenhauer mit Recht bemerkt hat, im Apriorischen, sondern im Empirischen, im Aposteriorischen. Die Ideen gehören aber nach dem Verfasser, wie die sinnlichen Anschauungsformen und die Kategorien, zum apriorischen Theil unserer Erkenntniß. Also muß er, wenn er consequent sein will, entweder die Dunkelheit der Idee Gottes leugnen, oder er muß das Angeborensein derselben bestreiten.

Ferner ist es ein Widerspruch, daß er von der Idee Gottes alle positiven Bestimmungen ausgeschlossen wissen will, weil die Idee Gottes nur die auf dem Wege der Negation entstandene des Unbedingten, Schrankenlosen, des vom Causalnexus freien Absoluten sei, dabei aber dennoch Gott als „heilige und persönliche" Weltursache bezeichnet. Sind Heiligkeit und Persönlichkeit nicht positive Bestimmungen, positive Eigenschaften Gottes, die über den blos negativen Begriff des Unbedingten hinausgehen? In dem

reinen Vernunftbegriff des Unbedingten liegt nichts von Heiligkeit und Persönlichkeit; dies sind vielmehr Prädicate, die dem religiösen Glauben entnommen sind, nicht dem reinen Vernunftglauben.

Unhaltbar scheint uns auch der Gegensatz, den der Verfasser zwischen Wissen und Glauben macht, indem er sagt:

> Wir sehen vor uns drei verschiedene Weltansichten, welche alle drei im Erdenleben als gleichberechtigt dastehen. Wir wissen um die Welt in Raum und Zeit, um das Endliche; wir glauben an die Welt an sich, an das Ewige; wir ahnen das Ewige im Endlichen in den ästhetischen Ideen des Erhabenen, Schönen und Geheimnißvollen.

Gemäß dieser Ansicht schließt der Verfasser alles aus dem Gebiete der Wissenschaft aus, was nicht in den beiden nothwendigen Anschauungsformen Raum und Zeit oder wenigstens in einer von beiden beobachtet oder gemessen werden kann.

> Wissenschaft ist alles auf Raum und Zeit Bezügliche. Das Werden und Bewegen in Raum und Zeit nennen wir die Natur eines Dinges. Folglich ist alle Wissenschaft Naturwissenschaft.... Alle Wissenschaften beschäftigen sich mit Veränderungen in der Zeit; bei weitem die meisten außerdem mit Veränderungen im Raume.

Was sich nicht in Raum und Zeit nachweisen läßt, wie die Ideen: Gottheit, Seele, Unsterblichkeit, das kann nach dem Verfasser nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Behandlung werden, sondern ist und bleibt Gegenstand des Glaubens. Was sich nicht auf einen mathematischen Ausdruck bringen läßt, ist nicht Gegenstand der Wissenschaft. Wo in der Naturwissenschaft noch der mathematische Ausdruck fehlt, wie im Gebiete des Organischen, da ist die Wissenschaft noch unvollständig.

Dieser Ansicht zufolge wäre der Glaube etwas Höheres und Wahreres als das Wissen; denn Gegenstand des Glaubens ist ja nach dieser Ansicht das wahrhaft Seiende, das Ansichseiende, das Unbedingte, Gott; während Gegenstand der Wissenschaft nur die werdenden und wechselnden Erscheinungen, die Veränderungen in Raum und Zeit sind, welche beide der Verfasser auf gut idealistisch für blos subjective Anschauungsformen hält.

Dies heißt aber nach unserer Ansicht die Wissenschaft herabwürdigen und stimmt durchaus nicht mit dem wirklichen Wesen der Wissenschaft überein. Im Gegensatz zum Verfasser müssen wir behaupten: da die Wissenschaft auf die Erforschung der Natur oder des Wesens der Dinge ausgeht — was doch der Verfasser nicht leugnen kann —, geht sie eben damit auf Erforschung des Ewigen und Bleibenden, des in allem Werden und Wechseln Beharrenden aus. Nicht also das Werden und Bewegen in Raum und Zeit, wie der Verfasser behauptet, ist der eigentliche Gegenstand der Wissenschaft, sondern das diesem Werden und Bewegen zu Grunde Liegende, die beharrende Substanz und das constante Gesetz. Die Naturkräfte und Naturgesetze, welche die Wissenschaft ermittelt, sind ja gegenüber den räumlich und zeitlich begrenzten, werdenden und wechselnden Erscheinungen gewissermaßen überräumlich und überzeitlich; denn eine Naturkraft, ein Naturgesetz äußert sich überall und zu allen Zeiten. Treffend hat Schopenhauer auf die wunderbare Allgegenwart der Naturkräfte hingewiesen, die ein Zeichen ihres metaphysischen, an die Erscheinungsformen von Raum und Zeit nicht gebundenen Wesens ist.

Richtiger als der Verfasser von seinem Fries'schen Standpunkte aus hat schon Plato das Wesen der Wissenschaft erkannt, indem er als ihren Gegenstand das immer Seiende, nie Werdende, die Idee der Dinge, bestimmt hat. Sollte des Verfassers Beschränkung der Wissenschaft auf das in Raum und Zeit Werdende und Veränderliche Gültigkeit haben, so müßte er consequenterweise die Psychologie aus dem Gebiete der Wissenschaft ausschließen. Denn der Geist ist ja nach des Verfassers idealistischer Theorie nicht in Raum und Zeit, sondern Raum und Zeit sind als seine Anschauungsformen in ihm, er selbst ist also überräumlich und überzeitlich. Ja, nicht blos die Psychologie, sondern überhaupt die Philosophie müßte aus dem Gebiete der Wissenschaft gestrichen werden; denn die Philosophie forscht nach dem Wahrhaftseienden, nach dem der vorgestellten Erscheinungswelt zum Grunde liegenden Realen, Ansichseienden. Was dieses aber sei, läßt sich nicht durch Messen und Zählen, läßt sich durch keine Mathematik herausbringen. Man messe einen Körper so viel man will, man zähle seine Atome und bestimme ihre Lage so viel man will, man wird dadurch nimmer herausbringen, was dieser Körper an sich, was er wahrhaft und wesenhaft ist, man wird dadurch die Frage nicht entscheiden können, ob er ein bloßes Gehirnphänomen, oder ein Ding an sich, eine Realität ist.

Ueberdies aber, wenn die drei Kant'schen Ideen: Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit, wegen ihres subjectiven Ursprungs aus der Vernunft, die durch Negation aller Schranken des Endlichen zu ihnen gelangt, für bloße Glaubensartikel ausgegeben werden, so ist nicht einzusehen, warum und mit welchem Recht die in Raum und Zeit sich bewegende Sinnenwelt für einen Gegenstand des Wissens ausgegeben wird. Raum und Zeit sind ja nach Kant's idealistischer, vom Verfasser acceptirter Theorie ebenso gut subjectiven Ursprungs wie die Ideen, und das Dasein der räumlich-zeitlichen Welt nehmen wir ebenso auf Glauben an wie das der übersinnlichen Welt, wie das Dasein Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß wir jenes auf Credit unserer sinnlichen Anschauung, dieses hingegen auf Credit unserer Vernunft annehmen. Also hat der Verfasser Glauben und Wissen nicht richtig abgegrenzt, indem er dem Wissen die Sinnenwelt, dem Glauben die übersinnliche Welt zugewiesen.

Wie dualistisch die ganze Ansicht des Verfassers ist, geht noch besonders aus dem Schluß seines Buchs hervor, wo er den Menschen in Materie und Geist zerfällt und ihn von seiner materiellen Seite der Naturwissenschaft, von seiner geistigen Seite hingegen dem Glauben, zwar nicht dem kirchlichen, aber dem reinen Vernunftglauben zuweist. Er sagt nämlich:

> Der menschliche Geist, sowie mein innerer Sinn ihn mir verräth, ist kein Gegenstand in Raum und Zeit, also kein Gegenstand der Naturforschung. Als Naturforscher habe ich es mit dem Geiste gar nicht zu thun, er geht mich gar nichts an, denn er bewegt sich nicht in Raum und Zeit.... Also lassen wir diese Dinge dort, wohin sie gehören, so kommen wir nicht in Collision zwischen Glauben und Naturforschung. In der Forschung haben wir es nur mit der Materie zu thun, mit mechanischen Vorgängen.... Ist der Mensch nun, wie wir mit

Nothwendigkeit voraussetzen, ein Kind der Natur, so ist er allen ihren Gesetzen ausnahmslos und machtlos unterworfen; wir haben daher nicht blos seine Thätigkeiten, sondern selbstverständlich auch sein Entstehen und Vergehen, sein Werden und Wachsen nach rein mechanischen Gesetzen zu erforschen.... Warum sollten nicht Menschenrassen und Affenarten von einem gemeinschaftlichen Typus abstammen? Geben wir unsere natürliche Entstehung zu und verwerfen jede Hypothese, welche den Menschen auf übernatürlichem Wege entstehen läßt, so brauchen wir uns auch nicht der nähern oder fernern Verwandtschaft mit irgendwelchem Naturkörper, und sei es Ochs, Esel, Mops oder Affe, zu schämen. Wer hier des Trostes bedarf, der findet ihn nicht in der Naturwissenschaft, wohl aber im Gebiete des reinen Vernunftglaubens, welcher nichts gemeinsam hat mit dem Dogmenglauben der Kirche. Der Ideenkreis unserer Vernunft, welcher in ihr eine ebenso sichere und feste Begründung zeigt als die sogenannte exacte Wissenschaft, lehrt uns den menschlichen Geist kennen als den Bürger einer Welt der Geister jenseit der materiellen Welt, welche vor der Idee schwindet oder vielmehr der geistigen Weltanschauung Platz macht. Diese klare Unterscheidung der verschiedenen Auffassungen, die jeder ihr Recht und ihren Platz in ihrem Kreise anweist, ist die einzige Weltansicht, die eines wahrhaft gebildeten Menschen würdig ist: das ist die Weltanschauung des Naturforschers.

Mit Verlaub, das ist nicht die Weltanschauung des Naturforschers, sondern eines Naturforschers, und zwar eines in der Fries'schen Philosophie befangenen Naturforschers. Darum ist der Titel, den der Verfasser seinem Buche gegeben, keineswegs exact. Derselbe sollte lauten: Die Weltanschauung eines Naturforschers aus der Fries'schen Schule. **Julius Frauenstädt.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Episches und Lyrisches.

Von den uns vorliegenden verschiedenartigen Sammlungen, die wir gruppenweise behandeln wollen, führen wir zunächst jene Erzeugnisse auf, die, in dumpfen Gemüthern erwachsen, von keinem Schimmer der Schönheit erleuchtet sind.

1. Hoch un Platt, for Jeden wat. Gedichte von Heinrich Jürs. Altona, Grabow. 1876. 8. 2 M. 70 Pf.
2. Leibeigene Lieder. Dichtungen von Wolfgang Arthur Jordan. Verlag des Verfassers. 1875.
3. Weinsprossen. Lieder und Sprüche von Emanuel Gurlitt. Husum, Delff. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Held Gustav. Gedicht von Wilhelm von Ising. (Ohne Ort und Jahr.)
5. Isidore von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert von Jean Bernard. Kaiserslautern, Muschi. 1876. Gr. 8. 4 M.

Die Gedichte von Heinrich Jürs (Nr. 1) wollen „Hoch und Platt" sein; wir können nur das letztere zugeben. Es sind gereimte Anekdoten geringster Sorte; auch der rußgeschwärzte Fabrikarbeiter, für den das Buch etwa berechnet ist, könnte Besseres lesen.

Die „Leibeigenen Lieder" von W. A. Jordan (Nr. 2) wiederholen das unangenehme Schauspiel, welches schon desselben Verfassers „Anklänge und Reime" boten, daß ein Mann, der über politische und sociale Dinge ganz verständige Ansichten äußert, hartnäckig und irrthümlich meint, zum Dichter berufen zu sein. Wäre es nicht gar zu unglaublich, was er in verschrobenen Wendungen leistet, so könnte man seine Verse ruhig einem neuen Beckmesser in den Mund legen. Hier sind einige:

> Auf der Töne Gewalle
> Dann wiegt sich mein Geist,
> Die Gestalt zu gebären,
> Die Seele dann kreist —

Oder (die büßende Magdalena spricht):

> Braune Strähnen, eure Fülle
> Zog mir den Geliebten nach,
> Seid nun, daß ich mich verhülle,
> Bußetagnachtschattendach.

Daß Jordan gutem Rath nicht zugänglich ist, sagt er selbst in der Einleitung zu seinen Versen:

> Weil ich also an niemand
> Nachahmend mich band,
> Leibeigene Lieder
> Drum sind sie genannt —

das heißt, wenn ich ihn recht verstand!

Auf mehr als hundert Seiten preist Emanuel Gurlitt (Nr. 3) den Wein, und zwar lediglich insofern er ein süffiges Getränk ist. Was sonst in ihm stecken soll: Begeisterung, Witzesfunken, Liebeslust — davon ist hier nicht die Rede. Die heitere Weisheit attischer Skolien, die leichte Anmuth Mirza-Schaffy's muß man eben vergessen. Sagt doch der Dichter, der überhaupt anspruchslos auftritt, selber:

> Es kann nicht jeder Hafis sein,
> Mirza-Schaffy's sind selten;
> O laßt bei meinen Reimerei'n
> Sie nicht als Maßstab gelten.

Gut denn! Daß aber die deutsche Grammatik bei ihm ins Taumeln geräth, ist weniger verzeihlich. Wir empfehlen längeres Nachdenken über folgende Stelle:

> Wer geistlos sich zum Weine setzt,
> Bringt grunzend er zu guterletzt
> Zum Fallen.

Im übrigen ist mancherlei Niedliches und Harmloses unter den „Weinsprossen". Vielleicht, daß hier und da ein Leser an Nachstehendem Geschmack findet:

> Ein jeder Mensch hat seine Sonne
> Als Mittelpunkt der Lebensbahn;
> Bei mir ist's eine volle Tonne,
> Um die in seliger Lust und Wonne
> Mich schwankend trägt der Lebenskahn.

> Ein Weinglas darf nicht groß, nicht klein,
> Muß wie ein zierlich Fräulein sein;
> So klar, so glänzend wie Krystall,
> Durchsichtig wie ein Wasserfall;
> Von edler, classischer Gestalt,
> Muß klingen wie ein Glöcklein schallt;
> Ein solches Glas ziemt edelm Wein,
> Wie goldnes Kleid dem Edelstein!

Weinflaschen lieb' ich nicht zu klein,
Die müssen nicht zu zierlich sein —
Bei Leibe nicht klar wie Krystall,
Durchsichtig nicht wie Wasserfall;
Nein, Flaschen, trübe, ohne Schein
Und staubbedeckt liebt edler Wein;
Der bleibt im schlichten Kleide groß,
Der Perle gleich im Muschelschos.

Wer edeln Wein mit Maßen trinkt,
Wird sicher fröhlich, —
Wer edeln Wein aus Maßen trinkt,
Wird sicher selig, —
Wer edeln Wein ohn' Maßen trinkt,
Wird unausstehlich.

Es bleiben noch zwei erzählende Dichtungen zu erwähnen. Wir wissen nicht, warum: „Held Gustav", von Wilhelm von Ising (Nr. 4), ein epischer Versuch, der offenbar nur für die Freunde des Verfassers gedruckt ist, unser Urtheil verlangt. Der Dichter beherrscht weder sein Metrum, das einer mäßig gewandten Feder leichter entfließen müßte, noch auch seine Gedanken. Sorgfältigere Prüfung seiner Einfälle und Ausdrücke möchte ihm dringend anzurathen sein.

„Isidore von Lohma" von Jean Bernard (Nr. 5) führt auf dem Titel die prunkvolle Ankündigung: „Empfohlen von Dr. Hermann Lingg". An Stelle dieser Empfehlung druckt Bernard in seinem prätentiösen Vorworte zwei von Lingg an ihn gerichtete briefliche Antworten ab, welche nicht zu diesem Zwecke geschrieben sind und keine Empfehlung enthalten, freilich aber in höflicher Form die Zuversicht aussprechen, daß ein vernünftiger Verleger sich freuen werde, ein solches Werk anzunehmen, und daß ein zahlreiches und dankbares Publikum dem Dichter gewiß sei. Wir sind über das letztere anderer Ansicht, wir glauben nicht an das allgemeine Interesse eines Gedichts, das, abgesehen von einigen gelungenen Strophen, in der Sprache lahmt und in seiner Ausführung undelicat ist. Von der kirchenpolitischen Bedeutung, welche der Verfasser ihm zuspricht, kann keine Rede sein, man müßte denn die einseitige Darstellung einer klerikalen Intrigue aus dem 15. Jahrhundert dafür ansehen wollen.

Damit wäre die erste Gruppe für diesmal erschöpft.

Und jetzt verlassen wir die endlosen Tiefebenen, in denen die Heerden Apollo's weiden. Der Dichter, dem wir uns nunmehr zuwenden, ist trotz einiger Trockniß und Sprödigkeit qualitativ von jenen verschieden. Er lebt in einer höhern Welt; wir athmen bei ihm die reinere Luft des Gemeinsinns und der auf Ewiges gerichteten Gedanken:

6. Gedichte von Immanuel Hoffmann. Leipzig, H. Schultze. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Als höchstes Glück ward es uns nicht beschieden,
Zu leben im Genuß, zu ruhn im Frieden;
Nein, für die Mächte, die im Herzen brennen,
Die wir begeistert, doch beschämt auch nennen
(Unwürdig ihrer zeigen wir uns oft,
Doch auf Vergebung unsre Reue hofft),
Für sie im Kampf ein treuer Knecht zu stehn,
Im Vorderkampf, wo tapfre Banner wehn.

Wirkt, solange des Tags hellstrahlende Sonne den Weg zeigt,
Bald, bald nahet die Nacht, endlich der ewige Schlaf! —
Still, mein zagendes Herz! Schon leuchten die lieblichen Sterne,
Durch das Gewölk in der Nacht steuert der silberne Mond.

Diese beiden, für die ganze Richtung des Dichters bezeichnenden Sprüche führen ihn, der, wie es scheint, zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit tritt, wol am besten ein. Es klingt ein männlicher Ton in seinen Liedern, hohe Begeisterung für die Erreichung unserer Ideale, daneben aber die elegische Wehmuth eines tiefern Gemüths, die er mit heiterer Kraft zu verklären weiß. Bei manchem Unfertigen, das aus der Sammlung besser weggeblieben wäre (wir nennen ihm die Humoristika mit Ausnahme des innigen Hochzeitsgrußes, das „Märchen" und besonders „Guter Rath"), durchzieht das Ganze ein gereifter, sicherer Lebensmuth:

Wohl mag bergen der Tag manch hartes und quälendes Schicksal,
Und es erscheint das Leben oft rauh wie ein ödes Gebirge,
Aber es nährt einen reichlichen Strom der gewissesten Freude.

Wer zum Licht einmal geboren,
Soll sich auch am Lichte sonnen;
Schlimm ist's, wenn man viel verloren,
Aber schlimmer: nie gewonnen.

Nach diesen Andeutungen lassen wir Hoffmann vorerst noch in einigen Gedichten für sich selber sprechen.

Am Rhein.

Der Mond glänzt silbern überm Rhein
Und taucht in Zauberlicht die Nacht,
Und milde dringt sein sanfter Schein
In meines Herzens tiefsten Schacht.
Was lange dort verborgen schlief,
Tritt aus dem Dunkel klar hervor;
Was ungehört lang in mir rief,
Vernimmt das aufgeschlossne Ohr.
Und wie so nah scheint jeder Stern,
Erscheint Vergangnes nicht mehr fern;
Und wie des Himmels Bild der Fluß
In Zitterstrahlen widerspiegelt,
Liegt weite, weite Zeit entsiegelt
In dieses Augenblickes Kuß.
O Mond und Sterne, still und klar,
Ihr geht in ewiger Sicherheit
Den holden Weg unwandelbar,
In den Natur euch eingereiht.
Unsicher ist des Menschen Rath!
Weiß er, wenn er vom Wege glitt?
Er irrt auf finsterm Lebenspfad
Vielleicht bis hin zum letzten Schritt.
Und doch, ihr Sterne, keinen Neid
Trag' ich auf eure Sicherheit.
Laßt mich den Weg des Lebens gehn,
Und sollt' ich lang auch auf ihm irren,
Es wird das Herz mir nicht verwirren,
Ich werde doch am Ziele stehn.

Abschied von Montmorency.

Leb wohl, liebliches Thal, waldige Bergeshöhn
Montmorencys! es grüßt scheidend ein Fremder euch;
Schau, mein Auge, noch einmal
Frankreichs holdesten Frühling heut.

Von hier sahst du den Staub kämpfender Heeresmacht;
Graunvoll donnerten nachts tausend Geschütze; roth,
Blutroth strahlte der Himmel
Von uralter Paläste Brand.

Nun liegt, friedlich verklärt von dem versinkenden
Lichtstrahl, schweigend die Flur, schweigend der Hügel da,
Wo zum ewigen Schlummer
So viel Herzen der Helden ruhn.

Nach vorstehenden Proben finden wir wol den Beifall der Leser, wenn wir den Dichter als einen edel begabten Genossen jenes unsichtbaren Bundes bezeichnen, der sich nach großen Ereignissen in der Literaturgeschichte jedesmal zu bilden und durch mehrere Generationen zu erhalten pflegt. Er empfindet schön und weiß es schön zu sagen; freilich ist es ihm keine Nothwendigkeit, daß er es so ausspricht, er könnte es auch auf andere Weise, in andern Rhythmen, Gleichnissen, Formeln, kurz mit andern Mitteln unserer ausgebildeten, ihm wohlbekannten poetischen Technik. Ja, daß er überhaupt dichtet, ist ihm vielleicht mehr eine Lust als eine innere Nöthigung. Dies wahrscheinlich zu machen, heben wir einiges, was im Gesammteindruck der Sammlung leicht untergeht, hier heraus. Nicht immer ist sein Ausdruck anschaulich, das will sagen unmittelbar gewonnen: „Was unerhört lang in mir rief, Vernimmt das aufgeschlossne Ohr"; „Friedrich's Sonne, du kommst, Du gibst dem Lichte ihn wieder"; auch den „Sphärentanz" der Sterne rechnen wir hierher. Diejenigen Gedichte, die mit besonderer Sorgfalt gefeilt sind, haben davon mitunter einen frostig verständigen Zug bekommen, z. B. die innerlich schön empfundene Glosse an Hans Georg Meyer (mit dessen vor zwei Jahren erschienenen Gedichten diejenigen Hoffmann's im Grundton merkwürdig zusammenstimmen); es wiederholen sich darin so oft die Partikeln „wenn, weil, doch, denn, darum", daß man die logische Textur des Gedichts gar nicht aus den Augen verliert. Aber auch die beherrschende Idee, aus welcher sich ein ganzes Lied entwickelt, ist manchmal weit hergeholt, so der „Gesang der Götter", die — in die Seele eines begeisterten Jünglings eingezogen sind. Daß der Dichter sich in künstlichem Strophenbau gefällt, antike Versmaße erneut und eine von griechischen Elegikern ausgebildete Mythe umgestaltet („Apollo's Abendgesang"), daß ferner manche philosophische Kühnheit („Gott ließ die Erden sprießen Und er erschuf die Zeit"), verräth, wie der Geist des Dichters auch im Gestaltenlosen heimisch ist; dies alles bestätigt die obige Ansicht.

Aber auf der andern Seite finden wir mit Verwunderung Nachlässigkeiten, die gerade ein Dichter wie Immanuel Hoffmann vermeiden sollte. So den grammatischen Fehler: „Es klang das Lied der Nachtigall Im dunkeln Busch verborgen". Auch prosodisch ist einiges anzumerken. „Ueber dem Treiben der Stadt steht er nun, ein redendes Zeichen" — wie soll man lesen: „Stādt stēht | ĕr nŭn ĕin"? oder „Stădt stēht ĕr | nūn ĕin"? Beides ist schlecht. Sodann ein unausrottbarer Fehler, der sich aber erfahrungsmäßig nie einstellt, solange ein heißes Gefühl den Dichter trägt: der maschinenmäßige Rhythmus einer Kette gleichgebauter Worte, z. B. „wir helfen denen, welche wagen". Hoffmann, in dessen Ode auf Montmorency das Gewicht und Colorit der Silben mit feinstem Takte gewählt ist, hätte dergleichen ohne Mühe beseitigen können. Endlich erhebt sich die wichtigste, nicht für die Begabung, aber für die Wirkung des Dichters entscheidende Frage, ob er in der Form auch den Gedanken beherrscht, oder mit andern Worten: ob er im Moment der dichterischen Empfängniß Klarheit genug behält, um den hereinströmenden Bildern ihre organische Stellung anzuweisen. Und da glauben wir im Gegentheil, daß Hoffmann sich von dem rhythmisch melodischen Fieber, das in solchen Minuten das ganze Wesen durchschüttert, mehr als einmal hat völlig bewältigen lassen. Ganz unverständlich ist manches gerathen, so im „Herbstlied" die mittlern drei Strophen und anderes. So in dem Sonett auf S. 8 das „Sei, was er scheint", wo die Umkehrung „Scheine, was er ist" durch das vorhergehende „Wer Blätter will vom Lorberbaume pflücken, Versuche nie ein Fremdes abzuschreiben", fast geboten bedünkt. So auch in dem zweiten Liebessonett. Wo bleibt in den Versen: „Wie Himmelsbogen wölbten sich die Brauen" u. s. w., die Beziehung auf den Grundgedanken: „Den schnellen Strom der Zeiten wollt' ich stauen"? Was hat der schon genannte „Weihegesang der Götter" gemeinsam mit der als Einleitung vorangeschickten, rhythmisch allerdings entzückenden Schilderung:

Es winken die Reben
Vom Bergeshang,
Zum Himmel schweben
Die Pinien schwank;
Die Nachtigallen heben
Verlockenden Gesang.

Wenn der Recensent auch glaubt, in den meisten Fällen die Absicht des Dichters errathen zu haben, so wird doch das Publikum nicht das Gleiche thun, sondern über das Dunkle hinweglesen und die ganze Sammlung, als nicht ansprechend, beiseite legen.

Wir haben dargelegt, was nach unserer Ansicht in diesen Gedichten enthalten ist, und nicht verschwiegen, was ihnen noch abgeht: sie haben für sich den ganzen Apparat unserer modernen Bildung, weiten Blick und edles Streben, warme Empfindung und endlich die Schulung nach vorzüglichen Meistern. Reicht das nicht hin, um sie der Beachtung zu würdigen? Wie viel hat nicht die Sonne der öffentlichen Gunst zur Reife gebracht, was sonst verkümmert wäre; die regsame Epoche unserer classischen Literatur — die wie lange schon hinter uns liegt — weiß davon zu erzählen. Und in unserer Zeit besonders sind alle Kräfte willkommen zu heißen, die jener dunkeln Strömung sich entgegenstemmen, welche in Kunst und Moral das „Sinnlich-Uebersinnliche" aufnimmt, einer Strömung, die schon zu gefährlicher Höhe aufgerauscht ist und alle Herrlichkeit des Lebens zu verschlingen droht. Thun die politischen und socialen Maßregeln hier das Beste, indem sie das Gleichgewicht der Gemüther wiederherstellen, so werden die Künstler und die Dichter vor allen berufen sein, die unvergänglichen Ideale in die verlassene Welt zurückzuführen.

Religiöse und kirchenpolitische Fragen.

Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von J. Frohschammer. Elberfeld, Loll. 1875. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.

Der Kampf, welchen die Wissenschaft und das moderne Staats- und Culturleben mit dem römisch-katholischen Papstthum führen, und der namentlich in Preußen und im Deutschen Reiche hell aufflammte, um seinen Widerschein über die ganze gebildete Welt zu verbreiten, hat noch lange nicht sein Ende erreicht. Wol mag in den obern Schichten der Gesellschaft momentan eine gewisse Ruhe, eine Art Waffenstillstand eingetreten sein, aber die große Geisterschlacht ist noch nicht endgültig entschieden, sie wirkt unter den Massen in der Tiefe fort und wird nicht eher zum vollen Abschluß gelangen, als bis die Macht der vom Jesuitismus beherrschten Hierarchie Roms gebrochen, die religiöse Freiheit gesichert und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche den Culturansprüchen der Zeit gemäß geordnet ist. Aus diesem Grunde, wenn aus keinem andern, ist denn auch das in Rede stehende Buch von J. Frohschammer in keiner Weise als veraltet zu bezeichnen; denn die kritischen Beleuchtungen sowol als auch die positiven Vorschläge, welche dasselbe enthält, verdienen nicht nur gegenwärtig, sondern wahrscheinlich noch für längere Zeit die größte Beachtung. Die verschiedenen Artikel, welche hier gesammelt erscheinen, folgen von den Hauptbeschlüssen des vaticanischen Concils 1870 an allen wichtigen Schritten, welche die Papstkirche bis 1875 that, um diese Beschlüsse praktisch zur Ausführung zu bringen, die Hindernisse zu beseitigen und die Gegner derselben zu bekämpfen. Sie geben also über den Verlauf der Dinge seit jenen verhängnißvollen vaticanischen Beschlußfassungen Kunde, indem sie denselben theils begleiten, theils ihm nachfolgen, öfters auch ihm vorgreifen. Sie bieten indeß nicht nur einen historischen Rückblick, sondern geben auch eine Beurtheilung der Thatsachen und Lehren, um welche es sich handelt, sie geben beherzigenswerthe Rathschläge und zeigen vielfach die Ziele, durch welche Wissenschaft, Staat und Gesellschaft bei der Bekämpfung der päpstlichen Ansprüche sich sollen leiten lassen.

Hinsichtlich der Competenz, über religiöse und kirchenpolitische Fragen ein Urtheil zu fällen und Rathschläge zu ertheilen, kann bei J. Frohschammer wol kein Zweifel obwalten. Seit einer langen Reihe von Jahren steht Frohschammer auf der Hochwacht, verfolgt mit aufmerksamem Blicke die geheimen und offenen Wühlereien der Jesuiten und die nach mittelalterlicher Machtvollkommenheit strebenden Bemühungen der römischen Curie und hat sich stets als ein unbeugsamer und charaktervoller Vertheidiger der staatlichen Rechte und der Freiheit der Wissenschaft bewährt. Er hat dies gethan zu einer Zeit, wo die Jesuiten im Deutschen Reiche noch nicht verfolgt wurden, wo der Kampf gegen sie seine materielle Existenz gefährden konnte, und wo man bei der weltlichen Macht keine Unterstützung fand, wenn man mit offenem Visir gegen die kirchlichen Uebergriffe Front machte.

Die Grundanschauungen, von welchen der Verfasser in dem vorliegenden Buche bei der Beurtheilung der Zeitereignisse und gegenwärtigen Verhältnisse in religiöser und kirchenpolitischer Hinsicht ausgeht, finden sich genauer dargestellt und begründet in seinen größern Werken, insbesondere in den Schriften: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft" (1868), dann: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung" (1869) und: „Das neue Wissen und der neue Glaube" (1873); weiterhin auch in der Schrift: „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" (1861) und in den mannichfachen Erörterungen, die sich an dieselbe anknüpften. Doch sind die jetzt uns vorgelegten einzelnen Abhandlungen so gehalten, daß sie auch ohne das Studium jener größern Werke der Hauptsache nach sehr wohl verständlich sind; sie eignen sich daher vornehmlich für jene Gebildeten, die nicht die Muße haben, größere Werke zu studiren, und gleichwol die bewegenden Gedanken der Zeit und die Probleme der Wissenschaft kennen lernen, sowie in den geistigen Kämpfen der Gegenwart sich orientiren und sich ein begründetes Urtheil darüber bilden wollen. Für solch einen größern gebildeten Leserkreis mußten die Abhandlungen schon deshalb verständlich gestaltet werden, weil sie sämmtlich in größern Zeitblättern erschienen sind.

Das Buch Frohschammer's zerfällt eigentlich in zwei Theile, wovon der erste zwölf längere Aufsätze, der zweite elf kleinere Artikel enthält. Die zwölf längern Aufsätze tragen folgende Titel: „Zur Würdigung der Beschlüsse des vaticanischen Concils"; „Papstthum und Staat"; „Das Unfehlbarkeitsdogma und die Staatsregierungen"; „Die Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma"; „Die deutsche Nation und die römische Papstherrschaft"; „Der deutsche Protestantismus und das Unfehlbarkeitsdogma"; „Die bairische Staatsregierung und die Kirchenfrage"; „Das Programm des Altkatholiken-Congresses in München"; „Die Oberherrschaft der katholischen Kirche über den Staat"; „Der Bischof von Mainz als Kirchenorakel in Deutschland"; „Zur Beleuchtung der geistigen Krisis in der Gegenwart"; „F. Laurent, Der Katholicismus und die Religion der Zukunft". Unter den elf kleinern Artikeln scheinen uns besonders die folgenden sechs bemerkenswerth: „Excommunicationen"; „Gebet und Ablaß als kirchenpolitisches Agitationsmittel"; „Placet und Dogma"; „Das «göttliche» Recht der Bischöfe"; „Italien und das Papstthum"; „Die Aufgabe der liberalen Presse im kirchenpolitischen Kampfe der Gegenwart".

Wenn die Mehrzahl der uns vorliegenden Abhandlungen vorherrschend kritischer Natur ist, so ist doch allenthalben auch die positive Grundlage theils klar gestellt, theils wenigstens angebahnt. Ganz besonders ist dies in dem zweiten, dritten, neunten, elften und zwölften der längern Aufsätze geschehen. Daß hier und da in einzelnen Abhandlungen dieselben Grundgedanken mehr oder minder eingehend zur Darstellung kommen, mithin Wiederholungen eintreten, wird vom Verfasser selbst im Vorworte zugestanden; wir möchten deshalb jedoch keinen Tadel aussprechen, einmal, weil die wiederholt vorgebrachten Grundgedanken doch immer in ihrer Bedeutung und Geltung nach verschiedenen Richtungen hin besprochen wurden, dann aber, weil es vielen Menschen gegenüber, wie sie einmal

sind, wünschenswerth ist, ihnen das Wahre, Richtige, Nothwendige immer wieder zu sagen und gewisse Wiederholungen nicht zu scheuen, da bei der Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit der meisten auch das für das geistige Leben Wichtigste und Entscheidende, wenn es nur einmal vernommen wird, leicht spurlos vorübergeht und von dem täglich sich Andrängenden verwischt und wirkungslos gemacht wird. Die Gegner, die Vertreter der päpstlichen Herrschaft und so vieler Irrthümer und Wahngebilde, wissen dies recht wohl und handeln demgemäß, indem bei ihnen jahraus, jahrein in Haus, Schule und Kirche unablässig dasselbe verkündet, von frühester Jugend an eingeprägt und dadurch oft zur festen Ueberzeugung und gleichsam zur zweiten Natur gemacht wird, die nur durch ein ähnliches Verfahren bei der Mehrzahl der Menschen überwunden und durch eine bessere Ueberzeugung ersetzt werden kann.

Der philosophische Standpunkt, den der Verfasser, namentlich in den kritischen Theilen seiner Arbeiten, einnimmt, ist der Standpunkt der allgemeinen und idealen Wahrheit im Gegensatz zu einer speciellen, sogenannten positiv-religiösen Glaubenslehre. Es gibt allerdings auch unter den Philosophen manche, die solches misbilligen, als der Philosophie nicht geziemend, und die mit einem gewissen Zunfthochmuth auf jene herabsehen, welche die Philosophie nicht als bloße Zunftsache betrachten und behandeln. Vertreter der Philosophie, die sich nur in ihren abstracten Systemen und Formeln bewegen, unbekümmert um die Welt und ihre Verhältnisse, meinen vielleicht gar, um so größere und echtere Philosophen zu sein, je weniger sie von allen wirklichen Dingen etwas verstehen oder sich mit denselben befassen — als wäre es des Philosophen Aufgabe, nur die verschiedenen philosophischen Systeme kennen zu lernen, nicht aber die Welt zu erforschen und zu verstehen! Mit Recht tadelt Frohschammer diese Ansicht als falsch und selbst als abgeschmackt, indem er sagt:

> Die Vertreter der Philosophie haben meines Bedünkens nicht die Aufgabe, sich mit ihren respectiven Systemen von der Welt abzuschließen oder sich ein apartes Schneckenhaus in abstracten Formeln zu construiren, welche die wirkliche Welt kaum berühren und die außerdem nur wieder von Zunftgelehrten zu verstehen sind und weiter kaum eine Bedeutung haben: sondern sie haben auch die Aufgabe, zu wirken für die geistige, politische und religiöse Bildung und Befreiung ihres Volks; sie dürfen insbesondere da sich nicht gleichgültig oder feig zurückziehen, wo es gilt, gegen geistigen und geistlichen Despotismus zu kämpfen, das Volk von der Knechtschaft desselben zu befreien und zu geistiger Freiheit und Bildung zu führen. Aus dieser Auffassung der Aufgabe der philosophischen Forschung und aus diesem Streben, auch dem Volke und damit der Menschheit überhaupt in ihrer lebendigen Entwickelung einen Dienst zu leisten, gingen die vorliegenden Abhandlungen insgesammt hervor. Dabei handelt es sich ja im Grunde zugleich um das Recht, ja um die Existenz der Philosophie selbst, die bald gefährdet wäre, wenn bei Gleichgültigkeit der wissenschaftlichen Forschung in diesem Kampfe die kirchlichen Gewalthaber durch das ungebildete, in Verblendung gehaltene Volk den Sieg errängen.

In seinem zweiten längern Aufsatze: „Papstthum und Staat", schildert der Verfasser vortrefflich das consequente Bestreben der Papstkirche und der Jesuiten, die weltliche Macht, den Staat, der kirchlichen Autorität, d. h. dem Papstthume, unterthan zu machen und zwar auf Grund des Schlagwortes: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Der Papst ist aber hier nicht ein Mensch, sondern Gott gleich. Die Jesuiten waren von jeher die logischen enfants terribles, welche mit scholastischer Spitzfindigkeit die Macht des Papstes über die der Fürsten stellten. So erklärte z. B. der Jesuit Molina:

> Die geistliche Gewalt des Papstes besitzt wegen ihres übernatürlichen Zwecks auch die höchste, ausgedehnteste Macht zeitlicher Jurisdiction über alle Fürsten und der Kirche Angehörigen; soweit es dieser Zweck erfordert, kann der Papst Könige absetzen und sie ihrer Reiche berauben, kann zwischen ihnen über zeitliche Dinge aburtheilen, ihre Gesetze annulliren und alles übrige ausführen, was er des übernatürlichen Zwecks und gemeinsamen geistigen Heils wegen nach weisem Willen für geeignet erklärt. Und zwar kann er dies erzwingen nicht blos durch Censuren, d. h. durch geistliche Strafen, sondern auch durch Gewalt und Waffen, ebenso wie jeder andere weltliche Fürst, obwol es am passendsten ist, daß der Papst nicht selbst solches ausführt, sondern es durch weltliche Fürsten ausführen läßt. Deshalb heiße es, daß der Papst beide Schwerter habe und die höchste geistliche und zeitliche Macht.

So der Jesuit Molina. Frohschammer führt nun aus, daß die Encyclica, der Syllabus und das Dogma der Unfehlbarkeit sowie die ultramontane Politik in Frankreich und andern Ländern die Lehren des Molina im Princip vollkommen aufrecht erhalten und nur die Ausdrücke Zeit- und Ortsverhältnissen gemäß umwandeln. Er weist in verschiedenen seiner Aufsätze schlagend nach, daß mit einer solchen kirchlichen Macht und Autorität der moderne Staat sich unmöglich wird vereinbaren oder vertragen können, wenn er seine Aufgabe: das ganze menschliche Dasein zur möglichst höchsten Entwickelung und Vervollkommnung nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung zu bringen, wirklich erfüllen, also wenn er seiner Culturmission gerecht werden will. Selbst wenn er zu den äußersten Concessionen an die absolute Gewalt der Hierarchie sich versteht, wird er den auf unumschränkte göttliche Vollmacht pochenden Papst nicht ganz befriedigen, solange er nicht auf seine Souveränetät verzichtet, die päpstliche Oberherrschaft anerkennt und seine wichtigsten Befugnisse etwa als Gnadengeschenk von demselben annimmt. Ohne dies wird er das Papstthum mit dem Jesuitenorden stets aggressiv finden, stets bereit, so weit als immer möglich das ungebildete, blindgläubige Volk gegen die weltlichen Regierungen zu Gunsten der kirchlichen Oberherrschaft aufzuwiegeln. Aus diesen Schwierigkeiten ist nun nach der Ansicht von Frohschammer nur herauszukommen durch eine Lösung der frühern Verbindung von Staat und Kirche, insbesondere der katholischen Kirche oder des absolutistischen Papstthums. Jeder Ueberrest des mittelalterlichen Verhältnisses von beiden ist durchaus aufzuheben; denn alle Gründe für irgendeine Beibehaltung desselben haben jetzt ihre Geltung und Bedeutung eingebüßt. Frohschammer sagt:

> Der Staat als solcher kann nicht mehr an eine unmittelbare, directe göttliche Vollmacht der Kirche und des Papstes glauben und sich demnach auch nicht gläubig dem letztern unterordnen. Thäte er dies, so würde er einerseits unberechtigt seine Macht und Vollmacht überschreiten und sich durch ein solches Urtheil und ein solches Verhalten in kirchliche, religiöse Angelegenheiten ohne Befugniß und Competenz einmischen, während er andererseits zugleich der als göttlich anerkannten Autorität der Kirche, d. h. des Papstes, seine Souveränetät in dienstbarem Gehorsam zu Füßen legen müßte. Aber auch die alte

Ansicht vom Staate, daß er nämlich als weltliches Reich, als profane Welt eigentlich das Gebiet der Sünde und des Teufels sei gegenüber der Kirche als dem Reiche Gottes und der Erlösung — ist als eine überwundene Wahnvorstellung zu betrachten und kann auf die Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat den Einfluß nicht mehr üben, den sie in der That Jahrhunderte hindurch zur Hebung der Kirchengewalt und zur Niederhaltung des Staats ausübte. Ebenso ist jene rohe, äußerliche Auffassung des Staats überwunden, der zufolge ihm eigentlich nur die Leiber gehören, die Seelen aber Eigenthum der Kirche und deren geistlichen Jurisdiction unterworfen seien. Der Staat hat vielmehr nach moderner Auffassung die Aufgabe, daß ganze menschliche Leben zu bilden und zu fördern, ja hauptsächlich durch Förderung der geistigen Entwickelung auch das physische, materielle Wohlsein zu heben, das äußere wie das geistige Leben zu verschönern, zu veredeln. Der Staat hat also zugleich eine ethische und eine intellectuelle Aufgabe zu erfüllen. Er ist ein Reich des Rechts, der Wahrheit und der Sitte. Die rechtliche Ordnung menschlicher Verhältnisse ebenso wie die Förderung der Wissenschaft und der Humanität in jeglicher Beziehung ist das Ziel seiner Bestrebungen. Andererseits ist man in Bezug auf Religion, insbesondere in Beziehung auf die christliche Religion, zu der Einsicht, zu der geläuterten Auffassung durchgedrungen, daß sie nicht bestimmt sei und sein könne, ein Reich äußerlicher, geistlicher Herrschaft zu bilden, wie ja Christus selbst ausdrücklich seinen Jüngern verboten hat, nach Art irdischer Könige in seinem Reiche, also über die Gläubigen, herrschen zu wollen.

Werden diese Verhältnisse richtig erwogen, dann können auch die Bedenken von keinem Gewicht mehr erscheinen, die man gegen eine Scheidung des engen Bundes von Kirche und Staat vorzubringen pflegt — Bedenken, die bezüglich des Staats hauptsächlich dahin lauten, daß er durch diese Trennung oder Säcularisation vollständig entgöttlicht oder gottlos werde, einer vollständigen Profanirung verfalle u. s. w. Dies kann man nur behaupten, wenn man nach alter Weise in der Natur und den natürlichen Bildungen der Geschichte ein Reich des Bösen oder des Teufels erblickt und nur in Wundern und im sogenannten übernatürlichen Gebiete der Kirche ein Göttliches anerkennen will. Diese Ansicht, welche in der That, wie Frohschammer sagt, ein Ueberrest des alten manichäischen Dualismus ist, muß als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Wie man jetzt nicht mehr die Natur, selbst nicht den materiellen Stoff in seinem Wesen und in seinen Wirkungen als vernunftloses Gebiet der Finsterniß und als Reich des Bösen betrachtet, wie ehemals, besonders im Orient, es geschah, sondern infolge der naturwissenschaftlichen Forschung als ein Reich der Gesetzmäßigkeit und Wohlordnung bis in das Kleinste, also als ein Gebiet der Vernunfterscheinung und insofern göttlicher Offenbarung, so auch ist es mit dem Staate. Obgleich ein natürliches Menschenwerk, geschaffen und ausgebildet in allen seinen Verhältnissen durch die natürlichen Kräfte der Menschennatur, ist er gleichwol nicht mehr als schlechtes, profanes Reich der Welt und als Gebiet der Widergöttlichkeit oder Gottlosigkeit anzusehen, sondern als Ausdruck berechtigten, vernünftigen Geistesstrebens, als immer mehr sich vervollkommnender Versuch, das Menschendasein zum Ausdruck voller Vernunftgemäßheit zu bringen und in ihm göttliche Ideen zu realisiren. Und dadurch ist der Staat in seiner Weise ebenso göttlich wie die Kirche. Frohschammer sagt deshalb:

Es ist Zeit, endlich einmal anzuerkennen, daß Vernunft, Ordnung, Gesetzmäßigkeit der entsprechende Ausdruck göttlichen Daseins und Waltens sei, nicht Unordnung und Unbegreiflichkeit, nicht das als gesetzlos und wundersam Erscheinende, und es ist zum Behufe der Erhaltung und Förderung der Religion selbst auf das höchste zu wünschen, daß nicht im Dunkeln, Unbegreiflichen oder vielmehr Unbegriffenen, nicht im sogenannten Wunderbaren die höchste und deutlichste Offenbarung oder Bezeugung der Gottheit zu suchen oder zu erkennen sei, sondern im Erkannten, Klaren, Vernünftigen und Gesetzmäßigen.

Geschieht dies nicht, wird Religion und Gottesglaube, wie dies von der katholisch-päpstlichen Kirche und nicht minder von den orthodoxen Protestanten geschieht, immer nur auf Wunder und Unbegreiflichkeiten gegründet und durch dieselben erwiesen, so wird unvermeidlich jede beseitigte Unbegreiflichkeit, jede aufgedeckte und des Charakters der Wunderbarkeit entkleidete Natur- und Geschichtsgesetzmäßigkeit dem religiösen Glauben eine Stütze entziehen, ihn zum Wanken bringen oder geradezu der Vernichtung zuführen. Kein Wunder dann, daß die Glaubensautorität und die positive Theologie der Wissenschaft so feindlich gesinnt sind, dieselbe mit so großem Mistrauen betrachten und oft in aller Weise hemmen wollen. Die Schuld des der Religion etwa entstehenden Schadens trägt aber nicht die Wissenschaft, sondern die verkehrte Auffassung und Begründung des religiösen Glaubens.

Man beschuldigt wol auch von der positiv gläubigen Seite die moderne Zeit der Vernunftanbetung, die sie an die Stelle der Anbetung Gottes setzen soll, des „Rationalismus", der die Stelle des Glaubens einnehme und diesen verdränge. „Aber man bedenke", antwortet hierauf Frohschammer, „daß, wenn es wirklich so wäre — was wir nicht einmal zugeben —, es jedenfalls noch weit besser, menschenwürdiger und gottgefälliger sein würde, in Vernunft und Gesetzmäßigkeit das Göttliche zu denken und zu verehren, als im Unbegriffenen, Zufälligen, Verwunderlichen." Die Vernunft und das Vernunftgemäße ist ja der Ausdruck des Ewigen, Göttlichen, ist das, in welchem Gott offenbar wird, erscheint, wirkt und ist. Das Bewußtsein des Göttlichen und die Verehrung desselben, die sich hierauf gründet, ist wie vernünftig, so auch fest, sicher, unwandelbar, nicht schwankend und irrational, wie so oft, so gewöhnlich der religiöse Glaube, der sich nur auf das Wunder und auf das Dunkle, Unbegreifliche stützt. Mit solcher rationalen Ueberzeugung erhält dann auch die Sittlichkeit eine feste Grundlage, und außerdem kann die Wissenschaft in keinen Streit damit gerathen.

Der Verfasser kommt wiederholt zu dem Schlusse: „Die kirchliche Autorität (oder das Papstthum) hat Unwahres, Unvernünftiges, Unrechtes behauptet und als Dogma festgestellt, also kann sie nicht als göttliche, unbedingte oder absolute Autorität gelten, sie kann nicht als göttlich geleitet anerkannt werden und sind ihre Anforderungen zurückzuweisen." Wollte man diesen Schluß des Verfassers nicht als begründet anerkennen, so fürchten wir allerdings mit ihm, daß dann die Menschen überhaupt auf ihre vernünftige und sittliche Natur und deren Gebrauch verzichten und sich gleich unvernünftigen Thieren nur noch äußerlich leiten lassen müßten. Sie könnten nur noch steuerlos im Meere der menschlichen Meinungen umhertreiben, jedem Betruge und jeder Gewaltthätigkeit und Arroganz, sowie jedem Wahngebilde preisgegeben. Man gebe sich nur keiner Täuschung hin: die organisirte Un-

wissenheit, Wundersucht und Selbstsucht ist eine furchtbare Macht, die nur siegreich zu bekämpfen ist, wenn — wie Frohschammer wiederholt betont — das Volk aus den Banden des blinden Glaubens- und Zauberwahns befreit und zur Vernünftigkeit und sittlichen Thatkraft herangebildet wird.

Rudolf Doehn.

Vier weitere Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek".

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 12: Die fünf Sinne des Menschen. Von Julius Bernstein. Mit 91 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 5 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 16: Die Chemie der Gegenwart. Von Josiah P. Cooke. Mit 32 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 5 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 17: Vulkane und Erdbeben. Von Karl Fuchs. Mit 36 Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 6 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band 18: Die Schmarotzer des Thierreichs. Von P. J. van Beneden. Mit 83 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Mit unerwarteter Schnelligkeit rückt ein Unternehmen vor, dem wir schon bei seinem ersten Auftreten bis zum zehnten Bande in d. Bl. eine eingehende Aufmerksamkeit gewidmet haben. Es liegen uns von der genannten Bibliothek bereits achtzehn Bände vor.*) Doch gehören von ihnen Band 11, 13, 14 und 15 nicht vor unser Forum, woraus es sich einfach erklärt, daß sich zwischen den obengenannten Bänden Lücken finden, welche von einer nicht naturwissenschaftlichen Literatur ausgefüllt werden.

In unserer letzten Anzeige (Nr. 42 d. Bl. f. 1875) deuteten wir an, daß die deutschen Schriftsteller dieser Bibliothek sich viel zu umfassende Themata wählen, um auf einem so kleinen Raum, wie ihn ein einzelnes Bändchen gewährt, geschmackvolle Bearbeitungen liefern zu können. Um so mehr freuten wir uns auf Band 12: „Die fünf Sinne des Menschen", von J. Bernstein, weil sich ein so specielles Thema am leichtesten mit eleganter Leichtigkeit behandeln zu lassen schien. Referent gedachte auch in gewisser Beziehung an das Vererbungsdogma, indem er neugierig war, zu erfahren, ob und inwieweit das eminente Darstellungstalent des Vaters unsers Schriftstellers auf diesen übergegangen sei. Die richtige Antwort gibt uns aber schon das Vorwort des Verfassers. Denn obwol er durch seine Widmung ausdrücklich auf seinen Vater hinweist, macht er doch keinen Anspruch „auf eine im weitesten Sinne des Wortes verstandene Popularität", sondern hält sich einfach an die in Lehrbüchern und Vorlesungen gebräuchliche Schablone. Wir beklagen das; denn gerade dieses herrliche Thema scheint uns eine geschmackvollere Darstellung ganz besonders zu vertragen, freuen uns aber auf der andern Seite doch einer andern Art der Vererbung, indem der Sohn es wenigstens nicht verschmäht, in die Fußstapfen seines berühmten Vaters zu treten. Indem er sich jedoch von vornherein auf die alte Landstraße begab, war ihm sein Weg einfach vorgeschrieben, und diesen hat er mit großer Kenntniß der Verhältnisse, mit großer Klarheit der Darstellung verfolgt. Aber mit ebenso großer Scheu hütet er sich sorgfältig, Erscheinungen zu erklären, über welche die Wissenschaft noch nichts weiß. Ausdrücklich nennt er es eine Vermuthung, wo eine Hypothese zu Grunde liegt, und führt damit den Leser exact in die gegenwärtige Wissenschaft der betreffenden Nervenlehren ein. Das ist sein unbestreitbares Verdienst, das wir um so höher veranschlagen, als er ohne Weitschweifigkeiten gerade auf sein Ziel losgeht und uns gerade so viel Stoff gibt, wie zum Verständniß der fraglichen Erscheinungen unbedingt gehört. In der Einleitung sagt er mit unübertrefflicher Kürze und Schärfe, wie Sinnesempfindungen zu Stande kommen. Im ersten Abschnitt behandelt er den Gefühlssinn in drei Kapiteln, im zweiten den Gesichtssinn in neun Kapiteln, im dritten den Gehörssinn in neun Kapiteln, im vierten Geruch und Geschmack in zwei Kapiteln. Wie von einem solchen Meister der Nervenphysiologie zu erwarten war, wird der Leser in diesen verschiedenen Kapiteln in den neuesten Standpunkt jener Wissenschaft eingeweiht, womit wir alles gesagt zu haben glauben, was sich über ein so einfach belehrendes Buch sagen läßt.

Denselben Weg in Bezug auf Behandlung des Stoffs schlägt Band 16 ein: „Die Chemie der Gegenwart", von J. P. Cooke. Es sind 13 wirklich gehaltene Vorlesungen aus dem Lowell-Institut zu Boston vom Jahre 1872, die den Zweck haben, die neuesten Theorien der chemischen Wissenschaft zum Verständniß des Lesers zu bringen, ohne sich auf den unendlichen Ballast dieser Wissenschaft weiter einzulassen, vielmehr nur das auswählend, an dem sich die betreffenden Theorien sogleich durchschlagend erweisen. Mit einer gewissen Eleganz der Sprache, mit großer Gewandtheit der Darstellung überhaupt baut uns der Verfasser aus den Moleculen das ganze Gebäude unserer heutigen Chemie auf, indem er von dem Avogadro'schen Gesetze ausgeht, daß „gleiche Mengen aller Substanzen unter gleichen Bedingungen im gasförmigen Zustande die gleiche Anzahl Molecule enthalten". Er zeigt uns dann die moleculare Beschaffenheit aller Stoffformen in Gasen, Flüssigkeiten und festen Körpern, zeigt, wie man die Molecule wägen kann, und gelangt damit zu einer Theorie der chemischen Zusammensetzung, welche als Atomtheorie bekannt ist. So führt er uns nun specieller durch Nachweis der festen Verbindungsverhältnisse der Elementarsubstanzen in diese Theorie ein und lehrt, wie man das Atomgewicht der verschiedenen Elemente nicht nur findet, sondern auch symbolisch ausdrückt, um die chemischen Reactionen zu verstehen. Da es sich bei diesen letztern stets um drei Hauptgruppen dreht, nämlich um solche Reactionen, bei welchen die Molecule in Atome zerfallen, oder bei denen sich die Atome zu Moleculen verbinden, oder bei welchen die Atome eines Moleculs ihren Platz mit denen eines andern Moleculs vertauschen: so klassificirt nun der Verfasser diese drei Arten der Verbindungen als Analyse,

---

*) Bei Ausgabe dieser Nummer ist die Sammlung schon bis zum 23. Bande vorgeschritten. D. Red.

Synthese und Metathese an verschiedenen Beispielen, bis er zu den Erscheinungen der Verbrennung der sich verbindenden Körper, schließlich zu Licht- und Wärmeentbindung bei diesen Verbindungen gelangt, um daran eine besondere Behandlung der Verbrennungstheorie zu knüpfen. Da jedoch eine Verbrennung nicht nur bei Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffs, sondern auch ohne denselben in einigen Fällen vor sich gehen kann, so bespricht er in einer neuen Vorlesung Schießpulver und Nitroglycerin, bei denen die Mitwirkung des Sauerstoffs ausgeschlossen ist. Bis hierher kamen aber nur die Lehren der Analyse und Synthese zur Besprechung; jetzt kommt die Reihe auch ganz besonders an die Metathese, um die Verbindungen zwischen Salzen und Säuren zu erläutern. Nachdem so der Verfasser das eigentliche Gebäude unserer heutigen Chemie aufgeführt, widmet er auch der Betrachtung der seit Berzelius herrschend gewordenen, durch die Atomtheorie aber verdrängten elektro-chemischen Theorie eine besondere Vorlesung, indem er zeigt, was in der letztern trotz ihres Dualismus oder vielleicht wegen ihres Dualismus (von positiv- und negativ-elektrischen Körpern) noch immer wahr ist. Infolge dessen baut er uns kurz auch eine „Polartheorie“ auf, die er besonders an dem Moleculenbaue der Ameisensäure und einigen andern Verbindungen, den Radicalen oder Hydroxylen (Hydraten), erläutert, wobei er mit entsprechender Pietät dem großen Berzelius alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er suchte darin ein Bild von den sogenannten Structurverhältnissen oder Structurformeln der Körper zu entwerfen; jetzt schreitet er auch zu den sogenannten organischen Verbindungen und ihren eigenthümlichen Verbindungsgesetzen, und beschließt damit auf eine so logische Weise seine Aufgabe, daß man ihm nur mit dem größten Vergnügen folgt. Es steckt überhaupt ein außerordentliches Lehrtalent in dem Verfasser, und deshalb ist sein Buch ein wahrer Gewinn für die entsprechende deutsche Literatur.

Gelangt man nun zu Band 17: „Vulkane und Erdbeben“, von K. Fuchs, so ist es gerade so, als ob man plötzlich aus einem chemischen Laboratorium in eine lachende große Landschaft versetzt würde. Schon die Menge der prächtigen Vulkanbilder aus allen Weltgegenden wirkt wohlthätig auf den bisher auf den kleinsten Raum und die kleinsten Körper beschränkt gewesenen Geist. Aber wir befinden uns auch einem Gegenstande von höchstem Interesse gegenüber. Das zeigten dem Verfasser schon anderweitige Vorträge, welche er in den letzten Wintern mehrmals in Nizza, Meran u. s. w. darüber hielt. Freilich haben wir aber auch anzuerkennen, daß wir es in dem Verfasser mit einem Forscher ersten Ranges über den betreffenden Gegenstand zu thun haben. Wie kaum ein anderer, hat er schon seit vielen Jahren seine besondere Thätigkeit auf das Problem der Erdbeben und der ihnen verbündeten Vulkanicität gerichtet, und darum war er auch wol am meisten dazu befähigt, uns auf kleinem Raume ein Gesammtbild vulkanischer wie plutonischer Erscheinungen von dem ganzen Erdenrund zu entwickeln, die vielfach noch so problematischen Erklärungen wenigstens in den haltbarsten darzulegen. So groß der Zauber des Geheimnißvollen und Großartigen bei Vulkanen und Erdbeben ist, so anziehend wird eben alles, was uns zu deren Verständniß von unterrichteten Männern gesagt werden mag. Es gibt aber auf diesem großen Gebiete um so mehr zu lernen, als seit wenigen Jahrzehnten selbst Physik, Chemie und Mikroskopie angefangen haben, der Erklärung jener Erscheinungen ihre Hülfe zu leihen.

Der Verfasser beginnt selbstverständlich mit der Bauart und Höhe der Vulkane, ihrer Form und Gestaltung, ihrer Verbreitung und Zahl, ihrer Thätigkeit oder ihrem Erloschensein, mit den speciellen Erscheinungen ihrer Eruptionen, mit der Untersuchung ihres Alters, mit ihren Neubildungen in historischer Zeit und einer Theorie der Vulkane. Dann geht er ähnlich zu den Erdbeben über, deren verschiedene Ursachen und Wirkungen er bespricht. In einem dritten und vierten Abschnitte behandelt er die Schlammvulkane und Geysir, um sich in einem fünften Abschnitte ganz den Vulkanen, ihrer Naturbeschreibung, ihrer Verbreitung durch die ganze Welt speciell zuzuwenden. Er bedurfte dazu wol einer ganz besondern Mäßigung; denn der zu bewältigende Stoff würde ja Folianten füllen, wenn er erschöpfend sein sollte. Diese Aufgabe hat der Verfasser mit bewundernswerther Knappheit gelöst, ohne seinem Buche jenen Reiz zu nehmen, den es durch eingefügte Schilderungen vulkanischer und plutonischer Thätigkeiten nothwendig haben mußte. Ohne Ueberschwenglichkeit, und doch eindringlich genug, selbst mit gehobener Sprache entledigt sich der Verfasser dieser speciellen Anforderung an sein Buch; nüchtern wieder, wo es gilt, Gesetzliches aufzusuchen. Freilich involvirt ein so großartiger Stoff wie von selbst einen edeln Stil; doch beruhte hier die Meisterschaft weit mehr auf einer gleichartigen Vertheilung des Stoffs und dem geschickten Herausgreifen des Wissenswürdigsten. Nur die Bearbeitung der Schlammvulkane hätte wol etwas geschmackvoller sein können, als unter diesem ewig wiederkehrenden Titel das Wort bis zum Ueberdruß zu wiederholen. Ebenso hätte man wol eine eingehendere Schilderung des großartigsten aller Geysirländer am Yellowstrom im Wyoming-Territorium erwarten können, während dasselbe hier mit elf Zeilen abgefertigt wird. Steht es doch schwerlich dem von Neuseeland nach, dem hier drei Seiten gewidmet sind, und birgt es doch neben den Geysirn noch eine Menge von heißen Quellen der überraschendsten Art! Eine gute Karte für die Verbreitung der Vulkane begleitet das lehrreiche Buch, welches seit Humboldt's Darstellung im vierten Bande des „Kosmos“ dieselben zum ersten male wieder zusammenfaßt.

Mit einer gewissen Ironie folgt dem siebzehnten Bande der achtzehnte: „Die Schmarotzer des Thierreichs“, von P. J. van Beneden. Macht uns jener mit den innern Zuständen der Erde bekannt, so hat dieser die Aufgabe, uns über die innern Zustände des thierischen Körpers zu belehren, und zwar in Bezug auf die — Schmarotzerthiere. Das heißt doch nichts anderes, als aus großartigen Landschaften heraus an einen Pfuhl versetzt zu werden. Der Anfang des Buchs verheißt nicht viel Tröstliches, wenn es mit folgender Tirade beginnt:

> Auf der großen Schaubühne, die wir die Natur nennen, spielt jedes Thier seine Rolle, und Er, der alles mit Ordnung und Maß abgewogen und geregelt hat, wacht mit derselben Sorgfalt über der Erhaltung des häßlichsten Insekts wie über der Fortpflanzung des glänzendsten Vogels. . . .

Am Ende des Anfangssatzes heißt es sogar: „Es (das Leben) ist ein Wirbel, eine Kette ohne Ende." Wie reimen sich wol Kette und Wirbel zusammen! Wir haben eben einen französischen Autor vor uns, der in dieser internationalen Bibliothek das Franzosenthum zum ersten male vertritt, obgleich er ein Belgier von Geburt ist. Wenn unsere deutschen Autoren fast auf Holzschuhen oder gar auf Filzsocken daherkamen, so tritt dieser mit dem lauten Schellengeklingel hohler Phrasen recht geräuschvoll auf. Unmuthig möchte man das Buch wieder zuschlagen; denn was soll man sich bei solchem abgelaufenen Schuhwerk denken! Uns zwingt jedoch die Pflicht weiter zu lesen, und je weiter wir darin schreiten, um so französischer wird die ganze Darstellung; endlich steht ein Autor vor uns, der alle Gebrechen, aber auch alle Anmuth des französischen Stils in sich vereinigt; hohle Phrasen mit überraschenden Bildern und Vergleichen in ununterbrochenem Laufe gleichsam über Bord schleudernd. Bei dem einen möchte man in Verwunderung über solche Geschmacklosigkeit ein Rad schlagen, bei dem andern nickt man wieder beifällig und liest weiter. Endlich ist man mit seiner Lektüre fertig und sagt dennoch: es war ein — tüchtiges Buch. In der That verlangte wol das Thema eine absonderliche Behandlung, um es dem Leser geschmackvoll zu machen und um ihn zu bestimmen, bei der Lektüre auszuharren. Das hat der Verfasser wirklich erreicht, und wenn wir auch den Auswüchsen des französischen Esprit das Wort nicht reden können, so müssen wir doch zugestehen, daß er seinen Stoff äußerst interessant und seine Fehler wieder gut gemacht hat, je weiter er in seinen Betrachtungen vorschreitet, d. h. je mehr ihn der Geist der Wissenschaft selbst gepackt hält.

In drei Büchern behandelt er die Mitesser, die Mutualisten und die Schmarotzer. Eine sehr natürliche Klassification, der wir unsern Beifall spenden. Denn diese bezeichnet sehr gut das gegenseitige Verhältniß der Schmarotzerthiere und Nährthiere. Näher betrachtet, würden die Mitesser die Tischgenossen anderer Thiere, also „Commensalisten", d. h. solche sein, welche von der Nahrung anderer mitgenießen; Mutualisten solche, welche gegenseitig aufeinander angewiesen sind; Schmarotzer oder Parasiten solche, welche geradezu von andern Thieren leben. Daher auch die im neuern Sinne nach Beneden aufzufassenden termini technici: Commensalismus, Mutualismus und Parasitismus. Alle drei Arten des Schmarotzerthums verfolgt nun der Verfasser durch alle Thierstufen hindurch, wobei sich häufig die überraschendsten und anziehendsten Perspectiven ergeben. Doch hätten wol noch viel mehr Abbildungen gegeben werden sollen, um die nicht jedem zu Gesicht kommenden, oft so merkwürdigen Formen besagter Thiere zur Anschauung zu bringen. Wir wollen das Buch nicht einmal dadurch empfehlen, daß wir auf die große Bedeutung der Kenntniß jener Schmarotzerthiere auch für unser Leben hinweisen; nein, es liegt zugleich mit einer Nachtseite der Natur so viel Stoff für den Denkenden auf diesem Gebiete, daß eigentlich eine solche Kenntniß für jeden unentbehrlich ist, welcher über Weltgetriebe und Weltordnung zu philosophiren liebt.

Fassen wir schließlich noch einmal alles zusammen, was wir über diese vier Bände der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" mit wenigen Strichen beigebracht haben, so erhellt daraus wol zur Genüge, daß wir es hier mit einem ungewöhnlichen Unternehmen zu thun haben, welches sowol in nationaler Beziehung als auch im wissenschaftlichen Sinne unsere vollste Aufmerksamkeit verdient. Schenken wir endlich auch dem, was als unter der Presse befindlich angekündigt wird, unser Interesse, so kann sich letzteres nur zu lauter Anerkennung steigern.

Karl Müller von Halle.

Eine Geschichte Krains.

Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1873. Mit besonderer Rücksicht auf Culturentwickelung. Von August Dimitz. Erster Theil: Von der Urzeit bis zum Tode Kaiser Friedrich's III. (1493). Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1874. Gr. 8. 12 M.

In der Geschichte Krains von August Dimitz begrüßen wir die erste vollständige Specialgeschichte des österreichischen Kronlandes Krain. Für Krains Geschichte besitzen wir zwar schon ein interessantes und werthvolles Werk, Valvasor's „Ehre des Herzogthums Krain", allein Valvasor mengt im frommen Glauben seiner Zeit Märchen und Geschichte so untereinander, daß es häufig schwer wird, die beiden zu trennen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat uns Linhart in seiner „Geschichte von Krain und der südlichen Slawen" (Laibach 1788 und 1791) ein kritisches Geschichtswerk hinterlassen, allein es ist nicht vollendet und reicht nur bis zur Unterjochung Krains durch die Franken, also bis auf Karl den Großen.

Vielfach hat man sich seither bemüht, eine Landesgeschichte von Krain zu Stande zu bringen, und wir müssen die Verdienste von gebildeten Männern wie Costa sen., Gitzinger, Richter, Fellruschek, vor allem aber die des im verflossenen Jahre verstorbenen Hofraths und Professors Dr. Vincenz F. Klun, welche alle theils selbst Beiträge zur Aufdeckung der Landesgeschichte von Krain lieferten, theils jüngere Kräfte dazu anregten, gebührend anerkennen.

Allein noch immer fehlte uns eine vollständige Geschichte von Krain, die in manchen Beziehungen, so z. B. insbesondere in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, der französischen Occupation im Anfange des 19. Jahrhunderts, weit über die Grenzen Krains und seiner Nachbarländer hochwichtig und interessant ist. Manche Kräfte hatten sich an die Abfassung einer solchen gewagt, allein sie mußten, wol im Eingeständniß ihres Unvermögens, wie z. B. Peter von Radics, wieder davon abstehen, denn es ist eine schwierige Arbeit, da es gilt, vielfach neue Strömungen der Geschichte aus den Quellen zu sammeln und als einheitliches Gemälde dem geistigen Auge des Lesers vorzuführen.

Wer die Leistungen von Krainern auf dem Gebiete der krainischen Landesgeschichte in den letzten Decennien beachtet hat, der wird finden, daß von allen jenen, die in dieser Zeit auf dem Gebiete thätig waren, allein Dimitz berufen war, eine vollständige Geschichte seiner Heimat zu liefern, die den Ansprüchen, die man heutzutage an ein modernes Geschichtswerk stellt, entsprechen soll.

Dimitz hat nun auch die gewaltige Arbeit begonnen und in den wenigen Stunden, die das Berufsgeschäft ihm zu seiner Arbeit ließ, es unternommen, aus den vielen Quellen, die theils schon gesammelt und gedruckt, theils aus verstaubten Archiven erst hervorgesucht und geordnet werden mußten, eine Geschichte von Krain zu entwerfen. Daß dem Verfasser diese große, viele Jahre in Anspruch nehmende Arbeit vollkommen gelungen ist, daß er ein Werk geschaffen, auf das Krain stolz blicken kann, beweist der vorliegende erste Theil, der von der Urzeit bis zum Tode Kaiser Friedrich's III. (1493) reicht. In diesem ersten Theil galt es weniger, selbständig zu sein, sondern es galt vielmehr, aus den vielen aufgedeckten und bekannten Quellen, aus ausführlichen Bearbeitungen der Welt- und österreichischen Geschichte ein Bild jener Zeit zu entwerfen. Mit welchem Fleiße der Verfasser dieser Aufgabe oblag, können wir aus den Anmerkungen, in denen er die verschiedensten weitläufigsten Geschichtswerke, die seltensten Quellensammlungen citirt, ersehen.

Ausgehend von den Pfahlbauten und der Jasonsage, geht er auf die Urvölker über und schildert den Untergang ihrer Freiheit durch die Eroberung des Landes von seiten der Römer. Nach dem Sturze des weströmischen Reichs und zum Theil schon vor demselben war Krain die Straße, auf der die deutschen Völker nach Italien zogen. Attila zerstörte Emona, den bedeutendsten Ort in Krain, das heutige Laibach. Dann siedelten sich die Slawen in diesen Gegenden an und wohnten hier durch mehrere Jahrhunderte, bis sie von den Franken unter Karl dem Großen unterworfen wurden und in denselben aufgingen. Nun kommen wechselnde Geschicke über Krain; bald ist es mit Kärnten vereint, bald bildet es eine selbständige Mark, bis endlich die Babenberger von Oesterreich Herren von Krain werden. Nach dem Aussterben der Babenberger bemächtigt sich Přemysl Otakar II. Krains sowie aller übrigen österreichischen Länder, bis er sie in der Schlacht am Marchfelde (1278) an Kaiser Rudolf wieder verlor, der nun seine Söhne damit belehnte. Und dann folgt eine ruhige, glückliche Herrschaft über Krain unter den Habsburgern bis zum Tode Friedrich's III. (1493), nach dessen Tode die Reformationsstreitigkeiten auch in Krain beginnen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg“ von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review“: „Der ehrwürdige Verfasser hat es weislich vermieden, sein Werk über den Siebenjährigen Krieg eine Geschichte des ereignißvollen Kampfes zu betiteln, und es richtig als einen Beitrag zur Geschichte desselben bezeichnet, wie es auch in der That eine historische Abhandlung ist, die sich mit den Ursachen und Folgen des Kampfes viel mehr als mit dessen eigentlichen Ereignissen beschäftigt und zum großen Theile auf neuern Forschungen im österreichischen Archive beruht. Die Ergebnisse derselben mögen nun zwar die gewöhnlichen Ansichten über die Rechtsfrage des Kriegs nicht wesentlich umgestimmt haben; sie bringen aber helleres Licht in dessen Einfluß auf die europäische Politik; sie zeigen, wie alte Nebenbuhler sich einander näherten, wie neue Bündnisse geschlossen, neue Mitglieder in die internationale Verbindung eingeführt wurden: vor allem aber, wie durch die Vernichtung der französischen Colonialmacht, gegen welche die englischen Colonisten bis dahin des Schutzes benöthigt gewesen waren, die amerikanische Unabhängigkeit vorbereitet wurde. Der interessanteste Theil des Werks überhaupt ist wol die Denkschrift des Fürst-Kanzlers, in welcher der Charakter der Maria Theresia und ihrer Minister sowie der österreichischen Verwaltung überhaupt in sehr amusanter Weise skizzirt werden.“

Ueber den zweiten Band von „Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte“ von C. Radenhausen heißt es ebendaselbst: „Dieser zweite Band kann, wie der erste, als eine physikalische Geschichte des Weltalls bezeichnet werden, die zwar wenig Anspruch auf Originalität erheben kann, als lichtvolle und prägnante Zusammenfassung der ziemlich allgemein angenommenen Resultate wissenschaftlicher Forschung aber vortrefflich genannt werden muß.“

Die „Traum-Phantasie“ von Johannes Volkelt wird als „eine anziehende Monographie“ über den Gegenstand bezeichnet.

In der Besprechung des Werks von Hans Prutz: „Aus Phönizien“ heißt es unter anderm: „Der originellste Beitrag des Verfassers zu unsern geographischen Kenntnissen sind wol die Kapitel über die Geschichte von Tyrus unter den Kreuzfahrern und der dort ansässigen venetianischen Gemeinde. Wir erhalten hier viel ungewöhnliche archäologische Belehrung, namentlich auch in Bezug auf die venetianische Kirche von Sanct-Markus in jener Stadt.“

Ueber „Funfzehn Essays“ von Hermann Grimm ist das Blatt der Ansicht, es sei größtentheils leichte Waare und wäre kaum der Mühe werth gewesen, gesammelt zu werden, sie zeichneten sich aber sämmtlich durch die dem Verfasser eigene geschmackvolle Darstellung aus. Der Recensent widerspricht sich hier indessen, da er am Schluß doch zugeben muß, daß die Rückschau auf Cornelius' „Leben und Werke“ vortheilhaft als ein selbständiges Werk hätte veröffentlicht werden können.

Ueber „Geschichte des englischen Dramas“ von J. L. Klein heißt es: „Elf umfangreiche Bände haben Klein's allgemeine Geschichte des Dramas endlich bis zu der des englischen Dramas gebracht, und wenn diese in dem Maße des ihr gewidmeten ersten Bandes fortgesetzt werden sollte, so kann sie vielleicht in noch elf vollendet werden. Bisjetzt ist er noch nicht über die ältesten Mirakelstücke hinausgekommen, denen er in einem Bande von 750 Seiten 120 zuertheilt. Der übrige Theil beschäftigt sich mit den alten Celten, den römischen und sächsischen Eroberungen Britanniens u. s. w., mit allem, nur nicht dem englischen Drama *); das Ganze durchmengt mit sonderbaren Ausfällen gegen Immanuel Kant und andere Personen und Dinge, die der Sache ebenso nahe verwandt sind.“

Sehr günstig dagegen lautet das Urtheil des Recensenten über „Musikalische Studienköpfe aus der Jüngstvergangenheit und Gegenwart“ von La Mara, und über „Joseph Haydn“ von C. F. Pohl.

---

*) Der Redaction gegenüber, welche in einer jüngst gebrachten Notiz aus dem „Athenaeum“ über Ward's „Geschichte des englischen Dramas“ jene Zeitschrift berichtigen zu müssen glaubte, weil sie den englischen Verfasser Klein's „Geschichte des Dramas“ benutzen läßt, muß Referent diese Angabe dennoch aufrecht erhalten. Das „Athenaeum“ meint freilich nicht den letzten oben angezeigten Band.

„Michel Angelo in Rom 1508—1512“ von Anton Springer wird ebenfalls als „eine klare und interessante Monographie“ bezeichnet.

Ueber „Die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung dargestellt“ von S. A. Byk sagt dasselbe Blatt: „S. Byk hat ein sehr interessantes Werk über die vorsokratische Philosophie Griechenlands geschrieben. Dieser erste Theil handelt von den Philosophen, die er Dualisten nennt, einschließlich aller hervorragendsten Namen, ausgenommen Demokrit, Heraklit und die eleatische Schule. Die Richtigkeit dieser Bezeichnung ist kaum ersichtlich, da nach Byk's eigener Erklärung diese Denker alle bestrebt waren, ein absolutes Einheitsprincip aufzufinden, und sie nur auf Grund dieses ihres Bestrebens überhaupt berechtigt sind, auf den Namen von Philosophen Anspruch zu machen. Bei ihm wie bei den meisten andern gilt Thales als der Begründer der hellenischen Philosophie, als der erste, welcher es versuchte, die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen und deren menschliche Gestalten, die sie in der Vorstellung des Volks angenommen haben, auf eine absolute substantielle Einheit als Kundgebungen eines einzigen Princips zurückzuführen. Byk gibt selbst zu, daß er sich oft in der Behandlung der Philosophen, deren Ansichten er darstellt, ein bedeutendes Maß von Freiheit bewahrt und des gefahrvollen Privilegs, den Zusammenhang ihrer einzelnen Aussprüche mit Hülfe von Conjecturen wiederherzustellen, in einem so hohen Grade sich bedient hat, daß nur durch den fragmentarischen Zustand, in welchem die ursprünglichen Texte auf uns herabgekommen sind, gerechtfertigt ist. Dafür sind seine Citate sehr zahlreich, wenn sie auch nothwendigerweise meistentheils spätern und secundären Quellen, wie Plutarch und Diogenes Laertius, entlehnt sind. Auch ist dies zu seiner Vertheidigung vorzubringen, daß der Zweck seines Werks nicht die Feststellung der individuellen Meinungen bestimmter Personen, sondern die Darstellung des ununterbrochenen Fortschreitens des philosophischen Gedankens ist.“

Ueber „William Shakspeare. Eine neue Studie über sein Leben und sein Dichten“ von Karl Fulda heißt es: „Der Verfasser kann uns natürlich wenig Neues über Shakspeare's Leben sagen, seine Notizen indessen über den Grad, in welchem spätere Dichter und Künstler dem großen Dramatiker verschuldet waren, sind, wenn auch nicht gerade neu, doch bei der Klarheit und Sauberkeit, mit welcher sie zusammen gruppirt sind, immerhin willkommen.“

„Savonarola“, Trauerspiel von E. Koppel, läßt gute Absichten erkennen, des Dichters Kräfte aber sind dem Gegenstande noch nicht gewachsen. Es fragt sich freilich, ob der Stoff ebenso gut für dramatische Behandlung geeignet sei, wie er nach Lenau's Vorgange sich für die epische erwiesen hat. Koppel ist es jedenfalls nicht gelungen, seinen Gestalten Leben einzuhauchen: ihre Declamation ist zwar tadellos; sie sind aber fast ebenso vollständige Vertreter conventioneller Typen, wie es die Helden der alterthümlichen Puppenkomödien sind, die A. Engel herausgegeben. (Es wird nämlich hiermit in der „Saturday Review“ der Uebergang zu diesen gemacht, doch werden blos die Titel des neuesten vierten Theils angegeben.)

Das eben genannte Blatt hält in einer längern Besprechung strenges Gericht über die in englischer Uebersetzung erschienenen gesammelten Aufsätze von Julius Rodenberg über englisches Leben und englische Literatur. „Was alt ist in dem Buche, ist nicht besser gesagt, als es bereits ein Dutzend mal vorher gesagt worden, und was neu darin ist, ist meist falsch“: so lautet, kurz zusammengefaßt, das Urtheil, welches dann in zwei langen Spalten näher begründet wird. In Betreff des Titels, unter welchem das Buch erschienen: „England, literarisch und social, von einem deutschen Gesichtspunkte“, leugnet die „Saturday Review“, daß ein solcher Gesichtspunkt überhaupt darin vertreten sei, oder behauptet vielmehr, einen solchen nur in dem Vorworte gefunden zu haben; dieses aber handle von Deutschland, nicht von England. Hingegen meint das minder kritische „Athenaeum“, die Abhandlungen hätten ebenso gut von einem Engländer in fast denselben Worten geschrieben werden können, und nennt sie „vortrefflich“.

Die „Saturday Review“ widmet dem Werke von Friedrich Brockhaus: „Die Briefe des Junius“, worüber wir bereits eine kurze Notiz aus dem Blatte in Nr. 11 mitgetheilt, eine längere, höchst anerkennende Besprechung.

Bibliographie.

Andreae, G., Das Bürgerthum in Leid und Freud. Bilder aus der Geschichte des deutschen Städtelebens zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann. Mit Beiträgen von J. J. Jansen und R. Springer. 1ste Lfg. Darmstadt, Köhler. Gr. 8. 40 Pf.

Andresen, K. G., Ueber deutsche Volksetymologie. Heilbronn, Henninger. 8. 3 M.

Bauer, M., Sorglose Stunden. Dichtungen. Hamburg, Gaßmann. 16. 1 M. 50 Pf.

Blos, W., Die Revolution zu Mainz, 1792 und 1793. Nach Quellen dargestellt. Nürnberg. 1875. 8. 1 M.

Eckstein, E., Lisa Toscanella. Novelle. 2te Aufl. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 3 M.

Eggert, U., Studien zur Geschichte der Landfrieden. Nebst Nachweis der Nichtbenutzung der treuga Henrici im Sachsenspiegel. Göttingen, Peppmüller. 1875. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich. Volkswirthschaftliche Studie von G. M. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Eulenspiegeleien. Heitere Studien, Carricaturen und Glossen von S. C. H. Mollis. Leipzig, Walther. Gr. 16. 50 Pf.

Fischer, H., Die Reform der höheren Schulen. Ein Versuch zur Verständigung. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 1 M.

Gilow, H., Ueber das Verhältniss der griechischen Philosophie im Allgemeinen und der Vorsocratiker im Besondern zur griechischen Volksreligion. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Grenser, A., Deutsche Künstler im Dienste der Heraldik. Wien, Braumüller. Gr. 4. 4 M.

— — Die Wappen der Aebte von Melk in Nieder-Oesterreich. Wien, Braumüller. Gr. 4. 2 M.

Grün, K., Die Philosophie in der Gegenwart. Realismus und Idealismus. Kritisch und gemeinfaßlich dargestellt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Historia naturalis tibialium. Das ist: Naturgeschichte der Strümpfe. Leipzig, Walther. Gr. 16. 50 Pf.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 1ster Bd. 1ste Abth.: Deutschlands geistige Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Jost, E., Christlich oder päpstlich? Historische Erzählung. Landau, Jost. 8. 1 M. 50 Pf.

Klein, S., Charakterbilder aus der Weltgeschichte. Das Alterthum. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Krebs, A., Geschichte der Beweise für das Dasein Gottes von Cartesius bis Kant. Philosophische Promotionsschrift. Wiesbaden. Gr. 4. 60 Pf.

Lonyay, Graf M., Ueber unsere öffentlichen Angelegenheiten. Die Bankfrage. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Dux. Budapest, Tettey u. Comp. Lex.-8. 8 M.

Müller, G., Die neuesten Besprechungen des Rastadter Gesandtenmords. Dresden, v. Zahn. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Die katholisch conservative Partei in Deutschland und die orientalische Frage. Von einem österreichischen Katholiken. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Raumer, R. v., Erläuterungen zu den Ergebnissen der Berliner orthographischen Konferenz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 30 Pf.

Rieger, M., Die alt- und angelsächsische verskunst. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Schlosser's, K., Neuester Geschichtskalender. 7ter Jahrg.: Ereignisse von 1875. Frankfurt a/M., Rommel. 8. 3 M.

Schultze, M., Die germanischen Elemente der französischen Sprache. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Nach eigener Anschauung und Erfahrung geschildert. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Staat oder Papst. Ein Beitrag zum Ausgleiche zwischen Staat und Kirche von einem Weltgeistlichen im Münsterlande. Herausgegeben von A. Ruge. Elberfeld, Loll. 8. 2 M.

Strack, M., Die häuslichen Arbeiten der Schüler. Leipzig, Gülker u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Tschackert, P., Anna Maria von Schürmann, der Stern von Utrecht, die Jüngerin Labadie's. Ein Bild aus der Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Vortrag. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Weiser, K., Auf dem Parnaß. Festspiel. Aufgeführt zur „Scheffelfeier“ am 19. Februar 1876 in der Central-Turnhalle zu Karlsruhe. Karlsruhe. Gr. 16. 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M. 50 Pf.

Wolfersdorf, F., Gedichte. Wien, Rosner. 8. 3 M. 60 Pf.

Wolzogen, H. v., Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur. Berlin, Weber. 8. 2 M. 40 Pf.

Zeitvertreib für Reise und Haus. 2ter Bd.: Aus dem Reiche des Todes. Geschichten von K. Neumann-Strela. Berlin, Bochmann. 8. 1 M.

Ziesenitz, J., Einige Ursachen des Widerstandes gegen göttliche und menschliche Gesetze. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 25 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

1876, Sept. 18.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 1. Juni 1876.

Schriften militärischen Inhalts.

Den Beginn unserer diesmaligen Umschau auf dem Gebiete der Militärliteratur machen wir mit den nachfolgenden drei Werken, deren vorangegangene Theile in d. Bl. bereits einer Besprechung unterzogen worden sind:

1. Geschichte des Siebenjährigen Kriegs von Arnold Schaefer. Zweiter Band. Zweite Abtheilung: Die drei letzten Kriegsjahre und die Friedensschlüsse. Mit Register. Berlin, Hertz. 1874. Gr. 8. 15 M.
2. Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Conföderation und Republik Banda Oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay von L. Schneider. Dritter Band. Mit 3 Karten. Berlin, Behr. 1875. Lex.-8. 9 M.
3. Der Krieg gegen Frankreich 1870—71 von Th. Fontane. Zweiter Band: Der Krieg gegen die Republik. Erster Halbband: In und vor Paris bis zum 24. December. Mit 44 Plänen in Holzschnitt. Berlin, v. Decker. 1875. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Wunsch des Geschichtsforschers wie jedes Freundes geschichtlicher Studien, A. Schaefer's ausgezeichnetes Werk (Nr. 1) vollendet zu sehen, ist durch das Erscheinen des Schlußbandes dieser ersten urkundlich gesicherten Darstellung der Motive und des Verlaufs des Siebenjährigen Kriegs erfüllt und den in Bezug auf denselben gehegten Erwartungen in hohem Maße entsprochen worden. Auch der vorliegende Band enthält eine Fülle werthvollsten Stoffs; bei der Behandlung desselben legt der Verfasser wie bisher das Hauptgewicht auf die actenmäßige Darstellung der europäischen Politik, womit er jedoch die Schilderung der kriegerischen Ereignisse, von welchen jene bedingt und entschieden wurde, in angemessenster Weise verknüpft.

Diese zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält das sechste, siebente und achte Buch, welchen noch an Beilagen: Verträge, Briefe, Berichte und Actenstücke sowie ein Register der im ganzen Werke vorkommenden Hauptpersönlichkeiten und geschichtlich bedeutenden Orte angeschlossen ist.

Das sechste Buch schildert die Vorgänge vom Frühjahr 1760 bis zum Frühjahr 1761 und beginnt in dem ersten der sieben Kapitel mit den Vorbereitungen und Entwürfen zum Feldzuge 1760. Friedrich der Große hatte trotz der Ungunst des rauhen Winters den Oesterreichern hart gegenüber am linken Elbufer in Sachsen gelagert, um die feindliche Armee auf den engsten Raum am Gebirge einzuschränken und das Land zum größern Theile als die Basis der fernern Gegenwehr und als ergiebige Rüstkammer zu benutzen. Nachdem die Hoffnung des Königs, in dem bevorstehenden Feldzuge durch eine Diversion der Türken von Süden oder durch das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee wenigstens einen Theil der feindlichen Streitkräfte abgezogen zu sehen, unerfüllt geblieben war, konnten die gegen ihn verbündeten Mächte ihre volle Kraft auf den Landkrieg richten. Während die französischen Truppen die Armee Ferdinand's von Braunschweig im westlichen Deutschland festhielten und die Schweden in Pommern preußische Abtheilungen beschäftigten, hatte Maria Theresia, entschlossen, den Krieg diesmal mit überwältigender Macht zu Ende zu führen, ihr Heer auf 120000 Mann gebracht, von denen 70000 Mann unter Daun's Befehl in Sachsen standen, während 40—50000 Mann unter Laudon für die Operation in Schlesien in Verbindung mit den Russen bestimmt waren. Nur mit deren Hülfe und einer zweifachen Ueberlegenheit glaubte der wiener Hof dem gefürchteten Gegner gegenüber des Siegs gewiß zu sein. Dieser konnte den 200000 Mann der feindlichen Armee nur 90000 Mann im Felde entgegenstellen; 40000 Mann wollte Friedrich in Sachsen commandiren, Prinz Heinrich sollte mit 35000 Mann der Vereinigung der Oesterreicher und Russen entgegentreten sowie die Marken und Niederschlesien decken, und hatte unter seinem Oberbefehl das Corps von Fouqué, welcher das Schlesische Gebirge vertheidigte. Friedrich war weit entfernt, die Leistungsfähigkeit seines mit vielen un-

zuverlässigen Elementen versetzten Heeres zu hoch anzuschlagen, und erkannte mit voller Klarheit, welches Uebergewicht seinen Feinden zu Gebote stand. Verstanden sie es, sich dessen zu bedienen, so war sein Untergang unvermeidlich; nur in den Fehlern seiner Gegner konnte er Rettung finden, sobald er mit der größten Wachsamkeit sie sich zu Nutze machte. An solchen sollte es nicht fehlen. Anstatt daß die österreichische Armee, wie Laudon verlangte, auf alle Fälle die Offensive ergriff und zwar so bald als möglich, ohne auf die Russen zu warten, war man am wiener Hofe vor dem Beginn größerer Unternehmungen darauf bedacht, über den Operationsplan sich mit der russischen Regierung, welche mehr als 100000 Mann zu unterhalten sich bereit erklärte, zu einigen. Der Vorschlag des wiener Hofs, daß ein russisches Corps die österreichische Armee in Oberschlesien verstärken möge, während die russische Hauptarmee gegen Pommern und die Mark vorrückte, wurde in Petersburg abgelehnt und dagegen vereinbart, daß nach Abzug der in Preußen und an der Weichsel verbleibenden russischen Truppen 74000 Mann zur Oder und zwar auf Glogau oder auf Breslau vorgehen sollten. Den Oberbefehl über die russische Hauptarmee behielt Soltykow, dessen Abberufung man österreichischerseits ebenso vergeblich versuchte wie die Fermor's. Obwol Friedrich durch einen bestochenen russischen General Kenntniß über die Bewegungen der russischen Armee erhalten hatte, und wenn auch aus dem Argwohn zwischen den Befehlshabern der Russen und Oesterreicher auf Hemmnisse in ihrer gemeinsamen Kriegführung geschlossen werden konnte, so blieb die Schwierigkeit, so zahlreichen Feinden zu begegnen, für den König darum nicht minder groß. Es gelang ihm zwar in Sachsen, von seinen Bewegungen die Entschlüsse des vorsichtigen Daun abhängig zu machen und ihn dort festzuhalten, dagegen gestalteten in Schlesien nach der Vernichtung des Corps von Fouqué, nach dem Verlust von Glatz und durch die Bedrohung von Breslau die Verhältnisse sich um so ungünstiger, als auch die Russen gegen diese Festung langsam heranzogen. Jedoch Prinz Heinrich vereitelte durch seinen raschen Anmarsch die Vereinigung der Russen und Oesterreicher, und der König selbst, welcher, Daun zur Seite, aus Sachsen herbeigeeilt war, rettete nicht nur sich und sein Heer durch den Sieg bei Liegnitz über die vereinigte österreichische Armee, sondern hielt auch, in Verbindung mit seinem Bruder, im Herzen Schlesiens stehend, die Oesterreicher und Russen auseinander. Für den Feldzug war diese siegreiche Schlacht indeß nicht entscheidend, und der König gesteht selbst, daß er nie in einer mislichern Lage gewesen sei als in diesem Feldzuge.

Das dritte Kapitel enthält die Verdrängung des preußischen Corps unter General Hülsen aus Sachsen durch die Reichsarmee, die Unternehmungen des Königs, durch die er Daun ins Gebirge zurückdrängte und von den Russen getrennt erhielt, die zweite vergebliche Belagerung von Kolberg durch die Schweden und Russen, und die Unternehmung der Russen und Oesterreicher unter Czernitschew und Lacy gegen Berlin, welches jedoch auf die Nachricht von dem Aufbruch des Königs dahin nach vier Tagen wieder verlassen wurde. Dieser war, wie wir im vierten Kapitel lesen, auf die Nachricht von der Bedrohung der Mark sofort fest entschlossen, nicht blos die Marken, sondern auch Sachsen dem Feinde zu entreißen. „Siegen oder sterben ist mein Wahlspruch", so schrieb er an seinen Bruder Heinrich, der sich der Ruhe hingab, „alle andern Partien sind gut unter andern Umständen, aber nicht unter den jetzigen." Mit Gewaltmärschen eilte er auf die Nachricht von der Räumung Berlins vom Feinde nach der Elbe, vertrieb die Reichstruppen, und suchte nach der Heranziehung von Verstärkungen namentlich durch Ziethen's Corps die kaiserliche Hauptarmee auf. Er fand sie bei Torgau durch Lacy verstärkt, und errang dort am 3. November den theuer erkauften Sieg, infolge dessen Daun zurückging, der Feldzug zunächst in Sachsen, dann in Schlesien sein Ende erreichte, und die Oesterreicher und Russen ihre Winterquartiere meist außerhalb der preußischen Grenzen bezogen, wozu auch die Schweden nach unrühmlichem Feldzuge sich entschließen mußten.

Im fünften Kapitel finden wir eine übersichtliche Schilderung des Feldzugs in Hessen und Westfalen, der ohne Entscheidung bleibt, und der für England siegreichen Beendigung des Kriegs in Canada und Ostindien. Die beiden folgenden Kapitel bringen eine Darstellung der verschiedenen Versuche zur Herbeiführung des Friedens. Da Frankreich jenseit des Oceans nur weitere Verluste erlitt und der Feldzug 1760 den deutschen Krieg nicht entschied, suchte Choiseul zunächst sowol mit Friedrich dem Großen als auch mit Pitt im geheimen einen Sonderfrieden zu verhandeln; als ihm dies nicht gelang, nahm er von neuem seine Zuflucht zu Karl III. von Spanien, der in seinem Gesandten Grimaldi den Mann für die Ausführung des Plans fand, mit Frankreich verbündet Englands Macht zu brechen. Um Zeit zu den erforderlichen Rüstungen zu finden, wurden indeß die Verhandlungen über die gegen England erhobenen Beschwerden in die Länge gezogen. Dort war inzwischen Georg III. auf den Thron gestiegen. Sein Ministerium war darauf bedacht, zu einem Friedensschlusse mit Frankreich zu gelangen, und rechnete ebenso wie Friedrich auf ein baldiges Ende des Kriegs. Dieser ließ infolge des unentschiedenen Feldzugs bei Pitt einen Sonderfrieden Englands mit Frankreich in Anregung bringen; die Unterhandlungen über die Höhe der von Friedrich im Falle desselben geforderten Hülfsgelder für die deutschen Truppen gaben dem englischen Ministerium, in dem Pitt's Stellung durch den Eintritt von Bute erschüttert war, indeß Veranlassung, die vorgeschlagene Uebereinkunft aufzugeben, um so mehr als es auf einen allgemeinen Frieden durch Frankreichs Vermittelung hoffen zu können glaubte. Choiseul hatte nicht abgelassen, die mit Frankreich verbündeten Höfe friedlich zu stimmen; das Ergebniß seiner Bemühungen war indeß nur, daß dieselben sich verständigten, einen Friedenscongreß in Augsburg oder in einer andern Stadt Deutschlands zu beschicken, und die Könige von England und Preußen sowie deren Verbündete zur Betheiligung an demselben aufzufordern. Dem Kriege vor Ablauf des Jahres 1760 ein Ende zu machen, gelang Choiseul indeß nicht, da über den Verhandlungen am petersburger und wiener Hofe, wo Kaunitz bestrebt war, Maria Theresia's durch den Verlust der Schlacht bei Torgau gewachsene Friedensliebe zu mäßigen und durch kluges Verhalten beim Friedensschluß

manche Vortheile, wenn auch nicht die Vernichtung der preußischen Macht zu erlangen, Monate verstrichen, bis wiederum ein neuer Feldzug begann. Uebrigens versprach sich Choiseul, bei welchem Kriegs- und Friedensgedanken schnell wechselten, durch die Sonderverhandlungen mit England rasch zum Ziele zu gelangen, indem sie ihm Zeit gaben, Frankreichs erschöpfte Kraft wieder zu sammeln und zu gelegener Zeit den Kampf gegen Englands Seemacht wieder aufzunehmen; für den Nothfall, wenn der Friede nicht zu Stande komme, war er des Bündnisses mit Spanien sicher.

Das siebente Buch umfaßt die Zeit vom Frühjahr 1761 bis zum Ausgange des Jahres, und beginnt im ersten Kapitel mit der Beschreibung der wechselvollen Kämpfe Prinz Ferdinand's mit der verbündeten Armee gegen die Franzosen unter Broglie sowie der Vertreibung der Reichstruppen aus Thüringen und dem Voigtlande. Friedrich trug ein inniges Verlangen, das Schwert in die Scheide zu stecken, und schrieb an Knyphausen: „Gesteht, daß die Arbeit der Penelope auf mir lastet; Gott, wie bin ich dessen müde!" Trotzdem war er unermüdlich thätig gewesen, sein Heer bis auf 100000 Mann zu ergänzen und reichlich mit allem zu versehen; er fand den Zustand der Truppen über alle Erwartung gut. In dem beginnenden Feldzuge, dessen Ereignisse die folgenden beiden Kapitel erzählen, hatte Prinz Heinrich Sachsen zu vertheidigen, während Friedrich mit dem größten Theile des Heers nach Schlesien ging, weil er dort den Hauptangriff erwartete. Hier gelang es ihm zwar, im Lager von Bunzelwitz ohne Schlacht vor der feindlichen Uebermacht das Feld zu behaupten, da Buturlin auf Laudon's Aufforderungen zum gemeinschaftlichen Angriff nicht einging und nicht lange mit seinem Abmarsch warten ließ; aber er hatte doch den Verlust von Schweidnitz und den von Kolberg und damit des größten Theils von Pommern zu beklagen; auch in Sachsen und Thüringen verblieben im Bereiche der feindlichen Linien beträchtliche Gebiete, die im vorigen Jahre für seine Rüstungen ausgebeutet waren. Aber noch hielt Friedrich Stand und schickte sich zu zäher Gegenwehr an; sogar auf die Türken richtete er seine Hoffnungen, indem er zunächst einen Freundschafts- und Handelsvertrag schloß, und mit dem Tatarenkhan wurde die Stellung eines Hülfscorps vereinbart.

Nachdem im vierten Kapitel der Feldzug in Westdeutschland, wo die Machtverhältnisse im wesentlichen die gleichen wie das Jahr zuvor blieben, geschildert worden, wenden die beiden folgenden Kapitel sich wieder der Politik zu. Choiseul war ernstlich bemüht, mit England einen Frieden auch um den höchsten Preis herbeizuführen, und nahe daran, seinen Zweck zu erreichen; als er indeß, gereizt durch Pitt's starres Festhalten an den gestellten Bedingungen, die spanischen Streitigkeiten mit England in die Verhandlungen einmengte und, entrüstet über die Zurücksendung der französischen Denkschrift betreffs der spanischen Beschwerden gegen England, das Bündniß mit Spanien einging und dieses zum Kriege gegen England anreizte, erfolgte der Abbruch der Verhandlungen zwischen England und Frankreich im October 1761. Damit fiel auch der augsburger Congreß zu Boden, und noch ein volles Jahr sollte der Krieg währen.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den Verhältnissen in England und gibt eine Darstellung des durch Bute fortgesetzten Ränkespiels, um Pitt zu stürzen, und des Rücktritts dieses großen Staatsmannes, über den König Friedrich sich so ausspricht: „Ein erhabenes Gemüth, ein großer Entwürfe fähiger Geist, Festigkeit in der Ausführung, unbeugsame Beharrlichkeit in seinen Ansichten, weil er sie für sein Vaterland, das er liebte, heilsam erachtete, bildeten seinen Charakter." Den Grund zum Ausscheiden Pitt's aus dem Amt gab der Umstand, daß die von ihm geforderte Kriegserklärung an Spanien vom Geheimen Rath nicht gutgeheißen wurde; er hatte indeß die Genugthuung, daß nach drei Monaten Bute trotz seiner Friedensbestrebungen sich durch das hochmüthige Auftreten Spaniens ebenfalls zur Kriegserklärung genöthigt sah.

Das achte Buch, welches das letzte Kriegsjahr und die Friedensschlüsse vorführt, beginnt mit der Schilderung von Friedrich's des Großen Lage zu Ende des Jahres 1761. Wol konnte er mit den ihm zu Gebote stehenden Geldmitteln, an denen er seinen Gegnern überlegen blieb, sein Heer mit der erforderlichen Ausrüstung, namentlich mit zahlreichen Geschützen versehen, aber es fehlte ihm an tauglichen Mannschaften, sodaß in der Bedrängniß alles eingestellt werden mußte, was sich darbot. Friedrich war tief erschüttert und gebeugt; die spannende Sorge, die stete Aufregung, die übermenschliche Anstrengung zehrten an seinem Lebensmark. Er litt oft am Fieber; seine Stimmung wurde reizbarer und bitterer. Die Literatur blieb sein Trost. „Ich lese viel, ich verschlinge meine Bücher", schrieb er an d'Argens, „und dies gewährt mir nützliche Zerstreuungen. Hätte ich sie nicht, so glaube ich, daß die Schwermuth mich ins Irrenhaus geführt hätte. Kurz, wir befinden uns in widerwärtigen Zeitumständen und in verzweifelter Lage." Aber dennoch hielt er das Haupt aufrecht, jeder Schimmer von Hoffnung erfrischte seinen Muth; nach den Berichten über den Kriegseifer der Tataren und über die Kriegsrüstungen der Türken tröstete ihn die Aussicht auf die Theilung der feindlichen Streitkräfte, die zudem in Oesterreich verringert werden mußten, da hier wie bei den andern Gegnern die Mittel zum Kriege versiegten. Da starb am 5. Januar 1762 seine Feindin, die Kaiserin Elisabeth; das war ein Hoffnungsstrahl in sorgenschwerer Zeit! Als er Peter's III., seines Verehrers, Versicherungen der Freundschaft in einem eigenhändigen Brief erhalten hatte, konnte er aufathmen und an seinen Bruder Heinrich schreiben: „Gott sei Dank, unser Rücken ist frei." Am 5. Mai wurde der Friedensvertrag mit Rußland abgeschlossen, der auch eine Allianz in Aussicht nahm. Die Rettung aus der tiefsten Noth erschien dem König selbst wie ein Wunder. „Jetzt durfte er getrost in die Zukunft blicken", wie er an Ferdinand von Braunschweig schrieb, „noch steht der Himmel uns bei und führt alles zum guten Ende." Am 5. Juni erfolgte die Ratification des Friedens und gleichzeitig die Uebergabe eines Entwurfs zum Allianzvertrag zwischen beiden Mächten, der am 30. Juni ratificirt wurde. Der Friede mit Rußland zog auch den mit Schweden nach sich.

Das zweite Kapitel erzählt die Ereignisse des letzten Feldzugs, der in Sachsen und Schlesien durch die preußische Armee, nachdem sie durch die aus Rußland zurück-

gekehrten Kriegsgefangenen und durch Rekruten aus Pommern und Preußen wesentliche Verstärkungen erhalten hatte, eröffnet und siegreich durchgeführt wurde. Obwol nach dem schnellen Sturz und Tode Peter's III. Katharina das gestellte Hülfscorps abberief, leistete dieses dennoch durch sein verlängertes Stehenbleiben Friedrich noch wesentliche Dienste bei Burkersdorf; wichtiger war aber für ihn, daß die Kaiserin an dem geschlossenen Frieden festhielt und freundschaftliche Gesinnungen an den Tag legte. Nach der Einnahme von Schweidnitz endete der Krieg in Schlesien, nach der Schlacht bei Freiberg in Sachsen und am 21. November wurden zwischen den österreichischen und preußischen Befehlshabern Conventionen abgeschlossen, kraft deren alle Feindseligkeiten aufhören sollten; ein gleiches geschah erst im Januar mit den Reichstruppen, an die niemand vorher gedacht hatte.

Friedrich nahm am 5. December sein Hauptquartier in Leipzig, um von dort aus die Friedensunterhandlungen zu leiten. Diese werden, nachdem im dritten und vierten Kapitel der letzte Feldzug im westlichen Deutschland und der Krieg Englands und Portugals mit Frankreich und Spanien beschrieben worden, in den beiden letzten Kapiteln behandelt, welche einen interessanten Einblick in das Getriebe der Politik und einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der Leiter derselben, besonders Bute's gewähren, von dem unter anderm gesagt wird:

> Entspann sich doch zwischen ihm und Choiseul jener denkwürdige Briefwechsel, in welchem er mit dem französischen Minister, der seinen bittern Haß gegen die englische Nation kaum zu verbergen im Stande war, vertraulich erwog, wie die gegen den beabsichtigten Frieden sich regende Opposition im Zaume zu halten sei, und in der er seinem Grolle gegen Pitt und Friedrich den Großen, seinem Verdrusse über die Erfolge der Waffen Englands und seiner Verbündeten unverhohlen Luft machte und Frankreich zu standhaftem Ausharren im Kriege ermunterte.

Friedrich der Große verurtheilt ihn daher mit den Worten:

> Seinem Verbündeten die Treue brechen, Complote gegen ihn schmieden, wie sie kaum seine Feinde erdenken können, mit Leidenschaft auf seinen Untergang hinarbeiten, ihn verrathen, ihn verkaufen, ihn sozusagen morden, solche Frevelthaten, so schwarze, so verabscheuungswerthe Handlungen müssen in ihrer ganzen Schändlichkeit berichtet werden, um durch das Urtheil, welches die Nachwelt darüber fällt, alle die zu schrecken, welche ähnlicher Vergehungen fähig wären.

Daß trotz dieses und seiner andern Feinde es Friedrich dem Großen gelang, ohne Zuziehung und Vermittelung einer fremden Macht mit Oesterreich den Frieden zu schließen, durch welchen er nach dem „grausamen" Kriege mit den Großmächten des Festlandes die preußischen Staaten ungeschmälert behauptete, das bewundern wir, das bewunderten die Zeitgenossen ebenso wie seine glorreichen Kriegsthaten. Andrew Mitchell schrieb an den König:

> Ich habe längst Ew. Majestät als den größten unter den Kriegern erkannt, aber heute, wo Sie in so kurzer Zeit und in so wenig Worten Deutschland die Ruhe wiederzugeben gewußt haben, bewundere ich Sie als den größten Unterhändler, den es je gegeben.

Schließen wir mit den Worten des Verfassers:

> In Friedrich's des Großen Siegen und in seinem Ausharren lag die Zukunft des deutschen Vaterlandes. Darum wird das deutsche Volk, so lange es seiner Vorfahren gedenkt, welche ihm die Bahn eröffnet haben, auf der es zu frischem Leben und zu nationaler Einheit und Macht sich hindurchgerungen hat, Friedrich den Großen in unverwelkten Ehren halten und mit ihm die Krieger und Staatsmänner, welche in schwerster Zeit ihrem Könige treu und hingebend zur Seite standen.

Aus Europa und aus der Betrachtung der Ereignisse einer längst vergangenen ruhmvollen Zeit führt uns L. Schneider's werthvolles Buch (Nr. 2) nach Südamerika in die Geschichte der jüngstverflossenen Jahre. In diesem dritten Bande schildert der auf dem Felde der Literatur rühmlichst bekannte Verfasser den letzten Verlauf des Kriegs der drei verbündeten Staaten — Brasilien, Argentina und Uruguay — gegen Lopez, den Dictator Paraguays, welcher bereits vier Jahre lang den gemeinsamen Anstrengungen gegenüber mit der größten Zähigkeit Stand gehalten hatte.

Wir müssen es uns selbstredend versagen, auf die einzelnen kriegerischen Unternehmungen und Kämpfe, welche nach dem im zweiten Bande beschriebenen Verluste der festen Stellung von Humaita im Jahre 1868 bis zum Tode des empörend rohen Dictators im Jahre 1870 stattfanden, näher einzugehen; müssen aber erwähnen, daß die Generale der Alliirten bei richtiger Verwendung ihrer Uebermacht in dem Kampfe bei den Lomas Valentinas am Ende des Jahres 1868 den Krieg um ein ganzes Jahr hätten abkürzen und ein abermaliges Entkommen des Dictators verhindern können. Ferner ist als in hohem Grade auffallend das durchaus formlose und selbständige Niederlegen des Obercommandos von seiten des brasilianischen Feldmarschalls Caxias, der mit zwei Admiralen sich nach Brasilien zurückbegab, anzuführen, und muß diesem nicht zu billigenden Verfahren eine abermalige Verzögerung der Operationen zugeschrieben werden. Bei diesen sah auch der umsichtige neue Oberbefehlshaber, Graf d'Eu, durch die Schwierigkeiten einer regelmäßigen Verpflegung sich wesentlich gehemmt, und hatte die Armee die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen; erst nach vielen Leiden und Mühen führte die Tödtung des Dictators das Ende der Beschwerden des Kriegs und die günstigste Lösung des Dramas herbei.

Ein Räthsel in demselben bleibt es, daß die Bevölkerung Paraguays für ihren Supremo Lopez trotz dessen unmenschlicher Thaten eine unbezweifelte und vollständige Opferfreudigkeit an den Tag legte und für einen Mann, den sein Wohlleben, seine Feigheit, seine Sittenlosigkeit zu einem Monstrum machten, Gehorsam, Anhänglichkeit, ja Hingebung bis zum letzten Augenblick bewahren konnte! Ueberschreitet die lange Reihe von Lopez' Unthaten jedes Maß, so muß dagegen auch die unerschütterliche Festigkeit seines Willens, die Selbständigkeit in seinen Entschließungen und die Unbeugsamkeit seines Charakters anerkannt werden; denn so oft auch ihm von den Verbündeten gesagt wurde, daß er ganz allein die Ursache des Kampfes sei, und daß Paraguay sofort von der Geisel des Kriegs befreit sein würde, wenn er das Land zu verlassen sich entschlösse: er behauptete stets die Festigkeit, mit welcher er selbst nach dem Falle Humaitas, nach den Niederlagen auf den Lomas Valentinas und nach der Besetzung seiner Hauptstadt den Kampf noch fortsetzte. Wahrhaft staunenswerth ist sein Geschick, sich nach solchen

Niederlagen wieder aufzurichten; er flieht mit wenigen Begleitern vom Schlachtfelde der Lomas Valentinas, und 14 Tage darauf hat er wieder 3000 Mann und 12 Kanonen! Was irgend zur Charakteristik dieses ehrgeizigen Despoten und zu einer unparteiischen Würdigung der Verhältnisse dem Verfasser bei seinen Verbindungen zugänglich gewesen ist, enthalten die drei letzten Kapitel des interessanten und mit großem Fleiß gearbeiteten Buchs, die dem Leser ein ganz besonderes Interesse abgewinnen.

Wenden wir uns zu dem von Th. Fontane verfaßten Werke (Nr. 3). War der erste Band, welcher den Krieg gegen das Kaiserreich behandelt, mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und ihm der unbedingte Vorrang vor allen für nichtmilitärische Leser geschriebenen Büchern über den Deutsch-Französischen Krieg zugesprochen worden, so hat auch die vorliegende Fortsetzung das vollste Anrecht auf eine gleiche Beurtheilung; geschmackvoll geschrieben, fesselt sie vom Anfang bis zum Schluß durch die Art der Darstellung und durch die große Fülle der geschickt eingeflochtenen interessanten Mittheilungen.

Der erste Abschnitt des Buchs behandelt die Vorgänge in Paris vom 1. bis 19. September; er gibt ein wohlgelungenes Bild von der je nach den Ereignissen wechselnden Stimmung der Bevölkerung, führt uns die Umstände vor, aus welchen die Absetzung der Napoleonischen Dynastie und die Proclamation der Republik folgte, und geht zum Schluß zu der Angabe der Vertheidigungsmaßregeln über, welche endlich getroffen wurden, als es außer Zweifel stand, daß die „Barbaren" nicht davor zurückbebten, die „heilige" Stadt zu belagern. Das Urtheil, welches der Verfasser über die Männer der neuen Regierung abgibt, ist maßvoll und treffend.

In dem folgenden Abschnitt wird eine anschauliche Beschreibung von dem Marsche der beiden deutschen Armeen von Sedan nach Paris und von der Ausführung der Einschließung dieser Stadt und Festung gegeben, an die sich die in diesen Zeitraum fallenden vergeblichen Unterhandlungen Jules Favre's mit dem Grafen Bismarck, um einen Waffenstillstand oder den Frieden herbeizuführen, anschließen.

Der dritte Hauptabschnitt endlich begreift die Ereignisse vor und in Paris in der Zeit vom 20. September bis 24. December in sich, und schildert die aus der Cernirung entspringenden Kämpfe in übersichtlicher Gruppirung nach den einzelnen Fronten und beziehungsweise für jedes Corps abgesondert.

In Betreff der Darstellung der einzelnen kriegerischen Handlungen, welche dieser Band enthält, ist zu bemerken, daß der Verlauf derselben in einer für das Verständniß hinreichend eingehenden Weise beschrieben wird; zur Aufklärung über diese Vorgänge werden außerdem die Berichte von deutscher und französischer Seite nebeneinandergestellt, und hierüber sowie über das Leben und Treiben auf den Vorposten, in den Cantonnements, über die Leiden und Freuden des deutschen Heeres vor Paris eine Menge von interessanten Mittheilungen, namentlich durch zahlreiche Feldpostbriefe, gemacht und damit geschickt verflochten.

Die in den Text eingedruckten zahlreichen Kartenskizzen und Gefechtspläne bilden eine sehr willkommene Beigabe; sie tragen durch ihre Uebersichtlichkeit und durch die Aufnahme der Truppenstellungen bei, dem nichtmilitärischen Leser ein völliges Verständniß der geschilderten Unternehmungen zu verschaffen.

Einen rein militärwissenschaftlichen Charakter trägt das folgende Werk:

4. Der Krieg 1805 in Deutschland. Nach österreichischen Originalquellen von Karl Ritter von Schönhals. Mit einer Uebersichtskarte und dem Plane von Ulm. Wien, von Waldheim. 1874. Gr. 8. 4 M.

Der für das Studium der Kriegsgeschichte so interessante Feldzug 1805, in welchem Napoleon wie in keinem andern mehr sich als großer und erfinderischer Meister der Strategie und Taktik bewährte, ist nur von Thiers in seiner „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" und von W. Rüstow in ausführlicher Weise beschrieben worden; die Vermehrung der Literatur über denselben durch die vorstehende actenmäßige Darstellung kann daher nur als eine sehr willkommene bezeichnet werden. Ist dies Werk auch schon im Jahre 1821 durch den 1857 verstorbenen Verfasser niedergeschrieben und haben inzwischen über vieles, namentlich in politischer Beziehung, die eben genannten Werke Aufklärung gebracht, so bietet es doch eine zuverlässige Ergänzung derselben dar.

Aus den österreichischen Quellen schöpfend, läßt Schönhals in getreuer Darstellung die Thatsachen sprechen und verbindet mit der offenen Darlegung aller Mängel eine ebenso treffende wie maßvolle Kritik der Personen und der gemachten Fehler in diesem übereilt begonnenen Kriege.

Von den vier Abschnitten, in welche das Werk zerfällt, reicht der erste bis zu dem förmlichen Beginn der Feindseligkeiten mit dem französischen Heere; er bringt die denselben vorausgehenden Verhandlungen und Maßregeln, den österreichischen Operationsplan, die Angaben über die Stärke und ersten Bewegungen der gegnerischen Armeen, eine anschauliche Betrachtung des Kriegsschauplatzes und der sonstigen Verhältnisse des französischen und österreichischen Heeres, und eine Schilderung der Lage des letztern, woran sich eine Uebersicht der beiderseitigen Stellung anschließt.

Aus dem werthvollen Inhalt heben wir hervor, daß nach der Bestimmung des österreichischen Feldzugsplans die Armee in Deutschland die Vereinigung mit den Russen als Hauptzweck ihrer Operationen beim Beginn derselben im Auge behalten sollte, daß aber schon das Einrücken in Baiern, in der Absicht, die Verbindung mit demselben durch Güte oder Gewalt zu bewirken, als ein Schritt angesehen werden muß, welcher später zum übereilten und zerstückelten Vorrücken der Oesterreicher bis über die Iller und Donau und dadurch auch hauptsächlich zu deren Trennung von den Russen führte. Was die Lage der Armee in Deutschland anbelangt, so wird dieselbe keineswegs als derartig geschildert, daß man mit Recht gegründete Hoffnungen glücklicher Erfolge darauf bauen konnte; die Aenderungen in der Eintheilung der Truppen erzeugten Unordnung; diese kamen wegen übereilten Vorgehens in einem sehr vernachlässigten Zustande in Schwaben an, der Artillerie fehlte es an Bespannung, außerdem herrschte Mangel an Verpflegung und Geld.

Endlich verdienen die seltsamen Verhältnisse des Erzherzogs Ferdinand zum Generalquartiermeister Mack der Erwähnung. Oberfeldherr war der Form nach der Erzherzog, dem Wesen nach war es Mack; denn dieser, infolge des Vertrauens des Kaisers mit Vollmachten versehen, die viel zu ausgedehnt waren, als daß neben ihnen der Oberfeldherr seine Würde behaupten konnte, handelte, anstatt den Erzherzog mit Rath zu unterstützen, selbständig im Namen des Kaisers, wodurch Reibungen zwischen ihm und dem Erzherzog entstehen mußten. Dieser unseligen Spaltung des militärischen Oberbefehls glaubt Schönhals zum Theil den Grund des später erfolgten großen Unglücks der österreichischen Armee in Deutschland zuschreiben zu müssen; jedenfalls äußerte sie gleich bei den ersten Schritten ihre nachtheilige Wirkung.

Den zweiten Abschnitt bildet der Theil des Feldzugs, der nach zwölf Tagen infolge falscher Berechnungen, Leichtgläubigkeit, Halsstarrigkeit und dem Mangel an Einheit im Oberbefehl mit Mack's Capitulation bei Ulm endete und dessen Resultat, ohne eine gelieferte Schlacht, die Vernichtung der Armee und die Occupation alles Landes bis zum Inn gewesen ist. Schönhals stellt fest, daß der Erzherzog Ferdinand, welcher im Laufe der Zeit eine Mack untergeordnete Rolle spielte, diesem oft Vorstellungen wegen seiner Unschlüssigkeit und der gefahrvollen Lage des Heeres gemacht und in dem Berichte an den Kaiser diese Lage getreu geschildert habe, leider ohne eine Aenderung zum Bessern herbeizuführen.

Der dritte Abschnitt behandelt die Vorgänge, welche Napoleon's Marsch auf Wien im Gefolge hatte, und schließt mit der gelungenen Vereinigung des russisch-österreichischen Heeres unter Kutusow zwischen Olschau und Olmütz. Höchst treffend und scharf kritisirt Schönhals die Beschlüsse, welche während dieser Zeit durch den österreichischen Kriegsrath in Wien gefaßt, aber nicht befolgt wurden; er verurtheilt nach Gebühr das Verhalten Merwaldt's, weil er sich mit seinem Corps eigenmächtig von den Russen trennte, wie dasjenige Auersperg's, welcher Murat die wiener Brücke ohne Kampf überließ.

Mit einer Schilderung der Stellung des verbündeten Heeres bei Olmütz beginnt der vierte Abschnitt, welcher der Beschreibung der Schlacht bei Austerlitz gewidmet ist. Es ist anerkannt und wird von Schönhals klar erwiesen, wie unglücklich gewählt der Augenblick für die Schlacht war, und wie durch eine Zögerung von nur etwa zehn Tagen die Verbündeten vermittels der anmarschirenden Verstärkungen den Sieg durch Uebermacht auf ihrer Seite haben mußten.

Im allgemeinen ist noch zu bemerken, daß zwar eine Ordre de bataille des verbündeten Heeres in der Schlacht bei Austerlitz dem Werke angeschlossen ist, andere Beilagen, auf welche im Laufe der Erzählung verwiesen wird, sich aber nicht vorfinden.

Die beigegebene Karte ist nur für den ersten Theil des Feldzugs zu benutzen; anstatt der Skizze von Ulm wäre eine solche des Schlachtfeldes bei Austerlitz erwünscht gewesen.

Zum Schluß betrachten wir zwei Werke, welche sich unter der Rubrik Biographien zusammenfassen lassen:

5. General-Lieutenant z. D. Freiherr Wilhelm von der Horst. Ein militärisches Lebensbild von E. von Schauenburg. Berlin, Mittler u. Sohn. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Kriegstagebuch eines deutschen Reservemannes. Von Weißenburg bis Sedan. Nürnberg, von Ebner. 1875. 8. 2 M.

Das Denkmal dankbarer Erinnerung, welches der Oberst von Schauenburg seinem frühern Chef, dem jüngstverstorbenen General von der Horst durch die Darstellung von dessen vielbewegtem Leben errichtet, ist ebenso anerkennenswerth wie gelungen und gewährt ein hohes Interesse.

Folgt man den aufgezeichneten Erlebnissen dieses Veteranen, so sieht man den jungen Husarencornet nach den Unfällen des Jahres 1806 glücklich nach Kolberg gelangen, dort als Offizier in das Schill'sche Freicorps eintreten und mitkämpfen, mit der Cavalerie desselben, als dem 2. brandenburgischen Husarenregiment, wieder in die neuorganisirte Armee eingereiht werden und an der Schill'schen tollkühnen Unternehmung vom Ausmarsche an bis zur endlichen Katastrophe in Stralsund theilnehmen. Derselben glücklich entgangen, wird von der Horst zwar mit den andern Offizieren des Regiments durch die Untersuchungscommission freigesprochen und wieder im vaterländischen Heere angestellt, jedoch bald nach dem Bündniß Preußens mit Napoleon scheidet er 1812 wieder aus, um in Rußland mit vielen andern Gleichgesinnten Kriegsdienste gegen den Unterdrücker des Vaterlandes zu suchen. Er fand eine Anstellung in dem 1. Husarenregiment der neugebildeten deutsch-russischen Legion und nahm mit dieser, welche dem Wallmoden'schen Corps zugetheilt war, als Rittmeister an den Kämpfen an der Elbe und in Holland in den Jahren 1813 und 1814 theil. Als nach dem Waffenstillstande 1814 die Legion unter dem Namen „deutsche" in preußische Verpflegung übergegangen war und die Rückkehr Napoleon's 1815 erfolgte, wurden beide Husarenregimenter verschmolzen und als 8. Ulanenregiment formirt. In diesem machte Rittmeister von der Horst mit Auszeichnung den Feldzug 1815 mit, und gehörte ihm auch noch nach dem Frieden lange Jahre an. Mit 32 Jahren zum Major avancirt, mußte er 14 Jahre in diesem Dienstverhältniß verharren. Erst 1832 erreichte er die Stellung eines Regimentscommandeurs, 1841 erfolgte seine Ernennung zum Brigadecommandeur. Als solcher zeichnete er sich durch praktischen Sinn, durch Klarheit und scharfes Verständniß für das unabänderlich Nothwendige aus und bewährte sich als ein einsichtsvoller und gewandter Truppenführer. Nachdem General von der Horst 1848 aus dem activen Dienste geschieden war, widmete er noch fortdauernd namentlich der Cavalerie eine unausgesetzte rege Theilnahme und bekundete dieselbe durch mehrere mit geistiger Frische geschriebene Abhandlungen von hohem militärischen Interesse.

Sein thatenreiches Leben endete dieser brave und tüchtige Offizier, der als Mann von Geist und Herz geachtet und geliebt wurde, im hohen Alter von 87 Jahren.

In dem „Kriegstagebuche" (Nr. 6) werden die Erlebnisse eines deutschen Reservemannes während eine[r] kurzen Periode des Kriegs von 1870 dargestellt. Di[e] hier mitgetheilten Erzählungen und Betrachtungen beschränken sich allerdings nur auf dasjenige, was in den engen Kreis eines Mitkämpfers, der das Gewehr

trug, fällt, aber sie werden mit einer nicht gewöhnlichen Frische und Natürlichkeit vorgeführt, und dabei versteht der Verfasser die ernsten und heitern Vorkommnisse und Stimmungen in geschickter Weise wechseln zu lassen, sodaß das Ganze eine ansprechende Unterhaltungslektüre bildet.

Weltanschauungen zweier Naturforscher.

(Beschluß aus Nr. 22.)

1. Die Weltanschauung des Naturforschers. Von Ernst Hallier. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 4 M.
2. Die Weltzellen. Mit Betrachtungen über die Glaubensbekenntnisse. Von Heinrich Baumgärtner. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Unabhängiger von einer Philosophenschule als Hallier ist Heinrich Baumgärtner (Nr. 2) zu seiner Weltanschauung gelangt. Seine Untersuchungen, deren Endergebniß die Entdeckung der Weltzellen war, wurden zunächst durch die Darwin'sche Lehre veranlaßt. Er stimmt zwar darin mit Darwin überein, daß er ebenfalls die Entstehung der höhern Geschöpfe auf eine Umwandlung der niedern Organisationen zurückführt (Descendenztheorie); mehrere Jahre aber vor Darwin war er schon zu einer ganz andern Erklärungsweise gelangt, indem er diese Umwandlungen größern periodischen Vorgängen im Thier- und Pflanzenreiche, den Keim-Metamorphosen zuschrieb, welche, wie auch die zu gleicher Zeit geschehenen Neubildungen in den organischen Reichen und die Veränderungen des Erdkörpers selbst, mit entsprechenden Ereignissen im Universum im Zusammenhang gestanden.

Das Auszeichnende der Ansicht des Verfassers ist also dieses, daß er die periodischen Umwandlungen der Organismen auf der Erde und die Umwandlungen des Erdkörpers selbst in Zusammenhang bringt mit Vorgängen im Universum, daß er also die Erde, wie es nicht blos die Naturwissenschaft, sondern auch die Philosophie fordert, nicht isolirt auffaßt, sondern als Glied des großen Ganzen, an dessen Leben und Entwickelung sie participirt, von dessen Metamorphosen die ihrigen mitbestimmt und betroffen werden. Der Verfasser verliert nie, wie die Specialisten unter den Naturforschern, die „Topfgucker der Natur" (wie sie Schopenhauer nennt), über dem Einzelnen und Kleinen das Allgemeine und Ganze aus dem Auge, sondern seine Anschauung des Einzelnen ist echt naturphilosophisch bestimmt und getragen von der Anschauung des Ganzen. Man fühlt in seiner Schrift etwas von der Weltseele oder dem Weltgeist. Des Verfassers Weltanschauung ist keine mechanische, sondern eine teleologische.

Nachdem schon im Jahre 1759 Wolff den Grundgedanken der Descendenztheorie ausgesprochen und Lamarck 1809 die Theorie der „allmählichen Entwickelung durch den Gebrauch der Theile" aufgestellt hatte, gelangte der Verfasser durch seine Untersuchungen zu der Ansicht, daß zwar innerhalb einer gewissen Grenze eine Vervollkommnung der Organisation auf die von Lamarck angegebene Weise stattfinde, daß aber der wesentliche Grund der Entstehung des Pflanzen- und des Thierreichs in zeitweise von außen einwirkenden Einflüssen auf den Erdkörper liege, und in denselben auch die Ursache der Umwandlung der niedern Geschöpfe zu den höhern zu suchen sei. Der Zusammenhang unserer Existenz mit Vorgängen in gewissen Kreisen des Universums wurde eine feste Ueberzeugung des Verfassers, und er theilte schon im Jahre 1853, also vor Darwin, seine Ansichten über diesen Gegenstand zum ersten male mit in seinem „Lehrbuch der Physiologie".

Als nun Darwin 1859 seine mit der Lamarck'schen Theorie übereinstimmende Lehre aufstellte und gleichzeitig Wallace dieselbe Lehre vortrug, wurde der Verfasser zu neuen Untersuchungen veranlaßt:

> Indem ich nun wiederholt nach den äußern Einflüssen forschte, welche nach meinen bisherigen Untersuchungen nothwendig stattfinden mußten, damit die Neubildungen und die Metamorphosen im Pflanzen- und Thierreiche und die zugleich geschehenen Umwandlungen der Erde sich vollziehen konnten, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß dieselben in einer ähnlichen Weise wirken mußten, wie diejenige ist, nach welcher alle einzelnen Pflanzen und Thiere in ihrer Mutterzelle sich entwickeln, und indem ich mehr und mehr ähnliche Bildungen, wie die Grundformen des Pflanzen- und Thierreichs sind, in den Räumen des Universums wahrnahm, wurde ich zur Entdeckung der Weltzellen geführt. Ein näheres Studium der in dem Weltall vorkommenden Bildungen der Art gewährte mir schließlich auch die Einsicht in die ganze Entwickelungsgeschichte der Weltzellen.

Unter Zellen versteht der Verfasser Gebilde, welche eine bestimmte Begrenzung (Zellenwandung) haben, von flüssigen und festen Körpern (gewöhnlich Zellenkern und oft auch Tochterzellen) erfüllt sind, im lebenden Zustande in einem stetigen Austausch von Stoffen mit der Außenwelt sich befinden und, im Wege der Bildung von Tochterzellen und vielfacher Spaltung (Polarisirung) in Verschiedenartiges, die Theile hervorbringen, die zu ihren Verrichtungen nothwendig sind.

Die Weltzellen entstehen nach dem Verfasser aus der kosmischen Materie, welche unermeßliche Räume des Himmels noch jetzt erfüllt. Die geformten Nebelflecke sind größere oder kleinere, entweder schon zur vollendeten Bildung gelangte oder in der Entwickelung begriffene Zellen von Welten. Die in der Bildung begriffenen Weltzellen durchlaufen sehr deutlich dieselben Entwickelungsstufen, wie wir sie bei der Pflanzen- und Thierzelle sehen. Häufig stellen dieselben eine einfache Kugel dar. In vielen dieser Kugeln läßt sich ein Kern erkennen, um den ein Kreis von Materie gezogen ist, welches eine zweite Stufe der Entwickelung bezeichnet. Oft bemerkt man auch größere Nebelflecke, welche eine Anzahl solcher Kernnebel in sich schließen, sodaß diese Figuren ganz dem Bilde zu vergleichen sind, welches sich uns darstellt, wenn wir in dem Thiere nach Vollendung der Dotterklüftungen und nach Entstehung der Kerne in den Klüftungskugeln uns eine Durchschnittsfläche des Dotters vor Augen bringen, wo ebenfalls stets Kerne mit Bildungsmasse sich zeigen.

Die nähere Aus- und Durchführung der Parallele der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Weltzellen mit der der Pflanzen- und Thierzellen mag der Leser bei dem Verfasser selbst nachlesen.

Die Entwickelungsgeschichte der Weltzellen beweist nach dem Verfasser, daß hier ähnliche Kräfte walten wie in der Pflanzen- und Thierzelle, und daß sie auch ähnlichen Gesetzen unterworfen sind, die im wesentlichen sich in stets wiederholenden typischen Polarisationen ausdrücken. Jede kosmische Zelle geht, wie die Pflanzen- und Thierzelle, durch verschiedene Stufen der Entwickelung hindurch und zerfällt schließlich, wie jene, in verbrauchte Theile. Tochterzellen bilden sich in ihnen wie in jenen, indem stets neue Weltensysteme im Innern des organisirten Universums entstehen. Es befinden sich die Weltzellen unter sich in einem Zusammenhange, was sich z. B. durch die gesetzmäßige Bewegung kundgibt, in welcher das große System von Welten, die Milchstraße, begriffen ist, und was durch den Lauf der Kometen durch mehrere Weltensysteme hindurch sich ausspricht. Die Weltzellen nehmen, wie die Zellen der organischen Reiche, wiederholt Stoffe von außen auf, was sich in den Neubildungen in ihrem Innern kundgibt, welche ohne Herbeiziehung von kosmischer Materie nicht geschehen könnte, ja sie werden durch die kosmische Materie gewissermaßen ernährt, was schon der große Verbrauch an Materie (z. B. bei den Verbrennungsprocessen in der Sonne) als nothwendig erscheinen läßt, und was die Bildungsgeschichte der Erde und der organischen Reiche unzweifelhaft darthut. Ferner kommen den verschiedenen Theilen der Weltzellen sehr verschiedenartige Eigenschaften zu, wodurch sie zu bestimmten Verrichtungen befähigt werden. Die Fixsterne sind wahrscheinlich alle Sonnen und haben vielleicht alle eine Verrichtung, wie sie die Sonne in unserm Weltensysteme besitzt. Die Planeten unsers Systems sind von verschiedenartigem Bau, wonach die Bestimmung dieser Weltkörper durchaus nicht die gleiche sein kann (indem z. B. die innern Planeten die Keimstellen des Universums darstellen, während die äußern weitere Stationen des Lebens sind), wie es auch in gleicher Weise in den Körpern der organischen Reiche der Fall ist, in welchen jedem Theile seine eigenthümliche Verrichtung zukommt.

Weiter lehrt der Verfasser, daß durch die Sternengruppen (Weltzellen) auch Strömungen gehen, an welchen geistige Kräfte haften und durch welche sich geistiges Leben über bestimmte Theile des Universums ausbreitet. Die Hervorbringung des geistigen Lebens auf der Erde bis zur Erzeugung des Menschengeistes geschah nach dem Verfasser ganz gewiß unter der Einwirkung kosmischer Verhältnisse, und er findet es mehr als wahrscheinlich, daß den auf dieser Anfangsstation des Lebens zu höherer Entfaltung gekommenen geistigen Kräften eine Bestimmung in weitern Regionen des Universums (im Wege der Transplantationen) zugewiesen ist.

Der Verfasser schließt das Kapitel über die „Weltzellen“ mit den Worten:

> Die Weltzellen, welche wir an dem höhern Himmel erblicken, liegen zum Theil mehr als eine Million Jahre Lichtzeit entfernt, und es läßt sich selbst annehmen, daß es noch Sterngruppen von größerer Entfernung gebe. Dessenungeachtet müssen wir uns jedenfalls die organisirte Welt als begrenzt denken, da auch die größte Mutterzelle einen bestimmten Raum einnehmen muß. Außerhalb dieser Gebilde von solchem Umfange dehnt sich aber das nicht organisirte All in Fernen aus, von denen wir uns keine Vorstellung zu bilden vermögen und die wir mit dem Ausdruck „unendlich im Raume“ belegen. Wir setzen voraus, daß hier eine ganz feine Materie, der Weltäther, bestehe. Anziehende und polarisirende Einflüsse treffen aus diesen unendlichen Räumen die Materie, welche zur Neubildung von Weltkörpern und zur Erhaltung des Gebildeten verwendet wird, und diese Stoffe, die kosmische Materie, schlagen sich aus dem Weltäther nieder. Da die kosmische Materie im Wege der Anziehung in das organische Universum übergeht und das übrige All anziehende Kräfte auf das organisirte Universum äußert, so weist dieses darauf hin, daß hier eine wirkliche Wechselwirkung stattfindet, sodaß also angenommen werden kann, daß auch Einwirkungen, und namentlich Uebergang von Stoff und Kraft, von den Weltensystemen auf das nichtorganisirte All stattfinden.

Wie man hieraus ersieht, theilt der Verfasser das Weltall in einen organisirten und einen nichtorganisirten Theil, die er jedoch in Wechselwirkung zueinander stehen läßt.

Es folgt auf das Kapitel über die „Weltzellen“, aus welchem wir das Wesentliche hervorgehoben haben, noch eine Anzahl interessanter und lehrreicher Kapitel über die „Milchstraßenzelle“, über „Die Bildungsgeschichte der Erde und der organischen Reiche“, über „Die Völkerstämme und die ersten Menschen“, über „Die Entwickelung des Wirbelthiers im Ei“, über die „Fortdauer nach dem Tode“, über „Die Gottesidee“, endlich über den „Glauben der Völker“.

Die Darwin'sche Erklärung der organischen Formen genügt dem Verfasser nicht; er hat schon in seinem größern Werke „Natur und Gott“ die Gründe ausführlich angegeben, warum er in den von Darwin vorgeführten Verhältnissen nicht den wesentlichen Grund der Entwickelung der Pflanzen und der Thiere finden kann. Er bringt auch jetzt wieder Beweise bei, daß die Bildung des Thiers in ganz anderer Weise erfolge, als die Lehre vom Kampf ums Dasein annimmt. Der Verfasser gehört zu jenen tiefern Naturforschern, die da einsehen, daß man mit blos mechanischer Erklärung organischer Formen nicht ausreiche, sondern Teleologie zu Hülfe nehmen müsse. Die Planmäßigkeit in der Natur ist ihm ein Zeichen des Wirkens von Gedanken. Dieses Wirken von Gedanken findet er z. B. in der Organisation aller Pflanzensamen und Thiereier. Er weist auf die Beispiele von Voraussicht hin, die wir vielfach in den Gebilden der organischen Reiche finden. Und nicht blos auf der Erde, sondern auch in den Gebilden des Weltraums, in ihrer Bewegung, in der Verschiedenheit ihres Baues, in der Verwendung der kosmischen Materie u. s. w. sehen wir nach ihm überall Zwecke verfolgt.

Da der Verfasser durch die Entdeckung der Weltzellen zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß wirkliche Lebensströmungen durch das Universum gehen, so hat für ihn die Vorstellung ihre Berechtigung, daß auch hier keine stets gleichartige Bewegung durch das Ganze gehe, sondern zeitweise vermehrte Lebensströmungen nach einzelnen Theilen sich wenden, wodurch in den Welttheilen Aehnliches bewirkt wird, wie wir es in dem Pflanzen- und Thierreich beobachten, namentlich also in den verschiedenen Theilen die Schöpfungsperioden hervorgebracht werden.

Die Entwickelung der Geschöpfe im großen Ganzen geschah nach dem Verfasser nicht durch allmähliche Mutation, sondern durch organisirende Einflüsse. Die allmähliche Mutation sei auch für manche Gegenden der Erde (abgesehen von der Eisperiode) schon aus dem Grunde nicht möglich, weil so große Naturereignisse stattfanden, daß alle lebenden Thiere, aus welchen etwa der Mensch hervorgehen konnte, in derselben untergehen mußten. Daß das Emporsteigen der Pflanzen und Thiere nicht sowol durch allmähliche Mutation der lebenden Geschöpfe, als vielmehr durch Keim-Metamorphosen geschah, hat der Verfasser schon früher dargethan.

Nehmen wir nun diese Art der geschehenen Entwickelung an, so ist es klar, daß niemals ein Mensch an der Brust einer Affenmutter lag. Wenn meine Erklärungsweise aus dem Grunde zu den Descendenztheorien gezählt werden kann, weil der Keim, aus welchem das höhere Geschöpf entsteht, immer von einer Mutter eines niederern Thiers den Ursprung genommen hat, so unterscheidet sich dieselbe doch wesentlich von der Lamarck-Darwin'schen Abstammungslehre dadurch, daß der Mensch durchaus nicht das Kind eines Affen oder andern Thiers genannt werden kann, da die hier einwirkende äußere Kraft die Bauanlage des neuen Thiers und seine Eigenschaften im allgemeinen so sehr veränderte, daß ein eigenartiges neues Geschöpf hieraus entstand.

Das Ergebniß der Keim-Metamorphosen-Theorie des Verfassers ist in Bezug auf den Menschen dieses: „Die ersten Menschen auf der Erde befanden sich in einem Larvenzustande, welcher wol einige Aehnlichkeit mit dem der Kaulquappen gehabt hatte, und es lebten die ersten Menschen im Flüssigen." Der Mensch stieg erst, nachdem das Trockene sich gebildet hatte und bei ihm die Bewegungsorgane gewachsen waren und nachdem er auch durch die Lungen zu athmen angefangen hatte, zeitweise ans Land empor und verlegte schließlich, nun ein vollkommenes Landthier geworden, seine ständige Wohnung dahin. Die ersten Ansiedelungen der Menschen waren also ohne Zweifel die Ufer der Flüsse, der Seen und vielleicht des Meers. Es dürfte daher auch einem Theile der Pfahlbauten ein sehr hohes Alter zugeschrieben werden können. Allmählich wurde der Mensch durch die Jagd und andere Verhältnisse weiter in das Innere der Länder geführt, wo er dann anfing den Boden zu bebauen und Gewerbe zu treiben.

Fragen wir nun, wie sich der Verfasser mit seiner Weltzellen- und Keim-Metamorphosen-Theorie zu der religiös-gläubigen Weltanschauung stellt, so erhalten wir die Antwort: der Glaube der Völker an die Existenz Gottes und an die Fortdauer nach dem Tode beruht auf tiefer Wahrheit, hingegen der Wunderglaube ist unhaltbar, ist zu verwerfen. Der Verfasser bekennt sich zum Christenthum, „wenn es von den unhaltbaren Zugaben des Wunderglaubens befreit ist". Sein naturwissenschaftlicher Standpunkt verhindert ihn nicht, an Gott und an Unsterblichkeit zu glauben, macht es ihm aber unmöglich, an Wunder zu glauben, und da die Infallibilität des Papstes ein Wunder wäre, so polemisirt er ausdrücklich und ausführlich gegen dieselbe, eine Polemik, die in einem Buche über „Weltzellen" beinahe einen komischen Eindruck macht. Aber nicht blos die Infallibilität des Papstes widerlegt der Verfasser, sondern auch die Menschwerdung Gottes, da diese Verkörperung Gottes zum Menschen ein Wunder wäre, und also Gott hierin die von ihm gegebenen Naturgesetze, die das Weltall beherrschen und mit wundervoller Stetigkeit wirken, durchbrochen hätte, und zwar müßte eine Wiederholung dieses Wunders in jedem Augenblicke des ganzen Lebens von Christus stattgefunden haben, da bei allen Geschöpfen das Maß ihrer Geisteskräfte an die Organisation ihres Körpers geknüpft ist. Wenn, sagt der Verfasser, auch die Möglichkeit der Wunder in dem Begriffe der Allmacht Gottes liegt, so müssen wir doch die Wahrheit des durch Wunder Geschehenen aus dem Grunde leugnen, weil diese stetige Verletzung der Naturgesetze von Gott vollkommen zwecklos wäre:

Es sind die Menschwerdung Gottes und alle die andern Wunder, die Gott nach diesen Vorstellungen zum Wohle der Menschen eintreten ließ, ganz gewiß deshalb nicht geschehen, weil Einrichtungen in der Natur bestehen, durch welche ohne Verletzung der Naturgesetze die vorausgesetzte Absicht Gottes erreicht werden kann. Ich erinnere nur daran, daß es zweierlei Arten von Weltkörpern gibt, solche, die als Keimstellen des Universums angesehen werden müssen, und solche, die dieses nicht sind und vielmehr zu den Transplantationen des Lebens eingerichtet erscheinen, und erwähne auch, daß die Naturgesetze, nach welchen sich in jeder Pflanze und jedem Thiere Zellen bilden, eine allgemeine Geltung haben, und daher auch Zellen in den Welträumen entstehen, was auf Lebensströmungen hinweist, die sich durch das ganze organisirte Universum hindurchziehen, und welche also das Mittel bilden können, durch welches die elektromotorischen Ströme der in der Entwickelung begriffenen Geschöpfe von einem Kreise des Universums zum andern geführt werden.

Mit Recht fordert der Verfasser, daß die Lehren der Religion in Uebereinstimmung gebracht werden mit den Fortschritten des Wissens und der Gesittung, und daß darum kein bestimmtes Dogma als für alle Zeiten gültig festgestellt werde. Demgemäß hat er denn auch die Vorstellungen von Gott und von der Fortdauer nach dem Tode zu läutern und zu reinigen, hat sie in Uebereinstimmung mit seiner wissenschaftlichen Weltansicht zu bringen gesucht. Da er in den Naturbewegungen ganz unzweifelhaft die Verfolgung eines Gedankens sich kundgeben sieht, so forscht er nach der Quelle dieses Gedankens, und diese Quelle kann er nur in einem denkenden Wesen finden, in Gott als dem allumfassenden Geist, der die Voraussetzung der Naturgesetze ist. Die große und bewunderungswürdige Zweckmäßigkeit in der Natur, sowol im großen Ganzen als im Einzelnen, ist ihm Beweis genug, daß in der Natur Gedanken walten, und diese wieder sind ihm Beweis genug, daß ein Gott existirt. „Jene allumfassende Kraft, die nach einem stetigen Gedanken wirkt, kommt doch in hohem Grade mit dem überein, was die Völker Gott nennen." Aber der Verfasser ist bescheiden genug, einzugestehen, daß er eine wirkliche, streng wissenschaftliche Begriffsbestimmung von Gott nicht zu geben vermag. Er bemerkt nur, daß die Naturforschung uns jedenfalls auf zwei Eigenschaften Gottes hinleite, auf seine unergründliche Weisheit und seine Allmacht.

Hinsichtlich der Unsterblichkeit sieht der Verfasser selbst die Schwierigkeiten ein, die es hat, sie mit seiner Weltzellen-Theorie zu vereinbaren. Durch Millionen von Jahren sich fortsetzende Vorgänge haben schließlich zur Erschaffung des Menschengeschlechts geführt. Sollte mit diesem die Bewegung abgeschlossen, das Ziel erreicht sein?

Der Verfasser bezweifelt es; denn nicht allein der einzelne Mensch ist dem Tode verfallen, sondern es gibt ohne Frage eine Periode, in welcher das Menschengeschlecht selbst seinen Untergang finden wird. Somit kann man denken, daß nicht der Mensch das letzte Ziel dieser Bewegung sei, sondern ein höheres Thier aus ihm in der nächsten Periode der Erdbildung hervorgehen werde. Aber auch die Erde selbst wird zerfallen, wie auch andere Weltkörper sich in Aerolithenschwärme aufgelöst haben:

> Somit drängt sich uns die Frage auf: was ist die endliche Bestimmung der Geschöpfe auf der Erde, und da der Mensch das bisher erreichte äußerste Ziel der Bewegung ist, was ist seine Bestimmung, wenn der Einzelne stirbt, und wenn das ganze Menschengeschlecht aufhört zu existiren, und die Erde in Asteroiden und Aerolithen sich auflöst?

Der Verfasser weist nun zur Beantwortung dieser Frage zunächst auf die Beziehungen der Erde zu den weitern Kreisen des Universums hin; er weist darauf hin, daß die Erde einen Theil einer Weltzelle bildet, und daß durch die Weltzelle, der wir angehören, Lebensströmungen hindurchgehen. Es frage sich nun, ob wir fähig seien, in eine solche Lebensströmung einzutreten. Der Verfasser hält dies für möglich. Er hält Transplantationen des Lebens von der Erde auf andere Weltkörper für wahrscheinlich:

> In meiner Vorstellung von der möglichen Ueberleitung des Wirkenden in uns auf Gegenstände der Außenwelt, wodurch unsere Fortexistenz ermöglicht würde, liegt es, daß nicht sowol die höchste Kraft in uns, die man gewöhnlich Seele nennt, sich von den gröbern Stoffen des Körpers zu trennen vermöge und irgendwo fortexistire, sondern vielmehr, daß das Gesammtwirkende, wenn es in dem elektrischen Strome enthalten ist, der irgendwohin geleitet werden könnte, in entsprechenden Verhältnissen Wirkungen des Lebens äußern könnte. Wir können uns hierbei vorstellen, daß die in vielfachen Richtungen bei Entstehung des Lebens (während der Dotterklüftungen) auseinandergehende Kraft sich wieder in sich concentrire, bis wieder neue Beziehungen ihre Wirkung nach außen hervorrufen.

Der Verfasser findet es in hohem Grade wahrscheinlich, daß das in uns zunächst Wirkende (der elektromotorische Gesammtstrom) bei dem Eintritt des Todes von den gröbern Stoffen wirklich sich trenne und weiter geführt werde. Was nun aber die hieran sich knüpfende Frage betrifft, nach welchen Stellen des Universums hin diese Verpflanzungen (Transplantationen) des Lebens stattfinden, so schließt der Verfasser die Sonne von diesen Stellen aus, weil die Verbrennungsprocesse daselbst zu gewaltig sind, als daß Leben auf ihr bestehen könnte; dagegen scheinen ihm die äußern Planeten für die Aufnahme der Transplantationen des Lebens geeignet. Die äußern Planeten scheinen keine Keimstellen für das Universum zu sein, wie die Erde es ist, wol aber müssen dieselben und die sie umgebenden Schichten von Substanz bildsame Stoffe enthalten, welche ihren Ursprung in der kosmischen Materie haben:

> Würde nun in solche Verhältnisse das Wirkende eintreten, welches das Leben eines Thiers vermittelt, wie dieses der elektromotorische Strom des Thiers wäre, so könnte es wol geschehen, daß sich von jener Materie aus ein Körper um dasselbe bildete, der jene Kräfte von neuem mit der Außenwelt in Verbindung setzen würde. Hierdurch wäre die Transplantation vollendet.

Zu diesen aus seiner Weltzellen-Theorie geschöpften Gründen für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Fortdauer nach dem Tode fügt nun aber der Verfasser noch teleologische Gründe hinzu. Die Voraussicht und Planmäßigkeit, die sich im Bau und Leben der Pflanzen und Thiere kundgibt, nöthige, ein erfolgreiches Wirken, das sein Endziel erreicht, vorauszusetzen; ohne ein solches würden der Tod des Menschen und das Erlöschen des Menschengeschlechts und gar ein Zerfallen des Erdkörpers die wundervolle, durch Millionen Jahre fortgesetzte Entwickelung der Geschöpfe auf der Erde von der einfachsten Pflanze und dem einfachsten Thierchen bis zur Erzeugung des Menschengeschlechts schließlich doch gänzlich verfehlt erscheinen lassen:

> Eine Fortpflanzung des Lebens von der Erde und von den innern Planeten aus auf die äußern Planeten und wol in weitere Kreise des Universums scheint mir übrigens nicht blos aus dem Grunde eine nothwendige Natureinrichtung zu sein, weil die Ergebnisse der Entwickelungsprocesse in ihren Enderzeugnissen auf der Erde hierdurch gerettet werden, sondern auch weil hierdurch bestimmte Lebensbewegungen im Universum zu Stande kommen und also bewirkt wird, daß auf weitere Kreise in dem Weltall, die vielleicht ohne diese Vorgänge des geistigen Lebens entbehren würden, Leben übertragen werde.

Schließlich bemerkt der Verfasser, daß er nur zu beweisen sich bestrebt, daß mit der Hervorbringung des Menschengeschlechts nicht die Schöpfungsbewegung ihr Ende erreicht haben kann, sondern daß dieselbe nach Zielen, in weitern Kreisen des Universums liegend, gehe. Dieses Ergebniß seiner Forschungen hält er für vollkommen gewiß. Welches aber die Voraussetzungen seien, unter welchen der einzelne Mensch und vielleicht auch andere Geschöpfe in die großen Lebensströmungen, die durch das Universum gehen, eintreten werden, habe er in keiner Weise darzulegen gesucht. Er fühle, daß für eine solche Aufgabe seine Kräfte nicht ausreichen. „Gelangten wir aber durch unsere Studien auch nur zu der Ueberzeugung der Möglichkeit der individuellen Fortexistenz nach dem Tode, so war doch Zeit und Mühe nicht so ganz umsonst verwendet.“

Wie man sieht, sind des Verfassers Vorstellungen von Gott und von der Unsterblichkeit ziemlich unbestimmt und werden das gläubige Gemüth, welches ganz bestimmte Vorstellungen verlangt und welches auch die Wunder nicht missen mag, keineswegs befriedigen. Wir meinen, der Verfasser hätte die theologische Partie seines Buchs ganz beiseitelassen können. Dieselbe kann weder den kirchlich Gläubigen noch den streng philosophisch Denkenden befriedigen. Ist gleich des Verfassers Theologie eine gereinigte, so ist sie doch noch immer Theologie; die teleologische Weltauffassung kann aber der Theologie ganz entbehren. Die Weltzellen- und Keim-Metamorphosen-Theorie des Verfassers kann nach unserm Dafürhalten bestehen, auch wenn man alle theologischen Voraussetzungen aus ihr ausscheidet. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung fordert nicht blos, die Einzelwunder aufzugeben, sondern auch das Urwunder, die Schöpfung der Welt.

Julius Frauenstädt.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Briefe an Andres. Von Matthias Claudius. Berlin, Heinersdorff. 1873. 16. 1 M.
2. Sonnenfels' Briefe. Als Beitrag zu seiner Biographie mit einer Anleitung und mit Anmerkungen. Herausgegeben von Hermann Rollet. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wir eröffnen die Musterung unsers Büchertisches mit zwei kleinen Schriften, welche noch der Literatur des vorigen Jahrhunderts angehören oder darauf Bezug haben.

Die Verlagshandlung von Heinersdorff in Berlin hat eine Anzahl kleiner Bändchen, zu einer Mark jedes, erscheinen lassen, theils Wiederabdrücke älterer Schriften, theils, und in geringerer Zahl, neuere Originalarbeiten. So Brentano's „Chronika eines Fahrenden Schülers", die „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" und das vorliegende Bändchen: „Briefe an Andres" von Matthias Claudius (Nr. 1). Die Ausstattung ist hübsch, und nur sehr zu wünschen, daß derartige Neuveröffentlichungen des guten Alten unserer über allen Begriff erbärmlichen Eisenbahnliteratur mit Erfolg Concurrenz machen mögen.

Der Hauptschriftsteller des Josephinischen Zeitalters, Joseph von Sonnenfels, hat bisher keine eingehende biographische Behandlung gefunden, ebenso wenig wie, beiläufig gesagt, der in seiner Weise mindestens ebenso bedeutsame Minister und Publicist F. C. von Moser. Das mag wol seinen Grund darin haben, daß das briefliche Material über Sonnenfels entweder verloren oder noch ungehoben ist. Hermann Rollet hat nun in einem selten gewordenen Buche, welches weder Oettinger's „Moniteur des dates" noch Goedeke's „Grundriß" anführen, in den durch J. J. A. von Hagen herausgegebenen „Briefen deutscher Gelehrten an Klotz" (Halle 1773), neun Briefe von Sonnenfels an Lessing's vielgescholtenen Gegner aufgefunden; diese Briefe, mit einer vornehmlich zu Klotz' Ehrenrettung geschriebenen Einleitung und einigen Anmerkungen versehen, hat Rollet als Beitrag zu Sonnenfels' zukünftiger Biographie wieder abgedruckt (Nr. 2). Sonnenfels steht allzu sehr außerhalb des Lebens- und Wirkungskreises der großen Gestalten unserer deutschen Literatur, als daß diese Briefe für uns von besonderm Werthe sein könnten; auch werfen dieselben, da sie nur den Zeitraum vom Herbst 1768 bis Frühling 1770 umfassen, nur auf einen dürftigen Theil seines langen Lebens einiges Licht, so vortheilhaft sie sonst den liebenswürdigen, feinsinnigen und muthigen Vorkämpfer der Aufklärung zeichnen. Allerdings bietet die österreichische Literatur in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts wenig Erfreuliches und Bedeutsames; indeß wäre es, gegenüber der Dürftigkeit unserer Kenntniß von derselben, zu wünschen, daß durch reichere Vorarbeiten ähnlicher Art eine eingehende Darstellung jener Zeit ermöglicht würde.

3. Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Von Friedrich Notter. Als Anhang: Die von F. Vischer am Grabe gesprochenen Worte. Stuttgart, Auerbach. 1875. Gr. 8. 1 M.
4. Der Lyriker Hermann von Gilm. Eine literarhistorische Skizze von J. G. Obrist. Trautenau. 1874.
5. Julius Grosse als epischer Dichter. Eine literarhistorische Studie von Hermann Ethé. Berlin, Lipperheide. 1874. Gr. 8. 25 Pf.

Friedrich Notter, der ehrwürdige Veteran der schwäbischen Dichterschule, setzt in der Schrift über „Eduard Mörike" (Nr. 3) dem vor kurzem verstorbenen Dichter ein Denkmal der Freundschaft. Notter war in seinen Jugendjahren Mörike's Schulgenosse; dann wurden sie durch die Verhältnisse auseinandergeführt, und die lange unterbrochene Freundschaft ward erst in Mörike's siebenundvierzigstem Lebensjahre wieder angeknüpft. Mörike's Lebensgang war bekanntlich höchst einfach. Geboren 1804 zu Ludwigsburg, in jungen Jahren schon durch träumerisches Sinnen den künftigen Dichter verkündigend, trat Mörike 1818 in das Seminar zu Urach, 1822 ins tübinger Stift, allezeit eine durchaus eigenartige, sogar wunderliche Natur. Eine Reihe von Jahren war er Pfarrgehülfe, ward dann 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach; mit Mutter und Schwester lebte er hier ein zurückgezogenes Junggesellenleben. Eine schwere, nachmals seltsam genug gehobene Erkrankung veranlaßte ihn, sein Amt niederzulegen und nach Mergentheim zu ziehen, wo er sich 1851, bereits im siebenundvierzigsten Jahre stehend, verheirathete. Er zog darauf nach Stuttgart, amtlos; denn die eine wöchentliche Stunde, die er als Professor am Katharinenstift übernahm, kann wol kaum ein Amt genannt werden. Er starb im Juni 1875.

Die Erzählung dieses einfachen Lebensgangs hat Notter mit manchen Bemerkungen und Einzelzügen ausgestattet, welche für des Dichters wunderliches Wesen ganz bezeichnend sind. Er schließt daran eine liebevolle Besprechung von Mörike's poetischen und prosaischen Hervorbringungen. Mag auch die Vergleichung mit des Dichters schwäbischen Landsleuten Schiller, Hölderlin und Uhland vielleicht unsern trefflichen Mörike in etwas sehr verklärter Gestalt sehen, mag die Ansicht, derselbe hätte „sich selbst neben den größten deutschen Lyriker, neben Goethe, mit dem Bewußtsein stellen können, er werde von ihm in solchen einzelnen, nicht in geringer Zahl vorhandenen Beziehungen als ebenbürtig anerkannt werden", nicht eben von vielen oder doch nur mit erheblicher Einschränkung getheilt werden, so erfreuen wir uns doch des Denkmals, welches der greise Verfasser dem vorangegangenen Freund und Dichter setzt. Die herrliche Grabrede F. Vischer's für Mörike ist eine werthvolle Beigabe.

Die Schrift über den Lyriker „Hermann von Gilm" von J. G. Obrist (Nr. 4) ist zunächst als Programm einer österreichischen Mittelschule, wol zu Trautenau, erschienen, und nun mit einem Anhang gesondert herausgegeben. Das ist ganz verständig, und es wird hoffentlich dazu dienen, daß Gilm's Dichtungen einem weitern Kreise zugeführt werden; denn, sagt der Verfasser selbst, „außerhalb seines engern Vaterlandes Tirol ist Gilm's Name nur spärlich bekannt geworden; seine Gedichte fanden und finden wenig Absatz, und die Zahl seiner aufrichtigen Verehrer muß leider als eine fast verschwindend kleine bezeichnet werden". Aber warum fängt dann der Verfasser mit uns „draußen im Reich" Händel an, indem er spricht:

> In Wahrheit dürfen die Deutschen Oesterreichs stolz sein auf die Schar von preiswürdigen Sängern, welche gerade in diesem Jahrhundert, unter den ungünstigsten Verhältnissen durch die That, und zwar nach mannichfacher Richtung hin bewiesen

haben, daß auch hier der Sinn für Edelstes und Schönstes keineswegs erloschen oder völlig verkümmert sei, sondern im Gegentheil, daß ungeachtet tausendfacher Schwierigkeiten, ungeachtet der Gewißheit, sich von den zunächst Stehenden misverstanden oder unterschätzt und von den Fernern „im Reiche draußen" niemals aufgenommen und ohne Vorurtheil gewürdigt zu sehen, dennoch der echten Muse, einzig um ihrer selbst willen, geopfert werde.

Oder haben etwa die nachher erwähnten Dichter, ein Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer, Hamerling u. s. w., „draußen im Reich" weniger Freunde gefunden als in ihrer Heimat?

Der Entschuldigung darüber, daß durch die Besprechung eines modernen und zugleich eines heimischen Dichters etwas Alltägliches oder gar eine Art von Zeitverschwendung geschehe, bedarf der Verfasser nicht. Er that wohl daran, daß er dem vaterländischen Dichter ein freudig begeistertes Wort widmete, zumal dieses Wort zunächst an die Jugend gerichtet war. Freilich ist Gilm's Name, wie in Oesterreich, so in Deutschland noch wenig bekannt; aber der Verfasser sollte nicht mit einer Zeit grollen, welche der Lyrik einigermaßen müde geworden ist.

Des Dichters Leben ist ganz kurz behandelt. Hermann von Gilm zu Rosenegg ward geboren am 12. November 1811 zu Innsbruck. Er besuchte die Gymnasien zu Feldkirch und Innsbruck, dann die letztere Universität, war in verschiedenen Stellungen österreichischer Beamter, ward 1854 Statthaltereisecretär in Linz. Erst spät, 1861, vermählt, starb er bereits im Frühling 1864. Die Innsbrucker aber führten die Leiche des vaterländischen Dichters mit festlichem Gepränge in die Heimat zurück. Hermann von Gilm's „Gedichte" sind in zwei Bänden (Wien 1864—65) erschienen.

Den Haupttheil der kleinen Schrift bildet eine begeisterte Abhandlung über Gilm's Lyrik, mit Anführung einer Anzahl von Proben, welche von einem zwar hin und wieder in der Form nicht ganz correcten, dennoch trefflichen lyrischen Talent Zeugniß ablegen. Als Anhang folgt, was der kaiserlich königliche Staatsbeamte in seinem Schulprogramm nicht sagen durfte, die Entwickelung nämlich, wie Gilm bei aller Liebe zu seinem tiroler Vaterlande ein durchweg freisinniger Dichter gewesen und den Jesuiten manches bittere, freilich in die gesammelten Gedichte nicht aufgenommene Wort gesagt. Er soll uns um so willkommener sein. Unter den zum Schluß mitgetheilten, theilweise ungedruckten Liedern sind manche von herzgewinnender Schönheit. Der Berichterstatter, welchem bis dahin nur einzelnes von Gilm's Gedichten bekannt war, kann nur von Herzen in des Verfassers Wunsch einstimmen, daß der treffliche Lyriker, der gerade um seiner Einfachheit willen gar manchem seiner österreichischen Landsleute vorzuziehen ist, sich mehr und mehr Freunde und Leser gewinne.

Die Studie von Hermann Ethé über „Julius Grosse" (Nr. 5) ist der Wiederabdruck eines zuerst in der „Didaskalia" veröffentlichten Aufsatzes. Grosse's idyllisch-epische Dichtungen haben sich genugsam eingebürgert, um keiner Empfehlung zu bedürfen; Neues bringt der Aufsatz nicht; durch die Beifügung zahlreicher anderer Besprechungen erweist sich das Heftchen zunächst als eine buchhändlerische Zweckschrift. So dürfen wir uns hier kurz fassen.

6. Deutsches Lesebuch für die Unterklassen höherer Lehranstalten von J. Buschmann. Münster, Russell. 1874. Gr. 8. 7 M.
7. Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert von C. L. Leimbach. Kassel, Kay. 1875. Gr. 8. 6 M.
8. Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von K. von Gerstenberg. Ein Hand- und Hülfsbuch für das Haus und die Schule. Zwei Theile. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zürich, Schabelitz. 1875. Gr. 8. 3 M.
9. Die volksthümliche Literatur der deutschen Volksschul-Lesebücher, Jugend- und Volksschriften. Vornehmlich das Volkslied und das volksthümliche Naturlied. Von K. H. Holtsch. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1875. Gr. 8. 2 M.

Buschmann's „Deutsches Lesebuch" (Nr. 6) ist für die Unterklassen höherer Lehranstalten bestimmt; die Lesestücke poetischer und prosaischer Art sind gut gewählt, mannichfaltig, in vielseitiger Weise anregend, und wo die Gelegenheit sich ergibt, von warm vaterländischer Gesinnung durchweht. Das Buch läßt sich recht empfehlen.

Die Besprechung von Fachschriften wie das Buch von Leimbach (Nr. 7) ist nicht Aufgabe d. Bl. und wird sich naturgemäß im engsten Rahmen halten. Der Verfasser gibt Erläuterungen zu 53 classischen Gedichten, welche in die meisten deutschen Lesebücher aufgenommen sind, mit kurzen biographischen Mittheilungen über die Dichter, die Dichtungsform u. s. w. Das Buch wird von Lehrern des Deutschen mit Nutzen gebraucht werden können.

Die Vorrede des Buchs von K. von Gerstenberg: „Geschichte der deutschen Literatur" (Nr. 8), spricht sich dahin aus, daß es an der Zeit sei, den bisherigen Lehrstoffen der Volksschule auch die Geschichte unserer Literatur beizugesellen, und spricht die Erwartung aus, daß dieses in nicht gar langer Zeit geschehe. Wir sind keineswegs dieser Meinung, noch auch, jene Unmöglichkeit als möglich angenommen, möchten wir das vorliegende Buch als Leitfaden geeignet finden. Auch im besten Falle wird die Volksschule sich begnügen müssen mit der Hervorhebung einiger weniger Hauptgestalten und Hauptwerke, in Anbetracht, daß sogar unsere höhern Lehranstalten nicht im Stande sind, auch nur die Hälfte des in den Lehrbüchern über deutsche Literaturgeschichte aufgespeicherten Stoffs zu verarbeiten. Das Buch von K. von Gerstenberg bringt diesen selben Stoff, „nur mit ein bischen andern Worten" und in etwas anderer und zwar nicht immer glücklicherer Anordnung. Wenn der Verfasser glaubt, unnöthige Häufung von Stoff vermieden zu haben, so ist dies ein Irrthum; jedenfalls ist die Geschichte der neuern Literatur mit einer Ueberfülle von Lyrikern, Romanschreibern, Büchertiteln u. s. w. ausgestattet, darunter äußerst entbehrlicher. Man wird die altkatholische Bewegung für sehr erfreulich halten können, ohne doch zu begreifen, was die darüber handelnden Schriften von Michelis, Schulte, Frohschammer u. a. in einem für die Schule bestimmten Grundri[ß] der Literaturgeschichte zu schaffen haben. Auch manch[e] Urtheile lassen sich billig anfechten, wenigstens in eine[r] so absprechenden Fassung, wie sie der Jugend gegenüb[er] gar nicht am Platze ist. Es ist z. B. vom Uebel, wen[n] man über die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhundert[s]

immer das abgedroschene falsche Urtheil wiederkäut: „Diese sämmtlichen Gesellschaften waren Schalen ohne Kern, die wir hinsichtlich ihrer Armseligkeit am besten hiermit als abgethan betrachten können.“ Es ist das gegenüber den redlichen Bemühungen wenigstens der Fruchtbringenden Gesellschaft, von Männern wie Opitz, Zesen, A. Buchner, Schottel, Gueinz, Ludwig von Anhalt, nicht blos um Sprachreinigung, sondern auch um Feststellung der deutschen Metrik, Poetik, Rechtschreibung, Lexikographie u. s. w., ein Unrecht oder ein Beweis von Unkenntniß. Lavater hatte sicherlich große Schwächen, aber über ihn zu sagen: „Er war alles in allem ein Mann, der unter dem Mantel christlicher Demuth den weltlichen Ehrgeiz und den geistlichen Hochmuth zur Schau trug, eine Caricatur, die, während seine Zeit rühmlich vorwärts blickte und strebte, beständig die Augen auf dem Rücken trug“: solche allgemein gehaltenen, halbverständlichen und dabei bitterlich harten Urtheile über einen Mann, der in seiner Zeit doch eine hochangesehene Stellung einnimmt, sind in einem Buche für die Jugend schlechtweg unpassend. Das Lied: „Warum sind der Thränen“, ist nicht von Claudius, sondern von Overbeck; Münster liegt nicht an der Ems; Goethe wird fast durchgängig Göthe geschrieben; derartiger methodischer oder sachlicher Versehen ließen sich noch manche bezeichnen. Das Buch ist 1868 erschienen, und seine gegenwärtige Gestalt scheint nur eine Titelauflage zu sein; die Erscheinungen der letzten sieben Jahre sind in einem Nachtrage von 20 Seiten angehängt, „theils infolge geäußerter Wünsche, theils auch um das Buch nicht zu umfangreich zu gestalten“. Man versteht das nicht recht. Eine wirkliche neue Auflage wird hoffentlich dem Verfasser gestatten, manches besser zu ordnen, an Stelle der Urtheile mehr Thatsachen treten zu lassen, manches scharfe Urtheil zu mildern, manches Versehen zu bessern und viel Ueberflüssiges auszuscheiden.

Wenn der Berichterstatter den weder im Vorwort klar dargelegten, noch in dem ganzen Aufbau des Buchs von K. H. Holtsch (Nr. 9) klar durchgeführten Gedanken des Verfassers richtig verstanden hat, so wollte derselbe dem angehenden Volksschullehrer eine geordnete Zusammenfassung des im Seminar durchgenommenen literargeschichtlichen Stoffs darbieten, und zwar im Anschluß an die in den hauptsächlichen Volkslesebüchern enthaltenen volksthümlichen Naturlieder. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß der Verfasser mit großem Fleiß eine Unzahl von Einzelnotizen zusammengetragen hat, aber wozu diese Beschränkung lediglich auf die Volks- und volksthümlichen Naturlieder dienen soll, unter welchen eine Fülle von unbedeutenden, wenig oder nicht bekannten lyrischen Dichtungen sich befindet, inwiefern das Buch dem künftigen Lehrer die Unterweisung eines wissenschaftlich gehaltenen Grundrisses der Literatur ersetzen soll, ist schwer zu erfinden. Dazu kommt die wunderliche Anordnung oder Nichtanordnung des Buchs mit seinen zahllosen Klammern, Anführungen, Anmerkungen, dem ewigen Gesperrtdruck, diesem Wahrzeichen des schriftstellerischen Dilettantismus, welcher den Leser womöglich mit der Nase auf jedes Wort stoßen möchte. Kurz, der Berichterstatter weiß mit dem Buche nichts anzufangen und kann nur wünschen, daß andere es besser verstehen mögen.

Wilhelm Buchner.

Zur Landes- und Volkskunde.

1. Dem malerischen Oberlande. Ein Sträußlein aus Geschichte und Sagen, Bildern und Liedern gebunden von Ernst Hensing. Manheim, Schneider. 1875. Gr. 8. 3 M.

Das hübsche Büchlein, von dem es eine Ausgabe mit Stahlstichen und eine ohne solche gibt, zerfällt in zwei Abtheilungen: „Das Sträußlein“ und „Deutungen von des Sträußleins Blumen“. Die erste Abtheilung enthält Gedichte, welche sich sämmtlich auf landschaftliche Scenerien und daran sich knüpfende geschichtliche Erinnerungen beziehen; die zweite Abtheilung besteht aus Erläuterungen zur ersten, die sich eng aneinander anschließen. Die besungenen Gegenden (über den poetischen Werth der Verse enthalten wir uns eines Urtheils) beginnen mit dem Rhein in seiner Kindheit; es folgen die Bodenseegegenden bei Konstanz, Lindau, St.-Gallen, Reichenau, Bodman; dann die Rheingegend unterhalb des Bodensees, Rheinau, Zurzach, Säckingen, Hohentwiel, Habsburg, Waldshut, Rheinfelden, Basel mit St.-Jakob, das Wiesenthal u. s. w.

Die Sammlung ist herzlich gut gemeint; etwas Besonderes oder Originelles bringt sie nicht.

2. Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im neuen Reichsland. Separatabdruck der „Briefe aus dem Elsaß“ aus der Allgemeinen Zeitung. Leipzig, Weber. 1875. 8. 5 M.

Diese „Briefe aus dem Elsaß“ sind der Ausdruck der Ansichten und Gesinnungen einer Gruppe von liberalen Elsässern, welche es an der Zeit hielten, dem deutschen Volke ein getreues Bild der Sachlage im Reichslande vorzulegen und zur Beseitigung von mancherlei Mängeln an die öffentliche Meinung jenseit des Rheins zu appelliren. Es geht daraus hervor, daß anfangs nach der Vereinigung des Elsaß mit Deutschland die Stimmung keine dem letztern abgeneigte war, dann aber durch verschiedene Misgriffe in der Verwaltung wieder erbittert und aufgeregt wurde. Solche Misgriffe, wie sie in dem Buche ausführlich dargelegt sind, erscheinen zwar großentheils als höchst kleinlich und überflüssig, bleiben aber gewiß nirgends aus, wo Beamte unter eine ihnen ganz fremde und an ganz andere Landesverhältnisse gewöhnte Bevölkerung versetzt werden. Hoffen wir, daß die zunehmende Erfahrung der deutschen Beamtenwelt im Elsaß, im eigenen Interesse und in dem des Reichslandes, nach und nach die Dinge zur Zufriedenheit der Bevölkerung und zum allgemeinen Wohle wenden werde. Das vorliegende Buch enthält zu diesem Zwecke manche nützlichen Winke, und seine Absicht ist eine gute und deutschfreundliche.

3. Kleinere Schriften von Ludwig Steub. Vierter Band: Altbairische Miscellen. Stuttgart, Cotta. 1875. 8. 5 M.

Der Name des Verfassers ist bekannt als der eines liebgewordenen Führers durch die herrliche Alpengegend Tirols

und eines warmen Freundes und gründlichen Kenners ihrer Bevölkerung. Der vorliegende Band enthält Schilderungen aus München und aus dem übrigen Altbaiern, und dazu zwei philologische Abhandlungen. Die münchener Bilder versetzen in die Blütezeit der Kunstschöpfungen Ludwig's I., sie schildern die Anwesenheit Thorwaldsen's in München, das Octoberfest, den Fasching, die Fastenzeit und des Kronprinzen (Maximilian's II.) Hochzeit, in lebenvoller Farbengebung. Sie sind alle am Anfange der vierziger Jahre geschrieben. Die übrigen Stücke gehören den sechziger und dem Anfang der siebziger Jahre an. Die Landschaftsbilder aus Altbaiern behandeln: Sommerleben in Brannenburg an der tiroler Grenze und am Inn (Gemälde einer Fronleichnamsprocession und des lustigen Treibens leichtfüßiger Künstler), das Theater zu Kiefersfelden in derselben Gegend (Kämpfe eines Bauern-Liebhabertheaters mit der Polizei), die falsche Mutter Gottes (ergötzliche Ränke eines lustigen Postbeamten, mit Hülfe des Marienculius sich in Besitz einer schönen Braut zu setzen), die dachauer Bank (der bekannte ultramontane Schwindel der Spitzeder und Genossen), die armen Francíscanerinnen (schauerliche Enthüllungen über die Unsittlichkeit und Schwelgerei in Bettelnonnenklöstern), das Kriegerfest zu Reut im Winkel, die Wiege Karl's des Großen (Schwank aus Planegg im bairischen Hochland), die Wallfahrt zu Birkenstein (drastisches Bild von den schändlichen Wahlagitationen der bairischen Pfaffen und ihrem verderblichen Einfluß auf das ohne dies gar nicht pfäffisch gesinnte Volk). Die beiden wissenschaftlichen Abhandlungen beschäftigen sich mit den deutschen Familiennamen und mit der Sprache der Etrusker (Besprechung von W. Corssen's Werk über diesen Gegenstand).

4. Reisestudien. Von Karl Braun-Wiesbaden. Stuttgart, Auerbach. 1875. Gr. 8. 5 M.

Der unermüdliche geistreiche Reisende, der bald im Norden an den Dünen des Kurischen Haffs, bald auf den Puszten Ungarns auftaucht, bewegt sich im vorliegenden Bande in verschiedenen Regionen. Den Eingang bilden „Eine Geschichte aus dem Frankenwald" und „Eine Geschichte aus dem Saalwald"' harmlose Plaudereien ohne sonderliche Bedeutung. Interessanter sind die „Mitteldeutschen Volks- und Dialektstudien", welche eine ausführliche und ebenso belehrende wie erheiternde Darstellung des rudolstädter Dialekts und der in ihm geschriebenen Dichtungen liefern. Ernster zugleich und umfangreicher treten die „Zigeunerstudien" auf, welche in anziehender Weise alles zusammenstellen, was von diesem irrenden, den Gestaden des Ganges entstammenden Volke namentlich in Bezug auf seine Ableger in Ungarn bekannt ist. Wir sehen die armen, früher verfolgten und jetzt noch, freilich nicht ohne Grund, vielgeplagten Parias Europas wandern in ihrem malerischen, zerlumpten Costüm; wir blicken in ihre häuslichen Verhältnisse hinein, wo sie solche haben (in Siebenbürgen sind sie vielfach angesiedelt und haben Sprache und Religion der dortigen Völker in bunter Mischung angenommen), wir vernehmen von ihrer Sprache, von ihren Geschäften, wie: Hundefangen, Musik, Wahrsagen, Diebstahl, Schmieden u. s. w. Wir werden an Nikolaus Lenau's geigende und die Welt verachtende Zigeuner erinnert. Interessante Zigeuner- und Walachenmärchen sind eingeflochten. Die gesammte Geschichte der Zigeuner spinnt sich vor unsern Augen ab, und wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" muthet uns die Beschreibung eines Zigeunerlagers zwischen Theiß und Marosch an. Zuletzt folgen originelle Lebensbilder berühmter Zigeunermusikanten.

Die „Skizzen aus Ungarn und Siebenbürgen" (Herbst 1873) enthalten Nachträge und Berichtigungen zu des Verfassers „Tokaj und Jókaj", sind vorwiegend politischen Inhalts und lassen keineswegs erfreuliche Blicke in das Innere des neuen ungarischen Staatsgetriebes werfen. Namentlich wird die Anmaßung der Magyaren, dem Lande und allen seinen Stämmen ihre fremdartige Sprache aufzudrängen, scharf gegeiselt. Es enthüllen sich uns da wirklich „asiatische Zustände", die wir unter einer deutschen Dynastie nicht für möglich gehalten hätten. Für Deutsche muß namentlich die geschilderte Mishandlung und Unterdrückung der siebenbürger Sachsen empörend sein.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Karl Barthel's „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" erscheint in neunter Auflage, überarbeitet, durchweg sehr stark vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von G. Emil Barthel (Gütersloh, Bertelsmann). G. Emil Barthel, der jüngere Bruder des Verfassers, hat diese Ueberarbeitung, Vermehrung und Fortführung der Karl Barthel'schen Schrift übernommen. Er bekennt sich zunächst darin mit dem Princip seines Bruders einverstanden, daß er von einem Kunstwerk, das nur ästhetischen und nicht zugleich ethischen Anforderungen gerecht zu werden sucht, behauptet, es werde für ihn auch rein ästhetischen Anforderungen nicht gerecht. „Doch", fügt er hinzu, „hat die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Satzes, daß ein Unsittliches niemals ästhetisch schön sein kann, ihn nicht zu Einseitigkeiten gegenüber solchen Werken verleitet, in denen das Unsittliche freilich im Vordergrunde steht, aber nicht seiner selbst wegen, sondern um einer sittlichen Idee zu dienen. Dies werde man bei der Beurtheilung von Dichtungen wie Hamerling's «Ahasver in Rom» leicht wahrnehmen. Dagegen glaubte er des Verfassers lobendes Urtheil mindern zu müssen, wo es, wie das an einzelnen Stellen der Fall ist, allzu bereitwillig gespendet, mehr der guten Gesinnung eines Dichters als der künstlerischen Vollendung seiner Werke galt." Darin muß man dem Herausgeber recht geben, daß der Schwerpunkt der Karl Barthel'schen Literaturgeschichte nicht auf seiten der Kritik, sondern auf seiten der Darstellung liegt, und daß seine Hauptvorzüge in der lichtvollen Gruppirung des Stoffs und in der warmen und erwärmenden Diction bestehen. Ferner sagt G. Emil Barthel im Prospect: „Es ist außerdem betont worden, das vorliegende Buch sei im Sinne der preußischen Reactionspolitik von 1850 geschrieben. Auch das kann nicht ohne weiteres, nicht im Sinne derer zugegeben werden, die es betonten; denn sie wollten den Verfasser desselben damit zu einem politischen Parteigänger stempeln, wie er ihnen entweder als solcher überhaupt oder als Anhänger der Reactionspartei zuwider war. Der Verfasser gehörte gar keiner politischen Partei an. Er war ein Gemüthspolitiker, was in gewissem Sinne ebenso viel ist wie gar kein Politiker. Wo dennoch in seinem Buche eine politisch-reactionäre Gesinnung hervortritt, da erscheint sie nur als Consequenz des ethischen Princips, nicht als Ausdruck einer

politischen Parteigängerei. Der Verfasser war eben auch nur ein Kind seiner Zeit; und lebte er, der weder kirchlich-confessionell noch politisch-servil angethan war, heute noch, so würde er selbst einzelne Partien in der Weise berichtigend umgearbeitet haben, wie es nun von seiten des Bearbeiters hat geschehen müssen. Der Verfasser konnte selbstverständlich die Periode, die ihm noch nicht in historischer Ferne lag, nur nach ihrem jeweiligen Charakter auffassen und darstellen. Nun hat sich aus jener Periode wiederum eine neue entwickelt, deren Darstellung nach ihrem jeweiligen Charakter die Aufgabe des Bearbeiters und Fortsetzers ist, während er die vorhergehende in historischer Objectivität zu behandeln hat." Wir ersehen aus dieser Mittheilung, daß der neue Herausgeber den Grundton des frühern Werks bei aller Pietät gegen den Verfasser doch etwas umstimmen wird, und dies ist sehr wünschenswerth, denn Karl Barthel, wenn auch Gemüthspolitiker, stand als solcher ganz unter dem Einfluß einer ungünstigen Epoche, von welcher auch die unabhängigsten Köpfe sich schwer freizumachen wußten, und gerade diese Epoche liegt in ihrer Stimmung viel weiter als der Zeit nach hinter der Gegenwart.

Theater und Musik.

Ein Lustspiel von **Friedrich Bodenstedt**: „Alexander in Korinth", hat am hannoverschen Hoftheater vielen Beifall gefunden. Es ist einem altenglischen Original nachgedichtet und entfaltet, bei geringem Reichthum an Handlung, scenischen und lyrischen Pomp.

— Am wiener Stadttheater kam ein Schauspiel: „**Timon von London**", zur Aufführung, das geringen Beifall fand. Welcher Verfasser sich unter der Maske eines Pseudonymus verbirgt, ist bisher noch nicht enthüllt worden. Anfangs wurde der talentvolle Dichter des „Rattenfängers von Hameln", Wolff, als Verfasser genannt, doch lehnte er die Autorschaft ausdrücklich ab. Andere nannten Heinrich Laube, der schon oft erste Aufführungen seiner Stücke im Schleier der Pseudonymität in Scene gehen ließ, als Verfasser. Bei dem Miserfolg des Stücks wird wol der Autor im Verborgenen bleiben.

— Von dem Herausgeber d. Bl., **Rudolf Gottschall**, ging ein mit Anlehnung an Walter Scott's „Kenilworth" gedichtetes Drama: „Amy Robsart" mit sehr günstigem Erfolg am leipziger Stadttheater in Scene. Die Dichtung erscheint als ein neuer Versuch, einen durchaus tragischen Stoff der deutschen Bühne in dichterisch freier und selbständiger Behandlung anzueignen.

— Die preisgekrönte „Bismarckhymne" von **Karl Reinthaler**, nach dem Text von dem Herausgeber d. Bl., ist in Bremen mit einem Erfolg zur Aufführung gekommen, welcher das Urtheil der Preisrichter, die aus mehr als 140 Compositionen diese schwunghafte Cantate auserwählten, vollständig rechtfertigte.

Bibliographie.

Arnim, R. v., Neue Waffen, — neue Taktik und Ausbildung. Geschichtliche Betrachtungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Arnold, Pädagogische und didaktische Vorträge. Beuthen O/S., Böhm. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

August, A., Istóczy und die Juden. Budapest, Grill. Gr. 8. 1 M.

Barchole, L., Die Schöpfung des Alls. Das Beleben und Ersterben der Erde. Kurzfaßlich dargestellt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 M.

Barthel, K., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 9te Aufl., überarbeitet, durchweg sehr stark vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von G. E. **Barthel**. 1ste Lfg. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M.

Barthel, G. E., Heiliger Ernst. Gedichte. Halle, Gesenius. Gr. 16. 1 M.

Baudissin, W. W. Graf, Studien zur semitischen Religionsgeschichte. 1stes Heft. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 8 M.

Braun-Wiesbaden, K., Eine türkische Reise. 1ster Bd.: Die Donau. — Serbien. — Rumänien. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 5 M.

Brie, S., Ueber Nationalität. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 75 Pf.

Social-politische Broschüren. 1stes bis 5tes Heft. Würzburg, Woerl. Gr. 8. à 40 Pf.

Buchmann, J., Von Palästrina nach Anagni. Eine Jubiläumsschrift. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Cotta, B. v., Geologische Bilder. 6te, vermehrte u. verbesserte Aufl. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 M.

Der Culturkampf oder Ursache und Ziel des gegenwärtig gegen die katholische Kirche in Deutschland geführten Kampfes von H. v. O. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 2 M.

Dincklage-Campe, E. v., Die Schule des Herzens. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Ebinger, Studien über Bosnien und die Herzegovina. Demmin, Freund. Gr. 4. 1 M.

Eckstein, E., Beiträge zur Geschichte des Feuilletons. 2 Bde. Leipzig, Hartknoch. 8. 6 M.

Emerson, R. W., Neue Essays (letters and social aims). Autorisirte Uebersetzung. Mit einer Einleitung von Julian Schmidt. Stuttgart, Auerbach. Gr. 16. 6 M.

Erdmann, B., Martin Knutzen und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwickelungsgeschichte Kants. Leipzig, Voss. Gr. 8. 4 M.

Etzel, F. v., Aus dem Reichslande. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M.

Die Forderungen der Gymnasien an ihre Lehrer und Schüler. Eine Stimme aus dem gebildeten Publikum. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 50 Pf.

Freihold, F., Die Lebensgeschichte der Menschheit. Kulturgeschichtliche Forschungen und Betrachtungen. 1ster Bd.: Das erste Leben der Menschheit, oder die sinnliche Richtung. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Friedländer, M. H., Kore Haddoroth. Beiträge zur Geschichte der Juden in Mähren. Brünn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Galitzin, Fürstin **Amalie** v., Briefwechsel und Tagebücher. Neue Folge. Tagebücher der Fürstin aus den Jahren 1783 bis 1800 enthaltend. Münster, Russell. 8. 5 M.

Geiser, B., Die Forderungen des Sozialismus an Zukunft und Gegenwart. 2te revidirte Aufl. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 75 Pf.

Glogau, G., Steinthals psychologische Formeln zusammenhängend entwickelt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Hering, E., Zur Lehre von der Beziehung zwischen Leib und Seele. 1ste Mittheilung: Ueber Fechner's psychophysisches Gesetz. Wien, Gerold's Sohn. 1875. Lex.-8. 50 Pf.

Holzwarth, F. J., Weltgeschichte. 1ste Lfg. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 60 Pf.

Krause, A., Die Gesetze des menschlichen Herzens wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühles. Lahr, Schauenburg. Lex.-8. 15 M.

Lessing's Nathan der Weise. Erster Entwurf. Nach dem im Besitze des Herrn Banquier Ernst Mendelssohn-Bartholdy in Berlin befindlichen Manuscripte Lessing's zum ersten Male wortgetreu herausgegeben. (Aus: „Lessing's Werke, neue Ausgabe, herausgegeben von R. Boxberger, Chr. Groß, E. Grosse ꝛc.") Berlin, Hempel. 8. 1 M.

Mainländer, P. M., Die letzten Hohenstaufen. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen: Enzo — Manfred — Conradino. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 4 M.

Marx, J., Die Ringmauern und die Thore der Stadt Trier. Nebst einer Lebensskizze des Verfassers. Trier, Lintz. 8. 1 M. 50 Pf.

Monteton, O. v., Ein Wort der Ueberlegung an die Agrarier und an die Leser der Kreuzzeitung. Berlin, Niendorf. Gr. 8. 1 M.

Nolde, Baron v., Büchse und Zither, oder Jägerlieder und waidmännischer Ernst und Scherz. Berlin. 1875. Gr. 8. 80 Pf.

Nationalliberale Partei, nationalliberale Presse und höheres Gentlemanthum. Von einem Nichtreichsfeinde. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M.

Platz, W., Geschichte des Verbrechens der Aussetzung unter besonderer Berücksichtigung seines Zusammenhanges mit dem Familienrechte von den ältesten Zeiten bis ins 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Rechts- und Sittengeschichte. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. 3 M.

Polko, Elise, Vom Gesange. Musikalische Winke und Lebensbilder. Leipzig, Barth. 8. 4 M. 50 Pf.

Ritter, H., Die Viola alta. Ihre Geschichte, ihre Bedeutung und die Principien ihres Baues. Heidelberg, Weiss. Gr. 4. 1 M. 40 Pf.

Sammlung von Urkunden zur Geschichte des Concils von Trient. Herausgegeben von J. v. **Döllinger**. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient. 1ste u. 2te Abth. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 20 M.

Schwarz, H. J., Verbotener Liebe Fluch und Sühne oder Soutane und Hermelin. Tendenziös-historischer Roman aus höheren Kreisen der Gegenwart. 2 Bde. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Gr. 8. 17 M.

Sontag, C., Similia similibus curantur oder Frauen-Emancipation. Schwank. Hannover, Helwing. 8. 1 M. 50 Pf.

Steglich, E. A., Skizzen über Schrift- und Bücherwesen der Hebräer zur Zeit des alten Bundes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 1 M.

Tscheud, H., Der deutsche Schützenbruder und die nationale Ehre. (Nicht ohne Specialillustration unseres Schützenbruders alter Liebe, der schweizerischen Freiheit.) München, L. Finsterlin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 746: Der Narr des Glücks. Lustspiel von E. **Wichert**. — Nr. 749: Die Malteser. Geschichtliches Schauspiel mit Benutzung des Schiller'schen Fragments von G. v. **Meyern**. — Nr. 750: Zwischen den Schlachten. Schauspiel von **Björnstjerne Björnson**. Nach dem Norwegischen von W. Lange. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Weizmann, Die deutsche Reichsbahn. Berlin, Stuhr. 8. 1 M. 20 Pf.

Winter, F. J., Vom Zweck des Daseins. Ethische Betrachtungen. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1876, Sept. 18.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 8. Juni 1876.

Eine Biographie Rousseau's.

Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke von J. Brockerhoff. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1864—74. Gr. 8. 26 M.

Der erste Band dieses Werks, erschienen 1864, enthält auf 496 Seiten das Jugendleben Rousseau's, und in einem zweiten Abschnitte die Zeit seines ersten pariser Aufenthalts, die mit der Uebersiedelung in die Eremitage abschließt. Der zweite Band, vom Jahre 1868, umfaßt auf weitern 496 Seiten den Zeitraum bis zur Flucht aus Frankreich, „eine relativ kurze Periode, welche aber die Meisterwerke Rousseau's zur Reife bringt". Endlich der dritte Band (1874) behandelt auf 800 Seiten die spätern Lebensjahre und Schriften und schließt mit einer allgemein zusammenfassenden Charakteristik der Persönlichkeit und der Leistungen Rousseau's. Dieser Band entspricht auch einem Wunsche, welchen die beiden ersten Bände nahe gelegt hatten; er bringt nämlich ein genaues Inhaltsverzeichniß, das um so nöthiger war, weil in dem Werke weder die einzelnen Seiten noch auch nur die Hauptabschnitte mit Ueberschriften versehen sind.

Schreiber dieses äußerte einmal gegen David Friedrich Strauß den Wunsch, daß dieser auch der Biograph Rousseau's werden möchte. Er meinte, dazu fehle ihm die Neigung; Rousseau habe für ihn etwas Widerliches; Voltaire habe ihn wegen seiner ungetrübten Heiterkeit angesprochen. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser obigen Werks über Rousseau sich irgendwie durch die unschöne Kehrseite seines Helden hat beirren lassen. Sonst könnte er nicht ohne sonderliches Interesse an dem culturgeschichtlichen Knotenpunkte, den Rousseau bildet, mit dieser Ausdauer, mit diesem im Verlauf der Jahre ungeschwächten Fleiße sich mit seinem Gegenstande abgegeben und dabei gerade auch das, was in Rousseau's Wesen und Benehmen einem Misstande gleich sieht, aufgesucht haben, um theils der Vollständigkeit zu genügen, theils im Unterschied von sonstigen Darstellungen ein diesmal nicht verzeichnetes Bild des Mannes zu liefern. Es kann zur Beschäftigung mit Rousseau mancherlei hinziehen: Sympathien, die man mit ihm hat, weil in ihm die Bourgeoisie erstmals auf den literarischen Schauplatz tritt, oder weil er als intellectueller Urheber der politischen und socialen Revolution einen Reiz ausübt, oder weil der unnachahmliche Wohllaut seiner Diction und die Sauberkeit und Feinheit seiner Darstellung, abgesehen von allem Inhalt, etwas Bestechendes hat; man kann mit aller Mühe nicht finden, daß Brockerhoff eins dieser Motive oder ein den genannten ähnliches Motiv die Feder zu seinem weitschichtigen Werke in die Hand gedrückt hätte. Weder läßt er sich auf Form und Composition der Rousseau'schen Erzeugnisse ein — eine gewiß nicht unfruchtbare Untersuchung behufs des Vergleichs mit parallelgehenden Producten anderer —, noch verräth er irgendein sonderliches Pathos für die Sache, für die Rousseau als Schriftsteller gewirkt und gelitten hat; es fehlt ihm dazu sichtlich schon ganz an Galle. Wenn man aber fragt: was hat ihn denn sonst zu seinem Gegenstande hingetrieben? so ist die Antwort: blos ein novellistisches Interesse. Das Material, das dem Erzähler und dem Psychologen das Leben Rousseau's bietet, hat ihn drei Lustra lang an eine und dieselbe Arbeit gefesselt. Unstreitig, diese vorwiegende Theilnahme an den Lebensschicksalen Rousseau's trägt die Schuld, daß der Verfasser der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, nicht ganz nachkommen konnte.

Zwar hängen bei keinem Autor Leben und Wirken, Schriftwerk und persönliche Individualität so genau zusammen als bei diesem großartigsten Autodidakten von ausgeprägtester Eigenart, den die Welt kennt. Der Mann, dem alles nur aus erster Hand schmeckt, wird der Bekämpfer einer erst auf dem Umwege von Heilsthatsachen und heiligen Schriften sich dem Subject mittheilenden Offenbarung; eine Persönlichkeit, die nie einen Zwang leiden mochte, wird der Prediger des sittlichen Anti-

nomismus und der liberalen Kindererziehung; der stolze Bürger der genfer Republik wird der Prophet des Selbstbestimmungsrechts der Völker in der Schaffung ihres Gemeinwesens. Aber bei jeder Fachwissenschaft, die er bearbeitet hat, lagen ihm sachliche Probleme vor, aufgestellt von den Vorarbeitern und ihrer Lösung durch ihn harrend. Da galt es also, vom eigenen Ich zu abstrahiren und in das Object sich zu versenken. Indem dieses rein objective Moment, welches der jeweilige Gegenstand der Forschung hereinbringt, vom Verfasser zu sehr übersehen worden ist, hat er sein Versprechen in der Vorrede des ersten Bandes, „die Stelle zu fixiren, welche Rousseau's Werke in der gesammten Culturentwickelung ihrer Entstehungszeit einnehmen", nicht zu halten vermocht. Mit bloßen Excerpten ohne Gewährung eines Einblicks in den Bau einer Wissenschaft und in die Werkstätte des Rousseau'schen Erzeugens seiner Systeme ist dem Leser nicht gedient. Dessenungeachtet bietet gerade trotz und wegen der Schranken, in denen sich die Arbeit des Verfassers hält, das vorliegende Werk für die Kenntniß Rousseau's und seiner culturgeschichtlichen Stellung eine erwünschteste Ausbeute. Und wenn man hundertmal über die weitläufige, an Frauhaserei streifende Ausführlichkeit, womit hier biographische Verhältnisse behandelt sind, zu murren versucht ist und denkt: was geht mich der Privathaushalt der Frau von Warens, was gehen mich die Geheimnisse der zweideutigen Madame von Epinay, was die Wandlungen des geringfügigen Pastors Montmollin in Motiers, was die Abwägungen zwischen Grund und Ungrund des Menschenhasses des nun einmal in seinen zwölf letzten Lebensjahren mit dem Verfolgungswahn behafteten Jean Jacques selber an? Eins steht doch fest. Aus dieser übergründlichen, ausführlichen Behandlung der Dinge heraus spricht zu uns Zeit und Ort selbst, spricht zu uns ein wesentlicher Ausschnitt aus dem 18. Jahrhundert selber. Der fleißigen, ängstlich gewissenhaften Eruirung des Thatsachendetails, wobei es ohne eine gewisse Gedehntheit nicht abgehen konnte, verdanken wir ein höchst sprechendes, ausdrucksvolles Bild der Verhältnisse, in denen Rousseau lebte und von denen er abhing. Wie das Leben selbst mit seinen Wechselfällen, wie die Menschennatur mit ihrer Güte und ihrer Tücke, so sind die Gemälde, die uns hier geboten werden, wol mitunter abstoßend: das lascive Leben in Paris, die Coterienwirthschaft der dortigen Philosophen, die Rechnungsträgerei des französischen Parlaments und Ministeriums, die Zionswächterei des calvinistischen Genf und des aristokratischen Bern in den gegen Rousseau's Person und Bücher unternommenen Schritten, die Pöbelaufwiegelung in Motiers, der Druck der Domestiken, unter dem der arme Mann zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Situationen zu leiden hatte. Aber außerdem, daß alles von Interesse sein muß, was uns die Zeit des ancien régime kennzeichnet, wie schlägt doch in diesem äußerlich so unglücklichen Leben das Gute, das der Inhaber desselben zu genießen hatte, eigentlich vor! Welche Prachtfiguren sind der wohlwollende Censor Malesherbes, der sein Amt dazu benutzt, die aufstrebenden Talente zu fördern, der amsterdamer Buchhändler Rey, welcher Rousseau die Hälfte seines Vermögens, als eine Errungenschaft aus dem Verlage seiner Werke, zur Verfügung stellt, die feinfühlenden Gönner des Einsiedlers in Montmorency, der Marschall und die Marschallin von Luxemburg, der wackere Mylord Keith in Neufchatel und sein König, der solche Leute wie einen Rousseau so gut zu behandeln wußte, der Große Friedrich, dann die treugebliebenen genfer Freunde, die gutherzige Beschützerin des Lebenden und des Todten, Madame Boy de la Tour in Lyon, endlich der pariser Genosse seiner alten Tage, Bernardin de St.-Pierre! Und der Mittelpunkt dieses Kreises selber, diese dramatische Erscheinung, die ihresgleichen sucht: ein Mensch, von Haus aus mit einer schiefen Stellung in die Welt hineingerückt, der Bourgeois, vermöge seiner Gaben und seiner Bildung mit gerechtem Anspruch an die höchsten Gesellschaftskreise, der Tugendkämpfer, aufs tiefste angewidert von der französischen Verderbniß und doch selber ihr in seinem Privatleben verfallen, das Freundesherz, das aber unvermögend ist, seine Empfindlichkeit dem Freunde zum Opfer zu bringen, ein eiserner Fleiß im Studium neben ungeheuerer Wehleidigkeit in allen Privatverhältnissen, ein mehr und mehr durch Mistrauen und Argwohn sich umflorender Blick in eigenen Angelegenheiten, der aber an dem wissenschaftlichen Object all seine Klarheit und Schärfe wiedergewinnt. Und doch erfreut sich selbst dieses unglückliche, bizarre, durch Selbstüberhebung und Lebenserfahrungen verstimmte Temperament einer eigens von seinem Genius erschaffenen glücklichen Idylle seines Daseins. Man denke an den allezeit regen Wandertrieb, an die botanischen Erholungen, an die zeitweise so lebendige musikalische Schaffenslust Rousseau's. Es ist wörtlich wahr, was der Verfasser in der Debatte über seinen angeblichen Selbstmord so schön bemerkt:

> So dunkel die Schatten sein mochten, welche seine Seele nicht selten umschatteten, das Licht erlosch nie ganz und brach stets von neuem durch. Noch waren Geist und Phantasie rege genug, um ihn wieder über die Misère des Daseins zu erheben. Gewohnt, das gesammte Weltleben denkend zu umfassen, konnte das persönliche Leid keine unbedingte Herrschaft über ihn gewinnen, und wenn die Wirklichkeit nicht länger erträglich schien, boten die idealen Schöpfungen der Einbildungskraft eine stets bereite Zuflucht.

Von Geburt aus zu Leibschäden disponirt, alle paar Jahre und öfter in sicherer Erwartung seines Endes, stets angefochten von einer Welt, die durch seine ganze literarische Existenz fortwährend provocirt werden mußte, bleibt Rousseau ein ergreifendes Beispiel davon, wie sich das Genie auf Erden seine Heimstätte zu sichern weiß.

Für Vollständigkeit ist in unserm Werke gut gesorgt. Wir dürfen Rousseau sozusagen schon in seinem Vorleben auf Schritt und Tritt, im wirklichen Leben bis zum letzten Athemzuge, endlich auch noch in seiner Nachexistenz, in den Schicksalen seiner Gebeine und seines Sarkophags, in der Nachwirkung seiner Leistungen, in dem, was ihm der Parteien Gunst und Ungunst bei der Nachwelt zu erfahren gab, in der Behandlung, welche die bedeutendern Biographen ihm haben angedeihen lassen, begleiten. Schätzbar ist es, daß auch den Beziehungen Rousseau's zur Tonkunst, in die er anfangs seines pariser Aufenthalts von 1741 an und nachher wieder in den siebziger Jahren als Gönner Gluck's zu dessen großem Dank getreten ist, eine eingehende, von Sachkenntniß zeugende Würdigung zuthei

geworden ist. Ein Novum ist in dem Buche der erst im Jahre 1864 zu Tage getretene, vom Verfasser auszüglich mitgetheilte Aufsatz Rousseau's zur Neuconstituirung von Corsica, in der Art seiner längstbekannten „Considérations sur la Pologne". Unbekannt war wenigstens dem Referenten auch der Besuch des achtzehnjährigen Robespierre bei Rousseau in Ermenonville vier Wochen vor seinem Tode. Und wie überhaupt alles auf die Privatverhältnisse Rousseau's Bezügliche, die Entwirrung der verwickelten Gewebe des Thatsachen- und Berichtbestandes mag noch so schwer sein, mit großer Pünktlichkeit behandelt ist, so ist insbesondere die Mühe anzuerkennen, mit der über die verworrene, langgedehnte Selbstapologie, an der vom Jahre 1772—76 geschrieben wurde: „Rousseau, juge de Jean Jacques. Dialogues", eine klare Rechenschaft abgelegt wird. Für eine Cardinalfrage bei Rousseau: Soll die Geschichte vorwärts gehen, oder soll sie umkehren? wären die Briefe an Malesherbes, der Brief an Hrn. Philopolis, sowie die Vorrede zum „Narciß" instructiv gewesen. Sie constatiren, wie Rousseau's Cultus des Naturzustandes mit dem Pessimismus endigt, indem er die gesammte Culturentwickelung theils für eine Depravation des Menschengeschlechts, theils nur für einen Lack und Firnis, über die sittliche Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände hergezogen, erklärt. Deshalb dürfte auch der Bericht, den Robespierre in seinen Memoiren von dem obengedachten Besuch gibt, etwas pro domo gefärbt sein. Er läßt nämlich den Alten von Ermenonville auf die Zukunft recurriren und sagen:

> Es werden andere kommen, um die Vollendung des großen Werks zu beschleunigen; ihr Tagewerk wird sehr schön sein. Das meinige ist nun zu Ende, ich habe den Boden bereitet, ich habe den Samen ausgestreut, der wachsen und gedeihen muß.

Aber der Terrorist, der den Ausspruch gethan hat, es gelte, auf dem Wege der Revolution die Vorsehung hinsichtlich des bisherigen Elends auf Erden zu entlassen, ist eine um ein gut Theil vorgeschrittene Erscheinung gegen den Bürger von Genf, der, die reinen Ideale seiner Gottesordnung aus Calvin's Schule im Herzen, wol im gegebenen Falle einer die Freiheit anstrebenden Bevölkerung zujauchzen mochte, im allgemeinen aber sich resignirte, den Abfall der Menschheit in den gesellschaftlichen Zustand durch eine neue Schuld, am wenigsten durch Blutschuld, gutmachen zu wollen.

Auch über die „Confessions" ist, in Anbetracht ihrer Wichtigkeit für die moralische Schätzung ihres Urhebers, zu kurz weggegangen. Neuerdings hat Strauß („Alter und neuer Glaube", 4. Aufl.) denselben Goethe's „Dichtung und Wahrheit" entgegengehalten: Goethe habe, um die ganze Aufmerksamkeit auf dem menschlich Bedeutenden festzuhalten, das, was nicht gesehen sein will, verhüllt, indem in ihm gerade das Gegentheil des koketten Cynismus des Verfassers der „Confessions", sich von unten zu entblößen und nach oben zu drapiren, lebte. Dieses Urtheil dürfte auch gegen die schon zu Gunsten Rousseau's verwendete Instanz, daß er, hierin bereits Romantiker, eben nur darum so viel sich preisgegeben habe, weil er sich innerlich besser fühlte und besser wußte, als seine Außenseite auswies, recht behalten. Das ist ja eben romantische Selbstbespiegelung, im Gefühle seiner vornehmen Eigenthümlichkeit noch etwas voraushaben zu wollen, wenn man sich mit einem geistreichen Salto über Sitte und Brauch weggesetzt hat. Man würde Rousseau unrecht thun, ihn, wenn er moralische Maßstäbe zur Würdigung der Wirklichkeit herbeibrachte, wenn er für die Heiligkeit der Ehe, für die Wärme des Familienlebens, für den Segen der Arbeit, für die Vorrechte des Gemeinwesens gegenüber dem Individuum sogar in dessen innersten, den religiösen Angelegenheiten einstand, mit dem romantischen Libertinismus zu identificiren; aber mit den bedenklichen Grundsätzen seines rechthaberischen Gemüths: nur nicht entgegen dem Herzen aus moralischem Zwang Gutes thun, nur nicht das Rechtthun als eine Pflicht sich auflegen lassen, blos das Gute, wozu man sich von innen heraus angeregt fühlt, vollbringen (vgl. insbesondere die sechste Promenade in den „Rêveries"), hat er dieser Richtung stark vorgearbeitet. Doch jedem das Seine: weil Strauß einmal die obige Parallele gezogen hat, so kann sie uns auch an die Lichtseite der „Confessions" erinnern. Wie neuestens Erich Schmidt in seinem trefflichen Buch: „Richardson, Rousseau, Goethe", die „Neue Heloise" uns als eine Vorarbeit für den „Werther" kennen gelehrt hat, wo haben wir vor „Dichtung und Wahrheit" eine gleich frische, behagliche, so gemüth- und geistvoll mit dem Leser plaudernde Selbstbiographie, als es eben die „Confessions" sind? Man mag wollen oder nicht, man stößt eben auf gar verschiedenen Gebieten auf die schöpferische Ader Rousseau's.

Den schwierigen Problemen, die im Leben Rousseau's zu lösen sind, ist Brockerhoff nicht aus dem Wege gegangen. Ein solches ist das Verhältniß zu Therese Levasseur. In dieser Hinsicht dürfte es dem Verfasser gelungen sein, das meiste von dem übeln Einfluß, den sie zu ihrer eigenen sowie zu Rousseau's Schande auf diesen geübt haben soll, wegzubringen. Bei den Beziehungen zu Diderot dürfte die Härte, mit der Rousseau einen spätern Annäherungsversuch des alten Freundes zurückgewiesen hat, gebrandmarkt sein. Bei dem Verhältniß mit Voltaire erinnert Strauß in seinem „Voltaire" daran, daß hier eben keine Rivalen, wie Schiller und Goethe waren, zusammengekommen seien, und allerdings gemahnen die Velleitäten Rousseau's, seinem großen Gegner schließlich gerecht zu werden, an das, was er an Adel der Gesinnung hätte leisten sollen, aber nicht hat leisten können. Wenn in diesem guten Willen (etwas davon war auch in ihm) Voltaire hinter ihm zurückgeblieben ist, so verdient er doch nicht die gar zu große Voreingenommenheit, mit der ihn Brockerhoff behandelt hat. Der Conflict mit Hume ist erschöpfend und unter Anwendung des gleichen Maßes für beide Theile besprochen. Einzelne Data im Leben Rousseau's konnten nicht erklärt werden: so der plötzliche Aufbruch des furchtsamen Mannes nach dem Herd der Verfolgung, nach Paris, im Jahre 1770, wofür als einzige Deutung die natürliche Bedürftigkeit des höhern Alters nach ebenbürtigem Umgang übrigbleibt. Die Discussion der Selbstmordfrage nach allen Theilen hin ist meisterhaft, und es ist zu hoffen, daß nach dieser gründlichen Entfernung eines Makels vom Andenken Rousseau's wenigstens in Deutschland der Mythus, nach welchem er selbst Hand an sich gelegt haben soll,

endlich einmal von der Tagesordnung verschwinden und der Obductionsbefund: seröser Schlagfluß, als Todesursache an seine Stelle treten werde. Weniger aber können wir uns damit einverstanden erklären, wenn Brockerhoff sich gegen die Annahme einer Verfolgungsmanie bei Rousseau aus dem Grunde, weil er bis an sein Ende seine ganze geistige Klarheit beibehalten habe, sträubt. Bekanntlich ist eine fixe Idee ad hoc nichts Unerhörtes, und der Scharfsinn, mit dem Rousseau das Complot seiner Feinde sich zusammengereimt hat, spricht eher für als gegen einen partiellen Wahnsinn. Und wie wollen wir anders als aus Wahngebilden Data erklären, wie deren etliche in unserm Buche selbst erwähnt sind? So steht in den Dialogen: „Auf der Straße suchte Jean Jacques im Kopfe nach irgendeiner Arie, um sich über die beleidigenden Blicke der Passanten wegzusetzen.“ Einmal beklagte Rousseau den Hingang Ludwig's XV., weil bis zu diesem Zeitpunkte der allgemeine Haß sich unter sie beide getheilt habe, von nun an aber er als der allein noch Uebrige die ganze Last allein tragen müsse. Was verliert denn aber der Betreffende so viel, wenn er mit einer kleinen Gemüthskrankheit belastet wird? Ist denn ein solcher Zustand, ist denn die Einbuße des Glaubens an die Menschheit ein Wunder, wenn man diese Verfolgungen von oben und unten erduldet, wenn man für sein Wahrheitszeugniß gleich einem Wild gehetzt wird? Und, wie wir schon oben angedeutet haben, bleibt es denn nicht ein ewig tragischer Zug in der Culturgeschichte: die schauderhafte Vereinsamung, in die Rousseau in seinem Jahrhundert und in seiner Umgebung hineingerathen ist, und sein Untersinken mit den Blumen und Blüten in der Hand, die sein Genius gerade auch aus dieser Situation gepflückt hat? Man denke nur an den „reizenden Schwanengesang“ der „Rêveries d'un promeneur“.

Das Material zu einer erschöpfenden Kenntniß von Rousseau's Eigenart und Charakter ist in der umfassenden Darstellung seiner Handlungs- und Gesinnungsweise und in der geschickten Verwendung psychologischer Hebel zu Bloßlegung der Gründe und Abgründe seines Herzens in unserm Buche zur Genüge gegeben. Besonders die con amore beschriebene Jugendzeit liefert manche Handhabe zu einer Reconstruction seines Wesens aus den Verhältnissen und Umständen, unter denen er aufgewachsen ist. Wir lernen verstehen, wie aus dem Knaben, dem es an der gehörigen Reibung mit andern Kameraden gefehlt hat, der Mann werden mußte, dem der Mangel dieser ersten Schule des Lebens zeitlebens nachging; wir finden in den Berührungen, in die der junge Rousseau kam, in den ersten Eindrücken, die er empfing, die Grundlagen für den Gemüthsmenschen, den Idylliker, den Verehrer des ewig Weiblichen, für das hingebendste und doch empfindlichste Herz, für den gleicherweise eines Heimwesens bedürftigen Gelehrten wie den in seiner Isolirung in jungen und alten Tagen abenteuernden Nomaden wieder. Vortrefflich wird der Springquell der literarischen Productivität Rousseau's aufgefunden, wenn es heißt: „Was dem Menschen bittere Verkennung und schmerzliches Leid eintrug, die unbedingte Freiheitsliebe, gab dem Schriftsteller Motiv und Richtung für eine fruchtbare Wirksamkeit“, und dieses sofort an der Opposition, die er jedem physischen und geistigen Druck auf jedem Gebiete des Lebens, dem staatlichen, kirchlichen, privaten Gebiete, gemacht hat, nachgewiesen. Auch sonst fehlt es in der zusammenfassenden Schlußcharakteristik und an andern Orten neben Hinweisung auf bekannte Eigenheiten Rousseau's, seine Paradoxie, persönliche Ungebundenheit, Abwendung von aller Unnatur und Zurückführung echter Natürlichkeit in alle Lebensverhältnisse, nicht an eigenen feinen Beobachtungen über das specifische Air seiner Sinnenfunctionen, über sein Bedürfniß nach Einsamkeit, die allein ihm sein dringendstes Anliegen, „den vollen, ungetrübten Genuß des eigenen Selbst“ gewähren konnte, über den Grund, warum er bei seinem Mangel an dem eigentlich französischen Esprit und bei seinem eher deutsch gründlichen als französisch gewandten Wesen sich nie in die pariser Gesellschaft und diese, in der Repräsentation aufgehend, sich nicht in ihn, diese Originalerscheinung, hineinfinden konnte.

Gegen den Menschen Rousseau ist unser Buch im allgemeinen zu mild. Es wird seinem moralischen Charakter zu viel Ehre angethan, wenn wiederholt ihm nachgerühmt wird, daß er an sich selbst gearbeitet, gegen seine Temperamentsfehler wacker angekämpft habe. Es mag Rousseau in jener Zeit, wo ihm ein Bewußtsein seiner ethischen Mission aufgegangen war, sich wol etwas mehr zusammengenommen haben; das war aber mehr ein Sich in die Brust Werfen gegenüber einer Welt, die er von seiner moralischen Höhe herab im Princip verachten und hassen mußte, als ein wirklicher Ernst mit Acten der Selbst- und Weltverleugnung. Wenn er nicht so tief gesunken war, wie ihn Voltaire gesunken sein läßt, daß er die Folgen seiner Ausschweifungen an seinem siechen Körper herumgetragen hätte: entschuldbar sind deswegen, daß dadurch seine Geistesfrische nicht getrübt wurde, seine geschlechtlichen Excesse noch nicht. Seine unverzeihliche Wehleidigkeit, die ihn zu Handlungen schnöder Perfidie verleitete, sein naturalistischer Leichtsinn, mit dem er sich seiner fünf Kinder entledigte, die feige Weichlichkeit gegen sich selbst, die ihn bei dem guten Vorsatz, wenigstens eins dieser Kinder zurückzuerobern, wieder einer corrupten Reflexion anheimfallen und in seinen hartgesottenen Egoismus zurücksinken läßt, die Undankbarkeit des Plebejers mit dem Bettelstolz, die sich von seinem Benehmen gegen Madame d'Epinay und David Hume nicht wegbringen läßt, die Vergessenheit, in die bei ihm die „Mama“, Frau von Warens, geräth: das sind schwarze Flecken an ihm, die thatsächlich stärker markirt sind, als sie sich in den verclausulirten Entscheidungen, die der Verfasser in solchen Streitfragen gibt, ausnehmen. Gut, daß Rechtssinn und Wahrheitsliebe diesem Schatten einiges Licht beigesellen, und daß nach den von J. Brockerhoff uns an die Hand gegebenen Details die eingehende, aufopfernde Fürsorge, die Rousseau jederzeit den Armen seiner Umgebung gewidmet hat, geeignet ist, uns für seine natürliche Gutmüthigkeit wiederzugewinnen.

Emil Feuerlein.

Neue Romane, Novellen und Erzählungen.

1. Der Erbe von Bedford. Roman von E. Lenneck. Vier Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 9 M.
2. Sieben Tage aus dem Leben eines Sängers. Ein Künstlerroman von Ernst Pasqué. Berlin, Janke. 1875. 8. 4 M.

Lenneck's „Erbe von Bedford" (Nr. 1) gehört zu jenen seltenen Romanen, bei deren Lektüre es selbst dem Berufskritiker warm ums Herz wird und ihn eine wirklich angenehme, freudige Empfindung überkommt. Der Verfasser hat aber auch in diesem Werke — das erste, welches wir von ihm kennen lernen — die ganze Fülle eines nicht eben gewöhnlichen Talents eingesetzt, um etwas möglichst Gediegenes zu leisten; und die unbezweifelbare Liebenswürdigkeit des eigenen Naturells, verbunden mit der gewissenhaftesten Vertiefung in das von ihm behandelte psychologische Problem, halfen ihm über manche Klippe, über manche Peinlichkeit des gewählten Sujets hinweg. Und das will viel sagen, wenn man dieses Sujet genau ins Auge faßt und zur Erkenntniß kommt, wie viele Klippen, Untiefen und Peinlichkeiten dasselbe bietet, an denen gewiß zahlreiche andere begabte Autoren gestrandet sein würden, ja Friedrich Halm in seinem stofflich so verwandten Schauspiele „Wildfeuer" bis zu einem gewissen Grade auch gestrandet ist. Allerdings machte Friedrich Halm schon a priori den großen Fehler, einen Stoff dramatisch zu behandeln, der unserer Ansicht nach kaum eine andere als die epische Behandlungsweise verträgt; aber er hat überdies noch das psychologische Problem zu wenig tief erfaßt — vielleicht infolge der gewählten Form —, und so trägt denn auch sein Gebilde den Stempel der Unwahrscheinlichkeit, der innern Unwahrheit: denn unwahrscheinlich und innerlich unwahr bleibt es immer, daß ein Mädchen, welches als Knabe erzogen und in Unkenntniß über ihr wirkliches Geschlecht erhalten wird, nicht schon beim ersten Keimen der jungfräulichen Reife instinctiv zu dunkler Ahnung ihrer wahren Beschaffenheit gelangte, die dann rasch zu bewußter Erkenntniß emporwächst. Diesen Kapitalfehler nun hat Halm gemacht, und ihn vermieden zu haben ist noch das geringste Verdienst Lenneck's. Sein größeres Verdienst ist, wie er sein ganzes Problem stellt und wie er dasselbe zu logischem, nothwendig tragischem Austrage bringt. Lenneck läßt seine Heldin im geeigneten Zeitpunkte durch ihren Vater von ihrem wahren Geschlechte unterrichten, sowie von den Gründen, die eine Täuschung vor der Welt nothwendig machten. Es wird der Heldin aber gleichzeitig freigestellt, entweder diese Täuschung festzuhalten, oder sich auch vor der Welt zu dem Geschlechte zu bekennen, dem sie thatsächlich angehört. Gay — die Heldin — wählt nun das erstere, theils aus Rücksicht für ihren Vater, noch mehr aber dem innersten Drange ihres eigenthümlichen Naturells folgend, welches mehr des Männlichen, Festen und Willenskräftigen als von weiblicher Schwäche und Weichheit hat. So macht sie sich mit vollem Bewußtsein eines doppelten Vergehens schuldig: der Täuschung gegen die Welt, der Vergewaltigung und Verleugnung ihres geschlechtlichen Wesens, was ein schweres Vergehen gegen die Natur involvirt. Und nach beiden Seiten hin soll sie der verdienten Strafe nicht entgehen: die Natur läßt sich nicht verleugnen, und so spielt sie dem rebellirenden Menschenkinde auch in diesem Falle einen bösen Streich. Als Gay sich entschloß, als Mann weiter zu leben, wußte sie noch nichts von Liebe, von den mächtigen Regungen des Herzens und den Wallungen des Blutes: und nun sie einige Jahre später, zu voller Entwickelung gelangt, beides kennen lernt, da will sie es gewaltsam unterdrücken, dem unwiderstehlichen Zuge zu dem Manne ihrer Wahl keine Folge leisten. Und ihrem entschlossenen Wesen, das der eigenen Leiden, des tiefinnersten Verblutens und Verloderns spottet, gelingt es auch wirklich, die Leidenschaft einzudämmen, selbst den wilden Regungen der Eifersucht zu gebieten; als aber der Mann ihrer Wahl, für den sie so viel gelitten, so viel gethan, für den sie ihr Leben dahingeben möchte, eine Andere zum Altare führen will und ihr so die schreckliche Gewißheit unwiederbringlichen Verlustes grell vor die erschreckte, zermarterte Seele tritt: da brechen die eisernen Bande des Willens und der lang zurückgedämmte Strom einer unbändigen Leidenschaft stürzt rücksichtslos in Glutwellen über die zuckenden Lippen. Doch der Mann, dem dieser Erguß gilt und dem die Zumuthung gemacht wird, als Weib jene zu erkennen, die er durch Jahre für einen Mann gehalten, schreckt vor solcher Täuschung, vor solcher Unnatur zurück: ihm erkaltet das Herz, das warme Freundschaft gefühlt hatte, zu Eis, da ihm Liebe geboten, von ihm Liebe gefordert wird, und vernichtet, in Scham und Verzweiflung steht das unglückliche Weib. Das Ende aber ist Selbstmord! Wen kann's wundernehmen?

In Gay, dem Erben von Bedford, hat der Verfasser einen hochinteressanten Charakter voll Adel und geistiger Kraft geschaffen, der unserer Theilnahme, unsers Mitleids sicher sein kann; trotzdem aber ist uns diese Gestalt nicht, was man sympathisch nennt, und dies wohl erkennend, stellt Lenneck ihr in dem schweizer Mädchen Betty gewissermaßen als Folie ein Geschöpf von so echter Weiblichkeit, von so rührender Tiefe des Herzens und solch originellem Wesen gegenüber, wie man es wol nur der Natur ablauschen kann. Und um diese zwei Hauptfiguren des Romans gruppirt sich eine Fülle von Gestalten, ein Mikrokosmos von Menschen aller Stände und Charaktere, durchgehends vollendet gezeichnet und durch feinstes psychologisches Beiwerk zu eigenartigen Individuen erhoben. Deshalb, mag man auch dem Verfasser mit Recht den Mangel einer kunstgerechten, gedrungenen Composition, wie sie gerade dieser Roman nach unserm Ermessen heischen würde, vorwerfen, sowie auch ein allzu breites Ausspinnen mancher Partien, so bleibt sein Werk doch immer eine hervorragende Leistung, die wir der Beachtung jedes gebildeten Lesers aufs wärmste empfehlen müssen.

Ein Gleiches können wir leider nicht von dem Romane E. Pasqué's: „Sieben Tage aus dem Leben eines Sängers" (Nr. 2), sagen, einer Arbeit, die uns nicht einmal für Momente in angenehme Stimmung zu versetzen im Stande ist. Wir begreifen auch gar nicht, wozu dieses Buch

geschrieben wurde, das zu Ende zu lesen geradezu eine Aufgabe ist. Wäre es noch die wahrheitsgetreue Biographie eines einst berühmt gewesenen Sängers, so könnten wir's in Anbetracht des historischen Interesses gelten lassen. Dagegen aber verwahrt sich der Autor in einem „Nachwort" ganz ausdrücklich, und zieht sich so selbst den Boden unter den Füßen weg. Denn künstlerischen, poetischen Werth hat sein Roman, dessen Held ein ganz hohler, nichtiger, eitler und genußsüchtiger Patron ist, nicht, und die Lebensschicksale desselben, im ganzen nicht erbaulich, entbehren auch des geistigen und des gemüthlichen Gehaltes. Was also sollen wir damit? Uns etwa an der Darstellungsweise des Verfassers erfreuen? Auch das ist nicht möglich, da dieselbe uns ebenso wenig anspricht als der Gegenstand der Darstellung.

3. Geschichten aus dem Badeleben. Von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Kröner. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Ein Kleeblatt. Drei Novellen von Marie von Roskowska. Leipzig, Schulze u. Comp. 1875. 8. 2 M.
5. Gesammelte Novellen und Erzählungen von Ernst von Waldow. Zweiter Band: Licht- und Schattenbilder aus dem Lebensbuche. Königsee, Oertel. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.

Diese drei Bände können wol kaum als schätzenswerthe Bereicherung der deutschen Erzählungsliteratur gerühmt werden, und höchstens drei der darin enthaltenen Novellen dürfen auf die Note „mittelgut" Anspruch machen. Zu diesen zählen „Dorette" und „Cousine Ella" von Wachenhusen und vielleicht noch die novellistische Skizze „Die erste Frau" von Roskowska. Wachenhusen (Nr. 3) erzählt zu breit und zu wenig tief, aber in den beiden genannten Stücken entwickelt er Liebenswürdigkeit und Humor in eben zureichendem Maße, um uns über diese Mängel hinwegzuhelfen. Von den beiden andern Novellen, die er uns in seinem Buche noch bietet, ist „Der Diamantenkönig" eine Spielergeschichte unerquicklichster Sorte mit Bret Harte'schem Hintergrund, die immerhin Leser finden kann, während „Der Backfisch" an einer harmlosen Langweiligkeit leidet. Im übrigen ist die leicht dahinfließende Erzählungsweise des Verfassers genugsam bekannt.

Frau von Roskowska, deren „Unpolitische Geschichten" vor mehr denn einem Jahrzehnt bei der preußischen Censur das unangenehmste Aufsehen erregten, gibt uns in „Ein Kleeblat" (Nr. 4) drei Stücke, von denen das erste „Der böse Blick" manches beachtenswerthe psychologische Detail bietet, im ganzen aber doch den Eindruck des Unnatürlichen und Geschraubten macht und vermöge des sehr peinlichen Stoffs nicht angenehm wirken kann. In „Die erste Frau" nimmt die Verfasserin einen hübschen poetischen Anlauf, weiß uns auch die Hauptfigur sympathisch zu schildern, aber was drum und dran hängt, ist ganz unpoetisch. Das dritte Stück endlich, „Bernadotte's Jugendliebe", ist unbedeutend.

Ueber den ersten Band von Ernst von Waldow's „Gesammelten Novellen und Erzählungen" (Nr. 5) hat in einer frühern Nummer ein Recensent bereits ungünstig berichtet. Leider sind wir nicht in der Lage, bezüglich des zweiten Bandes uns freundlicher auszusprechen; eher müßte das Gegentheil der Fall sein, und beschränken wir uns daher blos auf die Bemerkung, daß in dem Abschnitte „Aus dem Leben der Armen" einige Stoffe zusammengetragen sind, welche bei entsprechender künstlerischer Behandlung und psychologischer Durcharbeitung sogar Aufsehen erregen könnten, in ihrer gegenwärtigen Gestalt aber kaum das ihnen innewohnende stoffliche Interesse zu erwecken vermögen. Ernst von Waldow ist eben mit wenig Phantasie und mit noch weniger Gemüth begabt, und sein Darstellungstalent ist nicht stark genug, um über diese Grundmängel hinwegzutäuschen.

6. Die Macht des Augenblicks. Novelle von Ernst Fritze. (Eisenbahn-Unterhaltungen Nr. 94.) Berlin, Behrend. 1875. 8. 1 M.
7. Ein tiefes Geheimniß. Novelle von F. Steinebach. (Eisenbahn-Unterhaltungen Nr. 95.) Berlin, Behrend. 1875. 8. 1 M.
8. Patchouly. Aus dem Leben einer Tänzerin von Adolf Reichner. (Eisenbahn-Unterhaltungen Nr. 96.) Berlin, Behrend. 1875. 8. 1 M.

Auch über diese drei Novellen läßt sich wenig Günstiges sagen, ja die zwei ersten (Nr. 6 und 7) können für diese Blätter kaum in Betracht kommen. Es sind eben Fabrikarbeiten von gewöhnlichem Zuschnitt, und in der Ausführung derselben von den Autoren Ernst Fritze, einem Criminalnovellisten, und F. Steinebach, einem Novellisten ohne Physiognomie, ist viel mehr Bedacht genommen worden auf Erzeugung von möglichst starker Spannung als auf logische und psychologische Motivirung. Anderes gilt von Adolf Reichner, dem Autor der Novelle „Patchouly" (Nr. 8). Dieser faßt seine Aufgabe tiefer; die Figuren seiner Novelle sind keine Kartenfiguren, die er nach Belieben untereinanderwirft und je nach Bedürfniß in diese oder jene Lage zueinander bringt und so vor uns auflegt: es sind scharf dem Leben nachgezeichnete Charaktertypen, sowol was die äußern Contouren als was die psychologische Detaillirung und Begründung ihrer innern Wesenheit, ihres Denkens und Empfindens betrifft. Schade nur, daß der Verfasser sein sehr beachtenswerthes Talent auf einen so wenig erbaulichen Stoff verschwendete. Denn unmöglich können wir an der nähern, ja sogar sehr intimen Bekanntschaft mit einer ordinären Kokette und einem Gamin von Grafen, der uns hier vorgeführt wird, besonderes Interesse nehmen, und der edle tüchtige Charakter, den uns Reichner in der dritten Hauptfigur der Novelle entgegenstellt, wird durch diese beiden in eine so bedauernswerthe Lage versetzt, daß wir uns auch an ihm nicht erfreuen, es müßte denn am Schlusse sein, wo ihm endlich die Augen aufgehen über das Ungeziefer, das er bei sich beherbergt hatte. Und doch begreifen wir, daß der Verfasser — offenbar ein noch junger Mann — gerade diesen Stoff aufgegriffen und mit einer gewissen Verbissenheit bis ins kleinste Detail ausgearbeitet hat: es will uns nämlich scheinen, als habe er damit ein Kapitel aus seinem eigenen Lebensbuche zum besten gegeben, sich von Erinnerungen und Empfindungen losgeschrieben, die ihm lästig und widerlich geworden waren. Solche Arbeiten aber sind, wenn, wie hier, mit Talent verfaßt, immer interessant und lesenswerth. Gegen das geschmacklose Titelbild hätte der Autor übrigens entschieden pro=

testiren sollen: es war schon am Titel allein genug, um den Inhalt seiner Arbeit zu charakterisiren.

9. Natur und Gnade, nebst andern Erzählungen von L. von François. Drei Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 12 M.

Diese Erzählungen stehen insgesammt über dem Niveau alltäglicher Novellistik, wie sie jetzt von so zahlreichen unberufenen Federn getrieben wird; es sind Leistungen, welche auf eine ausgesprochen künstlerische Individualität mit originellem Untergrunde schließen lassen. Trotzdem aber können wir der Verfasserin, L. von François, welche bereits früher mit einer Reihe von Romanen debutirt hat, nicht die Genugthuung gewähren, alle in den drei vorliegenden Bänden enthaltenen Stücke als besonders angenehme Lektüre zu preisen. Am allerwenigsten aber das erste: „Natur und Gnade", auf welches sie das Hauptgewicht zu legen scheint. Denn eben diese Erzählung wirkt ungemein peinlich durch den darin zum Austrag kommenden Conflict zwischen zwei jungen und liebenswürdigen Eheleuten verschiedener Confession. Dieses „verschiedener Confession" wird nämlich von der Verfasserin zum Ausgangspunkte des Conflictes genommen, und darum müssen auch wir es betonen, obwol wir es als erste causa movens nicht anerkennen dürfen. Letztere scheint uns vielmehr in dem Umstande zu liegen, daß der Gatte stark religiös, die Gattin dagegen ein Freigeist ist. Und aus diesem ganz innerlichen individuellen Motive entspringt der Kampf zwischen den beiden, und würde er auch entspringen, wenn sie beide Einer Confession angehörten. In diesem Kampfe aber, der von der Verfasserin mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ins Detail geschildert wird, glänzt das Weib durch den einzig möglichen — passiven — Widerstand, während der Mann, von einem unredlichen Pfaffen fanatisirt, dem wirklich geliebten Weibe schweres Leid anthut, und endlich, vollkommen unzurechnungsfähig gemacht, als Missionar in ferne Heidenlande geht, um dort für die alleinselig- (ihn selbst aber sehr unselig-) machende Kirche zu wirken. Darüber nun verliert die Frau ihren Verstand, und wenn sie am Schlusse der traurigen Geschichte — nach dem Tode ihres Gatten — an der Seite eines andern Mannes doch wieder vernünftig wird und einen kleinen Rest des Lebensglücks genießt, so verdanken wir dies wol der besondern Rücksicht der Verfasserin auf die Leser, welchen ein ganz düsterer Schluß der Geschichte sicherlich sehr unwillkommen wäre. Ist ja doch weder auf seiten des Mannes noch auf seiten der Frau ein tragisches Verschulden vorhanden, welches den Untergang derselben nothwendig postuliren würde; und nur ein solches Verschulden könnte uns mit dem Untergange der beiden oder eines der beiden Theile versöhnen, in unserm Gemüthe die aristotelische καϑαρσις bewirken. Und darin liegt wol der Fehler, darin die Peinlichkeit der Erzählung „Natur und Gnade". Im Leben mögen allerdings Fälle wie der erzählte öfters vorkommen, was aber dem Künstler noch kein Freibrief ist, es nur abzuschreiben, oder wenigstens in der Darstellung desselben es an künstlerischer Motivirung im oben angedeuteten Sinne fehlen zu lassen.

An demselben Fehler leidet auch die zweite Erzählung: „Eine Gouvernante", und sie wirkt darum gleichfalls peinlich auf das Gemüth des Lesers, ja in gewissem Sinne noch peinlicher; denn wenn wir in „Natur und Gnade" die brave, intellectuell so hochstehende Frau endlich doch noch einen Zipfel von Fortuna's Busentuch erwischen sehen, so werden wir hier verurtheilt, ein ganz ausgezeichnetes Weib von ebenso tiefen Gemüthsanlagen als hervorragender Charakterstärke auf das Lebensglück im weiblichen Sinne dieses Wortes verzichten zu sehen, weil sie mit einem ganz guten, aber sehr charakterschwachen Manne in Berührung kommt, den sie liebt und dem sie sich — groß denkend — entzieht, in dem Gefühl, daß er endlich und schließlich trotz aller Betheuerungen und Schwüre mit ihr nicht glücklich würde; andere Rücksichten materieller Natur nicht zu erwähnen, die ja bei solchen Individuen immer eine große Rolle spielen. Unserer Ansicht nach heißt das sich sein eigenes Werk verderben, wenn man ein solches Weib mit solchem Mann in Verbindung bringt, zumal der psychologische Vorgang nicht interessant und großartig genug ist, um uns zu fesseln. Viel gelungener, wenn auch nicht nach jeder Richtung gegen Ausstellungen gewappnet, sind die nun folgenden Erzählungen.

Die dritte: „Ein Kapitel aus dem Tagebuche des Schulmeisters Thomas Luft in Matzendorf", ist eine unheimliche, spukhafte Mordgeschichte, stofflich geradezu abschreckend, doch mit so seltener Meisterschaft erzählt, so stark stimmungsvoll gehalten und mit so interessantem psychologischen Detail ausgestattet, daß sie in ihrer Art für Criminalnovellisten als Musterstüß gelten kann. Und zudem hat der Verfasser in der Jungfer Zippen — der eigentlichen Erzählerin dieser Geschichte — eine Gestalt geschaffen von so seltener Eigenart und von so ergreifender Naturwahrheit, daß wir um dieser einen Figur willen schon die höchste Achtung vor dem Talente der Verfasserin haben müßten. Auch „Des Doctors Gebirgsreise" ist eine recht lesenswerthe Leistung, nur zu breit angelegt und nicht ohne forcirten Humor.

In ihr eigentliches Fahrwasser, in welchem sie sich so recht wohl und zu Hause fühlt, scheint L. von François erst mit den beiden letzten Erzählungen der Sammlung zu gelangen. „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier", eine Episode aus der Zeit der deutschen Freiheitskämpfe behandelnd, ist überhaupt das beste Stück, voll Frische und Kraft, voll gesunden Humors, warmblütig, keusch und dabei doch keck, urechten deutschen Geist athmend, und in der originellen Charakteristik der beiden Hauptpersonen ganz ausgezeichnet. Einen weniger starken, aber gleichfalls angenehmen Eindruck macht die letzte Erzählung: „Die Dame mit dem Schleier", allerdings nur eine einfache Liebesgeschichte ohne besondere Verwickelungen, nichtsdestoweniger aber anziehend und fesselnd durch die Liebenswürdigkeit, Eigenart und Lebenswahrheit der Charakteristik. Im ganzen glauben wir, daß L. von François immer dann den Vogel von der Stange schießen wird, wenn sie, ihrem ursprünglichen, originell-liebenswürdigen Naturell Folge leistend, ihr schönes Erzählertalent an einfachern, natürlich heitern Stoffen übt, und ernsten, zu psychologischer Grübelei verführenden und einen tragischen Ausgang bedingenden Conflicten aus dem Wege geht.

10. Der Wildschütz. Eine Erzählung aus dem Leben. Von A. Gasser. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Hamacher. 1875. 8. 1 M.
11. Der Andres und das Ammichen. Eine Westerwälder Dorfgeschichte. Von A. Gasser. Frankfurt a. M., Hamacher. 1876. 8. 1 M.

Diese zwei Dorfgeschichten A. Gasser's, von denen die zweite eine Fortsetzung der ersten genannt werden kann, sind ganz speciell aus dem Leben der Landbevölkerung des trierschen Gebiets geschöpft und, wie der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich betont, in erster Linie auch für diese Leute berechnet, mit denen er offenbar durch längere Zeit in vertraulichster Weise verkehrt hat. Beide sind infolge dessen von stark localer Färbung, ungemein realistisch gehalten und dem naiven Verständniß solcher geistig nicht eben hochstehender Naturmenschen angepaßt. Die Beschränkungen, welche sich der Verfasser hierdurch in Anbetracht des Zwecks auferlegt, hindern denselben aber durchaus nicht, ein ganz beachtenswerthes Erzählertalent zu entwickeln und seinen Geschichten durch Lebhaftigkeit und Naturwahrheit der Schilderungen von Menschen und Verhältnissen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen, welcher seiner Wirkung auf den feingebildeten Leser von tieferer Gemüthsanlage sicher sein kann: einen Reiz, der so manchen Dorfgeschichten der gelesensten Sorte entschieden mangelt. Für das Boudoir einer in Dumas'schen und Belôt'schen Schriften schwelgenden Dame eignen sich diese schlichten Büchlein allerdings nicht, ebenso wenig als Klöße und Milchbrei auf den Tisch eines modernen Gourmands; ob aber nicht die eine und der andere bei so gesunder, kräftiger Kost sich allmählich wohler fühlen würden, wollen wir dem Ermessen ihrer ärztlichen Beiräthe zur Beurtheilung überlassen. Uns haben diese Geschichten ebenso von culturhistorischem als von rein menschlichem Standpunkte sehr interessirt, und glauben wir dieselben deshalb auch Lesern von gleich gesunder Geschmacksrichtung zur besondern Beachtung empfehlen zu dürfen. Der Verfasser aber mag in der begonnenen Weise seinen trierschen Bauern noch eine ganze Garbe solcher Geschichten erzählen, er wird sich damit auch in andern Kreisen bald eine andächtige Lesergemeinde werben.

12. In die Freiheit. Erzählung aus neuester Zeit von J. Smend. Gütersloh, Bertelsmann. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch diese letzte der uns diesmal vorliegenden Erzählungen hat, wie die vorbesprochenen, einen gesunden Kern und ist mit großer Anspruchslosigkeit abgefaßt Und darum ist es recht schade, daß J. Smend nicht die genügende Gewandtheit im Erzählen, nicht das genügende Geschick besitzt, seinen Stoff wirkungsvoll und anziehend zu gestalten, zumal der Stoff selbst ihm hierzu reichliche Gelegenheit gibt, und die Gestalt des Helden, Friedrich Settmar, eines jungen Mannes, welcher wider seinen Willen gezwungen wird, katholischer Priester zu werden, uns sehr sympathisch anmuthet. Der schwere Kampf nun, den dieser junge Mann kämpft, zuerst seiner Natur Gewalt anzuthun und dem ihm aufgedrungenen Stande ein würdiges und tüchtiges Glied zu werden, dann aber, zur vollen Erkenntniß der Schäden, des Scheinwesens, der innern Hohlheit und der niedrigen Selbstsucht der katholischen Priesterkaste in ihrem jetzigen Zustande gelangt, der diametral entgegengesetzte Kampf, seine persönliche Freiheit, sein Selbstbestimmungsrecht und damit die verlorene Gewissensruhe wieder zu erlangen, bis er endlich die verhaßten Fesseln bricht und rein und makellos als Sieger vor uns steht: das ist der Inhalt unserer Erzählung; gewiß ein zeitgemäßer und interessanter Vorwurf, welcher durch die Behandlung eine originelle Färbung erhält. Zu tadeln ist an dieser Behandlung eben nur, wie wir angedeutet, eine große Schwerfälligkeit und Breite, welche allzu viel nebensächliches Detail aufnimmt und ausspinnt, und welche, wenn wir richtig calculiren, einer allzu großen Gewissenhaftigkeit des Verfassers entspringt, seinem Streben, diese Geschichte, welche unzweifelhaft dem wirklichen Leben entnommen ist, möglichst genau in allen Einzelheiten so zu erzählen, wie sie sich zugetragen hat. Dadurch aber verliert sein Buch an Kunstwerth, an ästhetischem Reiz, was es an historischer Treue gewinnt; und das ist nicht statthaft und nicht als Vorzug anzusehen, da er ja eine „Erzählung" bieten will und keine „Biographie", sein Werk also in das belletristische und nicht in das historische Gebiet einzureihen ist.

Oskar Welten.

Religionsgeschichtliches.

1. Martin Deutinger's Leben und Schriften. Beitrag zur Reform der Philosophie und Theologie. Von Lorenz Kastner. Erster Band. München, Lindauer. 1875. Lex.-8. 13 M.
2. Die indogermanische Religion in den Hauptpunkten ihrer Entwickelung. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie von P. Asmus. Erster Band: Indogermanische Naturreligion. Halle, Pfeffer. 1875. Gr. 8. 7 M.
3. Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1875. Gr. 8. 9 M.
4. Kritische Untersuchungen über die Licinianische Christenverfolgung. Ein Beitrag zur Kenntniß der Märtyreracte von Franz Görres. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Evangelisch-lutherische Dogmatik des 17. Jahrhunderts populär dargestellt von Schulze. Zweiter Band. Hannover, Hahn. 1875. Gr. 8. 4 M.
6. Die Ansichten der Alten über Leben, Tod und Unsterblichkeit von Augustinus Arndt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1874. 8. 2 M.
7. Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen. Neue Folge. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Pascal's Gedanken über die Religion. Eine historische und religionsphilosophische Untersuchung von Johann Georg Dreydorff. Leipzig, Hirzel. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Religion wird von vielen Seiten zugerufen, daß ihre Zeit vorüber sei. Dabei aber sehen wir mit jedem Jahre neue Schriften religiösen und insbesondere religionsgeschichtlichen Inhalts auf dem Büchermarkte erscheinen. Was soll das heißen? Spricht sich darin eine Bestätigung der oft gemachten Erfahrung aus, daß eine Sache in der Regel dann ihren Geschichtschreiber findet, wenn sie im

Sterben begriffen ist, oder sollen wir vielmehr diese schriftlichen Erzeugnisse als einen Beweis des noch lebenden religiösen Geistes nehmen? Wenn wir die Bücher flüchtig überschauen, so finden wir allerdings, daß sie von vergangenen Dingen reden, aber unschwer zugleich läßt sich die Ansicht ihrer Verfasser heraushören, wonach sie die Religion als etwas betrachten, das immer seine Geltung haben und behaupten wird; nur die Art, sie anzusehen und zu behandeln, scheint eine andere werden zu wollen. Manche der Verfasser, das wollen wir zum voraus bemerken, sprechen es deutlich aus, daß die Religion anthropologisch zu betrachten und zu erklären sei, d. h. aus dem Wesen des menschlichen Geistes heraus, und vielleicht ist damit der Weg bezeichnet, den wir zu beschreiten haben, um dieses eigenthümliche Phänomen, diesen mächtigen Factor in der Entwickelungsgeschichte des Geistes besser zu würdigen und richtiger zu verstehen. Nach diesen einleitenden Bemerkungen treten wir jetzt an die Besprechung der einzelnen Werke heran.

Wir glauben, über den Mann, dessen Leben und Schriften uns in dem Werke L. Kastner's: „Martin Deutinger's Leben und Schriften" (Nr. 1), vorgeführt werden, den Leser am besten zu orientiren, wenn wir von vornherein bemerken, daß wir in ihm einen Schüler Franz von Baader's und Anton Günther's vor uns haben. Wie bei Baader, liegen auch bei ihm seine hauptsächlichsten wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Offenbarungsphilosophie, in der er seinen Meister, wenn auch in einigen wesentlichen Punkten über ihn hinausgehend, nicht verleugnet. Martin Deutinger ist geboren den 24. März 1815 auf der Schachtenmühle, dem Anwesen seines Vaters in der Nähe des oberbairischen Dorfes Langenpreising. Seine ersten Studien machte der Knabe in München und auf dem Knabenseminar zu Freising. Die bedeutenden Anlagen, die er verrieth, lenkten die Aufmerksamkeit der Lehrer auf ihn. Die Keime zu den Grundzügen des Mannes waren schon damals nicht zu verkennen: der klare und scharfe Geist, der sich mit Vorliebe mathematischen Studien zuwandte, dabei das weiche Gemüth, das sich in seinem religiösen Sinne, auch in der Liebe zu den schönen Bildungen der Natur kundgab, die lebhafte Phantasie, das architektonische Talent, wozu noch die Gabe des Scherzes und scharfen Witzes kommt. Diese Vielseitigkeit der Beanlagung sagt uns schon, daß wir in dem künftigen Manne weniger dem schöpferischen Geiste begegnen werden, der mit der ausgeprägten Richtung auf ein bestimmtes Gebiet geistiger Thätigkeit hin Epochemachendes leisten wird, als vielmehr dem Gelehrten, der, auf allen Gebieten des Wissens rastlos thätig, vor allem bestrebt sein wird, den überlieferten Stoff des Wissens neu zu gestalten. So sind in der That auch später die heterogenen Gebiete der Theologie und Philosophie, der Naturwissenschaften und Aesthetik die Felder, die er gleichmäßig cultivirt. Auf der münchener Universität sind Schelling, Görres und Franz von Baader die Koryphäen, die auf den jungen Mann einen nachhaltigen Einfluß ausüben. Im Jahre 1837 wird er zum Priester geweiht. Die mitgetheilten Proben aus den Briefen, Predigten und den ersten schriftstellerischen Arbeiten des damals Dreiundzwanzigjährigen zeigen eine frühe Reife des Geistes; nur daß sich auch bei ihm die Bemerkung von Karl Rosenkranz bewahrheitet, daß man den jungen Autor stets daran erkenne, daß er zu viel auf einmal sagen wolle. Nachdem er im October 1841 zum Docenten der Philosophie am Lyceum in Freising ernannt worden war, verschaffte ihm diese Stellung Zeit und Anlaß, die in ihm arbeitende Ideenfülle auszugestalten. Die mitgetheilten Entwürfe seiner Schriften und Vorlesungen über philosophische Propädeutik, Seelen- und Kunstlehre geben ein Zeugniß von seiner rastlosen Thätigkeit. Als Professor in München, wohin er im November 1846 versetzt wurde, schien durch ihn nach Schelling's Abgang eine neue glänzende Epoche für das Studium der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität angebrochen zu sein. Der geräumige Hörsaal vermochte die Menge der Zuhörer kaum zu fassen: Studenten und ältere Gelehrte, Offiziere, Beamte und Künstler waren hier versammelt. Aber diese neue Blüte des philosophischen Studiums sollte nicht lange währen. Viele Lehrer fielen der damals allmächtigen Gräfin Landsfeld zum Opfer und wurden ihrer Stellen enthoben, unter ihnen Döllinger, Lasaulx, Sepp u. a. Auch Deutinger wurde, aus ihm selbst nicht bekanntem Grunde, misliebig und an das Lyceum in Dillingen versetzt. Die Art und Weise, wie er neben dem Glauben auch dem Wissen das Wort redete und auch dem Protestantismus und seinen wissenschaftlichen Leistungen gerecht zu werden suchte, mußte in den damals herrschenden Kreisen der exclusiven Kirchlichkeit Verdacht erregen. Seine Verbannung in Dillingen, wo er 1864 starb, war eine keineswegs unfruchtbare, wie die mitgetheilten Arbeiten zeigen.

Sein Biograph, dem die Pietät gegen den Freund und Lehrer sowie die Bewunderung seiner umfangreichen geistigen Thätigkeit die Feder führen, hat in zwei Drittheilen des vorliegenden, 862 Seiten starken Bandes dieser Monographie das Material massenhaft aufgespeichert und in dem letzten Drittheil das geistige Facit daraus gezogen. Diese Art der Behandlung des Stoffs läßt schon vermuthen, daß es in dem Buche an ermüdenden Wiederholungen nicht fehlen wird. Was jedoch unsere Aufmerksamkeit in besonderm Grade erregt, ist, daß die Herausgabe von Deutinger's Leben und Schriften als ein Beitrag zur Reform der Philosophie und Theologie angekündigt wird. Da haben wir vor allem zu fragen, worin das Reformatorische und Epochemachende seiner philosophischen und theologischen Leistungen zu suchen ist. Um es kurz zu sagen, das eigentliche Verdienst seiner Philosophie besteht darin, daß er an die Stelle jedes philosophischen und religiösen Monismus und Dualismus einen Ternar oder eine Dreiheit von Grundbegriffen setzt, indem er nämlich zu dem Sein und Erkennen als drittes Princip oder als dritte Realität das Wollen hinzufügt. Jeden Monismus, sei es der des Materialismus oder Idealismus, nennt er ein todtgeborenes Kind; was die dualistischen Versuche der neuern Philosophie betrifft, so denkt sie sich Deutinger unter dem Bilde zweier gerader Linien, die entweder einander parallel laufen, wie im Cartesischen Dualismus, oder an Einem Punkte, wie bei Spinoza, sich schneiden, um von da in alle Ewigkeit auseinanderzulaufen, oder sich decken, wie in Schelling's Identitätsphilosophie. Sie alle aber vermögen die Thatsache des

persönlichen Bewußtseins und der Ueberzeugung nicht zu erklären. Erst wenn als drittes Princip alles persönlichen Lebens der Wille eingeführt und — statt wie bei Spinoza zwei — drei in Einer Substanz gesetzt werden, kommt wahre Persönlichkeit und wahre Substantialität zu Stande. In dem vollen Bewußtsein der Freiheit und Persönlichkeit ruht nach ihm auch die Gewißheit der Unsterblichkeit, „und es gibt keinen andern Beweis für die Unsterblichkeit". Mit diesem „dritten Grunde", der als Princip alles Philosophirens festzustellen sei, habe die Philosophie den Schritt über die bisherige Denkweise hinaus in das Gebiet der Freiheit und des christlichen Bewußtseins gethan. Sein Biograph fügt hinzu:

Und allerdings, wenn eine wirkliche, innere, wissenschaftliche Versöhnung von Wissen und Glauben, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Christenthum möglich sein soll, so ist dies, und zwar dies allein, der Weg, auf dem eine Versöhnung zu erreichen ist.

Indem so dem Willen als einem neuen Princip der Philosophie das Wort geredet wird, ist es auffallend, daß dabei mit keinem Worte Schopenhauer's gedacht wird, der doch schon früher, wenn auch in anderer Weise, dieses Princip in die Philosophie eingeführt und die Welt als Wille betrachtet hatte.

Der in Aussicht gestellte zweite Band dieser Monographie soll die Aesthetik Deutinger's behandeln. Wir wollen zum Schluß schon vorweg eine Ansicht aus seiner Poetik wiedergeben, die nämlich, daß die Zukunftspoesie sich nothwendig episch gestalten müsse. Darauf weise, wie er meint, der noch gänzlich ungelöste Gegensatz der altdeutschen und romanischen Epopöen, ferner der bisherige Fortschritt, der alle Formen der neuern Dichtkunst zur Ausbildung brachte bis auf die epische, darauf endlich die letzten Uebergangsformen der neuesten Lyrik hin. Es ist schwer, dem geistigen Leben einer Nation im voraus den Weg bestimmen zu wollen. Ob die lediglich formalen Gründe Deutinger's genügend sind, seine Ansicht zu stützen, darf wol bezweifelt werden.

Der Titel des unter Nr. 2 genannten Buchs: „Die indogermanische Religion" von P. **Asmus**, sagt genau, womit wir es zu thun haben. Religionsgeschichtlich und religionsphilosophisch behandelt es in dem vorliegenden ersten Bande die Naturreligion der Indogermanen, d. h. der Inder, Perser, Griechen und Germanen, während der folgende zweite Band die absolute Gottheit in den einzelnen Religionen und das Verhältniß des indogermanischen Heidenthums zum Christenthum besprechen soll. Ein ebenso reicher als anziehender Stoff, der unter der Hand des Verfassers eine eingehende Behandlung erfährt. Er zeigt, daß bei allen indogermanischen Völkern für den Begriff Gott die Wortwurzel div (divus) existirt; dieses aber bedeutet glänzen. Die Götter der Indogermanen vom Ganges bis zu den Küsten der Nordsee sind Lichtgestalten. Die Sprache, die Asmus redet, ist die der Wissenschaft, doch erhebt sie sich, wo es der Gegenstand verlangt, bis zum Schwunge poetischer Darstellung. So schildert er z. B., wo er von der classischen Brahmaperiode redet, nicht blos den Boden des Landes, auf dem der brahmanische Pantheismus erwuchs, in prächtigen Farben, sondern er sucht uns selbst in die Stimmung zu versetzen, aus der heraus jene Weltanschauung geboren wurde. Bedenklich ist die Neigung des Verfassers, seinen Gegenstand, um ihn interessant zu machen, in eine stete Vergleichung mit modernen Erscheinungen zu bringen. Wer Aehnlichkeiten sucht, findet sie wol, aber auf heterogenen Geistesgebieten verleitet oft der Schein, Verwandtschaft zu suchen, wo keine vorhanden ist. Berechtigt wenigstens und naheliegend war ein Vergleich der indischen Pantheisten von reinem Wasser mit unsern heutigen leichtlebenden Pantheisten, und dieser Vergleich fällt zu Ungunsten der letztern aus. Der Verfasser citirt hierzu jenes Gedicht von Heine, wo ein „Jünglingsmann" am wüsten nächtlichen Meere steht und mit düstern Lippen das Meer um das „qualvoll uralte Räthsel des Lebens" befragt, und dessen alle auftauchenden religiösen Gefühle verspottender Schluß lautet: „Und ein Narr wartet auf Antwort." Auch das Wesen des Pantheismus selbst, das noch keineswegs klar ergründet ist, wird klar zu legen gesucht, indem eine wenig beachtete Seite desselben, die religiöse Liebe, daran hervorgehoben wird. Ein abschließendes Urtheil über das Werk wird erst möglich sein, wenn das Ganze vollendet vorliegt.

Die „Geschichte Jesu" von **Karl Hase** (Nr. 3) ist nicht zu verwechseln mit seinem „Leben Jesu", wol aber ist das erstere Werk aus dem letztern hervorgewachsen. Der Verfasser hatte die Vorlesungen, welche jetzt in ihrer letzten Gestalt gedruckt vorliegen, zum ersten mal im Winter 1823 auf 1824 in Tübingen gehalten und sie später in Leipzig fortgesetzt. Schon damals regte sich in ihm der Wunsch, sie durch den Druck zu veröffentlichen; aber da er meinte, daß das mündliche Wort eine anregende Macht auf die Jugend übte, trug er Bedenken, es durch ein Druckwerk zu ersetzen oder doch zu verkümmern. Als ein Ausgleich zwischen der Neigung und dem Bedenken erschien dann 1829 das obenerwähnte kleine Lehrbuch über das Leben Jesu, welches die mündliche Erklärung weit mehr forderte als ersetzte und seitdem in seinen verschiedenen Auflagen die reiche Entwickelung dieses Zweigs der Theologie mit durchlebt hat. Nachdem der Verfasser die Vorträge jedes dritte Jahr als Einleitung zur Kirchengeschichte gehalten, nimmt er jetzt Abschied von ihnen und läßt sie den Weg gehen, der vor einem halben Jahrhundert ihnen bestimmt war, in der Gestalt, wie sie vorigen Winter durch rasche Finger fleißiger Zuhörer niedergezeichnet worden sind, und mit den Formveränderungen, wie sie der Druck nothwendig machte. Ueber die Bedeutung des Gegenstandes sowie über seine persönliche Stellung zu den Vorlesungen lassen wir den Verfasser im Vorwort selbst reden:

Derzeit ist nicht eben Noth um ein neues Buch über das Leben Jesu, und nach den drängenden Interessen dieser Zeit eine besondere Aufmerksamkeit für dasselbe nicht zu erwarten. Aber in Deutschland wird immer wieder eine Zeit kommen, da sich das einmal aufgeregte Nachdenken diesem hohen Gegenstande geschichtlicher Forschung zuwendet, als ein tiefsinniges Räthsel, zu dessen Lösung jeder einzelne nur ein sehr bescheidenes Theil beitragen kann, und nachdem man die zwar nich rasch hingeworfenen, doch kurz angebundenen Gedanken jene Lehrbuchs (des Verfassers „Leben Jesu") in dem großen nochmaligen Proceß um das Leben des Gekreuzigten so lange ha mitreden lassen, war mir der Wunsch nahe gelegt, doch au ihre Entwickelung und Begründung in voller Oeffentlichkeit z vertreten; vielleicht auch mit diesem Buche meiner Jugend wi

meines Alters — und es kommt mir nicht vor, als wenn beide weit auseinander lägen — noch einige Jahre über mein Scheiden hinaus eine Gemeinde aufstrebender Jugend um meine geistige Kathedra zu versammeln.

Auf den Inhalt des Buchs in speciellen Punkten einzugehen, davon dürfen wir um so mehr absehen, als des Verfassers „Leben Jesu" wenigstens in theologischen Kreisen als bekannt vorausgesetzt werden darf; wir wollen nur kurz erwähnen, daß seine „Geschichte Jesu" die Mitte zu halten sucht zwischen dem Christus der Orthodoxie und dem Jesus von Nazareth der rationalistischen Aufklärung. Die wissenschaftliche Darstellung des Lebens Jesu, bekanntlich die jüngste akademische Wissenschaft, 1819 durch Schleiermacher's Vorlesungen eingeführt, kann sich jetzt nur noch in fortwährender Rücksicht auf Strauß und seine Nachfolger entwickeln, man muß sie anerkennen oder widerlegen; auch in der vorliegenden „Geschichte Jesu" wird auf Strauß in eingehender Weise Rücksicht genommen, überhaupt ist eine werthvolle Beigabe des Buchs die Literatur des Lebens Jesu vom ersten Anfang bis in die neueste Zeit. Einen bestechenden Reiz hat Hase's Darstellung; selbst trockene Materien, z. B. die einleitenden Untersuchungen über die Evangelien, werden unter seiner Hand interessant; wo er in geistreicher Plauderei von seinem Gegenstande abgekommen zu sein scheint, hat er, wie sich später zeigt, dennoch immer von demselben geredet; ein fast unübersehbares Material wird leicht, klar und selbst anmuthig vorgeführt, sodaß man alles in allem sagen darf: hier ist die reiche Weisheit eines thatenreichen Lebens. Wir wollen zum Schluß noch eine Stelle aus dem Buche mittheilen, die als Probe gelten mag für die Art, wie der Verfasser seinen Gegenstand auffaßt und behandelt. Er hatte von dem Christus der Synoptiker im Verhältniß zu dem des vierten Evangeliums geredet und faßt das Gesagte in dem Folgenden so zusammen:

> Wenn Sie die parabolische Form meiner Rede als solche nehmen wollten, könnte man sich die Stellung Jesu zu den beiden Evangelienarten etwa so anschaulich machen: Einst erschien auf Erden ein himmlischer Genius. Nach seinen drei ersten Biographien geht er einher noch ziemlich incognito, im langen Gewande eines Rabbinen, eine kräftige, volksthümliche Gestalt, in der Sprache etwas jüdelnd, nur zuweilen seinen Biographen selbst unmerkbar wie lächelnd über diesen Aufzug hindeutend nach seiner Heimat. In der Beschreibung, die sein Lieblingsjünger hinterließ, hat er den Rabbinentalar abgeworfen, der Genius steht vor uns, aber verbittert im ärgerlichen Streite mit denen, die Aergerniß nehmen an seiner genialen Blöße, und dann freilich schöner in der schmerzlichen Bewegung des Abschieds von denen, die er auf seiner Wanderschaft durch die Erde liebgewonnen hat, ohne daß sie doch seine ausländische, überirdische Sprache recht verstehen.

Eine kirchengeschichtliche Untersuchung von specifisch theologischem Charakter sind die „Kritischen Untersuchungen über die Licinianische Christenverfolgung" von **Franz Görres** (Nr. 4). Dem Kaiser Licinius, dem Mitregenten Konstantin's des Großen, wird nach den vorhandenen Märtyreracten eine stattliche Menge von Märtyrern vindicirt; der Verfasser versucht eine Ehrenrettung des vielfach verkannten, von Konstantin besiegten und auf des letztern Befehl schändlich ermordeten Kaisers und liefert durch eingehende, auf gründlichen Quellenstudien beruhende Untersuchungen den Nachweis, daß die meisten angeblichen Opfer der Verfolgungswuth jenes Kaisers in die blutigen Zeiten Diocletian's zurückzuversetzen oder als fingirte Heilige, als mythische Persönlichkeiten, als Producte der Legende oder bewußter Erfindung anzusehen seien, wie er weiter die Licinianische Christenverfolgung als eine unblutige nachweist, die sich im wesentlichen auf eine Palastvertreibung der christlichen Beamten reducire.

Die „Evangelisch-lutherische Dogmatik des 17. Jahrhunderts" von **Schulze** (Nr. 5) versetzt uns in das goldene Zeitalter der lutherischen Orthodoxie. Wir kennen den ersten Band des vorliegenden Werks nicht und wissen nicht, welche Intentionen der Verfasser bei Abfassung desselben gehabt, doch gestattet uns seine Darstellung einen Einblick, mit was für Dingen sich die evangelisch-lutherischen Dogmatiker des 17. Jahrhunderts beschäftigt haben. Es wird z. B. die Frage aufgeworfen, ob auch die Frauen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen seien. Von den Männern wird dies ohne Frage angenommen, aber der Verfasser zeigt mit schriftgemäßen Gründen, daß dieses Prädicat auch den Frauen zuertheilt werden dürfe. Welche Mühe gibt er sich, alle Einwendungen zu beantworten, die gegen die rechte Lehre erhoben werden! Die Socinianer hatten in Betreff der den ersten Menschen anerschaffenen Weisheit das Bedenken geäußert, ob das wol eine Weisheit genannt werden könne, die nicht einmal die eigene Nacktheit bemerkt. Gewichtiger noch scheint ihm der Einwand zu sein, ob diese weisen Menschen nicht erkennen mußten, daß Gottes Wort die Wahrheit sei und die Schlange lüge. Freilich, meint er, zeigten sie sich in dieser Hinsicht sehr unweise, aber diese Unwissenheit sei ihnen nicht anerschaffen gewesen, sondern eine Folge ihrer Nachlässigkeit, da sie eben unterließen, die Worte des Teufels eingehend zu prüfen. O Unschuld der Kinder, von der eine eingehende Prüfung verlangt wird!

Das Verdienst des Buchs: „Die Ansichten der Alten über Leben, Tod und Unsterblichkeit" von **Augustinus Arndt** (Nr. 6), besteht darin, die Ansichten der Alten nach der Reihenfolge griechischer und römischer Philosophen und Dichter kurz und faßlich zusammengestellt zu haben. Als Resultat der Zusammenstellung ergibt sich, daß die Alten, soweit sie sich über den hergebrachten Volksglauben erheben, die Unsterblichkeit der Seele in dem Sinne einer individuellen Fortdauer nicht gedacht, geglaubt oder zu beweisen gesucht haben, sondern daß die von ihnen gemeinte Unsterblichkeit zu verstehen sei als die Rückkehr der Seele in die Weltseele mit Aufgebung der Individualität. Selbst Aristoteles, der den Schein erweckt, als lehre er eine persönliche Fortdauer, kommt, genauer betrachtet, nicht über die erwähnte Ansicht des Alterthums hinaus. Das griechische und römische Alterthum hat es zu einem festen Glauben und einer innern Gewißheit der persönlichen Unsterblichkeit nicht gebracht; als es in dem Niedergang antiken Denkens und Lebens in die Klage ausbrach, das Beste sei, nicht geboren zu sein, das Nächstbessere aber, bald zu sterben, gab erst das Christenthum in seiner unendlichen Werthschätzung jeder einzelnen Seele seinen Bekennern die innerste Gewißheit ewigen Lebens, und die Aeußerungen christlicher Märtyrer bilden zu den Aussprüchen griechischer Philosophen auch in dieser Beziehung einen schneidenden Contrast. Was die Abfassung

des Buchs betrifft, so verräth sie augenscheinlich eine flüchtige Hand. Als ein Zeichen der Flüchtigkeit haben wir es jedenfalls anzusehen, wenn z. B. die Worte:

> Nur Arbeit ist der Sterblichen Los,
> Nie rastet man aus von der Arbeit —

erst dem Euripides, und gleich darauf in demselben Wortlaut dem Aeschylus zugeschrieben werden; auch macht es einen eigenthümlichen Eindruck, die Verse griechischer und römischer Dichter bald in deutschen Reimen, bald reimlos übersetzt zu sehen.

Der süddeutsche Theologe, der von den „Bruchstücken aus seinem Leben" hier eine „neue Folge" erscheinen läßt (Nr. 7), war schon nach dem Erscheinen des ersten Theils seiner Selbstbiographie bald erkannt und mit Namen genannt worden, sodaß er jetzt, seine Anonymität ablegend, zwar nicht auf dem Titelblatte, aber unter dem Vorworte dieses neuen Bändchens sich selbst mit Namen nennt; es ist der als theologischer Schriftsteller und Prediger bekannte Präsident des protestantischen Oberconsistoriums zu München, A. von Harleß. Zu der Veröffentlichung der Begegnisse seines Lebens bestimmten ihn außer dem Wunsche seines Verlegers auch einige innere Gründe, als deren einen er in scherzhafter Weise den nennt, daß sich bereits auch der Geschichte seines Lebens die Mythenbildung bemächtigt habe. Um dieser unberufenen „schöpferischen Productionskraft" in Bezug auf weitere Bruchstücke seines Lebens entgegenzutreten, habe er geglaubt, mit seinen Selbstaussagen nicht zurückhalten zu sollen. Auch habe er gedacht, daß seine Erinnerungen wenigstens theilweise zeitgeschichtliches Interesse auch für einen weitern Leserkreis hätten. Wir finden in dem vorliegenden Bändchen zuerst des süddeutschen Theologen Lern- und Lehrjahre (von 1828—45), die mit seiner Habilitation als Docent der Philosophie beginnen und mit seiner Berufung nach Sachsen schließen. Als Professor der Theologie in Erlangen wurde er im Laufe der Zeit in den Regierungskreisen misliebig, nicht blos wegen eines von ihm herausgegebenen „Jesuitenspiegels", sondern namentlich in seiner Stellung als Abgeordneter des bairischen Landtags, die ihn in die öffentlichen Kämpfe und Streitigkeiten wegen der von König Ludwig I. erlassenen sogenannten Kniebeugungsordre verflocht. Im Jahre 1845 nach Leipzig als Professor der Theologie berufen, fand er bei seiner Ankunft in der Pleißenburg noch die Kanonen aufgefahren, welche man zur Bewältigung des gegen den Prinzen Johann gerichteten Aufstandes herbeiziehen zu müssen geglaubt hatte. Die bewegteste Zeit seines Lebens fällt in die Jahre 1848 und 1849, wo er bei dem auch in Leipzig ausgebrochenen Aufstande eine hervorragende Rolle spielte. Den Schluß des Werks bilden noch zwei Jahre des Aufenthalts in Dresden, wohin er als Oberhofprediger und Vicepräsident des Landesconsistoriums berufen worden war. Es werden in dem Buche eine Menge von berühmten Namen genannt, mit denen der Verfasser in Berührung getreten (Karl von Raumer, Steffens, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Moscheles, Spohr, Nägelsbach u. a.), doch ist diese Berührung eine zu flüchtige und vorübergehende, als daß sie ein tiefergehendes Interesse erwecken könnte. Erwähnenswerth ist noch, daß bei Gelegenheit der Disputation seiner Habilitationsschrift, welche die Lehre von dem Bösen und dessen Ursprung (de malo ejusque origine) behandelte, sein Opponent kein anderer als Ludwig Feuerbach war, der ihn bei dieser Gelegenheit mit den Worten anredete: tu ipse diabolus es (du selbst bist der Teufel). Auch erfahren wir aus dem Buche, daß der Verfasser, der sich namentlich durch seine „Christliche Ethik" einen Namen in der theologischen Literatur begründet, auch als Liedercomponist aufgetreten ist.

Johann Georg Dreydorff, der schon früher den berühmten Verfasser der Provinzialbriefe zum Gegenstand einer literarischen Darstellung gemacht („Pascal, sein Leben und seine Kämpfe", Leipzig 1870), unterzieht in der zuletztgenannten der vorstehenden Schriften: „Pascal's Gedanken über die Religion" (Nr. 8) das nachgelassene Werk des französischen Mathematikers und Theologen, das unter dem Titel „Pensées de Pascal" sich einen weitverbreiteten Ruf erworben, einer kritischen Untersuchung. Bei Pascal's Tod erinnerten sich seine Freunde und Angehörigen, daß sich derselbe seit langer Zeit mit der Absicht getragen, den christlichen Glauben gegen die Atheisten zu vertheidigen, und wenige Jahre vor seinem Tode im engern Kreise seiner Bekannten bereits den Plan dieses apologetischen Werks entwickelt hatte. Aber die hinterlassenen „Gedanken Pascal's" enthalten ein so widersprechendes Material, daß es unmöglich schien, aus ihm einen einheitlichen Plan zu construiren. Eine ganze Pascal-Literatur erschöpfte sich in Versuchen, die einzelnen Aussprüche und Notizen der „Gedanken" in Uebereinstimmung zu bringen. Der Verfasser führt sie uns einzeln vor, in dem Tone einer übermüthigen Kritik, ein wenig „vom hoh'n Olymp herab" ihre Schwächen und Fehlgriffe aufzeigend. Eine wie misliche Arbeit das war, das beweist ein Ausspruch Chateaubriand's im „Génie du christianisme", der die „Pensées" Pascal's selbst mit den Noten von Voltaire und Condorcet „den stolzen Ruinen von Palmyra verglichen hatte, zu deren Füßen der Araber der Wüste seine erbärmliche Hütte angebaut hat". Erst Cousin, der nunmehr verstorbene Nestor der französischen Philosophen, brachte Licht in die Sache, indem er in seinem für die Pascal-Literatur epochemachenden „Rapport à l'Académie" vom Jahre 1842 zeigte, daß man die ursprünglichen „Pensées de Pascal", so wie sie dieser mit zitternder Hand auf einzelne Papierstücke geworfen, nicht in irgendeiner von allen Ausgaben, sondern nur in den seit ihrer Deponirung unberührt gebliebenen Manuscripten der königlichen Bibliothek besitze. Jetzt galt es, die Pascal'schen Gedanken in genauester Uebereinstimmung mit seiner autographischen Handschrift zu veröffentlichen, eine Aufgabe, der sich Faugère unterzog. Welche Würdigung seine Arbeit fand, das spricht sich darin aus, daß unter Zustimmung der berühmtesten Kritiker seitdem nach keiner andern Ausgabe mehr citirt wird. Der Verfasser bringt sodann den vorhin erwähnten, angeblich von Pascal selbst entwickelten Plan und sucht mit vielem Scharfsinn und mit Berücksichtigung des ganzen Pascal das vorhandene Material in ihn einzugliedern. Die Art und Weise, wie Pascal bei seinem skeptischen Standpunkte von der Verzweiflung an allem Wissen dennoch schließlich zum Glauben kommt, ist lesenswerth genug. Das besondere Verdienst Pascal's

findet der Verfasser darin, daß jener trotz seiner dogmatischen Befangenheit die religiöse Frage zuerst als eine wesentlich anthropologische behandelt, d. h. sie aus dem Wesen des menschlichen Geistes zu erklären sich bemüht, und damit den Weg betreten habe, auf welchem allein mit Aussicht auf Erfolg weiter zu arbeiten sei.

Oesterreich und Preußen 1748—1763.

Leopold von Ranke's Sämmtliche Werke. Dreißigster Band: Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1875. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Mit geradezu staunenswerther Frische und Arbeitskraft fährt der greise Altmeister der deutschen Geschichtschreibung fort zu forschen und zu schaffen; kein Jahr vergeht, ohne daß er uns eine neue Frucht seiner unermüdlichen, jugendkräftigen Thätigkeit darbietet. Es scheint, als ob die Durchsicht seiner ältern Arbeiten, welche in der stattlichen Reihe von Bänden seiner „Sämmtlichen Werke" vereinigt ein unvergängliches Denkmal dieses beispiellos fruchtbaren Forscherlebens zu werden bestimmt sind, Leopold von Ranke mit gesteigerter Schaffenslust, noch höherer Arbeitsfreudigkeit erfüllte, während der Standpunkt, auf dem er als Gelehrter sowol wie als Mensch steht, ihm jetzt eine noch viel weitere Umschau ermöglicht, einen umfassendern und dabei tiefer in das Wesen der geschichtlichen Werdeprocesse eindringenden Blick eröffnet. So hat denn fast jeder neu erschienene Band der „Sämmtlichen Werke" mitten zwischen ältern Arbeiten auch eine oder mehrere neue, zum Theil sehr umfängliche, gebracht, und gerade diese Spätlinge — wenn man sie so nennen darf — haben die ganze Eigenart, die Kraft und die originelle Schönheit Ranke'scher Geschichtschreibung besonders ausdrucksvoll und glänzend zur Geltung gebracht.

Das gilt vornehmlich auch von dem Inhalte des dreißigsten Bandes der „Sämmtlichen Werke", welcher drei größere Arbeiten unter dem Gesammttitel „Zur Geschichte Oesterreichs und Preußens zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg" vereinigt darbietet, zwei Abhandlungen ältern Ursprungs, eine neu entstandene.

Den Reigen eröffnet die aus den Papieren des Großkanzlers Fürst geschöpfte Abhandlung „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755", welche zuerst in dem zweiten Bande der einst von Ranke herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift" veröffentlicht worden war. Dieselbe bietet Auszüge aus den Briefen, Acten- und Notizensammlungen, welche der schlesische Edelmann Karl Joseph Maximilian Freiherr von Fürst und Kupferberg in Wien schrieb und ansammelte in der Zeit, wo er — seit 1752 — als Bevollmächtigter Friedrich's II. zur Regulirung des schlesischen Schulden- und Commerzienwesens an dem kaiserlichen Hofe verweilte. Seine Aufzeichnungen geben uns ein außerordentlich anschauliches Bild der für die Entwickelung der habsburgischen Monarchie so ganz besonders wichtigen und geradezu entscheidenden Zeit, in welcher Maria Theresia eine durchgreifende Reform der eben mit genauer Noth vor dem gänzlichen Zerfall bewahrten Monarchie begann und so Oesterreich von den breiten und laxen Formen, in denen die Provinzen beinahe für sich bestanden und keine nachdrückliche Regierung möglich war, zur Einheit der Verwaltung, zum Bewußtsein seiner Kräfte und damit denn auch zu der Fähigkeit einer freien Bewegung erhob. Daß Ranke die interessanten Denkwürdigkeiten Fürst's, die er zuerst 1836 bekannt gemacht, hier wiederholt hat, ist sehr dankenswerth: denn auch neben den in den dazwischenliegenden vierzig Jahren veröffentlichten reichen Materialien zur innern Geschichte Oesterreichs unter Maria Theresia behaupten dieselben ihren eigenthümlichen Werth, um so mehr, als alle sonstigen Publicationen die Richtigkeit der Bemerkungen Fürst's und das Zutreffende seiner Beobachtungen vollkommen bestätigt haben.

Den zweiten Platz in dem vorliegenden Bande nimmt die bekannte Abhandlung „Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs" ein, welche zuerst 1871 als ein selbständiges Werk erschienen ist. Ranke selbst hat bei der ersten Veröffentlichung derselben in dem hier unverändert wiederholten Vorwort darauf hingewiesen, daß die Vollendung und Herausgabe dieser Schrift mit den Zeitereignissen (1870—71) innig zusammenhänge, und dieselbe damals — etwas bei der strengen Ranke'schen Objectivität höchst Bemerkenswerthes — geradezu als einen „Tribut" bezeichnet, den er den großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres darzubringen sich gedrungen gefühlt habe. Die Abhandlung, welche schon bei ihrem ersten Erscheinen mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurde, ist hier unverändert wiederholt, und auch die ihr beigegebenen Analekten haben wieder Aufnahme gefunden.

An dritter Stelle endlich finden wir eine neue Arbeit Ranke's, welche durch ihre fesselnde Eigenart auf uns einen ganz besondern Reiz ausgeübt hat und, wie wir glauben, auf alle Leser ähnlich ansprechend wirken wird. Ranke hat dieselbe in sehr bezeichnender Weise „Ansicht des Siebenjährigen Kriegs" genannt. Dieser Titel will zunächst jedenfalls besagen, daß man es nicht mit einer gleichmäßig in allen Theilen ausgeführten, sozusagen systematischen Darstellung des großen Kampfes zu thun hat, in dem Friedrich II. Preußens Beruf und Recht zu einer europäischen Machtstellung in blutigem Ringen gegen halb Europa siegreich erwies, sondern daß es die Absicht des Geschichtschreibers gewesen ist, die reiche Fülle schwer übersehbarer und nicht immer leicht nach Ursache und Wirkung zu ordnender Ereignisse in ihrer Totalität, als eine Einheit in einem, nur das Wesentliche gebenden Bilde zusammenzufassen. So sagt Ranke, nach einem kurzen Blick auf die ältesten Bearbeitungen der Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, selbst:

> Ich bekenne vielmehr, daß gerade der überwiegend militärische Charakter des Ereignisses mich bisher abgehalten hat, demselben eine besondere Arbeit zu widmen. Aber ganz unterlassen durfte ich das doch nicht. Ich mußte den Gang der

großen Begebenheit zu begreifen suchen, die für die Geschichte des preußischen Staats entscheidend geworden ist und die Vergangenheit desselben mit seiner Zukunft verknüpfte. Nachdem ich den Ursprung des Kriegs und die Intentionen der europäischen Mächte, die ihn hervorriefen, zu erforschen versucht hatte, lag es mir ob, die politischen Umstände, die in dem Laufe der Kriegsjahre keineswegs allezeit dieselben blieben, und den Einfluß, den sie ausgeübt haben, wenn auch nur in den allgemeinsten Grundzügen vorzuführen. Davon war auch die Kriegführung wieder abhängig; die Bataillen selbst sind gleichsam unter verschiedenen politischen Horizonten geschlagen worden. Und bei dieser Betrachtung gewinnt auch die große Gestalt des Königs, der den Kampf für seinen Staat bestand, an Faßlichkeit sowol wie an intensiver moralischer Bedeutung.

Wenn Ranke dann bescheiden hinzufügt, man möge neben den umfassenden Arbeiten anderer der kleinen Abhandlung, die nur ein Versuch ist, auch einen Platz gönnen, so möchten wir vielmehr den Wunsch aussprechen, daß diese neueste Ranke'sche Arbeit, welche wir trotz einzelner Ungleichmäßigkeiten als ein Muster populärer Geschichtschreibung im besten Sinne des Worts zu bezeichnen nicht anstehen, durch eine besondere Einzelausgabe den weitesten Kreisen zugänglich gemacht, ein Gemeingut des Volks werde, um in demselben politische Einsicht, sittlichen Ernst und wahre Vaterlandsliebe zu nähren und zu stärken. Ranke's „Ansicht des Siebenjährigen Kriegs" ist durchaus berufen, in unserer volksthümlichen historischen Literatur den Platz einzunehmen, den in frühern Zeiten das bekannte Archenholz'sche Buch eingenommen hat.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Abermals hat der Expremier W. E. Gladstone eine homerische Studie veröffentlicht, welche den Titel führt: „Homeric Synchronism: an Enquiry into the Time and Place of Homer", worin er seine vor 20 Jahren begonnene Untersuchung der Frage nach der Vaterschaft der Ilias und Odyssee fortsetzt. Er verhält sich noch immer conservativ in der Frage und läßt sowol den Homer als den Dichter gelten, wie er auch die Einheit der unter dessen Namen cursirenden Dichtungen annimmt. Das Urtheil des „Athenaeum" über diese neue Abhandlung des fleißigen, aber, wie es scheint, eigensinnigen Forschers geht jedoch dahin, daß seine Vertheidigung Homer's eine unnatürliche Auslegung der Gedichte, eine seltsame Ansicht von Geschichte und die Annahme Lauth und seiner Methode gegenüber der Lachmann, Grote, Max Müller und Curtius und deren Methoden in sich schließe.

— Ein ähnliches Werk, wie die Trevellyan'sche Biographie Macaulay's, ist die kürzlich von Mr. Hillard, Mrs. Ticknor und deren Tochter bearbeitete und in Amerika veröffentlichte Biographie des berühmten Literarhistorikers George Ticknor, unter dem Titel: „Life, Letters, and Journals of George Ticknor", in zwei Bänden. Das Werk ist für Deutschland von um so größerm Interesse, als der unsterbliche Verfasser der „Geschichte der spanischen Literatur" und der Biograph des Historikers Prescott in Göttingen seine Studien gemacht, mit Goethe in Berührung gekommen ist und mit dem verstorbenen König von Sachsen, dem gelehrten Dante-Uebersetzer, den er als Prinzen in Dresden kennen gelernt hatte, bis zu dessen Tode freundschaftliche Beziehungen unterhalten hat. Aber auch sonst bietet das Werk des Interessanten in Fülle und läßt uns abermals, wie in Macaulay, auch in Ticknor einen Mann erblicken, von dessen Leben man sagen kann, es sei auf Rosen gebettet gewesen.

— Es dürfte den zahlreichen Verehrern der fruchtbaren Sensationsnovellistin und dramatischen Dichterin Miß Braddon vielleicht nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß die Dame jetzt — seit wie lange wissen wir nicht — Mrs. Maxwell heißt. Als solche nämlich war ihr Name kürzlich unter den bei Hofe erschienenen Damen in der „Times" genannt. Hinzufügen wollen wir, daß sie 1837 in London geboren, die Tochter eines dortigen Advocaten ist und schon in ihrer Jugend Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften war. Auch Gedichte, wie unter anderm „Garibaldi and other Poems", sowie politische Pasquille hat sie veröffentlicht. Berühmtheit erlangte sie jedoch bekanntlich erst durch ihren Sensationsroman „Lady Audley's Secret".

— Emile Augier hat nun auch sein bereits seit längerer Zeit auf der Bühne Aufsehen erregendes Stück „Madame Caverlet. Pièce en quatre actes, en prose" als Buch erscheinen lassen. Es ist bekanntlich ein ausgesprochenes Tendenzstück und behandelt die Ehescheidungsfrage mit gewohnter Meisterschaft.

— Wiederum ist die in den letztern Jahren so rasch anwachsende Marie Stuart-Literatur um ein Werk vermehrt worden. Es ist „Marie Stuart, son procès et son exécution, par M. R. Chantelanze" und enthält den Abdruck eines Tagebuchs, welches Bourgoing, der Arzt der unglücklichen Königin, der alle Einzelheiten ihres Verhörs genau beobachtet hat, geführt haben soll. Wenn wirklich echt, was Sachverständige in Frankreich bestätigen sollen, so hätten wir hier einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der schottischen Königin, die in einem Briefe an den Papst Sixtus V. selbst ihre Absicht angekündigt hat, diese Erzählung zu veröffentlichen.

— Von Alfred Bougeault's „Histoire des littératures étrangères" ist der zweite Theil erschienen. Er behandelt die englische, niederländische und slawische Literatur und zwar vom Taine'schen Gesichtspunkt.

— Ein sorgfältig und geschmackvoll ausgearbeitetes Werk ist „Études littéraires sur les chefs-d'œuvre des classiques français par Gustave Merlet". Besonders gelungen ist die Behandlung der Pascal'schen „Pensées", über die wir auch ein deutsches, in vorliegender Nr. d. B. besprochenes Werk von Dreydorff besitzen. Außerdem werden Voltaire, Bossuet und Racine darin besprochen.

— Der durch sein „L'océan des anciens" vortheilhaft bekannte Archäolog C. A. Moreau de Jonnés hat soeben ein neues geistreiches Werk: „Les temps mythologiques, essai de restitution historique", veröffentlicht, worin er nachzuweisen sucht, daß die Kosmogonien, Theogonien und mythologischen Fabeln der verschiedenen Völker des Alterthums sämmtlich von Einer ursprünglichen Idee herstammen, welche sich je nach dem besondern Genius dieser oder jener Rasse entwickelt oder verändert hat. Von dieser, allerdings nicht ihm allein eigenen Ansicht ausgehend, prüft er dann die Geschichte der Aegypter, Phönizier, Juden, Griechen und Perser.

— Unter dem Titel „L'ennemi héréditaire" hat Victor de Saint-Genis eine von bitterstem Hasse dictirte Schrift veröffentlicht, in welcher er Bismarck als den „Erbfeind" Frankreichs bezeichnet und eine neue Berichtigung der Karte von Europa in Vorschlag bringt.

— Als amusant erwähnen wir ein Versehen, welches der „Saturday Review" in Bezug auf E. v. Hartmann's „Selbstzersetzung des Christenthums" passirt ist. Augenscheinlich vergessend, daß sie selbst das Werk früher unter ihrer monatlichen Uebersicht der deutschen Literatur besprochen, hat sie sich von der neu erschienenen französischen Uebersetzung zu dem Irrthume verleiten lassen, es für eine französische Publication zu halten, und bespricht es als solche von neuem unter ihrer Rückschau auf die jüngste französische Literatur, der wir auch die obigen Notizen verdanken.

— Die eben genannte Zeitschrift widmet der von Lady Wallace besorgten englischen Uebersetzung der „Geyer-Wally"

von W. von Hillern eine längere, sehr anerkennende Besprechung, welche mit folgenden Worten schließt: „Dieser «deutsche Bauernroman» ist eine herrliche Erzählung, gut geschrieben und gut übersetzt. Sie ist durchweg naturwüchsig und voll von dem Geiste der Berge und jener entlegenen Thäler, wohin wir im Sommer wandern, in deren wirkliches Leben aber so wenige von uns einzudringen vermögen. Wenn die Geschichte nicht ganz den ersten Rang erreicht, wenn sie auch nicht Werken wie «La petite Fadette» und «Silas Marner» zur Seite gestellt werden kann, so muß man ihr doch unter den Dorfgeschichten eine hohe Stelle anweisen. Frau von Hillern hat zwar nicht die Feinheit oder den höchsten Stil der größten Romandichter; sie hat aber einen echten Charakter herausgegriffen und ihn uns frisch aus dem Gebirge gebracht, einfach, leidenschaftlich, heftig, kindisch in seiner Bauernhaftigkeit und doch verzweifelt in seiner Innerlichkeit, und hat ihn mit Erfolg dargestellt."

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 9. Mai, dem Todestage Schiller's, wurde die Schiller-Statue in Marbach enthüllt. In der kleinen Neckarstadt herrschte vom frühen Morgen an ein lebhaftes Treiben. Unter voller Musik, wenn auch an einem Maitag, welcher dem „grünangestrichenen Winter" Heine's Ehre machte, setzte sich der Festzug in Bewegung, voran die Lehrer und Schüler der Stadt, dann Festjungfrauen, Ehrengäste, Liederkränze und Turnvereine. Zuerst hielt der Zug vor dem kleinen Schiller-Hause, vor welchem das Lied gesungen wurde:

> Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
> Gelauschet hat an anderer Welten Thor —

Hierauf bewegte er sich durch das alte Stadtthor, durch eine schöne Ehrenpforte nach dem Schiller-Hain, wo zuerst die von J. G. Fischer gedichtete schwunghafte Festcantate gesungen und dann das Standbild, das Pelargus gegossen, enthüllt wurde. Die Festrede hielt J. G. Fischer; sie athmete die gedrungene Kraft, welche der Beredsamkeit dieses Dichters eigen ist; dann sangen einige Vereine Schiller's „Künstlerchor" von Mendelssohn, die Führerin der Festjungfrauen declamirte ein Gedicht von Ottilie Wildermuth. Alle Vereine zusammen sangen dann das prächtige „Reiterlied". Es folgte ein Festmahl, reich an Toasten und sinnigen Reden, mit vielerlei Festgrüßen von auswärts, namentlich aus Oesterreich; später gestaltete sich das Fest zu einem allgemeinen Volksfest. Das Städtchen Marbach hat, wie Dr. Freso, der Vorstand des Schiller-Vereins, mittheilte, um sein Schiller-Denkmal nicht nur sieben Jahre, wie Erzvater Jakob um seine Rahel, sondern beinahe zehnmal sieben Jahre gerungen, seit 1812, wo Gürtlermeister Franke ein Schiller-Denkmal errichten wollte, zunächst eine Büste am Geburtshaus. Stuttgart erhielt in den dreißiger Jahren ein Schiller-Denkmal; inzwischen wurde in Marbach die Schiller-Höhe geschaffen. Erst im Jahre 1859 wurde der Grundstein des Denkmals gelegt und nach dem deutschen Kriege durch den deutschen Kaiser das Erz der eroberten Kanonen für das Denkmal eines nationalen Sängers gespendet. Die Denkmalmanie der Gegenwart ist oft gegeißelt worden; es gibt in der That bei uns zu viel eherne Unsterblichkeiten. Immerhin ist der Cultus der nationalen Größen für ein Volk ehrenvoll und solche Stätten wie das Prato della valle in Padua mancher deutschen Stadt zu wünschen; gerade bescheidene Erinnerungsmäler für tüchtige Männer sind wohl angebracht. Wo aber ein Dichter und Künstler von Gottes Gnaden gewandelt ist, welcher der ganzen Nation zum dauernden Ruhm gereicht, für solche Stätten wird jedes Gedenkzeichen willkommen sein, und der „Schiller-Stätten" kann es in Deutschland nicht zu viele geben.

— Dem Philosophen Herbart ist am 4. Mai, seinem hundertjährigen Geburtstage, in Oldenburg ein Denkmal errichtet worden. Ein zahlreicher Kreis von Schülern und Verehrern war zur Feier dieses Tags versammelt; auch der frühere Reichstagspräsident Simson, der in Königsberg Herbart's Schüler war und sich stets als Anhänger seiner Philosophie bekannte, war zugegen.

— Einer der czechischen Hauptschriftsteller und Volksführer, der hervorragendste Geschichtschreiber Böhmens, Franz Palacky, ist am 26. Mai gestorben. Geboren 1798 in Hohendorf in Mähren, studirte er in Preßburg und ließ sich in Prag nieder, wo er sich dem Studium der böhmischen Geschichte und der slawischen Sprache widmete. Im Jahre 1829 wurde er von den Ständen zum Landeshistoriographen ernannt. 1836 erschien der erste Band seiner „Geschichte Böhmens" in deutscher Sprache; die czechische Uebersetzung wurde erst 13 Jahre später veröffentlicht. Im Jahre 1848 präsidirte er dem Slawencongreß in Prag, wurde auch in den Reichstag gewählt und Mitglied des Herrenhauses; doch erschien er in Wien nicht allzu oft, denn er gehörte stets der czechischen Protestpartei an. Sein Programm war die Theilung Oesterreichs in sieben nationale Landesgruppen, ein Programm, das er 1849 veröffentlicht hat. Außer der „Geschichte Böhmens" hat er verschiedene historische und politische Schriften herausgegeben. Russenfreundlicher Panslawist, entschiedener Gegner des Deutschthums, hat er sich als Historiker nicht immer die Unbefangenheit und Selbständigkeit des Urtheils zu wahren vermocht.

Berichtigung.

Zu der Kritik über „Isidore von Loma" von Jean Bernard (Nr. 22 d. Bl.) erwähnen wir nachträglich, daß die dort als „prätentiös" bezeichnete Vorrede nicht von Bernard, sondern von dem Herausgeber verfaßt ist. Auch theilt uns die Verlagshandlung (J. B. Muschi in Kaiserslautern) mit, daß das Epos den Beifall eines zahlreichen Publikums gefunden hat, indem bereits die dritte Auflage erschien.

Bibliographie.

Alpländer, H., Dichtungen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 M.

Du Mont, E., Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Fichte, I. H., Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation. Sendschreiben an Herrn Professor Dr. E. Zeller mit Bezug auf dessen „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz". Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

Gaertner, Die ersten 15 Jahre des 3. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 66. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Grimmelshausen, C. v., Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Ein Lebensbild aus dem dreißigjährigen Kriege. Frei bearbeitet von E. H. Meyer. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 1 M.

Grünhut, H., Die Religion des kommenden Jahrhunderts. Budapest, Aigner. 8. 1 M. 20 Pf.

Harms, F., Ueber die Lehre von Friedrich Heinrich Jacobi. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 60 Pf.

Hildenhagen, R., Heinrich IV. von 1090—1092. Inaugural-Dissertation. Potsdam. Gr. 8. 60 Pf.

Hopfen, H., Verfehlte Liebe. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Kerber, K., Die Orientirung auf der Erdoberfläche. Neuwied, Heuser. Gr. 4. 1 M.

Kirchmann, J. H. v., Die Reform der evangelischen Kirche in Lehre und Verfassung mit Bezug auf die preussische Synodalordnung vom 20. Januar 1876. Ein Vortrag. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M.

Lelièvre, M., Der Apostel der Kannibalen. Leben von John Hunt, Missionar auf den Fidschi-Inseln. Aus dem Französischen übersetzt. Bremen, Valett u. Comp. 8. 4 M.

Lüngen, W., War Hartmann von Aue ein Franke oder ein Schwabe? Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. Gr. 8. 60 Pf.

Montépin, X. de, Die Trauerspiele von Paris. Aus dem Französischen übersetzt von A. v. Wouvermans. Autorisirte Ausgabe. 7 Bde. Wien, Steyrermühl. 8. 8 M. 50 Pf.

Katholische Novellenbibliothek. 1ster u. 2ter Jahrgang. 1875 u. 1876. à 12 Hefte. Würzburg, Woerl. Gr. 8. à Jahrg. 4 M.

Oelsner, T., Gedichte. Breslau, Gosohorsky. Gr. 16. 4 M.

Pedraglia, B., Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg, der Wohlthäter des Frankenlandes. Ein Gedenkblatt zur Feier des 300jährigen Jubiläums des Juliusspitales zu Würzburg. Würzburg, Woerl. 8. 30 Pf.

Raabe, W., Horacker. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Rig-Veda. Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von H. Grassmann. In 2 Theilen. 1ster Thl. Die Familien-Bücher des Rig-Veda. (2tes bis 8tes Buch.) 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vergnügen und Schmerz.

Zur Lehre von den Gefühlen.

Von

Léon Dumont.

8. Geh. 5 Mark. Geb. 6 Mark.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek XXII. Band.)

Das vorliegende Werk des rühmlichst bekannten französischen Verfassers beginnt mit der metaphysischen Untersuchung des Gefühlsvermögens überhaupt und betrachtet dann vom Standpunkt der Psychologie die verschiedenen Gattungen von Lust und Schmerz, wie sie im Bewusstsein des Menschen und der Thiere zur Erscheinung kommen, sodass es sich im ganzen zu einer geistvollen populären Aesthetik gestaltet.

Bd. 1—21 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ enthalten:

1. **J. Tyndall.** Das Wasser in seinen Formen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. **Oscar Schmidt.** Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. **A. Bain.** Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. **W. Bagehot.** Der Ursprung der Nationen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. **H. Vogel.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
6. 7. **E. Smith.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
8. **E. Lommel.** Das Wesen des Lichts. Darstellung der physikalischen Optik. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. **Balfour Stewart.** Die Erhaltung der Energie. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. **J. Bell Pettigrew.** Die Ortsbewegung der Thiere. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. **H. Maudsley.** Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. **J. Bernstein.** Die fünf Sinne des Menschen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. **J. W. Draper.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
14. 15. **H. Spencer.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
16. **Josiah P. Cooke.** Die Chemie der Gegenwart. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. **K. Fuchs.** Vulkane und Erdbeben. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. **P. J. van Beneden.** Die Schmarotzer des Thierreichs. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
19. **K. F. Peters.** Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
20. **William Dwight Whitney.** Leben und Wachsthum der Sprache. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
21. **W. Stanley Jevons.** Geld und Geldverkehr. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ausgewählte kriegswissenschaftliche Schriften Friedrichs des Grossen.

Deutsch

mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang

von

Heinrich Merkens.

24 Bogen. Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 4 M. 50 Pf.

Zum ersten male werden die **militärischen** Schriften, **die Hauptwerke des grossen Königs**, in einer gelungenen deutschen Uebersetzung dem Publikum vorgeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Shakespeare's Sonette.

Uebersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Otto Gildemeister.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die Uebersetzung der Shakespeare-Sonette von Otto Gildemeister, dem berühmten Shakespeare- und Byron-Uebersetzer, zeichnet sich durch treueste Wiedergabe des Originals aus und ist mit allen wünschenswerthen Erläuterungen versehen. Das Buch wird hier bereits in zweiter Auflage dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Mythos bei den Hebräern

und seine geschichtliche Entwickelung.

Untersuchungen zur Mythologie und Religionswissenschaft

von

Dr. **Ignaz Goldziher.**

8. Geh. 10 Mark.

Ein neuer, höchst werthvoller Beitrag zur vergleichenden Mythologie, nicht blos für Fachgelehrte, sondern auch für einen weitern Kreis gebildeter Leser bestimmt.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zur Entwickelungstheorie.

Von

Dr. **Otto Zacharias.**

Vorstehende Schrift wird allen sich für die Probleme der **Entwickelungstheorie** Interessirenden sehr willkommen sein. Sie behandelt die **wichtigsten naturwissenschaftlichen** Fragen der Gegenwart. Aus dem Inhaltsverzeichnisse sind besonders hervorzuheben: **Ueber die Ehe in der Blutsverwandtschaft. — Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand. — Darwinistisches aus Jena. — Der Streit über den Darwinismus** u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 25.** — 15. Juni 1876.

Gustav zu Putlitz.

Ausgewählte Werke von **Gustav zu Putlitz.** Erster bis vierter Band.*) Berlin, Gebr. Paetel. 1872—73. Gr. 8. 28 M.

Mit einem Bedauern müssen wir unsere Besprechung einleiten. Die „Ausgewählten Werke" von Gustav zu Putlitz sind in gar zu strengem Sinne eine Auswahl, es fehlen darin die Gedichte — und wir dürfen doch annehmen, daß solche existiren —, es fehlt der Roman „Die Nachtigall", ja es fehlen sogar jene leichten Schwadronen, mit denen Putlitz nach und nach alle Bühnen erobert hat: seine Bluetten und Lustspiele. Nur Novellen und Dramen bleiben übrig; ist das genug, um „Ausgewählte Werke" zu heißen, ein Titel, der herkömmlicherweise Proben der gesammten Thätigkeit eines Schriftstellers verspricht? Wir glauben nein, und legen uns damit eine gewisse Pflicht der Reserve auf; aber andererseits haben wir hier doch mehr als eine beliebige Summe von Erzählungen und Schauspielen, wir haben eine Größe für sich, ein Stück dichterischer Persönlichkeit vor uns. Und es ist wichtiger, über diese ein Urtheil zu suchen, als über den Werth oder Unwerth einer einzelnen Leistung.

Als Deutschland im vorigen Jahrhundert eine nationale Literatur noch nicht besaß, da kämpften unsere Dichter für ihre eigene Existenz und im Sonnenschein der öffentlichen Gunst. Heute haben wir eine Literatur, auf die wir mit Stolz zurücksehen, aber die Dichter sind in den Augen der Gegenwart in den Hintergrund getreten und nicht ohne ihre Schuld. Sie, früher als Fahnenträger für alle Ideale im Vordertreffen, die Bahnbrecher der nationalen Idee, der Gedankenfreiheit, der Kant'schen Pflichtenlehre, die Apostel griechischer Schönheit im deutschen Norden — sie haben sich zu Beobachtern und Reportern herabdrücken lassen. Und auf ihrem eigensten Gebiete, dem der poetischen Formentwickelung, was schafft da heute die Dichterzunft? Sie baut einen kleinen Erker im Hause der Dichtkunst, die Novelle, fleißig und zierlich aus; aber wer interessirt sich dafür! Höchstens ein einsamer Aesthetiker, nicht das Volk. Und die neueste Novelle von Heyse, von Storm, von Putlitz wird hingenommen und beiseitegelegt als leichter Unterhaltungsstoff für Mußestunden. Trotzdem weiß jedermann, daß es diesen Dichtern nicht an Begabung fehlt. Steht es so, oder nicht? Nun denn, wer wollte es entschuldigen, wenn diese Zeitschrift „Ausgewählte Werke" eines der Gelesensten unter den Neuern Stück für Stück nach vorläufig unfruchtbaren, ästhetischen Principien bespräche, anstatt, sie als ein Ganzes betrachtend, die Stellung des Dichters zu seinem Publikum, d. h. in unserm gesammten Leben, in Erwägung zu ziehen!

Seinen dichterischen Namen verdankt Gustav zu Putlitz wie man weiß einem Märchenstrauß. In der heißerregten Zeit politischer Kämpfe legte er sich abseits vom Schlachtfelde im kühlen Schatten nieder und lauschte auf das, „Was sich der Wald erzählt". Ich citire die bekannten Verse:

Das waren laute Tage,
Im Streite lag die Welt.
Daß es die Waffen trage
Hat alles sich gestellt.
Im Kampf sich zu beweisen
Selbst nicht die Dichtkunst mied.
Das Wort ward Stahl und Eisen,
Zum Schwerte ward das Lied.

Das Märchen stand verlassen
Im Dräuen um ihn*) her,
Ihm will der Streit nicht passen,
Ihm ziemt nicht Schild noch Speer.
Zum blut'gen Kampfesruhme
Ist seine Macht gering,
Es fliegt vom Blatt zur Blume,
Ein bunter Schmetterling.

Und aus des Streites Mitte
Da trieb's mich alsobald,
Ich floh mit scheuem Schritte
Tief in den grünen Wald.

*) Es ist inzwischen nach längerer Pause ein fünfter Band der „Ausgewählten Werke" von Putlitz erschienen, der dem Referenten bei seiner Besprechung noch nicht vorlag. D. Red.

*) „Um ihn" so steht noch in dieser neuesten Ausgabe, die etwa die vierzigste sein mag!

Da, wo der Blüten Fülle
Der Bäume Fuß umsäumt,
Hab' ich in Waldesstille
Geschlummert und geträumt.

Ja, er hat mit tiefen Zügen die Waldesluft eingeathmet; das Zeugniß muß man der Dichtung geben, daß sie poetisch ist wie eine Blume, auf die noch kein Staub gefallen. Der ungemessene Beifall, der sie empfing, galt aber wol zum großen Theile der Gattung und nicht dem Werke. Die weniger streitbare als sinnige und harmlose Natur des Dichters mochte dem Jahre 1850 innerlich wohlthun. Erlebte doch wenige Monate später „Waldmeister's Brautfahrt“ einen ähnlichen Triumph *), hatte sich doch von allen Schöpfungen der Romantiker Eichendorff's „Taugenichts“ noch am weitesten durch die abgespannten Jahrzehnte geschlagen. Mit derselben Nachlässigkeit wie dieser gibt sich auch Putlitz. Da plaudert der Wald und es schwatzen die Blumen, als dächten sie auch nicht entfernt an Goldschnitt und Vignettenzierath. Es wird erzählt, weil dem Dichter eben etwas einfällt, weiter erzählt, weil ihm immer noch etwas einfällt, und aufgehört lediglich, weil er nun müde geworden ist. Wie der Taugenichts nur aus Zufall nicht weiter kommt als bis nach Rom, während er ebenso gut bis nach Konstantinopel hätte reisen können, so ist es auch reiner Zufall, daß nicht noch andere Bäume, andere Blumen oder ein vorübergaukelnder Schmetterling ihren Mund aufthun und ihre Schicksale erzählen.

War diese Naivetät keine Maske, war sie in der That naturwüchsig — und daran zweifelt wol niemand, der den spätern Putlitz kennt —, so ist es bewundernswerth, wie schnell sich der Dichter in einen Schriftsteller umzuwandeln wußte. War er der zwanglosen Plauderei überdrüßig geworden, hatte man die künstlerische Unform seines Werks ihm zum Verdruß bemängelt — kurz, schon im folgenden Jahre erschien er mit seiner Arabeske (so nennt er sie) „Vergißmeinnicht“, die in der genannten Beziehung das völligste Gegentheil des Waldmärchens darstellt. Auch hier bewährt sich der Dichter in manchen innigen und zarten Zügen, seine liebenswürdige Laune spielt freier und selbstbewußter; uns kommt es hier auf den formalen Fortschritt an. Das kleine Werk ist abgerundet und geschlossen bis zum letzten Buchstaben, mit ausgeklügelter Symmetrie aus verschiedenen Erzählungen zusammengebaut, Färbung und Stimmung sind sorgfältig gewählt, der innere Reichthum von Bildern funkelt — überflüssigerweise — in einer Beleuchtung glücklicher Contraste.

So lebte uns denn am Anfange der funfziger Jahre ein Schriftsteller, der echtes dichterisches Gefühl mit Gestaltungskraft und einer blendenden Feder verband. Noch mehr, eine tiefe Schaffenslust beseelte ihn, eine Menge kleiner Lustspiele flogen von seinem Schreibtische auf und kitzelten bald hier bald dort ein schlafendes Theaterpublikum, um den erstaunt Erwachten ihr humoristisch verzogenes Bild im komischen Spiegel vorzuhalten. **) Noch mehr, ein noch junger Mann hatte er die Blicke der Lesewelt auf sich gezogen; durch Bildung und äußere Verhältnisse der besten Gesellschaft angehörig, konnte er die Kinder seines Geistes ohne alle Schwierigkeiten in diese einführen. Und endlich, es war ihm vergönnt, seine volle Kraft dem Dichterberufe zu widmen. Im Jahre der Revolutionen hatte Putlitz dem Staatsdienste entsagt, er ging nicht mehr, wie weiland Immermann, „morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon“.

Dieser beneidenswerthen Stellung entsprechend, hat Putlitz nun in der That nicht wenig geleistet, er ist ein fruchtbarer, vielseitiger Schriftsteller geworden, er hat wahrhaft poetische Gebilde geschaffen, damit vielen genußreiche Stunden bereitet, und wir bedauern, hier nur auf seine Novellen hinweisen zu dürfen, nicht auf seine häufig noch wärmer und unmittelbarer sprechenden Lustspiele. Wie den einen Dichter ein barocker Gedanke anreizt ihn zu verfolgen, den andern ein psychisches Problem, so ist Putlitz vor allem ein Dichter des Gemüths. Er hat seine Figuren lieb mit sammt den kleinen Schwächen und Schrullen, die er ihnen anheftet, und mit denen sie häufig wiederkehren. Beispielsweise nennen wir die gutmüthige, praktische, aber etwas taktlose Frau Anna, die aus der Handelsstadt an der Nordsee an das Ufer des Genfersees umzieht, nur um dort als Aline ihr Vermittlerwerk von neuem zu beginnen, die bald darauf, mit etwas mehr Welt ausgestattet, in das bewegte Wiesbaden berufen wird, um daselbst als vielbeschäftigte Generalin Angelika alles zu verwirren und alles zu arrangiren. Zu dieser Trias gehört noch eine Ahnfrau aus dem 17. Jahrhundert: wer erkennte nicht als solche Lady Dorothy Temple, sobald sie ihre pets wohlwollend auf die Schulter klopft!

Erregungen des Gemüths sind es vor allen Dingen, die der Dichter zu seinem Vorwurf wählt, zwar *selten* sehr mächtige, die den ganzen Menschen erschüttern, vielmehr meist vorübergehende Wallungen, aber *solche, die* eine Seele in rührender Reinheit und Güte zeigen. Die Erlebnisse der Liebe und der Freundschaft variirt er mit Unermüdlichkeit, vielleicht ist das Herzensbedürfniß, das sich hierin kundgibt, der Ausgangspunkt seiner Phantasie. Dem Eindruck dieser ansprechenden Natürlichkeit kann sich auch der nicht entziehen, dem etwa inzwischen recht ernste Bedenken über eine solche Auffassung des dichterischen Berufs aufgetaucht wären. Ja die persönliche Macht des Dichters ist groß genug, um sogar über ganz offenbare Mängel hinwegzutäuschen. Den möchte ich sehen, der für das langweilige und schattenhafte Liebespaar in der „Alpenbraut“ auch nur das geringste Interesse aufbrächte, aber auch den, welcher sich nicht für den Dichter und seine Frau Anna interessirte, die beide so innig bemüht sind, die im Zorn Getrennten wieder zu versöhnen, und die mit so herzlicher Freude endlich das Unmögliche, wenn auch auf ganz unmögliche Weise fertig bringen. Und gewiß ist es etwas werth und verdient dankbar anerkannt zu werden, wenn ein Dichter im guten Sinne so die Gemüther zu fesseln weiß.

Auch demjenigen, der höhere Forderungen an den Erzähler stellt, der die organische Durchbildung und den Reichthum eines Kunstwerks verlangt, bleibt Putlitz nur selten etwas schuldig. Es mangelt ihm nicht an der vollendeten Sprache, an dem das Ganze umschließenden und durchdringenden Blicke des Meisters, noch weniger an den

*) „Waldmeisters Brautfahrt“ von Otto Roquette erschien 1874 in 39. Auflage.

**) Veröffentlicht sind dieselben, 27 an der Zahl, als Lustspiele in vier Bänden (Berlin 1850—55) und eine Neue Folge derselben ebenfalls in vier Bänden (1869—72).

unerschöpflichen kleinen Handgriffen des Erzählers, die so leicht zu bemerken und so schwer zu verwenden sind. Hier ist der Ort nicht, einzelnes hervorzuheben, wir würden sonst als kleine Cabinetstücke Karolinens Gang durch den Frühlingsmorgen, den Tabuletkrämer und anderes erwähnen, vor allem aber auf die präcise Fassung der novellistischen Kernfrage aufmerksam machen, in deren Stellung und Lösung Putlitz fast jedesmal ein Muster liefert.*) Eine Technik der Novelle könnte jedenfalls sehr viel Belehrendes aus Putlitz beibringen. Es wäre wol zu wünschen, daß eine solche geschrieben würde, vornehmlich in der Tendenz, einmal das geistige Kapital aufzuzeigen, mit welchem unsere jüngere Literatur arbeitet, und von dessen Umfang das Publikum auch nicht annähernd eine Ahnung hat.

Der Idealismus des Dichters hat es nun zwar verschuldet, daß manche seiner Gestalten etwas verschwommene, zeitlose Züge tragen, ein Fehler, der nicht dadurch gebessert wird, daß im Hintergrunde der Montblanc sich erhebt und Radetzky's Fahnen flattern („Wenn die Binde fällt"). Aber in den reifer durchdachten Erzählungen hat er diese Neigung überwunden und es sich zur Aufgabe gemacht, die Menschen mehr auf dem realen Boden geschichtlicher Verhältnisse darzustellen. Das ist ja eine der bedeutendsten Leistungen, die dem Dichter gelingen können, daß er ganze, mannhafte Charaktere schildert, in denen die Würde einer festen Persönlichkeit zum Ausdruck kommt, sodaß sie dem Leser zum unverlierbaren Eigenthum werden. Solch eine Figur ist sein Inspector Paul Lange, ein Mann wie geschnitten aus Eichenholz. In derselben Novelle hat Putlitz sich denn auch entschlossen, ein Thema, aus dem so ziemlich die ganze Weltgeschichte componirt ist, den Gegensatz der „Halben" und der Ganzen dialektisch durchzuspielen. Er hat die Scenerie, den Charakter der Zeit — im Siebenjährigen Kriege spielt die Erzählung — mit vollendeter Eleganz behandelt; was ist nun der Grund, daß die Novelle nicht auf den Schreibtischen unserer gebildeten Männer liegt? Glaubt etwa der Kaufmann, der Philolog, der Richter, der Offizier die Leistungen des Dichters entbehren zu können, welche doch bestimmt sind, dem einseitigen Leben des Berufs den ergänzenden Abschluß zu geben? Oder liegt an den Dichtern die Schuld und misverstehen sie ihre Aufgabe in unserer Zeit?

Nicht alle Hindernisse, die einer gesunden Entwickelung unserer Literatur augenblicklich im Wege stehen, können hier zur Sprache gebracht werden. Von Putlitz aber müssen wir sagen, daß er sich freiwillig des seinem Talente und seinem Berufe zustehenden Einflusses begeben hat, trotz mancher vollendeten Novelle. Unsere andern Erzähler stehen doch mit ihrer Zeit in einer Flut, wenn sich auch die wenigsten dahin wagen, wo die Wellen bei uns hochgehen; Gustav zu Putlitz hat sich auf eine der seligen Inseln zurückgezogen, die seiner Mitwelt leider unerreichbar sind.

Wie nämlich seine Temperatur eine gleichmäßig warme Herzlichkeit ist, so liebt er es auch, seine Behaglichkeit zu conserviren. Daher überall reichliche Verhältnisse; diejenigen Klassen, in denen sonst der crasse Mangel am sichtbarsten hervortritt, weiß er entweder aus den Augen seiner Leser mit Anmuth wegzuzaubern — wie viel Jammer des Kriegs merkt man denn eigentlich in „Funken unter der Asche"! — oder er bringt sie unter die Obhut guter wohlhäbiger Leute; so nehmen die Dienstboten, natürlich alte treue Diener reicher Häuser, an dem Wohlleben ihrer Herrschaft ihren bescheidenen Antheil (Jungfer Dore, die Großmagd Liesch, die alte Lotte). Hat man erst einige Novellen von Putlitz gelesen, so weiß man das und könnte sich höchst gemüthlich fühlen. Die Helden und Liebhaber besitzen immer Vermögen, entweder vom Vater her oder durch vortreffliche Verwaltung ihres Vormundes oder durch Heirath oder durch künstlerischen Erwerb; man schlage auf, welche Erzählung man wolle, und wird es bestätigt finden. Von dem Ringen der „Armen und Elenden" verlautet in diesen Blättern nichts. Ja, es ist ein Leben ohne Härten, mit vielem Comfort, eine Existenz, die sich alle Steine vorsichtig aus dem Wege räumt. Der gute Ton des gegenseitigen Zuvorkommens, das hofmännische Wesen, das wol Spiel und Gegenspiel, aber keinen Eclat verträgt: diese Begriffe bestimmen zum großen Theil die Production unsers Dichters. Führt ihn aber einmal die innere Consequenz seiner Erfindung auf die Bahn des Leidens, so betritt er sie mit Widerwillen und mit gesenkten Augen. Von der Seelenqual, von der Buße seines Arwed (in der Novelle „Cäcilie") erfahren wir erst, nachdem sich Leid in Freude verkehrt hat. Eine Ausnahme macht die Erzählung „Der Stein vom Herzen"; der Dichter hatte hier einen Stoff ergriffen, der eine schmerzliche Entwickelung verlangte, und sein künstlerischer Stolz verbot ihm wol, der Forderung auszuweichen; aber er athmet doch auf, als er die Katharine unter die Flügel der prächtigen Frau Directorin gebracht hat; von da an wird der Fluß der Schilderung breiter, und die alte Behaglichkeit tritt wieder in ihr Recht.

Es ist an sich klar, wie wenig diese Grundstimmung dem Zuge des letzten Vierteljahrhunderts entspricht. Ginge alle Literatur aus dieser Zeit verloren und ein künftiger Tacitus hätte nur aus Putlitz' Erzählungen seine Kunde zu schöpfen, niemand würde erfahren, daß es jemals ein Drei- und Vierkönigsbündniß, einen Lassalle, einen Schopenhauer gegeben, es würde scheinen, als habe in dieser Zeit der geringe Mann in Wohlleben auf der Scholle gesessen, die Landstände seien sich begegnet in unbedingter Bewunderung des Lehenstaats, und Philosophie und Wissenschaft seien auf altem gefahrlosen Gleise eingeschlummert.

Das ist keine Uebertreibung, und um das Bild vollständiger zu machen, wollen wir noch eine Partie desselben weiter ausführen. Nehmen wir den Helden dieser Erzählungen, wie er, zwar in geistreich gewechseltem Costüm, in den meisten derselben auftritt. Er hat sein Gepräge um 1840, vielleicht noch früher empfangen, von Grund aus eine derbe preußische Natur mit weichem Gemüth und nicht ohne Streben, das sich nur leider nach der Mode des vorigen Jahrhunderts kundthut. Kein Wunder! Hängt doch das Bild seines Großvaters, der unter Friedrich II. gedient, und der Urahne mit der Fontange auf

*) Von Kleinigkeiten nur eine! Weitgereiste Abenteurer werden durch eine französirende Wendung ihrer Sprache charakterisirt. Demidi in „Die Halben", „Ich werde Ihnen sagen" für „Ich will Ihnen sagen". Gabrielle (in „Die Töchter der Luft") kommt nach Paris „ihre Studien zu machen", pour faire ses études. Bemerkt sei hier auch die Bezeichnung des Irrlichts als eines „tollen feurigen Gesellen", feu follet hat wol vorgeschwebt.

dem Kopfe in seinem älterlichen Hause im Vorsaale. Als junger Mann macht er seine Tournée durch die größern Städte von Mitteleuropa — Griechenland und mit ihm die antike Welt liegt außerhalb des Gesichtskreises dieser Novellen —, dabei kann England nicht ganz umgangen werden, Paris steht wie billig im Vordergrunde: ein Lebensabschnitt voll Genuß, nicht ganz ohne Thätigkeit, seine beste Errungenschaft: kein Verlust an der mitgebrachten Spannkraft! Der Umgang mit den Vagabunden des Genies, Künstlern und Künstlerinnen, wird in der ersten Wallung ungegorener Jugendgefühle hastig geschlürft, ein wenig Theaterflitter, ein Düftchen aus dem Marstall bleibt haften fürs Leben. Gereist und gereift kehrt er dann heim, heirathet und eröffnet seinen Salon, die Stätte seiner Wirksamkeit für den Rest des Lebens. Er selber ist in der That gereift, das eheliche Leben erscheint makellos, das Glück der Freundschaft zuverlässig; wahrhaftem Streben, wenn er es bemerkt, zollt er Achtung; was aber seinen Umgang betrifft, so ist derselbe zu weitläufig, um gewählt zu sein; ein rechter Mittelpunkt dieser Geselligkeit, die Generalin Angelika, gesteht auch zu: „Man muß nicht allzu scrupulös sein und nicht alle Visitenkarten mit der Lupe betrachten." In diesem Kreise sich bewegend, beobachtet er mit dem leichten Humor der Erfahrung, gefällig und im ganzen wohlwollend das Treiben der Welt — soweit er sie sieht!

Merkt er denn nicht, daß es inzwischen draußen anders geworden ist, hört er nicht das Stöhnen der harten Geistesarbeit, vernimmt er nicht wie ein mächtiger, ihm ungewohnter Schwall in die Antichambren dringt und schon die Portièren lüftet: die Männer von dem Katheder, aus den Laboratorien, aus den Gerichten? Von dieser frischen aber scharfen Zugluft spüren wir noch wenig in Putlitz' Novellen.

Mancherlei Vorurtheile hat der letzte große Krieg zusammengeblasen; auch der intime Kreis dieser Novellenmenschen ist davon berührt worden; Zeugniß dessen endlich des Dichters gehaltvollste Erzählung: „Funken unter der Asche". Zwar bleibt der politische Standpunkt der Helden unverändert und also Angriffen ausgesetzt, die aber nicht hierher gehören; indessen ist doch stellenweise eine Erkenntniß des Veralteten über sie gekommen und der Eifer in ihnen erwacht, redlich mitzuwirken an der Entwickelung der neuen Zeit. So bekennt Graf Konstantin:

> Der Krieg wäre zu theuer, hätte er uns nicht Wahrheit, Reinheit, deutsche Sitte wieder errungen.... Ich aber erkenne jetzt, wie verkehrt ich die Welt ansah. All die kleinen und großen Unwahrheiten der Gesellschaft, in der ich groß wurde, brechen mir zusammen. All die Empfindlichkeiten und Selbstquälereien des Hochmuths, durch die ich die Unnatur meiner Existenz aufbaute, fallen über den Haufen. Die Erkenntniß danke ich der großen Zeit, in der wir leben.

Und Meinard zu Lucie:

> Wenn dieser große opferschwere Krieg glorreich für Deutschland sich mit dem Frieden krönte, wäre es dann nicht die Aufgabe, rein und fest das deutsche Haus wiederherzustellen, das der verderbliche Einfluß französischer Unsitte zu zerstören drohte?... Was kann dem heimkehrenden Krieger die prunkendste Ehrenpforte sein gegen den Moment, in dem er leise die Thüre seines Hauses öffnet, dessen Heiligthum er vertheidigte und das sein Weib ihm bewahrte; das glänzendste Siegesfest gegen den Gruß, dessen Jubelruf Freudenthränen ersticken, gegen das bescheidene Mahl, bereitet an der Flamme des eigenen Herdes? Ganz Deutschland ist ein Krieger geworden, einig hinausgezogen auf Feindeserde, hat geblutet aus tausend Wunden und gesiegt in Todesdrang und Entbehrungen. Wenn er heimkehrt, soll Deutschland ihn empfangen, wie der eigene Herd, schlicht, demüthig, rein und deutsch.

Man wird nun wol zugeben, daß ein so der Heiterkeit und dem Genuß des Lebens zugewandter Dichter wie Putlitz dem größern Theil seiner Zeitgenossen nicht als Führer dienen kann; aber freilich, ist das ein Vorwurf? Darf man denn vom Dichter verlangen, daß er die Schöpfungen seiner Intuition nach dem Schema einer staatsbürgerlichen Ueberzeugung modele, daß er, um der allgemeinern Wirkung willen, seine künstlerische Begeisterung in künstliche Bahnen lenke? Ueberwände er sich dazu, das Opfer würde sich rächen, der innere Quell versiegen — so sagt man.

Aber diese Deduction, ob sie zwar das natürliche Gefühl auf ihrer Seite hat, ist doch verkehrt. Sie wird schon wankend durch die umgekehrte Erfahrung, daß noch nie ein Dichter auf Mit- und Nachwelt entschieden gewirkt hat, der nicht persönlich als Ausdruck der höchsten Interessen seiner Zeit erschien, empfänglich genug, um die Bildung, die er vorfand, völlig in sich aufzusaugen, und kräftig genug, um seine aus der allgemeinen Strömung geschöpften Ideale zum Ziele der Gesammtheit zu erheben. Und sie supponirt ferner mit Unrecht, als solle der Dichter sich erst im Momente des Schaffens in einen Zeitgenossen und Mitbürger seiner Leser verwandeln. Nicht doch, er sei es tagtäglich! Dann wird auch in den glücklichen Stunden, wo er mehr ist als andere, unsere Art sich in ihm offenbaren, nur in verklärter, *nacheiferungswürdiger* Gestalt.

Gustav zu Putlitz hat sich, soviel wir *wissen, nur* ein einziges mal über den Dichterberuf geäußert, und zwar im „Vergißmeinnicht", also in der Knospenzeit seiner Laufbahn. Da weiß er vom Dichter nur zu sagen, daß er bestimmt sei, „das holde Gedicht der Schöpfung im eigenen Herzen und Wesen nachzudichten", ein schönes und wahres Wort, aber keine umfassende Bezeichnung:

> Ihre Arbeit ist Müßiggang, und der Müßiggang ist ihre Arbeit. Man schilt sie Träumer und lacht sie aus, weil sie in einer Welt leben, die sie sich selbst aufbauten und die niemand kennt. Gelingt es ihnen aber, sei es durch Worte, durch Töne oder Farbe oder sonst wie, den andern Menschen den Blick in diese Welt zu öffnen, dann nennt man sie Dichter und Künstler, und doch werden sie dadurch nicht mehr und ihre Arbeit nicht werthvoller.

In diesen Worten, denen der spätere Putlitz nie, am wenigsten durch die That widersprochen hat, enthüllt sich ein schroffer Gegensatz seiner Anschauung gegen die hier vertretene. Ihm ist die Dichtkunst Selbstzweck: eine so oft gehörte und doch so leere Vorstellung! Ihm wird der Dichter, der unter sein Volk den Segen der Poesie verbreitet, dadurch nicht mehr; uns scheint er nur so seine Stellung würdig auszufüllen. Möchte aber diese Auffassung immerhin gelten für ein Augusteisches Zeitalter, wo das Volk begierig an den Lippen seiner Dichter hängt, bereit, ihre Offenbarungen in sein eigenes Leben zu verpflanzen; in einer Zeit des Waffenlärms und der socialen Noth, die das Terrain des Dichters nicht anerkennt, die

ihm den anvertrauten Posten entreißen möchte, ist sie eine Art von Fahnenflucht. Und unter allen Dichtern haben unsere modernen Novellisten die geringste Entschuldigung. Sie sind ja nicht einseitig begabte Lyriker, wild aufgewachsen im schottischen Hochlande wie Burns, nicht die Beute verzehrender Seelenkrankheit wie Nikolaus Lenau, sie sind meistens recht gesunde, behagliche Männer mit hellen Augen, mit entwickeltem Verstand. Wenn das deutsche Volk einst nicht mehr empfände, daß es von ihnen einen Theil seiner Bildung zu fordern hat, an ihnen läge die Schuld!

Gustav zu Putlitz ist nun nicht von Haus aus Erzähler, vielmehr hat er an Umfang und Bedeutung Größeres als Dramatiker geleistet. In den „Ausgewählten Werken" ist dieser Seite seiner Thätigkeit leider nur ein Band, der dritte, eingeräumt worden, dem wir nicht in vollem Maße gerecht werden können, solange es uns versagt ist, auch die Lustspiele des Dichters in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Außer einer Tragödie enthält er drei historische Schauspiele. „Wilhelm von Oranien in Whitehall" dreht sich um den Versuch, Englands Frieden mit den Niederlanden zu vermitteln, ein Stoff und eine Zeit, die dem „Verre d'eau" zu nahe lagen, um nicht einige äußere Aehnlichkeiten hervorzurufen. Am auffälligsten ist die Bedeutung, welche dem Empfange des französischen Gesandten beigelegt wird, mit allen Nebenzügen. „Waldemar" behandelt Rückkehr, Sieg und Resignation des letzten Askaniers, führt also zurück auf Traditionen, bei denen die Gedanken des altpreußischen Dichters besonders gern verweilen, doch schließt diese persönliche Beziehung die allgemeinere Wirkung nicht aus. „Das Testament des Großen Kurfürsten" brauchen wir nur zu nennen, um die Erinnerung an ein vielgelesenes und sehr oft aufgeführtes Werk zu erwecken.

In den Grundlinien wird das Bild des Dichters durch diese Dramen nicht geändert, aber in der reinern Kunstform strahlt es am schönsten. Der energische Zug des Dramas, mit dem die Lässigkeit und die halbe Lüge der Novelle unvereinbar sind, hat hier die edelsten Kräfte des Dichters entbunden. Nirgends sind seine Menschen so lebendig, ihre Empfindungen so stark und edel wie hier; die Handlung, meisterlich geknüpft und gelöst, entwickelt sich wie von selbst aus der Spannung der Gefühle; die Sprache, tief gesättigt in poetischer Anschauung, ist doch nur ein Spiegel jedes Charakters, jeder Regung und wird von der steigenden Wärme der Action bis zur Höhe erschütternden Ausdrucks getragen.

Geschichtlich, was sie sein wollen, sind die genannten Dramen allerdings nicht, doch meinen wir diesen Begriff weniger im historischen als im philosophischen Sinne. Wenn der Historiker sich aus wissenschaftlichen Gründen an der Echtheit des falschen Waldemar stößt, wenn er das Testament des Großen Kurfürsten anzweifelt, oder die Vorgänge am Hofe von St.-James als rein erfunden bemängelt, so kann der Aesthetiker seinerseits damit doch ganz zufrieden sein. Er dagegen muß fordern, daß in einem Drama, welches geschichtliche Ausgänge und Endpunkte hat, die eigenthümliche Macht der historischen Entwickelung als ein von dem Belieben der handelnden Persönlichkeiten unabhängiger Factor erscheine, besonders wenn es sich um die Wucht großer weltgeschichtlicher Katastrophen handelt, die mit ehernen Schritten über ganze Völker dahingehen. Bei Putlitz ist es umgekehrt; einzig persönliche Einwirkungen, nicht der innere Zwang der Verhältnisse machen bei ihm die Geschichte; wäre Wilhelm von Oranien zufällig nicht Statthalter der Generalstaaten, sondern König von Frankreich gewesen, so würde, nach Putlitz, England nicht mit Holland, sondern mit Frankreich pactirt haben, denn nur die persönliche Macht dieses Mannes bewegt das Stück; daß sein beherrschender Geist mit seinen großartigen Zielpunkten selber ein Product geschichtlicher Bedingungen ist, davon ist nichts zu bemerken. Das auffälligste Beispiel bietet sich aber dar in dem Trauerspiel „Don Juan d'Austria". Der historische Einschlag war: die protestantischen Niederlande ringen um ihre Freiheit von der spanischen Krone. Wie eminent geschichtlich hat der Dichter des „Don Carlos" diese Thatsache verarbeitet, indem er sie mit der geistigen Entwickelung seiner Helden unlöslich zusammenschmolz; in ihm lebte ein großer, auf das Weltganze gerichteter Sinn. Bei Putlitz nun „keine Thräne dem ungeheuern Schicksal der Provinzen", nicht Freiheitsdrang und finsterer, mittelalterlicher Katholicismus spielen bei ihm gegeneinander, sondern der Haß einer beleidigten Mutter schürt die Empörung, die beschworene Pflicht der Rache bringt Don Juan d'Austria zum Abfall von Spanien. Der Unterschied ist ungeheuer: man streiche aus dem „Don Carlos" den politischen Gedanken, und man streicht das Stück, man merze aus dem „Don Juan" die historisch klingenden Stellen aus, und die Tragödie kann, um hundert Verse gekürzt, mit demselben Eindruck wie bisher gegeben werden. In solchem Maße verschiebt der Dichter die historische Perspective. Bringt der Zuschauer dieselbe mit, so wird ihm beklommen; bringt er sie nicht mit, so macht ihm der Dichter die Weltgeschichte zum Roman.

Nirgends aber ist Gustav zu Putlitz so sehr Poet als in seinen geschichtlichen Dramen, und je weiter er da seinen Horizont genommen, je mehr er aus der Schilderung fürstlicher Familienerlebnisse heraustritt, um so höher steigt sein dichterisches Vermögen; daher stellen wir unter allen seinen Dramen den „Waldemar" auf den ersten Platz. Es scheint, als erwecke die Vorstellung eines ganzen Völkerschicksals alle schlummernden Kräfte in des Dichters Seele, er überschüttet uns mit einer Fülle poetischer Bilder, köstlicher Enthüllungen des Gemüths, tief aufregender Gedanken. Nahe liegt der Wunsch, diese Gaben von ihrer rechten Stätte, der Bühne, herab zu empfangen, aber auch in der rechten Art. Putlitz' Dramen sind, unsers Erachtens, schwierige Aufgaben für das Schauspiel und keine Repertoirestücke. Das letztere nicht wegen ihrer Lustspielfactur, die auf Ueberraschungen und blitzartige Einfälle gebaut ist, also auf Mittel, die sich um so schneller verbrauchen, als die andauernde ernste Betheiligung des Zuschauers gefordert wird. Beispielsweise nennen wir den zweiten Actschluß des „Waldemar"; um die Spannung zu erhöhen, fällt hier der Vorhang mitten im Momente der höchsten Erwartung. Näher hierauf einzugehen, ist ohne ausführliche Vergleichung der Lustspiele unsers Dichters indessen nicht möglich.

Das historische Drama ist heute ein dorniges Feld,

keine Lorbern sind hier zu brechen, nur uneigennützige Liebe zu ihrem Berufe führt unsern Dichter immer von neuem dorthin. Sie sind ja abhängig von der Aprilsonne zufälliger Umstände, von der Befähigung, Willfährigkeit und Bildung der Schauspieler, denen auf diesem Gebiet im allgemeinen ihre schwersten Aufgaben gestellt werden. Dem dramatischen Dichter muß es daher, wenn er seinen Beruf richtig begreift, zunächst am Herzen liegen, daß unsere Bühnenzustände gebessert, unsere Schauspieler gründlicher vorbereitet, die ernste Theilnahme der Gebildeten für das Theater gesteigert werde. So reinigt er sich die Bahn zum Siege, und nicht nur sich allein, sondern allen Idealen, die er im Herzen trägt.

Der Dichter, dem vorstehende Betrachtung gewidmet war, wirkt, wie bekannt, seit Jahren in diesem Sinne. Hier ein Vorkämpfer dessen, was wir begehren, wird er es verstehen, wenn wir ihn in andern Beziehungen ungern im Streite mit der modernen Entwickelung sahen.

Die Fortführung der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Siebenunddreißigste Lieferung. Erste Abtheilung: Geschichte Griechenlands von Gustav Friedrich Hertzberg. Erster Theil. Zweite Abtheilung: Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats von A. von Reumont. Erster Theil. Gotha, F. A. Perthes. 1875—76. Gr. 8. 16 M. 80 Pf.

Als gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, im Gegensatz zu der bisher unangefochtenen Alleinherrschaft der schönen Literatur, unter dem Einfluß der von Frankreich aus sich über Europa verbreitenden politischen Erregung auch die Geschichte, welche bis dahin eigentlich kaum als Wissenschaft gegolten hatte, sondern bald von den Theologen, bald von den Juristen, bald von den Philologen als eine gelegentlich zur Dienstleistung heranzuziehende Hülfswissenschaft angesehen worden war, den Anfang machte zu einer selbständigern Entwickelung und man allmählich auch in weitern Kreisen ihre Berechtigung und ihre Unentbehrlichkeit zu würdigen anfing, da nahm die historische Literatur — in auffallendem und höchst charakteristischem Gegensatz zu der so ganz anders gestalteten Entwickelung derselben in unsern Tagen —, noch ehe die doch unentbehrliche gelehrte Grundlage gewonnen worden war, mit der größten Entschiedenheit die Richtung auf die Popularisirung der geschichtlichen Kenntnisse. Das Vorbild Frankreichs, und zwar insbesondere auf der einen Seite Voltaire's, auf der andern J. J. Rousseau's, wurde maßgebend: statt zu forschen, legte man sich auf das Speculiren, auf das Construiren. Es ist dies die Zeit, wo Isaak Iselin's wässerige „Philosophische Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" eine allgemein beliebte Lektüre waren, und wo das Publikum sich an des vielschreibenden Christoph Meiners' philosophisch sein sollenden Phantastereien, namentlich der unsinnigen „Historischen Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen des 18. Jahrhunderts" sein bischen Geschmack und den Sinn für Geschichte vollends verdarb. In dieser philosophischen Richtung — denn so liebte sie sich selbst zu nennen — lag eine große Gefahr: ohne die Sache, um die es sich handelte, zu kennen, construirte man ins Blaue hinein und stellte allgemeine Gesetze auf, wo man noch keinen Anfang gemacht hatte mit der Beobachtung des Einzelnen; an die Stelle der Geschichte trat prahlerisch eine sogenannte Philosophie der Geschichte; was naturgemäß Nebensache ist und immer bleiben muß, erhob thöricht den Anspruch Hauptsache zu sein, und man verirrte sich schließlich dahin, die Culturgeschichte, welche doch immer nur sozusagen die Krönung des Gebäudes sein kann, die Summe und die Blüte der politischen Geschichte, für das eigentliche Fundament, auf dem alles andere beruhen müsse, auszugeben. Dieser Verirrung ist zuerst oder gleich in entscheidender Weise Herder, erst mit seinem classischen Schriftchen „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", dann mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" entgegengetreten: er zuerst hat dem bisher herrschenden Phrasenthum eine wirklich geschichtliche, eine wahre und lebendige Auffassung des geschichtlichen Entwickelungsprocesses entgegengestellt. Herder's „Ideen" haben denn auch unendlich aufklärend und anregend gewirkt: auf sie ist es wesentlich mit zurückzuführen, daß die Geschichtschreibung in Deutschland in den nächsten Jahrzehnten eine so ernste und so durchaus wissenschaftliche Richtung nahm und in verhältnißmäßig kurzer Zeit so überraschend stattliche und reife Früchte zeitigte. G. T. Planck, L. T. von Spittler, J. von Müller bezeichnen die Stufen, welche die deutsche Geschichtschreibung damals schnell nacheinander durchmachte. Die deutsche Geschichtschreibung — und darin kann man den Hauptgewinn von Herder's Wirksamkeit auf diesem Gebiete sehen — machte sich endgültig los von dem Banne, in dem sie bisher durch die Theologie und die Jurisprudenz gehalten worden war. Im Bunde mit dem zu ernstem wissenschaftlichen Betrieb erhobenen Studium der classischen Sprachen fing sie an, sich gewissermaßen ihr eigenes Haus zu bauen und sich in demselben als ihre eigene Herrin einzurichten.

Unter den Männern aber, welche sich um diesen Fortschritt ein besonderes Verdienst erwarben, denselben vornehmlich herbeiführen halfen und damit auch der hohen Blüte vorarbeiteten, welche die deutsche Geschichtschreibung wenige Jahrzehnte später entfalten sollte, nimmt ohne Frage Arnold Ludwig Hermann Heeren einen besonders hervorragenden Platz ein. Im Gegensatze zu den völlig in der Luft schwebenden Speculationen, die man bisher für Geschichte ausgegeben hatte, betonte Heeren, der nicht umsonst sich an dem großen Vorbilde des Polybius gebildet hatte, ganz besonders die realen Factoren, die in der Entwickelung der Völker und Staaten eine Rolle spielen, ohne darum den allgemeinen Standpunkt, der einen weiten Umblick gewährt, aufzugeben, den zuerst Herder eingenommen hatte. Seine „Ideen über Politik,

den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt" (Göttingen 1793 fg.) müssen noch von dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus als ein nach Inhalt und Form classisches Werk bezeichnet werden, durch das sich Heeren für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den Historikern erworben hat. Nicht minder vortrefflich waren seine durch Scharfsinn und gewandte Darstellung ausgezeichneten Handbücher, seine „Geschichte der Staaten des Alterthums" (1799) und die „Geschichte des europäischen Staatensystems" (1800). Ueberall zeigt sich Heeren nicht blos als einen Gelehrten von weitem Blick, von reicher Detailkenntniß und richtigem kritischen Takt, sondern zugleich auch als einen Schriftsteller, der frei von dem sonst herrschenden leidigen gelehrten Dünkel dem Bildungsbedürfnisse des großen Publikums entgegenkommt und sich stets bewußt ist, daß er desselben zu einer wirklich durchdringenden, ihn selbst befriedigenden Wirksamkeit nicht entbehren kann. Diese Richtung, welche in der Geschichte ein wesentliches Moment zur Bildung des Volks sieht, ist es gewesen, aus welcher das große Unternehmen hervorging, zu welchem sich Heeren seit 1828 mit dem um die alte Geschichte und Geographie hochverdienten Ukert verband, und welches bestimmt war, in der historischen Literatur einen sehr bedeutenden Platz einzunehmen, zugleich aber auch in der deutschen Geschichtsforschung Epoche gemacht hat. Unter der Redaction von Heeren und Ukert begann im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha ein großartig angelegtes Sammelwerk, eine „Geschichte der europäischen Staaten" zu erscheinen. Was dasselbe geleistet und wie viel unsere historische Literatur den Männern, die dazu die Anregung gaben, verdankt, wird einem jeden sofort klar werden, der sich nur einige der in dieser Sammlung erschienenen Werke ins Gedächtniß zurückruft. Des braven Pfister „Geschichte der Deutschen" ist heute freilich antiquirt und hat nur noch ein literarhistorisches Interesse; aber H. Leo's „Geschichte der italienischen Staaten", Stenzel's „Geschichte des preußischen Staats", Böttiger's „Geschichte von Sachsen", Wachsmuth's und Schmidt's „Geschichte Frankreichs" sind, wenn auch hier und da durch neuere Forschungen überholt, doch noch immer als grundlegende und bahnbrechende Arbeiten auch für die Gegenwart von Werth. Die „Englische Geschichte" aber, von Lappenberg begonnen, dann von Pauli weitergeführt, Dahlmann's „Geschichte von Dänemark", Hermann's „Geschichte von Rußland", sowie die von Roepell angefangene, von Caro fortgesetzte „Geschichte Polens" gehören noch heutigentags zu den Zierden unserer historischen Literatur.

Allmählich aber gerieth das großartig angelegte und zu so erfreulichen Resultaten geförderte Werk in Stillstand; immer größer wurden die Pausen von dem Erscheinen einer Lieferung bis zu dem einer neuen, und schließlich gewann es beinahe den Anschein, als ob das Unternehmen überhaupt sich im Sande verlaufen und, ohne das vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, aufhören sollte. Eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft war es, das zu verhindern: möglich war das freilich nur durch eine Neubelebung und Neuorganisation des ganzen Unternehmens; namentlich aber bedurfte es dazu einer straffern Centralisation, wie sie anfangs in Heeren's und Ukert's gemeinsamer Redactionsthätigkeit vorhanden gewesen war, aber nach dem Tode beider natürlich ganz aufgehört hatte. Auch die Reihen der Mitarbeiter waren stark gelichtet; es scheint schließlich auch an einem eigentlichen Plane für die Weiterführung der Arbeit gefehlt zu haben.

Allen diesen Uebelständen ist nun, zur Freude aller Freunde der Geschichte, gründlich abgeholfen worden, und diese hochverdienstliche Heeren-Ukert'sche Staatengeschichte hat, im wesentlichen nach dem ursprünglichen Plane, nur mit den durch den Fortschritt der Wissenschaft nöthig gemachten Aenderungen, in etwas verjüngter Gestalt also, ihre Laufbahn fortzusetzen begonnen. Die Leitung des ganzen Sammelwerks ist in die bewährte Hand Wilhelm von Giesebrecht's gelegt; die Lücken, welche der Tod und andere Umstände in die Reihen der Mitarbeiter gerissen, sind ergänzt, ein wohldurchdachter Plan für die Fortführung der großen Arbeit entworfen, und von allen Seiten in freudigem Zusammenwirken Hand angelegt worden an die Ausführung, sodaß man hoffen darf, in verhältnißmäßig rascher Folge die weitern Lieferungen in die Oeffentlichkeit kommen zu sehen.

Die soeben erschienene siebenunddreißigste Lieferung der ganzen Sammlung bringt in zwei Abtheilungen den Anfang von zwei neuen Werken, die beide geeignet sind, eine Lücke in unserer historischen Literatur auszufüllen.

Gustav Friedrich Hertzberg gibt den ersten Theil einer „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart", welcher den Zeitraum von der Theilung des römischen Reichs, also von der Herrschaft des Kaisers Arcadius, bis zu dem lateinischen Kreuzzug (1204) behandelt, nachdem in einer orientirenden Einleitung eine kurze und übersichtliche Darstellung der Geschicke Griechenlands von der Zerstörung Korinths (146 v. Chr.) durch die Römer bis zu dem Einbruche der Westgothen unter Alarich, und dann eine Skizze der geographischen Verhältnisse Griechenlands, soweit dieselben für das Mittelalter in Betracht kommen, gegeben ist. Wie in seinen frühern einschlagenden Arbeiten bewährt sich Hertzberg auch in dieser als einen vortrefflichen Kenner jener dunkeln, trüb gärenden und eigentlich so wenig anziehenden Zeit, und er hat es verstanden, seinem an sich so wenig fesselnden Gegenstande doch durch den von ihm eingenommenen Standpunkt ein allgemeineres Interesse zu geben und durch eine ansprechende und geschmackvolle Darstellung den Leser anzuziehen.

Einen Gegenstand von dem allgemeinsten und vielseitigsten Interesse behandelt die zweite Abtheilung der siebenunddreißigsten Lieferung der Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Staatengeschichte. Da hat es Alfred von Reumont, einer der besten Kenner Italiens und gewiß der beste Kenner Toscanas und seiner Vergangenheit, unternommen, die „Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats" zu erzählen. Der vorliegende erste Theil behandelt die Geschichte Toscanas unter der Herrschaft der Medici, von der Einsetzung Alessandro's durch Kaiser Karl V. bis zum Erlöschen des einst so glorreichen Hauses mit Johann Gasto und dem Regierungsantritt des Lothringers Franz Stephan im Jahre 1737. Ein außerordentlich wechselndes, lebensvolles Bild ist es, was hier an uns vorüberzieht; dasselbe erhält einen besondern Reiz

noch dadurch, daß der Geschichtschreiber auch auf die culturgeschichtliche Seite seines Gegenstandes genauer eingegangen ist, als dies bei einem vornehmlich der politischen Geschichte gewidmeten Werke zunächst nöthig erscheint; wo es sich aber um Medici, Toscana und Florenz handelt, ist eine solche Erweiterung der Arbeit nicht nur zu entschuldigen, sondern durchaus gerechtfertigt und durch die Sache selbst geboten. Daß die hier gegebene Darstellung der Geschichte Toscanas wissenschaftlich auf das beste begründet ist, daß Quellen und Hülfsmittel mit einer in Deutschland nicht leicht erreichbaren, erschöpfenden Vollständigkeit benutzt sind, bedarf für alle diejenigen, welche den Verfasser, seine Verdienste und seine Vertrautheit mit Land und Leuten, Denkmälern und Literatur kennen, nicht erst noch einer besondern Erwähnung; auch die geschmackvolle und ansprechende Schreibweise ist den Lesern der frühern Werke Alfred von Reumont's hinreichend bekannt.

Hoffen wir, daß das neubelebte Unternehmen der von Heeren und Ukert begründeten „Geschichte der europäischen Staaten" in gleich trefflicher Weise weitergeführt werde; dann wird es den Ehrenplatz, den es in unserer historischen Literatur so lange besessen hat, auch in Zukunft behaupten und den jetzigen wie spätern Generationen eine reiche Quelle der Bildung und Aufklärung werden.

Hans Prutz.

Der Pessimismus im Christenthum.

Optimismus und Pessimismus. Der Gang der christlichen Welt- und Lebensansicht von W. Gaß. Berlin, G. Reimer. 1876. Gr. 8. 4 M.

Erst kürzlich gab uns Huber in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" den ersten Rückblick auf die Geschichte des Pessimismus bei den Alten und Neuern und zwar in der Philosophie und der Dichtung. Es war dies ein sehr dankenswerther Versuch, weil er in solcher Ausführlichkeit meines Wissens noch nicht gemacht worden war und die Berechtigung dieser Lebens- und Weltanschauung nur um so klarer erwiesen hat. Es erhellt auch daraus, daß der Pessimismus nicht lediglich subjectiv ist und aus zufälliger Stimmung hervorgeht: wäre dem so, so würde er niemals als historische Erscheinung behandelt werden können. Im vorliegenden Werke ist das in gediegenster Weise geschehen, sowol was die weit über das Gewöhnliche sich erhebende Darstellung, als auch den tiefschöpfenden Inhalt betrifft. In Bezug auf den letztern hält das Buch mehr als es verspricht; denn ist auch der erstere Theil der christlichen Weltanschauung gewidmet — und auch dieser nicht ausschließlich, da gleich anfangs der Standpunkt des Alten Testaments mit berücksichtigt wird —, so beschäftigt sich doch der zweite Theil der Schrift vorzugsweise mit den Philosophen von Leibniz bis auf Hartmann herab und nicht minder mit der Dichtung unserer Classiker und Romantiker.

Der gelehrte Verfasser wollte unter dem Eindruck des neuesten pessimistischen Streits der Weltanschauung der Vergangenheit und ihren Wandlungen nachgehen und den jetzt geführten Verhandlungen somit einen historischen Hintergrund geben, um sie dadurch fruchtbarer zu machen, als sie durch bloße Vergleichung oder Entgegensetzung allgemeiner Gedanken werden können. Und dieses sein Bestreben ist ihm denn auch gelungen. Seine Leistung beruht auf den eingehendsten Forschungen, und die Ergebnisse derselben hat er in der objectivsten Weise, wie es dem Historiker geziemt, mitgetheilt. Eine solche Arbeit verdiente wol eine ebenso eingehende Besprechung; doch bietet sie des Anregenden und Belehrenden so viel, daß ich es vorziehe, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen, und hier nur einige Punkte hervorheben will.

Schopenhauer vindicirt bekanntlich dem Christenthume den Pessimismus gegenüber dem seinem Dafürhalten nach optimistischen Judenthum. Das dürfte sich bei näherer Betrachtung und nach Gaß' Darlegung kaum erhärten lassen. Von den beiden alttestamentlichen Büchern Hiob und Koheleth redend, sagt er:

> Innerhalb der Christenheit haben beide Schriften eine bedeutende Mission erlangt, die eine dauernd, die andere wie der Jacobusbrief zeitweise. Den ergreifenden Reden und Vorhaltungen im Hiob hat sich eigentlich keiner verschließen wollen, wie es ja stets das Vorrecht des Dichters gewesen, daß er bei allen Gehör erwarten darf; diesem aber haben die demüthig Hoffenden und für jede Begeisterung Empfänglichen sich besonders willig angeschlossen. Dagegen unter den trüber und nüchterner Gestimmten hat Koheleth Partei gemacht, die Düsterseher führten das Buch im Munde, und für den kirchlichen Pessimismus ist es zur Autorität geworden. Und wer damit noch nicht genug hatte, mochte auch an viele Psalmstellen, an die Klagelieder Jeremiä und endlich an Jesus Sirach denken, der es Kap. 40, 1 gerade heraussagt: „Es sei ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, von Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist."

Hieran möge es mir gestattet sein, einige Bemerkungen anzuknüpfen. Was Hiob betrifft, so wird der entschieden pessimistische Anstrich der ersten 37 von den 42 Kapiteln des Buchs — also des weitaus größern Theils desselben — allerdings durch den Schluß verwischt; er würde es aber kaum sein, endete das Buch nicht wie ein Roman — was es nach der ausgesprochenen Ansicht selbst eines alten jüdischen Weisen sein soll — auf eine befriedigende Weise. Entspricht aber ein solches Ende der Wirklichkeit? Gewiß nur in den allerseltensten Fällen. Selten freilich, aber bei weitem nicht so selten wie der glückliche Schluß ist die Leidensgeschichte Hiob's. Man denke z. B. nur an die vielen, welche in Kriegszeiten von ganz ähnlichen Calamitäten heimgesucht werden, wie Hiob, ihre Söhne hingerafft vom Schwert, ihre Töchter vielleicht geschändet oder, wie sie selbst, eine Beute der Pest, ihr Hab und Gut geplündert: wie können so schwer Geprüfte anders als in den Pessimismus jenes Prototyps al zur Verzweiflung getriebenen Leidenden verfallen? U ihnen antwortet kein Gott und verweist sie, wenn sie Klagen ausbrechen und ihrem Herzen Luft machen. T Tröster Hiob's übrigens, seine Freunde, die ihn zu wid legen suchen, ehe Gott selbst dies unternimmt, nun, die fi

ja sprichwörtlich geworden! Koheleth anlangend, so wird es gewiß manchem Leser neu sein, wiewol es ihn nicht befremden kann, zu erfahren, daß dieses Buch von den jüdischen Schriftgelehrten bei der Zusammenstellung des Kanons anfangs hat ausgeschlossen werden sollen und schließlich nur deshalb Aufnahme darin gefunden hat, weil der Anfang und das Ende religiös gehalten sind, was, beiläufig gesagt, einen Witzling veranlaßt hat, sich die Sache so zu erklären, daß man sich dabei von der sehr richtigen Beobachtung hat leiten lassen, daß die große Menge in der Regel nur den Anfang und den Schluß eines Buchs, nicht aber den Inhalt liest. Daß der Geist dieses Buchs nicht dem sonstigen alttestamentlichen entspricht, kann man wol im ganzen einräumen. Schopenhauer stützte seine Anklage des Optimismus des Judenthums — ich sage Anklage, da ja bekanntlich in seinen Augen der Optimismus als eine verruchte Denkungsart gilt — ganz besonders auf das παντα καλα λιαν des ersten Kapitels der Genesis. Soweit nun die Bücher der Heiligen Schrift allein als die Lehre des Judenthums bildend in Betracht kommen, so läßt sich die optimistische Anschauung derselben freilich nicht in Abrede stellen, obgleich Schopenhauer selbst in der Erzählung vom Sündenfall einen pessimistischen Zug erkennt, der ihn doch einigermaßen wieder mit dem Alten Testament aussöhnt. Was aber auch die Grundanschauung des Judenthums sei, so haben doch spätere Schriftgelehrte pessimistische Ansichten hineingetragen. So z. B. heißt es im Midrasch-Commentar gerade zur obenerwähnten, Schopenhauer's Aerger in so hohem Grade erregenden Stelle Gen. 1, 31: „Gut, das bedeutet den Tod", wo also die Erlösung vom Leben als das einzige Gute daran erklärt wird. Dieselbe Ansicht kommt auch, im Widerspruch mit dem übrigen Theile der Liturgie, worin fortwährend um die Erhaltung des Lebens gebeten wird, im Gottesdienste am Versöhnungstage zum Ausdruck. Und was kann wiederum pessimistischer sein, als wenn derselbe Midrasch zu Gen. 37, 1 sagt: „Als Jakob wünschte, in Ruhe zu weilen, da brach der Verdruß über die Joseph-Angelegenheit aus. Als ob es den Frommen nicht genügte, den Frieden der künftigen Welt zu genießen, wollen sie desselben etwa auch in dieser Welt schon theilhaftig werden?"

Solchen Aussprüchen stehen allerdings in den jüdischen Schriften auch ganz entgegengesetzte, optimistische gegenüber; sie dürften aber meist nur als Trost im Leiden und unter Trübsal dienen, wie z. B. der einem Gelehrten aus Gimsu entstammende: „Auch dies ist zum Guten", der ja schon in seiner Fassung den ebengedachten Charakter an der Stirne trägt.

Gehen wir zum Christenthum über, so besteht dessen Gegensatz zum Judenthum wol hauptsächlich in der Verachtung des irdischen Lebens und seiner Genüsse, eine Lehre, gegen welche die englischen Deisten, wie freilich gewissermaßen schon Luther vor ihnen, Front machten, wie sich das in dem berühmten „Universal Prayer" von Pope ausspricht, wenn er sagt: „T'enjoy is to obey". Außerdem weichen die beiden Religionen aber auch ganz entschieden hinsichtlich des dem Christenthum eigenthümlichen sittlichen Pessimismus voneinander ab, dessen Begründer, wie Gaß uns belehrt, Augustin war.

Von besonderm Interesse war uns in dieser, das Mittelalter behandelnden Partie des Buchs die Analyse der einst so berühmten Schrift des Papstes Innocenz' III.: „De Contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis" u. s. w. Wie wir aus Gaß erfahren, war das Werk vom 16. Jahrhundert ab völlig in Vergessenheit gerathen, bis es erst 1855 von Achterfeld in gereinigter Gestalt wieder bekannt gemacht wurde. In diesem Büchlein, sagt er mit Recht, habe der Pessimismus einen höchst ausgezeichneten Sprecher gefunden. Zwar handle es eigentlich nicht von der Weltverachtung, sondern nur von dem Elende des menschlichen Zustandes; in diesem engern Kreise aber bewege es sich desto gründlicher. Zu dem Entwurfe eines Schreckensgemäldes menschlicher Angelegenheiten werden Hiob, Koheleth, Klagelieder und Trauerpsalmen ausgebeutet, auch Aussprüche der Classiker, in denen der Verfasser nicht übel bewandert erscheint, herbeigezogen und dabei die dunkelsten Farben der Kirchenlehre benutzt. Wir hören die Rede eines überzeugten Menschen. Niemand werde diese Blätter ohne Eindruck aus der Hand legen; hier spreche nicht poetische Uebertreibung noch trübe Anwandlung, bitterer Ernst und scharfer Verstand führen das Wort, und das Thema werde wie ein großartiges Ziel verfolgt, bis zu welchem kein Schritt erlassen werden soll.

Bei der Besprechung des E. von Hartmann'schen Pessimismus kommt der Verfasser auf die ebenerwähnte Schrift zurück und sagt:

Vielleicht hat Hartmann von der Weltverachtung des alten Innocenz keine Kenntniß gehabt, jedenfalls nicht an dessen Büchlein gedacht; um so merkwürdiger ist, daß er in den folgenden Ausführungen mehrfach denselben Ton anschlägt, seine Schilderung berührt sich mit der längst verschollenen Rede eines Mannes, welcher nach seiner Theorie noch völlig in die Nacht der Illusionen gehört. Beide schlagen das Lebensbuch auf, Blatt für Blatt wird umgewendet von der Wiege bis zur Bahre.

Hier hat Gaß jedoch vergessen, daß, wie er uns bei der Analyse des Innocenz'schen Büchleins mittheilt, der Blick dieses Pessimisten noch über das Grab hinausdringt, aber ohne sich zu erhellen. Was diese Schrift noch merkwürdiger macht, ist, daß auch sie, ganz wie die Werke Schopenhauer's und Hartmann's, „nicht die Auslassungen eines verdrießlichen Greises, sondern eines eben erst gereiften Mannes" enthält, „der in solcher Gerichthaltung über Anfang, Mittel und Ende des menschlichen Lebenslaufs sich und andern genugthun wollte".

Auf die Dichtung kommend, bemerkt der Verfasser, „nicht den Schmerz allein, auch das Glück soll die Muse tragen helfen". Er verwirft die Meinung derer, welche behaupten, daß künstlerische und poetische Schönheit überhaupt nicht aus der Welt, d. h. aus dem in sie gelegten Inhalt und ihren Formen geschöpft, sondern nur ihr angedichtet seien. Mit solchen Dualisten, meint er, wolle er sich nicht auseinandersetzen. Mit mehr Recht aber werde auf die Vorherrschaft der tragischen Motive im Drama und selbst in der Lyrik hingewiesen und der Schluß gezogen, daß der Schmerz, von dem die Poesie mit Vorliebe zu singen und zu sagen weiß, darum auch das Ueberwiegende sei in dem Leben, von dem sie abhängig ist. Die Thatsache, fügt er hinzu, sei unbestreitbar, sie gestatte aber noch eine andere Erklärung. Diese Erklärung

möge man im Buche selbst nachlesen: für den Pessimisten genügt die Unbestreitbarkeit der Thatsache. Ich habe sie anderswo nachzuweisen versucht. Ein auch nur oberflächlicher Blick auf die Dichtung aller Zeiten und Völker reicht übrigens hin, die Thatsache in die Augen springen zu lassen. Von den griechischen Tragikern ganz abgesehen, frage ich, was wäre Dante ohne sein „Inferno“, Shakspeare ohne seinen „Hamlet“, „Lear“ und „Macbeth“, Milton ohne sein „Verlorenes Paradies“? Vielleicht noch immer bedeutende Dichter, keinesfalls aber die Sterne erster Größe, als welche sie durch die genannten Schöpfungen gelten. Wenn Gaß von unserer classischen Poesie und deren beiden größten Führern zugibt, es sei mit Recht gesagt worden, daß sie sich mehr im Wohlgefühl bewegen oder ihm zustreben, und von Goethe speciell hinzufügt, er werde durch seine Bemerkung über die Schwierigkeit, gute Tage zu ertragen, oder durch seine Klage über mangelndes Behagen noch nicht zum Sänger der Traurigkeit, so scheint er, als er dies niederschrieb, den „Faust“ vergessen zu haben, durch welchen fast allein Goethe zum Weltdichter geworden. Und überwiegt in dieser Dichtung nicht etwa die Traurigkeit, oder darf der Optimismus diese wol als den Ausdruck seiner Lebensanschauung in Anspruch nehmen? Ich rede hier natürlich nur vom ersten Theile der Tragödie; den zweiten wird man ja doch nie jenem gleichstellen wollen: er wird stets dunkel und der Menge ungenießbar bleiben.

Uebrigens beschließt der Verfasser das hier in Rede stehende und sehr anregende neunte Kapitel, welches die Ueberschrift führt: „Die ästhetische Glückseligkeit, ein pessimistischer Gegendruck“, mit folgenden beherzigenswerthen Worten, die, wie ich erst kürzlich in d. Bl. angedeutet, meine volle Zustimmung haben:

> Dies einige ganz kurze und leicht zu vermehrende Auszüge dessen, was ich den wahren Pessimismus nennen möchte; wer davon ein Lied singt, dem sollen wir alle andächtig zuhören. Es sind ernste Erkenntnisse eines Kritikers, der aufmerksames Gehör zu fordern hat, nur das letzte Wort darf er nicht behalten.

Von der Hegel'schen Lehre sagt der Verfasser sehr treffend: ihre Haltbarkeit scheiterte an der übermäßigen Bereitwilligkeit, den Dingen gerecht zu werden. Ferner:

> Ein Optimismus, der die Höhen und Tiefen in solchem Grade auszugleichen vermag und der seinen Bekennern zumuthet, sich dem Bestehenden als dem Vernünftigen zu unterwerfen, kann nicht der wahre sein, er ist in seinen Folgen gefährlicher als die wehmuthsvolle Entsagung Fichte's. Der Pessimismus wird nicht überwunden, weil er sich nirgends aussprechen kann.

Das wird Volkelt freilich nicht zugeben, ebenso wenig wie ich es zugeben kann, daß Schopenhauer's Pessimismus, oder auch Hartmann's, nebenbei, wie Gaß sich einmal witzig ausdrückt, „aus allerhand «Menschenhaß und Reue» zusammengekehrt“ seien.

Sein Urtheil über Hartmann's Philosophie, welcher er eine noch längere Besprechung widmet als derjenigen Schopenhauer's, faßt er am Schluß dahin zusammen, daß die dargestellte Begründung dieser Ansicht nur durch unstatthafte Methode und Willkür in der Ausführung zu Stande komme, namentlich aber an dem Fehler einer verwerflichen Zurückstellung der ethischen Interessen gegen die nur eudämonologischen leide. Darum habe sie keine Beweiskraft, am wenigsten diejenige, welche die vorangestellten Principien erheischen. Das aufgestellte Lebensgemälde geize mit den Farben der einen Art, während es die der andern verschwende. Bei aller Vollständigkeit fehle ihm die Unbefangenheit und darum auch die Wahrheit und die Treue. Es sei keine Heldenthat, die menschlichen Zustände sittlich herabzusetzen, um sie dem Heer der Uebel, die dann allein das Feld behalten, zum Raube werden zu lassen.

Nichtsdestoweniger hat der Verfasser ein scharfes Auge für diese Uebel, wenngleich er Trost dafür beizubringen versucht. Wie treffend z. B. ist es, was er über das sittliche Uebel äußert, wenn er sagt:

> Die ewigen Widersprüche des Wollens und Vollbringens, der Theorie und Praxis, des Systems und der begleitenden Zustände, die unaufhörliche Zersplitterung des Wissenstriebes in einseitige oder entgegengesetzte Momente, die Inconsequenz, von welcher die Welt lebt, um nur von der Stelle zu kommen, die in die guten Absichten einschleichende Sünde und Selbstsucht, der ewige Uebergang von der bloßen Verkennung zum Aergerniß und zur Anfeindung, die alte und neue Schwierigkeit der Erziehung und Charakterbildung, welche Kräfte fordert, die sich gegenseitig beschränken oder ausschließen, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft und Kunst fortwuchernde Leidenschaft, die willkürliche Verkümmerung des Glücks: auf bloßen Irrthum lassen sich alle diese Schäden nicht zurückführen, weil sich überall auch etwas Moralisches einmischt.

Ebenso weiß er von den „tausend Eingriffen einer unberechenbaren Naturgewalt in das Handeln der Menschen und deren Existenz, von den Widerwärtigkeiten des Wetters und den Kleinigkeiten der petites misères an bis zu den verheerenden Unglücksfällen und schrecklichen Schicksalen jeder Art“, was er das Naturübel nennt, ergreifend zu reden. „Ertrage, was als Unglück über dich kommt“, und „vermindere nach Kräften das Uebel“, ist die Doppelmahnung, die uns dafür in der Hand bleibt und wovon die eine an die religiöse Ergebung, die andere an den Verstand, den Willen und die Thatkraft gerichtet ist. Der Kampf mit der Natur habe übrigens der Menschheit, trotz der unzählbaren Opfer, die er fordert, weit mehr verliehen als geraubt. Die Schlußworte des Autors lauten:

> Was wir somit vertreten wollen, ist ein Glaube an die unendliche und von der Weltordnung selber unterstützte intellectuelle und sittliche Ertragsfähigkeit des menschlichen Wandels, ein Optimismus der Gesinnung, welcher, indem er sich als persönliche That statt des bloßen Denkens und Abwägens selbst unter Schwierigkeiten und ungelösten Räthseln aufrecht erhält, mehr leisten will als die entgegengesetzte Richtung.

Der Pessimismus nenne sich tapfer, er wolle den Dingen zu Leibe gehen und sie nehmen wie sie sind; thut er das, so werde er immerhin dem Leichtsinn der Sanguiniker gewachsen sein. Aber darum besitze er in seiner Traurigkeit noch keine ausharrende Kraft, noch werde er die Fackel vorantragen, welche nur Liebe und Begeisterung entflammen können. Man vergleiche diese letztern Bemerkungen mit dem „Schlußwort“ meines Faust-Commentars, und man wird sagen müssen, daß der jüdische Standpunkt mit dem christlichen, wenigstens wie der von Gaß eingenommene, so genau als möglich übereinstimme, was die von ihm mit so viel Geschick und Sachkenntniß behandelte Frage betrifft.

Die bedeutungsvollen zehn Schlußsätze, in welchen

der Verfasser gewissermaßen den ganzen Inhalt des Buchs kurz zusammenfaßt, kann ich hier nicht wiedergeben; ich glaube aber auf die Wichtigkeit dieses letzten Erzeugnisses des berühmten Dogmatikers genügend hingewiesen zu haben, um den Leser zu veranlassen, das Buch selbst zu studiren.

David Asher.

Historisirende Novellistik.

1. Elisabeth von Ungnad. Historischer Roman von Mathilde Raven. Drei Bände. Berlin, Janke. 1875. 8. 12 M.

„Die Wiege einer Dynastie", so hätte dieser Roman betitelt werden können, da in demselben Grundverhältnisse des ursprünglich allerdings katholischen Madonnencultus zu derartigen Phantasieconsequenzen auf reichsgeschichtlich protestantische Situationen übertragen werden, daß danach aus dem Schose einer verarmten und heimatlosen, politisch flüchtigen Jungfrau schon vor länger als 200 Jahren beinahe ein protestantischer deutscher Kaiser hätte hervorgehen können. Diese Sache klingt auf solche Art vielleicht wunderbar, ist aber im Grunde ganz einfach nur die, daß in diesem als „historisch" bezeichneten Romane von einem sehr achtbaren deutschen Reichsfürsten zweiter Rangordnung, und zwar aus dem schwedisch-gesinnten Parteilager des Dreißigjährigen Kriegs, erzählt wird, er habe vor seiner legitimen Ehe mit einem sehr poetisch geschilderten, protestantisch revolutionären Edelfräulein einen Liebeshandel gehabt, aus welchem heimlicherweise ein Sohn hervorgegangen sei, der, da seine Mutter scheinbar und allerdings auch nur heimlicherweise dem Vater angetraut gewesen sein sollte, beinahe, wenigstens nach den möglichen Wünschen seiner sehr edeln Mutter, als des Vaters Erbes- und Regimentssuccessor hätte auftreten können. Und da nun im Anfange dieses Romans ferner angedeutet ist, wie dieser geliebte deutsche Reichsfürst ein so aufrichtiger Charakter und Patriot war, daß ihn andere treue Patrioten in jenen Zeiten der Kämpfe gegen die Wallenstein und Tilly am liebsten zum deutschen Kaiser gemacht hätten, so könnte man in phantasievollem Sinne von der poetischen Wiege in diesem „historischen Romane" allerdings sagen: daß sie möglicherweise die Wiege einer Dynastie und, vorausgesetzt, daß man im 17. Jahrhundert schon an einen Erbkaiser von Rechts wegen hätte denken können, sogar die Wiege einer protestantischen Kaiserdynastie hätte werden können.

Im übrigen sei rein factisch bemerkt, daß der Held der Liebesgeschichte dieses Romans ein regierender oldenburger Herr ist, und zwar mit dem einfachen oldenburgischen Grafentitel jener Zeit. Seine protestantische Madonna, die als Elisabeth von Ungnad dem Buche den Titel gegeben hat, soll einer, seit der prager Schlacht am Weißen Berge von 1620 in Ostfriesland Asyl suchenden Edelfamilie von Weißenwolf angehört haben, hat aber vermuthlich, außer dem beliebigen Namen Libussa (d. h. Elisabeth), nicht irgendeine Bezüglichkeit zu wirklich historischen Personen und Ereignissen. Dagegen kommen in dieser Erzählung andere Namen von historischem Klange vor, wie Marenholz, Wangenheim, Köckeritz, Freese, Wedell, Diepenbrock, Krosegk, Wiarda, Bohn, Königsmarck. Dieser letztere Name, am Schlusse der Erzählung, erinnert offenbar mit der Absicht der Erzählerin daran, daß das folgende 18. Jahrhundert in der That einen protestantisch deutschen Madonnensohn von historisch erheblicher Bedeutung gekannt hat; denn die Mutter jenes Grafen Moritz von Sachsen, welcher zeitweilig mit dem spätern Herzog Biron von Kurland um die Neigung der Anna von Rußland und somit eventuell vielleicht gar um die moskowitische Kaiserkrone rivalisirte, war eine hannoverische Gräfin Aurora von Königsmarck. Dieser Marschall von Frankreich, der 1750 als der natürliche Onkel der Dauphine von Frankreich, der Mutter Ludwig's XVI., im Schloß Chambord starb, hatte den berühmten Namen „Moritz von Sachsen" bekanntlich von jenem staatsmännischen Kurfürsten Moritz der Reformationszeit geerbt, der 1553 in einer Schlacht auf welfischem Boden sein gleichfalls denkwürdiges Leben endete.

Mathilde Raven stammt aus Meppen in Westfalen, trat von Hannover aus 1851 zuerst mit einem Roman „Welt und Wahrheit" über Verhältnisse der höhern und mittlern deutschen Gesellschaft auf und ist, nach den Schilderungen ihres neuesten Romans über ostfriesische Localitäten, wie Aurich und Emden, offenbar geistesverwandt mit Emma von Dincklage, die 1871 ähnliche norddeutsche Landschaftsbilder unter Titeln wie „Geborgenes Strandgut", „Treue Seelen", „Friesische Köpfe" veröffentlicht hat.

2. Wlasta. Roman von Friedrich Karl Schubert. Prag, Verlag der Bohemia. 1875. 8. 6 M.

Wlasta ist der Name jener sagenhaften czechischen Heroine, welche einst den Aufstand des sogenannten Mägdekriegs hervorgerufen hat. Sie war ein waffengeübtes Hoffräulein jener Libussa, welche als Amazonenkönigin über Böhmen und dessen Männergeschlecht herrschte. Die Libussa heirathete den Przemysl oder Primislav und beraubte dadurch Wlasta ihres Geliebten, denn er hatte dieser die Ehe versprochen. Wlasta's Haß richtete sich gegen die Königin, sie heirathete ohne Liebe den Dimitri, und dieser vergiftete Libussa. Aber Wlasta erntete nicht die gehoffte Frucht dieser That, denn Przemysl wendet sein Herz entsetzt von ihr ab, läßt Dimitri hinrichten, maßt sich gegen die Constitution des böhmischen Wahlreichs die Herzogskrone an und löst die heldenhafte Amazonenschar Libussa's auf. Wlasta, die Verschmähte, um das constitutionelle Recht der freien Wahl aufrecht zu erhalten, sammelt nun um sich die Amazonen, ruft alle Böhminnen gegen die Männer zu den Waffen, und also entbrennt der fabelhafte Krieg der Frauenemancipation, von dem die Geschichtschreibung berichtet.

So wird im vorliegenden Roman der Inhalt der Wlasta-Sage geschildert. Diese Sage selbst aber bildet nicht den eigentlichen Inhalt des Romans; derselbe behandelt vielmehr die Schicksale eines Dichters Alfred

Stromer, der über diese Wlasta-Sage ein Drama: „Wlasta oder der Mägdekrieg", geschrieben hat und dasselbe sehr gern zur Aufführung bringen möchte. Dabei entwickelt sich in der Psychologie dieser Dichterseele der allerdings merkwürdige literarische Zwiespalt der Natur, daß er bei dem Dichten seiner dramatischen Wlasta stets an seine Schwägerin — er ist bereits verwitwet — gedacht und sich in dieselbe verliebt hat, obgleich dieselbe, wenigstens wie aus diesem Romane hervorgeht, mit der Wlasta der Sage oder Geschichte ganz und gar keine Aehnlichkeit hat; und als er darauf nun die Schauspielerin Helene Treufels kennen lernt, welche seine dramatisirte Wlasta auf einem angeblich königlichen Hoftheater zur Darstellung bringt, so scheint ihm diese Helene mit einer idealisirten Wlasta denn doch mehr Aehnlichkeit zu haben; er verliebt sich also nun noch mehr in die königliche Hofschauspielerin und schwankt infolge dessen durch die 410 Seiten lange, großformatige Erzählung zwischen dem persönlich vermuthlich ganz unähnlichen und dem artistisch wenigstens präsumtiv ähnlichen Wlasta-Ideale; bis er endlich, nachdem er durch hochromanhafte Ver- und Entwickelungen zu der Enthüllung gelangt ist, daß seine Wlasta-Darstellerin zufälligerweise eigentlich auch wirklich Wlasta heißt und die verkannte Erbin eines schon im Aussterben begriffenen historischen Adelsgeschlechts ist, von der Liebe zu dieser sowol theatralischen als historischen Wlasta völlig erobert und von ihr an den Traualtar geführt wird.

Wenn also dieser soi-disant-Roman an sich schon ein Curiosum insofern ist, als er das Thema von den Wechselwirkungen und der eventuellen Vermischung zwischen dem Objecte persönlicher Empfindung und dem Objecte künstlerischer Darstellung zu einer — wir setzen diese Absicht voraus — virtuosenhaft complicirten und pointirten Dialektik ausgearbeitet hat, so wird die Curiosität dieses Literaturcuriosums nochmals virtuosenhaft potenzirt durch ein Selbstgeständniß der Vorrede, in welcher der Verfasser sagt:

> In dem vorliegenden Roman „Wlasta" ist zu öftern malen in anerkennendster Weise von einer Tragödie „Wlasta" die Rede, und ihr Verfasser, der Doctor Alfred Stromer, wird als ein großer Dichter bezeichnet. Mittlerweile schrieb ich selbst eine Tragödie: „Wlasta oder der Mägdekrieg". Die Alfred Stromer ertheilten Lobsprüche sind aber keineswegs als eine Reclame, die in diesem Falle beispiellos kühn und naiv wäre, für meine Tragödie aufzufassen. Als ich den Roman dichtete, ahnte ich selbst noch nicht, daß der Plan der Tragödie, den ich meinen Helden Doctor Stromer entwerfen ließ, später auf mich selbst eine so zwingende Macht ausüben würde. Ich bemerke daher nochmals ausdrücklich, daß alle Stellen des Romans über die Tragödie „Wlasta" völlig objectiv geschrieben sind und sich nur auf Alfred Stromer's, nicht auf mein dramatisches Talent beziehen. Welches Schicksal aber auch meiner Tragödie „Wlasta oder der Mägdekrieg" bestimmt sein mag, so werde ich mich neidlos des großen Erfolgs der Arbeit des Doctor Stromer erfreuen. München, am 24. December 1874. F. A. Schubert.

3. Ferdinand Huyk. Nach dem Holländischen des J. van Lennep von J. Dott. Drei Theile. Münster, Aschendorff. 1874. 8. 4 M.

Aeußerlich und im eigentlichen Sinne historisch ist an dieser Erzählung freilich nur das, daß eine Jahreszahl in ihr mit 17** bezeichnet ist. Weil aber zugleich hier nur solche Gesellschaftszustände vorgeführt sind, wie sie vor der Einführung der gegenwärtigen neuen Verkehrsmittel möglich und thatsächlich waren, und weil man schon gegenwärtig alle vor Einführung der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen sowie der Dampfmaschinen und ausschließlich fabrikmäßigen Industrie vorhanden gewesenen Gesellschaftszustände als historisch bezeichnen kann, so gehört dieser Roman allerdings schon zur historisirenden Novellistik.

Im übrigen schildert er nur Vorkommnisse des Privatlebens und zwar in einer Haltung, die nicht eigentlich originelle oder gar hyperoriginelle und barocke Seiten der Vergangenheit in den Vordergrund drängt, sondern nach Möglichkeit sich den noch jetzt möglichen Lebensverhältnissen anschließt, aber in den Hauptsachen auch die Grenzen der frühern Möglichkeiten mit Correctheit innehält. Hätte man dieses Buch vor 30 Jahren lesen sollen, so hätte man es vielleicht als unbedingt trivial beiseite gelegt; jetzt aber dürfte es auch in Kreisen feinerer Literaturbildung einen charakteristischen Eindruck machen. Freilich ist sein Verfasser nichts Höheres als ein Routinier, aber er ist eben auch ein Routinier, und ein jedes Literaturbestreben kann nur dann Geniales leisten, wenn es die Routine sich zu eigen gemacht hat.

Dabei gehört dieser Roman „Ferdinand Huyk" nicht etwa der geistreich exclusiven oder gesellschaftlich aristokratischen, sondern durchaus nur der volksthümlichen Unterhaltungslektüre an. Er spielt in Amsterdam und Umgegend, und Abenteuerlichkeiten des Seefahrerlebens, nach altem historischen Stil ohne Dampf und Elektromagnetismus, dienen ihm zu phantastischen Fernsichten. Die Patricierfamilie, in welcher, ähnlich etwa wie in „Soll und Haben", die verschiedenen Fäden der Romanschicksale zusammentreffen, ist hier keine commercielle, sondern eine Justizfamilie, die des Oberrichters von Amsterdam, mit ihren mannichfachen Bezüglichkeiten nach höhern sowol als untern Gesellschaftsschichten. Der Sohn des würdigen Oberrichters, ein in Italien gereister Doctor juris utriusque, ist der jugendliche Lieblingsheld dieser Geschichte, wenngleich er in der phantasievollen Schilderung, wie er in Liebes- und Lebensschicksalen über den patricischen Kaufmannssohn triumphirt, sich eine zarte romantisirende Ironie muß gefallen lassen. Die aus dem allgemeinen socialen Rahmen heraustretende Episode des hochromantischen Seeräubers, mit Erlebnissen bis nach Spanien, Westindien und Rußland, der infolge der allgemeinen Voraussetzungen des Seefahrerlebens in unmittelbarsten Berührungen mit dem hochwürdigsten Patricierthume vorgeführt wird, verleiht schließlich diesem Romane unverkennbar beabsichtigte Anklänge an den Charakter eines moralischen Schelmenromans.

4. Wilde Rosen. Bilder aus Nah und Fern von J. von Sydow. Berlin, Expedition des Sonntags-Blattes. 1874. Gr. 8. 4 M.

Neun feuilletonistische Novelletten und Skizzen [illegible] hier gesammelt, die, in ihrem Ursprunge aus der ang[illegible] lichen Heimat des Verfassers an „jener berühmten Weich[illegible] windung, wo die drei Kaiserreiche des heutigen Eur[illegible] zusammenstoßen", mit einem gewissen sinnbildlich int[illegible] nationalen Lakonismus zum Nachdenken anregen woll[illegible]

Wir heben hier hauptsächlich ein historisirendes Albumblatt hervor unter dem Titel „Fürst Lichnowski und das herzogliche Schloß zu Sagan".

Sagan liegt bekanntlich im nordwestlichen Theile der Provinz Schlesien, und das historische Schloß daselbst, welches 1628 zeitweilig dem Herzog Wallenstein von Friedland zu Lehn gegeben war, ist, nach der preußischen Anectirung von 1749, im Jahre 1784 vom Herzog Peter Biron von Kurland gekauft worden. Dessen zweite Tochter, eine Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, trat 1844 diese Herrschaft an die dritte Schwester ab, die durch ihren Geist und ihre Schönheit berühmte Herzogin Dorothea von Talleyrand-Perigord und Dino in Calabrien, die bis 1862 in viel bewunderter Jugendfrische gelebt hat. Sie wird in dieser Reminiscenz von J. von Sydow erwähnt, weil sie offen als die Freundin und Gönnerin des viel jüngern Fürsten Felix von Lichnowski auftrat und seine letzte Leidenschaft gewesen sein soll. Lichnowski, der „letzte polnische Ritter", hatte bekanntlich in den dreißiger Jahren für Don Carlos in Spanien gekämpft und seine darauf in Frankfurt a. M. herausgegebenen Memoiren dem damaligen Prinzen von Preußen, dem jetzigen deutschen Kaiser, dedicirt. Sein Herz wurde alsbald nach seinem frankfurter Tode in Sagan bestattet und ruht noch gegenwärtig neben der Herzogin Dorothea.

Im übrigen sei es uns gestattet, von J. von Sydow's internationalen Lakonismen hier zwei Citate zur Sprache zu bringen; er sagt von dem tragischen Abgeordneten des deutschen Parlaments außer anderm:

> Er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefe gekostet und sich einweihen lassen in alle Verführungsmysterien der damaligen Toilettenweisheit, sowie in die geheimnißvolle Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen.

Ferner urtheilt der Herausgeber dieser „Wilden Rosen" über den polnischen Nationalcharakter im allgemeinen:

> Polen hat nicht aufgehört zu pulsiren. Fünfundzwanzig Jahre sind seit jener Insurrection vorübergegangen.... Es gibt kein anderes Volk wie das der Polen, welches mit so viel Beharrlichkeit gegen sein eigenes Interesse kämpfte, so wenig den begründeten Forderungen der Zeit genügte, so wenig den mächtigen Gang der Weltgeschichte begriff, mit so viel Begeisterung und Leidenschaft die Hoffnungslosigkeit vertheidigte. Es ist die Freiheit, für welche sie kämpfen, und doch sind sie im Grunde nicht reif für freiere Einrichtungen. Die echte Freiheit geht hervor aus den Sitten, nicht aus den Gesetzen, nicht aus revolutionären Sprüngen, sondern aus Fortschritten wahrer Bildung. Ihre Bildung aber ist diejenige gesellschaftlicher Oberflächlichkeit, und die ist auf Kosten anderer viel zu sehr entwickelt. So sind sie nicht genug oder zu viel gebildet für die Freiheit, und wenn noch heute von manchem an die Auferstehung Polens geglaubt wird, so könnte sich dieser Glaube sicher dereinst nur in dem Maße erfüllen, als jener Mangel ersetzt und dieser Ueberfluß begrenzt wird!

Robert Giseke.

Eine Reise um die Welt.

Reise eines Naturforschers um die Welt von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Mit 14 Holzschnitten. Stuttgart, Schweizerbart. 1875. Gr. 8. 10 M.

Es ist wol nur die Pietät für Darwin, welche den Uebersetzer bestimmte, das alte wohlbekannte Reisewerk des vielgenannten Mannes nochmals ins Deutsche zu übertragen. Denn dasselbe Buch erschien bereits im Jahre 1844 in einer Uebersetzung von Ernst Dieffenbach mit Anmerkungen von demselben, von einer Umrißkarte der betreffenden Länder und Holzschnitten begleitet; eine Uebersetzung, welche alles leistete, was man von einer solchen verlangen konnte; um so mehr, als Darwin zum Behufe dieser Uebersetzung sich einer nochmaligen Revision seines Reisewerks unterzogen hatte. Wir können aber kaum glauben, daß diese Ausgabe völlig vergriffen ist. Doch zeichnet sich vorliegende neue Ausgabe durch ein Register und einzelne neuere Berichtigungen vor jener ältern aus.

Für diejenigen, welche das Buch selbst noch nicht kennen sollten, bemerken wir nur, daß der Verfasser in einundzwanzig Kapiteln San-Jago und die Inseln des Grünen Vorgebirges, Rio de Janeiro, Montevideo, die Tour vom Rio Negro nach Bahia Blanca, letzteres selbst sowie die Tour von hier nach Buenos-Ayres und Santa-Fé, die Banda Oriental und Patagonien, Santa-Cruz und die Falklandinseln, das Feuerland, die Magellanstraße sowie das Klima der südlichen Küsten, das centrale Chile, ferner Chiloë und die Chonos-Inseln sowie Concepcion, einen Uebergang über die Cordillere, das nördliche Chile und Peru, den Galapagos-Archipel, Tahiti und Neuseeland, Australien, die Keeling-Insel und die Tour von Mauritius über Sanct-Helena nach England zurück behandelt. Es wäre überflüssig, über ein so wohlbekanntes Buch auch nur noch ein Wort weiter zu verlieren.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Zwei soeben erschienene germanistische Werke aus dem Verlage von F. Schöningh in Paderborn geben uns Veranlassung, auf die fruchtbare Thätigkeit der genannten Firma auf dem Gebiete der deutschen Philologie aufmerksam zu machen. Wir können natürlich nur ein ganz allgemeines Bild entwerfen; eine eingehende Besprechung gestattet die Richtung d. Bl. nicht. Eine ganz bedeutende Stelle unter den publicirten Werken nimmt die von Moritz Heyne (Basel) redigirte „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler" ein, von welcher bisjetzt sieben Bände erschienen sind. Sie bietet in trefflicher Ausstattung billige Handausgaben von „Ulfilas", „Heliand", „Beowulf" (alle drei von Heyne herausgegeben), von „Tatian" (von Sievers), von „Isidor's Fragmenten" (von Weinhold), von der ältern „Edda" (von Hildebrand) sowie endlich eine Sammlung kleinerer Denkmale. Alle Texte sind sorgfältig revidirt und mit erklärenden Anmerkungen versehen; ausgenommen die „Edda", deren Herausgeber zu früh für die Wissenschaft dahinschwand, sind auch alle recht brauchbar gemacht durch Zugabe eines Glossars und einer Grammatik. Dieser Bibliothek schließen sich nach Format und Ausstattung an: die kritische Ausgabe des „Reinaert" von Martin (Prag); die „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache" von Heinzel (Wien), ein Zeugniß erstaunlicher Belesenheit und Genauigkeit; die „Livländische Reimchronik" von Leo Meyer (Dorpat); die „Grammatik der altgermanischen Sprachdialekte" von Heyne, von welcher leider bisjetzt nur der erste Theil, dieser freilich schon in dritter Auflage, erschienen ist, sowie die „Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik" von demselben; endlich ein Band „Altenglische Legenden" von Horstmann (Magdeburg). Eine Reihe kleinerer Abhandlungen von Suchier, Wilken, Wülcker wollen wir nur erwähnen. Daß Schöningh eifrig bestrebt ist, seinen Verlag nach der angegebenen Richtung stetig zu erweitern und die ersten Gelehrten mit ihren Werken nach dem sonst nicht viel Anziehungskraft äußernden Paderborn zu ziehen, geht aus der Ankündigung hervor, wonach im Laufe dieses und des nächsten Jahres noch eine „Mittelhochdeutsche Grammatik" von Weinhold, ein „Grundriß der deutschen Philologie" von Bartsch, „Longobardische Sprachdenkmäler" von C. Meyer (Basel) und die „Jüngere Edda" von E. Wilken (Göttingen) erscheinen werden. Glück und Gedeihen dem strebsamen Verleger, welchem die germanistische Wissenschaft schon soviel zu verdanken hat.

Ausländische Literatur.

Die neue Ausgabe von Dante's Dichtung „La divina Commedia di Dante Allighieri, da G. A. Scartazzini" (Leipzig, Brockhaus, 1874—75) ist insofern eine Art von Ereigniß im deutschen Verlage, als bisher noch keine so umfassende, italienisch geschriebene Interpretation der Dichtung von Deutschland ausgegangen ist. Es wird darin nicht für den Dilettanten und Anfänger, sondern für das wohlvorbereitete ernste Studium ein nach allen Richtungen hin vollständiger Commentar, ein exegetisch-kritisches Repertorium der „Commedia" geboten, worin alle bisherigen Commentare von der ältesten bis zur neuesten Zeit ihrem wesentlichen Inhalte nach, sammt allem sonst vorhandenen Erklärungsmaterial, insbesondere aus Dante's übrigen Schriften, aus der Bibel, den Kirchenvätern und den altclassischen Autoren, dazu einer Flut von italienischen Monographien, die in Deutschland größtentheils unbekannt, zusammengefaßt und verwerthet sind. Der Verfasser schließt indeß vielfältig auch elementare Erläuterungen zum Verständnisse des Textes nicht aus, und er hat darin eher zu viel als zu wenig gethan; die Rücksicht auf so schülerhafte Verwechselungen, wie die von pergamo und pergamena bei Kopisch, hätte ihn nicht leiten dürfen. Aus der Fülle von angeführten Bezugsstellen zeigt nicht jede einen directen Anschluß an den zu erklärenden Text, aber sie sind alle von hohem Werthe für die Erkenntniß des Gedanken- und Vorstellungsgebiets, aus welchem der Dichter Nahrung und Stoff für seine Schöpfung zog, und mit Recht sind die Glossen der alten Commentatoren, die ja so wenige zur Hand haben, fast durchaus wörtlich mitgetheilt. Die Entscheidung in zweifelhaften Fällen überläßt der Verfasser gern, nach Vorführung der Aussagen aller Gewährsmänner, dem Urtheile des Lesers; da, wo er selbst bei wichtigen Stellen sein Votum abgibt, geschieht es auf fester kritischer Grundlage und meistens mit unanfechtbarem Resultate. Die erschöpfende Auskunft in allen Abschnitten des Werks findet in einer Reihe ausführender, kritisch erwägender, bibliographisch nachweisender Excurse, von denen manche als besondere Abhandlungen gelten können, weitere Vervollständigung, und noch anderes, wie eine genaue Erörterung der Allegorie des ersten Gesanges, wird für die Prolegomeni des vierten Bandes in Aussicht gestellt. Hiermit soll das Werk abschließen, dessen erste zwei vorliegende Bände Text und Erklärung des „Inferno" und des „Purgatorio" enthalten. Diese beiden stehen übrigens in einem durch die ursprüngliche, zunächst aufgegebene, dann wieder aufgenommene Absicht des Verfassers und die vorschreitende Arbeit bedingten ungleichen Verhältnisse zueinander. Da das Werk ursprünglich einen Bestandtheil der „Biblioteca d'autori Italiani" des Brockhaus'schen Verlags bilden sollte, so mußte der Verfasser beim ersten Bande mit Widerstreben ein engeres Maß innehalten, aber auch in dieser Einschränkung bieten die 444 Seiten feinster Perlschrift ein bedeutendes Material; für den zweiten Band gestattete der Verleger uneingeschränkt freien Raum, und so umfaßt denn dieser in doppelter Stärke einen wahrhaft staunenswerthen Reichthum von Auskunft und Belehrung über Dante's „Commedia", der alles Bisherige weit überragt. Der höchste Werth aber dieser Arbeit besteht in ihrer Gründlichkeit und der unbedingten Zuverlässigkeit ihrer Angaben; der Referent hat verschiedene Abschnitte beider Bände bis in alle Einzelheiten auf das sorgfältigste geprüft und kann versichern, daß er das Geprüfte überall selbständig erarbeitet und in der geringsten Notiz bewährt gefunden, daß das hier und da Nachzubessernde verschwindend gering ist gegen *die kaum zu bewältigende* Masse des Ganzen. Werden noch die zwei folgenden Bände erschienen sein und gelingt es nachträglich dem Verfasser, auch den ersten in wiederholter Ausgabe nach dem erweiterten Maßstabe auszuführen und mit den beiden andern in Uebereinstimmung zu bringen, dann hat er seinen rühmlich bekannten Verdiensten um die Dante-Literatur ein neues von größtem Gewichte zugefügt.

Theater und Musik.

Die am 1. Juni stattgehabte Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Generalintendanten von Hülsen in Berlin versammelte Vertreter der deutschen Theaterwelt und aller mit ihr in Beziehung stehenden Kreise im Concertsaale des berliner Opernhauses. Die Feier wurde mit einer Ansprache des Directors Hein eröffnet, der im Namen der Mitglieder der berliner Hoftheater das Wort ergriff; es folgten die Intendanten der königlichen Hoftheater zu Hannover, Kassel und Wiesbaden mit ihren Glückwünschen; sie stehen bekanntlich unter der Oberleitung des Herrn von Hülsen. Dingelstedt, zu dessen Jubiläum in Wien Director Hein aus Berlin erschienen war, brachte die Glückwünsche der höchsten wiener Theaterbehörde; ihm folgte die Deputation der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, vertreten durch den Herausgeber d. Bl. und Paul Lindau. Diese junge Association, welche in kurzer Zeit bereits einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, war Herrn von Hülsen zu besonderm Dank verpflichtet für das freundliche Entgegenkommen, das er in Bezug auf Entschädigung für ältere Stücke an den Hoftheatern zu Hannover, Kassel und Wiesbaden ihr bewiesen hat. An die „Berliner Presse", als deren Sprecher Robert Schweich

austrat, war unter den Glückwünschenden. Fast alle zweiten berliner Theater und die ersten deutschen Stadttheater waren mit Adressen und Geschenken vertreten; ein glänzendes Geschenk hatte der Bühnenverein der deutschen Directoren, deren Vorsitzender Herr von Hülsen ist, ihm bereits vorher in seiner Wohnung zugestellt; die Anrede hielt hier Freiherr von Perfall. Ein Festmahl im Kaiserhof, durch Toaste gewürzt, besonders durch einen feinen und geistreichen Toast Dingelstedt's, gab der Feier einen heitern Abschluß. Hülsen's bedeutende administrative Talente, die er in der Oberleitung so vieler hervorragender Bühnen bewährt hat, fanden bei dieser Feier in erster Linie die verdiente Anerkennung.

Bibliographie.

Bärenbach, F. v., Vom Baume der Erkenntniß. Novellen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 5 M.

Becker, K. v., Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer. 1stes Heft: Critik der Geschichtsschreibung Mone's und seiner Schule. Die sogenannten Römerburgen Krieg's von Hochfelden. Karlsruhe, Creuzbauer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Blum, H., Aus unsern Tagen. 2 Bde. Magdeburg, Faber. 8. 7 M. 50 Pf.

Bolanden, C. v., Der Pascha. Erzählung für das Volk. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 30 Pf.

Bruhn, v., Feldfortifikatorisches aus alten und neuen Tagen. Kriegs- und literaturgeschichtliche Skizzen. Neisse, Graveur. Gr. 8. 2 M.

Claar, E., Shelley. Trauerspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Czartoryski, Fürst K., Unseres Burgtheaters Glück und Ende. Ein Memento Mori bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums des Burgtheaters. Vortrag. Wien, Meyer. Gr. 8. 60 M.

Deutsche Dichterhelden. Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart. Nebst einem der letzten Briefe Ferdinand Freiligrath's. Herausgegeben von K. Böttcher. Leipzig, Röhl. Gr. 4. 10 M. 50 Pf.

Feierabend, M. A., Die Entführung. Ein schweizerisches Nationallustspiel. Aarau, Sauerländer. 8. 1 M.

Frantz, C., Literarisch-politische Aufsätze, nebst einem Vorwort über die Verdienste des Fürsten Bismarck, und einem Nachwort über deutsche Politik. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 5 M.

Graesse, J. G. T., Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 10 M.

Grossmann, J., Die Amsterdamer Börse vor 200 Jahren. Ein Beitrag zur Geschichte der Politik und des Börsenwesens im mittleren Europa (1672—1673). Nach den Akten des Wiener Staats-Archives. Haag, Nijhoff. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Günther, S., Ziele und Resultate der neueren mathematisch-historischen Forschung. Erlangen, Besold. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Hammerich, M., Thorvaldsen und seine Kunst. Ein Lebensbild. Aus dem Dänischen. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 3 M.

Heine's, H., Sämmtliche Werke. Volksausgabe. 1ste Lfg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 50 Pf.

Heinemann, F. v., Der Waffenschmied von Braunschweig. Drama. Braunschweig, Haering u. Comp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Heinsius, A., Religion oder Philosophie? Eine hochwichtige Zeitfrage, beantwortet. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Hellwald, F. v., Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. à 50 Pf.

Höpfner, A., Potsdamer Lieder-Chronik. Berlin, Weile. 8. 1 M. 50 Pf.

Hopp, E. O., Transatlantisches Skizzenbuch. Federzeichnungen aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Jacques, H., Alexis de Tocqueville. Ein Lebens- und Geistesbild. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Jaenich, A., Lieb und Leid. Vier Novellen. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 8 M.

In memoriam! Karl Adolf von Vangerow und Robert von Mohl. Zwei Nekrologe. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 30 Pf.

Die Kater-Thesen und ihre poetische Begründung. Vom Heidelberger Weltweisen. Leipzig, Münter. Gr. 16. 75 Pf.

Kilian, Ueber die Orthographie der deutschen Sprache. Apologie des Buchstaben „h". Eine Humoreske. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 40 Pf.

Knauer, V., Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Königstein, W., Tagebuch über die Vorgänge seines Capitels und die Ereignisse der Reichsstadt Frankfurt a/M. in den Jahren 1520 bis 1548. Im Namen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zum erstenmale nach der Original-Handschrift herausgegeben, mit Ergänzung des verlorenen Theils aus den Schurgischen Collectaneen von G. E. Steitz. Frankfurt a/M., Völcker. Gr. 8. 6 M.

Köpke, E., und E. Dümmler, Kaiser Otto der Große. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königlich (bayerischen) Academie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 14 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Atheilung des Großen Generalstabes. 10tes Heft. 2ter Thl.: Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Einschließung von Paris. — Einnahme von Toul und Straßburg. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Lindendorf, H., Novellen. Gotha, Schlößmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Matthison, F. v., Gedichte. Vollständige neue Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Morawitz, R., Betrachtungen über den Heeresgeist und dessen Einfluss auf Staat und Krieg. Wien, Seidel u. Sohn. 1875. Gr. 8. 1 M.

Mehlis, C., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 2te Abth. Herausgegeben vom Alterthumsverein in Dürkheim. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Mommsen, T., und H. v. Treitschke, Königin Luise. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Mühlfeld, L., Die Nebelprinzessin oder Maria Theresia und ihre Jugend. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.'

Ouida, Ein Paar Holzpantöffelchen. Eine Erzählung. Aus dem Englischen von Julie Dohmke. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 M.

Pawel, J., Erik. Trauerspiel. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Pfafferott, H., Zur Frage der Amtsgerichte. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 80 Pf.

Pilgerfahrt. Ein Spottgedicht in 18 Kapiteln von Tannhäuser dem Aelteren. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Pinto-Mettkau, Graf, Suum cuique und die von Hansemann aufgepflanzte Fahne. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 M.

Pott, R., Johann Heinrich Pott. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Phlogistontheorie. Jena, Dufft. Gr. 8. 1 M.

Prüfer, T., Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin und Geschichte und Idee der Todtentanzbilder überhaupt. Ein Beitrag zur Archäologie der Kunstgeschichte. Berlin, v. Decker. Fol. 3 M.

Radics, P. v., Anastasius Grün und seine Heimath. Festschrift. Stuttgart, Cotta. 8. 2 M. 50 Pf.

Reade, C., Nur ein Gänschen. Roman. Aus dem Englischen von Alma v. Metzsch. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 10 M.

Reichensperger, A., Ueber monumentale Malerei. Vortrag. Köln, Bachem. Gr. 8. 60 Pf.

Richter, J. W. O., Deutsches Kyffhäuserbuch. Natur, Geschichte, Sage und Volksleben des Kyffhäusergebirges, dem deutschen Volke dargestellt. Eisleben, Maehnert. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Riecke, C. F., Geniestreiche im norddeutschen Eisenbahnwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung einer brennenden Frage. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 60 Pf.

Ritschl, A., Ueber das Gewissen. Ein Vortrag. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 75 Pf.

Röseler, W., Nordische Eichen. Meiner Heimath Chronik in Dichtungen. Berlin, Weile. Gr. 8. 5 M.

Ropp, G. Freih. v. der, Zur deutsch-skandinavischen Geschichte des 15. Jahrhunderts. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Salmond, C. A., Fürst Bismarck und die Ultramontanen. Erläuterung der römischen Frage in ihrer gegenwärtigen Bedeutung für Deutschland und Großbritannien. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dresdener Salonblatt. Red.: R. Prölß. 1ster Jahrgang. April bis December 1875. 39 Nrn. Dresden, Badt. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Samarow, G., Um Szepter und Kronen. 5te Abth.: Held und Kaiser. Zeitroman. 1ster Bd. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Schmid, H., Der Bauernrebell. Roman aus der Tyrolergeschichte. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Schmidt-Cabanis, R., Wenn Frauen lächeln. Humoristische Novelletten und Skizzen für und über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts. Berlin, Denicke. 8. 4 M.

Schmidt-Weißenfels, Schiller in Marbach. Zur Feier der Enthüllung des Schillerdenkmals in Marbach 9. Mai 1876. Stuttgart, W. Müller. Gr. 8. 35 Pf.

Schramm, R., Der welsche Betrug und die europäische Union. Rede. Mailand, Schramm. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

St. Gallens Antheil an den Burgunderkriegen. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Imp.-4. 1 M. 60 Pf.

Stintzing, R. v., Macht und Recht. Rede. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 75 Pf.

Stoerl, K. A. H., Wolfgang Ratke (Ratichius). Ein beitrag zur geschichte der pädagogik des 17. jahrhunderts. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 1 M.

Pädagogische Studien, herausgegeben von W. Rein. 5tes Heft: Die Fortbildung der Kantischen Ethik durch Herbart. Eine von der philosophischen Facultät in Leipzig gekrönte Preisschrift. Von K. S. Just. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 60 Pf.

Tangermann, W. (Victor Granella), Philosophie und Christenthum in ihren Beziehungen zur Cultur- und Religionsfrage. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Trautz, T., Der Pessimismus, seine Begründung in der neueren Philosophie, sein Einfluß auf die gegenwärtige Durchschnittsbildung und sein Verhältniß zu Bibel und Christenthum. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 50 Pf.

Tscheud, A., Sicilien, der Prüfstein italienischer Staatsweisheit in Reisebildern. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Vogt, F., Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter. Vortrag. Halle, Lippert. Gr. 8. 80 Pf.

Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. Leipzig, Röhl. Gr. 16. 1 M. 25 M.

Weniger, E., Wider Herrn Klapp. Ein Wort der Abwehr gegen die Wanderredner des Protestantenvereins. Lüneburg, Engel. Gr. 8. 25 Pf.

Weyhe-Eimke, A. Freih. v., Karl Bonaventura von Longueval Graf von Buquoy, Ritter der habsburgisch-österreichischen Monarchie. Eine Episode aus dem 30jährigen Kriege. Quellenstudie aus dem Schloss-Archive zu Gratzen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wiese, L., Die Macht des Persönlichen im Leben. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 75 Pf.

Wunder, E., Ueber den epischen Wert der Voltaireschen Henriade. Inauguraldissertation. Lübeck. Gr. 4. 1 M.

Ziller, T., Vorlesungen über allgemeine Pädagogik. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Zschokke, H., Religiöse, sociale und häusliche Verhältnisse des Orients unter dem Einflusse des Islam. Zwei Vorträge. Wien, Kirsch. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 22. Juni 1876.

Inhalt: Novellen aus der Cavalierperspective. Von **Rudolf Gottschall**. — Ein Spanier über Italien. Von **Otto Speyer**. — Zur Nibelungenfrage. Von **Reinhold Bechstein**. — **Feuilleton.** (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Novellen aus der Cavalierperspective.

1. Der rothe Baschlik. Novelle von J. van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1873. Gr. 8. 3 M.
2. Eine große Dame. Novelle von J. van Dewall. Zweite Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. Gr. 8. 6 M.
3. Der Spielprofessor. Eine Erzählung von J. van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1874. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.
4. Der Ulan. Roman von J. van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1875. Gr. 8. 5 M.
5. Else Hohenthal. Roman von J. van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1876. Gr. 8. 5 M.

Eine Reihe von Novellen und Romanen aus der Feder Johannes van Dewall's liegt vor uns; alle tragen eine ganz bestimmte, scharf ausgeprägte Physiognomie zur Schau: es sind Novellen aus der Cavalierperspective, deren Hintergrund meistens der „höhere Sport" bildet, besonders der Sport, der an den Spieltischen der Bäder heimisch ist. Wettrennen, Duelle, militärische Abenteuer spielen mit in die Handlung herein oder bilden ihre Wendepunkte; mit allen andern Romanen haben sie dabei gemein, daß die Liebe den Mittelpunkt bildet, um den der ganze Kreis der Handlung sich bewegt.

Als Semilasso seine Weltfahrten antrat, da ging der Cavalier auf Reisen; aber es war nicht der gewöhnliche Wald- und Wiesencavalier, es war ein gebildeter, genial angeflogener Aristokrat, der neben den Vergnügungen des high-life und des Sport seinen eigenen, oft ketzerischen Gedanken über Welt und Leben, Gesellschaft und Sitte nachhing, welcher über die Politik der Zeitgenossen und die Berühmtheiten der Kunst und Literatur oft interessante Bemerkungen und Mittheilungen machte. Mit Semilasso trat der Cavalier in die Literatur, aber der Cavalier, der ihr Theilnahme und Verständniß schenkte, der weniger vom Junker hatte als vom Lord, und der in Lord Byron für seine Weltfahrten und Abenteuer ein glänzendes Vorbild fand. Ja der Cavalier Semilasso gab den Anlaß zu den jungdeutschen Weltfahrten der bürgerlichen Autoren, die in seinem Fahrwasser sich bewegten; einige von ihnen, wie Laube, suchten auf eigene Faust, so gut es gehen wollte, den Cavalier zu spielen, und schlugen auch in der Literatur einen sporenklingenden Ton an, sowie sie die Mode origineller Röcke aufbrachten und ähnliche, aus der Literatur herausfallende Alfanzereien.

Die Helden der Dewall'schen Novellen — denn diese Erzählungen Romane zu nennen, ist kein Grund vorhanden, da sie auf die Spitze persönlicher Erlebnisse gestellt sind und nirgends ein breiteres Culturgemälde entrollen — sind nun keine geistreichen Cavaliere à la Semilasso, keine politischen Tories oder Whigs, keine Weltfahrer mit größern Perspectiven; es sind entweder junge Edelleute, die in den Bädern an der Spielbank thätig sind, spazieren reiten, sich verlieben und gelegentlich duelliren, oder es sind Militärs, die sich aber weniger auf dem Schlachtfelde als in den Abenteuern der Salons auszeichnen. Diese ganze Welt mit der weiblichen Ganz- und Halbwelt wird in resoluter frischer Weise dargestellt; der Stil ist der Cavalierstil, kurz angebunden, die Zigeunersprache dieser Kreise mit kundiger Gewandtheit handhabend, im Gebrauch von Fremdwörtern nicht spärlich und zurückhaltend, sodaß das Ganze hinlänglich bunt erscheint, um sich von der schlichten Prosa der bürgerlichen Novellistik zu unterscheiden. Bisweilen wird der Parfum der Salons durch etwas Stallgeruch abgelöst, immer aber bewegen wir uns in der Sphäre des Cavaliers.

Die Heldinnen dieser Novellen sind entweder sehr pikante Weltdamen, die vor keinem Abenteuer zurückschrecken, wie die „große Dame", oder es sind liebenswürdige Schönheiten, die sich in problematischen Verhältnissen bewegen, wie die Besitzerin des „rothen Baschlik" und Else Hohenthal, die dann aber durch die Macht der Liebe errettet werden, oder es sind normale Vertreterinnen der Halbwelt, wie die Genossin des Spielprofessors, die von ihm als Lockspeise für die badereisen-

Gimpel benutzt wird. Ganz harmlos ist nur die Französin in der Erzählung „Der Ulan“.

Bei dieser Beschaffenheit des Inhalts ist es natürlich, daß die Novellen fast durchweg den Charakter eines pikanten Hautgout tragen; wir bewegen uns in den Kreisen der eiteln Weltlust, welchen andere geistige Interessen fremd sind, und alle Elemente der Corruption werden mit besonderer Vorliebe gezeichnet. Die Romantik des Cavalierlebens besteht ja in Abenteuern von zweifelhafter Legitimation, und Persönlichkeiten wie der Spielprofessor gehören zu den typischen Figuren für diese Romantik.

Wenn die Dewall'schen Erzählungen, trotz der Einseitigkeit ihres Inhalts und trotz dieses pikanten Hautgout, verbreitet durch ein so vielgelesenes Blatt wie „Ueber Land und Meer“, in weitesten Kreisen Anerkennung gefunden haben, so verdanken sie dies der frischen und lebendigen Darstellung, der Spannung, in welche wir durch dieselben versetzt werden, und dem leichten Ton der Causerie, der durch die Erzählungen hindurchgeht und deren frisch perlenden Schaum der Leser mit so lässiger Bequemlichkeit schlürfen kann, ohne aus einer Nachmittagsruhe durch beunruhigende Gedankenfülle oder schwerwiegende Seelenprobleme aufgestört zu werden. J. van Dewall ist ein gewandter Erzähler, weil er frisch und sans façon wie in der Sofaecke eines Salons seine Geschichten vorträgt und diese abendländischen Makamen mit echter Lust am Fabuliren hervorsprudelt.

Zuerst siegte Dewall unter dem Zeichen des „Rothen Baschlik“ (Nr. 1); es ist dies eine Erzählung, welche als das „Urphänomen“ seiner ganzen Novellistik betrachtet werden kann; man darf diesen Goethe'schen Ausdruck ohne Scheu auf einzelne Werke solcher Schriftsteller anwenden, die bei allem Reichthum an Varianten doch im Grunde nur dieselbe Combination wiederholen, wie das z. B. auch bei der Marlitt der Fall ist, deren „Goldelse“ als ihr novellistisches Urphänomen betrachtet werden kann.

Die Heldin des „Rothen Baschlik“ ist eine interessante Polin, die neben verschiedenen Tugenden ein kleines Laster besitzt: sie hat eine unglückliche Passion für das Spiel an der Bank. Sie hatte in den Zeiten des letzten polnischen Aufstandes, am 27. Januar 1863, ihren Gatten verloren, der am Hochzeitstage mitten unter den Hochzeitsgästen im Kampfgetümmel mit den Russen fiel, die ihn ausheben wollten. In Wiesbaden gibt sich Wilhelmine von Ponanska, einer verhängnißvollen Neigung folgend oder vielmehr um sich zu betäuben, dem Spiele hin. Ein junger Edelmann, von Lengsfeld, der diese Geschichte autobiographisch erzählt, verliebt sich in die schöne Dame und beobachtet ihre Geschicke am grünen Tisch von ferne mit wachsender Spannung; sie wird seine Nachbarin und wohnt ihm gegenüber, sie erscheint ihm als eine schöne Statue, aber doch nur als kalter Stein. Frau von Ponanska hat Glück an der Bank:

Ich sah sie kommen, ich traute meinen Augen kaum, es schnürte mir die Brust zusammen. Die Croupiers verneigten sich und warfen sich untereinander Blicke zu; der Lakai beeilte sich, ihr einen Stuhl zu verschaffen. Mit gesenkten Blicken nahm sie Platz und begann zu pointiren. Man drängte sich um sie, man zischelte, zeigte mit Fingern auf sie. Wer ist sie? Wie heißt sie? Wo kommt sie her? frug man laut und leise. Anfangs spielte sie niedrig, allmählich immer höher und kühner. Sie verlor, verlor wieder, sie schaute mit leerem Blicke auf, verzog keine Miene — ihr Gesicht war kalt und starr. Sie verdoppelte, verdreifachte ihren Satz — immer vergebens. Endlich wandte sich das Blatt zu ihren Gunsten: sie spielte mit einer fast erschreckenden Bravour, sie traf eine Serie von dreizehn, und die Bank zahlte ihr in einer Stunde 150000 Frs. aus. Es war ein wahrer Aufruhr im Saal; die Spieler, die Zuschauer, die Croupiers waren in Erregung. Ausrufe des Erstaunens wurden laut: Sie gewinnt schon wieder! Jetzt bekommt sie wieder 20000 Frs.! u. s. f. Sie hörte es nicht. Blaß, fast einer Marmorstatue ähnlich in ihren schwarzen Trauerkleidern, saß sie da, die kleinen Zähne fest aufeinandergepreßt, und beobachtete die fallenden Karten. Ihre Tante, welche unruhig hinter ihrem Stuhle hin- und hertrippelte, beugte sich einige male zu ihr herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr —, sie antwortete nur mit einer ungeduldigen Bewegung. Ich stand die ganze Zeit ihr gegenüber, eine Hölle in meiner Brust, ich schämte mich in ihre Seele hinein, ich hätte laut aufschreien mögen vor Qual, ebenso laut als es in mir aufschrie: Sie ist für dich verloren!

Herr von Lengsfeld macht einen verzweifelten Versuch, die erfolgreiche Schöne zu bekehren; er glaubt triumphirt zu haben, indem er eine Zeitungsnummer hervorzieht, in welcher ihr Sieg an der Bank Europa verkündigt wird. Vergebens! Bald ist die schöne Polin wieder in dem Banne des Spiels befangen, das sie sogar wissenschaftlich studirt. Es folgt eine Zeit schweren Verlustes, während welcher sie in die Netze eines mauvais sujet geräth, eines Spielers von Profession, des Grafen Kaluga, dessen Porträt ein Freund des Berichterstatters mit scharfen Umrissen hinzeichnet:

Dieser sogenannte Graf Kaluga ist einer von jenen gewandten Burschen, welche die ganze Welt als eine Auster betrachten — ihre Schlauheit und unsere Dummheit sind das Messer, mit welchem sie dieselbe öffnen. Niemand kann es genau sagen, wer er ist und wovon er lebt — er selbst nicht einmal. Er kann ebenso gut irgendwo einen alten zweifelhaften Stammbaum aufgelesen haben, mit einem ordentlichen *Balken etwa*, als daß die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein T. F. (travaux forcés) seine Schultern ziert. Ich traf den Burschen vor Jahren einmal in Paris, es war während der stürmischen Zeiten. Damals trug er eine Bluse und rauchte Caporal — es hieß, er sei ein Mouchard. Jedenfalls hatte er damals noch keinen Bart, und auch die Narbe noch nicht auf seiner linken Backe. Etwa fünf Jahre darauf fand ich ihn in Berlin wieder als Baron Latude. Il allait très grand trot, legte Bank und spielte Quinze wie kein anderer. Man ohrfeigte ihn damals aus dem Jockeyclub heraus, und aus der Zeit stammt auch jene Narbe — Herr von Wallburg, nämlich der, der ihn ohrfeigte, zeichnete ihn so. Er kam mir dann eine lange Zeit aus den Augen, Gott weiß wo er seine Netze auswarf. Vor zwei Jahren etwa fand ich ihn als Vicomte quelconque in Monaco wieder. Man sagte, er unterhandle im Namen des Vicekönigs wegen Placirung einer Spielbank in Kairo — natürlich alles Schwindel. Jetzt ist er nun hier als Graf Kaluga. Er ist nicht ohne Talent und um so achtungswerther, wenn es wahr wäre, daß er eigentlich von Geburt ein Schneidergeselle aus Mecklenburg ist. Enfin, er ist einer der raffinirtesten und gefährlichsten Hochstapler, um so gefährlicher wegen seiner glatten Manieren und seiner ruhigen Pistolenhand. In Monaco, sagte man, trieb er das ehrenvolle Handwerk eines Schleppers und Spielprofessors — was er hier treibt! Nun, Sie sehen es ja — er spielt.

Mit diesem Grafen zusammen studirt die schöne Minka die Geheimnisse des Spiels; ja sie borgt von ihm Geld in Augenblicken der Verlegenheit. Einmal wagt sie mit ihm einen Spaziergang um den Teich; hier kommt es zu einer unerwarteten Katastrophe; sie verspricht, ihre Schuld

baldmöglichst zu bezahlen, der Graf meint, die Angelegenheit lasse sich ja auch anders arrangiren, und erhält dafür von dem beleidigten „rothen Baschlik" eine Ohrfeige. Große Sensation, Duell zwischen dem Grafen Kaluga und dem Helden, Festungshaft und Heirath mit der bekehrten Minka.

Die Darstellung der Spielpassion hat jedenfalls psychologisches Interesse, besonders wenn eine junge Frau an dieser Manie leidet; Dewall weiß unsere Theilnahme hierfür durch die beständigen Bekehrungsversuche und Rückfälle in Athem zu halten.

Wie unser Autor wiesbadener Saisonfreuden zu schildern versteht, davon die folgende Probe:

Wagen auf Wagen ergießt seinen reizenden Damenflor wie ebenso viele kostbare Bouquets in den Ballsaal, in welchem sie sich längs der Säulen zu einer einzigen großen Guirlande vereinigen. Die schönsten und seltensten Blumen sind verschwenderisch in diesem Kranze mit eingewunden, die exotischsten und kostbarsten Gewächse zwischen manchen unscheinbaren Pflänzchen, Mauer- und Gänseblümlein. Welch strahlende Augen, welch blendende Nacken, welch reizende, duftige Toiletten! Dort jene üppige Brünette, funkelnd von Brillanten, deren Glanz nur von den Blitzen ihrer dunkeln, mandelförmigen Augen überstrahlt wird, ist eine heißblütige Pflanzersfrau aus Louisiana. Man sagt, der Krieg hat ihr Vermögen ruinirt, sie lebt hier, um zu sparen; die Rivière, welche sich wie eine elektrische Schlange um ihren Hals schmiegt, ist allein eine halbe Million Franken werth. Nicht weit davon jenes Zwillingspaar in hellen Kleidern, vom Kopfe bis zur Zehe gleich gekleidet: „zwei Rosen an einem Zweige" — es sind zwei Schwestern, Töchter eines moskauer Großhändlers erster Gilde. Seht, wie die frischen hübschen Mädchen umschwärmt sind — alles drängt sich zu ihnen mit Tanzkarten, mit Bouquets, mit galanten Redensarten — der Vater ist ein dreifacher Millionär! Da geht Frau von P..... aus Wien, die geistreichste Frau im Saale. Seht, welches prachtvolle Haar, welch ein Wuchs, und dieses strahlende blaue Auge! Sie stützt sich auf den Arm eines hochgewachsenen Offiziers, sie hängt an seinem Blicke, seinen Worten — beneidenswerther Kapitän! Jene schlanke Blondine in Hellblau ist Miß R., eine Irländerin aus dem Westen. Was für einen süßen Ausdruck sie hat, wie viel Schelmerei in diesen prachtvollen dunkelblauen Augen, hinter diesen halbgeschlossenen Wimpern — sie ist die anmuthigste und unermüdlichste Tänzerin im Saal. Dort geht die Fürstin G. am Arme ihres Gemahls, sie hinkt noch ein wenig von einem Sturze mit dem Pferde. Jene beiden glutäugigen Schönen dort, mit dem gelblichen Teint, der beim Lichte der fünf Kronleuchter wie Elfenbein schimmert, und mit den seltsam frisirten Köpfen, sind zwei Vicomtessen de B., spanische Creolinnen von der Insel Trinidad. Da kommt auch Fräulein von L. aus Berlin, die reizende Libelle mit den Feenfüßchen — und nun rauscht vom Orchester herab die herrliche Musik — der erste Walzer. Welch ein entzückender Anblick, diese allgemeine Unruhe, wie sich von selbst die Reihen ordnen und die bunten Paare durcheinander wirbeln! Hier tanzt Afrika mit Europa, Asien mit Amerika — alle Welttheile sind hier vertreten und wollen sich amüsiren.

Wie ein Cavalier um die Gunst einer Dame wirbt, erfahren wir ebenfalls aus dem „Rothen Baschlik". Die Polin nannte unsern Helden schwerfällig; er hatte ihr erzählt, wie Hermann der Cherusker auf der Flucht über sechs Pferde zugleich gesprungen sei; sie aber meinte, die deutschen Jünglinge von heute würden ihm das wol schwerlich nachthun:

Nun war ich aber von jeher ein großer Freund von allen Leibesübungen, und wider Willen beschäftigten und verdrossen mich jene Worte längere Zeit. Am Nachmittag wurde mein Pferd vorgeführt, als Frau von Ponanska gerade auf ihrer Veranda Siesta hielt. Sie stand langsam auf, lehnte sich auf die Brüstung und sah zu, wie ich Anstalten machte, dasselbe zu besteigen. „Werden Sie lange ausbleiben?" frug sie. Kaum mit der linken Hand den Sattel berührend, sprang ich mit Stiefel und Sporen behend über die Croupe des Gauls auf die andere Seite, und mich zierlich verneigend antwortete ich ihr lächelnd: „Eine Stunde etwa, meine gnädigste Frau." Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände, mit glänzenden Augen rief sie: „Bravo, charmant!", und seitdem nannte sie mich nie wieder schwerfällig.

Die Vorliebe für Reiterkunststücke, für Pferde und Hunde ist in allen diesen Erzählungen unverkennbar.

„Eine große Dame" (Nr. 2) hat etwas mehr Ansprüche auf den Namen eines Romans, als die andern Erzählungen; der historische Hintergrund, die polnische Revolution von 1863, ist hier mit einer gewissen epischen Breite ausgeführt. Die Beziehungen desselben zu der eigentlichen Handlung, der Liebe des Adjutanten Mengden zu der großen Dame, der Gräfin P., der Gemahlin des Generals und Armeecommandanten in Warschau, sind aber durchaus zufällige; der Kern der Handlung ist ein novellistischer, der in eine scharfe Spitze ausläuft. Die epische Ausbreitung der Darstellung ist eben deshalb ein Fehler; denn uns interessirt nicht der polnische Aufstand und seine Helden, nicht die Vorsichtsmaßregeln der Russen, nicht die grausamen Thaten der Wuth und der Rache, kaum die Liebe der holden Mincia zu Stanislaus Winiewski, dem thätigsten Mitgliede des revolutionären geheimen Comité; uns interessirt nur die verbotene Liebe der üppigen Generalin zu dem schönen Adjutanten, und die Ablenkung unserer Theilnahme zu den zeitgeschichtlichen Ereignissen ist zugleich eine Abschwächung derselben. Die Pointe der Erzählung erinnert an diejenige von Gustav Freytag's „Valentine", von Sardou's „Nos bons villageois"; um die Ehre der Generalin reinzuhalten, bekennt Mengden, die goldene Uhr, die sie ihm geschenkt hat, gestohlen zu haben, nachdem der General durch einen Zufall entdeckt hatte, daß der Adjutant im Besitz derselben sei, und die Generalin nimmt dies Opfer ohne Zögern an; das ist eben „eine große Dame":

Der Graf, gebeugt durch alles das, was er in der letzten Zeit erfahren und durchgemacht hatte, voll Groll, daß man den Stein auf ihn warf, weil er nicht im Stande war, seine Frau zu einem freimüthigen Geständnisse zu bewegen, welches er selber wünschte, ging jetzt den Corridor entlang und trat bei seiner Gemahlin ein. Sie lag wie gewöhnlich im Morgenkleide auf dem Divan und langweilte sich mit einem französischen Roman. Was hätte der alte Mann darum gegeben, wäre dieses glänzende Geschöpf dort aufgesprungen, hätte seine Hand ergriffen und ihm zugerufen: „Ich habe gefrevelt, dich hintergangen, Nikolaus, ich war zu feige, es zu gestehen! Ich kann deine Verachtung nicht ertragen, jetzt will ich die Wahrheit sprechen, aber verzeihe mir!" Ach — er würde das Weib emporgezogen haben an sein Herz und ihr vergeben haben mit Freuden. Statt dessen fand er sie gewappnet mit Trotz und eisiger Kälte. Sie begann, ihm etwas über ihre Nerven vorzuklagen — sie erzählte ihm, daß sie schlecht geschlafen habe. Der Graf bezwang kaum noch seinen Unwillen. „Ich komme, um dir mitzutheilen, daß morgen über Mengden das Urtheil gesprochen wird — das Kriegsgericht ist heute befohlen. Wenn du irgend noch etwas anzuführen hast, was den jungen bemitleidenswerthen Mann retten kann, dann sprich, heute ist es noch Zeit", — er sagte dies langsam, jedes Wort betonend. Die Gräfin richtete sich auf — sie strich sich das dunkle Haar aus ihrem Gesichte und sah einen Augenblick erschrocken um sich — sie war sehr blaß, ihr Auge hatte etwas Starres und Unheim-

liches. „Und glaubst du wirklich, daß man ihn verurtheilen wird, Nikolaus?" frug sie, den Mahnungen ihres Gewissens ausweichend. „Man wird es — nach dem Wort des Gesetzes wird er als gemeiner Verbrecher wegen Diebstahls verurtheilt werden." Der Gräfin Augenlider zuckten ein paar mal auf und ab, wie im Krampf, sie umfaßte fest ihre Elnbogen und sah vor sich nieder. „Und wozu wird man ihn verurtheilen?" frug sie mit unsicherer Miene. „Zu infamer Cassation, Ausstoßung aus dem Offiziersstande und Degradation zum Gemeinen", sprach der Graf mit einem Blick unsäglicher Verachtung und bebender Lippe. Er ging und ließ sein Weib allein. „Unglücklicher junger Mann!" murmelte er, den Gang hinabschreitend, „sie betrog mich und dich!"

Das Motiv ist, wie gesagt, in unserer Literatur nicht neu; die Behandlung desselben gegen den Schluß hin indeß spannend, wie überhaupt die sinnliche Glut der Liebesscenen, so auch jene Scene in den lebenden Bildern, die an Paris und Helena in der magischen Beschwörungsscene des zweiten Theils des „Faust" erinnert, von berauschender Wirkung ist.

In den weitern Umrahmungen der Haupthandlung ist die Treue des slawischen Colorits lobenswerth. Der Verfasser, der schon im „Rothen Baschlik" an die polnische Insurrection angeknüpft und eine Polin zur Heldin des Romans gemacht hatte, weiß mit den Zuständen an der Weichsel jedenfalls aus eigener Erfahrung Bescheid. Russisches Salonleben schildert er mit einer an Karl Detlef erinnernden Treue; die geschwätzige Amme mit ihren egoistischen Interessen und ihren unerschöpflichen Zärtlichkeitswendungen ist ein ebenso typisches Charakterbild aus dem russischen Leben, wie der Principe Mussa, der „Tscherkessenoberst", einer jener gezähmten Söhne des Kaukasus, die, „mit einem ziemlich undurchsichtigen petersburger und pariser Patentfirnis überzogen, unter demselben alle Instincte ihrer Geburt und ersten Erziehung bewahrt haben"; die romantische Mincia, die in allen möglichen Verkleidungen erscheint, ist eine Art von revolutionärer Mignon.

„Der Spielprofessor" (Nr. 3) lenkt ganz wieder in die Wege ein, welche der Autor im „Rothen Baschlik" betreten, nur daß die Decoration uns diesmal Baden-Baden und nicht Wiesbaden zeigt. Der Held der Erzählung ist ein ähnlicher Charakter wie der Graf Kaluga, eine jener problematischen Existenzen, wie sie pilzartig in der Nähe der Spieltische in die Höhe wuchern, und dieser Ehrenmann mit seiner anscheinenden Bonhomie ist trefflich gezeichnet. Doch läuft das Ganze auf eine Gimpel- und Bauernfängerei ziemlich ordinärer Art hinaus und hat durchaus nicht den poetischen Reiz des „Rothen Baschlik", um so weniger, als die Heldin Isidore eine pariser Kokette ist, die auf den Gimpelfang von ihrem Tyrannen, dem Spielprofessor, abgerichtet wurde. Der deutsche Held in dieser Erzählung, der junge reiche Kaufmann Walter aus Hamburg, der sich von Isidore ins Netz locken läßt, spielt eine Rolle von so harmloser Naivetät und ist so unerschütterlich in seinem guten Glauben an die Redlichkeit der Betrüger, daß man in der That über diese liebenswürdige Beschränktheit staunen muß; er wird uns freilich von Haus aus als noch gewaltig grünes Holz vorgeführt. Daß er nach Entdeckung des Betrugs in Rasen und ein heftiges Fieber verfällt, das ist eine ebenso nöthige wie heilsame Reaction, welche der Novellist über den geprellten Heirathscandidaten verhängt; doch auch Isidore prellt ihren falschen Vater, der seine Macht über sie so schändlich misbraucht hat.

Das Ganze ist ein Gaunerroman; aber es fehlt der Gaunerhumor, und nur hin und wieder erregt der alte biedere Colonel unsere gute Laune durch die ritterliche Jovialität, die er zur Schau trägt. Die Liebesgeschichte des Simplicissimus Walter ist wol zu ernsthaft gehalten; die Maschinerie des Betrugs knarrt zu prosaisch in ihren Achsen, als daß wir in besonderer Spannung gehalten würden. Es handelt sich im ganzen um einen höchst prosaischen Schwindel, den jeder andere als das Opfer desselben leicht durchschauen würde. Und so fehlt auch der Darstellung jener feine Sarkasmus, mit welchem Dickens und Thackeray ähnliche Situationen und Charaktere zu behandeln verstehen; es ist alles hausbacken und handgreiflich und deshalb trivial, und auch die episodischen Abenteuer am Spieltisch, mit so großer Sachkenntniß sie dargestellt sind, versetzen uns nicht in bessere Laune.

Dagegen finden sich in der Novelle einzelne Züge, die wir als „international" bezeichnen möchten und die ein charakteristisches Interesse darbieten. Schon in den frühern Novellen zeigte J. van Dewall Talent in der Auffassung des Eigenartigen, durch welches die Nationalitäten sich unterscheiden. Die Polin und der Deutsche in dem „Rothen Baschlik", Polinnen und Russinnen in „Eine große Dame" sind in einen wirksamen internationalen Contrast gerückt. Die unternehmungslustige Französin und der schüchterne Deutsche der vorliegenden Erzählung sind zwar beide keine besonders anziehenden Persönlichkeiten, und der Contrast zwischen dem praktischen Mädchen und dem unpraktischen Jüngling wird im ganzen von dem Autor mit zu geringen Kosten bestritten. Dennoch finden sich einzelne Züge von frappirender Wahrheit: das Naturgefühl des Deutschen und die Verständnißlosigkeit der Französin für dasselbe sind sehr treffend gegenübergestellt; es liegt darin ein verschiedenartiger Zug der Volksseele. Die folgende Scene zwischen unserm Hermann und seiner Dorothea mag zugleich als eine Probe der warmen Schilderung dienen, der man hin und wieder in dem Roman begegnet:

> Sie erreichten an einer Biegung des Wegs den höchsten Punkt des Bergs, und vor ihnen, eingerahmt durch das lichte Grün, welches sich über den Weg ineinanderschlang, lag eins der entzückendsten Bilder, eins der großartigsten und herrlichsten Panoramen der Welt. Schimmernd in mattem Blau, meilenweit lag die breite Rheinebene vor ihnen, im Hintergrunde begrenzt von den dunkeln Vogesen. Wie ein schmales, gewundenes Silberband schlang sich der Rhein durch diesen grünen Teppich, auf welchem die Wolkenschatten dahinzogen. Weit dort hinten wie eine blaue Nadel ragte der straßburger Münster aus dem zarten Dufte heraus, Städte und Ortschaften lagen eingesäet in dieser Mosaik von Wald, Wiese und Getreidefeldern. Im Vordergrunde wurden die Farben lebhafter und wärmer, die Gegenstände zeichneten sich deutlicher ab, aus der flachen Ebene traten die Berge dunkel und kräftig heraus, Schatten und Licht trennten sich deutlicher voneinander — so schweifte das Auge über ein weites gesegnetes Land, und das Herz fühlte sich ergriffen von tiefer Poesie, von dem Ahnen der Größe jenes schaffenden Geistes, der alles dies hervorgebracht. Einen Augenblick blieb der hamburger Kaufmann sprachlos vor Ueberraschung und Entzücken, dann rief er ein unwillkürliches „O wie schön, wie göttlich!" und sprang aus dem Wagen

Der Kutscher hielt die Rosse an, und im nächsten Augenblick berührte auch der kleine Fuß Isidorens den Erdboden. Im Schatten einer Buche blieben sie stehen, gerade am Saume eines schmalen Wegs, welcher sich den Bergrücken entlang zog. „O, wie herrlich, wie namenlos entzückend!“ stammelte Walter mit flammenden, trunkenen Augen und ließ seine Blicke über das weite Land zu seinen Füßen schweifen. Seine Begleiterin betrachtete ihn mit einer Art naiver Verwunderung. Was war nur plötzlich in diesen Menschen gefahren? Konnte ihn der Anblick der Natur wirklich in einen solchen Rausch versetzen? Eine ganz neue Seite in jenem Buche, welches sie zu studiren begonnen, wurde vor ihr aufgeschlagen. Sie betrachtete den Mann mit den flammenden Augen, in denen ein poetisches Empfinden aufleuchtete, die sich blähenden Nasenflügel, den halbgeöffneten Mund, die ausdrucksvolle sprechende Stellung und Geberde Karl's, der über jenen Anblick sie selbst ganz vergessen zu haben schien — er war ihr ein Räthsel. „N'est-ce pas, c'est charmant?“ sprach sie, ihn leicht mit der Spitze ihres Sonnenschirms berührend — „sehen Sie, dort drüben c'est Strasbourg, c'est la belle France!“

Die Erzählung: „Der Ulan“ (Nr. 4), führt uns ebenfalls die Französin und den Deutschen in dem Contrast der Charaktere vor, der aber hier zu einem harmonischen Abschluß führt. Die Erzählung ist bei weitem die einfachste von allen Dewall'schen; wir bewegen uns hier einmal unter honetten Leuten; die Handlung rückt ohne schändliche Intriguen vom Platz, und dabei hat die Erzählung den Beigeschmack vollständiger Actualität und gibt in dem kleinen Kreise ein Bild der Begegnung zweier Nationalitäten. Das Thema derselben ist: „Die Preußen in Paris“. Eine anmuthige französische Witwe, anfangs von Preußenhaß und Angst vor diesen Barbaren erfüllt, erhält Einquartierung im Hause und bald auch im Herzen und wird so von allen ihren Vorurtheilen bekehrt. Es ist dies ein allmählicher, aber sicherer psychologischer Fortgang, und man folgt demselben mit freundlichem Antheil, ohne gerade besonders auf den Ausgang gespannt zu werden. Die Menschenfreundlichkeit, der Takt, die Liebenswürdigkeit der preußischen Offiziere zeigen sich in einer Menge kleiner beweiskräftiger Züge, deren Summe genügt, um die Gesinnung der Französin umzuwandeln, um so mehr, als ihr Herz bereits im Banne des preußischen Kriegers ist. Diese Erzählung ist von echt deutschem Nationalgefühl beseelt; doch vermissen wir eine bedeutsame französische Persönlichkeit, welche den deutschen Helden das Gegengewicht hält. Der schwadronirende Cousin, Vertreter des gezierten, selbstgefälligen Pariserthums, ist doch ein zu unbedeutender Geselle, um für den Contrast in Betracht zu kommen, so treu er dem Leben nachgezeichnet sein mag. Daß aber alle Pariser sich den einrückenden deutschen Truppen gegenüber so klein und erbärmlich vorkommen sollten, das ist denn doch wieder Ueberschätzung und Ueberhebung; denn es gibt außer der stolzen Haltung und Muskelkraft noch andere Vorzüge, die man bei einem Parademarsch nicht entdecken kann. Daß diese Franzosen alle gleichsam in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dastehen und zur Bewunderung der deutschen Herrlichkeit verdammt sind, das gibt der Darstellung eine etwas einseitige Färbung. Einzelne Schilderungen aus dem Leben jener Tage haben indeß theils anekdotisches Interesse, theils einen frischen lebendigen Pulsschlag, wie z. B. die Schilderung des Einmarsches der Deutschen in Paris, welche indeß auch die eben ertheilte Rüge rechtfertigt:

Hinter der Infanterie kamen die bairischen Batterien, deren Kanonen das Straßenpflaster erdröhnen und die Fenster und Herzen erzittern machten, und diesen folgten die Lanciers auf ihren kleinen Pferdchen, die kurze Lanze mit dem blau und weißen Fähnlein am Elnbogen, dann wieder Infanterie u. s. f. Immer neue Musikbanden, schmetternde Fanfaren, wehende Fahnen über stolzen, sieggewohnten Bataillonen, die in festem Taktschritt, geschlossen, Arm an Arm in der größten Ordnung vorüberdefilirten. Die Menge zu beiden Seiten wurde still und stiller, das rohe Schreien schwieg und machte grenzenlosem Staunen Platz, und einzelne Buben, welche noch zu pfeifen wagten, bekamen schnell eins von dem Nachbar mit dem Stock über das freche Maul. Man vernahm nur noch die rauschende prachtvolle Regimentsmusik, den Taktschritt der Truppen und das Klappern der Hufe. Die Menge der Pariser stand auf den Trottoirs, an den Fenstern, stumm, sprachlos. „So also sehen sie aus, jene deutschen Barbaren! Wahrhaftig, wir sind wieder einmal schmählich betrogen worden — oh quel blague!“ Und nach den Baiern rückten die Preußen ein. Rascher wirbelten die Trommeln, der Ton der Querpfeifen schrillte hell dazwischen, und nun setzte die Musik ein und spielte einen Geschwindmarsch, dessen belebende Rhythmen selbst den guten Parisern in die Beine fuhren. „Les casques, les Prussiens!“ rief man. Ja, da kamen sie heran die Prussiens, dicht geschlossen, ein Mann wie der andere, so funkelnd und gleichmäßig, als kämen sie neu aus ihren Garnisonen und nicht aus so vielen blutigen Schlachten — das waren sie also, die famosen Pickelhauben! Warum spöttelte, warum lachte nun niemand mehr, warum verstummte der erneuerte Ruf: „Le mardi-gras!“ so plötzlich? Dachten sie vielleicht voll Scham an jene pariser Bataillone, welche General Mac-Mahon aus dem Lager von Châlons als zuchtlos und unverwendbar heimgesandt hatte, mit Schimpf und Schande bedeckt — verglichen sie in Gedanken diese Truppen hier mit ihren eigenen Nationalgarden, welche sich lieber betranken und vor den Weibern prahlten, statt zu fechten, oder mit ihren saloppen Lignards ohne Disciplin, in ihren abgenutzten schäbigen Uniformen, die Hände ewig in den Hosentaschen? Das waren ja jene Bataillone, welche ihre stolze schöne Armee vernichtet und gefangen hatten, jene Löcher in ihren Fahnen stammten aus den Schlachten von Wörth, von Metz und Sedan. Und wiederum rollten nun die Geschütze heran, nahten prachtvolle Reiterregimenter auf herrlichen Rossen. Welche schönen, großen Leute überall, welche Kraft und welches stolze Selbstbewußtsein in ihrem Gang, in ihren Mienen! Für heute zum ersten male kam den unwissenden verblendeten Parisern die dunkle Vorstellung in das Gemüth, wie klein, wie erbärmlich sie waren — das machte sie so verdutzt und stumm. Sie fühlten es, man hatte sie belogen und getäuscht, und nun verwünschten sie in ihrem Herzen alle jene, welche dies gethan hatten!

Auch die letzte uns vorliegende Erzählung: „Else Hohenthal“ (Nr. 5) spielt in Paris; sie ist weit spannender als der „Ulan“, der nur die Chronik einer sehr einfach sich entwickelnden Herzensneigung bringt. In „Else Hohenthal“ tauchen wieder jene problematischen Existenzen auf, welche zu Dewall's typischen Gestalten gehören; der Grundgedanke des Romans hat aber etwas sehr Anziehendes und erinnert an Freytag's „Valentine“: es handelt sich um die Errettung eines edeln Mädchens aus unwürdigen Verhältnissen, denen sie zum Opfer zu fallen droht; es ist eine andere Variante auf den Spielprofessor, indem hier das deutsche Mädchen von welscher List umgarnt ist, nur mit dem Unterschied, daß hier die Charaktere und die Intriguen weit feiner gehalten sind. Auch spielt hier ein stärkeres Element des Gefühls mit als in den meisten andern Dewall'schen Erzählungen; die Jugendliebe und die alten heimatlichen Erinnerungen rufen einen rührenden Eindruck hervor; die discrete Liebe des Helden zu seinem Mündel gewinnt unsere innige Theilnahme.

Die Einleitung beginnt wieder mit echter Cavalierperspective: Held und Heldin begegnen sich auf einem Ritt zum Wettrennen im Bois de Boulogne. Der gedankenvolle deutsche Freiherr wird von einer Gruppe von Reitern und Reiterinnen überholt, die in langem Jagdgalop heranbrauste:

Das feurige Thier desselben, an und für sich schon unzufrieden über das fortgesetzte Gehen im Schritt und aufgeregt durch die an ihm vorübersprengende Cavalcade, war geselliger wie sein Herr, es warf plötzlich den Kopf empor, wieherte laut und schoß dann wie eine Rakete mit einigen prächtigen Lançaden in derselben Richtung wie jene vorwärts. Während nun der Freiherr, so wider Willen plötzlich fortgetragen, etwas überrascht aufschaute und sich Mühe gab, seinen Renner einzuzügeln, fielen seine Blicke unwillkürlich auf die Reiter, welche soeben im Begriff waren, ihn zu überholen. Es war eine seltsame Veränderung, die hierbei plötzlich in seinen Gesichtszügen vorging. Ein helles Roth fuhr jäh über seine gebräunten Wangen, seine Augen — eben noch so in sich selbst versunken — leuchteten auf und hefteten sich fest auf eine Gestalt dort drüben, sein Körper streckte und seine Brust hob sich unwillkürlich. Offenbar war die junge Dame, welche sein Blick soeben gefunden und festhielt und welche diese überraschende Wirkung auf ihn hervorbrachte, keine Unbekannte für den Herrn von Achim, denn als sie, durch die Sprünge seines Pferdes aufmerksam gemacht, jetzt ihrerseits herüberschaute und den deutschen Edelmann erblickte, wurde sie plötzlich so blaß wie die Wand und riß ihrem feurigen Araber so heftig in die Zügel, daß das sonst so fromme Thier vor Schmerz sich auf die Hacken setzte und sich so hoch aufbäumte, daß es sich beinahe mit seiner schönen Last überschlug. Mit der Schnelligkeit eines Gedankens, der ganzen Gewandtheit eines vollendeten Reiters und ehe noch einer der Begleiter jener Dame ihr zu Hülfe eilen konnte, flog Georg von Achim in diesem gefährlichen Momente herzu, erfaßte den Zaum des Pferdes mit eisernem Griff und zwang dasselbe zu einem Sprunge nach vorwärts — die Gefahr war somit vorüber. Bleich, die rechte Hand auf das Herz gedrückt, saß die erschrockene Reiterin im Sattel, während ihr Auge mit einem seltsamen Ausdruck wie gebannt an dem jenes kühnen Mannes hing, der ihr so unerwartet und zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen war. Ehe sich die Dame aber von ihrem Schrecken erholt hatte und ohne ein Wort des Dankes abzuwarten, zog dieser mit ernstem Gruß den Hut, sein Auge leuchtete noch einmal auf und ein leises, unmerkliches Zittern flog über seine ganze Gestalt. Gleich darauf war er in einer der kleinen Seitenalleen, welche sich hier öffnen, verschwunden.

Das ist eine Begegnung, bei der das stumme Geschöpf, das Pferd, die wichtige Rolle spielt, die ihm in der Cavaliernovellistik zukommt. Auch das Wettrennen gibt für die decorativen Elemente der nächsten Scenen manchen anschaulichen Zug her. Später fehlt in dem Roman eine pariser Spielhölle nicht, in welcher die Damen die Honneurs machen, und der Chevalier trägt die verfeinerten Züge der Spielprofessoren von Wiesbaden und Baden-Baden.

In „Else Hohenthal" finden wir die Mischung und Gruppirung der Charaktere am glücklichsten. Für den Chevalier bildet die Schwester Signora Albini eine mildernde Folie, Else und Georg tragen das Gepräge edeln Wesens, deutscher Gemüthsinnigkeit. Die Spannung wird durch einige glückliche Motive, wie das Kreuz, das theuere Vermächtniß, das Else dem Chevalier schenkt, wachgehalten; das Sensationsmotiv der gewaltsamen Entführung und Rettung bringt vor dem Abschluß noch einige Bewegung in den Fortgang der Handlung.

Wir sehen, unser Autor bewegt sich auf einem Gebiete, das er vollständig beherrscht; er kennt die geschilderten Lebensverhältnisse, die Kunstausdrücke des Spiels, des Reitens und aller Cavaliervergnügungen; über seine frische Darstellung fliegt selten der Schatten einer tiefern Reflexion, wenn auch der Ausdruck einfacher und gesunder Empfindung oft glücklich getroffen ist. Der Stil ist ungleich, bisweilen zu bunt mit Fremdwörtern und high-life-Wendungen durchwirkt, im Dialog bisweilen zerhackt, wie besonders in „Else Hohenthal", wo die gehäuften Gedankenstriche den Eindruck des Zerfahrenen noch erhöhen, im Ganzen herrscht der ungenirte Ton gesellschaftlicher Plauderei vor, der nicht jede Wendung auf die Goldwage legt; doch bisweilen gewinnt die Schilderung ansprechende Wärme, wie wir in den mitgetheilten Proben bewiesen. J. van Dewall kann keinen Anspruch darauf erheben, zu den modernen Classikern gezählt zu werden; doch er gehört zu den Unterhaltungsschriftstellern, die geschickt aus dem Leben photographiren, bisweilen auch wärmern Antheil der Empfindung zu wecken vermögen.

Rudolf Gottschall.

Ein Spanier über Italien.

Erinnerungen an Italien von Emilio Castelar. Deutsch von Julius Schanz. Autorisirte Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1876. 8. 4 M.

Julius Schanz hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er dem großen deutschen Publikum ein Werk zugänglich machte, das nicht nur im Vaterlande des Autors, sondern auch in Italien Aufsehen erregt und in Frankreich und England wie jenseit des Oceans großen Beifall gefunden hat.

Der Name Emilio Castelar klingt wol keinem gebildeten Deutschen ganz fremd. Der „spanische Demosthenes", der an natürlicher Rednergabe in seinem Vaterlande, ja vielleicht im ganzen zeitgenössischen Europa nicht seinesgleichen findet; der Ideologe par excellence, der schwärmerische Republikaner, der seine stolzen Hoffnungen nach der Revolution von 1868 und der Abdankung König Amadeo's so schmählich an der prosaischen Wirklichkeit, an der moralischen und politischen Versunkenheit seines Volks und der Misère des spanischen Parteiwesens scheitern sah; der patriotische Staatsmann inmitten ehrgeiziger Ränkeschmiede, der sofort von seinem hohen Posten zurücktrat, sobald er ihn nicht länger mit Ehren und Erfolg ausfüllen konnte, kurz, der Politiker Castelar ist eine jedem aufmerksamen Zeitungsleser bekannte Persönlichkeit. Nicht so der Mensch und der Schriftsteller. Und doch verdient auch dieser in hohem Grade die Beachtung und den Beifall, die ihm in seinem Vaterlande wie bei den übrigen romanischen Nationen längst zutheil geworden sind. Als Mensch von dem reinsten Humanismus, von dem

feurigsten Streben für das Wohl und den Fortschritt der Menschheit beseelt, ohne allen Eigennutz, von größter persönlicher Liebenswürdigkeit im Umgang, mit einer Fülle allgemeiner Bildung, die fast an Polyhistorie streift; als Schriftsteller reich an originellen Gedanken, deren üppig quellender Strom mit einem Glanze der Diction und einem Schwunge der Sprache dahinfließt, wie er selbst bei den Kindern des Südens selten, auf uns kühlere Nordländer einen blendenden und fast verwirrenden Eindruck macht, kaum im Stande, die unendliche Fülle der Bilder, der Vergleiche, der Erinnerungen, der Citate, die ihm ungesucht von allen Seiten zuströmen, in die Bande des Wortes und Satzes zu fesseln, ist er und sind seine Schriften eine so eigenartige Erscheinung, daß sie uns immer wieder bei ihrer Lektüre festhalten, so oft wir auch über die Excentricität der Ideen selbst wie ihrer Darstellung bedenklich den Kopf schütteln mögen. Wie viel wir auch an seiner Auffassung wie an seiner Logik auszusetzen finden, wir müssen den Schriftsteller bewundern und den Menschen lieben.

Kaum minder als die „Erinnerungen an Italien" selbst nimmt das ausführliche Vorwort unser Interesse in Anspruch, das der Verfasser auf Bitten seines Uebersetzers geschrieben hat. Mit dem Inhalte des Buchs selbst steht dasselbe in keinem Zusammenhange. Statt von sich und seinem Werke zu reden, erklärt Castelar, wolle er lieber von unsern verschiedenen Rassen und Nationalitäten reden, „um darauf hinzuwirken, sie zu einigen, wenn sie getrennt, und sie zu identificiren, wenn sie geeinigt seien, um sie täglich weiter fortschreiten zu lassen und im Sinne der Humanität gegeneinander gerechter zu machen".

Er beginnt mit einem Plaidoyer gegen die Exclusivität, welche die gegenwärtige Generation charakterisire. Namentlich wendet er sich gegen die Einseitigkeit, Engherzigkeit, ja gewissermaßen Feindseligkeit, mit der sich die einzelnen Berufsarten gegenüberstehen, indem er diesen Zuständen eine bessere Vergangenheit — er denkt dabei zumal an die Renaissanceperiode — gegenüberhält, wo solche Scheidung, solcher Antagonismus nicht existirt habe. Den veränderten Verhältnissen, der unvermeidlich immer zunehmenden Arbeitstheilung trägt er keine Rechnung. Gewiß dürfen wir hier so wenig wie in hundert andern Fällen bei ihm eine absichtliche Verkennung, ein bewußtes Uebersehen annehmen: er ist in seinem idealistischen Zauberkreise so gefangen, daß es ihm unmöglich ist, die seinen Idealen entgegenstehenden realen Verhältnisse in ihrer vollen Bedeutung und Berechtigung zu erkennen und zu beherzigen.

Von den Berufsarten geht er über auf die Nationen:

> Wir begnügen uns jedoch in unserer Geschäftigkeit nicht mit den exclusiven Individuen, wir wollen auch exclusive Völker. Wir sind ein für allemal der Meinung, daß der Engländer nur zur Analyse und zum Experimentiren, der Deutsche nur zur Forschung und zur Synthese, der Franzose zur Unterhaltung, zum Cäsarismus und zur Gleichheit, der Italiener nur zum Gesang, der Spanier nur zum Kriege taugt.... Die Semiten sind die Verkündiger, die Patriarchen, die Propheten, die Priester des Universums.... Die Arier sind die Philosophen, die Gesetzgeber, die Tribunen, die Politiker des Erdballs.... Und wie der semitischen und der arischen Rasse diese verschiedenen Charaktere eigen sind, so sind sie auch der germanischen und der lateinischen Rasse eigen. Jene ist die individualistische und diese die sociale Rasse der modernen Geschichte. Jene hat das persönliche Element mit den Barbaren und dem Feudalismus großgezogen, das moralische Element mit der Reformation und der Philosophie, alles das, was die menschliche Freiheit heiligt. Diese hat die socialen, universellen Elemente, ihr Recht, welches die bürgerliche Gesellschaft verallgemeinert, ihre katholische Kirche, unter der sich das persönliche Bewußtsein in den gemeinsamen Dogmen verliert, ihr römisches Reich, welches den Körper der Menschheit bildete; die französische Revolution, welche die Demokratie ausbreitete und verallgemeinerte.

Die romanische und germanische Rasse vertreten ihm die beiden Seiten der modernen Civilisation; nur aus ihrem einzigen Zusammenwirken, nur aus der Synthese der von ihnen vertretenen Principien könne das Heil der europäischen Menschheit erwachsen:

> Die germanischen Stämme, der Feudalismus, die Reformation, die Revolution Englands, die Revolution der Vereinigten Staaten, alles was dahin zielt, dem Individuum, der Persönlichkeit Raum zu verschaffen, gehört euch an; das römische Recht, das Kaiserthum, der Katholicismus, das Papstthum, die Renaissance, die Französische Revolution, alles was darauf hinausläuft, die Gesellschaft zu befestigen und die Gleichheit zu begründen, gehört uns an. Ihr habt den modernen Menschen geschaffen, und wir die moderne Gesellschaft.... Das liberale germanische Individualisirungsprincip ist höchst wesentlich für das Leben; allein das Autoritätsprincip, das Princip der Gleichheit, das Princip der Gesellschaft ist ebenso wesentlich, und es ist daher unerlaßlich, daß diese beiden Principien sich vereinigen. Die Vereinigung der Freiheit und Gleichheit bildet die Grundlage unserer Idee von der Gerechtigkeit. Die Verbindung des individuellen Elements und des socialen Elements bildet die Grundlage unserer modernen Politik. Die Versöhnung zwischen dem freien Bürger und dem gerechten Staate, ohne daß jener der Gesellschaft und dieser der Freiheit zu nahe tritt, ist das vollkommenste Ideal. Der Ausgleich des germanischen und des lateinischen Princips ist also eine Nothwendigkeit, eine Nothwendigkeit die Vereinigung der lateinischen Rasse mit der germanischen im modernen Rechte und bei unsern künftigen Fortschritten.

Bei diesen Anschauungen mußte ihm, dem unbetheiligten und beiden Nationen freundlich gesinnten, wenn auch den französischen Republikanern ungleich näher stehenden Spanier, der Krieg von 1870—71 ein Greuel sein. Mit jedem Freunde beider Völker beklagt er bitter die daraus erwachsene Saat des Hasses und wendet auf die Urtheile, welche die Nationen diesseit und jenseit der Vogesen übereinander fällen, ein Wort Montesquieu's an: „Glaubt nicht, was ich von dem Abbé (Schanz übersetzt Abt) sage, noch was der Abbé von mir sagt; wir haben uns gezankt."

In einer raschen historischen Uebersicht hält er jeder der beiden Rassen die Verdienste der andern um die Entwickelung der Menschheit entgegen. Freilich läßt die Gründlichkeit und Objectivität der Anschauung dabei zu wünschen übrig. Der deutsche Leser wird ebenso verwundert wie ungläubig lächeln, wenn er hört, daß Kaiser Karl V. „uns aus dem schauderhaften Chaos der Zerrissenheit errettet und uns die in jener Zeit mögliche Einheit gegeben habe".

Wie Romanen und Germanen im Verein ihm als Vertreter des Humanitätsprincips, der Freiheit und der Ordnung erscheinen, so die Slawen als die des Despotismus und der Barbarei. Zugleich bezeichnet er sie als unsere, der Deutschen, schlimmste Feinde, vor allem die Russen, wider die es eines Bündnisses aller freien Nationen des Westens bedürfe. „Wenn das die Slawen

sehen, werden sie begreifen, daß das russische Reich nichts in Europa und desto mehr in Asien zu suchen hat, und die Erbschaft von Konstantinopel den natürlichen Erben, den Griechen, überlassen." Denn diesem unverbesserlichen Idealisten sind die Griechen von heute die berechtigten Nachkommen des alten Hellenenthums.

> Der Austausch zwischen den respectiven Ideen jeder Rasse kann heute die Bande unserer Freundschaft befestigen und morgen unsere Seelen verschmelzen. Ich fühle, daß meine Arbeit für einen so umfassenden und transscendentalen Gedanken zu unbedeutend ist. Allein wenn ihr, die großen Dichter, die großen Philosophen, die großen Denker dieses erlauchten Deutschland, ihn zu dem euern macht, wird sich die Einigung der lateinischen Völker und der germanischen Rasse schnell vollziehen. Ihr braucht demselben nur euer Genie zu widmen. Der unsterbliche Schiller hat uns in seinen, dem Entdecker der Neuen Welt gewidmeten Versen ein bewunderungswürdiges Wort hinterlassen:
>
> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
> Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

So schließt das Vorwort. Wir haben keinen Grund zur Feindschaft gegen Spanien; wir wünschen ohne Zweifel alle, daß das unglückliche Land endlich zur Ruhe und zu friedlichem, gedeihlichem Fortschritte gelangen möge; wir sind mit Italien befreundet und hoffen, daß dies Bündniß ein immer engeres werde; es hängt nur von Frankreich ab, die ausgestreckte Hand zur Versöhnung zu ergreifen, indem es seine Revanchegedanken aufgibt und den gift- und gallespeienden Tiraden seiner großen und kleinen Presse ein Ziel setzt. Aber wenn wir auch wirklich, wie Castelar sich sehr verbindlich ausdrückt, „unser Genie" dem Zwecke der Rassenvereinigung widmen, werden wir doch den wohlmeinenden Autor nicht vor bittern Enttäuschungen in den nächsten Jahren schützen können. Der Tag der fratellanza dei popoli, der allgemeinen Völkerverbrüderung, liegt mindestens noch in den Nebeln einer fernen Zukunft.

Wir kommen auf das Buch selbst. Wer in den „Erinnerungen an Italien" eine genaue Schilderung des Landes und Volkes sucht, wird sich ebenso enttäuscht finden, wie der, welcher eine Erzählung persönlicher Erlebnisse und Abenteuer erwartet:

> Dies Buch enthält die lebhaftesten Eindrücke, welche mein Inneres empfing, als ich die Wunder Italiens sah. Es ist kein eigentliches Reisebuch.... So oft eine Stadt, ein Monument, ein Ausflug auf mein Gemüth einen tiefen Eindruck hervorbrachte, ergriff ich die Feder und bemühte mich, diesen Eindruck mit der gewissenhaftesten Treue wiederzugeben.... Ich schildere keine planmäßige Reise, sondern ich stelle meine Bilder so nebeneinander, wie sie nach meinem Dafürhalten am besten stehen; denn es hat keins etwas mit dem andern zu thun. Man wird hier sehr wenig von den heutigen Sitten und dem gegenwärtigen Leben in Italien lesen; in Italien beruht das Leben mehr als anderswo in der Erinnerung, und man muß es daher von der historischen und ästhetischen Seite studiren.

Ja, ästhetische und historische Studien über Italien und seine Kunstdenkmäler bringt unser Buch, aber Studien im Castelar'schen Geiste. Der Verfasser ist eine zu poetisch und rhetorisch angelegte Natur, hat eine allzu üppige Phantasie und ein allzu reiches inneres Leben, als daß er im Stande sein sollte, den Thatsachen der Geschichte wie den Erzeugnissen der Kunst mit objectiver Ruhe gegenüberzutreten. Indem ihm sein treffliches Gedächtniß eine Menge von Facten aus der Welt- wie aus der Kunstgeschichte gleichzeitig zu Gebote stellt, indem ihn sein scharfes, klares Auge und sein intuitives Kunstverständniß das Eigenthümliche und Charakteristische der größten Künstler Italiens und ihre Schöpfungen rasch erkennen läßt, erzeugt sich doch immer zu gleicher Zeit eine solche Masse von Gedanken, Empfindungen und Phantasiebildern aus seinem Innern, daß, wie sich ihm selbst das körperlich und geistig Angeschaute trübt und verändert, auch der Leser, genöthigt durch die starkgefärbte Brille des Autors zu blicken, keine objectiv treuen und klaren Bilder zu sehen bekommt. Aber dieser Mangel läßt sich am Ende verschmerzen, da es sich um Dinge handelt, die mehr oder weniger jedem Gebildeten längst geläufig sind, und bei denen uns deshalb mehr die subjective Auffassung als der objective Thatbestand interessirt. Wer deshalb glauben sollte, er könne aus dem Buche nichts mehr lernen, wäre dennoch sehr im Irrthum. Unter den unaufhörlich sprühenden Geistesfunken leuchtet auch mancher geniale Gedanke auf, der auf die Auffassung eines Kunstwerks oder einer historischen Thatsache helle Schlaglichter wirft und dieselben in neuer, überraschender Beleuchtung zeigt.

Die „Erinnerungen" stammen von einer Reise, die der Verfasser im Jahre 1868 unternahm, kurz vor jener Revolution, die den in contumaciam zum Galgen Verurtheilten aus dem Exil zu einer großen politischen Rolle in die Heimat zurückführte. Aber Castelar ist eine viel zu selbstlose und groß angelegte Natur, um deshalb Personen, Dinge und Zustände nur mit dem getrübten Blicke des politischen Flüchtlings anzuschauen. Ihm tritt nicht wie so manchen deutschen und französischen Heimatlosen die Galle in Auge und Feder. Nur ein gewisser schwermüthiger Ton, ein Hauch von Melancholie, der meist über seinen Betrachtungen ausgebreitet liegt, stammt *wol* zum größten Theile aus der schmerzlich empfundenen Trennung vom Vaterlande. Wenn er die objective Wahrheit nicht immer findet, so ist es nicht, weil er sie nicht mit ehrlichem Streben suchte. Im ernsten Bemühen, das Räthsel der Menschheits- und Weltentwickelung zu lösen, sucht er immer die Geschichte als ein Ganzes zu fassen und aus dem Allgemeinen und Großen heraus zu begreifen; aber wie er die historischen und die ästhetischen Thatsachen und Gegenstände eben nur durch das Medium seines phantasiereichen poetisch schaffenden Geistes anschauen kann, so legt er sie auch unwillkürlich nach seiner subjectiven Grundauffassung zurecht, und die Geschichtsphilosophie wird ihm leicht zur unbeabsichtigten Dichtung. Dabei finden wir bei ihm, wie so oft bei den Südromanen, das starre Festhalten an einem zum unerschütterlichen Dogma gewordenen politischen Princip. Daß nur in dem Republikanismus das Heil der Welt zu finden sei, ist ihm über allen Zweifel erhaben. Strenge logische Schulung und Consequenz des Gedankens darf man bei ihm überhaupt nicht suchen, so wenig wie bei den meisten seiner Stammesgenossen. Es ist wunderbar, wie friedlich oft Skepticismus und Dogmatismus bei ihnen nebeneinander wohnen. So vertheidigt Castelar den Katholicismus gegen den Protestantismus, „der nie zum Naturell unserer Rasse und zum Charakter unserer Geschichte passen wird", und erklärt doch nachher die Katholiken für Sektirer, „weil sie

nur Eine Seite unsers Lebens, das geschichtliche Leben, begreifen und nur dem Rechnung tragen, was wir waren, nicht dem, was wir sind, noch dem, was wir sein werden". Das Papstthum erscheint ihm „als eine derjenigen Einrichtungen, die im Anfang groß dastehen und später von den lebendigen Kräften der Gesellschaft zersetzt werden". Und doch verkennt er auch wieder das Wesen des Papstthums so, daß er wie weiland Gioberti und die Neo-Guelfen glaubt, Pius IX. hätte die politische wie die kirchlich-religiöse Welt in liberalem Sinne neu aufbauen und doch Papst bleiben können.

Ueber seine Stellung zu den religiösen Fragen der Gegenwart kommt der Leser nie ins Klare, soviel auch davon die Rede ist, einfach deshalb, weil der Verfasser selbst nicht mit sich darüber im Reinen ist. Bald „naht sich der alte Geistertag seinem Ende, und es ist keine Gewißheit vorhanden, daß ein anderer neuer Tag emporsteigt. Der Gott des Geistes sieht gegen seine Macht und seine Werke ebenso drohende Gedankenwolken sich zusammenballen, wie die waren, welche den Gott der Natur zerstörten. Welches innere Licht hat der Geist in diesem tiefen Zwiespalt?" Bald heißt es (in dem Gespräche mit dem armenischen Mönche von San-Lazzaro):

> Gott sei vor (sic!), daß ich irgendeinem Glaubensartikel widersprechen will (!); ich halte sie alle hoch in Ehren, allein ich leugne, daß eine äußere starke und zwingende Autorität sie in diesen Zeiten der Vernunft und Freiheit aufrecht erhalten kann.

Dann haben ihm wieder „alle menschlichen Rassen gleichmäßig zur allgemeinen Offenbarung beigetragen"; der Katholicismus ist ihm nur „eine Fortsetzung des Alterthums, nichts Ursprüngliches". An einer andern Stelle heißt es:

> Was wir für Tugend oder Laster halten, sind Neigungen unsers Organismus; was wir Glauben nennen, einige Tropfen Blut weniger in unsern Adern, oder etwas weniger Galle in der Leber, oder einige Atome Phosphor weniger im Gehirn; was wir Unsterblichkeit nennen, ist Illusion; wahr und gewiß ist nichts weiter als der Tod, und die Geschichte der Menschheit ist eine Reihe von Schattenbildern, die gleich den Fledermäusen zwischen Nacht und Tag vorüberziehen, bis daß sie alle, eine nach der andern, in jenen dunkeln, leeren und unermeßlichen Abgrund versinken, der das Nichts heißt, die einzige Atmosphäre des Universums!

Und gleich nachher, voller Entsetzen über dies materialistische Credo, ruft er aus:

> Nein und abermals nein! Ich kann dergleichen nicht glauben. Die menschliche Bosheit wird es nie dahin bringen, die göttlichen Wahrheiten in meiner Seele zu verdunkeln. Ich trenne den Tod von der Unsterblichkeit, so gut wie ich das Gute vom Bösen unterscheide: ich glaube an Gott, und daß ich ihn in einer andern und bessern Welt schauen werde.

So schwankt er zwischen den Extremen hin und her; so liegen Verstand und Herz bei ihm im steten Kampfe, und in demselben Kampfe erblickt er die Welt um ihn her:

> Die Völker des Abendlandes, welche denken, glauben weder noch beten sie; jene, welche glauben und beten, denken nicht; wir verbringen die zweite Hälfte des Lebens, indem wir durch die Vernunft den uns in der ersten durch die Erziehung eingeflößten Glauben zerstören.

Bei dem Verfasser selbst aber scheint dieser Kampf zwischen Geist und Materie, zwischen Kopf und Herz, schließlich in einen ziemlich unklaren mystischen Idealismus zu verlaufen, wie er in der folgenden, freilich etwas phrasenhaft aufgestutzten Betrachtung zu Tage tritt:

> Die Ruinen sind Gerippe, welche die Jahrhunderte anhäuften. Die Idee schwingt sich zu einigen Altären empor und schwebt zu andern, ohne zu verweilen, indem sie jeden Augenblick aus ihrer Asche neugeboren wird und sich in einer Reihe unendlicher Umwandlungen umgestaltet, gleichsam eine beständige Verjüngung der Erde und ein beständiges Opfer, das eine ewige Weihrauchwolke gen Himmel sendet.

Wir haben uns bei den religiösen Ideen Castelar's etwas länger aufgehalten, weil dieselben, abgesehen von der poetischen Auffassung und Ausdrucksweise, den Geisteszustand und die religiöse Anschauung eines sehr großen Theils der gebildeten Romanen darstellen. Referent hatte in Italien hundertfach Gelegenheit, dasselbe Schwanken zwischen Nihilismus und Katholicismus, zwischen Materialismus und Spiritualismus zu beobachten.

Steht die Religionsphilosophie Castelar's auf schwachen Füßen, ist seine historische Auffassung nicht selten schief und einseitig, ja kommen bei seinen geschichtlichen Reminiscenzen zuweilen positive Irrthümer vor: so sind dagegen seine Schilderungen sowol der Natur wie der Kunst, sowol des Volkslebens wie der Städte und Gebäude von einer Lebhaftigkeit, einem Schwung der Sprache, einer Pracht der Farben, einer sinnlichen Anschaulichkeit, wie man sie nicht leicht zum zweiten male finden wird. Wir geben als Probe zunächst die allgemeine Charakteristik Italiens im Vorwort:

> Eine wunderbare Nation: zwischen beinahe unersteiglichen Bergketten und lachenden Meeren, mit ihrem Diadem von ewigem Schnee, glänzend wie riesige Diamanten, und ihren Chören von Inseln, verführerisch wie die Sirenen der Vorzeit, im Norden Venedig, in den orientalischen Genius getaucht, und gegen Mittag Pästum, welches die volle Schönheit des griechischen Genius enthüllt, zu Füßen der Alpen jene himmlischen Seen, und um die Stirne des Aetna und des Vesuv jene ewigen Stürme, hier Rom mit seiner ernsten Erhabenheit, das Grabmal aller gefallenen Größen, das Pantheon aller untergegangenen Gottheiten, und dort Neapel mit seiner bacchantischen Heiterkeit und seinem Rausche überströmenden Lebens; im Centrum, zwischen dem etrurischen Perugia und dem republikanischen Siena, Florenz, wo man die Klänge der wiedererstandenen platonischen Akademie vernimmt und Kirchen und Schulen verklärt vom Glanze der modernen Künste sieht, auf der einen Seite Mailand, das sich Paris an die Seite stellt, und auf der andern Seite Palermo, das Cordova und Sevilla gleicht; mit seinen Marmorstatuen, mit seinen von so vielen Künstlern geschnittenen Juwelen, mit seinen Fresken und seinen unsterblichen Gemälden; mit seinen anregenden Ruinen; mit seinen von Harmonien erfüllten Lüften; mit dem in seinen Meisterwerken niedergelegten Honig der Begeisterung; mit der Wärme seiner Seele; mit den mannichfachen Kundgebungen dieser Cultur, in der die Völker die Kunst lernen, ihre tiefsinnigsten Ideen schön auszudrücken, ruht dieses Italien, wie das antike Griechenland, Muse, Sibylle, Priesterin der modernen Geschichte.

Das Buch zerfällt in elf Abschnitte: „Ankunft in Rom"; „Die große Ruine" (das Colosseum); „Das unterirdische Rom"; „Die Sixtinische Kapelle"; „Das Campo santo in Pisa"; „Venedig"; „Auf den Lagunen"; „Der Gott des Vaticans"; „Das Ghetto"; „Die große Stadt" (Neapel); „Parthenope". Italien südlich vom Vesuv, Toscana, die Romagna und die Marken, die Lombardei, Piemont, Ligurien und die Inseln bleiben unberührt; bei den geschilderten Stätten selbst sind diese

doch — wir wiederholen es — im wesentlichen nur Vehikel für die eigenen Gedanken des Autors.

Die politischen Betrachtungen über Rom und den Kirchenstaat im ersten Abschnitte haben, durch die Ereignisse von 1870 überholt, ihr Interesse meist verloren. Die Ceremonien der Charwoche erscheinen dem Verfasser „theils durch ihren Luxus orientalisch, theils durch ihre Kleinlichkeit byzantinisch, als kindische Spielereien; sammt und sonders aber für unser Jahrhundert abgeschmackt". Ergreifend ist die Schilderung des Miserere in der Peterskirche:

Es ist schon ziemlich Abend, in der Hauptkirche ist es finster, auf den Altären brennt kein Licht mehr, und durch die großen Fenster der Kuppel, die den Himmel zu berühren scheinen, dringt das matte und ungewisse Licht der Dämmerung, das die Dunkelheit nur noch augenfälliger erscheinen läßt. Die letzte Kerze des Kirchenschiffs wird hinter den Altar gestellt. Man glaubt sich in einem ungeheuern Katafalk zu befinden, durch dessen Ritzen von weitem der Schimmer der Todtenlampen dringt. Die Musik des Miserere ist keine Instrumentalmusik, es ist vielmehr ein erhabener Chor voll göttlicher Harmonien. Bald hört sie sich an wie das ferne Tosen eines Gewitters, wie das Brausen des Windes über den Ruinen und in den Cypressen der Gräber, bald wie ein Aechzen, das aus dem Schose der Erde dringt, oder wie eine Klage, welche die Engel unter Schluchzen und Weinen vom Himmel herab vernehmen lassen. Die marmornen Statuen sind so blendend weiß und von solcher Riesengröße und haben etwas so Lebensvolles, daß die Schatten der Dämmerung sie nicht gänzlich verhüllen können, sie erscheinen wie Geister aus andern Zeitaltern, die ihren Gräbern entsteigen, das dunkle Schweißtuch abstreifen und dies hohe Lied des Schmerzes und der tiefen Verzweiflung anstimmen; die ganze Hauptkirche wird davon erschüttert und bebt, als ob diese Laute des Schreckens aus dem Innern ihrer Mauern hervordrängen.

Das zweite Kapitel gipfelt in der Vision eines Gladiatorenkampfes, in welcher der Verfasser seine Belesenheit in den römischen Historikern und Satirikern der Kaiserzeit zu einem ebenso anschaulichen und ergreifenden wie in seinen Hauptzügen gewiß lebenswahren Gemälde zu verwerthen weiß. Er schildert die Arena, die sich füllenden Stufen des Amphitheaters, das Publikum selbst; wir hören die Stachelreden der das Zeichen zum Beginn der „Spiele" ungeduldig Erwartenden, sehen die Fechter in vollem Waffenschmuck in die Arena treten und wohnen dem Kampfe bei, der mit solcher Lebendigkeit geschildert ist, als befände sich der Verfasser noch unter dem ersten Eindruck des eben gesehenen Schauspiels.

Die Katakomben geben ihm Gelegenheit, Reflexionen über den Untergang des Heidenthums, die Gründe und die innere Nothwendigkeit des Siegs der christlichen Religion anzustellen. „Die Sixtinische Kapelle", in der er, die Erzählung freilich jeden Augenblick durch Betrachtungen unterbrechend, in etwas phantastischer Weise die Geschichte der Fresken Michel Angelo's berichtet, durchwürzt von zahllosen historischen und literarischen Anspielungen von den Propheten des Alten Bundes bis auf „die Mütter" im „Faust", macht mehr den Eindruck einer in Prosa geschriebenen Ode als eines Kapitels aus einer Reisebeschreibung. Die Schilderung der Renaissance zieht wie eine Phantasmagorie an uns vorüber. Wir theilen eine Stelle aus diesem Kapitel mit, als Probe von Castelar's Auffassung und Schilderung solcher Kunstwerke, und, um zu zeigen, wie bei ihm „ein Tritt tausend Fäden regt, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt":

Die Sibyllen, die von Delphi, von Cumä, aus Etrurien, aus Libyen herbeikamen, nachdem sie unter den Eichen von Dodona, an den Ufern des Aegäischen und des Mittelländischen Meeres, in den Meerbusen von Korinth und Bajä die Weissagungen, die Hoffnungen, die Verheißungen der Erlösung gesammelt hatten, welche die Dichter in ihren Versen und die Philosophen in ihren Reden durchschimmern ließen; und die Propheten, die aus der Wüste, vom Karmel, aus den Höhlen Jerusalems, aus den ältesten Wäldern des Libanon kamen, nachdem sie sich überall bei dem Geschlechte der Priester Hoffnung und Trost geholt, vereinen sich hier in der Sixtinischen Kapelle wie zwei Titanenhaufen, um durch ihre Kraft die Decke zu stützen, vor der uns in Bildern, die durch ihre Größe einzig dastehen, die sämmtlichen Allegorien und Tragödien der Bibel wie ein Wunder vor Augen treten: das in dunkle Schatten getauchte Chaos, das erste Licht, das über den ruhigen Wassern aufgeht, Adam in festen Schlaf versunken, Eva, eben erst geschaffen, wie sie im Entzücken der Liebe erwacht, bezaubert von all dem blühenden Leben, das sie rings umher erblickt und an dem sie in schwärmerischer Freude theilnimmt; der erste Sündenfall, der auf der Erde vorkommt, welche das Paradies verloren hat, und der erste Schmerz, der in die Brust des Menschen dringt, welcher seine Unschuld verloren hat; die Sündflut mit ihren strudelnden Wassern, die von Blitzen durchzuckt und vom Orkan auf die Gipfel der Berge geschleudert werden, zu denen die letzten Menschen im Todeskampfe der Verzweiflung hinanklettern, um sich zu retten; Noah's Opfer auf den Bergen zum Zeichen der ewigen Dauer der Natur und der Rettung alles Fleisches, alles, Titanen, Sibyllen, Propheten, Gewitter, Stürme, Wasserfluten um jene riesige und erhabene Figur des Ewigen gruppirt und vereinigt, von dessen Stirn der Gedanke widerstrahlt, dessen Hände den Ausdruck einer beständigen Thätigkeit haben, der mit seinem leuchtenden Auge über jene Creaturen herrscht, sie beseelt und alles mit seinem schöpferischen Hauche belebt.... Wie erhaben sind diese Sibyllen der Sixtina! Gedanke und Blick schweifen von der einen zu der andern, ohne zu wissen, wo sie *verweilen* sollen. Mir kommen sie wie die Mütter der Ideen, *wie die ewigen* Typen der Schöpfung vor. Man könnte sich versucht fühlen, zu sagen, daß sie zwischen den Fingern den Faden des allgemeinen Lebens halten und das Kleid der Natur spinnen. Es sind ihrer fünf: Die Persische, die Eritreische, die Delphische, die Libysche, die Cumäische. Wenn du nach ihrer Abstammung forschest, wirst du auf Dante, Plato, Jesaias, Aeschylus stoßen, sie gehören zu dieser Familie. Wenn du ihre Blutsverwandten in neuerer Zeit suchst, triffst du sie in einigen Gestalten von Shakspeare, in gewissen Gedanken von Calderon, in manchen Scenen von Corneille. Sie sind von gleichem Schlage.

Das Campo santo in Pisa veranlaßt ihn zu Betrachtungen über die gothische Baukunst in Italien. „Die gothische Baukunst scheint die Baukunst des Gedankens und nicht der Phantasie zu sein; es spricht aus ihr mehr der innere Geist als das plastische Genie, und eben deshalb kann sie nicht der Baustil Italiens sein." Weiterhin entwickelt er aus den Denkmälern des Kirchhofs, „Dämmerungsgestalten, Wesen, die zagend an der Grenze zweier Epochen auftreten", die ganze Kunstgeschichte der Renaissance. Den Ursprung aller der künstlerischen Größe der italienischen Städte erblickt er, indem die Wunder der Architektur in der „Stadt der Romantik" (Venedig) an seinem Auge und Geiste vorüberziehen, in der Decentralisation der italienischen Regierungen, der Freiheit seiner Republiken, der Unabhängigkeit seiner Städte. „Der Untergang der Freiheit war der Tod Venedigs, der Tod Pisas, die Nacht Italiens. In der Genesis der bürger-

lichen Gesellschaft finden wir überall die Freiheit (!), gleichwie wir in der Entstehungsgeschichte unsers Planeten Gott finden."

Das Kapitel „Der Gott des Vaticans" bringt unter anderm eine Uebersicht der innern Geschichte des Papstthums, die, wie wir oben sahen, dasselbe in seiner jetzigen Gestalt zu den Todten wirft. Auch hier zeigt der Verfasser stets ein selbständiges Urtheil und läßt sich nicht einfach von der landläufigen liberalen Tradition bestimmen. So tritt er unter anderm der einseitigen Verketzerung Bonifacius' VIII. (wegen der berüchtigten Bulle Unam sanctam) entgegen, indem er in dem Papste einen Mann erblickt, dem an hohem Verständniß und Seelenstärke wenige Menschen gleichkämen. „Leo der Heilige übertraf ihn nicht an Muth, Gregor der Heilige nicht an Thätigkeit, Hildebrand nicht an kühnen Entwürfen, Innocenz III. nicht an festem Willen." Aber „er kannte keine Rücksicht, und sein Leben ist ein Beleg zu dem scharfsinnigen und treffenden Sprichwort (sic) des römischen Volks: Er kam zur Tiara wie ein Fuchs, herrschte wie ein Löwe und starb wie ein Hund".

Der Verfasser liebt es, Anekdoten einzuflechten, wie die von der Indexcongregation, die ein Buch über den Voltaismus verdammte, weil sie denselben mit dem Voltaireanismus (sic) verwechselt hatte u. a. Daß es ihm auch an Witz nicht gebricht, zeigt die Art, wie er einen für Heine schwärmenden und den Dichter à tort et à travers citirenden Franzosen charakterisirt.

Wie die Geschichte aller Zeitalter und Nationen, läßt der Verfasser auch die neuern Fortschritte und Entdeckungen der Naturwissenschaften Revue passiren. Eine solche Anhäufung gelehrten Aufputzes eines Reisewerks, die uns an die Zeiten des Lohenstein'schen „Arminius" erinnert, ist bei den südromanischen Autoren durchaus nichts Auffallendes und entspricht vollkommen dem Geschmack des großen gebildeten Publikums jenseit der Alpen und Pyrenäen. Daß dem Verfasser dabei auch seltsame Dinge passiren, wie daß er die Bienen mit dem Stachel den Honig aus den Blüten saugen, oder bei Neapel beständige Ausdünstungen von Stickstoff stattfinden läßt, ist bei solcher Polyhistorie freilich nicht sehr zu verwundern.

Während seines Aufenthalts zu Rom hatte die päpstliche Polizei erfahren, wer er war und daß er in Spanien als Revolutionär zum Tode verurtheilt sei. Er erhielt Befehl, ungesäumt abzureisen und ging nach Neapel. Unterwegs las er den neuesten „Osservatore romano" und fand da: „Der Papst hat dem entthronten und seines Landes beraubten Könige von Hannover Gastfreundschaft in Rom angeboten, da Rom ein Asyl, eine ewige Zufluchtsstätte für die Unglücklichen ist." „Ein sardonisches Lächeln lief über meine Lippen, und mein Speichel schmeckte bitter wie Galle", fügt Castelar hinzu.

Von dem tollen Treiben auf den Straßen Neapels, der „großen Stadt", von dem Jagen und Schreien, der seltsamen Mischung von trägstem Müßiggange und übereifriger Geschäftigkeit, entwirft der Verfasser, freilich nicht ohne einigen Misbrauch der rhetorischen Figur der Hyperbel, ein ebenso anschauliches wie ergötzliches Bild. Die Reflexion tritt hier zurück, freilich nur um Digressionen anderer Art Platz zu machen. Der südliche Charakter der Landschaft und Architektur bietet ihm Gelegenheit zu einem begeisterten Hymnus auf die geliebte Heimat: wir sehen die Herrlichkeiten von Cordova, Sevilla, Cadix und Granada, noch mehr wie sie der sehnenden Phantasie des Verbannten erscheinen, als wie sie sind, in brennenden Farben an unsern geblendeten Augen vorüberziehen. Deshalb ist ihm auch Neapel besonders werth, weil es, so lange der Sitz spanischer Vicekönige und die Residenz von Herrschern aus spanischem Königsstamme, zahlreiche Erinnerungen an die Iberische Halbinsel bietet.

Wenn Castelar auch in einem Vorwort seinen deutschen Uebersetzer nach eigener und nationaler Sitte in etwas gar zu excentrischer Weise preist, so hat er doch im ganzen Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe gewesen, diesen bilderreichen, hochfliegenden, zuweilen fast an das Bombastische streifenden Stil getreu wiederzugeben, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Die Ueberseßung ist im ganzen leicht und flüssig und liest sich gut, wenn auch einzelne spanische Wendungen mit unterlaufen und sich auch durch einige Schreib- und Druckfehler Verstöße gegen Grammatik und Orthographie eingeschlichen haben. **Otto Speyer.**

Zur Nibelungenfrage.

Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Eine gekrönte Preisschrift. Von Hermann Fischer. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1874. 8. 5 M.

Das Nibelungenlied beschäftigt fort und fort Gelehrte und Ungelehrte, und Jahr um Jahr vermehrt sich die Nibelungenliteratur. Die verschiedenen Ausgaben erscheinen in neuen Auflagen, Schulausgaben werden von den Herausgebern neben den kritischen veranstaltet und finden Beifall und Aufnahme; die zahlreichen Ueberseßungen finden auch fort und fort Leser, die Nibelungendichtung ist Gegenstand sowol streng wissenschaftlicher Forschung wie populärer Darstellung; zu Promotionsdissertationen und zu Programmabhandlungen muß sie besonders häufig das Thema abgeben. Auch die Polemik hat sich neuerdings auf diesem Gebiete wieder eingestellt, nachdem eine Zeit lang eine Art Waffenruhe gehalten worden ist.

Polemik in Sachen des Nibelungenliedes hat bei uns keinen guten Klang. Es ist hier doch zu viel gesündigt worden gegen die Sitte und den Anstand, so viel, daß die Vertreter der germanistischen Philologie den zweifelhaften Ruhm ernteten, in Grobheit und Leidenschaft die zanksüchtigen Theologen weit überholt zu haben. Ist der in den funfziger Jahren durch Holtzmann's Untersuchungen angefachte Nibelungenstreit nicht mit Unrecht bei den Jüngern anderer Disciplinen Gegenstand des spöttischen Hohns geworden, so hat er doch auch eine tröstliche und erfreuliche Seite insofern, als die Verirrungen der Leidenschaft doch nur die lebhaften Zeugnisse wärmster Liebe und

Begeisterung oder des tiefinnersten Zornes waren. Auch haben keineswegs alle, die in den Streit als Kämpfer eingetreten sind, sich zu unüberlegtem und unedelm Gebaren hinreißen lassen. Trotz aller schlimmen Auswüchse hat der Streit auch gute und reiche Frucht getragen, weil wir durch ihn der Erkenntniß und Wahrheit immer näher und näher gekommen sind.

Zwar scheint sowol dem, der von außen den Kampf und seine Ergebnisse als unbetheiligter Zuschauer betrachtet, als auch dem andern, der an einer bestimmten Meinung festgehalten hat und durch alle gegnerischen Auslassungen nicht andern Sinnes geworden ist, an diesem Nibelungenstreite das Charakteristische gerade das zu sein, daß durch ihn nichts herausgekommen ist, daß er uns nicht vorwärts gebracht hat, daß die Lachmann'sche Theorie nach wie vor ihre Anhänger besitzt und nicht allein die alten Anhänger behalten, sondern auch neue gewonnen hat, und noch dazu sind unter diesen neuen sehr tüchtige junge Gelehrte, die Hoffnungen erwecken oder sie auch schon erfüllt haben. Aber diese Ergebnißlosigkeit ist doch nur scheinbar. Allerdings besteht die alte Anschauung noch und genießt das Ansehen weiter Kreise, allerdings hat auch die neue durch Holtzmann und zugleich durch Zarncke vertretene Theorie alte und neue Anhänger, die auch ihr Feld behaupten und sich durch alle Anstrengungen der Gegenpartei nicht verdrängen lassen. Aber was mir als das wichtigste Ergebniß dieses Streits gilt, ist die Aufstellung einer neuen Theorie, welche zwischen jenen beiden Auffassungen vermittelt, oder, wenn sie nicht vermittelt, sich beiden gegenüberstellt, sie beide für verfehlt erklärt und ein besseres Drittes an ihre Stelle setzt.

Der Streit hatte zunächst die Wirkung, daß sich auf der einen Seite die Anhänger Lachmann's noch fester als vorher an die Lehre des Meisters anklammerten, auf der andern nicht wenige seiner frühern Anhänger sich offen zu der neuen Lehre Holtzmann's und Zarncke's bekannten. Daß es sich hier nicht allein um die Auffassung der Entstehung der Nibelungendichtung handelte, sondern daß es namentlich die Frage nach der besten und originalen Handschrift zu erörtern galt, ist längst allgemein bekannt, sodaß wir hier nicht eine Belehrung über die Nibelungenhandschriften A, B und C zu geben brauchen. Außer denen, die sich in entschiedener Weise für die eine oder die andere Theorie erklärten, gab es doch auch gar manche andere, die der Lachmann'schen Lehre, der sie sich früher, weil es eben nicht anders ging, willig gefangen gegeben hatten, nun durch die neuen Lehren untreu wurden, aber doch auch nicht völlig durch eben diese neuen Lehren überzeugt werden konnten. Sie waren um einen Glauben ärmer und zu Zweiflern geworden. Wer die Polemik, die nun auf beiden Seiten geführt wurde, objectiv zu betrachten die Fähigkeit besaß, der mußte schon von seiten der Logik aus zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein Sieg weder für die eine noch für die andere Partei möglich war.

Holtzmann und Zarncke und nach ihnen Heinrich Fischer haben unwiderleglich nachgewiesen, daß die Handschrift C nicht aus A entstanden sein kann. Auf der andern Seite haben Rieger, Müllenhoff und von Liliencron unwiderleglich nachgewiesen, daß die Handschrift A nicht aus C entstanden sein kann. Beide Theile haben somit recht. Also haben beide unrecht. Wenn beide Haupthandschriften nicht zueinander in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen, dann folgt weiterhin unwiderleglich, daß sie eine gemeinsame Quelle haben müssen.

Auf diesen Gedanken führte zunächst die Schrift von E. Pasch, der aber aus dem Resultate eines ältern Grundtextes weiter keine Consequenzen zog. Erst Karl Bartsch war es vorbehalten, die Idee einer gemeinsamen Quelle zu einer eigentlichen Theorie emporzuheben. Die hohe Bedeutung und die zwingende Kraft dieser neuesten Theorie beruht darin, daß sie in der Literaturgeschichte ihren Halt sucht und findet, daß sie in durchaus einfacher und ungezwungener Weise alle Schwierigkeiten löst, wenn sie auch in einzelnen kleinen Punkten noch Zweifel übriglassen mag. Wir können hier nicht des Nähern auf diese Anschauung von Bartsch eingehen. Es ist ja allgemein bekannt, daß er in einem umfassenden, streng gelehrten Werke, in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (Wien 1865) die neue Ansicht darlegte und in kürzern Zügen sie auch in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Nibelungenliedes, eigentlich der Nibelungenoth (in der Pfeiffer'schen Sammlung, zuerst 1866), sodann auch in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Nibelungenliedes (Leipzig 1867) weitern Kreisen zu vermitteln suchte. Auch in der von Bartsch besorgten neuesten Ausgabe des „Grundrisses" von Koberstein ist seine Theorie entwickelt, und über sie wird bereits in den literargeschichtlichen Lehrbüchern berichtet. Es ist ferner allgemein bekannt, daß Bartsch die zuerst von Holtzmann angeregte, dann von Franz Pfeiffer weiter ausgebildete Idee adoptirt hat, daß der Kürenberger, unter dessen Namen wir eine Reihe lyrischer Strophen besitzen und der uns als der älteste der Minnesänger gilt, der Verfasser des Nibelungenliedes sei. Man muß sich aber sehr hüten, diese Verfasserschaft des Kürenbergers als die Hauptsache von Bartsch's Darlegung anzusehen. Es ist dies ein Moment zweiten Ranges und berührt zunächst gar nicht den Beweis von dem Verhältniß der Handschriften und von der einstigen, jetzt nur ideell erfaßbaren Gestalt des Originals.

Eine Vermittlerrolle ist immer mislich. Das hat Bartsch ebenfalls kosten müssen, denn er hatte, statt die Parteien zu vereinen, nun sich selbst in ihnen zwei Gegner geschaffen. Von beiden Seiten hat er Widerspruch erfahren; aber es ist eigenthümlich: was bisjetzt gegen Bartsch vorgebracht wurde, trifft den Cardinalpunkt der ganzen Frage nicht. Nur Einzelheiten und Nebensachen sind aufgegriffen worden, und namentlich hat die Kürenberger-Hypothese herhalten müssen, das Ziel der feindlichen Geschosse zu sein. Eine eigentliche selbständige und eingehende Streitschrift ist gegen Bartsch's Theorie noch nicht geliefert worden. In dieser Schweigsamkeit und in diesen bisjetzt nur schwächlichen Angriffen liegt nach meinem Dafürhalten von seiten der ursprünglichen beiden Parteien das unausgesprochene Zugeständniß, daß die von Bartsch eingenommene Position uneinnehmbar sei.

Auch an Zustimmung der Fachgenossen hat es Bartsch nicht gefehlt. Er spricht selbst einmal davon in seiner „Germania", als er die dritte Auflage von Zarncke's Nibelungenlied-Ausgabe recensirte. Er gedenkt da verschiedener zustimmender Besprechungen, die seine „Untersuchun-

gen" gefunden, sowie mehrerer mündlicher und schriftlicher Privatmittheilungen. Entschieden aber und mit kritischer Selbständigkeit ist nach dem Erscheinen der „Untersuchungen" kein Germanist aufgetreten, der sich als Anhänger der Lehre von Bartsch bekannt hätte. Endlich liegt aber doch ein solches Bekenntniß vor: der Verfasser der vorliegenden Schrift, ein noch jugendlicher Autor, nimmt offen Partei für Bartsch und belegt sein Urtheil mit Gründen. Das Gewicht dieser Parteinahme erhöht sich dadurch, daß Hermann Fischer die Theorie von Bartsch im Zusammenhange mit den vorliegenden Anschauungen prüft, und daß er andererseits nicht durchaus mit den Ausführungen von Bartsch übereinstimmt, sondern seine Selbständigkeit wahrend die Entstehung des gemeinsamen Originals in die Zeit von 1170 setzt, welche Bartsch als die Zeit einer ersten Umarbeitung annimmt. Schon hieraus ist die wissenschaftlich objective Haltung des Buchs zu erkennen. Es ist überhaupt weder der Tendenz und Aufgabe noch der Ausführung nach eine Streitschrift. Aber wenn es dem Verfasser darauf ankam, die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann zu erörtern, so konnte ein solches Referat unmöglich den Verzicht auf ein eigenes Urtheil in sich schließen. Bei aller Ruhe und Leidenschaftslosigkeit seines Vortrags erweist sich Fischer als ein entschieden selbständiger Forscher und Kritiker, der sich keiner Autorität gefangen gibt, aber Partei nimmt, wo es die Sache verdient und fordert.

Eine ganze Reihe von Jahren hat es doch gewährt, ehe eine öffentliche Stimme sich für die neueste Nibelungen-Theorie vernehmen ließ. Das ist nicht zu verwundern, denn es ist auch, wie angedeutet, vorher keine einzige selbständige Schrift gegen Bartsch erschienen, die einen Anhänger desselben zur Polemik veranlaßt hätte. Diese bisjetzt einzige Stimme — denn die wenigen günstigen Recensionen über das Buch von Bartsch fallen nicht ins Gewicht — wird nicht die einzige bleiben. Mit der Zeit wird sich die neue Lehre Bahn brechen, wenn auch Einzelheiten fallen müssen und einzelne Unklarheiten zurückbleiben werden. Das Prophezeien ist gerade kein dankbares Geschäft, aber ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß einmal die Zeit kommen wird, in der man sich fragt, wie es nur möglich gewesen, die Annahme einer gemeinsamen Quelle überhaupt zu leugnen.

Meine Studien haben mich nie speciell und praktisch auf das Nibelungenlied geführt, und an der Polemik auf diesem Felde habe ich mich nie betheiligt. Lieb ist mir aber, daß ich hier durch die Anzeige des vorliegenden Buchs Gelegenheit finde, Farbe zu bekennen. Theoretisch habe ich die Nibelungenfrage von Anfang an mit Vorliebe studirt, aber weder die eine noch die andere der beiden ältern Theorien haben mich befriedigt und überzeugt. Persönliche freundliche Verhältnisse, die ja sonst öfter ihre Wirkung äußern, führten mich nicht zu einer entscheidenden Wahl. Ich befand mich in der übeln Lage, allen Verfassern der Streitschriften recht und zugleich unrecht geben zu müssen. Die Schrift von Bartsch aber brachte Licht in das Dunkel. Und daß gar keine andere Lösung möglich sei, das zeigte sich mir erst recht, als ich Zeile für Zeile in den verschiedenen Recensionen oder auch in den verschiedenen Handschriften mit meinen Studenten, mit den Mitgliedern meines deutsch-philologischen Seminars vergleichend las. Einzelnes bleibt unentschieden; aber das Ergebniß ist unabweisbar, daß an eine stufenweise erfolgte Entstehung der drei Haupthandschriften gar nicht zu denken ist, daß also ein unbekannter Urtext statuirt werden muß, und zweitens daß die Nibelungenoth (A und B) diesem Original im großen und ganzen näher kommt als das Nibelungenlied (C).

Diese Hauptsätze umzustoßen, wird einem Gegner nicht gelingen. Daß aber an dem „Buche", nicht an dem Cardinalpunkte der Theorie von Bartsch manches corrigirt werden kann und muß, daß auch die Folgerungen, die er zog, in Zweifel zu ziehen und vielleicht auch abzuweisen sind, das soll nicht in Abrede gestellt werden. So bin ich persönlich der Ansicht geworden, daß das Original, d. h. das erste Original, doch nicht so alt sein kann, als Bartsch es annimmt. Er operirte mit den alterthümlichen Reimen; ich aber glaube, daß die „modernen" Reime, die in beiden Recensionen, also auch im Original, sich finden, die Entstehung des Gedichts in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts weisen, nicht in die erste. Dann bedarf es aber auch nicht der Annahme einer historisch doppelten Umarbeitung, welche überhaupt die Theorie von Bartsch etwas schwierig und verwickelt macht.

Die Schrift von Hermann Fischer gestaltet sich in dem Theile, der die Theorie von Bartsch erörtert, dadurch zu einer Partei- und Vertheidigungsschrift, daß sie hier mit persönlicher Entschiedenheit aus den Schranken einer blos referirenden Darstellung heraustritt und sich des eigenen subjectiven Urtheils nicht begibt. Im übrigen aber und in der Hauptsache ist diese Schrift, wenn sie auch nirgends die Kritik ausschließt, eine objectiv referirende und orientirende. Daß Fischer sich so entschieden für die neueste Theorie ausgesprochen, ist ihm als Verdienst anzurechnen; wir würden aber seine Leistung unterschätzen, wollten wir in der Freude über diese Bundesgenossenschaft hierin den alleinigen Schwerpunkt des Buchs suchen. Nicht Eine Theorie, sondern alle Theorien, nicht blos die Handschriftenfrage, sondern auch die andern wichtigen Fragen werden hier in gewissenhaftester Weise erörtert. So ist in der That diese Schrift gleich einer Einleitung in das Studium des Nibelungenliedes anzusehen.

Die Arbeit, die der Verfasser als Erstlingsversuch der Oeffentlichkeit übergibt, verdankt ihre Entstehung einer von der philosophischen Facultät zu Tübingen im Jahre 1871 gestellten Preisaufgabe über das Thema: „Die neuesten Theorien über Entstehung und Verfasser des Nibelungenliedes sollen dargestellt und kritisch beleuchtet werden."

Während sonst derartige Preisaufgaben vielfach ungelöst bleiben, war die tübinger philosophische Facultät in der glücklichen Lage, zwei Arbeiten mit dem Preise krönen zu können. Außer Hermann Fischer war Karl Vollmöller der glückliche Bewerber. Merkwürdigerweise vertreten beide junge Gelehrte verschiedene Ansichten: Vollmöller ist Anhänger der Lachmann'schen Lehre. Leider hat Vollmöller nur einen Theil seiner Preisschrift der Oeffentlichkeit übergeben, den Theil, der die neuesten Theorien über den Verfasser des Nibelungenliedes be-

handelt. Seine Schrift „Kürenberg und die Nibelungen" trägt zwar dieselbe Jahrzahl wie die von Fischer, ist aber eher zur Veröffentlichung gelangt; Fischer nimmt auf die Ausführungen seines Concurrenten und Gegners noch in einem Anhange Rücksicht. Vollmöller's Schrift hat in Nr. 11 d. Bl. f. 1875 Heinrich Rückert bereits angezeigt. Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß Vollmöller die Pfeiffer-Bartsch'sche Theorie von der Identität des Kürenbergers mit dem Verfasser des Nibelungenliedes verwirft und zu widerlegen sucht.

Wenn nun auch diese Schrift wieder zu wissenschaftlichen Erörterungen angeregt hat, so würde es doch noch interessanter gewesen sein, wenn Vollmöller statt dieser Nebenfrage, für deren Entscheidung Bartsch auch nur die Wahrscheinlichkeit in Anspruch nimmt, die Hauptfrage über die Entstehung, namentlich die Handschriftenfrage zuerst berücksichtigt hätte, sobald er eben nur einen Theil seiner Schrift veröffentlichen wollte. Wenn wir das Ganze erhalten hätten, was gewiß das Willkommenste gewesen wäre, so würde auch der zum Abdruck gelangte Theil gewonnen haben. Vielleicht entschließt sich Vollmöller noch dazu, auch den noch verborgenen ersten Theil an das Licht zu bringen. Er hat uns gespannt gemacht. Wir möchten doch erfahren, wie er als Anhänger der Liedertheorie sowol Holtzmann-Zarncke als auch Bartsch bekämpft und widerlegt. Namentlich wünschen wir die Einwände gegen die Annahme einer gemeinsamen Quelle kennen zu lernen. Diese würden die Anregung und die Grundlage zu fruchtbaren Discussionen bieten können.

Die beiden Preisgekrönten sind einander ebenbürtig in gelehrten Kenntnissen, in tüchtiger Schulung, in dem Ernste ihres Strebens und in der fleißigen Ausführung ihrer Aufgaben. Mit Recht wurden beide belohnt; nicht der Standpunkt, nicht das gewonnene Resultat konnte hier das Bestimmende sein, sondern die Wissenschaftlichkeit. Für die Oeffentlichkeit wird das Buch von Fischer den höhern Werth insofern beanspruchen dürfen, als in ihm ein Ganzes geboten ist, als sein Gesammtinhalt auch außerhalb der specifischen Fachkreise das Interesse erwecken kann, während Vollmöller sich ausschließlich an die Fachgenossen wendet.

Die umfassendste Belehrung über das Nibelungenlied, seine Entstehung und Literatur bot bisjetzt Zarncke's meisterhafte Einleitung zu seiner Nibelungenlied-Ausgabe und wird sie auch ferner bieten. Fischer's Abhandlung ergänzt diese Einleitung nach verschiedenen Richtungen hin. Sie ist lange nicht so reichhaltig wie diese, aber sie ist auf der andern Seite auch bei weitem eingehender. Sie kann und muß das als gelehrte Monographie; eine Einleitung hat ja einen andern Zweck. Wer sich mit der Nibelungenfrage näher beschäftigen will, ohne sich in die ganze gelehrte Nibelungenliteratur und namentlich in die zahlreichen Streitschriften zu vertiefen, wer einen Wegweiser braucht auf diesen vielfach verschlungenen Pfaden, der wird in Fischer's Buch reichste Belehrung und Anleitung finden.

Im Anschluß an die gestellte Aufgabe behandelt der Verfasser zuerst „die Entstehung des Nibelungenliedes". Diesen ersten Theil zerlegt er in drei Abschnitte. Zuerst wird „die Handschriftenfrage", dann „die Nibelungensage" besprochen, woran sich drittens eine Erörterung über „die historischen Verhältnisse und Vorläufer des Nibelungenliedes" anreiht. Der zweite Theil gilt dem „Verfasser des Nibelungenliedes". Hier schließt sich Fischer ebenfalls an Bartsch an, indem er die Wahrscheinlichkeit der Verfasserschaft des Kürenbergers verficht.

Am Schlusse der ganzen Abhandlung werden die Hauptpunkte der Resultate kurz zusammengestellt.

Im Anhang wendet sich der Verfasser gegen die Schrift von Vollmöller und gegen einen in Haupt's Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz von Wilhelm Scherer über den Kürenberger.

Der wissenschaftliche Geist, der sich überall bekundet, die ruhig abwägende Darstellung, die klare und einfache Sprache wird diesem Werke eine ehrenvolle Stelle in unserer gelehrten Literatur sichern; nicht minder aber wird es eine patriotische Mission erfüllen, indem es über unser erstes Nationalgedicht eine allgemein faßliche Unterweisung bietet, wie eine solche bisjetzt noch niemals versucht worden ist.

Wem eine solche Erstlingsschrift gelungen, von dem dürfen noch weitere Leistungen edler Art erwartet werden. Möge Hermann Fischer auf der betretenen Bahn vorwärts schreiten, und möge er, dem ein solcher Preis geworden, auch künftig im Ringen nach den Kränzen der Wissenschaft des Glücks theilhaftig sein!

Reinhold Bechstein.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Drama des norwegischen Dichters Ibsen: „Die Kronprätendenten", bearbeitet von Adolf Strodtmann, ist von der meininger Gesellschaft am Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin zur Aufführung gebracht worden, mit all dem Glanz und all der Treue scenischer Ausstattung, durch welche die Regie jenes Hoftheaters sich auszeichnet. Die norwegische Dramatik gehört zu den Specialitäten jener Hofwandergesellschaft. Das Stück, dessen Stoff der altnorwegischen Geschichte angehört und für die Gegenwart geringes Interesse bietet, hatte keinen durchschlagenden Erfolg. Wol aber betrachten wir in der Herrschaft der norwegischen Dramatik auf deutscher Bühne ein neues Symptom jenes verhängnißvollen theatralischen Kosmopolitismus, welcher eine Erbkrankheit der deutschen Bühne ist, aber durch sein Ueberwuchern die Blüte der nationalen Dramatik immer von neuem erstickt. Welche Selbständigkeit bewahrt sich die französische Bühne, wie fern hält sie sich von allen fremden Einflüssen. Einer Absperrung gegen das wahrhaft Bedeutende, das fremde Genies geschaffen, soll damit keineswegs das Wort geredet werden; doch der Protest gilt dem Import fremder Waaren, denen gerade das Fremdländische zur Empfehlung gereichen soll. Wie viele seichte französische Komödien und Singspiele spuken auf der deutschen Bühne, und wie groß ist die Beeiferung unserer Directoren, sie anzukaufen gegen Bedingungen, welche den einheimischen Autoren nicht bewilligt werden; dazu kommen in neuester Zeit noch russische Stücke, welche von französischen Autoren bearbeitet worden sind. Die Verdienste und Vorzüge, welche Stücke wie das Drama von Ibsen besitzen, finden sich in einer großen Zahl neuer deutscher Dramen, an deren Aufführung keine Intendanz und keine Direction denkt; und diese

Stücke behandeln oft deutsche Stoffe, welche mit dem norwegischen Drama vielleicht die Zeitferne gemein haben, dafür aber doch auf vaterländischem Boden spielen; wir können nicht umhin, in dieser Protection fremdländischer Dramatik einen der Hauptgründe zu sehen, die das Aufkommen eines nationalen Dramas und seine freudige Entwickelung hemmen.

— Das neue Lustspiel des außerordentlich fruchtbaren Adolf Wilbrandt: „Die Wege des Glücks", ist am wiener Burgtheater diese Wege nicht gewandelt, sondern hat weder bei dem Publikum noch bei der Kritik Beifall und Anerkennung gefunden. Das Stück knüpft an den Ofenheim'schen Proceß an, hat aber gerade durch das Streben nach Actualität die Sympathien des wiener Publikums eingebüßt. Freilich soll auch das Lustspiel selbst, wenn man den Aussprüchen der wiener Kritik trauen darf, eine flüchtige und unbedeutende Arbeit sein.

— Wie der Circus Renz, gehen jetzt ganze Theatergesellschaften mit Kind und Kegel auf Reisen; es ist das eine neue Phase des Virtuosenthums, die wir bereits in „Unsere Zeit" als das Virtuosenthum des Ensemble bezeichnet haben. Auch Heinrich Laube hat sich mit der ganzen Gesellschaft des wiener Stadttheaters nach Pesth begeben, dort beträchtliche Kassenerfolge gemacht und mehrere Reden gehalten, aus denen hervorgeht, daß er mit den Ergebnissen seiner Culturmission in die andere Reichshälfte zufrieden ist. Das weimarische Hoftheater ist von der Direction des berliner Victoriatheaters aufgefordert, dort in einem Ensemblegastspiele die zwei Theile des Goethe'schen „Faust" in der Otto Devrient'schen Einrichtung mit dreigetheilter Bühne zur Aufführung zu bringen, doch hat sie dies abgelehnt.

— Robert Hamerling's „Sieben Todsünden" mit der Musik von Adalbert von Goldschmidt kam in den Reichshallen zu Berlin zur Aufführung. Der Erfolg war ein glänzender. Der Musik wird Weichheit und Gewalt und namentlich in der Darstellung der Leidenschaften charakteristische Kraft nachgerühmt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die Nachricht vom Tode der George Sand wirkte um so überraschender, als von der Krankheit der hochbegabten Schriftstellerin nach Deutschland keine Kunde gedrungen war und als man sich daran gewöhnt hatte, sie zu den Unsterblichen zu rechnen, über welche der Tod keine Gewalt habe. Brachte doch die „Revue des deux mondes" noch fortwährend Erzählungen von ihrer Feder, die ihren frischen Geist und ihre seltene Darstellungsgabe nicht verleugneten. Mit dieser ersten europäischen Zeitschrift war George Sand so eng verwachsen, daß ihr Tod eine geradezu unersetzliche Lücke in den Kreis der Mitarbeiter reißt. Die Zeit, in welcher George Sand einen europäischen Einfluß ausübte, namentlich auch auf die deutsche Literatur und das Junge Deutschland, ist freilich vorübergegangen, die Zeit, wo eine „Indiana", eine „Lélia", „Valentine" u. a. wie Offenbarungen eines neuen Cultus der Weiblichkeit begrüßt wurden und in tausend Herzen die Ahnungen einer Emancipation warfen, welche von der heutigen himmelweit verschieden war. Es ist keine Frage, so sehr man auch ihre fortgeschrittene Kunst der Darstellung bewundern mochte, daß sie die geistige Bedeutung jener ersten Werke später nicht wieder erreicht hat; so ist namentlich „Lélia" ein für alle Zeiten mustergültiges Werk; die zwei großen Hauptrichtungen des weiblichen Lebens und der weiblichen Charaktere sind nie wieder mit so typischer Wahrheit erfaßt und geschildert worden; man vergleiche damit z. B. wie der deutsche Dramatiker Wilbrandt einen ähnlichen Gegensatz in „Arria und Messalina" mit aller Härte des Extrems erfaßt hat.

Das Leben der George Sand hat nicht ganz den romanhaften Reiz, mit welchem lange Zeit hindurch die Phantasie nachstrebender Frauen es ausschmückte. Mindestens hat sie in ihrer „Histoire de ma vie", so bändereich diese Denkwürdigkeiten sind, wenig dazu gethan, erlebte Abenteuer mit phantasievollem Zauber darzustellen, sondern sie vertiefte sich in diesem Werke in Betrachtungen über den eigenen Entwickelungsgang, über mächtige Lebensfragen u. s. w. In der That sind Jahrzehnte im Leben dieser merkwürdigen Frau in freundlicher Idyllik dahingegangen, in welcher nur die Beschäftigung mit der Feder gleichsam den Gang der Stunden bezeichnete. Romanhaft war nur ihr erstes Auftreten in Paris, obschon sie mehr aus Nothwendigkeit und um des Erwerbs willen als in genialer Laune in Männerkleidern einherging, und dann jene Epoche ihres Lebens, welche in der Sand-Musset-Literatur eine unliebsame Beleuchtung gefunden hat.

George Sand war 1804 zu Paris geboren als Aurore Dupin, aus einer Familie, die ihre Abstammung väterlicherseits von dem Marschall Moritz von Sachsen herleitete. Sie wurde auf dem Schlosse Nohant bei einer frommen Großmutter erzogen, dann in einem Kloster zu Paris, heirathete 1822 einen ehemaligen Offizier, Dudevant, dem sie zwei Kinder schenkte; doch war die Ehe ohne alle tiefere Sympathie, sie trennte sich 1831 von ihrem Mann und ging nach Paris, wo sie sich durch Uebersetzungen und durch ihr Zeichentalent einen Erwerb schaffte. Sie wurde zuerst Mitarbeiter am „Figaro" und schrieb mit Jules Sandeau ihren ersten Roman „Rose et Blanche" unter dem Namen Jules Sand, dann allein den Roman „Indiana" (1832), den sie unter dem Namen George Sand herausgab; es folgte „Valentine", „Lélia", „Jacques", „André", „Leone Leoni" und mehrere andere Werke, die ihrem Namen europäischen Ruf verschafften. Seit 1836 war sie auch gerichtlich von ihrem Mann geschieden. Die Chronik ihrer spätern Herzens- und Liebesabenteuer ist noch nicht geschrieben, man muß sie aus ihren Romanen herauslesen; jedenfalls übten bedeutende Männer auf die Richtung ihrer Schriften vorwiegenden Einfluß. Der Mystiker Pierre Leroux imponirte ihr längere Zeit hindurch; Spuren dieses Umgangs finden sich in „Spiridion" (1839) und „Consuelo" (1842). Der Advocat Michel von Bourges weihte sie in den radicalen Socialismus ein, der sich in zahlreichen Schriften wie: „Le compagnon du tour de France" (1840), „Le meunier d'Angibault" (1845) und andern Romanen zeigte. Sich selbst überlassen, folgte sie dem Hang zu feiner Psychologie des Herzens und Gestaltung rein origineller Charaktere, wie „La petite Fadette" und ähnliche Erzählungen; sie hat auf diesem Gebiete bis in die neueste Zeit („Jean de la Roche", 1860, „La confession d'une jeune fille", 1864) viele kleine Meisterstücke geschaffen. Dem Theater hatte sie sich 1849 mit „François le Champi" nicht ohne Erfolg zugewendet, doch verließ sie auf diesem Gebiete später das Glück, während ihre gesammelten dramatischen Werke doch Proben eines seltenen Talents geben und besonders für deutschen Sinn viel Anziehendes bringen. Hin und wieder trat sie aus ihrer Idylle von Nohant mit irgendeinem Programm in das politische Leben, da sie, wenn auch künstlerisch sich beschränkend, doch mit altem Feuereifer den Idealen politischer und socialer Reform ergeben war.

Bibliographie.

Ball, T., Die Welterschaffung als Erschaffung des Menschen. Wissenschaftlich festgestellt. Neiße, Huch. Gr. 8. 1 M.

Einige Bemerkungen über die Situation und Aussichten unserer politischen Parteien. Berlin, van Muyden. Gr. 8. 60 Pf.

Bluntschli, Deutsche Naturalisation einer separirten Französin und Wirkungen der Naturalisation. Beleuchtung einer Frage des internationalen Rechts bei Gelegenheit des Streites zwischen dem Prinzen von Bauffremont und der Fürstin Bibesco. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 80 Pf.

Bock, W. v., Staatskirchenthum in der Sackgasse. Erneuerte und vermehrte Auflage des 1874 erschienenen Werkes Russische Bekehrungen ꝛc. von einem stillen Beobachter. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 6 M.

Flügel, O., Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt. Köthen, Schulze. Gr. 8. 5 M.

Gustav vom See (G. von Struensee), Die Philosophie des Unbewußten. Roman. 3 Thle. Hannover, Rümpler. 8. 10 M.

Ouida, Idalia. Roman. Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Rohde, E., Der griechische Roman und seine Vorläufer. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 11 M.

Runde, G., Das Reichseisenbahnproject vom volkswirthschaftlichen und finanziellen Standpunkte auf Grund amtlicher Statistik beleuchtet. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

